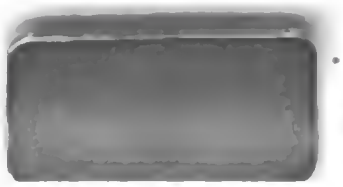
5

AP30
.A43
1813



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1813.

INDIANA UNIVERSITY
LIBRARY

DRITTER BAND.

SEPTEMBER bis DECEMBER.

Stadtbibliothek
Doublette.

HALLE,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der Königl. Sächs. privil. Zeitungs-Expedition.
1813.

Digitized by Google

163282

A P2
A13
1613

VISVESVARAYA ANANDA
VANAM

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

GESCHICHTE.

ALTONA, b. Hammerich: *Geschichte der englischen Parlamentsberedsamkeit*, von *D. H. Hegewisch*, Professor zu Kiel und Mitglied der Königl. Societät der Wissenschaften zu Kopenhagen. 1804. VI u. 333 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wenn wir die Anzeige des vorliegenden Werks mit Klagen über den zu frühen Tod seines Vfs. beginnen, so haben wir dazu ausser der allgemeinen noch die besondere Veranlassung, dass eben dieser Tod die Hoffnung auf eine Fortsetzung desselben vollends vereitelt hat. Denn — dies müssen wir für unsere Leser sogleich bemerken — so wenig der Titel darauf hindeutet, so erhält man dennoch hier ein unvollständiges Ganzes. Dieser Umstand mindert allerdings die Freude die das Erscheinen dieses Werks sonst erwecken musste, das als eine Bereicherung unserer Literatur zu betrachten ist; wenigstens weiss Rec. kein früheres dieser Art anzugeben, und er verlässt sich dabey weniger auf seine eigne Literaturkenntniss, als auf den Vorgang des Vfs., bey dem sich nirgends eine Spur von einer deutschen, ja selbst von einer englischen Vorarbeit im engsten Sinne des Wortes, zu diesem Werk findet, ob er gleich seine Quellen und Vorarbeiten im weitern Sinne selbst angeführt hat. Wir glauben daher den Dank unserer Leser zu verdienen, und werden uns zugleich zur Beurtheilung des Werks den Weg bahnen, wenn wir hier zuvörderst von dem gesammten Inhalt desselben eine kurze, doch möglichst vollständige Uebersicht geben.

Erstes Kap. (Das kürzeste von 18 Seiten). *Von den ältesten Zeiten bis auf den Regierungsantritt Jacobs des Ersten.* (Eigentlich nur bis Elisabeth.) Dürftiger, als man glauben sollte, sind die Nachrichten, welche der Vf. aus diesem Zeitraum auffand. Vom ersten unbestimmten Ursprung der Parlamente bis auf die Zeiten Elisabeths findet man nicht die geringste Nachricht von Rednern, die sich ausgezeichnet hätten, noch überall von Reden, die gehalten wären, und jede Mühe, Spuren von Beredsamkeit in den frühern Jahrhunderten aufzusuchen, scheint vergebens zu seyn. (Dass diese Behauptungen nicht ganz ohne Einschränkung zu nehmen sind, erhellt aus einigen gleich anzuführenden Beyspielen vor Jacobs Zeit wirklich gehaltener und noch vorhandener Reden.) Unter diesen Umständen begnügt sich der Vf., es wahrscheinlich zu machen, dass im Mittelalter wenigstens eine Art *natürlicher* Beredsamkeit statt gefunden habe. Er liefert bey dieser Veranlassung eine Apologie des Mittelalters, die er in unsern Tagen leicht hätte ersparen können. Verschiedene Umstände deuten nach dem Vf. auf die Existenz einer solchen natürlichen Beredsamkeit hin. Es werden im Parlament Gesetze und Urtheilssprüche abgefasst, welche lebhafte Debatten voraussetzen lassen, wobey allerdings das natürliche Talent sich entwickelt haben wird. Schon 1377 wählte das Haus der Gemeinen den ersten Sprecher (Peter de la Mere), ohne Zweifel, weil man bey der Lebhaftigkeit der Debatten das Bedürfniss dieser Einrichtung fühlte. Die Geistlichen, welche von jeher im Parlament sassen, erhielten doch eine Art gelehrter Erziehung, und waren mit den alten Dichtern und Rednern nicht ganz unbekannt. Der in Italien wiedererwachte Geschmack an der alten Literatur hatte frühzeitig auch in England Wurzel gefasst. Diese Umstände mussten dem Aufleben der Beredsamkeit günstig seyn. Dass in den Parlamentern unter Heinrich VIII., Eduard VI. und Maria die ersten Versuche einer gelehrten und künstlichen Beredsamkeit gemacht worden, lässt sich theils aus den damaligen literarischen und mehr noch kirchlichen Bewegungen schliessen, theils bestätigen es einige noch wirklich vorhandene Reden aus dieser Zeit. Von dieser Art ist die Rede des Bischofs Fischer von Rochester, welche er 1529 im Oberhause gegen eine Bill des Unterhauses hielt, wodurch die Anmassungen der Geistlichen in weltlichen Dingen beschränkt werden sollten. Unpassender weise hat der Vf. nur einen einzigen abgerissenen Satz als Probe derselben angeführt. Der despotische Charakter Heinrichs VIII., dem noch dazu jenes politische Inquisitions-Gericht, die *Sternkammer*, zu Gebote stand, die mit willkürlicher Gewalt auch Parlamentsglieder einziehn lassen und richten konnte, hinderten den freyen Gebrauch der Redekunst. Gleich im ersten Parlamente der Königin Elisabeth stritten neun Bischöfe lebhaft gegen die Suprematsacte, die den jedesmaligen Regenten für das höchste Oberhaupt der Kirche erklärt. Zwey dieser Reden (Abhandlungen voll kirchenhistorischer, kirchenrechtlicher u. a. Gelehrsamkeit) sind noch vorhanden. Obgleich die Protocolle des Parlaments bekanntlich nicht die gehaltenen Reden selbst enthalten, so könnten sie doch in dieser Angelegenheit manchen Aufschluss geben, aber erst seit dem Jahr 1607 werden sie vollständig und regelmäsig geführt. Die feyerlichen Reden vom Throne sind schon früher wörtlich eingetragen; alle Reden dieser Art unter Heinrich VIII. sind noch übrig. Sie

Sie ſind bis zur Pedanterie gelehrt, ſelbſt die des Kanzler Morus.

Zweytes Kapitel. *Zuſtand der Parlamentsberedſamkeit unter der Regierung Eliſabeths.* Unter Eliſabeth und Jacob I. (ſo beginnt der Vf. dieſes Kapitel) wurde der Grund zur engliſchen Parlamentsberedſamkeit gelegt. Er erklärt ſich ſogleich näher darüber, was er unter dieſem Grundlegen verſtehe. Man müſſe nämlich hiebey nicht etwa an die fortſchreitende Cultur der Sprache denken, ſondern in dieſen Zeiten wurden erſt *Materialien* für *künftige* Redner geſammelt, und ihre Kenntniſs unter der Nation verbreitet; es werden Unterſuchungen über Gegenſtände vorbereitet, woran die Nation allgemein Theil nahm, und ohne welche es nie groſse Redner geben wird, laſſen wir den Vf. (zugleich als Probe ſeiner Darſtellungsart) hier einmal ſelbſt reden (S. 22 fg.). „Der neue, wichtige, groſse Gegenſtand, der jetzt erſt, aber nur allmälig, anfangs ſehr leiſe, im Parlamente zur Sprache kam, war das Staatsrecht oder die Conſtitution von England. Bis dahin beruhte ſie ganz auf dem Herkommen, war ſchwankend und in vielen Punkten ungewiſs. Die Grenzen der ſogenannten Prärogative oder der königlichen Gewalt, und der Rechte des Parlaments, die man ſeine Privilegien nannte, waren dunkel und unbeſtimmt. Nie waren Unterſuchungen darüber angeſtellt. Zufällige Zeitumſtände, bald der perſönliche Charakter des Königs, ſeine Geiſtesſtärke oder Schwäche, bald der Charakter der Miniſter, ihre perſönliche Autorität, oder Mangel daran, bald der Geiſt eines jedesmaligen Parlaments, jetzt ein Geiſt der Unruhe, Heftigkeit des Trotzes, jetzt ein Geiſt der Gelaſſenheit, der Nachgiebigkeit, der Trägheit, hatten faſt immer entſchieden, welcher Theil das Uebergewicht haben ſollte. Bald regierten Könige, wie Deſpoten, bald machte das Parlament Königen den Proceſs und ſetzte ſie ab. — Unter Eliſabeth wurden zuerſt Fragen, dieſen Gegenſtand betreffend, aufgeworfen. Nun erſt fieng man an, darüber nachzudenken. Nun erſt fieng man an, ſich um deutliche Begriffe von der Verfaſſung und allen dahin gehörigen Punkten zu bewerben. Aber, wie in den Wiſſenſchaften ſelbſt, wo bis dahin die Hauptbegriffe noch nicht beſtimmt waren, die erſten Forſcher oft darüber ſehr uneinig ſind, und der eine einen Begriff, als den einzig richtigen, vertheidigt, den der andere, als einen falſchen, beſtreitet: ſo muſsten auch im Parlamente die Meinungen über alle jene Punkte ſehr verſchieden ſeyn. — Die groſse, die wichtigſte aller Fragen: was das Parlament eigentlich ſey? ob ein bloſses, von den Königen angeordnetes, folglich von ihnen ganz abhängiges Rathscollegium, das keine andern Befugniſſe habe, als die ihm von den Königen verliehen worden? oder ob es von der Nation geſetzt ſey, *ſie* zu repräſentiren, *ihre* Rechte in Acht zu nehmen? dieſe Hauptfrage, von deren Entſcheidung alles abhieng, kann erſt unter Eliſabeth, wenn wir ſo ſagen dürfen, mit groſser Schüchternheit zur Sprache; oder vielmehr, das Parlament ſelbſt, das heiſst, bey weitem die meiſten Mitglieder erſchraken, als einige wenige zuerſt den Muth hatten, ſolche Fragen aufzuwerfen; das Parlament wagte es kaum, ſie anzuhören; es wagte nicht, ſie zu unterſuchen." — Die Regierungsperiode des Hauſes Tudor war eine von denen, in welchen das Parlament ſich zaghaft unter die königliche Autorität beugte. Eliſabeth zumal war nicht die Regentin, welche jene Autorität hätte ſinken laſſen. Mehrmals verbot ſie dem Parlament, über gewiſſe Dinge zu rathſchlagen; ſie erklärte ihm, daſs es ſich um ihre politiſchen Maaſsregeln gar nicht zu bekümmern hätte; ſie wies ihm die Sphäre der Civil- und Criminalgeſetzgebung und der Landespolizey an, aus welcher es nicht herausgehn ſollte; ſie lieſs Mitglieder, über das, was ſie im Parlament geſprochen hatten, verhören und mit Arreſt beſtrafen. Nichts war gewöhnlicher, als daſs, wenn jemand etwas Kühnſcheinendes vorgetragen hatte, die meiſten Mitglieder einander zuzuſchelten: „das wird die Königin übel nehmen; das wird uns bey der Königin in Ungnade bringen." Der Antheil, welchen das Publicum an den Parlamentsverhandlungen nahm, war damals im Vergleich gegen ſpätere Zeiten, auch ſehr geringe. Unter ſolchen Umſtänden konnte nur ein groſses Intereſſe einzelnen Männern den Muth einflöſsen, freyer zu reden und die Rechte des Parlaments zur Sprache zu bringen. Die Religion lieh dieſes Intereſſe. Die Puritaner oder Presbyterianer, welche Eliſabeth wegen ihrer republicaniſchen Meinungen über das Kirchenregiment haſste, waren zwar äuſserlich unterdrückt, gewannen aber im Stillen deſto mehr Anhang und ſaſsen zahlreich im Parlament. Hier wagten ſie zwar nicht, die biſchöfliche Verfaſſung ſelbſt anzugreifen, wohl aber gegen einzelne Ceremonien beym Gottesdienſt zu reden. Ein Mitglied dieſer Partey, *Strickland*, trug einſt auf Verbeſſerung der Liturgie an. Sogleich lieſs ihn Eliſabeth, welche alle dergleichen Vorſchläge im Parlament unterſagt hatte, vor den geheimen Staatsrath fordern und ihm das Erſcheinen im Parlament verbieten. Jetzt ſtand zum erſtenmal ein Mitglied, *Carleton*, im Hauſe der Gemeinen auf, klagte, *daſs die Freyheiten des Hauſes verletzt wären;* Strickland ſey *ein Repräſentant des Volks;* wenn ihm etwas zu Schulden käme, *ſo müſſe er bloſs von dem Hauſe gerichtet werden*, das Parlament müſſe ihn alſo vor ſich fordern laſſen. Ein einziges Mitglied, *Telverton*, unterſtützte den Antrag, und bemerkte, daſs die Vorrechte der Krone, die Prärogative, durch Geſetze *beſchränkt* wären. Aber dieſe Lehre war zu neu und ſchien dem Hauſe zu kühn; die meiſten waren der Meinung, ſich mit einer demüthigen Bitte an die Königin zu wenden, daſs ſie dem Parlament die Unterſuchung über Stricklands Vergehn erlauben möchte. Doch der Sprecher trug darauf an, die Sache ganz ruhen zu laſſen, und fand allgemeine Zuſtimmung. Am folgenden Tage nahm Eliſabeth freywillig ihr Verbot gegen Strickland zurück. Aehnlicher Vorgange gab es mehrere. Der merkwürdige Mann

aber,

Digitized by Google

aber, welchem dieſer Geiſt des ſich regenden Selbſtbewuſstſeyns der Volksrepräſentation zuerſt förmliche Reden eingab, deſſen Reden die Keime der Begriffe und Grundſätze über die eigentliche Natur und Beſchaffenheit der engliſchen Conſtitution enthalten, welche in der Folge allgemein angenommen und Nationalbegriffe und Grundſätze geworden ſind, war *Peter Wentworth*, ein Puritaner. Er hielt im Jahr 1576 gleich in der erſten Sitzung des neuberufenen Parlaments eine lange ausgearbeitete Rede, deren eigentlicher Zweck es war, das Haus der Gemeinen mit ſeiner wahren Beſtimmung, ſeiner Würde, und ſeinen ſo lange von ihm verkannten Rechten wieder bekannt zu machen. Der Vf. hat uns den Hauptinhalt dieſer Rede, ohne die eigentlich redneriſche Form, in kurzen Sätzen wiedergegeben, der einen eben ſo hellen Geiſt als feſten und unerſchrockenen Charakter beurkundet. Nach einem kurzen Lobe der Freyheit bemerkte Wentworth unter andern: „daſs die Freyheit zu reden ein, dem Souverän ſowohl als den Unterthanen, heilſames, nützliches Privilegium des Hauſes ſey; — daſs dieſes Privilegium einige Zeit her in weſentlichen Stücken gekränkt, und jetzt in Gefahr ſey, ganz verloren zu werden; — es ſey üblich geworden, wenn ein wichtiger Gegenſtand vorgenommen werden ſollte, die Warnung zu hören und zu geben, von der Sache müſſe gar nicht geſprochen werden; die Königin würde es übel nehmen; man würde ſich die Ungnade der Königin zuziehen; durch ſolche Warnungen lieſse mancher ſich abhalten, zu ſprechen wieder Pflicht und Gewiſſen — durch dieſe Scheu würde das Parlament unfähig, nicht bloſs der Nation, ſondern auch der Königin ſelbſt ſo zu dienen, wie es ſollte; — durch dieſe Scheu blieben der von Schmeichlern umgebnen Königin die heilſamſten Wahrheiten verborgen; — es ſey Satire, das Haus ein Parlament zu nennen: ſo lange es der Freyheit zu reden entbehre; dieſes Privilegiums beraubt, ſey es vielmehr eine elende Schule niedriger Falſchheit, kriechender Schmeicheley; das Parlament ſey dazu angeordnet, die Geſetze zu bewahren, die Geſetze, denen ſelbſt die Könige ihr Daſeyn zu danken hätten — die Freyheit zu ſprechen ſey von der Königin auf mancherley Weiſe gekränkt, durch Warnungen, durch Botſchaften u. ſ. f. — aus Liebe gegen die Königin könne er, bey ſolchen Miſsbräuchen nicht ſchweigen, noch ſeine Pflicht ſclaviſcher Gefälligkeit und Schmeicheley zum Opfer bringen; — kein irdiſches Geſchöpf ſey fehlerfrey: ſo ſey es auch die Königin nicht; durch jene Knechtſchaft, die ſie dem Hauſe auferlegt, habe ſie einen groſsen, ſogar einen gefahrvollen Fehler gegen ſich ſelbſt und gegen den Staat begangen.“ — Ein ſolcher Geiſt, eine ſolche Rede gehörte freylich nicht für dieſs Zeitalter. Das Parlament ſelbſt lieſs Wentworth arretiren, und hierbey bewahrte er noch durch ſein Verfahren die Rechte deſſelben. Denn da die zu ſeiner Vernehmung vom Parlamente niedergeſetzte Commiſſion aus lauter Männern beſtand, die zugleich Mitglieder des königlichen geheimen Raths waren, ſo lieſs er ſich nicht eher auf irgend eine Frage ein, als nach erhaltener Erklärung, daſs die Mitglieder in der Commiſſion nicht als königliche Räthe, ſondern als Committirte des Parlaments ſäſsen. Auch war er zu keinem Wiederruf zu bewegen. Er wurde nach einiger Zeit befreyt, im Jahr 1586 aber, als er dem Parlament Fragen in gleichem Geiſte (auf deren groſse Wichtigkeit wir hier nur im Allgemeinen hinweiſen können,) vorgelegt hatte, von neuem nebſt andern Mitgliedern arretirt. Doch dieſe Ausſaat gieng darum nicht verloren. Schon unter Eliſabeth zeigten ſich einige Folgen derſelben. Aber, was wichtiger iſt, der Vf. leitet den ſo ganz veränderten, freyern und kräftigern Geiſt der Parlamente unter Jacob I. und ſeinem Nachfolger von dem Eindruck her, den Wentworths Schritte, die von ihm zuerſt deutlicher angeregten Ideen, auf ſeine jüngern Mitglieder und die heranwachſenden Zeitgenoſſen machten. Und wer wollte ihm hierin nicht beyſtimmen, vorausgeſetzt, daſs man einen Hauptumſtand, den Charakter Jacobs, der ſo ſehr der Eliſabeth unähnlich war, in gehörigen Anſchlag bringe. Unter ihm gelangte das Parlament wieder zu den verlornen Rechten (wovon im folgenden Abſchnitt), und die Freymüthigkeit blieb nicht allein Eigenſchaft der Puritaner.

Nachdem der Vf. ſo gezeigt, was das Zeitalter Eliſabeths für die öffentliche Beredſamkeit vorbereitete, kommt er erſt auf das, was dieſes Zeitalter in der Redekunſt wirklich leiſtete. Aber er fand nicht mehr als drey Perſonen (Eliſabeth, Wentworth und Baco) zu erwähnen. Nachdem er an den Unterſchied zwiſchen den *feyerlichen* und *debattirenden* Parlamentsreden erinnert, bemerkt er als ſonderbar, daſs man früher in jenen, als in dieſen beredt zu ſeyn ſuchte, da doch eigentliche Beredſamkeit für jene Gattung gar nicht ſchicklich iſt. Daſs alle Beredſamkeit eines Königs, der öffentlich ſpricht, ſich auf Kürze und Würde beſchränke, wird ſchön gezeigt. „Ein König oder ſein Stellvertreter muſs nicht weitläuftig belehren, nicht demonſtriren, nicht überreden, nicht in Leidenſchaft ſprechen, nicht Leidenſchaften erregen, nicht Gelehrſamkeit und Kenntniſſe zur Schau legen, nicht ſich merken laſſen, daſs er ein ſchöner Geiſt ſeyn wolle, daſs er Fleiſs und Kunſt auf ſeinen Vortrag verwandt habe; er muſs bloſs mit den natürlichſten, aber anſtändigen Worten, auf die einfachſte, aber ſeiner Würde angemeſſenſte Weiſe ſagen, was er will und wie er gegen ſeine Zuhörer geſinnt ſey.“ In Eliſabeths und ihrer Vorgänger Zeiten ſind die Reden vom Throne das Gegentheil von dieſem Charakter; ſie ſind weitläuftig, bald dogmatiſch, bald polemiſch; voller Gelehrſamkeit, aus der Bibel, den Kirchenvätern und Claſſikern, pedantiſch und ermüdend. Eliſabeth hat einigemal dieſe Reden ſelbſt gehalten, obwohl ſie ihre Abneigung gegen dieſs Geſchäft geſtand, ihr Ausdruck iſt bisweilen gemein, wenigſtens naiv, aber an den Gedanken erkennt man den Verſtand, die Klugheit, den entſchloſſenen und männlichen Geiſt der Rednerin.

Der

Digitized by Google

Der Vf. hat die erſte ihrer Reden, womit ſie das Parlament 1566 entliefs, zur Probe gegeben; es herrſcht ein kräftiger, ſtrafender Ton darin. — Unter den debattirenden Reden fand der Vf. blofs die wenigen des einzigen Wentworth der Erwähnung werth, die bey allem unleugbaren Verdienſt nicht frey von rohen und geſchmackloſen Auswüchſen ſind. „Ich wünſche zu Gott, Herr Sprecher, ſagt Wentworth unter andern in der oben angeführten Rede, dieſe beiden Dinge, dieſes Geziſchel und dieſe Botſchaften (der Königin nämlich) wären in der Hölle begraben: denn wahrlich, ſie ſind verderblich; der Teufel war der erſte Erfinder davon, er, von dem nichts als Verderbliches kommen kann." Baco endlich, von dem einige Parlamentsreden übrig ſind, (in der vom Vf. als Quelle gebrauchten *Parliamentary or Conſtitutional Hiſtory of England.* London 1751—1761. 24 Vols 8.) wird nur wegen ſeiner Nullität, als Parlamentsredner, unter Eliſabeths Regierung wenigſtens, angeführt; er hatte ein Amt von der Königin, ſuchte Beförderung, und war ein Hofmann.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Dresden, in d. Arnold. Buchh.: *Friedr. Hahnemanns*, des Sohnes, *Widerlegung der Anfälle Heckers auf das Organon der Heilkunde.* Ein erläuternder Commentar zur homöopathiſchen Heillehre. 1811. 128 (nicht 228) S. 8. (12 gr.)

Auch nach der Durchſicht dieſer Schrift ſind wir, wie vorher, der Meinung, dafs das Recht im Allgemeinen auf des verſt. *Heckers* Seite iſt. Unbegreiflich iſt es, wie der Vf. behaupten kann, dafs es bey ſolchen Verſuchen, wie ſein Vater unternommen, nicht auf genaue Beſtimmung der Doſen ankomme, und dafs die Erfolge dennoch gleichartig ausgefallen ſeyn, ſo wie es uns eben ſo unbegreiflich iſt, wie der Vf. in den Angaben *Heckers*, dafs bey den Arzneymitteln viel von den mannichfaltigen Verhältniſſen des Individuums (unter denen doch der Vf. auf der vorigen Seite ſelbſt die Conſtitutionen der Menſchen anführt) abhänge, einen Haufen abgeſchmackter Widerſprüche finden, oder den Einfluſs der die Menſchen umgebenden Aufsendinge, welchen *H.* mit Recht für bedeutend hält, ſo geringfügig darſtellen kann. Der Hauptſatz, welchen der Vf. feſtgründen will, iſt, dafs Arzneyen im geſunden menſchlichen Körper immer gleichbleibende, feſtſtändige Wirkungen hervorbringen. Es leuchtet aber ohne unſer Erinnern ein, dafs eine unendliche Verſchiedenheit in demjenigen, was der Vf. geſunden menſchlichen Körper nennt, ſtatt finden müſſe, und dafs dieſelbe Verſchiedenheit in verſchiednen Menſchen von A bis Z eben ſo verſchieden in ihren Wirkungen ſeyn müſſe. Richtiger iſt ein anderer Satz des Vfs., dafs jeder Krankheitsfall einzeln und individuell ausgeſpäht und für ihn insbeſondere das paſſende Heilmittel gefunden werden müſſe. Es iſt eben nur die Frage: Kann man dieſe Heilmittel nach homöopathiſchen Principien in alle Wege auffinden, wie der Vf. will, oder iſt das nur eine hypothetiſch angenommene Meinung, wie die meiſten Aerzte glauben. Hierüber müſſen, nach unſerm Bedünken, fortgeſetzte genaue Betrachtungen am beſten entſcheiden. Zu läugnen iſt nicht, dafs bey vielen Arzneyen der Fall ſo iſt, wie Hr. *H.* angiebt, aber wir halten es nur für zu jähe geſchloſſen, dafs es nun durchaus und ohne Ausnahme bey allen ſo ſeyn müſſe. So ſpricht der Vf.: Ewig wahr bleibt es, dafs Arzneyſubſtanzen, welche durch innern Gebrauch gewiſſe Hautausſchläge hervorzubringen geeignet ſind, ſehr ähnliche Ausſchläge durch blofs innern Gebrauch heilen können und müſſen. Wir wollen dagegen nur an das Obſt, z. B. Pflaumen, Johannisbeeren, Erdbeeren u. ſ. w. erinnern, die zu den gelindeſten Vegetabilien gehören, und dennoch bey vielen Geſunden, zumal Kindern, Ausſchläge veranlaſſen; wird man ſolche Ausſchläge nicht eher mit entgegengeſetzten alkaliſchen Mitteln, Kalkwaſſer, Magneſia u. ſ. w. heilen? So will Hr. *H.* den groſsen Nutzen des Aderlaſſens bey (ſthheniſchen) Pneumonien bezweifeln, ohne welches doch alle andre Heilmittel durchaus nicht gehörig wirken. So iſt es gewifs nicht recht, den Nutzen des Aderlaſſens blofs auf Verminderung des Uebermaafses von Blut einzuſchränken. Und alle Erfahrung beſtreiten heifst es, wenn Hr. *H.* die Heilung des Gebärmutterblutſturzes durch Zimmteſſenz für Wind erklärt. Aber ſo geht es, wenn Leidenſchaft die Feder führt. Auf dieſe Weiſe kann unmöglich die Wahrheit erörtert werden.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Beförderungen.

Hr. *Heinrich Chriſtian Schumacher*, Profeſſor der Aſtronomie bey der Univerſität, und zweyter Aſtronom bey der Sternwarte zu Kopenhagen, hat den Ruf als Hofaſtronom und Profeſſor bey der Sternwarte zu Mannheim erhalten und angenommen. Der bisherige Mannheimiſche Hofaſtronom, Hr. *Roger Barry*, aus Spincourt in Lothringen, iſt wegen Alters und Kränklichkeit, mit Beybehaltung ſeines Gehaltes, in Ruheſtand verſetzt worden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

GESCHICHTE.

ALTONA, b. Hammerich: *Geschichte der englischen Parlamentsberedsamkeit*, von *D. H. Hegewisch* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Drittes Kapitel. *Von Jacob dem Ersten bis zum Regierungsantritt Karls des Zweyten.* (1660.) Gleich nach Elisabeths Tode setzte sich das Parlament in Besitz der bisher entbehrten, und ehedem von Wentworth ihm vindicirten Rechte. Es zog alle grossen Angelegenheiten der Nation vor sein Forum, und gestattete jedem seiner Mitglieder, frey seine Meinung zu sagen. In einer Vorstellung an den neuen König erwähnte es, dass es die unanständige Begegnung, welche es von Elisabeth erlitten, *nur aus zärtlicher Achtung gegen ihr Alter und gegen ihr Geschlecht* ertragen habe. Es bewies sich während Jacobs Regierung eben so wachsam und eifersüchtig über seine Rechte, als entschlossen und standhaft in ihrer Behauptung. Der Charakter Jacobs kam ihm hiebey zu Statten, so sehr auch seine Grundsätze ihm zuwider waren. Kein König sprach so viel von seiner absoluten, ihm von Gott verliehenen Gewalt, und dem leidenden Gehorsam, der ohne Ausnahme der Unterthanen Pflicht sey, aber keiner besass auch weniger Willensstärke, mehr Nachgiebigkeit und Fügsamkeit. Nur einmal, im siebzehnten Jahre seiner Regierung durch leidenschaftlichen Zorn ermuthigt, ergriff er strenge Maasregeln, aber sie dienten nur, die Widersetzlichkeit mehr zu begründen. Unter diesen, dem freyen Redetalent günstigen, Umständen fehlte es auch nicht an grossen und wichtigen Anlässen zu reden. Dergleichen waren; die projectirte Union Englands und Schottlands, die gefährliche Lage der Protestanten in Europa, grosse Staatsprocesse, als gegen den Kanzler Baco und unter Karl I. gegen den Herzog von Buckingham. Allein wenige Reden aus dieser Zeit sind ganz auf die Nachwelt gekommen, von den meisten hat man nur Auszüge und einzelne Stellen. Man findet nicht, dass eine darunter besondere Sensation gemacht habe. Die ersten Parlamentsredner waren jetzt nicht mehr Geistliche, sondern Juristen, ein *Coke*, *Selden*, und weiterhin *Pym*. Ihre Reden sind sehr gelehrt, scharfsinnig, ausführlich, aber trocken, mehr juristische Deductionen, als eigentliche Reden. Der einzige, der in dieser Zeit nach dem Ruhm eines eigentlichen Redners strebte, scheint König Jacob selbst gewesen zu seyn. Er hat viele und sehr lange Reden gehalten, und übertraf nach dem Zeugniss der Engländer in Absicht auf natürlichen Stil und reine fliessende Sprache alle seine Zeitgenossen, selbst Baco. Desto weniger wusste er in seinen übertrieben langen Reden die Würde eines Königs zu behaupten; dies sowohl, als seinen Mangel an Klugheit und Urtheilskraft in praktischen Dingen bewies gleich seine erste Rede nach der Thronbesteigung, aus welcher der Vf. Proben mittheilt. Die Engländer hatten bisher mit Spanien im Kriege gelebt. Jacob bildete sich ein, was fast unglaublich scheint, weil er persönlich keinen Krieg mit Spanien gehabt hatte, müsste auch durch seine blosse Besteigung des englischen Throns der Friede wieder hergestellt seyn. Er kündigte dies in seiner Rede der Nation förmlich als eine Wohlthat an. (Doch scheint uns die vom Vf. in dieser Absicht ausgehobene Stelle noch eine andere Deutung zuzulassen, was wir jetzt nicht näher untersuchen können.) Unter den übrigen Reden des Königs wird diejenige, worin er dem Parlament die Vereinigung der beiden Reiche empfahl, von *Hume* besonders gelobt, und der Rede Bacon's über den nämlichen Gegenstand an die Seite gesetzt, worin der Herausg. völlig einstimmt. — Unter Karl I, der eben so übertriebene Begriffe, als sein Vater, von der absoluten Gewalt eines Königs von England hatte, und mehr Muth und Entschlossenheit, aber eben so wenig Festigkeit und Ausdauer besass, währten die der Redekunst günstigen Umstände fort. Es gesellte sich dazu noch die wachsende Ausbildung der schönen Literatur, welche Karl liebte und beförderte. Der Dichter *Waller* zeigte sich in seinen Reden als ein Mann von feinem Geschmack, und wie in seinen Versen, so auch in seiner Prosa harmonisch. Ausgezeichnet ist seine Rede zu Gunsten der Bischöfe, welche der Vf. mittheilt. Aber am berühmtesten ist aus diesen Zeiten die Selbstvertheidigungsrede des Grafen Strafford, wovon man hier gleichfalls das Wesentlichste, den Schluss, erhält. „Eine so rührende, so erschütternde, alle Empfindungen gerechte, menschlicher und mitleidiger Herzen so mächtig aufregende, so pathetische Rede (sagt der Vf.) ist nie wieder im Parlamente gehalten. Aber nie hat es auch wieder einen solchen Anlass zu einer solchen Rede gegeben." Von den während des nachfolgenden englischen Bürgerkriegs im Parlament gehaltenen Reden sagt *Hume*: „sie sind von einem viel höhern Schwunge, als in den vorhergegangenen Zeiten; damals erst kam die Stärke, das Genie und der Reichthum der englischen Sprache zum Vorschein." Der Eifer der Nation machte, dass die Parlamentssitzungen verlängert und auch auf die Nachmittage ausgedehnt wurden; die Menge und Wich-

Digitized by Google

Wichtigkeit der Reden nahm so zu, dafs in der *Parliamentary History*, welche überhaupt 24 Bände enthält, *zwölf* Bände blofs mit den Reden von 1640 bis 1649 angefüllt sind. Man fing damals an, die Reden, welche grofsen Eindruck gemacht hatten, gleich durch den Druck zu verbreiten. Der Vf. stellt zwischen denselben und den seit 1789 in Frankreich gehaltenen eine kurze Vergleichung an. Dann charakterisirt er einige der hervorstechendsten Redner aus dieser Periode, diese sind: *Hambden*, *Heinrich Vane*, der jüngere, der bereits erwähnte *Pym* († 1644), *Hyde*, nachmals Lord *Clarendon* und *Whitlocke*. Hierauf wird gezeigt, wie das Gedeihen der Beredsamkeit während der Bürgerkriege vornehmlich durch den Umstand gehemmt wurde, dafs zwey Parteyen, erst die Puritaner, dann die Independenten, nach einander das Uebergewicht bekamen. Unter den finstern und strengen Puritanern mufste auch die Beredsamkeit eine finstere Gestalt annehmen; aller Schmuck, alle Blumen, schöne Bilder, witzige und muntere Einfälle waren verbannt. Noch schlimmer war es unter den Independenten; wie ehedem die Ciceronianer Ciceronische Phrasen, so reihten sie biblische Ausdrücke an einander. — Zum Schlusse kommt der Vf. auf die (feyerlichen) Reden vom Throne zurück. Von Jacob war schon die Rede. Karls Reden sind eines Königs viel würdiger, als die seines Vaters. Sie sind kürzer (obwohl dennoch lang), der Ausdruck ist edler. Die Sprache ist natürlich, fliefsend, correct. Kein anderer Engländer damals, selbst *Waller* nicht, schrieb die Sprache so richtig, so rein, so fliefsend, so ausgesucht schön, wie er. Er war, wie sein Vater, selbst Verfasser seiner Reden. Der Vf. theilt den wichtigern Theil einer Rede Karls vom Jahr 1640, voll Mäfsigung und Humanität, mit. *Cromwell* endlich war in der frühern Periode der elendeste Redner; man verstand kaum, was er wollte, und ohne seine militärische Würde sollte ihn niemand angehört haben. So wie er höher stieg, wurde er beredter, das ist, er sprach öfter, länger, zuversichtlicher, entscheidender. Als Protector hat er jedes Parlament, das er hielt, mit langen Anreden eröffnet und beschlossen. Eine dieser Reden währte drey Stunden. „Unsere Leser, sagt der Vf., werden uns hoffentlich entschuldigen, dafs wir uns der äufserst beschwerlichen Arbeit, solche Reden, so verworrenes, so undeutliches, so übel zusammenhängendes Geschwätz zu übersetzen, nicht haben unterziehen mögen. Sie selbst würden das langweilige Zeug nicht zu Ende lesen können. Aber wir wollen sie doch in Stand setzen, den Charakter dieser Reden zu beurtheilen. Es ist, als ob in ihnen immer zwey verschiedene Personen, abwechselnd, sprächen; bald ein Schwärmer oder Heuchler (es ist schwer zu sagen, ob *Cromwell* dieses oder jenes war), bald ein entschlossener Despot. Der Heuchler oder Schwärmer spricht am öftersten, am längsten, am verworrensten, spricht viel mit biblischen Phrasen; dann läfst sich der Despot hören, viel kürzer, viel deutlicher, ohne allen Umschweif, mit Stärke und Nachdruck." Der Vf. theilt sodann einige auffallende Proben mit.

Viertes Kapitel. *Von Karl II. bis Georg I.* Die Wiederherstellung des Königthums mufste auch auf die Parlamentsberedsamkeit Einfluss haben. Die Freyheit zu reden blieb, aber die Redner erlaubten sich nicht mehr den kühnen wilden Flug, wie ihre Vorgänger unter Karl I. Durch den langen und grausamen Bürgerkrieg waren alle Parteyen zur Mäfsigung geneigt gemacht. Einige Jahre hindurch herrschte die beste Harmonie zwischen den Ministern und beiden Häusern. Dann aber wurde der König dreister, seine Minister anmafsender; ihre Maafsregeln erregten Besorgnisse, man fürchtete Alles von der Regierung seines Bruders und künftigen Thronfolgers, der ein öffentlicher Katholik war. Die Majorität im Parlamente theilte die Unruhe der Nation. Damals wurde der Test-Eid beschlossen, welcher verhüten sollte, dafs sich nicht heimliche Katholiken in das Parlament und in öffentliche Aemter einschlichen; die berühmte Habeas-Corpus-Acte wurde gemacht. Es fehlte also nicht an wichtigen Gegenständen für talentvolle Redner, aber es haben sich aus diesem Zeitraume nur wenig Reden erhalten, und auch die wenigen, welche wir haben, sind nicht, wie sie wirklich gehalten worden, im Parlament nachgeschrieben, sondern von den Verfassern selbst aufgesetzt und erst lange nachher gesammlet worden: denn das Parlament hatte den Druck seiner Reden strenge verboten. Der berühmteste Mann unter Karl II, auch als Redner, war Lord *Shaftesbury*, vor seiner Erhebung *Ashley Cooper* genannt. Er gehörte zu der Zahl der fünf Kabinetsminister (*Clifford*, *Ashley*, *Buckingham*, *Arlington* und *Lauderdale*), die der Nation so verhafst waren, und aus deren Namen durch Zusammensetzung der Anfangsbuchstaben man das Wort *Cabal* herausbrachte. Plötzlich trat er auf die Seite der Gegner des Hofes. Der Vf. theilt eine Rede mit, die er als Minister und Lord-Kanzler, und eine andere, die er in der spätern Epoche gehalten hat, welche beide einen sehr merkwürdigen Contrast darbieten. Zu diesen Reden werden die nöthigen Erläuterungen, auch eine Thronrede Karls II. vorangeschickt. Der Ton dieser Reden ist leicht und conversationsmäfsig, hin und wieder beynahe scherzhaft; das Abgemessene, Feyerliche und Würdevolle ist daraus verbannt. Schön entwickelt der Vf. diesen Umstand aus dem veränderten Charakter der Nation, die des strengen und düstern Wesens während der Revolution überdrüssig geworden war, und sich nun frey dem Lebensgenufs hingab; ingleichen aus dem Charakter Karls, der das Ernste und Feyerliche hafste, Witz und Scherz liebte, und selbst bittere Wahrheiten, mit Witz gesagt, ertrug. Die gesammte Sprache ging jetzt einen leichtern natürlichern Gang, und der muntere gefällige Ton wurde dem prächtigen, dem erhabenen vorgezogen. Sehr ausgezeichnet sind die Reden *Shaftesbury's* nicht, ob er gleich der talentvollste Mann seiner Zeit war. Als Redner theilte seinen Ruhm Lord *Halifax*, der auch bey einer wich-

Digitized by Google

wichtigen Gelegenheit einen glänzenden Sieg über ihn errang, von dem sich aber nichts erhalten hat. Ueberhaupt hat sich, wie der Vf. bemerkt, kein Redner in diesen Zeiten durch vorzügliche Talente, durch grosse Eindrücke, die er gemacht, oder durch grossen Ruhm, den er hinterlassen hätte, ausgezeichnet. Bey Gelegenheit der berühmten Habeas-Corpus-Acte, welche 1679 gemacht wurde, findet sich nicht die mindeste Spur von gehaltenen Debatten. Die heitere Stimmung der Nation hatte sich damals in Mistrauen und Besorgniss wegen Karls Nachfolger verwandelt. Jacobs II. erste Rede im Parlament, welche der Vf. mittheilt, bestätigte den eigensinnigen Charakter dieses Monarchen, und konnte die Gemüther nicht beruhigen. Eine glückliche Revolution wurde 1688 zu Stande gebracht. Das damalige Parlament, urtheilt der Vf., ist an politischer Klugheit vielleicht von keinem je übertroffen; aber von vorzüglicher Beredsamkeit finden wir keine Spuren. Die Weisheit und Würde, womit das Parlament in dieser kritischen Angelegenheit verfuhr, lässt den Mangel derselben ohne Zweifel entbehren. — Es folgt ein Zeitraum von 30 Jahren (1688 — 1718), aus welchem sich nichts Merkwürdiges mitzutheilen findet. Zwar fehlte es weder an wichtigen Gegenständen für das Talent der Redner, noch an Aufmunterungsgründen für ihren Wetteifer. Der Vf. macht beide namhaft; zu den letztern gehört vornehmlich die nun vollendete Ausbildung der beiden Parteyen im Staat, der *Whigs* und *Torys* (der Hof- oder Ministerialpartey und der Opposition), welche beide talentvolle Männer auf ihrer Seite bedurften, die letztere um die Maasregeln der Minister anzugreifen, die erstere, um die Angriffe zurückzuschlagen. Aber eben diese grosse Zahl der Redner, meynt der Vf., war eine von den Ursachen, dass fast gar keine der damals gehaltenen Reden auf die Nachwelt gekommen. Keiner ragte über die andern so hervor, keiner machte einen so viel stärkeren Eindruck, als seine Rivale, dass ein Verlangen entstanden wäre, seine Rede in Abschriften oder gedruckt zu lesen. (Nicht die grosse Zahl der Redner war also hier Ursach, sondern der Mangel eines grossen Genies, welches hervorragen musste.) Eine andere Ursach war der jetzt herrschende Geschmack an einer kunstlosen einfachen Beredsamkeit. Jener Zeitpunkt, wo eine Nation, nachdem sie eine Zeit lang das Uebertriebene, Gesuchte, nach einem besondern Ideal Geformte geliebt hat, zum Natürlichen und Einfachen zurückkehrt, war jetzt in England eingetreten. Die Parlamentsreden wurden jetzt mehr, das, was sie ihrem eigentlichen Wesen nach seyn sollen, ausführliche, mit Gründen unterstützte Stimmen über eine vorgelegte Frage, nicht eigentlich Werke der schönen Kunst. Endlich dauerte auch das Verbot, Nichts von den Verhandlungen des Parlaments ohne dessen Genehmigung im Druck bekannt zu machen, noch immer fort. Durch eine, von der bisherigen einfachen Manier abweichende, blumenreichere, glänzendere Art des Vortrags zeichnete sich unter der Königin Anna der nachmalige berühmte Lord *Bolingbroke* aus. Freunde und Feinde gestehen ihm etwas Unwiderstehliches, Bezauberndes zu, wozu sein Aeusseres viel beygetragen hat. Von seinen Reden ist Nichts mehr übrig, aber nach dem Geist seiner übrigen Schriften zu urtheilen, war seine Beredsamkeit mehr schimmernd und blendend, als gründlich.

Fünftes Kapitel. *Unter Georg I. und Georg II.* Unter Georg I. wurde es auf Einmal Sitte, die Parlamentsverhandlungen von jedem Tage in periodischen Blättern und Zeitungen bekannt zu machen. Das Jahr weiss der Vf. nicht bestimmt anzugeben. Mehrere Jahre sah das Parlament diesem Verfahren ruhig zu, aber 1738 ergriff es strenge Maasregeln dagegen. Alle Mitglieder ohne Ausnahme sahen darin einen nicht zu duldenden Missbrauch. Doch blieb der strenge Beschluss ganz ohne Wirkung. Die Schriftsteller wussten ihn zu umgehen, sie gaben die Debatten unter erdichteten Namen. Ein Zeitungsredacteur stellte die Debatten des Oberhauses als Debatten der Riesen von Brobdignac, und die des Unterhauses als Debatten der Pygmäen von Lilliput vor. Das Parlament gab nun nach, und beschloss 1742 selbst seine Journale drucken zu lassen. Die Frage, ob die in Zeitungen und Journalen abgedruckten Parlamentsreden zuverlässig seyn, beantwortet der Vf. im Allgemeinen mit Ja; doch erhellt, dass man in frühern Zeiten oft das Gegentheil geglaubt hat. An Materialien zur Geschichte der englischen Parlamentsberedsamkeit ist von nun an ein solcher Ueberfluss, dass die Wahl schwer wird. Von den Rednern unter Georg I, und ungefähr in den ersten zwanzig Jahren Georgs II, verdient *Walpole* die erste Stelle, einer der grössten und zugleich weisesten und nützlichsten Minister, die England gehabt hat. In seinem Leben wurde er von vielen verkannt, später liess ihm die Nation Gerechtigkeit widerfahren. Er trat ins Parlament im Jahr 1700, im 24sten Jahr seines Alters, und war in den ersten Zeiten ein Rival von *Bolingbroke*, der glänzendere Talente hatte, wogegen *Walpole* gründlicher war. *Coxe*, dessen Urtheil in diesem Stücke gültig ist, schildert ihn als einen Redner von schlichtem, aber klarem und überzeugendem Vortrage, der mehr zu dem Verstande als zu den Empfindungen, doch bey einigen Gelegenheiten auch mit Wärme und Leidenschaft sprach. Sein Stil war zwar nicht elegant, und näherte sich bisweilen dem Gemeinen, aber er war im hohen Grade nervicht und beseelt, überzeugend und überredend. Die lichtvolle Auseinanderwickelung verwickelter Fragen (der *lucidus ordo* des Horaz) war seine grosse Kunst. Die schwersten Aufgaben wusste er jedem fasslich zu machen. Der Vf. findet an ihm, die wenigen Mängel abgerechnet, das Bild eines vollkommenen Staatsredners, und vergleicht ihn mit dem Antonius, wie ihn Cicero im Brutus Kap. 37. schildert. Eine seiner berühmtesten Reden hielt *Walpole* 1718 bey Gelegenheit der *Peerage Bill*, worin er mit einer Mehrheit von 92 Stimmen siegte, ob er gleich damals zur Opposition gehörte. Fast alle seine wichtigern Reden for-

Digitized by Google

fordern, um Ausländern verständlich zu seyn, weitläufige Commentare. Der Vf. verweilt ausführlich bey der Rede, welche er am 13. Februar 1740. zu seiner Vertheidigung im Unterhause hielt, als durch seine Gegner dahin angetragen wurde, den König um seine Entfernung aus dem Ministerium zu ersuchen. Die Wirkung derselben war grofs; der Antrag seiner Feinde wurde mit 290 Stimmen gegen 106 verworfen. Indefs würde man doch irren, wenn man in seiner hier mitgetheilten Rede das Höchste der Beredsamkeit suchen wollte. Die angesehensten Redner, aufser *Walpole*, waren um diese Zeit im Unterhause: *Pulteney*, der gröfste Gegner *Walpole's*, *John Bernard*, *William Wyndham* und *William Shippen*, nebst *Pitt* (wovon unten), im Oberhause: Lord *Hervey*, geheimer Siegelbewahrer, Lord *Chesterfield* und Lord *Hardwicke*, Kanzler von England. Den meisten derselben wird mehr Regelmäfsigkeit, Licht und Ordnung, als hinreifsende Kraft und Wärme nachgerühmt.

(*Der Beschluss folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

ZÜRICH, b. Füfsli (dem Kunsthändler) u. Comp.: *Historisch merkwürdige Schweizer-Scenen.* Nach Zeichnungen von *H. Lips*, *F. Hegi* u. a. *Erstes* Heft. Mit 4 Kupferstichen in Aqua-Tinta, 4 Blättern Text, und einer Vorrede. 1812. 4.

Die Kupferstiche stellen bekannte Ereignisse aus der Schweizergeschichte der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts dar: 1) Landvogt *Geßler* vor *Stauffachers* neuem Hause zu *Steinen* bey *Schweyz*, gezeichnet von *Hegi*, gestochen von *Lory*. 2) Auf Befehl des Landvogts *Landenberg* zu *Sarnen* werden dem *Arnold von Melchthal* die Ochsen mit Gewalt vom Pfluge weggenommen. Zeichnung von *Lips*, Stich von *Lory*. 3) Der Burgvogt *von Wolfenschieß* in Unterwalden verliebt sich in *Conrad Baumgartner's* schöne Frau, die er auf dem Felde antrifft. Zeichnung und Stich von *Hegi*. 4) *Conrad Baumgartner* erschlägt den Burgvogt mit einer Axt im Bade. Zeichnung von *Heinrich Füßli* zu London, Stich von *Lips*. Wenn es der Zweck der Herausgeber ist, eine ganze Sammlung historischer Schweizer-Scenen zu liefern, was freylich ein weitläuftiges und für unsre Zeiten kostbares Werk werden würde, so mufste die Darstellung dieser folgenreichen Auftritte allerdings mit aufgenommen werden. Wollen sie aber nur eine Auswahl geben, so konnten diese oft und in verschiedener Manier abgebildeten Scenen füglich wegbleiben. Gut und ausdruckvoll sind alle vier gezeichnet; doch werden Wenige der vierten Zeichnung Geschmack abgewinnen, ob sie gleich von berühmter Hand ist; sie ist so gräfslich, dafs alle einer Darstellung Interesse gebenden Charakterzüge dabey verloren gehen. Dafs der zwar kurze Text aus der geübten Feder eines Kenners der Geschichte geflossen ist, läfst sich nicht verkennen. In der Vorrede wird versprochen, dafs die Kleidungen in den Kupfern dieser Sammlung nach dem jedesmaligen Zeitalter der Geschichten getreu gezeichnet werden sollen, was sonst leider aus Vernachlässigung des dahin einschlagenden mühsamen Studiums selten zu geschehen pflege; allein man vermifst an diesen ersten vier Blättern in Ansehung der Kleidungen beynahe alle Uebereinstimmung mit der Schilderung S. IV., wie solche der historischen Wahrheit gemäfs seyn sollten. Unstreitig konnte durch eine geschichtlich getreue Zeichnung der Kleidungen und Gebäude die vorliegende Sammlung für das Studium dieses Fachs einen besondern Werth erhalten; die Zeichner müfsten sich aber dann von dem sachkundigen Vf. des Textes erst besser unterrichten lafsen und seinen Unterricht annehmen.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

Berichtigung
eines gerechten und dennoch unverdienten Tadels.

Durch einen sonderbaren Zufall war in das an die *Götting. gel. Anz.* übersandte Exemplar der von mir unlängst herausgegebenen *pädagogisch-didaktischen Originalstellen aus griech. und röm. Klassikern*, der Bogen *M uncorrigirt* gekommen, indem gewöhnlich mehrere Bogen zu Correcturen abgezogen wurden. Dieß hat den Hn. Recensenten, bey der übrigens ehrenvollen Anzeige meiner Chrestomathie, veranlafst, die *Incorrectheit des lateinischen Theils* zu rügen, und namentlich zu bemerken, dafs S. 178. in 8 Zeilen 9 Druckfehler wären. Diese Rüge ist von seiner Seite völlig gerecht: denn er konnte nicht wifsen, dafs er einen uncorrigirten Bogen vor sich habe. Unverdient aber ist sie von Seiten meiner und meiner Hn. Mitcorrectoren, die bey dem lat. wie bey dem griech. Theil dieselben waren. So abgeneigt ich allen Antikritiken bin, so glaubte ich doch, besonders bey einer zu Vorlesungen bestimmten Schrift, mir diese Rechtfertigung schuldig zu seyn. Jeder, der das Buch gebraucht, wird sich überzeugen können, dafs in der ausgehobnen Stelle auch nicht ein einziger Druckfehler zu finden sey.

Halle, im Sept. 1813. Dr. *Niemeyer.*

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

GESCHICHTE.

ALTONA, b. Hammerich: *Geschichte der englischen Parlamentsberedsamkeit*, von *D. H. Hegewisch* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Sechstes Kapitel (das längste von 100 Seiten). *Fortsetzung des vorigen. Unter Georg II. und* (zum Theil) *unter Georg III.* Dieses Kapitel beschäftigt sich beynahe einzig mit Lord Chatham, wie das vorige mit Walpole. Den Anfang machen allgemeine Betrachtungen über den Charakter der englischen Parlamentsberedsamkeit seit Karl II. bis unter Georg II. Seit Karls Zurückberufung 1660 bis zu Wilhelm III. hatte die Parlamentsberedsamkeit allmählig einen bestimmten Charakter bekommen, den sie bis in die Mitte der Regierung Georgs II. unverändert behielt. Die Hauptursachen, sagt der Vf., die ihren Charakter bestimmten, lagen in der Gattung, zu welcher die Parlamentsreden gehörten, in dem Orte, wo, oder vielmehr in dem Auditorio, vor welchem sie gehalten wurden; in dem Umstande, dass sie meistens extemporirt wurden, oder doch die Miene extemporirter Reden haben mussten; in dem Nationalcharakter und in den Fortschritten der Nation in der schönen Literatur. Gerichtliche Reden, von welcher Art die meisten der berühmten griechischen und römischen Redner sind, kamen seit 1660 im Parlament sehr selten vor. (Die neuere Zeit, wo der Hastingssche Process in dieser Absicht hervorragt, liegt nicht in dem Kreise, den sich der Vf. gezogen hat.) Alle übrigen Reden gehörten zu der berathschlagenden Art (*Genus deliberativum*), daher mussten die Parlamentsredner mehr zum Verstande, als zur Einbildungskraft oder zum Herzen sprechen. Sie hatten nicht das gemischte, von Vorurtheilen und Leidenschaften bewegte Auditorium der alten Redner, wo auf Erregung oder Besänftigung der Gemüthsbewegungen so vieles ankam, sondern redeten vor Männern, denen man Reife des Verstandes und praktischen Sinn genug zutrauen konnte, um sich nicht blos amüsiren, noch durch Scheingründe täuschen lassen zu wollen, die vielmehr an den Redner die Hauptforderung eines klaren und wohlzusammenhängenden Räsonnements machten. Da nur die zuerst auftretenden Redner ganz vorbereitet reden können, die andern aber, welche im Lauf der Debatten sprechen, auf das von andern Gesagte Rücksicht nehmen, und folglich wenigstens zum Theil extemporiren müssen, so können die Parlamentsreden nicht streng nach rhetorischen Regeln abgefasst seyn. In dem Charakter der Engländer liegt es, dass sie in allen Dingen das Zweckmäfsige lieben, in besonderm Grade aber war diese Denkungsart, die aus Liebe zum Einfachen fast zu strenge gegen Schmuck und Verschönerung verfuhr, seit Wilhelm III. bis unter Georg II. bey der Nation herrschend. Diesem Geschmacke gemäfs mussten auch die Parlamentsreden ganz auf Ueberzeugung, nicht auf Ueberredung, Belustigung oder Unterhaltung berechnet seyn. Endlich war es auch von Einfluss auf diese Reden, dass die grofsen berühmten Schriftsteller dieser Periode nichts so sehr als Simplicität und Correctheit empfahlen. — Während es so um die englische Parlamentsberedsamkeit stand, schrieb *Hume* seine *Abhandlung über Beredsamkeit* (1741), worin er die Frage aufwirft, warum England noch keinen Redner hervorgebracht habe, der neben Demosthenes oder Cicero einen Platz verdiene, da doch das Republicanische in der englischen Verfassung der Entwickelung rednerischer Talente so günstig sey. Nicht die Vorliebe der Nation für das Gründliche, nicht ihr gesunder Verstand, der rhetorische Künste verachte, war nach seiner Meinung Schuld daran, sondern der zufällige Umstand, dass England noch kein redneriches Genie gehabt habe. Auch Athen hatte schon seine schönste Rolle gespielt, als es in der Beredsamkeit noch keine andern Muster, als einen Lysias, einen Isokrates kannte, bis Demosthenes erschien und die Athenienser empfanden, dass jetzt erst ein wahrer Redner aufgetreten sey. Gerade als *Hume* seine Abhandlung schrieb (ein merkwürdiger Umstand), trat auch im Parlament der junge Redner auf, der einst den Namen des englischen Demosthenes verdienen sollte. Am 29sten April 1736 hielt Pitt, damals 28 Jahr alt, seine erste Rede. Der Vf. führt nun mehrere, wie man leicht denken kann, interessante Züge zur Charakteristik und Geschichte dieses grofsen Redners an, ohne sie jedoch zu einem Ganzen, einem Bilde zusammen zu ordnen. Wir übergehn sie, da Pitt's Gröfse als Redner bekannt ist. Von seinen Reden werden besonders vier, die über den ihm gemachten Vorwurf der Jugend, über die Stempelacte, und zwey in der Wilkesschen Sache, dem gröfsten Theil nach übersetzt und erläutert. Aufser Pitt werden noch Lord Camden und Lord Mannsfield als Redner charakterisirt, gegen den eigentlichen Plan des Vfs., der sein Werk mit Pitt beschliefsen wollte.

Siebentes Kapitel. *Kurze Wiederholung. Was über den Vorwurf der Bestechung* (Bestechlichkeit), *den man dem Parlamente macht, zu urtheilen sey?* Die

Digitized by Google

Die Wiederholung ist ungleich kürzer, als unser hier gegebner Auszug, und enthält eine geistvolle und gar nicht überflüssige Zusammenstellung der Resultate, die sich bey dem ausgeführten Vortrage so leicht verstecken. Wäre unsere Beurtheilung nicht schon etwas ausführlich, so würden wir sie, gewiss mit dem Beyfall unsrer Leser, hier einschalten. Bey Erwägung so mancher wichtigen Ereignisse, die als Folgen von Parlamentsvorträgen anzusehen sind, erinnert sich der Vf. sodann an die so viel wiederholte Behauptung der Bestechlichkeit des Parlaments, die, wenn sie statt fände, allerdings alle Wirkung der Reden aufheben und die Debatten in ein leeres täuschendes Spiel verwandeln würde. Die Bestechungen sollen, nach Behauptungen englischer Schriftsteller, unter Wilhelm III. angefangen haben, und von Walpole (1720 — 1742) bereits sehr weit getrieben seyn, dessen Fusstapfen die folgenden Minister aufgesucht hätten. Der Vf. streitet ernstlich gegen die übertriebenen Meinungen von der Bestechlichkeit des Parlaments; und seine Gründe scheinen uns alle Achtung und weitere Prüfung zu verdienen.

Dies wäre denn ein kurzer Abriss von dem Inhalt dieses Buchs, wobey Rec. nur einigemal die Anordnung der Materien zu vereinfachen gesucht hat. Unsere Leser werden daraus bemerkt haben, dass der Vf., abgesehn von der Reichhaltigkeit des Gegenstandes an sich, noch manche verwandte Materien in seinen Kreis gezogen und erörtert hat. Für deutsche Leser (und für sie zunächst arbeitete der Vf.) war dies nothwendig; zur genauern Kenntniss der englischen Geschichte und Staatsverfassung ist sein Buch ein wichtiger Beytrag. — Dagegen wird man eben so leicht bemerkt haben, wie unvollständig dieses Werk ist: denn gerade die wichtigste, fruchtbarste und wegen der Neuheit der Gegenstände bey weitem interessanteste Periode der englischen Parlamentsberedsamkeit hat der Vf. unberührt gelassen. Er endigt mit Lord Chatham, und gerade dieser war der erste grosse Redner Englands, der eine neue Periode begann, in welcher Pitt, der Sohn, Fox, Burke, Sheridan u. m. glänzen. Leicht möchte jemand, der die Wichtigkeit dieser Periode kennt, dem Vf. für die getreue Darstellung derselben den mühsamen Weg durch die Wüsten und Sandgegenden der frühern Jahrhunderte erlassen haben. Zwar wird einigemal von einer möglichen Fortsetzung des Werks gesprochen, aber wir glauben kaum, dass dies des Vfs. Ernst gewesen sey, da die Schwierigkeiten des Gegenstandes von vielen Seiten zunahmen. Je näher der neuern Zeit, desto mehr bedurfte es der Geschichtschreiber, nicht aus ermattender Ferne, sondern in unmittelbarer Nähe das Leben und Wirken der Nation aufzufassen, tief und innig in die Kenntniss ihrer schönen Literatur eingeweiht zu seyn. Ja wir möchten behaupten, dass eine vollendete Geschichte der englischen Parlamentsberedsamkeit nur *von* einem Engländer und *für* Engländer geschrieben werden könne; der letztere nur kennt anschaulich das innere Leben des Staats, während der Vf., der für Ausländer schrieb, theils den Gang der Erzählung durch Erörterungen unterbrechen, theils das Detail der Veranlassung und des Inhalts mancher Reden ganz übergehen musste, so dass die Einsicht des Lesers mangelhaft bleibt und nicht den eigentlichen Grund der Sache durchdringt. Eben so wenig konnte der Vf. auch die Geschichte der englischen Parlamentsberedsamkeit nach ihrer Entwicklung vom ersten Keim bis zur höchsten Blüthe als ein Ganzes darstellen, weil die Periode der Vollendung ausser seinem Gesichtskreise blieb; weshalb sein Werk auch nicht durch die Anfügung eines zweyten ergänzenden Theils, sondern durch Umarbeitung des Ganzen zu einem Stück die Vollendung erreichen würde. Da hierzu fürs Erste wenig Aussicht ist, so wollen wir indess das Vorhandene mit Dank annehmen. Es ist hier die Frage nicht, ob mehr geleistet werden könne, woran niemand zweifelt, sondern ob es leicht gewesen sey, für einen ersten Versuch mehr zu leisten, was wir nicht so gleich bejahen möchten.

Der Stil des Vfs. hat die erforderlichen Haupteigenschaften, Ruhe und Klarheit; durch die nöthig gewordenen Erläuterungen wird der Vortrag etwas ungleich und desultorisch. Durch strenge Feile hätte die Schreibart hier und da an Gewandheit, Kürze, Präcision gewinnen können. Der Druck ist nicht ganz fehlerfrey, das äussere Gewand des Werkes ohne Prunk, doch anständig.

SCHÖNE KÜNSTE.

RUDOLSTADT, in d. Hofbuchh.: *Franz v. Holbeins Theater.* — *Erster* Band. 1811. VI und 418 S. *Zweyter* Band. 1812. 328 S. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

Durch das Schauspiel *Fridolin*, hier das erste des *ersten* Bandes, eröffnete der Vf. seine dramatische Laufbahn mit allgemeinem Beyfalle des Publicums. Es ist bekanntlich nach dem Schillerschen Gedichte, der Gang nach dem Eisenhammer gearbeitet. Allerdings war dies vortreffliche Gedicht, dem wieder eine alte herrliche Sage zum Grunde liegt, die es mit treuer Einfalt und deutscher Kraft benutzt, vollkommen geeignet den Stoff zu einem Schauspiele zu geben, das seine Wirkung auf das Gemüth nicht verfehlen konnte. Die Treue und Frömmigkeit Fridolins, die hohe Reinheit der Gräfin, die rasche Eifersucht des Grafen, die Heimtücke Roberts stellten sich als treffliche Charakterzeichnungen fast schon vollendet im Gedichte dar, und das sichtbare Walten der Vorsehung, in dem entscheidenden Momente gab eine so köstliche Auflösung der Furcht und Hoffnung spannenden Verwicklung, dass nur eine gleichsam mit den scenischen Handgriffen vertraute Hand dazu gehörte, um etwas sehr Interessantes für die Darstellung auf der Bühne daraus zu arbeiten. Dies hatte auch der Vf. gethan, und dafür verdient er Lob.

Was

Digitized by Google

Was er aber aus seinem eignen Vorrathe hinzufügte kann ihm dieses kaum erwerben. Die Sprache ist nämlich oft so schwülstig und geziert, und dann manchmal wieder so gemein, dass das Dichterische des Stoffs sich hie und da kaum darüber erheben kann. Als Beyspiel des erstern nur gleich der Anfang des Monologs (S. 6.). „Blässer und blässer wird der Mond durch die Nähe der Sonne, gleich dem bescheidenen Verdienste des Mannes bey des Knaben Rosenwangen in dem Herzen der Weiber. O Gewissheit, breite deine eisernen Fittige über mich, und gieb meinem Wanken Festigkeit." Für das letztre findet man Beyspiele in den doch zu niedrigen Unterredungen der beiden Bergleute. Die Intrigue mit Kuno von Staufen, der in Fridolin seinen Sohn wieder findet, stört die reine Auflösung des Ganzen, und lenkt das Interesse vom Hauptgegenstande ab. Fridolins Liebe zu Luitgarde giebt eben so dessen Charakter eine Beymischung die hieher nicht gehört, und die Sprünge Luitgardens und Felsecks in das Wasser können fast ohne Lächerlichkeit sich nicht thun lassen. Doch müssen wir der Zeichnung in Felsecks Charakter Gerechtigkeit wiederfahren lassen, der biederbe Ritter ist dem Vf. wohl gelungen. Den Vortheil des herrlich gegebenen Stoffes hatte nun der Vf. in der Fortsetzung des Fridolins, dem *Brautschmucke*, nicht, und sonach theilt er auch das Schicksal meist aller Fortsetzungen von Dramen, er ist weit schlechter als das erstre Stück. Ein Raubritter, die heilige Vehm, unter irdische Höhlen, Kämpfe auf Tod und Leben, und der ganze Apparat eines gewöhnlichen Ritterstücks spielen darin ihre Rollen, und voll Unwahrscheinlichkeiten und Theatergeräusch zieht sich das Ganze durch seine fünf Acte hin. Nur der Charakter des Grafen von Birkenstein, eines Zierbengels des Mittelalters, ist neu, und vom Vf. gut durchgeführt.

Unstreitig führt der Vf. diese beiden Stücke unter der uns stets widrig tönenden Benennung Cassenstücke auf, wenn er in der Vorrede sagt: „Möchten aber doch die Directionen nicht blos Cassenstücke aus dieser Sammlung zur Aufführung befördern, sondern auch jene meiner Arbeiten auf die Bühne bringen, welche beweisen, dass mir auch zuweilen etwas besseres als ein Cassenstück gelingt." Rechnet der Vf. unter diese bessern Arbeiten, wie wir fast vermuthen müssen, seine beiden Dramen im höhern Stil, *Leonidas*, und *Mirina*, Königin der Amazonen, so können wir leider nicht mit ihm übereinstimmen, denn beide beweisen dass er den höhern Schwung der Phantasie, die innigere Vertrautheit mit dem Geiste der Zeit in welche diese Stücke fallen, und der Geschichte selbst, und die Tiefe des Gemüths aus der sie hervorgehn müssen, eben so wenig als die Kenntnis der Dichtersprache und des Versbaus besitze, die dabey nothwendig erfodert werden. Eine ausführlichere Auseinandersetzung würde uns zu weit führen, da vorzüglich jene erstern Fehler aus dem fehlerhaften Plane, der falschen Zeichnung der Charaktere, den Widersprüchen mit der Sitte der damaligen Zeit und dem Oberflächlichen in dem Ganzen hervorgehen, und also eine Entwicklung beider Stücke fodern würden, die leicht ermüden und hier nicht an Ort und Stelle seyn dürfte. Kürzer lässt es sich darthun wie sehr der Vf. gegen die Regeln des Versmaalses und die Würde der höhern dramatischen Sprache verstosen hat, besonders in den Stellen von denen er glaubt dass sie lyrisch sind, die aber entweder gar keinen Rhythmus haben, oder besonders im Leonidas einen solchen, der für das gegebene Sujet aus der ernstesten Griechenzeit gänzlich unpassend ist. Man lese nur S. 12. 13 f. S. 39. wo Leonidas wie ein Student singt:

Darfst nicht erzittern
Nicht erbeben,
Glücklich leben
Wollen wir!

In der höchst modernen Scene zwischen Gorgo und Artemisia im vierten Acte sagt Gorgo: S. 112.

Du siehest immer meinen Entschluss wanken,
Gieb mir den Dolch, verdamme den Gedanken.

und Artemisia antwortet:

O! könnt' ich ohne des Erfolgs zu denken
Die Trauergabe dir entgegen lenken.

Ferner S. 132. 133. und der Schluss, indem Gorgo „sich allmählig von Leonidas Tode überzeugt" und dann endet:

Nur einmal noch lasst mich
Diess klopfend Herz an meinen Helden schmiegen,
Von seinem Todesschauer es durchfliegen,
Für immer sollet ihr die heissen Thränen,
Im trüben Blicke dann verfieget wähnen.

Und die Weiber beym Heldentode des Leonidas, Gorgo und Artemisia, der ganze Leichenapparat, und dann Themistokles und Aristides, es ist doch fast zu sehr an der Wahrheit sich versündigt.

Fast noch schlimmer geht es in Mirina zu. Amazonen wollte der Vf. schildern, und dichtete verliebte Weiber oder mordsüchtige Schwestern. Die Scenerie ist überhäuft und das Costüm unwahr. Wie ganz anders hat *v. Kleist* die ähnliche Situation wie hier zwischen Mirina und Bellerophon bearbeitet, in seiner Amazonenkönigin, in Feuer ist sein Griffel getaucht, und wieder in die zartesten Blumendüfte, während hier alles bombastisch oder ganz gewöhnlich sich äussert. S. 200. z. B. sagt Mithilene, die Wuthentbrannte:

Komm, lass für Beide Martern uns ersinnen,
Der Weiber Schlauheit ist nicht zu entrinnen.

Und wenn nun der langweilige Phylas endlich den Knoten zerhauen hat, wie er es längst hätte thun sollen, und Mirina dem Geliebten den Thron abtrat, ruft sie noch zum Schluss ihm (S. 212.) die unverständlichen oder unverständigen Worte zu:

Sey des Rechtes würdig, das
Die Gottheit dir geschenkt! Ein göttlich Recht
Ist es — selbst Mensch — den Menschen Gott zu seyn!!!

Wenn

Digitized by Google

Wenn wir so unparteyisch und ernst dem Vf. zurufen müssen sich nicht in das Gebiet der höhern dramatischen Poesie zu wagen, so können wir ihm dagegen das Zeugniss geben, dass er bey anspruchsloseren Dichtungen, wo alles darauf ankommt, die gewöhnliche Sprache gemüthlicher Menschen zu reden, und Zustände zu schildern, wie sie das Leben im einfachern Kreise gewährt, recht sehr an seiner Stelle zu seyn scheint. Die beiden kleinen Stücke, der *Verräther*, und das *Wiedersehn*, haben recht viel Gutes in dieser Art. Sie sind einfach und natürlich, die Personen sprechen darin der Stufe der Cultur angemessen, auf der sie vermöge ihres Standes stehen können, und eine gewisse treuherzige Naivetät, verbreitet über beide ein heitres Leben und eine gewisse Gemüthlichkeit, die auch ihren Werth hat. Anspruchslos dargestellt werden sie angenehm unterhalten, und eine freundlich anklingende Empfindung in dem Zuhörer erwecken. Die Idee mit dem Huhne im Wiedersehen scheint zum Theil aus *Starkes* häuslichen Gemälden genommen, und ist gut benutzt, nur sollte der gebildete Winter, nicht die doch etwas gewöhnliche Marthe, gleich (S. 317.) für einen Engel ausgeben, und den guten Peter einen Gott in seiner niedern Hütte nennen. In diesen Umgebungen wollen dergleichen excentrische Dinge durchaus nicht passen, noch weniger aber die Worte mit denen Winter das Stück schliesst: „O heilige Einfalt! lass dich nicht ganz vom Hange zum Grossen und Ungewöhnlichen verdrängen — weile lieblich in der wirklichen Welt und — auf der Bühne."

Auch *die beiden Blinden*, Oper in drey Aufzügen, haben manches Gute, besonders in der Kindlichkeit der drey Hauptfiguren, obschon die Ursache (S. 288.) warum Marie bey des Arztes Antrage Nein gesagt hat, gar zu albern seyn dürfte. Hie und da könnten die Verse wohl etwas besser seyn, doch sind sie meist nicht unmusikalisch, und die vorwaltende Idee des Vertrauens auf Gott in der That recht erbaulich und rührend. Die dieser Oper vorstehende geharnischte Vorrede und *resp.* Steckbrief gegen einen gewissen Opernräuber, Emanuel Veith, hat uns in ihrer Derbheit ergetzt, obgleich besonders (S. 219.) manch schlechter Witz auch mit unterläuft.

Noch findet sich im *ersten* Bande: *Der Verstorbne.* Ein romantisches Gemälde in drey Aufzügen, frey nach dem Französischen, von dem wir in Anlage und Ausführung wenig Gutes sagen können, da wir aber nicht wissen was davon dem Vf. oder dem Bearbeiter gehört, so können wir auch Fehler und Verdienste beider dabey nicht abwägen. Es kann übrigens bey der Aufführung wohl unmöglich gefallen, da die Charaktere Dorns und Brenners allzu niedrig und gemein, Amalie und Hohensee aber nur schlechte Nachbildungen aus Menschenhass und Reue sind.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Todesfälle.

Am 11. Julius starb zu Tübingen *Wilh. Gottlieb Tafinger*, Dr. und ordentlicher Professor der Rechte, wie auch Ritter des Königl. Würtembergischen Ordens vom Civil-Verdienst, im 53 Jahre seines Alters.

Am 2. September starb zu Halle Dr. *Adolph Friedr. Nolde*, ord. Prof. der Therapie, geboren zu Neustrelitz im Mecklenburgischen am 1. May 1764. Er wurde 1791 ausserordentl. Prof. der Arzneygel. zu Rostock, wo er 1794 eine ordentliche Lehrstelle der Geburtshülfe erhielt. Im Jahr 1806 berief ihn der Herzog von Braunschweig-Lüneburg als ordentl. Prof. an das Collegium medico-chirurgicum zu Braunschweig, ernannte ihn zu seinem Hofrath und Leibarzt, übertrug ihm auch die Direction der herzogl. Entbindungsanstalt, und eine Beysitzerstelle im Obersanitäts-Collegium. Durch ein königl. westphäl. Decret wurde er im Jahre 1810 als ordentl. Prof. der Therapie und Director der klinischen Anstalten nach Halle berufen, wo er seine Vorlesungen im September gedachten Jahrs eröffnete. Der frühe Tod dieses verdienstvollen Mannes ist sehr zu bedauern, da er ein eben so beyfallswerther und beliebter Lehrer, als denkender und glücklicher Arzt war. Seine Schriften, besonders über die Geburtshülfe, vereinigen den Charakter gründlicher Theorie und geprüfter Erfahrungen. Die Allgem. Lit. Zeitung hat von ihm in mehrern Jahren Beyträge erhalten.

II. Beförderungen u. Ehrenbezeugungen.

Hr. *Jakob Friedrich Georg Emmrich*, ehemaliger Professor der Rechte zu Altdorf, alsdann, nach Aufhebung der dortigen Universität, Stadtgerichtsassessor zu Regensburg, kam vor kurzem als Appellationsgerichtsrath des Illerkreises nach Memmingen.

Die Herren, Dr. *Karl Aug. Brehm*, Beysitzer der Juristenfacultät, Senator und Vicestadtrichter zu Leipzig, und Dr. *Karl Friedr. Christian Wenck*, ausserordentl. Prof. der Rechte daselbst, sind zu Oberhofgerichtsräthen ernannt worden.

Der Herzog von Anhalt-Dessau hat dem zu Cöthen privatisirenden Gelehrten, Hn. *F. A. F. Bertrand*, Vf. der vor kurzem erschienenen Gedichte und prosaischen Aufsätze, den Charakter eines herzogl. Raths ertheilt.

Die erste Klasse des Kaiserl. Instituts zu Paris hat an die durch den Tod des Grafen *Lagrange* erledigte Stelle Hn. *Poinsot*, einen der Inspectoren der Kaiserl. Universität, zum Mitgliede erwählt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

MAILAND, in d. königl. Dr.: *Sull' ernie* memorie anatomico-chirurgiche di *Antonio Scarpa* etc. 1809. IV u. 84 S. gr. Fol. Mit 10 Kpfrt.

HALLE, in d. Renger. Buchh.: *Anton Scarpa's* u. s. w. *anatomisch-chirurgische Abhandlungen über die Brüche.* Aus dem Italienischen übersetzt und mit Zusätzen versehen von *Burkhard Wilhelm Seiler*, Prof. der Anatomie u. Physiologie auf der Universität zu Wittenberg u. s. w. 1813. XXIV u. 432 S. 8. Mit 14 Kpfrt.

Der berühmte Vf. dieses Meisterwerks fühlte sich, wie er in der Vorrede angiebt, zu der Ausarbeitung und Herausgabe vorzüglich durch mehrere pathologisch-anatomische Untersuchungen von Brüchen veranlasst, welche ihm bewiesen, dass über mehrere höchst wichtige Bedingungen derselben, selbst bey den vorzüglichsten Schriftstellern, noch Irrthum und Unbestimmtheit obwaltet, manche sogar noch durchaus nicht zur Sprache gekommen sind, und begleitete dasselbe, theils um diese zu erläutern, theils um dem angehenden Wundarzte eine anschauende Kenntniss der Hauptbedingungen der am häufigsten vorkommenden Brüche zu verschaffen, mit zehn Kupfertafeln, deren Lob am besten durch die Bemerkung ausgesprochen wird, dass sie die, welche die früheren Schriften des Vfs. begleiten, wo möglich, noch übertreffen. Das Werk besteht aus *fünf* Fascikeln, welche eben so viele Abhandlungen und einen, der letzten beygefügten, Zusätze zu den Abhandlungen liefernden, Anhang enthalten.

Erste Abhandlung. *Ueber den Leisten- und den Hodensackbruch.* Aus einer sehr genauen Beschreibung des bey dem Leistenbruche interessirten Theiles der drey breiten Bauchmuskeln ergiebt sich, dass der Bauchring eigentlich kein Ring, sondern ein Kanal ist, der in schiefer Richtung von der Leistengegend zur Schamgegend hinter dem untern Theile der beiden schiefen und unter dem Rande des queren Bauchmuskels herabsteigt. Denselben Weg nimmt der Samenstrang, und die in den meisten Fällen vor und auf demselben verlaufende Production des Bauchfells beym Leistenbruch, der seinen Anfang an der Stelle nimmt, wo sich beym Fötus die Oeffnung der Scheidenhaut des Hoden, beym Erwachsenen (indessen nach des Rec. Untersuchungen häufig auch nicht) eine blinde Vertiefung findet, so dass sich die ersten Spuren des Leistenbruchs gewöhnlich ziemlich hoch in der Leistengegend zeigen, wie sowohl die Untersuchung im Leben, als nach dem Tode beweist. Der Bruchsack ist immer von dem Zellgewebe, welches in der Unterleibshöhle das Bauchfell locker mit den Bauchmuskeln zusammenheftet und mit ihm herabgleitet, ausserdem aber *immer* von dem, welches die gemeinschaftliche Scheidenhaut des Hoden- und Samenstrangs genannt wird, und von dem Hodenmuskel bekleidet, indem dieser den Samenstrang und die Scheidenhaut umgiebt, so dass also *Monro* und andre irrig glaubten, dass der Hodenmuskel nur *zuweilen* den Bruchsack einschliesse. Dasselbe gilt auch für den Wasserbruch der Scheidenhaut. Nur bey beträchtlich grossen Brüchen findet man statt jener schiefen Richtung eine gerade, von hinten nach vorn verlaufende, indem der Kanal sich eben durch die Grösse des Bruches in einen wahren Ring verwandelt. Unter derselben Bedingung werden auch die Gefässe, welche den Samenstrang zusammensetzen, so aus einander und von ihrer normalen Stelle weg gedrängt, dass sie nicht mehr hinter, sondern selbst vor dem Bruchsacke verlaufen, was sich bey grossen Hydrocelen der Scheidenhäute eben so verhält. Der Bruchsack selbst behält in den meisten Fällen, selbst bey alten und grossen Brüchen, gegen die gewöhnliche Meinung, seine gewöhnliche Dicke, die Fälle ausgenommen, wo ein lange zurückgebracht gewesener Bruch wieder hervortritt, oder bey oft vorangegangener Entzündung oder beträchtlicher Verwachsung der Eingeweide mit dem Bruchsacke. Die scheinbare Verdickung des Bruchsackes, welche man gewöhnlich bey grossen und alten Brüchen findet, rührt von Verdickung des ihn umgebenden Zellgewebes und des Hodenmuskels her, welche beide nicht selten vorkommen. Die Oberbauchschlagader (*A. epigastrica*) verändert beym Leistenbruche ihre Lage so, dass sie, unter und hinter dem Bruchsacke verlaufend, nicht, wie im Normalzustande, an der äussern, sondern an der innern Seite des Bauchringes liegt, den seltnern Fall eines, von *Hesselbach* sogenannten, innern Leistenbruches ausgenommen. Der Vf. behauptet zwar den Unterschied des innern vom äussern Leistenbruche als in der Natur gegründet, und giebt daher auch schon in der anatomischen Beschreibung der Leistengegend die Existenz der äussern und innern Leistenhöhle an, bemerkt aber richtig, dass die von *Hesselb.* angegebnen Unterscheidungszeichen während des Lebens nur so lange Statt finden, als der äussere Leistenbruch noch nicht sehr gross ist, indem auch er dann gerade von hinten nach vorn herabsteigt, das Kollern beym Zurückbringen auch hier fehlt, und die Lage der Samengefässe auf die angegebne Weise ver-

Digitized by Google

verändert wird. — Die Möglichkeit der Reposition des Bruchſackes giebt der Verfaſſer nur für kleine und neue Brüche zu. Der angeborne Leiſtenbruch iſt immer ein äuſserer, unterſcheidet ſich aber von dieſem durch mehrere Kennzeichen, welche der Vf. ſehr genau aus einander ſetzt. Findet ſich auf einer Seite ein doppelter Leiſtenbruch, ſo rührt dieſs, nach ſeiner Meinung und gegen die gewöhnliche, nicht davon her, daſs auſser dem Hervordringen durch den Bauchring auch noch im Umfange deſſelben durch eine Lücke in der Sehne des äuſsern ſchiefen Bauchmuskels Eingeweide hervortreten, ſondern von der Zuſammenſetzung eines *gewöhnlichen* und eines *angebornen* Leiſtenbruches. Der kleine Leiſtennetzbruch läſst ſich ſelbſt durch den geübteſten Wundarzt von dem allgemeinen Waſſerbruche des Samenſtranges, wenn dieſer bis zum Bauchringe aufſteigt und denſelben ausdehnt, nur ſchwer unterſcheiden. Auch das von *Pott* als pathognomiſch angegebne Kennzeichen trügt, indem der Vf. öfters Leiſtennetzbrüche, ungeachtet der Kranke ruhig liegen blieb, augenblicklich wieder hervortreten, dagegen umgekehrt den allgemeinen Waſſerbruch des Samenſtranges, ſo lange der Kranke ſeine Lage beybehielt, nicht wieder hervordringen ſahe. Als ſicherere Zeichen ſchlägt er dagegen die feſtere Conſiſtenz und gröſsere Ungleichheit des Netzbruches, ſo wie den Umſtand vor, daſs er von oben nach unten dünner wird, wovon bey der allgemeinen Hydrocele das Gegentheil Statt finde. Indeſſen täuſchen auch dieſe Zeichen bisweilen. Den Beſchluſs dieſer Abhandlung machen treffliche und ſehr zu beherzigende Betrachtungen über die beſte Form und Anlage der Bruchbänder, die verſchiedne Form und Lage, welche beſonders nach Verſchiedenheit der Umſtände der Pelotte gegeben werden muſs u. ſ. w., welche indeſſen keines Auszugs fähig ſind.

Zweyte Abhandlung. *Von den Complicationen der Leiſten- und Hodenſackbrüche.* Dieſe Abhandlung enthält nicht bloſs die Lehre von den vornehmſten Complicationen, ſondern auch die wichtigſten Punkte der Lehre von ihrer Behandlungsweiſe und die Berichtigung oder genauere Beſtimmung mancher gewöhnlichen Regeln, welche ſich unmittelbar aus den in der vorigen angegebnen Bedingungen ergeben, namentlich die Vorſchrift, bey *groſsen* und *alten* Brüchen wegen veränderter Lage der Samengefäſse immer den Schnitt genau durch die Mitte der Geſchwulſt zu führen, ſowohl bey alten als neuen Leiſtenbrüchen ſehr vorſichtig zu ſchneiden, bey den erſten nicht etwa Theile des Bruchſackes abſichtlich wegzuſchneiden, nicht den Bauchring allein, ſondern zugleich den Bruchſackhals zu durchſchneiden, indem in der Regel dieſer den Grund der Einklemmung enthalte, den Einſchnitt in den Bruchſack und den Bauchring parallel mit der weiſsen Linie, ſo daſs er mit dem horizontalen Aſte des Schambeins einen rechten Winkel bildet, zu führen, indem nur ſo in allen Fällen die Oberbauchſchlagader vor Verletzung geſichert werden könne. Der Bruchſackhals enthält bey weitem am häufigſten den Grund der Einklemmung, indem der Bauchring im Gegentheil bey Bruchkranken gewöhnlich ausgedehnter und ſchlaffer, als im normalen Zuſtande iſt, was von verſchiednen Urſachen abhängt, welche auch die Geſtalt des Bruchſackhalſes und die Eigenthümlichkeiten ſeiner Einklemmung bedingen. Die Zeichen der vom Halſe herrührenden Einklemmung, welche, wenn ſie verkannt wird, ſehr leicht tödtlich wird, indem, beſonders bey kleinen und neuen Brüchen, der ungeöffnete, in ſeinem Halſe verengte Bruchſack nach Durchſchneidung des Bauchringes mit dem in ihm enthaltenen Theile des Unterleibs zurückgeſchoben werden kann, werden genau angegeben, und gerathen, im Falle dieſs geſchehen wäre, oder trotz der Oeffnung des Bruchſackes dennoch die Zufälle fortdauerten, lieber die reponirten Eingeweide vorſichtig, und damit zugleich den Bruchſack hervorzuziehn, als, ohne Hülfe des Geſichts mit dem Schnitte ſo weit fortzufahren, als es die Länge des verengten Bruchſackhalſes erfordert, den Fall ausgenommen, wo dieſer eine zu beträchtliche Länge hätte. Weit ſeltner, aber leichter heilbar, als die Einklemmung des Bruchſackhalſes, iſt die des Körpers, welche der Vf. häufiger bey angebornen Brüchen, als bey gewöhnlichen, ſahe. Die Gedärme können durch Umſchlingung in Form einer 8, welche nach des Vfs. vielfältigen Erfahrungen häufiger iſt, als man glaubt, zu Einklemmungen Veranlaſſung geben. Oefter aber bewirkt ſie das Netz, und zwar auf mehrfache Art, indem es 1) im Bruchſack Schlingen bilden kann, welche von einer Seite zur andern, oder von oben nach unten verlaufen; 2) ſich ſpaltet, ſo daſs der Darm hindurchtritt, ſey es nun, daſs es ſich zugleich mit dem Darmkanal hervor begiebt, oder in der Unterleibshöhle bleibt. — Sehr zu beherzigen, beſonders jetzt, wo kürzlich wieder von Zerreiſsungen des Bruchſackes die Rede war, iſt *Scarpa's* Aeuſserung über dieſen Gegenſtand, daſs weder in ſeiner Praxis, noch in den vielen von ihm unterſuchten Leichnamen Bruchkranker ein einziger Fall davon vorgekommen ſey, womit auch des Rec. Erfahrung vollkommen übereinſtimmt, ungeachtet er eine anſehnliche Menge von Brüchen unter Händen hatte. Die krampfhafte, von der Einſchnürung des Bauchringes herrührende, Einſchnürung läugnet der Vf. wohl zu unbedingt, und ſchreibt ſie in allen Fällen einem Krampfe des Darmkanals zu.

Die Lehre von den angewachſenen Brüchen kommt mit der Richter'ſchen in Hinſicht auf die Arten und die Behandlung der Verwachſung ganz überein. Die ſogenannte fleiſchige Verwachſung theilt der Vf. in die *nicht natürliche* und die *natürliche*. Jene kommt in Hinſicht auf ihre Entſtehung mit der gelatinöſen und faſerichten ganz überein. Sie findet ſich am häufigſten zwiſchen Netz und Bruchſack, und geſchieht dann zwiſchen dem Netz und dem Körper und Grunde des Bruchſackes. Die fleiſchige Verwachſung des Darms mit dem Bruchſacke nimmt gewöhnlich die Gegend des Bruchſackhalſes ein. Selbſt bey Incarceration des Bruches räth der Vf. aus vielfältiger Erfahrung,

Digitized by Google

rung, nach Eröffnung des Bruchsackes den fleischig verwachsenen Darm nicht zu trennen, indem er, sich selbst überlassen, allmählig zurückweiche. Die *natürliche fleischige Verwachsung* hat eine von den übrigen ganz verschiedene Ursache. Die Verlängerungen des Bauchfelles, wodurch das vorgefallne Darmstück an die Wände desselben geheftet wird, sind nämlich, nebst dem respectiven Theile der Wände desselben, zugleich herabgeglitten, und der Bruchsack wird daher durch den Theil des Bauchfelles gebildet (doch nur seine hintere Wand?), an welchen der vorgefallne Theil des Darms im Normalzustande geheftet ist. Nur der dicke Darm kann auf diese Art herabsinken, und vorzüglich häufig trifft sie den Blinddarm. Da der hintere Theil seines Umfangs dann hier, wie im Unterleibe, frey, nicht vom Bauchfelle bedeckt, vorliegt, so kann der Wundarzt, welcher nicht gehörig untersucht, zu der irrigen Meinung, dass sich kein Bruchsack finde, veranlasst werden, und ein Franzose hat sogar deshalb eine eigne Art Brüche, *Entérocèles akystiques*, angenommen. Brüche dieser Art, deren, indessen nicht völlig gewisse, Zeichen angegeben werden, lassen sich natürlich weder ohne, noch mit Oeffnung des Bruchsackes reponiren, den Fall ausgenommen, wo nur das freye Ende des Blinddarms vorläge. Ist das Netz bey einem eingeklemmten Bruche entzündet, mit Blut unterlaufen, gequetscht, hart, steatomatös, sehr vergrösert: so wickelt der Vf. immer den vorliegenden Theil in feine, mit einer einfachen Salbe bestrichne Leinwand ein, um die Verwachsung desselben mit dem Bruchsacke zu verhüten, und unterbindet es, wenn die auf die Operation folgenden Zufälle aufgehört haben, in der Nähe des Bauchringes, wenn es nicht in dieser Zeit in die Unterleibshöhle zurückgetreten ist.

Dritte Abhandlung. *Von dem Schenkelbruche beym männlichen Geschlecht.* Der Schenkelbruch liegt in der Regel zwischen den Schenkelgefässen und der Schamgegend, indem hier die hervortretenden Eingeweide den geringsten Widerstand finden. Wegen der Nähe des innern Winkels des Schenkelbogens und des Bauchringes kann man, besonders bey Weibern, den etwas vergrösserten Schenkelbruch für einen Leistenbruch, oder umgekehrt einen zugleich vorhandnen Schenkel- und Leistenbruch für zwey Schenkelbrüche halten, wenn man nicht auf die vom Vf. angeführten Unterscheidungszeichen Rücksicht nimmt. Die Hüllen des Schenkelbruches sind: 1) eine unmittelbar unter der Haut liegende zellige Hülle; 2) eine sehnige, von der Sehne des Spanners der Schenkelbinde stammende; 3) eine reichliche Zellschicht, die gewöhnlich sehr locker ist, oft Fett enthält, deshalb sehr leicht für das Netz gehalten werden, und zu der Meinung verleiten kann, dass der Bruchsack schon geöffnet sey; und 4) der Bruchsack selbst. Immer sind die Hüllen des Schenkelbruches lockerer und dünner, als die des Leistenbruches, schon darum, weil ihm mehrere Hüllen des letzten fehlen. Nur darum liegen die im Schenkelbruche enthaltnen Theile oberflächlicher. Selten enthält der Schenkelbruch viel Wasser, vermuthlich wegen seiner Kleinheit, indem sich auch bey kleinen Leistenbrüchen nur eine geringe Menge findet.

Die Operation des Schenkelbruchs ist wegen leichterer Verletzbarkeit der benachbarten Gefässe schwieriger, als die des Leistenbruches. Gewöhnlich berücksichtigt man vorzüglich nur die Epigastrica; allein der Vf. fand *Arnaud's* Behauptung, dass der Samenstrang fast nothwendig verletzt werde, und in den meisten Fällen daher die Blutung nicht aus jener, sondern der Samenarterie stamme, durch die anatomische Untersuchung bestätigt. Die Epigastrica wird verletzt, wenn der Schnitt gerade nach oben, oder nach aussen geführt wird, weil sie ausser- und oberhalb des Bruchsackhalses aufsteigt, die Samenpulsader sowohl in diesen beiden Richtungen, als wenn man schräg nach innen gegen die Schamgegend schneidet, weil der Samenstrang längs dem Leistenbande höchstens 2 — 3 Linien über demselben *vor* dem Bruchsackhalse verläuft. Liegt der Bruch gerade auf den Schenkelgefässen, und führt man den Schnitt nach aussen, so werden zwar nicht diese, aber die Abdominalis verletzt. Nur in einer sehr kleinen Strecke kann der Einschnitt ohne Gefahr gemacht werden, in der Nähe des innern Endes des Leistenbandes, wo es sich an die Schambeine heftet, indem sich hier der Samenstrang von demselben zum Bauchringe aufbiegt und die Epigastrica an der entgegengesetzten Seite aufsteigt. *Sc.* räth daher aus Erfahrung, da, wo die Durchschneidung der vom Schenkelbindenspanner stammenden Sehne und die Dilatation des Leistenbandes nichts fruchtet, entweder auf dem eingebrachten Arnaud'schen Haken vier bis fünf kleine perpendiculäre Einschnitte in das Leistenband zu machen, die sich sogleich in eben so viele Furchen verwandeln, wodurch die Einklemmung gehoben wird, oder, in schwierigern Fällen, nach Oeffnung des Bruchsackes das Leistenband nach innen und unten, allein in einer Richtung, welche der gewöhnlich angegebnen und bey Weibern sehr wohl statthaften, entgegengesetzt ist, von oben nach unten zu durchschneiden, indem auf diese Weise durchaus keine Arterie verletzt werden kann. Da der Schenkelbruch weit leichter wiederkehrt, als der Leistenbruch, so ist der Gebrauch des Bruchbandes noch sorgfältiger zu beobachten. Das Camper'sche, mit einigen Abänderungen, ist das vorzüglichste.

(*Der Beschluss folgt.*)

NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Goujon: *Mémoires pour servir à l'histoire naturelle des sangsues* par *P. Thomas.* 1806. 148 S. 8. Mit 3 Kpfrt.

Vorliegende Schrift, deren Vf. sich als einen genauen Anatomen und Beobachter überhaupt beurkundet, enthält vollständige Untersuchungen sowohl über den Bau des Blutegels, welche zu vielfältiger Berichtigung und Vervollständigung selbst der neues-

ten

ften und gleichzeitigen Beſchreibungen führen, als über die Lebensweiſe deſſelben, in folgenden Rubriken: Vom Hautorgan. Von den Organen der Bewegung. Theorie der Bewegungen des Blutegels auf der Erde und im Waſſer. Von den Organen der Verdauung. Vom Munde und den Zähnen, und der Art, wie das Saugen bewirkt wird. Vom Darmkanal und der Verdauung. Vom Gefäſsſyſtem. Vom Reſpirationsorgan. Von der Reſpirationsweiſe des Blutegels und der Einwirkung verſchiedner Gasarten auf denſelben. Vom Nervenſyſtem. Von der Empfindlichkeit der verſchiednen Theile des Körpers, den Bedingungen, an welche dieſelbe geknüpft ſcheint u. ſ. w. Von den Zeugungsorganen. Von der zwitterartigen Bildung des Blutegels und ihrer Fortpflanzungsweiſe. Von der Art, wie die Abſonderungen geſchehen. Vom Wachsthum und der Lebensdauer. Von der Einwirkung der Kälte und der Wintererſtarrung der Blutegel. Von der Regenerationsfähigkeit der Blutegel.

Die wichtigſten anatomiſchen Bemerkungen ſind die Zuſammenſetzung der Haut aus zwey Schichten, von welchen die innere ſich der muſculöſen Structur nähert, die äuſsere mehr Aehnlichkeit mit den ſeröſen Häuten, als der Epidermis hat, Bedingungen, welchen auch die Lebensäuſserungen beider entſprechen. Die Anweſenheit eines ſchwärzlichen Gewebes auf dem Darmkanal, welche dem Rec. eine Andeutung der Leber zu ſeyn ſcheint. Die genauere Beſchreibung des Gefäſsſyſtems. Das mittlere iſt kaum vom Darmkanal zu trennen, und ſcheint ſich auch nur in ſeinen Häuten zu verbreiten. Intereſſant iſt vorzüglich die Entdeckung eigenthümlicher Reſpirationsorgane, weil ſie einen Irrthum, den auch noch nach der Erſcheinung des Werks mehrere Schriftſteller begangen haben, verbeſſert. Es beſteht aus zwey, zu beiden Seiten des Körpers verlaufenden Reihen von rundlichen, häutigen, nicht mit einander communicirenden Blaſen, auf welchen ſich eine ungeheure Menge von Gefäſsen verbreiten, und die ſich durch eigne, von denen der Schleimdrüſen u. ſ. w. durch anſehnliche Gröſse und regelmäſsige Stellung verſchiedne, ſehr empfindliche Mündungen nach aufsen öffnen. Man findet ſie immer mit Luft angefüllt, und ſowohl dieſe als eine ſchleimige Flüſſigkeit dringt aus den Oeffnungen hervor. (Alſo auch hier ein Uebergang von den Inſecten zu den höhern Thieren, ſofern Stigmaten und blinde Luftſäcke verbunden ſind.) Sowohl das vordere als das hintere Ende des Nervenſtranges wird durch einen Knoten gebildet, aus welchem keine Nerven treten. Die Kenntnifs der Genitalien iſt durch die Angabe von neun Hodenpaaren, welche zu beiden Seiten des Körpers liegen und durch einen Strang verbunden ſind, der ſich in der Nähe der Geſchlechtsöffnung erweitert und zuſammenknäuelt, und die Entdeckung zweyer kleiner ovarienartiger Körper vervollſtändigt, welche ſich in die Scheide öffnen. (Merkwürdig iſt die Anordnung der verſchiednen Organe in Beziehung auf einander. So weit ſich die Hoden herab erſtrecken, kann man den Körper in verſchiedne, auf einander folgende Abſchnitte theilen, in deren jeden ein Nervenknoten, ein Paar Reſpirationsblaſen, ein Paar Hoden, ein Paar groſse Gefäſsäſte und ein Beutel des Darmkanals fallen.)

Die wichtigſten phyſiologiſchen Data betreffen die Bewegung des Blutegels, den Antheil, welchen das vordere und hintere Ende des Körpers, die active Verlängerung der Muskeln daran haben, die Art des Saugens und Anbohrens, wozu, nach des Vfs. Meinung, eine Art von eigner Erection der Zähne ſelbſt erfordert wird; die mehrere Tage lange Lebensdauer in den meiſten irreſpirablen Gasarten, wo aber doch der Tod im geſchwefelten Hydrogengas ſchon in 6 — 7, im kohlenſauren Gas in 28 Minuten, im Azot- und Hydrogengas, ſo wie im luftleeren Raume erſt nach einigen Tagen erfolgte; der Mangel convulſiviſcher Bewegung auf beliebige mechaniſche oder chemiſche Reizung des Nervenſyſtems ohne oder mit Wegnahme ſeiner Hülle, während die geringſte, auf die Oberfläche des Körpers angebrachte Reizung die heftigſten Schmerzen zu veranlaſſen ſcheint; die Fortpflanzung ohne wechſelsweiſe Begattung; das Lebendiggebären; die ſehr geringe Regenerationsfähigkeit und das ſehr langſame Wachsthum, welches durchaus nicht mit Vermehrung der Zahl der Ringe, woraus der Körper beſteht, verbunden iſt.

Aufser den angeführten Thatſachen enthält das Werk noch mehrere, theils unmittelbar zum Gegenſtande gehörige, theils allgemeine, durch ihn veranlaſste, meiſtens intereſſante und richtige Bemerkungen, und Rec., der die zur Structur und Lebensweiſe gehörigen mit der Natur völlig übereinſtimmend fand, ſchlieſst daher mit der Verſicherung, dafs es ein wichtiger Beytrag zur Naturgeſchichte der wirbelloſen Thiere iſt.

Berichtigungen.

Der verſtorbene Prof. *Türk* war nicht, wie es in der Anzeige ſeines Todes A. L. Z. Nr. 209. heifst, 1751, ſondern erſt 1756, und zwar am 10ten Auguſt, geboren.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

MAILAND, in d. königl. Dr.: *Sull' ernie* memorie anatomico-chirurgiche di *Antonio Scarpa* etc.

HALLE, in d. Renger. Buchh.: *Anton Scarpa's* u. s. w. *anatomisch-chirurgische Abhandlungen über die Brüche.* Aus dem Italienischen übersetzt und mit Zusätzen versehen von *Burkhard Wilhelm Seiler* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Vierte Abhandlung. *Von den brandigen Brüchen und von den Mitteln, welche die Natur zur Herstellung der Continuität des Darmkanals anwendet.* Der Vf. unterscheidet sehr richtig die *schnelle* von der *chronischen Einklemmung, den eingeklemmten (ernia incarcerata)* von dem *eingeschnürten (e. strozzata)* Bruche. Besonders wichtig und interessant aber sind die Resultate seiner Untersuchungen über den Heilungsprocess zur Herstellung der, durch den Brand getrennten Continuität des Darmes, indem sie darthun, dass diese auf eine ganz andre als die gewöhnlich angenommene Weise bewirkt wird. Gewöhnlich glaubt man, die Mündungen des obern und untern Darmstückes liegen einander entweder von Anfang an gegenüber oder kommen wenigstens allmählig in dieses Ortsverhältniss, so dass die Contenta *ununterbrochen* unmittelbar aus dem obern in das untere Darmstück übergehen; allein nach mehrern genau beschriebnen und zum Theil abgebildeten Beobachtungen fand *Scarpa*, dass sie immer *neben* einander, in derselben Ebne, liegen bleiben und der Koth erst aus dem obern Theile in einen häutigen die beiden Mündungen umgebenden Trichter tritt, den Bruchsack, welcher durch die bey der Einklemmung eingetretene Entzündung mit dem Darme verwächst, ehe er in das untere Stück gelangt, dass daher nie das obere und untere Ende mit einander zu einem ununterbrochnen Canal verwachsen. Ja die Anwesenheit dieser häutigen Zwischenhöhle ist sogar so nothwendig, dass eben hierin der Unterschied zwischen dem brandigen Leisten- und Schenkelbruche auf der einen, und dem brandigen Nabelbruche und der Darmwunde auf der andern Seite, in Hinsicht auf Heilbarkeit des durch beide veranlassten künstlichen Afters begründet ist, und dass die Versuche zur Befestigung der beiden Darmenden an die Wundlefzen nicht blos unnütz, sondern gefährlich sind. Reichliche, leicht verdauliche Nahrung ist weit zweckmäfsiger als die entgegengesetzte, indem es zur schnellen Herstellung des natürlichen Weges darauf ankommt, die Zwischenhöhle möglichst schnell hinlänglich zu erweitern. Die äufsere Wunde kann man sich schliefsen lassen, wenn nach mehrern Wochen die Excremente blos durch den After abgehen und der Kranke nicht an Colikschmerzen leidet; nie aber darf zu diesem Behuf auch nur der gelindeste Druck angewandt werden, indem durch diesen zugleich der Grund des häutigen Trichters verengt wird; ja eine kleine Oeffnung ist sogar immer zu erhalten. Den Beschluss dieser Abhandlung machen lehrreiche Bemerkungen über die Umstülpung des Darms aus einem künstlichen After, die Behandlung der Darmwunden, die Folgen zu schneller Verschliefsung des künstlichen Afters, und die Zerreifsung des einen Bruch bildenden Darmes durch heftige Anstrengung.

Fünfte Abhandlung. *Von dem Nabelbruche; dem Bruche in der weifsen Linie und dem Bauchbruche.* Der Vf. fand immer beym Nabelbruche, dem angebornen sowohl als dem erworbnen, er mochte klein oder grofs, neu oder alt seyn, einen Bruchsack; und wenn er zu fehlen scheint, so rührt dies nur von der engen Verwachsung desselben mit den enthaltenen Theilen her, eine Bemerkung, welche vollkommen mit den Erfahrungen des Rec. übereinstimmt. Der Bruchsackhals ist immer kurz, rund und im Verhältnifs zur Gröfse des Bruches eng, daher die häufigen Beschwerden und die gröfsere Gefahr mit welcher die Einklemmung desselben verknüpft ist, ungeachtet sie seltner als bey den Leisten- und Schenkelbrüchen ist. Gewöhnlich bildet er nur eine einfache Höhle, bisweilen eine mehrfach abgetheilte, indem durch die aus einander gedrängten Nabelgefäfse mehrere Kammern gebildet werden. Der Bruch der weifsen Linie tritt häufiger über, als unter dem Nabel hervor. Bey den sogenannten Magenbrüchen ist wahrscheinlich nicht sowohl der Magen vorgefallen, als wegen gröfserer Nähe und Verbindung mit dem vorgefallenen Theile consensuell gereizt. Auch bey diesen Brüchen ist der Hals im Verhältnifs zum Bruche sehr eng. Die von einigen Schriftstellern geläugneten, von andern ganz übergangenen Fettbrüche, welche durch Anhäufung von Fett zwischen den Sehnen der Bauchmuskeln und dem Bauchfelle, und Hervordringen desselben durch eine Spalte der erstern entstehen, sah der Vf. selbst, und auch Rec. machte ähnliche Erfahrungen. Da sie sich fast gar nicht von kleinen Netzbrüchen der weifsen Linie unterscheiden, so kann man durch gleichzeitige Anwesenheit von Colikschmerzen zu einer Bruchoperation verleitet werden, was dem Vf. selbst begegnete. In der Behandlung der Nabelbrüche kommt er mit *Richter* überein, stimmt aber

Digitized by Google

aber aus vielfältiger Erfahrung durchaus gegen die von *Desault* vorgeschlagne Unterbindung. Im allgemeinen hält er die Meinung, dafs kleine Nabelbrüche leichter als grofse zurückzubringen und zurück zu halten seyn, für irrig, indem bey diesen das Mifsverhältnifs zwischen dem Bruchsacke und dem Halse desselben geringer als bey jenen sey. Das Netz bringt er nicht zurück, weil es immer sehr fest verwachsen ist, sondern unterbindet es. Brandig gewordne Brüche dieser Art lassen gewöhnlich eine unheilbare, selbst absichtlich offen zu erhaltende Kothfistel zurück, weil der Bruchsack wegen zu fester Verwachsung mit den allgemeinen Bedeckungen sich nicht hinlänglich zurückziehen kann, um den vorerwähnten häutigen Trichter zu bilden, den Fall ausgenommen, wo nicht blofs ein Rifs im Darmkanal entstanden ist, indem sich hier der Darmkanal allmählig selbst hinlänglich erweitert. Dennoch ist auch hier aus demselben Grunde ein Recidiv weit leichter zu fürchten als bey den Leisten- und Schenkelbrüchen. Ein merkwürdiger Fall von Complication einer beträchtlichen Erweiterung und Zerreifsung einer Gekrösvene, und darauf folgender Blutung aus derselben, mit Nabelbruch beschliefst das Werk.

Von den zehn Kupfertafeln gehören drey zur *ersten*, eben so viel zur *zweyten*, zwey zur *dritten*, eine zur *vierten*, und die letzte zur *fünften* Abhandlung.

Die Uebersetzung enthält bis jetzt blofs den Text des Originals, doch hat das Publicum nach der in der Vorrede gegebenen Erklärung des Vfs. einen Anhang von seiner Hand zu erwarten, welcher das Scarpasche Werk zu einer vollständigen Schrift über die Brüche machen wird. Im Ganzen kann man sagen, dafs die Uebersetzung treu und gut zu lesen ist, doch finden sich hie und da nicht nur kleine Nachlässigkeiten, sondern auch Unrichtigkeiten. So heifst es z. B. Abh. 1. §. 19. S. 38. „und gewifs hat diese Beschaffenheit der Fasern des Hodenmuskels *Hallern* getäuscht," da doch das Original: „*E certamente non ne hanno imposto all' Allero*" grade das Gegentheil aussagt, was selbst der Sinn der wörtlich angezogenen Stelle erwiese, wenn über den Ausdruck selbst ein Zweifel seyn könne. Ebendas. §. 23. am Ende wird die Stelle: „*Se poi ne' casi di picciola e recente ernia inguinale incarcerata, nei quali vi siano tutte le circostanze favorevoli per respingere le viscere vel ventre unitamente al sacco erniario, ciò convenga di fare, avrò occasione di parlarne in altro luogo. Accennerò qui soltanto che la ragione e la sperienza hanno pronunciato per la negativa*" so übersetzt: „An einem andern Orte werde ich Gelegenheit haben davon zu sprechen, in welchen Fällen es rathsam sey, die Eingeweide mit dem Bruchsacke zugleich in den Unterleib zurück zu bringen, wenn alle Umstände diese Repofition begünstigen. Jetzt will ich nur noch diejenigen Fälle anführen, in denen, zufolge der Theorie und Erfahrung, das Zurückbringen des Bruchsackes nicht rathsam ist." Abh. 2. §. 27. S. 157. unten, ist zweymal statt *Bruchsackhals*, blofs *Bruchsack* gesetzt. Abh. 4. §. 10. S. 273. Statt *neu (recente) entwickelt.* Ebendas. §. 11. ist die erste Periode nicht nur nicht treu, sondern ganz gegen den Sinn des Vfs. übersetzt. Bemerkungen, welche sich Rec. nur erlaubt, um den Herausgeber zur Anzeige dieser und ähnlicher Irrungen in dem Anhange, welchem er mit Begierde entgegen sieht, um so mehr zu veranlassen, als er bezeugen kann, dafs die Uebersetzung übrigens, ganz vorzüglich in Hinsicht auf die Kupfer, dem Wundarzte eben so nützlich als das Original ist. Dieis ist desto mehr zu beherzigen, da der Preis der Uebersetzung (5 Thaler) in gar keinem Verhältnisse zu dem letztern steht, welches Rec. an Ort und Stelle mit 60 Franken bezahlte und im Buchhandel bis auf 22 Thaler kostet. Ungeachtet das Format bedeutend verkleinert ist, auch der Umfang der Figuren hie und da reducirt und die Manier um vieles leichter ist, so sind doch alle wesentlichen Theile vollständig und in derselben Gröfse als im Original und mit der gröfsten Treue dargestellt, wovon man schon im voraus überzeugt seyn konnte, da die Tafeln unter Hn. *Rosenmüllers* Aufsicht von Hn. *Schröter* gezeichnet und gestochen wurden. Durch Colorirung der Arterien und Venen ist es sogar dem Ungeübtern erleichtert, sich in den Tafeln zu orientiren. Eben so ist dem Leser die Uebersetzung durch Reduction des gröfsten Folio auf Octavformat bedeutend bequemer gemacht. Rec. zweifelt daher nicht, dafs dieses treffliche Werk bald in den Händen aller wissenschaftlichen Aerzte und Wundärzte seyn werde, um so mehr, da es, bey einer, auch in der Uebersetzung, weit gröfsern Reichhaltigkeit und Trefflichkeit jeder Art dennoch weit wohlfeiler als ähnliche, z. B. das *Camperschе* und *Cooperjche*, ist.

Frankfurt a. d. O.: *Monstrorum trium cerebro atque cranio destitutorum anatomica et physiologica disquisitio*, quam pro gradu doct. med. et chir. leg. imp. a. d. V. Novemb. MDCCCVIII. publice defendet auctor *A. G. Otto*, Gryphiswaldensis. 28 S. 4.

Ebendaselbst: A. G. Otto etc. *Monstrorum sex humanorum anatomica et physiologica disquisitio.* MDCCCXI. 42 S. 4. m. 1 Kpf.

Diese Abhandlungen, von welchen die zweyte, was aber nirgends bemerkt wird, nur eine vermehrte und veränderte Ausgabe der ersten ist, indem die zweyte, dritte und vierte in jener beschriebnen Mifsgeburt dieselben sind, welche den Gegenstand der ersten Abhandlung ausmachten, enthalten die äufsere und innere Beschreibung von vier sogenannten *Acephalis spuriis*, einem Wasserkopfe und einem nur mit einer untern Extremität versehenen Fötus. Unter den vier *Acephalis* ist nur einer männlich, die übrigen sind weiblich. Eben so fand Hr. *Otto* unter neunzehn Mifsgeburten dieser Art, die sich im Berliner Museum befinden, zwölf weibliche und nur sieben männliche. Richtig bemerkt er aber, wie auch Rec. schon angeführt hat, dafs nicht blofs bey dieser Art von

Digitized by Google

von Mifsgeburten das weibliche Geſchlecht überwiegt, indem unter 46 Mifsgeburten aller Art, die ſich in dem Berliner Muſeum befinden, nur 15 männliche, 31 weibliche ſind, eine Erſcheinung, welche auch hier nicht erklärt wird, wovon Rec. ſchon anderswo den Grund anzugeben geſucht hat. Ueber die Entſtehungsweiſe dieſer Mifsgeburten hat der Vf. zwiſchen den Jahren 1808 und 1811 ſeine Meinung vollkommen geändert. In der *erſten* Abhandlung verwirft er ſowohl die Meinung derer, welche ſie in einer, durch eine äufsere Gewaltthätigkeit verurſachten Zerſtörung begründet glauben, als derer, welche ſie für eine Folge der Zerreifsung eines hydropiſchen Gehirns anſehen, und hält ſie für einen urſprünglichen Bildungsfehler. In der *zweyten* dagegen verwirft er dieſe Meinung, und erklärt den Waſſerkopf für die urſprüngliche Krankheit, indem beym Waſſerkopf das Gehirn, das Rückenmark, die Nervenurſprünge, der Schädel, die Wirbelſäule ſich auf dieſelbe oder ähnliche Weiſe verhalten, in den Säcken, welche häufig am Kopfe dieſer Mifsgeburten herabhängen, ſich bisweilen, wenn ſie nicht, was aber gewöhnlich geſchieht, ihrer Dünne wegen vor oder während der Geburt einreifsen, Waſſer findet, dieſe Säcke bisweilen deutlich aus den Hirnhäuten und der verdünnten mit ihnen verwachſenen Haut gebildet ſind, der Waſſerkopf auch in den früheſten Lebensperioden entſtehen kann, die Gefäfse bis zum Schädel regelmäfsig gebildet ſind, und zwiſchen den verſchiedenen Individuen dieſer Art eine grofse Aehnlichkeit ſtatt findet. Aufser den angeführten Gründen führt der Vf. noch einen eignen an, die eigenthümliche Bildung der Schädelbaſis, die gewiſſermafsen in der Mitte gebrochen erſcheint, indem der vordere Theil horizontal liegt, der hinter dem Sattel liegende faſt ſenkrecht herabſteigt. Dieſe Bildung kommt dem Embryo in frühern Perioden regelmäfsig zu, und er ſieht ſie daher als eine durch den Druck des Waſſers veranlaſste Hemmung in der Entwicklung an, glaubt auch, dafs der Mangel des Halſes auf dieſelbe Weiſe entſtehe. Ungeachtet Rec. findet, dafs nicht alle dieſe Argumente ſehr ſtringent ſind, ſondern nur beweiſen, dafs dieſe Bildungsabweichung nicht durch zufällige, von aufsen einwirkende Schädlichkeiten entſtehe: ſo glaubt er doch, und hat ſich ſchon an einem andern Orte auf eine ähnliche Weiſe erklärt, dafs ſie meiſtentheils auf dieſe Weiſe entſteht. Uebrigens ſind die hier beſchriebnen Fötus theils durch die Beſchaffenheit des Schädels und Gehirns, theils durch die Vergeſellſchaftung der Mifsbildung derſelben mit andern Organen, gänzlichem Mangel der Nebennieren in zwey Fällen, Kleinheit derſelben im dritten, Verſchliefsung der Luftröhre in einem, Mangel des einen Naſenloches im andern, Mangel der einen Nabelarterie, Lage mehrerer Unterleibseingeweide in der Bruſthöhle, Anweſenheit eines Divertikels, Abtheilung des Magens in mehrere Zellen, Kleinheit der Thymus im dritten merkwürdig. Gegen die gewöhnliche Regel waren bey der *männlichen Mifsgeburt* die Nebennieren ſo grofs als gewöhnlich, was auch vor dem Vf. ſchon von *Klein* und *Bayle* bemerkt wurde.

Der fünfte Fötus wich, aufser einem ſehr beträchtlichen Waſſerkopfe und allgemeiner Waſſerſucht, durch aufserordentliche Kürze der Oberarme und Oberſchenkel, womit zugleich Einwärtskrümmung der Unterſchenkel verbunden war, Kleinheit der Leber und der Nieren, vorzüglich der linken, Mehrzahl der Finger und Zehen, indem ſich an beiden Füfsen ſechs Zehen, an der linken Hand ſechs, an der rechten ſogar ſieben Finger fanden, vom Normal ab. Den Bemerkungen des Vfs. über das Variiren der Finger- und Zehenzahl kann man beyfügen, dafs *Saviard* ſogar zehn Finger und Zehen an beiden Händen und Füfsen fand. Richtig bemerkt er, dafs waſſerſüchtige Fötus (vorzüglich doch wohl kopfwaſſerſüchtige) häufig auch anderweitig entſtellt, und dafs dieſe anderweitige Mifsbildungen Fehler der Urbildung ſind. Seiner Meinung nach enthält die Waſſerſucht den Grund derſelben, doch weifs er ſich das Wie nicht zu erklären, und hofft nur von einer wiederholten und genauen Vergleichung dieſer Mifsbildungen unter einander und mit der Menge und dem Sitze des Waſſers Aufklärung darüber. Rec. glaubt aus einer Menge theils eigner, theils fremder Beobachtungen ſchliefsen zu können, dafs nicht blofs Waſſerſucht, ſondern überhaupt verſchiedne einzelne Bildungsabweichungen ſich ſehr häufig unter einander zuſammenſetzen, ohne dafs man geradezu immer, wie Hr. *Otto* hier zu glauben ſcheint, einen Cauſalnexus anzunehmen habe. Wenigſtens ſcheint dieſer da nicht angenommen werden zu können, wo das Weſen der Mifsbildungen daſſelbe iſt, alle in eine Klaſſe gehören, z. B. Waſſerkopf und die Folgen deſſelben mit Divertikel, Klumpfüfsen, verbunden ſind. In einem Cauſalnexus dagegen ſcheinen verſchiedne Mifsbildungen dann zu ſtehen, wenn ſie ihrem Weſen nach einander entgegen geſetzt ſind. So kennt Rec. aufser dieſem Falle gegen dreyfsig, theils aus eigner Beobachtung, theils aus fremder, wo, mit mehr oder weniger bedeutender Monſtroſität *per defectum*, ſich Mehrzahl der Finger und Zehen vergeſellſchaftete. Hier ſcheint offenbar die bildende Thätigkeit an einer Stelle unvollkommner gewirkt zu haben, weil ſie an einer andern exuberirte.

Den Beſchluſs macht die Beſchreibung eines mit einer einzigen untern Extremität verſehenen reifen Fötus, der theils ſeiner Seltenheit, theils wegen des Beleges wichtig iſt, den er zu dem Satze giebt, dafs jede Art von Bildungsabweichungen nach einem gewiſſen Typus gebildet iſt. Rec. der ſelbſt drey Fälle dieſer Art vor ſich hat, und eine ziemliche Anzahl von andern Schriftſtellern beſchriebene verglich, fand, dafs alle, auch der *Otto'ſche*, darin überein kommen, dafs die einfache Extremität genau in der Mitte liegt und zugleich ſo um ihre Axe gedreht iſt, dafs die Beugfläche nach vorn, die Streckfläche nach hinten ſchauet. Wie gewöhnlich beſteht das Knochenſyſtem der untern Extremität aus einem ſehr unvollkommnen Oberſchenkel, einem einzigen ſehr kurzen Unter-

ſchen-

Digitized by Google

ſchenkelknochen und einer an der hintern Fläche liegenden Knieſcheibe. Jede Spur äuſserer Geſchlechtstheile und des Afters fehlt. Auch die innere Structur iſt die, dieſen ſeltnen Miſsbildungen gewöhnliche. Der dicke Darm endigt ſich blind mit dem *S. romanum*, die Nieren und Harnleiter fehlen, die Harnblaſe iſt zwar vorhanden, aber äuſserſt klein, die innern weiblichen Geſchlechtstheile ſind normal, doch, wie es ſcheint, etwas in ihrer Entwicklung gehemmt, die Nabelarterie iſt einfach.

Rec. wundert ſich, daſs Hr. *Otto*, der die Monſtrabildungen zu lieben ſcheint und mit Fleiſs behandelt, nicht diejenige Art, zu welcher die letztbeſchriebne gehört, auf eine allgemeinere Weiſe bearbeitet hat. Noch iſt ſie es von niemand. So viel ſich aus den Beobachtungen des Rec. und anderer ſchlieſſen läſst, würde eine ſorgfältige Bearbeitung der ſchon bekannten Fälle dieſer Art nicht bloſs eine höchſt intereſſante Reihe von dem abnormſten Zuſtande dieſer Art zu dem normalen, durch eine Menge äuſserſt zarter Nüancen darthun, ſondern auch für die allgemeine Phyſiologie wichtig werden, ſo fern ſich höchſt wahrſcheinlich ergeben würde, daſs gewiſſen beſtimmten Bildungsabweichungen in der Regel mit andern eben ſo beſtimmten vergeſellſchaftet ſind, mit welchen ſie in einem Cauſalitätsverhältniſſe zu ſtehen ſcheinen. In ſeinen drey Fällen und einem vierten ſchon beſchriebnen iſt mit dieſer mangelhaften Bildung der untern Extremitäten die Zahl der Wirbel und Rippen auf eine höchſt merkwürdige Weiſe vermehrt, und es verlohnte ſich daher der Mühe, daſs Hr. *Otto* auch den ſeinigen in dieſer Hinſicht unterſuchte. Aufserdem bietet dieſe Miſsbildung auch bedeutende Thierähnlichkeiten dar, deren eine ſelbſt die Vermehrung der Wirbel und Rippen mit Unvollkommenheit der Extremitäten iſt, indem die extremitätenloſen Schlangen unter allen Reptilien gerade mit den meiſten Wirbeln und Rippen verſehen ſind u. ſ. w.

GESCHICHTE.

MARBURG, in d. akad. Buchh.: *Eduard Platners*, Prof. zu Marburg, *Abhandlung über die wiſſenſchaftliche Behandlung der römiſchen Alterthümer.* 1812. X u. 108 S. 8. (8 gr.)

Bey dieſer mit vieler Gründlichkeit und Einſicht geſchriebenen Abhandlung war es ihrem Vf. vornehmlich darum zu thun, die römiſchen Alterthümer, beſonders in Hinſicht auf die Rechtsgelehrſamkeit wiſſenſchaftlich zu behandeln, und dadurch zu einer ſolchen Behandlung Vorſchläge zu thun. Denn es läſst ſich nicht läugnen, daſs bey der vielfachen Bemühung welche man auf dieſe Alterthümer verwendet hat, und die oft ins Mikrologiſche fiel, zu wenig darauf gedacht iſt, dieſelbe in ein Ganzes und unter einen gemeinſchaftlichen Geſichtspunkt zu verbinden. Zu lange hat man ſich mit abgeriſsnen Gegenſtänden beſchäftigt, und noch weniger bey aller Verſchiedenheit der Sitten und Gebräuche, bey allen Veränderungen der Regierungsform und bürgerlichen Verfaſſung der Römer die Zeitpunkte genau unterſchieden. Unſtreitig fodert jede Wiſſenſchaft als weſentliche Bedingung, Einheit und gegenſeitige Beziehung ihrer einzelnen Theile. Wenn nun hauptſächlich die Form einer ſolchen Wiſſenſchaft der Gegenſtand dieſer Abhandlung war: ſo konnte doch die Berührung des Weſentlichen und ihres Inhalts nicht ganz vermieden werden; und dieſe iſt beſonders in Anſehung des römiſchen Privatrechts mit eben dem Scharfſinne angeſtellt worden, welcher dieſer ganzen Schrift eigen iſt. Die Eintheilung des abgehandelten Gegenſtandes geſchieht nach *vier* Perioden, wovon die *erſte* von dem Anfange des römiſchen Staates bis zum Anfange der Samnitiſchen Kriege geht; die *zweyte* ſich von da bis zum Untergange der Republik erſtreckt; die *dritte* den Zeitraum von Auguſt bis Conſtantin; und die *vierte* von dem Letztern die Zeit bis zum Verfall des weſtlichen Reichs umfaſst. Von jeder dieſer *vier* Perioden werden die vorzüglichſten Momente erwähnt. Der Plan ſelbſt, nach welchem der Vortrag eingerichtet werden kann, iſt umſtändlich dargelegt; und die Anordnung der Theile iſt ſo eingerichtet, daſs man ſie nicht nur leicht überſehen kann, ſondern daſs auch die vielen Gegenſtände, wenn ſie gleich manchmal in einander eingreifen, genugſam abgeſondert ſind. Wenn in der Einleitung die Quellen, Hülfsmittel, ein geographiſcher Grundriſs der Stadt Rom und im Allgemeinen das Eigenthümliche der Römer vorausgeſchickt iſt: ſo wird die äuſsere Seite des Volks von der innern unterſchieden; und dieſe Verſchiedenheit war unſtreitig die rathſamſte, um die mannichfaltigen Materien, welche unter dieſe beiden Rubriken gebracht werden, ſo zu ordnen, daſs unter ihnen nicht nur, ſo viel möglich, Vereinigung bewirkt wurde, ſondern auch überall ein natürlicher Uebergang von der einen zur andern in einer Vollkommenheit ſichtbar iſt, welche bisher nicht ganz erreicht wurde. Man darf alſo von einer Behandlung der römiſchen Alterthümer nach dieſem überdachten Entwurfe, und von dem Vortrage des Vfs. ſich vielfachen Nutzen verſprechen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

BIBLISCHE LITERATUR.

ERLANGEN, b. Palm: *Hiſtoriſch-kritiſche Einleitung in ſämmtliche kanoniſche und apokryphiſche Schriften des alten und neuen Teſtaments*, von Dr. *Leonhard Bertholdt*, Prof. der Theologie in Erlangen. *Zweyter* Theil. 1813. XII u. (mit fortlaufender Seitenzahl) 393—746. *Dritter* Theil. 1813. XII u. 747—1336. gr. 8. (Zuſ. 3 Rthlr. 12 gr.)

Den *erſten* Band dieſer ſchätzbaren Einleitungsſchrift in die bibliſchen Urkunden haben wir ſchon früher in dieſen Blättern (A. L. Z. 1812. Nr. 284. 285.) mit verdientem, wenn gleich nicht unbedingtem, Lobe angezeigt. Ihm folgen durch des Vfs. raſtloſe Thätigkeit zwey neue, dem Umfange nach noch bedeutendere, von denen beſonders der letztere ſich durch intereſſante Unterſuchungen empfiehlt. Auch hier iſt faſt durchgehends ein fleiſsiges und forſchendes Studium der bibliſchen Bücher und ihrer Verſionen unverkennbar, noch mehr vielſeitige und prüfende Benutzung der neuern Literatur für Einleitungswiſſenſchaft und Erklärung; nur von ſeinem eigenen Gefühl geleitet, geht der Vf. meiſtens ſeinen Weg, und führt oft zu neuen prüfungswerthen Reſultaten; allein auf der andern Seite lehrt auch genauere Aufmerkſamkeit, daſs, wie es bey einer ſo umfaſſenden Arbeit ſich leicht begreift, das Studium nicht überall gleich eingehend und auf die Quellen gerichtet iſt, und darf man ſich nicht verhehlen, daſs die Wärme des Vfs. für eine ſelbſtgebildete Vorſtellung ihn öfter verleitet hat, ſie viel poſitiver vorzutragen, als der Gegenſtand genau erwogen verträgt, Gründe gelten zu laſſen, die er anderswo kaum gebilligt haben würde, und wichtige Momente zu überſehn, durch welche ſeine Vorſtellungen ſehr modificirt werden dürften.

Eine genauere Darſtellung der in dieſen Bänden enthaltenen Unterſuchungen wird die Belege zu dieſem Urtheile liefern. Wir werden dieſelbe, ſo weit es die Grenzen dieſer Blätter erlauben, meiſtens mit einer kurzen Prüfung derſelben begleiten, in der Ueberzeugung, hierdurch dem verdienten Vf. am deutlichſten zu beweiſen, wie wichtig uns die Gegenſtände ſeiner auf jeden Fall erfreulichen Forſchungen ſind.

Der *zweyte* Theil enthält das Ende der *allgemeinen Einleitung*, oder die Geſchichte der *Urkunden des bibliſchen Textes* (*diplomatiſche* Geſchichte des Textes). Er zerfällt in *drey* Kapitel: 1) *von den Handſchriften des A. und N. T.* (§. 129—153); 2) *von den alten Ueberſetzungen* (§. 154—216); 3) *von den Anführungen alt- und neuteſtamentlicher Stellen in alten jüdiſchen und chriſtlichen Schriften* (§. 217—222). (Rec. kann hierbey den Wunſch nicht unterdrücken, daſs der Vf. jedem Theile eine kleine Sciagraphie vorangeſchickt hätte, um ſo mehr, da er ſo häufig von der herrſchenden Anordnung abgewichen iſt, und nicht einmal paſſende Columnentitel das Nachſchlagen erleichtern. Vielleicht läſst ſich dieſes am Ende des Werks nachholen, wo wir auch ein genaues alphabetiſches Regiſter über das Ganze dringend wünſchen müſſen).

Den Anfang des *erſten* Kap. machen archäologiſche Notizen über die Schreibmaterialien und Geräthſchaften der Hebräer in den verſchiedenen Perioden (§. 129—131). So poſitiv auch hier Alles vorgetragen iſt, ſo viele Zweifel ſteigen gegen mehrere der behaupteten Sätze auf. Nach dem Vf. ſchrieben die Hebräer zuerſt auf ſteinerne, auch bleyerne Platten (2 Moſ. 24, 12, aber auch Hiob 19, 24?); in Aegypten aber lernten ſie während ihres Aufenthalts ein bequemeres Material an der ägyptiſchen Leinwand kennen, ihrer bediente ſich Moſe. Der Vf. der Iobiade erwähnt ihrer („als einer biegſamen Subſtanz" 31, 36?), und hierauf alle hebräiſchen Schriftſteller. Zu *kleinern* Schreibereyen brauchte man hölzerne mit Wachs überzogene Täfelchen (לוּחַ), zu Inſchriften auch wohl metallene Tafeln (Jer. 17, 1. 1 Maccab. 8, 22. 14, 26). Nach der Zerſtreuung mochten die Juden auch mit dem indeſſen erfundenen Papyrusbaſt bekannt werden und ſich deſſen bedienen, und hierzu kam noch im Laufe der lagidiſchen Periode das Pergamen, welches man aber, ſeiner Koſtbarkeit wegen, nur zu Synagogenrollen und Tempelexemplaren gebraucht zu haben ſcheint. Daſs das Schreiben urſprünglich ein *Eingraben* geweſen ſey, beweiſe noch Pſ. 69, 27, wo סִפֵּר *aufritzen*, *aufreiſſen* bedeute (dieſes ſetzt aber eine äuſserſt gezwungene Ueberſetzung des Verſes voraus, welche zwar von einigen vorgeſchlagen, von den beſſern Auslegern aber längſt wieder verlaſſen iſt, auch iſt סִפֵּר, arab. سَفَرَ, سِفْر ſchwerlich mit شَفَرَ *ſcalpſit* zu vergleichen, welche Vergleichung bey dem Vf. zum Grunde liegt). Das Zweifelhafteſte in dieſen Angaben iſt, daſs ſchon Moſe und nach ihm alle hebräiſchen Schriftſteller bis zum Exil auf *geglättete ägyptiſche Leinwand* geſchrieben haben ſollen, da doch bekanntlich des Schreibmaterials zum Privatgebrauch und in ſchriftſtelleriſcher Abſicht nirgends ausdrücklich gedacht wird. Nur ſo viel ſieht man aus Jer. 36, 23. 24 (wo das Buch mit dem Schreibermeſſer zerſchnitten wird), und aus dem Aufrollen, daſs dieſes eine biegſame Subſtanz war. Es kann zwar nur zwiſchen Leinwand und Thier-

Digitized by Google

Thierhäuten die Wahl seyn, aber für die letzteren ist wirklich die Nachricht des Herodot (5, 98) über den frühen Gebrauch derselben bey barbarischen Völkern (vgl. des Vfs. §. 129, Anm. 7), und dann die (gewiss wahrscheinlichere) Etymologie des Wortes סֵפֶר, סְפָרִים, von ספר *schaben*, *scheeren*, welches, wie man aus Conj. V. sieht, ausdrücklich von Bearbeitung des Leders gebraucht wurde. סֵפֶר, ספר γραμματευς kann Denominativum von סֵפֶר seyn, wie כֵּרֵם (von כֶּרֶם), שָׁעַר (von שַׁעַר), und setzt keineswegs ein Verbum סִפֵּר *schreiben* voraus, welches auch nie vorkommt. So würden wir unter סֵפֶר den eigentlichen Namen des Schreib*materials* haben (analog mit διφθερα, βιβλος, *Liber*), welcher dann auch auf alle Arten von Büchern übergehn konnte. Ueber die Nachricht des Plinius von *libris linteis* vor Homer wünschten wir, dass der Vf. *Vater's* Bemerkungen (Comment. über den Pentat. Th. 3. S. 527 ff.) benutzt, oder geprüft und widerlegt, überhaupt aber der Sache als einer noch streitigen gedacht hätte. Der Gebrauch der Holztafeln (לוחות) scheint dem Rec. nicht gerade auf kleine häusliche Schreibereyen eingeschränkt gewesen zu seyn, im Gegentheil kommt er bey dem Aufzeichnen von Prophezeyungen vor, die doch etwas Feyerliches hatten und aufbewahrt werden sollten, Jes. 30, 2. Hab. 3, 2, vgl. 8, 1, wo גליון s. v. a. לוח zu seyn scheint (der Vf. erklärt es S. 399 durch Seite oder Blatt einer Rolle). Die Form der Rollen betreffend fanden wir noch das οπισθογραφον (Ezech. 2, 9) nachzutragen; wenn es aber bald darauf heisst: „die Dinte wurde wahrscheinlich aus dem Safte des Blackfisches (חִלְזוֹן) bereitet," so widerspricht dieses der Annahme einer schwarzen Dinte, oder ist wenigstens ungenau: denn nur so viel ist gewiss, dass חִלְזוֹן purpurblau sey, und von einer Seemuschel herkomme, die aber von dem Dintenfische sehr verschieden zu seyn scheint. — Hierauf folgen des Vfs. Vorstellungen über die Schicksale der Autographen und das sogenannte Tempelarchiv zu Jerusalem. Er bezweifelt das Daseyn einer förmlichen Tempelbibliothek im ersten Tempel, und beschränkt diese blos auf die durch Mose begonnene und dann fortgesetzte Niederlegung von einzelnen Gesetzen an der Seite der Bundeslade, welche man dann mit dem zu Samuels Zeit entstandenen Pentateuch, als dem Nationalcodex, vertauscht habe. Dieser sey auch unter Josias (2 Chron. 34, 14) daselbst aufgefunden worden. Ausserdem habe man wahrscheinlich auch die genealogischen Tafeln im Tempel niedergelegt. Erst im zweyten Tempel habe man noch andere Nationalschriften hinzugefügt, und diese seyn unter den βιβλιοις zu verstehn, welche Josephus von Titus zum Geschenk erhielt, da das eigentliche Gesetzbuch (νομος) in Rom zur Schau getragen worden. Bey den Autographen des N. T. wird mit Recht erinnert, dass bey der Sitte zu dictiren dieser Ausdruck von den meisten Schriften nur im weiteren Sinne, und nicht von *Idio*graphen, verstanden werden könne. Aus der Beschreibung der altteſtamentlichen Handschriften (§. 134—139) lässt sich, da sie bekannte Dinge enthalten muss, wenig auszeichnen. Den Umstand, dass unter der Menge von Codd. so sehr wenige alte sind, möchte der Vf. (nach *Döderlein's* Vorgang) in dem Bestreben der Rabbinen suchen, einen einmal angenommenen Text geltend zu machen und die Spuren älterer Recensionen absichtlich zu tilgen; allerdings ist auch richtig, dass die gewöhnliche Berufung auf das Gesetz der Juden, alte Synagogenrollen zu tilgen, nur für diese, und nicht auch für die gemeinen Codd. beweise. Uebrigens zweifelt er noch, ob nicht vielleicht *Bruns*, *Kennicot*, *de Rossi* überhaupt bey Bestimmung des Alters der Codd. einen zu tiefen Standpunkt angenommen hätten. Länger müssen wir aber bey einem Gegenstande verweilen, welchen der Vf. ausführlich und mit besonderm Nachdruck in der Vorrede wiederholt vorgetragen hat. Schon *Eichhorn*, so richtige Grundsätze und wenig überspannte Erwartungen er sonst von dem Gewinn der Codd. für die Kritik ausspricht, wünschte (§. 374) eine Classification der Handschriften nach der Verwandtschaft ihres Textes. In Beziehung hierauf bemerkt der Vf., dass man zwar nicht hoffen dürfe, die ganze Anzahl der Handschriften nach eigentlichen Textesrecensionen zu ordnen, wie beym N. T., aber doch fänden sich Verwandtschaftsverhältnisse nach verschiedenen Graden, die zum Theil schon gezeigt worden seyn, noch mehr aber ins Licht gesetzt werden müssten, wenn die altteſtamentliche Wortkritik aus ihrer Kindheit hervorgehn solle. Mit vieler Wärme heisst es darüber in der Vorrede (S. VI): — „Ich kann nämlich nicht bergen, dass es mir missfällt, dass man die Vorarbeiten der altteſtamentlichen Wortkritik nicht *systematisch* benutzt; ja ich wage es, es öffentlich für einen Fehler unseres Zeitalters zu erklären, dass man hin und wieder die Absicht zu erkennen giebt, es *nicht thun zu wollen.*" (So viel Rec. weiss, haben Sachverständige nur die Möglichkeit bezweifelt, und behauptet, dass es verlorne Mühe sey, die doch zu keinen bedeutenden Resultaten führen werde). „Ich läugne nicht, dass ich bey Verabfassung dieser Schrift es für meine Pflicht gehalten habe, den Eifer für diese Sache zu erwecken. Es ist dringend nothwendig, für sie etwas zu thun." „So lange man diese Verwandtschaft zwischen den Mss. selbst und zwischen ihnen und den alten Versionen nicht kennt, so lange kann bey Aufstellung der kritischen Autoritäten nicht *gezählt* werden, und so lange liegt unsere altteſtamentliche Kritik in der Wiege. Soll sie auf immer ein Kind bleiben, und nicht einmal mannbar werden? Wer das wünschen könnte, müsste in die Taubsucht der Rabbinen, welche an der unverdaulichen Speise der Masorethen kauen, versunken seyn?" (Sollte denn die „Mannbarkeit" der altteſtamentlichen Kritik wirklich in ein solches *Zählen* der Autoritäten zu setzen seyn?) „Es ist nicht einzusehn, warum wir *sklavisch* an dem masorethischen Texte hängen sollen, da seine Fehlerhaftigkeit erwiesen ist, und noch Mittel vorhanden sind, aus ihm den ursprünglichen Text zu reproduciren. Es lässt sich durch die alten Versionen und Handschriften unfehlbar

Digitized by Google

bar *viel*, *ſehr viel* (?) zur Verbeſſerung des recipirten Textes thun, wenn ſie erſt gehörig geordnet ſind, um zu wiſſen, was zuſammen gehört oder nicht." „Der altteſtamentlichen Kritik muſs dieſer Tag des Heils anbrechen u. ſ. w." Rec. ſchätzt den Eifer des Vfs. für dieſen Gegenſtand, der auch ihm äuſserſt wichtig iſt, aufrichtig hoch, und geſteht gern, daſs eine ſolche Anordnung der Handſchriften, *wenn* und *ſo weit* ſie möglich, dem Kritiker eine willkommene *Vorarbeit* ſeyn wird. Allein groſse Ausbeute kann ſich Rec. von dem, was zu leiſten möglich ſeyn dürfte, nicht verheiſsen, und zwar aus folgenden Gründen: 1) Nach durchgängiger Vergleichung der Varianten in einzelnen ganzen Büchern muſs Rec. durchaus bezweifeln, ob ſich in unſerem kritiſchen Apparat Abweichungen vom maſorethiſchen Texte finden, welche etwas anderes, als Schreibfehler, erleichternde Vermuthungen oder exegetiſche Gloſſen ſind, und das Anſehn von *alten* Lesarten hätten, die in eine Zeit hinaufgingen, wo der Text ſeiner urſprünglichen Reinheit noch näher war, als er es in der maſorethiſchen Recenſion iſt. 2) Wird es dem Vf. ſchwerlich gelingen, nachzuweiſen, daſs eine *Reihe von Codd.* ſich in nur einigermaſsen charakteriſtiſchen Lesarten und mit einiger Beſtändigkeit an den ſamaritaniſchen Text oder irgend eine Verſion mit abweichendem Texte, z. B. die LXX im Pentateuch, anſchlöſſe. Der Vf. ſtellt mit *Kennicot* den Grundſatz auf, daſs beſonders ältere Codd. (oder auch jüngere mit einem alten Text, nach S. 438) ſich an den Sam. und die LXX anſchlöſſen, aber ſelbſt in den S. 438 namentlich aufgezählten hat Rec. kein Beyſpiel auffinden können, welches auf Abhängigkeit und Cauſalverhältniſs führte, ein Hauptcharakter gerade dieſer Codd., die Häufung der *litterae quieſcentes* iſt gewiſs kein Zeichen hohen Alterthums. Was wir übrigens an Codd. gewinnen würden, die ſich an den Samar. anſchlöſſen, wird ſich erſt unten zeigen laſſen. 3) Wird Hr. *B.* doch gewiſs zugeſtehn, daſs die weſentlichſten Fehler unſers Textes *ſehr hoch*, ſelbſt über die Entſtehung der älteſten Verſion, der LXX, hinaufreichen, wie unter andern auch das Verhältniſs der in der Bibel doppelt enthaltenen Stellen zeigt. Daſs hier allein Beurtheilung nach innern Kriterien, Eindringen in den Geiſt und Sprachgebrauch der einzelnen Schriftſteller, kritiſcher Tact, auch Conjectur, ausrichten können, was noch auszurichten ſeyn dürfte, liegt am Tage, und gegen den Vf. behaupten wir, daſs, wer Kenntniſs und Beruf zu dieſem Geſchäfte in ſich fühlt, ihn zweckmäſsiger darauf wenden werde, auf jenem Wege in das innere Weſen der Kritik einzudringen, als durch die nach dem Urtheile der competenteſten Richter ohnehin unmögliche Anordnung eines kritiſchen Apparats ſeine Zeit zu verlieren, der ſeiner Natur nach keine in Anſchlag kommende Ausbeute gewähren kann. Was frommt es am Ende zu wiſſen, welcher Abſchreiber ſeine ſchlechten Lesarten dem andern nachgeſchrieben habe? zu viel bedeutendern Reſultaten führen aber die S. 436 nach *Bruns* angegebnen Verwandtſchaften nicht. Exod. 15, 16 lieſt keine Handſchrift, keine Verſion בו (ſtatt בו), und doch halten wir dieſe bloſse Conjectur für eben ſo ſicher, als wenn alle Klaſſen von Handſchriften und Verſionen beyſtimmten. Daſs ſie es nicht thun, beweiſt bloſs für das höhere Alter des Schreibfehlers. — Wenn nun gleich Rec. glaubt, daſs der Vf. den Werth der Varianten um Vieles zu hoch angeſchlagen habe, ſo iſt er doch weit entfernt, ihren Gebrauch überhaupt verwerfen zu wollen; im Gegentheil hätte Hr. *B.* wohl auf eine vernachläſſigte Seite des Gebrauchs derſelben aufmerkſam machen können, nämlich zur Interpretation, indem viele Varianten zwar der Texteslesart nicht diplomatiſch vorzuziehn ſind, aber doch recht wichtige Blicke und Winke zur Verbindung derſelben enthalten, z. B. Hiob 24, 6: לקט Var. לקט; 25, 25: ואם Var. אם; 30, 13: נתצו Var. נתצו, welches ſich auf eine intereſſante Weiſe durchführen lieſse, und ſchon oft von den Kritikern bemerkt worden iſt. Auch durch Vergleichung der Vocalſetzung in den Codd., welche *Kennicot* ganz unbeachtet lieſs, dürfte manches Nützliche zu gewinnen ſeyn, da dieſe keineswegs übereinſtimmend iſt, und mehrere Codd. in die Zeit hinaufgehen, wo dieſe noch mehr im Entſtehen war. Daſs dieſe aber wenigſtens für einen ſchätzbaren Commentar gelehrter Sprachkenner zu halten ſey, wird auch der Vf. nicht in Abrede ſeyn. Statt des beſchreibenden Verzeichniſſes von etwa 100 vorzüglich ſeyn ſollenden Handſchriften (§. 140), welche doch nur auf das Aeuſsere geht, und den Gebrauch von *Kennicot's diſſert. generalis* ed. *Bruns* nicht überflüſſig macht, hätte Rec. gewünſcht, daſs der Vf. aus einigen derſelben Proben ſolcher Lesarten gegeben hätte, die ihm richtiger, als der recipirte Text ſcheinen. Vielleicht, daſs ein ſolcher Verſuch, ſelbſt Hand an das Werk zu legen, des Vfs. Hoffnungen um etwas herabgeſtimmt hätte!

Konnte Rec. in dem Vorhergehenden nicht ganz mit dem Vf. übereinſtimmen, ſo kann er es noch weniger in dem über den ſamaritaniſchen Pentateuch (§. 142—144) Geſagten. Das hier gegebene Hiſtoriſche, wornach der Uebergang deſſelben zu den Samaritanern in die Zeit des Abfalls der zehn Stämme hinaufgeſetzt wird, werden wir unten bey den Unterſuchungen über den Pentateuch unſerer Prüfung unterwerfen. Es wird daraus erhellen, daſs ein ſo früher Uebergang auf keinen Fall zuläſſig ſey, *de Wette's* Hypotheſe aber, daſs der übergetretene Prieſter Manaſſe der Ueberbringer des Codex geweſen ſey (es wird ihrer hier und unter *Prideaux's* Namen gedacht), wenn einmal durchaus ein beſtimmter Zeitpunkt angegeben werden ſoll, ſich der Wahrheit ohne Zweifel am meiſten nähere. Was wir *hier* in Anſpruch nehmen müſſen, iſt das Urtheil, welches (§. 143) über den *kritiſchen Werth* dieſer Recenſion im Gegenſatz der maſorethiſchen gefällt wird, welches, wir behaupten es, unmöglich von einer nach echten Grundſätzen der Kritik angeſtellten Vergleichung und Prüfung dieſer Texte ausgegangen ſeyn kann. Der Vf. findet es gewiſs, daſs in ihm der älteſte, vor dem Exil in Gebrauch geweſene, Text zwar keineswegs in ſeiner lautern Geſtalt, aber doch faſt älter und lauterer, als in irgend einer von den älteren Urkunden des hebräi-

Digitized by Google

bräiſchen Textes liege, und daſs er trotz ſeiner abſichtlichen Aenderungen und Interpolationen, trotz der Nachläſſigkeit ſeiner Abſchreiber, als kritiſche Urkunde betrachtet über dem maſorethiſchen Texte ſtehe. Ja S. 531 heiſst es, daſs die LXX den Pentateuch nach einer jüdiſchen Recenſion überſetzt haben, welche *die vielen Corruptionen* noch nicht erlitten, *in welchen der gegenwärtige hebräiſch-maſorethiſche Text von dem ſamaritaniſchen Pentateuch abweiche.* Nur eine gewiſſe ungerechte Eingenommenheit gegen den recipirten Text konnte den Vf. ſo reden laſſen, aber, wir dürfen es hinzuſetzen, daſs man den ſamaritaniſchen Text nicht genau kennen müſſe, um ihn alſo bezeichnen zu können. Rec. hat demſelben, da er ihn für eine zu vernachläſſigte Partie unſerer bibliſchen Literatur hält, zu wiederholten Malen ein detaillirtes Studium gewidmet, aber ſich immer von Neuem überzeugt, daſs das Urtheil, welches ſchon *Eichhorn* (Th. 2. S. 176) von der Hälfte ſeiner Lesarten fällt, auf den gröſsten Theil derſelben auszudehnen ſey, daſs ſie nämlich höchſt unkritiſche Aenderungen und Interpolationen enthalten, bey denen das Hauptbeſtreben zum Grunde liegt, den Schwierigkeiten des vorgefundenen Textes abzuhelfen, kurz, daſs wir einen mit Durchführung philologiſcher, hiſtoriſcher, auch wohl religiöſer (nur nicht echt-kritiſcher) Geſichtspunkte bearbeiteten Text vor uns haben, der ſchon im Entſtehen war, als die Siebenzig daraus überſetzten, aber nachmals unter den Händen wirklicher Samaritaner noch mehr litt. Das ſtete Streben, mit gänzlicher Aufopferung diplomatiſcher Rückſichten, deutlich zu werden, offenbart ſich in dem Tilgen aller nur einigermaſsen ſeltener Formen (ſelbſt נָחַשׁ, הֵם, הָאֵל = הָאֱלֹה und die gewöhnlichſten Anomalieen der Syntax werden nicht geduldet), in der *ſcriptio plena*, wo die Etymologie es irgend fordert, in hiſtoriſchen Verbeſſerungen, wie z. B. 2 Moſ. 12, 40, und in den 1000 Nachhülfen ſchwieriger Stellen, die bald von richtiger, bald ganz unrichtiger Auffaſſung derſelben ausgehn. (Wir enthalten uns, Beyſpiele zu geben, wo alles Beyſpiel iſt.) Dazu kommt das unkritiſche Conformiren der Parallelſtellen, und die Vervollſtändigung einer Stelle aus der andern, welches eben ſo ſehr gegen den Charakter der Urſchrift, als im Geiſte ſpäterer Ueberarbeitungen iſt. Zu den Eigenthümlichkeiten, welche ſchon die Alexandriner, wie wir mit Hn. *B.* (S. 531) annehmen, in ihrer gewiſs von den Juden herrührenden παρασκευη vorfanden, gehören die mancherley Zuſätze, welche LXX und Sam. gemein haben, auch ſchon manche unkritiſche Abhülfe vermeintlicher Schwierigkeiten; ſpätern und gewiſs ſamarit. Urſprungs ſind aber die vielen Aenderungen in der Orthographie und Sprache, die ſich zum Theil an das Syriſche anſchlieſsen *), zum Theil wirklich ſamaritaniſch ſind **), und welche man ſich in einem zum Nationaleigenthum gewordenen Codex um ſo leichter erlaubte, da man ſich aus offenbarer Verfälſchung anderer Stellen (wie Exod. 20, 18. Deut. 5, 21. 27, 4) kein Gewiſſen machte. Was die Sprache betrifft, ſo wollte gewiſs der ſamar. Abſchreiber oder Diaſkeuaſt (wir wollen dieſes collectiv verſtanden wiſſen, ungefähr in dem Sinne, wie *de Wette* Th. 1. S. 61 der Beyträge von dem Chroniſten ſpricht) nichts weniger, als ſeinen Text verfälſchen; aber er hatte auch keine Ahndung von einer Befugniſs, jedes Wort, jede Form des Textes diplomatiſch genau zu erhalten, beſonders wo er ihn für unverſtändlich hielt; er that mithin ungefähr daſſelbe daran, was mit Luther's Bibelüberſetzung ſeit ihrer Erſcheinung bis jetzt geſchehn iſt, die in Orthographie und grammatiſchen Formen unſerer jetzigen Sprache allmählig immer näher gebracht worden iſt, weil man von genauer Erhaltung des Alten keinen Nutzen, nur Nachtheil für das Verſtändniſs ſahe †). Analog iſt auch das Verfahren der Urheber des Kri, nur daſs dieſe ohne allen Vergleich behutſamer und gewiſſenhafter zu Werke gingen, und für hebräiſche, nicht ſamaritaniſche Leſer arbeiteten. Es verſteht ſich von ſelbſt, daſs trotz dieſes Hauptcharakters die Möglichkeit offen bleibt, daſs ſich eine richtige Lesart bey dem Samaritaner erhalten habe, während die andere Recenſion zu ängſtlich auch den Fehler und das Unverſtändliche fortpflanzt (ſo vielleicht 1 Moſ. 4, 6 das bekannte נלכה השדה), allein man ſieht nicht minder, wie ſehr man bey einem ſo bearbeiteten Texte auf ſeiner Hut ſeyn müſſe, um nicht gutgemeynte Gloſſen für echte Lesarten zu nehmen, zumal wenn dieſe dieſelbe Erklärung enthalten, welche auch mehrere alte Verſionen ausdrücken. Unter dieſen Gloſſen ſind manche, welche ſehr brauchbare Winke zur Erklärung enthalten, und von dieſer Seite nicht genug benutzt worden ſind (z. B. 1 Moſ. 47, 13 תֵּלֵא Sam. חלא), um aber dieſen Text überhaupt vielſeitiger zu benutzen, wird erſt noch manches zu ſeiner und der ſamarit. Ueberſetzung Erläuterung geſchehn müſſen, wozu es freylich oft an Quellen fehlt: die lateiniſche Ueberſetzung der Polyglotten wenigſtens wimmelt beynahe von falſchen Auffaſſungen deſſelben. — Auf dieſe Beſchreibung und Würdigung der altteſtamentlichen Codd. folgen (§. 146 — 153) Notizen über die des N. T., wobey nur zu bemerken, daſs der Vf. die ſogen. *Codd. latinizantes* gegen den Vorwurf abſichtlicher Umänderung zu rechtfertigen ſucht.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

---

*) תוי, וישחחוי für וַיִּשְׁתַּחוּ, יה einige Mal für אֵת, לוי (لـ) für לְ wenn u. ſ. w.

**) יחצו 1 Moſ. 11, 6, נקאתם 2 Moſ. 2, 24, נחלח 15, 13, תעיד 21, 8 (vgl. die Sam. Ueberſ.) u. ſ. w.

†) Doch ſind auch hier ſinnentſtellende Aenderungen mit untergelaufen, die von Unkunde der alten Sprache ausgingen, wovon das Pflügen mit *dem* Kalbe, ſtatt *der* Kalbe, d. i. Kuh, ein auffallendes Beyſpiel giebt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

BIBLISCHE LITERATUR.

ERLANGEN, b. Palm: *Hiſtoriſch-kritiſche Einleitung in ſämmtliche kanoniſche und apokryphiſche Schriften des alten und neuen Teſtaments*, von Dr. *Leonhard Bertholdt* u. ſ. w.

(*Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Dem *zweyten* Kapitel von den alten Ueberſetzungen hat der Vf. die eigenthümliche Anordnung gegeben, daſs er die Verſionen nicht nach den Sprachen, ſondern nach ihrer Abhängigkeit von einander zuſammen geſtellt, mithin die Töchter der LXX dieſer untergeordnet hat u. ſ. w., was wohl zu billigen iſt. Die *Entſtehung* der alexandriniſchen Ueberſetzung betreffend, ſo nimmt der Vf. an, daſs ſchon vor der vollſtändigen Abfaſſung derſelben fragmentariſche Ueberſetzungen von der Hand der ägyptiſchen Hermeneuten vorhanden waren (vergl. *Ariſtobul. ap. Euſeb.* 9, 3), daſs hierauf, als Ptolemäus Lagi das jüdiſche Geſetzbuch zu haben wünſchte, gelehrte *ägyptiſche* Juden den Auftrag erhielten, mit Benutzung jener fragmentariſchen Ueberſetzungen eine vollſtändige zu Stande zu bringen, daſs dieſe aber nachmals von dem Synedrio oder einem Ausſchuſs deſſelben revidirt und beſtätigt worden ſey: das Ende dieſes Geſchäfts möge ſchon in die Regierungszeit des Ptolemäus Philometor fallen. Die Miſſion nach Jeruſalem, und die Theilnahme paläſtinenſiſcher Juden iſt der Vf. geneigt für eine bloſse Erdichtung zu halten, worin ihm Rec. beyſtimmt. Noch entſchiedner aber ſtimmen wir zu der Behauptung von §. 158, daſs dieſe Ueberſetzung nicht aus einem ſamaritaniſchen *Cod.*, ſondern nur aus gemeinſchaftlicher Quelle mit demſelben gefloſſen ſey, aus einer Recenſion, die (wie *wir* glauben, nicht viel früher) auch zu den Samaritanern gelangt war, bey den Paläſtinenſern aber bald darauf verdrängt wurde. Bey der *Charakteriſtik* der übrigen alex. Ueberſetzer hätte die Verſion der Proverbien kaum verdient über die des Hiob geſetzt zu werden; in Anſehung der letztern hat aber *Eichhorn* ſehr Recht, wenn er ihr eine Farbe von griechiſcher Dichterſprache zuſchreibt, nur in ihr finden ſich z. B. die reinpoetiſchen Formen τὰ σῖτα für Speiſe, βροτὸς für Sterblicher, אנוש, auch Anſpielungen auf griechiſche Mythologie, wie κέρας Ἀμαλθείας 42, 14 für קרן הפוך. Wir fügen dieſe Beyſpiele den von *E.* angegebnen bey, weil wir uns erinnern, daſs ihm hierin widerſprochen worden. Den Namen صاحب الصور *Verſio figurata* für die antehexaplariſche ſyriſche Ueberſetzung behält der Vf. bey, oder ändert ihn vielmehr in *bene formatam, egregie conditam*, ohne die Stelle des Abulpharag mit *Sacy* und *Eichhorn* zu ändern; aber wenn es darauf heiſst, daſs dieſer Name im Gegenſatz der Peſchito gewählt worden ſey, welche mit *ſtrenger Treue* dem hebräiſchen Texte folge, ſo widerſpricht dieſes der S. 593 gegebnen und S. 634 wiederholten Erklärung des Namens *Peſchito* (warum ſchreibt der Vf. durchgehends *Peſchitho*?) durch die *ausgebreitete*, *gemeinübliche* Verſion, ſo daſs dieſes eine Nachahmung der griechiſchen und lateiniſchen Namen κοινὴ und *Vulgata* ſey. Allein letzteres iſt auch die eigentliche Bedeutung der Wörter بسيطة, جمهورا durchaus nicht. Zwar führt der Vf. zum Beweiſe an: מנהג פשוט *conſuetudo vulgaris*, פשוט בין eine gemeine Sitte; allein wir müſſen ihm hier zum Vorwurf machen, was ihm ſchon einigemal in dieſen Blättern nachgewieſen worden (E. B. 1810. S. 1006. A. L. Z. 1813. Nr. 116. S. 93) daſs er die Angaben der Lexica zu Gunſten einer gefaſsten Meinung unvollſtändig oder zu flüchtig aufgefaſst und benutzt habe. פשוט iſt im Chald. *einfach* (als Gegenſatz von doppelt und zuſammengeſetzt), auch gerade (als Gegenſatz von krumm), daher nach *Buxtorf*: פ' ב' *conſuetudo ſimplex i. e. vulgaris, quae ubique locorum obſervatur*, פ' ד' *mos ſimplex et vulgaris*. Hier bleibt immer der Urbegriff *ſimplex*, aber dieſe Beyſpiele und Gebrauchsweiſen gehören überhaupt nicht hieher, deſto mehr aber das Folgende, daſs פשוט von *wörtlichen* Erklärungen der Schrift ſtehe, im Gegenſatz der *Midraſchim*, der allegoriſchen und myſtiſchen Auslegungen. Daſs der Vf. dieſes überſehn oder die Anwendung deſſelben verwerfen konnte, iſt um ſo mehr zu verwundern, da das *ultra Lexica ſapere* hier ſehr leicht war, und es dem Vf. nicht unbekannt ſeyn kann, wie das chald. פשוט auf jeder Seite der rabbiniſchen Ausleger für: *wörtlich*, vorkommt. Auf nichts anders führt auch der ſyriſche und arabiſche Gebrauch, wiewohl der erſtere (vergl. פשיטא) allenfalls auch die Erklärung: deutliche, *clara*, *perſpicua* zuliefse: aber ſchon *Eichhorn* überſetzt es richtig durch: die *treue*. — Ueber die Entſtehung der Targume wird dieſelbe Vorſtellungsart vorgetragen, die eben von der alexandriniſchen Ueberſetzung angegeben worden, daſs die ganze Sache von der Synagoge ausgieng und daſs man Anfangs fragmentariſche Verſionen der Vorleſeſtücke verfaſste, die dann geſammelt und überarbeitet wurden, daſs die Perſonen, welche an der Spitze einiger von ihnen ſtehn, mithin nicht als Verfaſſer, ſondern nur als Sammler oder Ueberarbeiter der-

Digitized by Google

derſelben angeſehn werden können. Beſtätigt wird dieſe Vermuthung allerdings durch die Sage, daſs Onkelos und Jonathan ihre Targums aus mündlicher Ueberlieferung geſchöpft, durch den Umſtand, daſs über den Pentateuch und das Buch Eſther (die wichtigſten *Vorleſebücher*) mehrere Targums vorhanden ſind, über die übrigen nur Eines und über einige gar keines, und endlich durch die innere Beſchaffenheit einiger z. B. deſſen von Jeruſalem, welches als junge Sammlung alter Beſtandtheile erſcheint. Der ſamaritaniſchen Ueberſetzung möchte man zum allgemeineren Gebrauch einen Abdruck mit hebräiſchen Charakteren wünſchen, noch mehr aber hier und da einzelne Spracherläuterungen mit Hülfe der verwandten Dialecte, da mehreres hier keinesweges im Reinen iſt. Auf den Werth der eigenen Ueberſetzung des Hieronymus würde Rec. etwas mehr Nachdruck gelegt haben, da ſich ſchwerlich in glücklicher Erreichung des Sinnes irgend eine andere Verſion im Ganzen mit ihr meſſen kann. Ueber die Art ſeines Verfahrens dabey hätten aus den verſchiednen Vorreden zu den überſetzten Büchern noch einige Beyſpiele gegeben werden können, die von dieſer Seite wahre Hochachtung für ihn erwecken. Bey der ausführlichen Behandlung der Verſionen des N. T. liegen gröſstentheils *Hug's* Unterſuchungen zum Grunde; der Name *Itala* für die alte *Vulgata* wird S. 721. 722 gegen die Conjecturen von *Bentley* und *Potter* (welche letztere *Kreyſsig* wiederholt hat) in Schutz genommen.

Weit kürzer, als die vorigen, iſt ſeiner Natur nach, das *dritte* Kapitel über die Anführungen des A. und N. T. in jüdiſchen und chriſtlichen Schriften. Ueber die Citate des A. T. in dem Neuen hat der Vf. die Anſicht, daſs dieſe Schriftſteller, da ihre Citate weder überall mit dem hebräiſchen, noch mit dem griechiſchen Texte übereinſtimmen, und auch Gedächtnifsfehler in dieſen Fällen nicht mit Wahrſcheinlichkeit anzunehmen wären, wohl nach *aramäiſchen Targumim* citirt haben möchten, die bald mit dem Grundtexte, bald mit der LXX übereinſtimmen, bald von beiden abweichen. Er unterſtützt dieſe Meinung noch dadurch, daſs auſser Paulus ſchwerlich ein Evangeliſt und Apoſtel ſo viel hebräiſch verſtanden habe, um das A. T. in der Urſprache zu leſen, und auſser Lucas vielleicht keiner im Stande geweſen, die alexandriniſche Verſion zu verſtehn, wenn dieſe anders unter den Paläſtinenſern ſo verbreitet geweſen ſey, als man ohne Grund, aus bloſser hiſtoriſcher Täuſchung anzunehmen pflege. Es verdienten daher die aus paläſtiniſchen Synagogen Targums gefloſſenen Sammlungen des Jonathan, Pſeudojonathan u. ſ. w. verglichen zu werden, ob ſich nicht eine ſolche Verwandtſchaft zwiſchen ihnen und den Citaten des N. T. finde. Dieſelbe Meinung hegt der Vf. über Joſephus, und glaubt dadurch ſein Verhältnifs zum hebräiſchen Texte und deſſen Inhalte klar zu machen. (In Rückſicht auf Joſephus gab ſchon *Michaelis* in der orient. Bibliothek Th. 5 S. 227 ff. einige Beyſpiele hierzu an Joſ. 2, 1. Richt. 20, 1. und vielleicht 1 Sam. 15, 6, worauf unter andern *Pfannkuche* in *Eichhorns* Bibliothek B. 8. S. 427. dieſe Vermuthung wiederholt und auſser den neuteſtamentlichen Citaten auf Philo und ſelbſt auf die LXX ausgedehnt hat. Des Vfs. Vertrautheit mit den *Targg.* rechtfertigt daher wohl den Wunſch, daſs er eine ſchon öfter hingeworfene Vermuthung nicht als ſolche wiederholt, ſondern zu belegen geſucht hätte.) Von den Citaten des A. T. im Talmud hofft der Vf. nur dann Ausbeute, wenn man Handſchriften deſſelben vergliche, da die gedruckten Ausgaben nach dem maſorethiſchen Texte verbeſſert ſeyn; Rec. hofft indeſſen auch von dieſen nichts, was die Mühe der Vergleichung lohnte, da der Text der paläſtinenſiſchen Juden zur Zeit der Miſchna in Hauptſachen gewifs nicht vom maſorethiſchen verſchieden war.

Wenden wir uns jetzt zu dem vor kurzem hinzugekommenen *dritten* Theile, welcher die *ſpecielle Einleitung in die hiſtoriſchen Schriften*, vom Pentateuch bis zur Apoſtelgeſchichte enthält. Die Einleitung zu dem Ganzen machen ſehr wahre Bemerkungen über den Geiſt der hebräiſchen Hiſtoriographie. Einen eigentlich *theocratiſchen* Pragmatismus ſchreibt der Vf. nur den ältern Geſchichtsbüchern zu, im Exil ſoll dieſer verloren gehn, und der Vortrag mehr reinhiſtoriſch werden (ſo allerdings in Eſra und Nehemia, aber auch in der Chronik, im Jona?), dann aber trete in den Apocryphen und dem N. T. ein *religiöſer* Pragmatiſmus ein, nach welchem die Begebenheiten zwar nicht unmittelbar auf Jehova zurückgeführt werden, aber doch unter ſeinem Einfluſs und ſeiner Leitung ſtehn. In allen Schriften, auch im N. T., werden mythiſche Relationen angenommen, und ihr Urſprung gut entwickelt. Hierauf die Einleitung in den *Pentateuch* (§. 225 — 241). Wir verweilen dabey etwas länger, da gerade dieſe durch neuere Controverſen ein beſonderes Intereſſe gewonnen hat, und die hier aufgeſtellten Grundſätze auch für die folgenden Unterſuchungen wichtig ſind. Die Unterſuchung läſst ſich in drey Theile zerfällen, die wir der bequemen Ueberſicht wegen unterſcheiden. 1) Iſt der Pentateuch von Moſe? 2) Wenn dieſs verneinet werden muſs, aus welchem *Zeitalter* ſind die verſchiednen Urkunden, und wie tief gehn ſie herab? 3) *Wie* hat er ſich zu der gegenwärtigen Geſtalt gebildet?

Die Beantwortung der *erſten* Frage nimmt etwa folgenden Gang. *Zwar* finden ſich Erwähnungen des *Geſetzbuches Moſe's* nicht bloſs in den nach dem Exil verfaſsten Schriften Eſra u. Nehemia, ſondern ſie laſſen ſich durch die Zeit des getheilten Reiches bis zu Davids Zeitalter hinauf verfolgen (1 Kön. 2, 4), *auch* wird im Pentateuch ſelbſt erzählt, daſs Moſe geſchrieben d. i. einzelne Begebenheiten, Geſetze, Gedichte aufgezeichnet habe, und an der Wahrheit dieſer Ausſage läſst ſich nicht mit Grund zweifeln (§. 226. 227), *indeſſen* darf daraus keinesweges gefolgert werden, daſs Moſe der Verfaſſer des Pentateuchs in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt ſey, denn 1) er iſt durchaus fragmentariſcher Natur, und zwar ſo, daſs die verſchiedenen Fragmente auch von verſchiednen Vffn. her-

Digitized by Google

herzurühren scheinen (§. 228), 2) er enthält viele Beziehungen auf ein nachmosaisches Zeitalter (§. 229), welche integrirende Theile des Ganzen ausmachen und nicht davon getrennt werden können, wenn gleich andere Interpolationen seyn mögen (§. 230), 3) er enthält Gesetze, welche sich auf Verhältnisse und Umstände beziehn, die erst nachmals eintreten konnten (§. 231), und endlich 4) sein geschichtlicher Inhalt trägt einen mythischen Charakter, kann mithin nicht von einem Zeitgenossen und Augenzeugen der Begebenheiten aufgezeichnet seyn. Dieses gilt aber nicht nur von der *Genesis*, sondern auch von den eigenen Begebenheiten Mose's. Hieraus das *vorläufige* allgemeine Resultat (§. 233): dass der Pent. eine erst *nach Mose's* Zeit gemachte Sammlung mehrentheils heterogener Stücke sey, wovon einzelne sich als mosaisch beurkunden, andere, besonders die geschichtlichen Notizen, ein späteres Zeitalter zu erkennen geben. Benutzen wir den Ruhepunkt, welchen die Untersuchung hier gestattet, theils, um noch einige vorzügliche Bemerkungen des Vfs. hervor zu heben, theils um uns einige Einwendungen dagegen zu erlauben. Um mit den letztern anzufangen, so scheinen Rec. die Angaben von §. 226. noch immer nicht beweisend für die Existenz des *gegenwärtigen Pentateuchs* bis in Davids Zeitalter hinauf. Sie sagen nichts anders als dass historische Bücher, nach dem Exil abgefasst, in den Zeiten des getheilten Reiches bis David hinauf ein Gesetzbuch Mose's existiren lassen. Der Vf. lässt aber diese Aussagen, so viel gelten, als wenn *gleichzeitige* Schriftsteller aus *Davids Alter* von diesem Buche redeten, und aus der Art zugleich klar wäre, dass es schon *ganz das gegenwärtige* gewesen sey. Die blos relative Auffassung von Jer. 7, 21 — 23 lässt sich sehr verdächtig machen durch die Parallelstelle Amos 5, 25:

Habt ihr Opfer und Gabe mir gebracht
In der Wüste die vierzig Jahre, Haus Israel?

Wie sich auch die Ausleger dieser Stelle wenden mögen, so bleibt sie unbegreiflich, wenn schon in Mose's Zeitalter das ganze Opfer- und Ritual-Gesetz bestanden hätte? *Ferner* kann Rec. dem Vf. in der Annahme von *Interpolationen*, wenigstens dieser, nicht beystimmen. Ist es nicht höchst inconsequent, dass die Stellen, worin gesagt wird, dass „etwas noch so sey bis auf den heutigen Tag" hier für Interpolationen gelten sollen, und dagegen im Buche Josua (nach S. 854) für echt und Beweise späterer Relation? Hätte noch der Vf. zu zeigen gesucht, dass sie hier anderer Natur wären, als dort, hier ohne Zusammenhang mit der Geschichte, dort integrirende Theile der Erzählung; aber dieses dürfte ihm freylich schwer geworden seyn, da es nicht der Fall ist. Eben so wenig Grund hat man zur Annahme der Interpolationen aus der spätern Geographie, und dass 1 Mos. 15, 13 sich als Einschaltung aus der spätern Geschichte verkünde, muss Rec. ganz läugnen. Mit demselben Rechte würde man Gen. 49. ganz verwerfen können, nicht leicht aber möchte sich eine Interpolation von so echt poetischem (hier mag man immer sagen *epischem*) Charakter nachweisen lassen, als diese kleine Weissagung. Ganz vorzüglich befriedigten uns dagegen die Bemerkungen über den mythischen Charakter dieser Relationen. Der Vf. erkennt diesen an, ohne „mit *de Wette*" auch die historische Grundlage zweifelhaft und ungewiss zu machen, oder ganz zu läugnen (dieses thut doch *de W.* eigentlich auch nicht, und es ist ohne Zweifel in seiner ganzen Controvers mit billigen und geschmackvollen Gegnern, namentlich Hn. *Meyer*, denn Hr. *Kelle* möchte diese Namen nicht verdienen, nur von einem Mehr oder Weniger die Rede), und will ihn selbst als *episch* anerkennen, nur nicht in dem Sinne, wie dieses von *Augusti* (Einleit. in das A. T. S. 118 ff.) mit Anwendung aller Gesetze moderner Aesthetik geschehn ist. Aeusserst treffend heisst es: „Es ist nicht zu läugnen, dass die Geschichte in den *vier* letzten Büchern einen *epischen* Charakter trägt, aber aus keinem andern Grunde, als weil vieles davon *mythischer* Art ist. Für eine *künstliche* Zurichtung und Formung des im Pentateuch liegenden historisch-mythischen Stoffes spricht gar nichts; er hat sich auf dem freyen Wege der mündlichen Fortpflanzung selbst so gebildet, wie die Mythen aller Völker, die daher auch alle, wenn sie im Zusammenhange mit einander stehen, und eine fortlaufende Reihe von Ereignissen bilden, mit dem künstlichen Epos Aehnlichkeit haben. Dass durch die vier letzten Bücher der Hauptgedanke durchläuft: Mose ist der Gesandte des einzigen wahren Gottes Jehova, macht keinesweges die Annahme einer künstlichen Anlage des Werkes nothwendig. Das ist blos der natürliche Faden, welcher durch das Ganze läuft und alles verknüpft; nicht nur die Beschaffenheit des Objects bringt es so mit sich, sondern auch der theocratische Pragmatismus machte es unmöglich, dass im Ganzen eine andere Hauptidee herrschend geworden wäre." Wir fragen hier nur, warum der Vf. diesen epischen Charakter nur den vier letzten Büchern zugetheilt wissen und nicht auch auf die *Genesis* ausdehnen will, die ja in dem angegebenen Sinne durchaus mythisch-epischer Natur ist, was dagegen von dem dritten Buche kaum gesagt werden dürfte. Dass nur in den angegebenen vier Büchern ein Held des Epos, Mose, erscheine, konnte für den Vf. nicht leitend seyn, da Einheit des Helden, der Handlung oder der Idee zu dem Epos in diesem Sinne des Wortes durchaus nicht erforderlich ist.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

THEOLOGIE.

Berlin, in d. neuen Societäts-Verlags-Buchh.: *Bekenntnisse eines Protestanten über den Cultus seiner Kirche, die Nothwendigkeit einer Reform desselben und über die Ideen einer Vereinigung aller christlichen Religionsformen im Gesichtspunkte der Moral und Politik.* 1812. 56 S. gr. 8. geheftet. (8 gr.)

Diese vom Napoleonstage 1811 datirte, mit dem Wahlspruche auf Karls des Grossen Schwerte: *Chri-*

Christus regnat, Christus vincit, als mit einem Motto versehene, und dem Könige von Preussen zugeeignete kleine Schrift, deren Vf. sich am Schlusse der Vorrede: „*Ich, ein Protestant*," unterschreibt, mag sich selbst charakterisiren. Das Christenthum, sagt sie, ist die wahre katholische Religion, indem es sich zu einer Weltreligion eignet; aber die Katholiken, welche ihre Kirche die alleinseligmachende nennen, sind nur eine christliche Secte, die Kirche Jesu ist überall, wo Jesu Evangelium gepredigt wird. Inzwischen bedarf das Religionswesen aller christlichen Parteyen einer Reform, und diese muss bey dem Cultus der protestantischen Kirche anfangen. Hier ist das Postulat zum Grunde zu legen: *Keine Theologie! Keine Philosophie! Nur Religion!* Religion ist Glaube an das Unbegreifliche; doch darf dieses nur *über*, nicht *wider* die Vernunft seyn. Das Sectenwesen ist durch die falsche Wahl der Mittel, für die Religion auf den grossen Haufen zu wirken, entstanden. Unter dem Cultus sind die Formen begriffen, unter welchen wir unsern Glauben an das Unbegreifliche darthun, und das Urwesen verehren; zugleich ist er das Mittel in der Hand des Regenten, den Geist des Volks zum Bessern zu erheben. Der Cultus der Katholiken hat viel Gutes; ihre Messe ist, wenn man einiges Geschmacklose abrechnet, eine zweckmässigere Anordnung als die protestantischen Betstunden: auch die Decorationen ihrer Priester sind wohl ausgedacht. Des sonntäglichen Predigens ist zu viel, und es wirkt nicht viel; es werde so viel wie möglich auf Casualreden beschränkt. Gemälde in den Kirchen würden den todten Buchstaben der Bibel versinnlichen. Das Knieen ist in der Kirche an seinem Orte. Feyerliche Erinnerungen an Glaubensmärtyrer sind erhebend. Wallfahrten und Processionen müssen eine moralische Tendenz haben. Das Fusswaschen könnte durch etwas Anständigeres ersetzt werden. Alle kirchlichen Actus sind in den Kirchen zu begehen; eine Taufe oder Trauung in einem Zimmer macht weniger Eindruck. (?) Ein blosses Kreuz mit J. N. R. J. ist einem Crucifixe weit vorzuziehn. Wenn das Bekreuzen auf bestimmte Acte eingeschränkt wird, so ist es ein sinnvolles Symbol des Gelübdes, wie Christus zu leben und zu sterben. Weihwasser und Rosenkranz gehören ausschliesslich zum Rituale der Katholiken; den Protestanten kömmt jenes ekelhaft, und dieses ungefähr so vor, wie wenn man einen Lections-Katalog für das Gebet zu beten hätte. Der protestantische Cultus ist in seiner jetzigen Form zu kalt, und lässt das Gemüth leer. Vielleicht liesse sich Harmonie in den Cultus aller christlichen Secten bringen, wenn Napoleon, der Regent des Zeitalters, dazu mitwirkte; ein Concilium der hellsten Köpfe beider Hauptparteyen könnte bey der „Manipulation" einer Union nützliche Dienste leisten. Die Consistorien der Protestanten könnten bleiben; der Papst, als sichtbares Oberhaupt der Kirche, müsste eingehn, das Cölibats-Gesetz der katholischen Geistlichkeit wäre zu abrogiren, die Ohrenbeichte abzuschaffen; die Absolution hingegen *zur Aufrechthaltung des Ansehens des die Macht des Heilandes repräsentirenden Geistlichen* ja beyzubehalten. Die eigenthümlichen Dogmen jeder Secte dürften nur historisch angeführt, mithin nicht vertheidigt werden. Die Ordination müsste mit „Ostentation" (!!) vorgenommen werden: denn, wer die Gewalt der Schlüssel üben soll, muss stets „im Nimbus" erscheinen. Der Unterricht in den Religionssätzen (oben verbat sich der Vf. alle Theologie) wird von den Schullehrern gegeben, die unter der Aufsicht der Geistlichen stehen; diese dürfen aber ja nicht selbst unterrichten, sondern nur prüfen; ihr Lehramt sey auf die Kirche und das Sterbebette beschränkt! Der Clerus ist auf baares gutes Einkommen aus den Kirchengütern anzuweisen, und alle Accidentien müssen wegfallen; zu dem Ende ist auch dem Volke bekannt zu machen, dass es nun aller Beichtgroschen, Tauf- und Begräbnissgebühren entledigt sey, (jedoch unter andern Namen nun mehr als zuvor zum Behufe der kirchlichen Anstalten bezahlen müsse.) Ein uniformer Cultus sämmtlicher christlichen Religionsparteyen würde keinen Fanatismus zulassen (??). Thesen, an die kein vernünftiger Mensch mehr glaubt, wären zu antiquiren; eine echt religiöse, sprachreine, von allen Widersprüchen und von allen falscher Auslegungen fähigen Stellen gereinigte Bibel (!!) und ein die wahre christliche Confession enthaltender Katechismus wäre herauszugeben. (Wenn indessen Religion Glaube an das *Unbegreifliche* ist, so ist es nicht ganz leicht zu begreifen, warum der Vf. in einem grossen Theile unserer Bibel noch so viele Anstösse findet, und eine neue Uebersetzung der dem Volke unverständlich seyn sollenden Lutherschen Uebersetzung verlangt.) Der anonyme Vf. bekennt übrigens gerne, dass man das innerste Wesen der Religion nicht wie eine algebraische Formel auflösen könne, und dass sich eben so wenig ein System der Religion für alle mögliche Denkformen vorschreiben lasse; nur meynt er, dass, wenn unter der Aegide eines grossen Fürsten ein Concilium eine Reform in dem angegebenen Sinne vornähme, der Christenheit sehr würde damit geholfen seyn. Allein wir zweifeln doch, dass er von vielen Männern von Einsicht zum Sprecher in einem solchen Concilium vorgeschlagen werden dürfte.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

BIBLISCHE LITERATUR.

ERLANGEN, b. Palm: *Hiſtoriſch-kritiſche Einleitung in ſämmtliche kanoniſche und apokryphiſche Schriften des alten und neuen Teſtaments*, von Dr. *Leonhard Bertholdt* u. ſ. w.

(*Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

In dem *zweyten* Theile der Unterſuchung (§. 234—236) über die Entſtehungszeit des Pentateuchs ſondert der Vf. zuerſt die einzelnen Stücke (Urkunden) deſſelben in vormoſaiſche, moſaiſche und nachmoſaiſche. Zu den erſtern möchte er, einzelne Stücke ausgenommen, die Urkunden der Geneſis rechnen; moſaiſch nennt er auſser dem, deſſen Abfaſſung dem Moſe ausdrücklich zugeſchrieben wird (z. B. des ספר המלחמות), die Volkslisten, die Lager- und Marſchordnungen, die Reiſeſtationen („eine Aufzeichnung der Tradition iſt hier, ſo wie bey den weitläufigen genealogiſchen Tabellen und bey den Volkszählungslisten, ungedenkbar und eine ſpätere Erdichtung ſinnlos"), auch könne manches Geſetz dahin gerechnet werden, welches auf das Land Canaan Bezug habe, da ja Moſe ſeine Legislation für ein Volk beſtimmte, welches dieſes Land bewohnen ſollte, doch laſſe ſich über das Mehr und Weniger hier nicht ſtreiten. Zu den nachmoſaiſchen Beſtandtheilen endlich rechnet Hr. *B.* die meiſten der eingemiſchten hiſtoriſchen Berichte, und die meiſten Gedichte, namentlich *Gen.* 49. *Deut.* 32. 33. Bey dieſen letzteren kam nun alles auf die Unterſuchung an, wie tief dieſe Stücke nach den in ihnen enthaltenen hiſtoriſchen Anſpielungen herabzuſetzen ſeyn, und dieſe beendet der Vf. ſo: *daſs ſich kein Zeitdatum darin finde, welches unter das Zeitalter Sauls hinabgehe*, — auſser 4 Moſ. 24, 22—24, welche Verſe deutlich auf das chaldäiſch-babyloniſche Reich, und V. 24 ſogar auf die Ueberwältigung des perſiſchen Reiches durch die Macedonier gehe, welche Stelle aber auch von V. 14 an deutlich für Interpolation zu halten ſey. Hierbey blieb nun immer die Möglichkeit offen, daſs der Pentateuch noch nicht gleich nach Abfaſſung des jüngſten Stücks zu einem Ganzen verbunden worden ſey (daher im Allgemeinen die Zuläſſigkeit der verſchiedenen Hypotheſen von *Spinoza* bis auf *Vater* und *de Wette* herunter); den Beweis aber, daſs dieſe Sammlung noch vor die Entſtehung des Zehnſtämmereichs hinaufgeſetzt werden müſſe, ſucht der Vf. wiederum aus dem ſamaritaniſchen Pentateuch zu führen, welchen die ſpätern Samaritaner nicht hätten beſitzen können, wenn ihn nicht ſchon die zehn Stämme bey ihrer Abſonderung unter Jerobeam erhalten hätten. Es iſt dem Vf. nicht unbekannt, wie ſehr *Vater* und *de Wette* dieſen Beweis untergraben und entkräftet haben; allein er ſucht ihm durch eine neue Wendung deſto gröſsere Stärke zu geben. Habe auch bis zum Exil noch kein *Religionshaſs* zwiſchen den beiden Reichen ſtatt gefunden, welcher den Uebergang eines *religiöſen* Codex verhindert hätte, ſo habe doch ein deſto lebhafterer *Nationalhaſs* und eine politiſche Eiferſucht von Seiten des Reichs Iſrael ſtatt gefunden, welche die Annahme einer *bürgerlichen* Geſetzgebung, die ja der Pentateuch auch enthalte, nicht erlaubt hätten. Man würde die Einführung des judäiſchen Staatscodex für ein Mittel angeſehn haben, die zerriſſene Nationaleinheit wieder herzuſtellen, und dadurch den Thron von Samarien umzuſtürzen. Als Reſultat dieſer Behauptungen wird endlich aufgeſtellt: *zwiſchen dem Anfang der Regierung Sauls und dem Ende der ſalomoniſchen Regierung muſs alſo der Pentateuch geſammelt worden ſeyn*, und nach einigen Zwiſchenbemerkungen: *Samuel mag uns alſo für den Mann gelten, welcher bald nach dem Anfang der königlichen Regierung Sauls für die Sammlung und Zuſammentragung der fünf Bücher des Pentateuchs geſorgt hat.* Wir haben ſo weit die Anſichten des Vfs in ſeiner Ordnung und nach den von ihm angegebenen Beweisgründen wiedergegeben, ohne ſie durch Zweifel und Gegenbemerkungen zu unterbrechen; jetzt müſſen wir geſtehn, daſs in dieſem Theile der Unterſuchung uns des minder Haltbaren und Unſichern weit mehr aufgeſtoſsen, als in dem erſten, wobey mancher wichtige Umſtand überſehn ſeyn dürfte. *Zuerſt* iſt der Schluſs, auf welchen (S. 784 und 799) der vormoſaiſche Urſprung der Geneſis gebaut wird, nichts weniger, als befriedigend. Weil die Geneſis mit den übrigen vier Büchern die beiden Archaiſmen יהוה und אלהים gemein habe, dieſe aber gröſstentheils aus Moſe's Zeitalter herrührten, ſo ſey das Alter der Geneſis wenigſtens dem moſaiſchen *gleich*; da ſie aber einen Geiſt athme, wie er nur in der Periode der beginnenden Cultur geherrſcht haben könne, ſo müſſen ſie *noch höher* hinauf geſetzt werden. Ausgenommen ſeyn hiervon natürlich die Stücke welche eine ſpätere Abfaſſung documentiren. Allein ſind wohl die letztern (ſie ſind viel zahlreicher, als der Vf. angiebt) ſo geradehin von den übrigen zu trennen, ohne die gewaltſamſten kritiſchen Operationen? Es ſind nicht bloſs ganze Kapitel, wie 49 und 10 (auf welches letztere gar keine Rückſicht genommen iſt), ſondern auch einzelne Anſpielungen, wie z. B. die Erwähnung der Könige (17, 6. 35, 11. 36, 11) der Gebrauch ſyriſcher

Digitized by Google

ſcher Worte (31, 47), die Rückſicht auf den Tempelberg Moriah (22, 2), der ganz legislatoriſche Ausdruck: „eine Thorheit begehn in Iſrael" (34, 7, vgl. mit 2 Moſ. 22, 21. Richt. 20, 10. Joſ. 7, 15) zu einer Zeit, wo noch kein Iſrael war u. a. m. Soll nun das kritiſche Meſſer dieſe Stellen einzeln tilgen, oder, was oft nothwendig iſt, auch die ganzen Umgebungen, mit welchen ſie innig verwachſen ſind? und wird man nicht in beiden Fällen den ganzen ſchönen Körper verſtümmeln, dem ſie angehören? Nichts beſſeres würde man thun, wenn man ſie durch gezwungene Interpretation verdürbe. Und endlich die Sprache! Daſs man auf die beiden angegebenen Idiotiſmen ein ſolches Gewicht gelegt hat, hat Rec. immer ſonderbar geſchienen. Wie leicht können dieſe nicht von der Hand eines conformirenden Redactors ſeyn? Ohne allen Vergleich leichter wenigſtens iſt dieſe Annahme, als die eigentlicher Interpolationen. Unter S. 828. kommt zwar der Vf. nochmals auf dieſen Gegenſtand, und behauptet, daſs wirklich die vormoſaiſche Sprache aufserdem nicht weſentlich von der davidiſch-ſalomoniſchen verſchieden geweſen ſeyn. Aber er ſcheint ſich ſelbſt zu widerlegen, wenn er die Veränderungen der Sprache von der Cultur eines Volkes abhängig macht, und doch in einem Zeitraume von 1000 Jahren, von der ägyptiſchen Sclaverey bis Jeſaia herunter, wo das Volk gar viele Verhältniſſe der Cultur durchlief, keine Veränderung der Sprache zugeſtehn will. Daſs aber die Sprache wirklicher Aenderungen fähig war, zeigt ja die kurze Geſchichte, in die wir ſie verfolgen können, deutlich. *Zweytens* kann man die (S. 791 — 797) gegebenen Beweiſe, daſs kein Zeitdatum der nachmoſaiſchen Stücke unter den Regierungsanfang Sauls hinabgehe, ſchwerlich als vollgültig anerkennen. Nur mit groſsem Zwange kann 1 Moſ. 49, 10 auf die Vorzüge des Stammes Juda in ältern Zeiten, können die Drohungen einer Zerſtreuung unter die Heiden (im Leviticus) auf die Periode der Richter bezogen werden, „in ſo fern die Furcht vor einer Wegführung, als einer gewöhnlichen Kriegsmaafsregel der Morgenländer, von jeher ſich bey ihnen gefunden habe," und ſchwerlich wird der ganz Unbefangene den Geiſt der Prophetenzeit, der durch das *Deuteronomium* und insbeſondre Kap. 32. wehet, verkennen. Daſs es der Vf. konnte, der kein Bedenken trug, der Stelle in Bileams Orakel ein ſo ſpätes Zeitalter anzuweiſen, iſt zu verwundern. Daſs 1 Moſ. 49. 5 Moſ. 33 gar wichtige Zeitdata enthielten, hat auch Rec. immer anerkannt, iſt aber auf andre Reſultate geführt worden. Wir wollen ſie kurz andeuten, mit der Bitte an den Vf., dieſen Gegenſtand nochmals einer unbefangenen Prüfung zu unterwerfen. Der zweyte Segen der Stämme nimmt offenbar auf den erſten Rückſicht, löſt ſogar ſchwierige Ausdrücke deſſelben auf (vgl. ורוי שׁ Gen. 49, 26 und תרוי קרם Deut. 33, 15), charakteriſirt ſich alſo als jüngeres Stück. Grade hierauf führen auch innere Kriterien, die hier ſo beſtimmt ſind, als ſie es nicht oft zu ſeyn pflegen. Im Segen Jacobs wird der Stamm *Juda* vor allen hervorgehoben, und zwar ſo, daſs man kaum zweifeln kann, es ſey eine königliche Würde deſſelben, nicht ein bloſses Voranziehn in den Kriegen eines los verbundnen republikaniſchen Volks gemeint.

V. 8. Vor dir *neigen* ſich deines Vaters Söhne.
V. 10. Nicht weicht das *Scepter* von Juda,
Noch der *Herrſcherſtab* von ſeinen Füſsen.

Nächſt ihm verweilt der Dichter bey *Joſeph* (V. 22 bis 26). Führt dieſes zuſammen genommen nicht auf eine Zeit, wo *Juda* nebſt Joſeph, d. i. *Ephraim* die herrſchenden Stämme des Volks, Juda aber der mächtigſte und König war? Vergleichen wir hiermit Deut. 33. Hier iſt Juda ganz kurz berührt, und gleichſam mit einem Seufzer heifst es:

V. 7. Höre, Jehova, die Stimme Juda's,
Und *bringe ihn zurück zu ſeinem Volke*,
Weit dehn' er ſich aus zur Seite,
Und gib ihm Hülfe wider die Feinde.

Vor allen iſt dagegen *Levi* hervorgehoben (V. 8 — 11). Nichts mehr von dem Fluche, der ihn noch 1 Moſ. 49, 7 traf, lauter Lob ſeiner Frömmigkeit, ſeiner Verdienſte um Jehova und Iſrael. Führt dieſs nicht ſo deutlich, als Merkmale dieſer Art ſeyn können, auf den Sturz Juda's und deſſen Aufenthalt im Exil; dagegen auf geſtiegenes Anſehn des Prieſterthums, und zugleich wohl auf einen Dichter von dem letztern Stande? Das Verhältniſs dieſer beiden Stücke zu einander ſcheint Rec. auch das des *erſten* und *fünften* Buches Moſe überhaupt zu ſeyn. *Drittens* muſs es jedem in die Augen ſpringen, wie der Beweis aus dem ſamaritaniſchen Pentateuch durch dieſe neue Wendung ſchwerlich an Gewicht gewonnen habe. Was verlor Iſrael durch die Annahme des Geſetzbuches von Juda? Erkannte es nicht, wie jenes, Moſe als ſeinen Geſetzgeber an? Was der Vf. angiebt, wäre nur der Fall geweſen, wenn Iſrael Geſetze, von einem judäiſchen Könige gegeben, angenommen hätte. Was hat er aber Gegründetes gegen den Uebergang *nach* dem Exil eingewandt? Das *von der Schrift hergenommene Argument* iſt ganz unbedeutend, und eben ſo wenig kann man zugeſtehn, daſs das Verlangen der Samariter, mit den Juden in Gemeinſchaft zu treten, den Beſitz des Pentateuchs vorausgeſetzt habe. Was aber wichtiger iſt, als alles, auf welchem Wege will denn der Vf., und wollen wohl überhaupt die Vertheidiger dieſer Meinung die ſpätern Interpolationen (z. B. 4 Moſ. 24, 22) von den Juden zu den Samaritanern gelangen laſſen, oder umgekehrt? Nahm man kein durch das Alterthum geheiligtes Religionsbuch von der verhaſsten Nebenſecte an, ſo wird man doch wohl noch weniger die Interpolationen derſelben nachgetragen haben, die man, wenn man den Pentateuch ohne ſie beſaſs, für verruchte Verfälſchungen halten muſste. Bekanntlich finden ſich aber alle Stellen von offenbar ſpäterm Charakter in beiden Recenſionen ohne Abweichung im Weſentlichen. Oder ſollen ſie etwa bey beiden Völkern unabhängig von einander mit denſelben Worten entſtanden ſeyn?

Wir

Digitized by Google

Wir glauben, dafs der Vf. ſchwerlich dieſes Räthſel auf eine andere Weiſe löſen werde, als dafs der Pentateuch erſt nach dem Hinzukommen ſeiner ſpäteſten Interpolationen, oder, wie wir uns lieber ausdrücken möchten, nach ſeiner erſt ſpät vorgenommenen Redaction zu den Samaritanern übergegangen ſey. Dafs übrigens 4 Moſ. 24 vom V. 14 eine ſo *neue* Interpolation ſey, kann gezweifelt werden, da ſchon Jerem. 48 dieſes Stück ziemlich deutlich vor Augen hat, und gleichſam den Commentator deſſelben abgiebt, wie er ihn anderswo von jeſaianiſchen Stücken macht. Wie viel ſich gegen dieſen Theil der Unterſuchung einwenden laſſe, wird wenigſtens aus dieſen Bemerkungen klar ſeyn, auf jeden Fall hat der Vf. nicht wohl gethan, ſein Gebäude beynahe allein (S. 814) auf die unhaltbare Stütze des ſamaritaniſchen Pentateuchs zu bauen.

Es folgt der *dritte* Theil der Unterſuchung über die *Art und Weiſe der Entſtehung des Pentateuchs* (§. 237 — 240). Die Geneſis ſey zwar aus Fragmenten zuſammen geſetzt, aber wahrſcheinlich nicht auf einmal, Kap. 5 — 33 möge eine frühere etwa von Moſe veranſtaltete Sammlung von Urkunden ſeyn, „aus den zwey nächſten Jahrhunderten vor Moſe, wo der reichere Theil der iſraelitiſchen Nation mit ſeinen Herden in Idumäa, Arabien und Paläſtina bis an den Euphrat hinauf nomadiſirte, und die erſten literariſchen Producte der Hebräer unter ſich hervorbrachte." (Die Leſer werden eine ſolche Epoche der iſraelitiſchen Nation vergebens in der Geſchichte aufſuchen. Um ſie einigermaafsen zu orientiren, müſſen ſie wiſſen, dafs der Vf. ſchon Th. 1. S. 5. das Zurückbleiben vieler Familien vom Geſchlecht Abrahams in Paläſtina, Idumäa und Arabien angenommen hatte, doch ohne zu ſagen, ob er darunter *Hebräer* im weiteren Sinne, mithin aus Iſmaeliten und Edomiten verſtanden wiſſen wolle, oder, wie aus dem Ausdrucke *iſraelitiſche Nation* erhellt, Abkömmlinge *Iſraels* aufser jenen 70, die nach Aegypten giengen, und nach Gen. 46, 7 „all ſein Saame" waren. In dem letztern Falle ſehen wir nicht, wie der Widerſpruch mit der Geſchichte gehoben werden ſoll, durch 1 Chron. 7, 21?). In der Epoche der Richter kamen die übrigen Theile hinzu, und der Sammler des Pentateuchs ſchaltete noch Kap. 49 ein. Die Beweiſe haben den Rec. hier weniger, als irgend wo, befriedigt; er glaubt mit S. 831, dafs man der Wahrheit am nächſten komme, wenn man ein urſprüngliches Ganze (*mutatis mutandis* die ſogenannte Elohimsurkunde) vorausſetzt, und nur Einſchaltungen andrer einzelner Stücke annimmt. Bey der Sammlung der übrigen Bücher werden wenigſtens drey bis vier Theilnehmer angenommen, Samuel möge dieſe Arbeit an mehrere taugliche Männer ſeines Propheteninſtituts vertheilt haben, die Wiederholungen, die unrichtige Stelle, an welcher manches vorkommt, erklären ſich aus dem Beſtreben, alles Vorgefundene zu geben, aus der Unordnung, in welcher die Materialien früher gerathen ſeyn möchten, und auch wohl aus Fehlern der Sammler. Der von *de Wette* ſehr lebendig ins Licht geſetzte Umſtand, dafs in dem *Deuteronomium* ein andrer und ſpäterer Geiſt wehe, als in den übrigen Büchern, iſt vom Vf. wenig berückſichtigt worden, und blofs durch die Verſchiedenheit (gleichzeitiger) Sammler erklärt. Wir müſſen geſtehn, dafs uns aus dieſem Buche immer der Geiſt eines ſpätern Prieſters angeſprochen habe. Zu *Vater's* und *de Wette's* Beobachtungen über die Eigenthümlichkeiten der Phraſeologie und Diction wollen wir noch die Bemerkung beyfügen, dafs dieſes Buch mehrere eigenthümliche Phraſen mit Jeremia gemein hat, mit welchem es auch ſonſt eine gewiſſe wäſſerige Breite des Ausdrucks und die ſtete Wiederkehr beliebter Formeln theilt. Z. B. נְתַן לְחֶרְפָּה ל 28, 25, vergl. Jer. 15, 4. 24, 9. 29, 18. 34, 17, aufserdem 2 Chron. 29, 8; אֱלֹהִים fremde Götter 32, 16, vergl. Jerem. 3, 13. 5, 19; דִּבֶּר פֶּה אֶל 13, 5, vergl. Jer. 28, 16. 29, 32; שִׁבְרֵי die junge Mannſchaft würgen 32, 25 vergl. Jer. 15, 7. 36, 13 — 15. Klagel. 1, 20. שְׁרִירוּת לֵב 29, 18 vergl. Jer. 3, 17. 7, 24. 9, 13. 11, 8. Auch kleine Umſtände dieſer Art können doch zuweilen für den Forſcher ein Moment werden; eine gewiſſe Identität des Geiſtes und Zeitalters, gleichſam der Schule, geht immer daraus hervor. Hatte vielleicht *Nachtigall* wenigſtens eine dunkle Ahndung oder ein Gefühl von dieſer Aehnlichkeit, wenn er (*Henke's* Magazin B. 4. St. 1.) auf Jeremia als Sammler des Pentateuchs räth?

Bey den drey folgenden hiſtoriſchen Schriften des A. T. können wir uns kürzer faſſen, da bey ihnen dieſelben Grundſätze in Anwendung kommen, die beym Pentateuch aufgeſtellt worden. Auch den Büchern *Joſua* und *der Richter* läſst der Vf. theils gleichzeitige, theils ſpätere Urkunden zum Grunde liegen, doch ſo, dafs beyde Schriften ſchon im Anfange der Regierung Davids redigirt wurden, das letztere aber erſt viel ſpäter durch einen in Aſſyrien lebenden Exulanten den Anhang Kap. 17 ff. erhielt. Zu den gleichzeitigen Urkunden werden die hiſtoriſchen und topographiſchen Beſtimmungen des Joſua (Kapitel 12. 13 — 24.), das Lied der Debora und Jothams Fabel gerechnet. Die Bücher *Samuels* ſeyn ebenfalls aus Zuſammenſetzung und Verſchmelzung urſprünglich unverbundner Stücke und Schriften entſtanden, die der Vf. folgendermaafsen beſtimmt: 1 Sam. 1 — 7 Nachrichten von Samuel; 8 — 16 Geſchichte Sauls von ſeiner Erwählung zum Könige bis zu ſeiner Verwerfung von Jehova; 17 — 30 Geſchichte der Heldenthaten und Streifzüge Davids vor ſeinem Regierungsantritt; endlich 1 Sam. 31 — 2 Sam. 1 — 24 Regierungsgeſchichte Davids, hier und im erſten Buche nach einer gemeinſchaftlichen kürzern Quelle (letzteres nach *Eichhorn*). Einige poetiſche Stücke und Reden abgerechnet enthielten ſie keine Stücke von gleichzeitiger Abfaſſung, die Redaction könne aber vor die Zeiten des Exils in die letzte Zeit des Reiches Juda geſetzt werden, da man den Redactor dieſer Bücher und der Bücher der Könige unnöthiger Weiſe identificirt habe. Da den eben genannten drey Werken im Ganzen ein gemeinſchaftlicher dem Pentateuch ähnlicher Charakter beygelegt wird, ſo erlauben wir uns darüber noch einige all-

Digitized by Google

allgemeine Bemerkungen: 1) scheint es uns, als ob der Vf. und als ob man in der alttestamentlichen Kritik überhaupt seit einiger Zeit mit der *Zerlegung der Bücher in Fragmente* zu freygebig sey, und bey der Trennung solcher Stücke oft zu subtil verfahre. Man muss auch auf den wiederhohlenden Ton der Erzählung etwas rechnen, und derselbe Schriftsteller kann, wenn er von neuem ansetzt, wohl etwas weiter aushohlen. Unzweckmäfsig scheint Rec. z. B. die Trennung der Geschichte Simsons in zwey Stücke (wozu der Kap. 15, 20 eingeschobene Vers keinen hinlänglichen Grund abgiebt) und nicht erwiesen die Absonderung von 1 Sam. 7 und 8. Noch bedenklicher ist es 2) wenn solche neben einander stehende Stücke von sonst ähnlichem Charakter oft verschiedenen Verfassern aus *sehr verschiedenen Zeitaltern* zugeschrieben werden. Enthält ein Abschnitt auch keine bestimmte Beziehung auf spätere Zeit, so mufs er doch deswegen nicht aus seinen Umgebungen herausgerissen und für älter als diese gehalten werden, es müfste denn gezeigt werden können, dafs er sie habe enthalten müssen. Die Schlufsfolge ist daher schwerlich richtig, wenn es 919 heifst, „der Ausspruch des Propheten Nathan und Davids Gebets (2 Sam. 7) enthalte gar nichts, was auf ihre Unechtheit schliefsen liefse" und wenn diese dann öfters im Verfolg der Untersuchung alte gleichzeitige Stücke genannt werden. Denn 3) gerade das ist schwerlich zuzugeben, was der Vf. durchgehends annimmt, dafs poetische Abschnitte, insbesondre aber *Reden* und *Gebete* den Charakter gleichzeitiger Abfassung tragen sollen. Was die *Reden* und *Gebete* betrifft, so ist gleichzeitige Abfassung schon an sich höchst unwahrscheinlich, man mufs sie aber ganz verwerfen, wenn man bemerkt, wie gerade die spätesten Bücher, die Chronik und die Apokryphen, damit am freygebigsten sind, wodurch die schon von *Eichhorn* gegebene Ansicht klar wird, dafs hier derselbe Fall sey wie bey den Reden des Thucydides und Livius. Bey den *Gedichten* aber hat der Vf. selbst oft die Nothwendigkeit ihrer sehr späten Abfassung erwiesen (z. B. bey 1 Mos. 49. 4 Mos. 24. 5 Mos. 33. 1 Sam. 2), mithin zugegeben, dafs man gern Gesänge auf allerhand Begebenheiten der Vorzeit dichtete, sie jenen Männern in den Mund legte, und dann den historischen Schriften einverleibte. Wer bürgt uns nun dafür, dafs alle diejenigen *echt* seyn sollen, in denen nicht bestimmte *historische* Spuren der spätern Zeit sind? Wir wenden dieses auf Exod. 15, auch auf das Lied der Debora an, dessen Echtheit selbst in Rücksicht auf den Ausdruck fast von allen Kritikern zu zuversichtlich angenommen wird. Der Dichter und Historiker mögen wirklich öfter nur eine Person seyn.

(*Der Beschlufs folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

KIEL, in d. akad. Buchh.: *Viole*, oder *das Todtengewölbe*. Ein Roman von *Wilhelmine Willmar*. 1812. 253 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Dem Titel nach könnte man hier leicht einen Roman von der schauerlichen Gattung erwarten, wie sie unsere Literatur, seit zwanzig Jahren zumal, im Ueberflufs darbietet. Allein davon ist die Vfn. weit entfernt; vielmehr erhält man hier eine einfache Liebesgeschichte, worin ein Verhältnifs geschildert wird, das von seinem ersten Entstehen an krankhafter Art, bald unausweichlich mit dem Untergange beider Liebenden endigt. Es fehlt der Vfn. nicht an den meisten Vorzügen, welche weiblichen Schriftstellern eigen zu seyn pflegen, am wenigsten an einem lebhaften und feinen Gefühl; dagegen trifft man bey ihr auch die Schwächen ihres Geschlechts, eine beschränkte und beschränkende Ansicht der Dinge, Mangel an Kraft und Umsicht in Gestaltung der Charaktere, und eine Vorherrschaft des Gefühls, welches hier zumal von krankhafter Reizbarkeit ist. Der Gang der Geschichte ist fast zu einfach und in der Anordnung der Begebenheiten ist wenig Kunst sichtbar. Stil und Darstellung sind dem weichen Stoffe angemessen, und zeigen von Geist und Bildung. Wir wollen eine kurze Stelle zur Probe hersetzen, worin sich der in diesem Roman herrschende Geist ziemlich rein und ohne Zweifel deutlicher ausspricht, als er sich mit allgemeinen Ausdrücken bezeichnen läfst (S. 27.), „Auf Violen machte alles einen tiefen, oft entgegengesetzten Eindruck. (Dies soll heifsen; einen Eindruck, der das Gegentheil von dem gewöhnlichen Eindruck der Dinge auf andere war.) War sie im Garten, und sah, wie ihre geliebten Blumen aufblühten und die schönsten Farben entfalteten: so trauerte sie über die kurze Zeit ihrer Dauer; brachte ihr Vater ihr einen schönen Vogel zum Geschenk, so seufzte sie, über seine verlorne Freyheit, und alle die Puppen, die sie von ihrer Mutter erhielt, begrub sie nach einiger Zeit an die Gartenmauer. Bald darauf mufsten sie wieder auferstehen, und sie machte sich nichts daraus, wenn die Feuchtigkeit ihre schönen Anzüge verdorben hatte; sie zog ihnen neue, weifse Kleider an und setzte sie grofs und klein unter einander in ein besondres Behältnifs, was sie immer aufs beste ausschmückte, und wenn ihr Vater fragte: warum sie nie mit diesen Puppen spielte, so antwortete sie: diese sind nun glücklich!" Die wenigen vorkommenden Proben von Poesie gehören nicht zu den vorzüglichern Bestandtheilen des Büchleins.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

BIBLISCHE LITERATUR.

ERLANGEN, b. Palm: *Hiſtoriſch-kritiſche Einleitung in ſämmtliche kanoniſche und apokryphiſche Schriften des alten und neuen Teſtaments*, von Dr. *Leonhard Bertholdt* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Bey den Büchern der *Könige* und der *Chronik* (welche letztere mit Recht erſt in das Ende des perſiſchen Zeitalters geſetzt wird) intereſſirt beſonders die Unterſuchung über ihr gegenſeitiges Verhältniſs. Der Vf. nimmt die Benutzung gemeinſchaftlicher Quellen an, und dehnt dieſe ſelbſt auf die genealogiſchen Tafeln aus (1 Chron. 1 — 9), welche ſelbſt *Eichhorn* aus unſeren hiſtoriſchen Schriften abgeleitet wiſſen will. Dieſe ganze Behauptung kann aber unſerem Vf. bey weitem weniger zugegeben werden, als *Eichhorn*, eben weil er dieſes junge Zeitalter annimmt, in welchem die Exiſtenz *mehrerer* alter Quellen ſchon deswegen nicht wohl zuläſſig iſt, weil ſie bis dahin erhalten, wahrſcheinlich es auch für immer geblieben wären: denn damals ſammelte man ſchon begierig alle Reſte früheren Alterthums. *De Wette* ſuchte bekanntlich zu zeigen, daſs alles, was die Chronik mehr und anders hat, als die Bücher Samuels und der Könige, von einem Geiſt und Charakter ſey, und daſs es deutlich das Anſehn habe, als ſeyn die Nachrichten jener Bücher unter den Händen jüdiſcher Prieſter allmählich zu dem geworden, was wir in der Chronik haben: und ſo weit glauben wir, daſs ihm der Beweis vollkommen gelungen ſey: denn nicht der Geiſt älterer hiſtoriſcher Urkunden ſpricht aus dieſen Zuſätzen, was auch Hr. *B.* ſage, ſondern der Geiſt *prieſterlicher Tradition*, *Anſicht* und *Ausſchmückung der älteren Geſchichte*. Nur darin ſcheint uns *de Wette* gewiſſermaſsen gegen den Geiſt der Geſchichte verſtoſsen zu haben, daſs er dieſe Umgeſtaltung ein Werk der abſichtlichen Verfälſchung und des Betrugs nennt. Man würde dieſes nur dann ſo nennen können, wenn die Hebräer die Forderungen gekannt hätten, welche man an einen treuen, kritiſchen Geſchichtſchreiber zu machen berechtigt iſt. Spätere Relationen weit früherer Begebenheiten ſind überall unkritiſch, und meiſtens ein Spiegel der eigenen Zeiten und Anſichten. Je uncultivirter ein Volk, eine Zeit iſt, deſto ſubjectiver iſt ſeine Geſchichte, deſto weniger hat es einen Begriff von rein-objectiver Darſtellung derſelben, oder auch nur ein Intereſſe für dieſelbe. Die Geſchichte ſpielt eine untergeordnete Rolle, wird modern, parteyiſch, polemiſch, und doch darf man dieſe Entſtellungen derſelben ihren Urhebern nicht hoch anrechnen, da ſie die Verpflichtung zum Gegentheil kaum kennen. Geſchichte, Traditionen und Mythen wachſen überall, und zwar in dem Geiſte derer, von welchem ſie aufbewahrt worden. Die Zuſätze gehören nicht der Geſchichte an, und man irrt meiſtens ſehr, wenn man ſie für gewiſſenhafte Nachträge (*Paralipomena*) aus verlornen Quellen hält; aber man darf auch nicht gerade Betrügerey nennen, was gleichſam pſychologiſch im Menſchen gegründet iſt. Die Chroniken des Mittelalters und ihr gegenſeitiges Verhältniſs möchten das Geſagte vielleicht am treffendſten erläutern und beſtätigen. Zu den Unrichtigkeiten, welche der Chronikenſchreiber (den Ausdruck mit *de Wette* S. 61 hier collective genommen) durch Miſsverſtändniſs ſeiner Quellen oder (allmählige) Verſtellung ihres Textes in die Geſchichte gebracht hat, gehört wahrſcheinlich noch manche Angabe, in welcher die Ausleger bisher zum Theil unauflösliche Schwierigkeiten gefunden haben. Indeſſen haben doch ſchon andere Schriftſteller mehreres der Art bemerkt, was in den Einleitungsſchriften nicht gefunden wird, z. B. 2 Chron. 9, 21. 20, 36. 37, wo der Chroniſt Tarſisſchiffe durch Schiffe verſteht, die nach Tarſis gehn (vgl. darüber *Bredow* hiſtor. Unterſuchungen St. 2. S. 293 ff.), 2 Chron. 3, 4, wo die Höhe der Tempelhalle 120 Ellen, mithin thurmartig angegeben wird, was architectoniſche Rückſicht durchaus unwahrſcheinlich machen (vgl. *Hirt's* Tempel Salomo's S. 24), 2 Chron. 2, 7, wo der Concipient das Holz עצי ברתים (Sandelholz) vom Libanon kommen läſst, da es nach den echteren Nachrichten der übrigen Bücher über Ophir (aber meiſt durch phöniziſche Schiffer) kam.

Um noch einigen Raum für die hiſtoriſchen Schriften des N. T. zu gewinnen, enthalten wir uns, auch die Anſichten des Vfs. über die Bücher *Eſra*, *Nehemia* und der *Maccabäer* kurz darzuſtellen und mit einigen Bemerkungen zu begleiten, und machen nur darauf aufmerkſam, daſs über die Oekonomie und die Entſtehung der beiden erſten eine eigenthümliche von *Eichhorn*, *Jahn*, *Auguſti* abweichende Darſtellung gegeben worden iſt. Der Beyname des Nehemia התרשתא wird (S. 1014) durch Statthalter vom dritten oder vierten Range erklärt, und als aſſyriſch-perſiſch mit dem deutſchen *Droſt* verglichen, in Folge welcher Erklärung (S. 1018) ſogar „des *Landdroſts* Nehemia gedacht wird (?); glücklicher iſt die Auffaſſung des צרף, צרפי durch: Hämmerer, Hammer (vgl. Karl Martellus), welche der durch Κοφινος vorgezogen wird. Zu den philologiſchen Erläuterungen des

Digitized by Google

des Werkes, welche wir in Anſpruch nehmen müſſen, gehört, beyläufig geſagt, auch noch die Erklärung von מחר היום (S. 856), wo es heiſst: „ח"ס, wie die Maſorethen falſch punctirt haben; es ſoll heiſsen: מחי היום, wie ſchon der ſyriſche Ueberſetzer ausgeſprochen hat, nach der Continuitätsform מחיתם." Wir bemerken nur, daſs eine geläuterte hebräiſche Grammatik von einer ſolchen *Continuitätsform* durchaus nichts weiſs, und daſs dieſer Machtſpruch über die Maſorethen, welche ohnehin von den Punctatoren verſchieden ſeyn möchten, auf der ganz unſichern Vorausſetzung beruhe, daſs der Inhalt dieſer Sammlung in der Ueberſchrift genau enthalten ſeyn müſſe. Wer weiſs nicht, wie dunkel und von zufälligen Umſtänden hergenommen häufig die Ueberſchriften morgenländiſcher Schriften, Gedichte und Sammlungen ſind?

Bey den *hiſtoriſchen Büchern des N. T.* wird, wie ſich erwarten läſst, vornehmlich das gegenſeitige Verhältniſs der drey erſten Evangelien ausführlich behandelt. Um die genaue Verwandtſchaft derſelben nach Inhalt und Form zu erklären, waren nur drey Fälle möglich, entweder daſs dieſes Verhältniſs *von der Gleichheit der in ſie übergefloſſenen mündlichen Traditionen*, oder *von ihrer gegenſeitigen Abhängigkeit von einander ſelbſt*, oder endlich *von ihrer Abhängigkeit von einer gemeinſchaftlichen Quelle* herrühre. Den erſten Fall, die Annahme eines mündlichen Urevangelii, welcher nach *Eckermann* und *Herder* noch vor Kurzem von einem gelehrten Rec. unſerer A. L. Z. (1813, Nr. 106, S. 11 ff.) empfohlen worden iſt, weiſet Hr. *B.* vollkommen zurück, weil die Gleichheit ihrer hiſtoriſchen Form nothwendig eine *ſchriftliche* Quelle vorausſetze, und weil ohne ein Wunder, oder die geiſtloſeſten Vorübungen im Auswendiglernen einer Geſchichte, von der man doch gröſstentheils Augenzeuge geweſen war, gerade *dieſe Art* der Uebereinſtimmung nicht denkbar ſey. Der zweyte Fall wird ausführlich nach allen möglichen Modificationen durchgegangen, und die Schwierigkeiten deſſelben gezeigt, worauf ſich denn der Vf. beſtimmt für die Annahme eines *aramäiſchen* Urevangelii erklärt. Die Beweisſtellen für eine aramäiſche Urſchrift deſſelben ſind gröſstentheils die ſchon von *Bolten* u. a., auch von *Eichhorn* ausgehobenen, indeſſen hat der Vf. auch einige eigene Verſuche beygemiſcht, z. B. über ἐπιούσιος. Im Original ſoll geſtanden haben: תן לנא לחמנא דמחר ליומא, gieb uns heute unſer Brod, *das da iſt*; da das Wort מחר aber nur ſelten ſo vorkomme, hätten es die Ueberſetzer ſehr verzeihlich genau nach der Etymologie durch ἐπιούσιος ausgedrückt, in dem Evangelium der Nazaräer aber ſchon gedeutet und מחר dafür ſubſtituirt (dem Rec. ſcheint dieſs doch einen matten Sinn zu geben, und der Gebrauch des ἅπαξ λεγομένον dadurch immer nicht klar gemacht). Ohne die Behauptung, von der hier die Rede iſt, überhaupt in Anſpruch nehmen zu wollen, wollen wir nur bemerken, daſs man hier und zum Beweiſe für einen hebräiſchen Matthäus gar manche Beyſpiele angeführt hat, welche blois Eigenthümlichkeiten eines aramäiſchen gefärbten Stils ſind, und daſs es eben ſo ſehr Miſsbrauch, als *Petitio principii* genannt werden könne, wenn man mit Hülfe dieſer Hypotheſe das Wunderbare und Mythiſche einiger Begebenheiten, z. B. Matth. 14, 25. 17, 27, aber auch zugleich die eigentliche Schärfe und Bedeutung derſelben wegzuſchaffen verſucht hat. Ueberhaupt liegt es in der Natur der Sache, daſs die Wiederherſtellung eines verlornen Urbildes, welches wir nur aus mehr oder weniger unmittelbaren Refractionen kennen, ein ſo ſchlüpfriges Geſchäft ſey, als wenige in der Kritik ſeyn mögen. Dieſes Urevangelium nun hält Hr. *B.* weder mit *Corrodi* und *Schmidt* für den aramäiſchen Matthäus, noch mit *Leſſing* u. a. für das Evangelium der Hebräer (welches ihm ein nachmals abgeänderter Matthäus geweſen zu ſeyn ſcheint), ſondern für ein von ſämmtlichen Apoſteln nach gemeinſchaftlicher Berathung aufgeſetztes Werk. Er combinirt dieſes vorzüglich mit dem Namen Εὐαγγέλιον τῶν Ἀποστόλων, den das Evangelium der Nazarener und Ebioniten führte, und den ἀπομνημονεύμασι τῶν Ἀποστόλων des Juſtinus Martyr, und weiſet die Erklärung zurück, daſs man vom zweyten und dritten Jahrhundert an Alles, worauf man einen beſondern Werth legte, und welchem man das Anſehn des Alterthums erwerben wollte, von den Apoſteln abgeleitet habe. „Warum hätte, heiſst es S. 1210, der fromme Betrug nicht den natürlichſten Weg eingeſchlagen, dieſe Schriften nur *Einem* der Apoſtel beyzulegen, ſondern dagegen das alberne Mittel ergriffen, den ganzen Apoſtelverein herbeyzuziehn? Hat man ja die Namen des Petrus, des Thomas, des Paulus u. ſ. w. zu finden gewuſst, um einzelnen literariſchen Producten eine apoſtoliſche Glaubwürdigkeit zu geben!! So einfältig war man gewiſs nicht, zu glauben, daſs das Vorgeben Glück machen würde, die zwölf Apoſtel hätten mit einander ein Evangelium geſchrieben. Und wie käme es dann, daſs man in Anſehung *zweyer* von einander verſchiedener Schriften auf dieſen ſonderbaren Einfall gekommen wäre?" (Rec. glaubt, theils daſs in dem Ausdrucke τῶν Ἀποστόλων nicht nothwendig dieſes geſucht werden müſſe, theils, daſs eine ſolche Vermuthung auch ohne hiſtoriſchen Grund dem Geiſte der nachapoſtoliſchen Zeit keineswegs entgegen ſey, und warum ſollte es einfaltig von jenem Zeitalter ſeyn, etwas zu vermuthen, was der Vf. in dem unſeren für wahr und hiſtoriſch hält?) Er ſucht aber ſelbſt hiſtoriſche Spuren dieſes Urevangelii nachzuweiſen, nimmt an, daſs Paulus ſich deſſelben bedient habe, und wagt die Vermuthung, daſs es den Titel ὁ Κύριος oder Κύριος ἡμῶν (מרן) geführt haben möge. Hieraus erkläre ſich der öfter gebrauchte Ausdruck der pauliniſchen Schriften: ἐγὼ παρέλαβον ἀπὸ τοῦ Κυρίου und andere ähnliche Wendungen (1 Cor. 9, 14. 11, 23. 2 Cor. 11, 17), wo man gerade Berufungen auf eine ſchriftliche Urkunde vermuthen ſollte, auch möge hieraus das Vorgeben der Marcioniten gefloſſen ſeyn, daſs Jeſus ihr Evangelium eigenhändig aufgeſchrieben habe, und es nur von Paulus fortgeſetzt ſey: das Evangelium Pauli möge nämlich zu den pontiniſchen Chriſten

Digitized by Google

ſten gekommen ſeyn, von welchen die Marcioniten ausgingen. (So ingeniös dieſe Vermuthung jemandem auf den erſten Anblick ſcheinen möchte, ſo wenig kann doch Rec. glauben, daſs der Vf. das ὁ Κύριος a. a. O. im Ernſt für eine wörtliche Anſpielung auf jene vermuthliche Ueberſchrift des Urevangelii halten wolle, und dieſes mit ſeiner Hermeneutik zu reimen wiſſe. Dann würde man ja 1 Cor. 11, 23 dem Sinne nach richtig überſetzen: ἐγὼ παρέλαβον ἀπὸ τοῦ Κυρίου, ich habe es aus *dem Urevangelio* genommen (!) 1 Cor. 9, 14: ὁ Κύριος διέταξεν *das Urevangelium* hat es befohlen u. ſ. w., und kann das der Vf. wollen? Daſs die Sage der Marcioniten noch 100 andere Veranlaſſungen haben konnte, wird Hr. *B.* nicht läugnen, und muſs man dergleichen gar nicht immer erklären wollen). Das Ende der Unterſuchung bildet eine Prüfung der verſchiedenen Hypotheſen, *wie* nun die drey kanoniſchen Evangelien aus jener gemeinſamen ſchriftlichen Quelle gefloſſen ſeyn. Er nimmt hier mit *Eichhorn* und *Marſh* die Exiſtenz verſchiedener Ausgaben des Urevangelii als erwieſen an, erhebt aber Zweifel gegen die Vorausſetzung einer oder gar mehrerer griechiſchen Ueberſetzungen deſſelben vor unſern drey Evangelien. Die auffallende zuweilige Uebereinſtimmung derſelben in der Wahl des griechiſchen Ausdrucks laſſe ſich vielleicht, und noch genügender, durch ſpätere Conformationen erklären. Man habe dieſes bey der bedeutenden Verwirrung des neuteſtamentlichen Textes in frühern Zeiten vornehmlich da gethan, wo die Handſchriften ſehr abweichend waren und die Wahl ſchwer und bedenklich, daher die wörtlichen Harmonieen ſo wunderbar unterbrochen, nicht fortlaufend ſeyn, was ſich leichter ſo, als durch die Hypotheſe von Ueberſetzungen erkläre. Der Vf. urtheilt übrigens von der letzten Vorſtellung ſelbſt ſehr beſcheiden, und will ſie nur unter das πάντα δοκιμάζετε begriffen wiſſen, was er künftigen Forſchern zuruft. Aus den Bemerkungen über die drey Evangeliſten insbeſondere heben wir noch folgendes aus. *Matthäus* habe ſein Evangelium urſprünglich aramäiſch für paläſtinenſiſche Judenchriſten abgefaſst, und wohl nicht nach dem J. 50 n. Chr., der ſpätere Ueberſetzer deſſelben aber habe ſich Aenderungen und Beziehungen auf die ſpätere Zeit und Erläuterungen erlaubt, da er das Werk für Helleniſten bearbeitet habe. Von dieſem ſey z. B. auch das Ζαχαρίας υἱὸς Βαραχίου 23, 35 in Jeſu Munde, welcher, wenn es keine wörtliche Prädiction ſeyn ſoll, gewiſs des יהוידע erwähnte, den auch das Evang. der Hebräer hat, auch müſſen die erſten beiden Kapitel ſchon von ihm vorangeſtellt ſeyn. Bey dem Evang. *Marci* wird die Uebereinſtimmung mit dem Urevangelio und der Antheil des Petrus an demſelben (mit anderen) dahin vereinigt, daſs Petrus dem Marcus ſein erweitertes Exemplar des Urevangelii überlaſſen habe, um es griechiſch zu bearbeiten. Daſs aber Marcus zu Rom und für Römer geſchrieben, und zwar wahrſcheinlich ſchon bey einem erſten Aufenthalte des Petrus daſelbſt unter Claudius, hat der Vf. nicht genügend begründet. (Vgl. *Eichhorn's* Einleit. Th. I. §. 117—119). Das Evangelium *Lucä* läſst der Vf. aus einem Exemplar des pauliniſchen Urevangelii entſtehn, welches Lucas nach andern ſchriftlichen Quellen vervollſtändigte. Das ſchon oben berührte Verhältniſs deſſelben zum marcioniſchen wird ſo angegeben, daſs dieſes das pauliniſche Urevangelium geweſen ſey, aber in ſeiner kürzeren Geſtalt vor den Erweiterungen des Lucas, mit einigen vom Ueberſetzer herrührenden Verſchiedenheiten. Die erſten Kapitel werden übrigens dem Lucas vindicirt, da das Mythiſche in denſelben dem apoſtoliſchen Zeitalter keineswegs fremd ſey, und andere äuſsere Gründe fehlen. Ueber das Evang. *Johannis* endlich hatte Hr. *B.* ſchon früher in einer kleinen Schrift (*Verosimilia de origine Evangelii Johannis.* Erl. 1805. 8) die Meinung aufgeſtellt, daſs Johannes in dieſem Werke eigene ſchriftliche Materialien verarbeitet habe, die er ſchon bey Lebzeiten Jeſu in aramäiſcher Sprache aufgezeichnet hatte, und welche das Merkwürdigſte aus ſeinen Vorträgen, Ausſprüchen und Unterredungen enthielten. Dieſe Vorſtellung, welcher im Ganzen auch *Wegſcheider* u. a. beygetreten ſind, behält er auch hier bey. Hauptſächlich der Umſtand, daſs der Jeſus beym Johannes ein ganz anderer iſt, als bey den übrigen Evangeliſten, ſeine Reden hier voll tiefer Empfindung und edlen Myſticismus, dort mehr in dem „gemeinen trockenen (?)" Tone jüdiſcher Weiſen u. ſ. w., ſcheint ihm auf eine gleichzeitige Abfaſſung der johanneiſchen Reden zu führen, während jene durch mündliche Ueberlieferung, welche der ſchriftlichen Aufzeichnung voranging, in eine tiefere Sphäre hinabgezogen wurden. So möglich dieſe Vorſtellung iſt, ſo ſcheint uns doch das Gegentheil zu ſehr in Schatten geſtellt, und die Individualität der Concipienten, die ſich unfehlbar der Darſtellung beygemiſcht hat, zu wenig berückſichtigt. Socrates iſt ein anderer beym Xenophon, ein anderer beym Plato, nicht gerade weil der eine früher, der andere ſpäter, alſo minder treu concipirte, ſondern weil beide die Reden des Weiſen in ſich verarbeitet haben, und jeder faſt unvermerkt und unwillkürlich *ſein* Ideal aus ſeinem Socrates reden läſst. Finden wir nun aber, daſs Jeſus in den vom Urevangelio abhängigen Evangeliſten meiſtens in kurzen Sentenzen, in Gnomen, Parabeln und Antitheſen redet, beym Johannes aber zuweilen in längeren Reden nicht ohne rhetoriſchen Schwung und Schmuck, ſo möchte dieſes eher auf das Gegentheil von jener Behauptung führen. An kurzen Sentenzen und Parabeln kann die Tradition nicht wohl etwas ändern, ſie bewahren ſich meiſtens treu und mit den Worten ihres Urhebers; „Tiefe der Ideen" möchten wir ihnen nicht abſprechen; längere Reden dagegen tragen verhältniſsmäſsig eher den Charakter ſpäterer Aufzeichnung und Erweiterung, und der Verdacht möchte ſchwer zu heben ſeyn, daſs auch in den johanneiſchen Reden manches von der übrigens liebenswürdigen Individualität dieſes Apoſtels beygemiſcht ſey, zumal wenn er das Evangelium, wie wahrſcheinlich, in ſeinen ſpätern Jahren aufſetzte. Polemiſche

Digitized by Google

miſche Rückſichten auf Johannisjünger und Doketen nimmt Hr. *B.* als Nebenzwecke der Abfaſſung an. Unter den Einwendungen gegen die Echtheit des Evangelii (§. 345) iſt derjenigen nicht gedacht worden, welche von dem alexandriniſchen Charakter deſſelben hergenommen und von *Ballenſtädt* hervorgehoben worden iſt, wiewohl dieſes Schriftſtellers gedacht worden iſt, der Einwurf auch wohl gehoben werden kann. Das 21ſte Kapitel ſey ein Anhang, welcher nach Johannis Tode vielleicht von den Mitgliedern des epheſiniſchen Presbyterii gemacht worden ſey. — Bey der *Apoſtelgeſchichte*, welche verhältniſsmäſsig ſehr kurz behandelt iſt, nimmt der Vf. Benutzung ſchriftlicher Quellen an, in Betreff der Geſchichte Petri namentlich eine kleine aramäiſche Schrift: „Thaten oder Predigt des Petrus," deren das Alterthum erwähnt. Den Zweck des Buches faſst er mit Recht reinhiſtoriſch, ohne die Begebenheiten deſſelben unter Einen Geſichtspunkt zu zwängen.

Wie in allen Schriften des Vfs. iſt die *Literatur* ſehr reich und ſorgfältig, bey der exegetiſchen Literatur über die hiſtoriſchen Bücher des A. T. hätten doch aber auch die älteren allgemeinen Werke nachgewieſen werden ſollen, als die *Critici Sacri*, *Poli Synopſis*, *Lud. de Dieu Critica Sacra*, bey der Chronik *J. H. Michaelis annot. uberiores*, wodurch die federleichte Waare der exegetiſchen Handbücher u. dgl. entbehrlich geworden wäre. Den *Stil* des Vfs. betreffend, müſſen wir den ſchon früher ausgeſprochenen Wunſch wiederholen, dafs er zuweilen etwas mehr Sorgfalt darauf verwenden, und namentlich undeutſche oder unedle Ausdrücke und Wendungen vermeiden möge, welche die Bücherſprache oder die Sprache der ernſten Wiſſenſchaft nicht zulaſſen. Zu den erſtern rechnen wir: *abcopiren*, *obſervanzlich*, *Oedſchaften* für Wüſten, *Religionseigenſchaft* (S. 566) für Religionsbekenntniſs, *dieſer Punkt läſst ſich leicht entledigen*, für: aufklären, ins Reine bringen (S. 687), *veroffenbaren*, *verabreichen* u. ſ. w. Zu den andern (S. 1312): *das Kauderwelſch*, *in welchem die Apocalypſe geſchrieben iſt*; (S. 1186): *in ſeiner Apocalypſe ſchlegelt er noch ganz gewaltig gegen die griechiſche Syntaxe*. Druckfehler ſind manche ſtehn geblieben, ſelbſt manche ganz durchgreifende, wie *Joſuah*; andere ſind: *Schütz* (S. 757) für Schulz, S. 917 fehlt Note 10. Aufserdem gehört dahin die durchgängig falſche Punctation mancher hebräiſchen Worte, z. B. סִפְרִי Plur. סִפְרִים beſtändig, für סֵפֶר, סִפְרִים; אַשּׁוּר für אָשׁוּר Aſſyrien, חֲמָה für חֲמָה, חֲמָא (S. 397. 400).

Der *vierte* Theil ſoll, nach dem Verſprechen des Vfs., in Kurzem erſcheinen und das Ganze beſchlieſsen; wir ſehen ihm mit Vergnügen entgegen.

SCHÖNE KÜNSTE.

HAMBURG, b. Vollmer: *Leſſings Schädel.* Original-Luſtſpiel in drey Aufzügen, von *G. L. P. Sievers.* (Ohne Jahrz.) 128 S. 8. (10 gr.)

Der Vf. bemerkt noch auf dem Titel, dafs dieſs Stück zu der Preisaufgabe des Hn. *von Kotzebue* verfertigt und eingeſandt ward. Den Preis hat aber Hr. *Sievers* ſo wenig, als ein andrer Bewerber erhalten. Schwerlich möchte aber auch dieſs Stück auf das Lob eines wahrhaft guten Luſtſpiels Anſprüche machen können. Wie ſich leicht vermuthen läſst, giebt die Gall'ſche Schädellehre den Stoff dazu her. Weshalb man eben Leſſing's Schädel genommen hat, begreifen wir nicht, da einem enthuſiaſtiſchen Schädel-Sammler der eines mehr durch That als Wort ausgezeichneten Mannes weit intereſſanter ſeyn muſste. Der Liebhaber giebt ſich für Dr. *Gall* ſelbſt aus, und hintergeht ſo den alten *Steinbach* ſowohl, als den Commerzienrath *Hamſter*, deſſen beſtimmten Schwiegerſohn. Dieſer Tölpel macht die komiſche Maske im Stücke, aber ſolche dumme, aufgeblaſene, furchtſame Burſche ſind ſo ungemein abgenutzt auf unſerm Theater, dafs ihrer Perſönlichkeit ſchwerlich eine neue Seite abzugewinnen ſeyn dürfte, um von neuem über ſie lachen zu machen. Unſerm Vf. iſt dieſs auch nicht geglückt, und die Krone des Stücks, die Verwechslung dieſes Liebhabers mit dem Leichname des Schinderhannes, iſt nicht geeignet, das Ganze intereſſanter zu machen. Auch ſcheint ſie noch dazu aus einem franz. Luſtſpiele, *das Porträt des Cervantes*, entlehnt zu ſeyn. Einzelne Anklänge von Laune laſſen ſich allerdings hie und da im Stücke erfreulich hören, aber das Ganze giebt keinen heitern Accord. Wir bemerken nur noch zu S. 49, dafs Raphaels Schädel nicht in Florenz, ſondern in der St. Lucas-Akademie zu Rom aufbewahrt wird. In wie fern dieſs Stück vor den Kotzebue'ſchen Organen des Gehirns, mit denen es eine groſse Familienähnlichkeit hat, oder nachher entſtanden ſey, laſſen wir dahin geſtellt ſeyn.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Todesfälle.

Am 10ten May ſtarb *Johann Karl Wilhelm Illiger*, Privatgelehrter zu Braunſchweig, einer der vorzüglichſten Naturforſcher unſerer Zeit, vorzüglich im entomologiſchen Fache; geboren daſelbſt am 19ten November 1775. Unſere A. L. Z. verliert an ihm einen ſchätzbaren Mitarbeiter.

Am 21ſten May ſtarb *Chriſtoph Ernſt Hertel*, Superintendent zu Schleitz im Voigtlande; geb. zu Grätz am 27ſten Auguſt 1735.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

PARIS, b. Migneret: *Eſſai ſur les maladies organiques du coeur et des gros vaiſſeaux* extrait des leçons cliniques de *J. N. Corviſart* etc. publié, ſous ſes yeux, par *C. E. Horteau* etc. 1806. LVI und 484 S. gr. 8.

Hr. C. machte ſchon ſeit langer Zeit das Studium der Herzkrankheiten zu ſeiner vorzüglichſten Beſchäftigung, und da er als Oberarzt an der Charité zu Paris die vortrefflichſte Gelegenheit hatte, durch genaue Leichenöffnungen die krankhaften Zuſtände, welche beſtimmten Symptomen entſprächen, aufzuſuchen, und dieſe Gelegenheit unermüdet benutzte, ſo wurde er in der That in einem ſolchen Grade Herzenskündiger, daſs er faſt nie, wie Rec. ſelbſt zu bemerken Gelegenheit hatte, ſelbſt über die Art der Affection dieſes Organs in einem vorkommenden Falle irrte oder zweifelte, und ihm, wiewohl gewiſs mit Unrecht, von Feinden und Neidern Schuld gegeben wurde, er ſehe überall nur Herzkrankheiten. Ein Hauptvorzug des vorliegenden Werkes iſt der Umſtand, daſs es ganz auf eignen Beobachtungen beruht, und daſs dieſe Beobachtungen nicht aus der Privatpraxis, ſondern aus der Hoſpitalpraxis entlehnt ſind, alſo Entſtellung derſelben weit weniger möglich war.

In einer gehaltvollen Einleitung, welche ſehr zu beherzigende Winke über die Art, wie das Studium der pathologiſchen Anatomie und das Oeffnen von Leichen zweckmäſsig einzurichten ſey, über die in der Organiſation und den Auſsendingen begründeten Krankheitsurſachen enthält, ſetzt der Vf. feſt, daſs nicht allein im Allgemeinen organiſche Krankheiten weit häufiger vorkommen als die Aerzte gewöhnlich glauben, ſondern daſs auch insbeſondre die organiſchen Krankheiten des Herzens nach der Lungenſchwindſucht die häufigſten und leider, wenn ſie ſich einmal ausgebildet haben, unheilbar ſeyn. Das Werk ſelbſt iſt in *ſechs* Hauptabſchnitte oder Klaſſen getheilt: 1) über die krankhaften Affectionen des Herzbeutels; 2) der Muskelſubſtanz; 3) der fibröſen Theile; 4) der verſchiednen Gewebe des Herzens zugleich; 5) das Aneurysma der Aorta; 6) Folgeſätze aus dem über die Krankheiten des Herzens Vorgetragenen. Als krankhafte Affectionen des Herzbeutels betrachtet der Vf. die *Entzündung*, die *Verwachſung*, die *Flecken* und die *Waſſerſucht* deſſelben. Die Erkenntniſs aller *Herzbeutelkrankheiten* iſt wegen gewöhnlicher Zuſammenſetzung mit beiden andern in der Bruſthöhle, zum Theil auch in der Bauchhöhle, enthaltnen Theile ſchwierig. Er unterſcheidet drey Varietäten, vielleicht richtiger *Grade*, derſelben: die *acute*, *ſubacute* und die *chroniſche*, von welchen nur die zweyte eine etwas günſtige Prognoſe zuläſst, und die letzte noch ſchwieriger als die erſtern zu erkennen iſt. Auſser den gewöhnlichen entfernten Urſachen von Entzündungen iſt die Einwirkung mechaniſcher Schädlichkeiten auf die Präcordien häufig Veranlaſſung derſelben. Die chroniſche iſt meiſtens die Folge andrer Krankheiten der Bruſtorgane. Die Verwachſungen des Herzbeutels mit dem Herzen, welche verſchiedner Art, aber immer eine Folge der Herzentzündung ſind, ſind meiſtens unſchädlich, veranlaſſen aber bisweilen ein beſchwerliches Gefühl von Zerrung in der Gegend des Herzens, Ohnmachten, Unregelmäſsigkeit des Pulſes, und unterſcheiden ſich von den meiſten übrigen Herzkrankheiten durch den Mangel von Herzklopfen. Waſſerſucht des Herzbeutels findet ſich, nach dem Vf. immer da, wo der Herzbeutel mehr als etwa 6 Unzen einer hellen Flüſſigkeit enthält. Den von den übrigen Schriftſtellern als Symptomen der Herzbeutelwaſſerſucht angeführten Erſcheinungen ſetzt der Vf. ein eignes, zweymal beobachtetes, zu, die bald an dieſer, bald an jener Stelle fühlbare Bewegung des Herzens, welche nur bey dieſer Krankheit vorkommen kann, und bemerkt, daſs man nicht immer aus dem gänzlichen Mangel aller Zeichen von Herzbeutelwaſſerſucht bey Anaſarca und Aſcites auf Mangel an Waſſer im Herzbeutel nach dem Tode ſchlieſsen dürfe, indem oft nach dem Tode ſich das Oedem mindert, und der Herzbeutel und die Bruſtſtelle voll Waſſer gefunden werden. Die häufigſte Veränderung der Muskelſubſtanz des Herzens iſt die *Erweiterung* oder das *Aneurysma*, wovon es zwey Arten, das *active* und das *paſſive*, giebt. Beym activen *Aneurysma* iſt das Herz nicht blos erweitert, ſondern ſeine Wände verdickt, ſeine Thätigkeit erhöht, beym paſſiven in ſeinen Wänden verdünnt, ſeine Thätigkeit vermindert. Beide entſtehen am gewöhnlichſten in Folge eines Hinderniſſes, welches ſich dem Austritte des Blutes widerſetzt; allein das erſtere gewöhnlich unmittelbar in der Höhle des Herzens, vor deren Oeffnung ſich das Hinderniſs findet; das letztere in einer andern. Nur ſelten trifft das active Aneurysma alle Höhlen des Herzens, ſondern am gewöhnlichſten, ſeiner Structur und der gröſsern Häufigkeit der Hinderniſſe wegen, den linken Ventrikel, und die übrigen Höhlen ſind nur zugleich paſſiv erweitert, ein Satz, womit die Beobachtungen des Rec. vollkommen übereinſtimmen. Bey der ſeltnen activen Erweiterung des

Digitized by Google

des rechten Ventrikels hat man eine angeborne Dispoſition, eine urſprünglich ſtärkere Feſtigkeit, als Urſache anzunehmen. Noch ſeltner iſt das active Aneurysma der Vorhöfe, die indeſſen bisweilen ſogar zugleich daran leiden. Die einzige Bedingung unter welchen ein allgemeines paſſives Aneurysma entſtehen kann, iſt ein Hinderniſs in der arteriellen Mündung des *linken Ventrikels*, weil nur von hier aus das ganze Herz afficirt werden kann. Der Vf. ſetzt auch feſt, daſs zu der Entſtehung des paſſiven Aneurysma überhaupt ein Hinderniſs an der Ausgangsmündung der reſpectiven Höhle erfordert werde; allein iſt es nicht möglich, daſs ſich die Wände des Herzens, ſo wie ſie ſich eigenmächtig (mit oder ohne Erweiterung der Höhle und ohne Verhärtung, wovon der Vf. nichts erwähnt, was aber Rec. mehrmals bemerkte) ohne Hinderniſs verdicken können, ſie auch eigenmächtig erſchlaffen, und ſo zur Entſtehung eines paſſiven Aneurysma Gelegenheit geben, wie Rec. in der That einigemal ſah? Ueberdieſs iſt es nicht nur möglich und wahrſcheinlich, ſondern aus einigen, dem Rec. ſelbſt vorgekommenen Beobachtungen erwieſen, daſs das active Aneurysma in das paſſive übergehen kann, indem er einigemal einen Theil des erweiterten linken Ventrikels mehr als gewöhnlich verdickt, den andern, gegen die Spitze befindlichen, verdünnt fand. Das paſſive Aneurysma trifft am häufigſten den rechten Vorhof, theils weil ſeine Wände am dünnſten ſind, alſo auf ſie die häufigen Hinderniſſe der Reſpiration am kräftigſten einwirken, theils, weil durch ſeine Erweiterung das Blut nicht in gröſserer Menge in die Kranzarterie getrieben wird. Am ſeltenſten dagegen leidet der linke Vorhof am paſſiven Aneurysma. Den Verlauf der Aneurysmen, diejenigen ausgenommen, welche durch eine heftig einwirkende mechaniſche Schädlichkeit plötzlich entſtehen, kann man in drey Stadien theilen, in deren jedem ſowohl der ganze Habitus als die einzelnen Functionen auf eine verſchiedne Art verändert ſind, welche Symptome der Vf. genau ſchildert. Eben ſo unterſcheiden ſich das active und paſſive Aneurysma nicht nur durch die Art der Structurveränderung, ſondern auch durch die Art der Symptome, Prädiſpoſition und vorangegangne Schädlichkeiten, welche der Vf. gleichfalls treffend angiebt. Weniger ſicher ſind die Zeichen der Affection der rechten oder linken Herzhälfte; doch ſucht der Vf., der mit Recht die früher angegebnen verwirft, die Zeichen des Aneurysma der rechten Seite in ſtärkerm Leiden der Lunge und dunkler Färbung des Geſichtes, die der linken in Affectionen des Pulſes und hellerer Röthe des Geſichts. Die Heilung iſt nur in der erſten Periode möglich und richtet ſich nach dem Weſen und der entfernten Urſache der Krankheit. Die Albertini-Valſalva'ſche Methode iſt nur für das active Aneurysma, die, aber weniger wirkſame, Morgagni'ſche für beide Arten anwendbar.

Verſchieden von dem Aneurysma iſt die, gewöhnlich ohne Erweiterung Statt findende, *Verkärtung* des *Herzens*, bey welcher es zugleich mehr oder weniger ſeine Contractilität verliert, die verſchiedne Grade hat und oft ſo bedeutend iſt, daſs die Wände nicht zuſammenfallen und beym Anſchlagen und Durchſchneiden ein Geräuſch entſteht. Gewöhnlich iſt der Puls, wegen dieſer Beſchaffenheit der Wände nicht wie beym Aneurysma, ungeachtet die Wände des Herzens nicht verdünnt, ja bisweilen bedeutend verdickt ſind, voll, ſondern klein und ſchwach. Verwandt damit iſt die Verknorpelung oder Verknöcherung des Muskelgewebes.

Die krankhaften Veränderungen der fibröſen Theile des Herzens ſind Verknöcherungen und Vegetationen eigner Art. Der Vf. unterſcheidet hier zwey verſchiedne Arten von regelwidriger Knochenbildung. Die eine durchläuft nicht, wie im normalen Zuſtande, die verſchiednen Bildungsperioden des Knochens, und ihr endliches Reſultat iſt vielmehr ſteinartig. Der phosphorſaure Kalk umhüllt die Faſern, dieſe werden nicht in ihn umgewandelt. Dieſe Art iſt immer von der innern Haut des Herzens bekleidet. Sie ſcheint immer langſam zu entſtehen. Bey der zweyten verhält ſich alles auf die entgegengeſetzte Weiſe. Ein Unterſchied, welchen nach des Rec. Beobachtung überhaupt die regelwidrige Knochenbildung darbietet. So z. B. fand er in der Schilddrüſe, den Bronchialdrüſen häufig zwar regelmäſsige Knochenſubſtanz, oft aber zum Theil ſehr groſse Abſätze von zum Theil flüſſiger, zum Theil erhärteter phosphorſaurer Kalkerde. Sowohl der venöſe als der arteriöſe Klappenapparat iſt dieſer Degeneration unterworfen. Unter erſterer Bedingung leidet entweder der *venöſe Ring* oder die *eigentliche Klappe*. Die Verknöcherung des venöſen Ringes, welche verſchiedne Formen hat, veranlaſst nothwendig, da die Knochenſubſtanz immer hinzukommt, ohne daſs die vorhandne verſchwände, eine oft ſo bedeutende Verengung der Mündung, daſs der Durchgang einer hinlänglichen Blutmenge unbegreiflich iſt. Die venöſe Oeffnung der linken Kammer iſt am häufigſten der Sitz dieſer Verknöcherung, welche auch in ihr gewöhnlich am vollkommenſten ausgebildet iſt, während ſie auf der rechten Seite ſo ſelten iſt, daſs *Bichat* ſogar ihre Exiſtenz läugnete. Doch führt *Corviſart* einen eignen Fall an. Auch Rec. ſahe, den angeführten ausgenommen, nie eine Verknöcherung auf der rechten Seite, ungeachtet er ſie auf der linken häufig fand. Die Verknöcherungen der Klappen erſtrecken ſich nicht ſelten bis auf die Fäden, ſelbſt bis auf die Warzenmuskeln. Oft iſt damit zugleich Zuſammenſchrumpfen, oft faſt totale Verwachſung verbunden. Auch die Mitralklappen erleiden viel häufiger dieſe Umwandlung als die dreyzipfligen. Eben ſo ſind auch die Klappen der Aorta weit häufiger und ſtärker verknöchert als die der Lungenarterie. Auſserdem fand Rec. die verknöcherten Klappen mehrmals unter einander verwachſen, wodurch die Oeffnung noch mehr verengt wurde.

Die eigenthümlichen Degenerationen ſcheinen ſyphilitiſchen Urſprungs zu ſeyn, indem ſie in einer bedeutenden Anzahl von Fällen mit veneriſchen Geſchwü-

Digitized by Google

ſchwüren und Gonorrhöe zuſammen gefunden wurden und durchaus mit den Feigwarzen die gröſste Aehnlichkeit haben. Sie kommen an den Klappen des rechten und linken Herzens vor, und erſtreckten ſich in einem Falle ſelbſt bis in den Vorhof. Rec. hat dieſe Excreſcenzen einigemal unter denſelben Bedingungen beobachtet. In einem Falle, den er vor ſich hat, iſt ſowohl die äuſsere als innere Fläche des Herzens mit rundlichen, ſehr anſehnlichen Auswüchſen beſetzt, die vielleicht hieher gehören. Zweymal fand er indeſſen auch bey neugebornen Kindern die Aortenklappen ganz auf dieſe Weiſe ausgeartet, und merkwürdig iſt es, daſs in beiden Fällen die Scheidewand der Herzkammer durchbohrt war.

Beide Degenerationen veranlaſſen, ſo fern ſie die reſpectiven Oeffnungen verengen, regelwidrige Zufälle, nur ſind ſie bey den Verknöcherungen dauernd, bey den Excreſcenzen vorübergehend. Nur die Verengung der Aortenmündung aber läſst ſich mit Gewiſsheit an Schwäche und Unregelmäſsigkeit des Pulſes und Herzklopfen erkennen.

In den *vierten* Abſchnitt wirft der Vf. die Krankheiten der Miſchung und Form, welche er nicht in einen der vorigen bringen konnte, weil dabey alle Gewebe intereſſirt ſind, Herzentzündung, Zerreiſsung, Geſchwülſte, Communication der Vorhöfe und Kammern. Am zweckmäſsigſten hätte er zwey groſse Abtheilungen gemacht, Krankheiten der Form und Krankheiten der Miſchung, wo er dann nicht, wie er ſich ſelbſt beklagt, ſehr unnatürlich die Carditis von der Pericarditis zu trennen gehabt hätte, die in der That beide ſchon darum faſt nie von einander zu unterſcheiden ſind, weil ſich zu der erſtern gewöhnlich die letztere, wenn auch nicht umgekehrt, geſellt. Er nimmt zwey Arten, die *acute* und die *chroniſche* an, welche letztre er auch die *heimliche* nennen könnte. Nicht bloſs die Muskelſubſtanz ſcheint dabey afficirt, ſondern auſser der ſeröſen Haut, ganz vorzüglich das Zellgewebe, welchs man häufig zerſtört findet. Sowohl bey der acuten als chroniſchen Carditis iſt das Muskelgewebe weich, ſchlaff, leicht zerreiſslich, blaſs, zwiſchen den Faſern befindet ſich oft eine lymphatiſch-eiterähnliche Flüſſigkeit.

Der Vf. unterſcheidet die *totale* Zerreiſsung des Herzens von der *partiellen*. Jene iſt ihm die Zerreiſsung der Wände, dieſe die Zerreiſsung der in den Höhlen befindlichen Theile, namentlich der Warzenmuskeln oder ihrer Sehnen. Die erſtere entſteht gewöhnlich in Folge andrer abnormer Zuſtände, die letztre, welche ſehr ſelten iſt, meiſtens nach heftigen Anſtrengungen, und veranlaſst gewöhnlich, doch nicht immer, ſehr ſchnell den Tod.

Die Lehre von den Formfehlern, deren Weſen eine Communication zwiſchen den beiden Herzhälften iſt, handelt der Vf. zu kurz ab, ungeachtet er einige eigne merkwürdige Fälle anführt. Er iſt ungewiſs, ob er die Perforation der Scheidewand der Kammern für urſprünglich oder ſpäter entſtanden anzuſehen habe, indeſſen hält Rec. die Richtigkeit der erſtern Anſicht aus einer Menge von Gründen für überzeugend erwieſen. Ein Fall von weiter Oeffnung des eyrunden Loches iſt merkwürdig, weil dieſe, wenn auch nicht erſt ſpät im Leben durch äuſsere Gewaltthätigkeit entſtand, doch dadurch erweitert wurde, und das Blut nicht, wie gewöhnlich, aus der rechten in die linke, ſondern aus dieſer in die rechte Seite gedrungen zu ſeyn ſchien, indem der linke Ventrikel und die Aortenmündung ſehr eng war.

Nach des Vfs. Meinung ſind die meiſten Aneurysmen der Aorta *wahre*, im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Ueber die Entſtehung der falſchen hat er eine eigne, von allen übrigen abweichende, aber auf eigne pathologiſch-anatomiſche Beobachtungen gegründete Meinung, der zu Folge die Veranlaſſung dazu balgartige Geſchwülſte ſind, welche ſich auf den Wänden der Arterie entwickeln, und dieſe durch Druck endlich ſo zerſtören, daſs eine Communication zwiſchen ihrer und der Höhle des Gefäſses entſteht. Rec. geſteht, daſs dieſe Meinung ſehr ſinnreich iſt, ihm aber, nach den ihm vorgekommenen Fällen von Aneurysmen der Aorte nicht wohl annehmlich ſcheint, indem er die Aorte immer in ihrer Structur viel weiter als bloſs an der aneurysmatiſchen Stelle alienirt, und zugleich immer Spuren eines der Entſtehung des falſchen Aneurysma vorangegangnen wahren fand. Dem gemäſs ſetzt der Vf. auch wohl nicht ganz richtig den Unterſchied zwiſchen dem Verlauf des Aneurysma der Aorte und andrer Gefäſse dahin feſt, daſs dort der Tod unmittelbar nach der Umwandlung des wahren Aneurysma in ein falſches durch Einriſs der Wände erfolge, hier ſich erſt eine zweyte Geſchwulſt bilde.

Die Corollarien, womit das Werk beſchloſſen wird, enthalten allgemeine Unterſuchungen: 1) über die *Urſachen* der Herzkrankheiten, wobey der Vf. vorzüglich den Einfluſs der Gemüthsbewegungen, den er während der Revolution zu beobachten hatte, mehr als gewöhnlich hervorhebt; 2) die *Zeichen* derſelben, wo er unter andern die Ungültigkeit eines von *Bichat* als allgemein gültig aufgeſtellten, des Einfluſſes eines auf den Unterleib angebrachten Druckes, der jedesmal bey Herzkrankheiten alle Symptome verſchlimmern ſoll, darthut, und auf die häufig vorkommende Ungleichheit des Pulſes beider Aerme aufmerkſam macht, 3) den Verlauf der *Herzkrankheiten*, wo unter andern das bisweilen äuſserſt regelmäſsige Periodiſche derſelben bemerkt, und durch ein höchſt merkwürdiges Beyſpiel belegt wird; 4) die *Vorherſage*, welche, ſelbſt für die Aneurysmen, günſtiger ausfallen würde, wenn die Kranken beym erſten Entſtehen derſelben ſich an den Arzt wendeten; 5) die Behandlung, welche natürlich nicht für alle dieſelbe iſt; 6) die Zeichen wodurch ſich die Herzkrankheiten von andern, namentlich den acuten Krankheiten der Bruſt, den verſchiednen Arten des Aſthma, der Bruſt-

Digitized by Google

Bruſtwaſſerſucht, ferner die, wodurch ſich die Ueberfüllung der Leber mit Blut, welche die Affectionen des Herzens begleitet, von den andern Affectionen der Leber, das ſymptomatiſch bey Herzkrankheiten Statt findende Herzklopfen von den übrigen Arten deſſelben unterſcheiden; 7) über die innere und äuſsere Beſchaffenheit der Leichen ſolcher Perſonen die an Herzkrankheiten ſtarben, und 8) des Blutes in eben dieſen Leichen und die polypöſen Concretionen. Ueber die letztern bemerkt der Vf., wie er ſagt, aus vielfältiger Erfahrung, daſs ſie ſich meiſtens mehrere Tage, bisweilen ſelbſt beträchtlich lange vor dem Tode, vorzüglich da bilden, wo der freye Austritt des Bluts durch irgend ein Hinderniſs gehemmt iſt, beſonders, wenn ſich Jugend, Stärke und beſondere Plaſticität des Blutes damit vergeſellſchaften. Dieſe Concretionen ſind äuſserſt zähe, feſt und kaum von der innern Fläche des Herzens zu trennen. Meiſtens veranlaſſen ſie nur vorübergehende Symptome, Ohnmachten, Herzklopfen, wenn ſie bisweilen ganz oder zum Theil die Herzöffnungen verſtopfen. Beſtändig andaurende Symptome entſtehn nur, wenn der Polyp eine beſtimmte Stelle einnimmt, welche ihn dazu geeignet macht, z. B. ſo mit den Klappen verſchlungen iſt, daſs dieſe ihre Function nicht gehörig vollziehen können. Von dieſen wahren Polypen ſollen ſich die nach dem Tode oder im Todeskampfe entſtandenen durch Weichheit, Blutigkeit, Kleinheit unterſcheiden. Indeſſen ſieht Rec. nicht ein, daſs dieſe nur graduellen und von der Verſchiedenheit der Craſis des Blutes abhängigen Eigenſchaften zu jener Annahme berechtigen, um ſo mehr, da *C.* ſelbſt geſteht, daſs die während des Lebens vorkommenden Polypen ſich durch keine ſichern Zeichen zu erkennen geben. Eine im J. 1808 bey Sander angezeigte Ueberſetzung dieſes Werkes iſt, ſo viel Rec. weiſs, nicht erſchienen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Hinrichs: *Die zerbrochne Schachtel*, eine Geſchichte der neuern Zeit, von *Ehregott Meyer*. 1810. 316 S. 8. m. Kpfn. (1 Rthlr. 8 gr.)

Etwas ſchlechteres, ärmlicheres und erbärmlicheres iſt uns lange nicht vorgekommen als dieſes Buch. Wir haben es freylich beym Leſen bloſs bis zur 242 Seite gebracht, können aber ſchon aus dieſem Bruchſtücke eine Warnungstafel für das Ganze ausſtecken. Die Indecenz iſt hier mit der höchſten Gemeinheit gepaart, und kein geſittetes Mädchen wird es über die 6te Seite bringen, wenn ſie da lieſt: „Margarethe hatte eine Bruſtfülle, die dem feinen Schönheitskenner etwas zu ſtark und entſtellend vorkam, dagegen aber für den Lüſtling um ſo anlockender war. Was ſoll man vollends zu der Verführungsgeſchichte S. 11 f. ſagen? wo Gretchen recht gemein fällt, und nach kurzer Reue „als der Starke ſie nun wieder ſo feſt an ſich zog, die neuen ſüſsen Freuden recht theilnehmend theilte." Der Vater gleicht dem Mädchen und läſst ſich (S. 21.) mit 300 Thaler recht vergnügt abfinden, ja „viele ihrer Geſpielinnen beneideten Gretchen, und waren ſtündlich bereit, eben das zu verlieren, um nur auch ſo viel zu gewinnen, ja es ſoll der Preisverderberinnen mehrere geben, die ſchon mit der Hälfte des Verdienſtes zufrieden ſeyn wollen." Doch ſchon genug.

Das Kupfer iſt nicht beſſer als das Buch, und ſchon die Unterſchrift erbaulich. Sie lautet: „Gabriele welche den Fuſs und die Schachtel zerbrochen, wird in ein Zimmer getragen." Wie kann der Vf. ſich gleichſam zur Empfehlung auf dem Titel als Schreiber von Eduard Hohenſtein, dem kleinen Tabuletkrämer u. a. m. nennen? Wir kennen dieſe Romane nicht; ſind ſie aber eben ſo ſchlecht als dieſer, ſo hätte er doch ja davon ſchweigen ſollen.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Todesfälle.

Am 12ten May ſtarb *Chriſtian Friedrich Bayrhoffer*, Dr. der Medicin, Privatdocent der groſsherzogl. Frankfurtiſchen Specialſchule für Medicin und Chirurgie, wie auch praktiſcher Arzt zu Frankfurt am Mayn, bekannt durch Bemerkungen über das Kindbetterinnenfieber (1812), in ſeinem 30ſten Jahre.

Am 27ſten May ſtarb *Georg Auguſt Flemming*, Magiſter der Philoſophie und Privatgelehrter zu Berlin, in ſeinem 35ſten Lebensjahre. (S. von ihm das gel. Deutſchl. B. 2. 9 und 14.)

Am 28ſten May ſtarb zu Kiel der auch als militäriſcher Schriftſteller ausgezeichnete königl. däniſche General-Lieutenant und Groſskreutz des Danebrogordens *v. Ewald*, im 70ſten Jahre ſeines Alters.

Am 8ten Junius ſtarb zu Paris der berühmte Architect *Brogniart*, Mitglied des Conſeils des bürgerlichen Bauweſens, in einem hohen Alter.

An ebendemſelben ſtarb *Julius Wilhelm Hamberger*, königl. Bayriſcher Bibliothekar bey der Centralbibliothek zu München, im Irrenhauſe zu St. Georgen bey Bayreuth, im 59ſten Lebensjahre.

Am 16ten Junius ſtarb *Joſeph Richter*, Privatgelehrter und Polygraph zu Wien, alt 65 Jahr.

Am 19ten Junius ſtarb *Joh. Balthaſar Wollkopf*, Dr. der Medicin, Landphyſicus und Arzt der Verpflegungsanſtalt zu Sorau, in ſeinem 39ſten Lebensjahre.

Am 26ſten Junius ſtarb *Joh. Friedrich Zimmermann*, königl. Bayriſcher Pfarrer und Localinſpector zu Hagenbüchach im Bayreuthiſchen, vorher Conrector des Gymnaſiums und Syndiaconus zu Erlangen, in ſeinem 37ſten Jahre. (Vgl. *Fikenſcher's* gel. Fürſtenth. Bayreuth.)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

LITERATURGESCHICHTE.

LAUSANNE, in d. Regierungsbuchdr.: *Réglement pour l'Académie* (présenté par le conseil académique et approuvé par le petit conseil du canton de Vaud). *Fevrier* 1813. 82 S. 4.

Die Akademie zu Lausanne besteht aus den Professoren, den zwey ersten Geistlichen des Cantons, und, in gewissen Fällen, dem ersten Lehrer der untern gelehrten Schulen. Der Professoren sind 14, und zwar in folgenden Fächern: allgemeine *Rhetorik* und *lateinische* Literatur, *griechische* Sprache und Literatur, *französische* Literatur, *Mathematik* und *Astronomie*, theoretische und Experimental-*Physik*, *Chemie* und *Mineralogie*, rationelle *Philosophie*, *Anatomie* und *Chirurgie*, *Pathologie* und *Therapeutik*, *Naturrecht*, und *Civil-* und *Criminal-Procedur*, *römisches* und *Cantons-Civil-Recht*, *biblische Exegese*, *theoretische Theologie*, *praktische Theologie*. In der Regel müssen sich die Aspiranten zu Professor-Stellen, die der kleine Rath besetzt, einer *Prüfung* (einem Concurse) unterwerfen; doch kann der kleine Rath in Ansehung fremder Gelehrten, die sich durch Schriften von anerkanntem Werthe bereits einen Ruf erworben haben, davon dispensiren. Die Aspiranten liefern eine *Dissertation* in *französischer* Sprache über eine ihnen 14 Tage vorher aufgegebene Materie, *disputiren* darüber und über die etwa angehängten Thesen, und machen einen *Aufsatz* bey verschlossener Thür über eine bestimmte Aufgabe; dieser Auffatz wird *lateinisch* geschrieben, ausgenommen in den Fächern der französ. Literatur, Mathematik, Physik und Chemie; auch halten sie eine *Lection* von einer Stunde über einen drey Stunden vorher durch das Loos bestimmten Gegenstand. In Ansehung des Prof. der Pastoraltheologie vertritt die Auffetzung und Haltung einer Rede über einen aufgegebenen Gegenstand die Stelle der Dissertation. Das *Lehrbuch*, worüber ein Professor lesen will, muss vorher von dem akademischen Conseil *genehmigt* werden. In Krankheiten bezahlt der *Staat* den Stellvertreter des Professors; wenn jedoch eine Krankheit langwierig ist, so muss es dem kleinen Rathe berichtet werden, der darüber nach den Umständen verfügt. Besondre Abschnitte des *Réglement* bestimmen die Arbeiten eines jeden Professors. Die ordentlichen Studierenden, welche einen zusammenhangenden Curs anhören, sind in Klassen eingetheilt. In die Klasse der *belles lettres* kann man nur nach zurückgelegtem vierzehnten Jahre und nach einer befriedigenden Primaner-Prüfung aufgenommen werden; man bleibt zwey Jahre darin, und geniesst den Unterricht der Professoren der lateinischen, griechischen, französischen Literatur und der Mathematik. Von dieser Klasse geht man nach befriedigender Prüfung in die *philosophische* Klasse über, in welcher man drey Jahre bleibt, und nun auch Physik, Chemie, Mineralogie, Botanik, Logik, Naturrecht nach und nach hört, in den *belles lettres* aber weiter gefördert wird; diejenigen, welche sich der Theologie widmen wollen, lernen zugleich während dieser drey Jahre die Anfangsgründe des Hebräischen, und werden in die Auslegung des N. T. von dem Lehrer der griech. Sprache eingeführt. Die *medicinischen* Studien dauern drey Jahre. Wer sich den Rechten widmen und in die *juristische* Klasse aufgenommen seyn will, steht ein Examen im Lateinischen und Französischen aus, wie die Studierenden der Klasse der *belles lettres* in dem zweyten Jahre ihres Curses; der juristische Curs dauert zwey Jahre. In die *theologische* Klasse wird man vor dem zwanzigsten Jahre, und ohne vorher die philologischen und philosophischen Studien gemacht zu haben, nicht aufgenommen; auch geht eine neue Prüfung der Aufnahme vor. Will der Studierende sich dem christlichen Lehramte widmen, so wird untersucht, ob diess sein *eigner*, freyer Wille sey. Abgewiesen werden ausschweifende, unfähige, schwächliche junge Leute. Wer anderwärts als auf der Akademie die verschiedenen vorbereitenden Studien getrieben haben sollte, der wird, wenn er in die theologische Klasse einzutreten wünscht, eben so geprüft, als wenn er auf der Akademie studiert hätte. Der Confirmationsunterricht der jungen Studierenden wird einem von dem kleinen Rathe besonders zu diesem Zwecke gewählten Geistlichen aufgetragen, der *zwey Jahre lang* vom 1. November an bis Ostern wöchentlich drey Stunden diesem Unterrichte widmet, und *nur die Akademie* entscheidet nach einer Prüfung, und nach einem Berichte der Examinatoren über die Zulassung zum heiligen Mahle. Die *Vacanzen* treten in den Monaten August, September und October ein, und dauern während dieser *ganzen drey Monate*. Für die Ferienzeit wird jedem Studierenden eine zweckmäfsige Arbeit aufgegeben, die nachher geprüft wird. Entfernt sich ein Professor während dieser Zeit länger als einen Monat, so muss die Akademie damit zufrieden seyn. Jährliche *Prüfungen* fallen in allen Klassen vor; *Versetzungen* in andre Klassen desgleichen, jedoch nicht willkürlich, sondern nach bestimmten Vorschriften; auch werden *Prämien* ausgetheilt; in der *juristischen* Klasse kann nach vorgeschriebenen Prüfungen der Grad eines *Licentiaten der Rechte*

Digitized by Google

Rechte erlangt werden, das Diplom dafür kostet fünf neue Louisd'ore, wovon der Rector und die Examinatoren drey erhalten, und zwey in eine akademische Casse *(caisse des arrérages)* fliessen. Die *examina pro ministerio* bestehen in mündlichen Prüfungen und in Aufgaben einer Predigt über einen sechs Tage vorher vorgeschriebenen Text, einer Katechese über eine zwey Tage vorher bestimmte Materie, und einer lateinischen Analyse einer Stelle der heil. Schrift, wozu drey Stunden Zeit in einem geschlossenen Zimmer gegeben werden. Auch die Lehrer der untern Schulklassen werden geprüft, ehe sie gewählt werden; wer eine solche Stelle nachsucht, muss sich dieser Prüfung unterwerfen. Unter den Studierenden werden die in eine bestimmte Klasse Eingeschriebenen (*étudians* im engern Sinn) und Freywillige (*externes*) unterschieden; die letztern besuchen, nach Belieben, einzelne Collegia, und brauchen nicht sich immatriculiren zu lassen; dagegen bezahlen sie die Collegia, welche sie besuchen, nämlich für jeden jährlichen Curs *ohne* Experimente *acht* Schweizerfranken (zwey Kronenthaler), und *mit* Experimenten 16 Franken; auch für den Curs in der Mineralogie wird so viel bezahlt, bis der Staat ein mineralogisches Kabinet besitzt (wofern der Professor diesem Mangel abhilft). Von den ordentlichen Studierenden in den Klassen wird diess Honorar nicht bezahlt, da der Staat die Professoren besoldet (ihr Gehalt wird in dem Reglement als bekannt vorausgesetzt). Die Immatriculations-Gebühr ist zu drey Franken für jedes Auditorium (vermuthlich für jede Klasse) bestimmt, wovon der Rector ein Drittel bezieht, und zwey Drittel in die schon erwähnte *caisse des arrérages* fallen. Der Pedell bekömmt einen Franken. Aus dem Mittel der *Studierenden* bildet sich ein *Senat* von 18 Personen, wovon die sechs ersten, der *Consul*, der *Quästor*, der *Sprecher*, der *Prätor*, der *Bibliothekar* und der *Secretär* von den sämmtlichen Studierenden aus denjenigen unter ihnen, welche 20 Jahre zurückgelegt haben, gewählt werden, der siebente die Dienste eines Nebenbibliothekars thut, und die eilf übrigen, als *Censoren*, aus den verschiedenen Klassen und von denselben, zu ungleichen Theilen, zu wählen sind. Diese Censoren wachen über der Aufführung der Studierenden, weisen sie nöthigenfalls zur Ordnung, und bringen vor dem Senate Klagen über Vergehungen. Der Pedell, welcher diesen Senat bedient, erhält von demselben eine jährliche Vergütung von 50 Franken. Zweymal des Jahrs hält die Akademie eine Generalcensur über alle Studierenden, und hat zugleich die Aufsicht über die Lehrer an den untern gelehrten Schulen, so wie auch über jedes einzelne Mitglied der Akademie. Das *akademische Conseil* ist die vermittelnde Behörde zwischen der Akademie und dem klei en Rathe oder der Regierung. Alle Professoren sind jährlich dem sogenannten *grabeau* unterworfen, d. h. es wird untersucht, ob jeder seit einem Jahre seine Pflicht gethan habe; das Resultat dieser Untersuchung wird jedem durch einen Auszug aus dem Protocolle insinuirt. Für die der Theologie sich Widmenden, welche, bey eingeschränktem Vermögen, sich gut betragen und Talente besitzen, sind von der Regierung 48 Stipendien ausgesetzt; wer aber eins derselben erhält, muss *zwey Bürgen* stellen, für den Fall, wenn er es wieder zurückgeben müsste; dieser Fall träte ein, wenn er das theologische Fach wieder verliesse, oder ihm die Ordination nicht ertheilt würde, oder er sich nach der Ordination weigerte, geistliche Verrichtungen zu übernehmen. Suspendirt kann auch, den Umständen nach, die Zahlung der Stipendien werden; auch wird ein Stipendium nicht weiter ausbezahlt, wenn ein Studierender zweymal bey einer Prüfung abgewiesen wird, oder sich schwer vergeht, oder ein Geschäft übernimmt, wobey er desselben entbehren kann, oder sich verheirathet. Suspendirte oder zurückgezahlte Stipendien fliessen in die *caisse des arrérages*. Die *Prämien* für Studierende werden aus dieser Casse bezahlt. Die Generalversammlungen der Akademie wählen den Rector und die Schullehrer; ihnen kömmt die akademische Censur zu; sie promoviren Studierende und Schüler, ertheilen die Prämien, prüfen die Aspiranten zu Lehrerstellen, verwalten die Cantonalbibliothek, verfügen über die Stipendien, verwalten die akademische Casse, und setzen den jährlichen Bericht an das akademische Conseil auf. Studienzeugnisse werden nur Immatriculirten ertheilt, und kosten vier Franken, wovon die eine Hälfte dem Rector, die andre der akad. Casse zukömmt; Zeugnisse, welche blos die Besuchung eines einzelnen Curses attestiren, werden von den Lehrern, bey denen man Collegia hörte, ausgestellt, und mit einem Franken gelöst. In Ansehung der Cantonalbibliothek sind besondere Verfügungen getroffen, in denen speciell angegeben ist, *wer* Bücher aus derselben erhalten kann, nämlich: die Mitglieder der *Regierung*, des *Obergerichts*, der *Akademie*, die *Studierenden*, die zu Lausanne ordinirten *Geistlichen*, die *Licentiaten* der Rechte, die als *Aerzte* oder *Wundärzte* von der Regierung Brevetirten, die auf einer auswärtigen Universität creirten *Doctoren* der *Rechte* und *Arzneykunde*, so lange sie zu Lausanne wohnen; endlich die Miteigenthümer der alten Hospitalsbibliothek, nach dem denselben bey der Vereinigung ihrer Bibliothek mit der akademischen vorbehaltenen Rechte. Wer nicht zu einer dieser Klassen gehört, kann auf kein Buch dieser Cantonalbibliothek zur Lectüre in seinem Hause Anspruch machen. Dieses Reglement wird vollzogen und ist gültig von dem 1. November 1813 an.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Erlangen, b. Palm: *De vitiis congenitis circa thoracem et abdomen* commentatio anatomico-pathologica auctore *Godofredo Fleischmann*, Med. Dr. 1810. 47 S. gr. 4. Mit 5 Kpfrt.

Der fleissige Vf. dieser Schrift handelt in derselben, wie er in der Vorrede ausdrücklich bemerkt, nicht von allen, sondern vorzüglich nur von den mehr oberflächlich-

Digitized by Google

flächlichen Bildungsfehlern der Bruſthöhle und des Unterleibes, die entweder radical geheilt, oder wenigſtens palliativ behandelt werden können, und beſchreibt bey dieſer Gelegenheit mehrere im Erlanger Muſeum befindliche pathologiſche Präparate. Als eigne oder neue Fälle, Bemerkungen und Anſichten führt Rec. vorzüglich folgende an.

Erſter Abſchnitt. *Fehler der Bruſthöhle.* I. *Bruſtbein.* In einem reifen Fötus iſt das Bruſtbein ſo kurz, daſs ſich auf der rechten Seite nur die zwey, auf der linken die drey oberſten Rippen an daſſelbe, die übrigen ſich an Knorpelbögen heften, welche ſich an das Bruſtbein legen, ſo daſs das Herz zwiſchen dieſen, nur von der Haut bedeckt, liegt. In einem andern Falle hat das Bruſtbein die normale Länge, allein die ganze linke Hälfte fehlt, ſo daſs es hier die Rippen nicht aufnimmt. In einigen Fötus weicht das Bruſtbein durch ſeine Lage vom Normal ab, ſofern es zwiſchen den Rippen verborgen, weit gegen die Wirbelſäule gezogen iſt. II. *Fehler der Rippen.* Der Bruſtkaſten kann durch Fehler der Rippen auf verſchiedene Weiſe verengt werden, indem einige oder alle Rippen zu kurz oder zu wenig gekrümmt ſind. III. *Fehler der Wirbelſäule.* Zum Beweiſe, daſs die Behauptung eines Franzoſen: „*die Krümmung der Wirbelſäule ſey nie angeboren*," falſch iſt, beſchreibt Hr. *F.* mehrere Fälle von angeborner *Scoliosis*, *Lordoſis* und *Kyphoſis* aus reifen und unreifen Fötus. Von der *Wirbelſpalte* (*Spina bifida*) ſetzt er drey Formen oder Grade feſt. Der am geringſten vom Normal abweichende iſt der, wo die Bogenhälften nicht fehlen, ſondern nur zur Seite geworfen ſind; beym zweyten fehlen ſie ganz oder zum Theil; beym dritten, ſeltenſten, findet ſich auch im Körper der Wirbel eine Lücke. Nicht immer befindet ſich der mit wäſſeriger Flüſſigkeit angefüllte Sack unmittelbar über der Wirbelſpalte, in einem Falle von Lendenſpalte lag er auf dem linken Hüftbein und communicirte durch einen eignen Gang mit der Höhle der Wirbelſäule. Die Wirbelſpalte hält er nicht für Folge einer mechaniſch wirkenden Schädlichkeit, mithin auch nicht für Folge einer Waſſeranſammlung, weil die Wirbelhälften nicht bloſs von einander gerieſen, ſondern bisweilen zerſtört ſeyn. Allein da durch Druck ſo häufig nicht bloſs Theile entfernt, ſondern wirklich zerſtört werden, ſo reicht wohl dieſer Grund allein nicht zur Begründung der Meinung hin, daſs dieſer Fehler immer bloſs eine Folge einer Abweichung der bildenden Thätigkeit ſey. Auch ſchreibt ja der Vf. ſie offenbar ſelbſt auf Rechnung des Waſſers, wenn er ſelbſt die vorzugsweiſe Häufigkeit der Wirbelſpalte in der Lendengegend davon herleitet, daſs die Lendenwirbel zuletzt verwachſen, alſo am leichteſten durch das Waſſer innerhalb der Wirbelſäule aus einander gedrängt würden. Dieſe Erklärung iſt übrigens gewiſs falſch: denn die Bogenhälften der übrigen Wirbel ſind keineswegs früher unter einander verwachſen, als die der Lendenwirbel. Nach des Rec. Meinung hat dieſer Umſtand wohl einen tiefern, dynamiſchen Grund, und ſcheint mit der im normalen Zuſtande Statt findenden Rückenmarksſpalte der Vögel in der Lendengegend, welcher eine analoge Vertiefung in dem Wirbelkörper entſpricht, im Zuſammenhange zu ſtehen, ſofern auch beym menſchlichen Embryo das Rückenmark anfangs bis zum Heiligbein reicht. Daſs die Oeffnung der Geſchwulſt bey der Hydrorhachitis immer tödtlich ſey, iſt etwas zu allgemein behauptet. Rec. erinnert zum Beweiſe nur an die Beobachtungen von *M. Hoffmann* (*E. n. c. d.* II. a. 3. o. 208.), *Ferris* (*Sedillot j. de méd.* T. 27. p. 171.) und *Camper* (*Diſſ.* X. p. 412.). Höchſt wahrſcheinlich hängt der Erfolg wohl von dem Sitze des Waſſers ab, und die häufige Tödtlichkeit rührt davon her, daſs es ſich gewöhnlich zwiſchen der Spinnwebehaut und der Gefäſshaut befindet. IV. *Lungen.* Es giebt eine doppelte Art des angebornen Lungenbruches, den einen mit *vollkommnem Bruchſacke*, wo die Lungen durch eine Lücke in der Bruſthöhle vortreten, aber durch das Bruſtfell und die Haut bedeckt ſind, den andern mit *unvollkommnem Bruchſacke*, wo dieſer nur durch das Bruſtfell und die Oberhaut gebildet wird. Ob ſich aber bey dieſem zweyten bloſs die Oberhaut, oder nicht vielmehr die ſehr verdünnte Haut findet, möchte ſchwer zu entſcheiden ſeyn; auf jeden Fall kann man eine dritte und vierte Art machen, indem bisweilen bloſs das Bruſtfell vorhanden iſt, bisweilen die Lungen, weil auch dieſes fehlt, ganz nackt liegen. V. *Herz.* Der Vf. unterſcheidet *Freyliegen* des Herzens von *Bruch* und *Exotopie* deſſelben. Indeſſen ſind alle die Fälle, welche er anführt, dem Weſen nach dieſelben, und nur dem Grade nach verſchieden. Der Art nach verſchieden wäre Umkehrung des Herzens, tiefe Lage deſſelben im Unterleibe, deren aber nicht gedacht wird.

Zweyter Abſchnitt. *Fehler der Unterleibshöhle.* I. *Bedeckungen* und *Darmkanal.* Spaltung des Unterleibes kommt am häufigſten auf der rechten Seite vor, wahrſcheinlich wegen der anſehnlichern Gröſse und des ſtärkern Andrangs der Leber. Der Vf. nimmt einen doppelten Urſprung der Eventration an, indem entweder gar keine Unterleibswände gebildet waren, oder ein Bruchſack zerriſs, was ſchon während des Fötuslebens geſchehen könne. Als Arten des Nabelbruches werden feſtgeſetzt: 1) der *einfache Nabelſtrangbruch;* 2) der *zuſammengeſetzte Nabelſtrangbruch*, der ſich von dem einfachen nur durch den Umſtand unterſcheidet, daſs zugleich der Nabelring erweitert iſt, ſo daſs nicht bloſs ein Theil des Darmes, ſondern auch andre Unterleibseingeweide vorfallen; 3) *Nabel-Bauchbruch*, wenn der Nabelring nicht bloſs erweitert, ſondern auch eingeriſſen iſt. Nicht ſelten iſt dabey zugleich die Bruſthöhle offen. 4) *Bruch der weißen Linie*, iſt bisweilen ohne oder mit Nabelbruch, aber von ihm getrennt, vorhanden. Daſs in den Fällen, wo zugleich Nabelbruch vorhanden iſt, die Zuſammenſetzung von einem Einreiſsen des Nabelringes und nachher erfolgtem partiellen Verwachſen des Riſſes herrühre, hält Rec. für eine unwahrſcheinliche Behauptung. 5) Ob Bauchbrüche von bloſser Erſchlaffung der Muskeln, als

Digitized by Google

als Bildungsfehler, vorkommen, weifs der Vf. nicht. — Zwey Fälle von Atrefie des Afters. In dem einen war der Blinddarm gefpalten. In beiden endigte fich der Grimmdarm auf der linken Seite blind. Fälle diefer Art kommen, nach des Rec. Erfahrung und nach einer forgfältigen Vergleichung von Beobachtungen andrer, weit häufiger, als die vor, wo die Unterbrechung der Continuität des Darmkanals durch Trennung des Dünndarms vom Grimmdarm entfteht, ungeachtet neuerlich, der Theorie zur Liebe, das Gegentheil behauptet und fogar praktifche Verfahrungsregeln daraus abftrahirt worden find. Zwey fehr intereffante Fälle von *Verfchliefsung des Afters mit ftellvertretendem After*. In beiden fehlen After und Gefchlechtstheile, und ift ein Nabelbauchbruch vorhanden. Der Grimmdarm ift in beiden ein kurzer blinder Sack. In beiden öffnet fich auf der linken Seite des Grimmdarms der dünne Darm an der vordern Fläche des Körpers, nur in dem einen zugleich über diefem der dicke, ftatt dafs er fich in dem zweyten Falle in den Dünndarm einmündet. Für die Theorie der Bildungsgefchichte des Darmkanals wichtig. Ob *Baillie* fo fehr Unrecht habe, wenn er bey Inverfion der Harnblafe Mangel der vordern Wand derfelben annimmt, als der Vf. und andre glauben, weifs Rec. doch nicht, da offenbar der vorhandene Theil derfelben viel zu klein ift, um für die ganze Harnblafe gehalten werden zu können, auch bey analogen Mifsbildungen, Bauch-, Bruft-, Schädel-, Rückenfpalte, fehr häufig ein Theil der intereffirten Organe fehlt. Wie fich die von dem Vf. als neue, noch bisher von niemand befchriebene angeführte Bildungsabweichung der Harnblafe, welche er als eine rautenförmige, an der vordern Fläche des Unterleibes liegende, mit einer callöfen Haut bedeckte, mit einem wulftigen breiten Rande umgebne, zwifchen Nabel und Schambein liegende Höhle befchreibt, in welche fich die Ureteren öffnen, von der gewöhnlichen Inverfion der Harnblafe unterfcheidet, und warum hier, nicht aber, nach *Baillie*, überhaupt in folchen Fällen die vordere Wand der Harnblafe fehlen folle, fieht Rec. nicht ein. III. *Gefchlechtstheile*. In dem einen der beiden Fötus, bey welchen fich der dünne Darm an der vordern Fläche des Unterleibes öffnet, erheben fich an derfelben Stelle zwey folide Cylinder, höchft wahrfcheinlich die Rudimente der Trompeten (oder der Uterushörner), nebft den Ovarien. Bey einem von Hn. *Rofenmüller* unterfuchten zwanzigjährigen Teflicondus begab fich ein zolllanger Fortfatz des Bauchfelles zum Hoden, war aber dennoch durchaus von deffen Scheidenhaut getrennt. Der Bauchring fehlte durchaus. Der Hode lag zwifchen dem äufsern und innern fchiefen Bauchmuskel. Die verfchiednen Arten der *Atrefie* der weiblichen Schamtheile, welche zuerft in *vollkommne* (Verfchliefsung) und *unvollkommne* (Verengung) getheilt wird, werden nach den verfchiednen Gegenden der Gefchlechtstheile gebildet. Zuletzt wird ein, vielleicht von niemand als dem Vf. gefehener, angeborner Vorfall der Scheide befchrieben und abgebildet.

Wenn Rec. diefer reichhaltigen Sammlung von Bildungsfehlern noch etwas wünfchte, fo wäre es eine Anwendung derfelben auf die Entwicklungsgefchichte und eine Vergleichung mit analogen Thierbildungen, indem diefe beiden Punkte die intereffanteften in der Gefchichte der menfchlichen Mifsbildungen find, und gerade die hier befchriebenen Bildungsfehler alle von der Art find, dafs fie von felbft zur Berückfichtigung derfelben leiten.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Todesfälle.

Am 4ten Julius ftarb *Georg Friedrich Walther*, Königl. Sächfifcher Hofrath und Hofbuchhändler zu Dresden, in einem Alter von 73 Jahren. Vergl. den 16ten Band des gel. Deutfchl.

Am 6ten Jul. ftarb zu Paris der ordentl. Rath und General-Infpecteur der kaiferlichen Univerfität, *Balan*, alt 72 Jahr.

II. Ehrenbezeugungen.

Der Kaifer von Oefterreich hat den Prof. an der Akademie der oriental. Sprachen und Secretär bey der niederöfterreichifchen Regierung, Hn. *Thomas Chabert*, zur Belohnung für feine dem Staate feit 23 Jahren geleifteten Dienfte mit feinen Nachkommen in den öfterr. Adelftand erhoben.

Hn. Prof. *Chladni* in Wittenberg hat die kaiferl. Akademie der Wiffenfchaften zu Turin zum Correfpondenten für die phyf. mathematifche Klaffe, und die *Società italiana delle fcienze, lettere ed arti* zu Livorno zum correfpondirenden Mitgliede für die Klaffe der fchönen Künfte aufgenommen. Für letztere lieferte er einen italienifch gefchriebenen Aufftatz: *Sulla migliore maniera di efporre l'acuftica ne' trattati di fifica*.

Von der Klaffe der franz. Sprache und Literatur des kaiferl. Inftituts zu Paris ift Hr. *Campenon* an *Delille's* Stelle zum Mitgliede erwählt worden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

GESCHICHTE.

TÜBINGEN, b. Schramm: *Animadverſiones ad antiquiorem Judaeorum hiſtoriam*, auctore *Jo. Frid. Gaab*, Philoſ. P. P. O. 1811. 47 S. 4.

Zerſtreute Bemerkungen und Andeutungen über einzelne Gegenſtände der jüdiſchen Geſchichte, in 19 §§. unter des Verfaſſers Vorſitz von 8 Candidaten der Magiſterwürde zu Tübingen vertheidigt. Mehrere derſelben verdienen Aufmerkſamkeit, und man muſs bedauern, daſs ſie ihren Gegenſtand öfter mehr berühren, als befriedigend ausführen und ergründen. §. 1. bemerkt, daſs keiner der drey Namen: Iſraeliten, Juden und Hebräer ganz paſſe und frey von Zweydeutigkeiten ſey, von dem letztern nimmt nämlich der Vf. an, daſs er zu weit ſey, und auſser den Iſraeliten auch Iſmaeliten und Idumäer umfaſſe. Würden alle Völker Hebräer genannt, welche Gen. 10, 21 von עבר abgeleitet werden, ſo gehörten auch die joctanitiſchen Araber hierzu; allein es iſt auffallend, daſs der Name nirgends *deutlich* in ſo weitem Sinne gebraucht wird, wiewohl 1 Moſ. 10, 21 der Nachdruck auf: *alle* Söhne Ebers Aufmerkſamkeit verdient. Auch die Claſſiker ſcheinen den Namen *nur* im engern Sinne zu gebrauchen, z. B. Paufan. 1, 6. 6, 24. 10, 12. Tacit. u. a. Anderer Unterſcheidungen zwiſchen dieſen Namen zu gedenken lag auſser dem Plane des Vfs. §. 3 enthält einige Momente gegen die Meinung der meiſten Gelehrten und Kritiker, daſs das Werk des Hecatäus Abdeentu über jüdiſche Geſchichte, deſſen Joſephus und Euſebius erwähnen, von jüdiſcher Hand dem heidniſchen Schriftſteller untergeſchoben, auf jeden Fall von einem Juden verfaſst ſey, ſollte man ſelbſt einen Uebergang dieſes Schriftſtellers zum Judenthume annehmen müſſen. Unter andern bemerkt der Vf., die allerdings parteyiſchen Lobeserhebungen der Juden habe Hecatäus aus ſeinem Umgange mit Juden, beſonders mit dem Prieſter Ezechias in Aegypten, den er ſehr hochſchätzte, ſchöpfen können, und ihnen vielleicht zu vorſchnell Glauben beygemeſſen; mehrere falſche hiſtoriſche Angaben, als z. B. daſs die Juden von *perſiſchen* Königen der Religion wegen verfolgt ſeyn, können weit eher von einem minder unterrichteten Ausländer, als einem Juden erwartet werden, worin man ihm ſehr beyſtimmen muſs. §. 6. handelt er von den Quellen der abgeſchmackten Mährchen, die bey den Völkern des claſſiſchen Alterthums über die jüdiſche Geſchichte und Religion umhergiengen, und bemerkt mit Recht, daſs ein Theil derſelben den Syrern zur Laſt fallen möchte, die unter Antiochus alles anwandten, die Religion der Juden dem Gelächter und der Verachtung preis zu ſtellen. Dahin gehört auch §. 17., wo bemerkt wird, daſs die Stelle des Tacitus (*Hiſtoriar.* V, 4) keinesweges eine Anbetung des Eſelskopfes enthalte, welche *Apion* beym Joſephus (*contra Apion.* 2, 7) und Petronius *fragm.* 34. (nach *Scaligers* Verbeſſerung: *cilli*) verſpotte, ſondern nur das Aufhängen eines ſolchen als ἀνάθημα im Heiligthum, womit die Angabe von Kap. 5: *mente ſola unumque numen intelligunt* allerdings beſtehn könne. Ein, wiewohl nicht genügender, Erklärungsverſuch findet ſich bey *Fuller* (*Miſcellan. Sacra* III, 8). Minder glücklich, als die bisher gewöhnlichen Erklärungen, ſcheint es aber, wenn §. 18. der Vorwurf, daſs ſie den Himmel und die Wolken anbeteten, von dem Rauch im Heiligthum abgeleitet wird, welchen ein Fremder leicht aus Miſsverſtand habe für eine Nachahmung der Wolken halten können. Dieſes Räuchern in den Tempeln war ja etwas ſo Gewöhnliches, daſs es ſchwerlich einem Fremden auffallen und ſolche Miſsdeutungen veranlaſſen konnte. — In den §§. 7 — 12, welche die verſchiedenen Staatsveränderungen des iſraelitiſchen Volkes durchgehn, hat Rec. weniger der Auszeichnung Werthes gefunden. Daher nur noch einige Worte über §. 13, welcher einige Bemerkungen über die vielbeſprochene Verwandtſchaft der Juden und Spartaner (nach 1 Maccab. 12, 16 — 23. 14, 20 — 23, vergl. Joſ. Archäol. 12, 4. 10. 13, 5. 8) enthält. Der Vf. behauptet zunächſt, daſs Joſephus bey ſeiner Erzählung der Begebenheit noch andere Quellen als das Buch der Maccabäer oder vielleicht dieſelbe, aus welcher der Vf. deſſelben ſchöpfte, vor Augen gehabt haben müſſe, da er mehreres (z. B. den Namen Ἀριστος) richtiger hat, anderes hinzuſetzt, z. B. den Boten Demoteles, die äuſsere Geſtalt des Briefes, andres offenbar geſchickter wendet, als jener z. B. den Ausdruck der Spartaner, daſs ſie der Bundesgenoſſen Eigenthum für das ihrige anſehn wollten, welcher ſich im Buch der Maccabäer komiſch genug ausnimmt. So richtig dieſe Bemerkungen ſind, ſo iſt doch auf der andern Seite nicht zu überſehn, daſs Erweiterungen und Details einer ältern Begebenheit in ſpätern Schriftſtellern nicht immer ein Beweis ſind, daſs dieſe andere und reichhaltigere Quellen benutzt, daſs im Gegentheil die wie ein Schneeball wachſende Tradition ſo häufig den Mangel an gültigern Zeugen erſetze, und daſs man vieles in den Schriften des Joſephus am richtigſten aus dieſer Quelle ableitet, daſs gerade dieſes zum Charakter des Joſephus gehöre. Was den Gegen-

Digitized by Google

genſtand ſelbſt betrifft, ſo will der Vf. zwar zu den verſchiednen Hypotheſen keine neue hinzufügen, findet es aber doch weder unmöglich, noch unwahrſcheinlich, daſs wirklich Arius I. vor Sparta in einer bedrängten politiſchen Lage, und in dem (vielleicht durch einen Juden veranlaſsten) Wahn einer Verwandtſchaft mit den Juden, ſich an Onias gewandt habe; daſs dieſes Schreiben damals weniger berückſichtigt worden, aber nach 150 Jahren wieder hervorgeſucht und von Jonathan benutzt worden ſey. Da uns der Raum keine genauere Prüfung dieſer Annahme erlaubt, will Rec. nur noch bekennen, daſs ihm die einfachſte Auflöſung des Räthſels von *Gabler* am Ende des literariſchen Anhangs zu der *Brunſiſchen* Abhandlung (Neueſtes theolog. Journal Th. 8. S. 437.) angedeutet zu ſeyn ſcheint, daſs ſich nämlich der Verfaſſer des Buchs der Maccabäer durch die Vieldeutigkeit des Ausdrucks גוים, wofür die Juden die Spartaner erklärten, habe verleiten laſſen, aus bloſs *verbündeten* Völkern *verwandte* Völker von einerley Abſtammung zu machen.

Hanau, b. dem Herausg., und in d. Buchh. des Waiſenhauſes: *Die Belagerung und Entſetzung der Stadt Hanau im dreyſsigjährigen* (dreyſsigjährigen) *Kriege.* Ein Beytrag zur Geſchichte jener Zeiten nebſt einer *Schilderung des Jahrfeſtes* (Jahrsfeſtes) *dieſer Begebenheiten* vom 13ten Juny 1811, verfaſst und herausgegeben von *Bernhard Hundeshagen.* 1812. 7 Bogen. 8. (8 gr.)

In der Stadt Hanau wird jährlich ein Feſt zum Andenken an jene Drangſale, welche ſie im dreyſsigjährigen Kriege bey ihrer Belagerung ausgeſtanden, und zugleich als Ausdruck der Freude, daſs ſie dieſelben glücklich überſtanden hatte, begangen, und der Vf. ergriff dieſe Gelegenheit, in gegenwärtiger Schrift „nicht allein die hiſtoriſchen Begebenheiten, deren Andenken in der jährlichen Begehung des Feſtes gefeyert wird, die Noth und Leiden der Vorältern, ſondern auch die Feyer und die Freuden der Urenkel vor die Einbildungskraft der Leſer zu bringen. . . Ehedem war dieſes Feſt durchaus nur ein ſtreng angeordneter Buſs-, Faſt-, Bet- und Danktag; jetzt aber iſt es nicht allein ein Erinnerungstag ausgeſtandener Gefahren und göttlicher Errettung aus denſelben, ſondern zugleich auch ein ländliches Freudenfeſt der Einwohner Hanau's und der umliegenden Gegend." Billig zerfällt daher dieſe Schrift, beſonders zum Beſten der Auswärtigen, denen die Beſchaffenheit des Feſtes unbekannt iſt, in *zwey* Theile: I. *Belagerung und Entſetzung der Stadt Hanau im dreyſsigjährigen Kriege;* II. *Schilderung des Volksfeſtes vom dreyzehnten Juny in und bey der Stadt Hanau vom Jahr* 1811. Die Schriften, woraus der Vf. die Materialien für den *erſten*, oder eigentlich hiſtoriſchen Theil entlehnte, ſind vorzüglich das *Theatrum Europ.* Tom. III. — *Beſſerers Beſchreibung der Belagerung und Entſetzung Hanau's, den Nachkommen zum Andenken an der Voräitern Kummer und Noth, und wie ſie Gott aus ſolchem Trübſal gnädig errettet* 1656. — *J. D. Hake's* 1696 erſchienene lateiniſche Rede über die Schickſale der Stadt Hanau im Verlaufe des dreyſsigjährigen Krieges. — *J. P. Breidenſteins die traurigen Schickſale der Stadt Hanau in dem dreyſsigjährigen Kriege, und ihre neunmonatliche Belagerung und glückliche Befreyung;* — und endlich das *Hanauer Magazin vom J.* 1778. Andere, beſonders handſchriftliche, Quellen floſſen ſehr ſparſam. Selbſt die Archive des Landes, und der erloſchenen gräflichen Familie haben nur wenige Verhandlungen, die Rathsprotokolle der beiden Städte Hanau wenig Erzählbares bemerkt. Deſſen ungeachtet fanden wir in dieſer Schrift manchen intereſſanten Umſtand angegeben, und was der Vf. erzählt, trägt er mit Kraft, und in einer Schreibart vor, die ſich über die gemeine vortheilhaft erhebt, ohne darum an Popularität zu verlieren. Das Feſt ſelbſt wird erſtens in den Kirchen mit Geſang, Predigt und Gebet, und alsdann in dem benachbarten ſogenannten Bamboy-Walde, der mit Krämer-, Taſchenſpieler- und Luſtigmacherbuden, mit Kaffeehütten und Traiteursgezelten, Tiſchen und Bänken dicht beſetzt iſt, unter fröhlichem Schmauſs, Spiele, Muſik, Tanz und lärmendem Jauchzen der Einwohner gefeyert. Doch klagt der Vf, daſs die Dauer dieſer Luſtbarkeit gemeiniglich über die Grenzen der Billigkeit verlängert werde, und daſs das Feſt in Völlerey und Unſittlichkeit ausarte. Am Ende ſind noch einige Schluſsbemerkungen beygefügt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Frankfurt a. M., in allen Buchh.: *Roſen und Dornen* für das Jahr 1811. VIII und 156 S. 8. (12 gr.)

Ebendaſ.: *Roſen und Dornen* für das Jahr 1812. mit fortlaufenden Seitenzahlen S. 157—316. 8. (12 gr.)

Der Vf. und Herausgeber dieſer Zeitſchrift, *P. J. Döring* zu Frankfurt am Mayn, hat keine eigentlich wiſſenſchaftliche Bildung erhalten, ſondern ſich durch Lectüre und Nachdenken eine Anzahl von Kenntniſſen erworben, die er durch äuſsere Umſtände aufgefordert, zur Schriftſtellerey benutzt. Es iſt ſehr zu billigen, daſs er, anſtatt nach dem Beyſpiel mancher, ſchlechte Romane in die Welt zu ſenden, ſich die Verbreitung ernſter und nützlicher Einſichten zum Zweck machte, und wir können ihm das Zeugniſs geben; daſs er es im Schreiben auch zu einem Grade von Leichtigkeit und Gewandheit gebracht habe, wovon unter andern beſonders die Aufſätze: *Ueber Conſcription* u. ſ. w. und: *Warum tragen die Männer keine Bärte*, im *erſten* Stücke einen Beweis liefern. Für Leſer, beſonders aus der nicht gelehrten Klaſſe und von nicht zu hohen Anſprüchen, iſt ſeine Zeitſchrift vor mancher andern als eine nützliche, zum Selbſtdenken auffordernde Lectüre zu empfehlen. Freylich wäre zu wünſchen, daſs er den Plan

Digitized by Google

Plan derſelben noch beſtimmter auf jene Klaſſe von Leſern angelegt und ſich zur Abfaſſung mancher Aufſätze noch mehr vorbereitet hätte. Es iſt löblich, daſs der Vf. als Denker ſeinen Weg zu gehn ſucht, aber ſeine Kräfte entſprechen dem Willen nicht ganz, und wir müſſen ihm deshalb Zurückhaltung empfehlen. Bey mehrern Aufſätzen von allgemeinerm Inhalt iſt entweder der Geſichtspunkt von welchem ausgegangen wird, unbeſtimmt und ſchwankend, oder der Vf. ſchweift von ſeinem Zwecke ab und verliert ihn aus den Augen. Zur Berichtigung oder weitern Discuſſion eignet ſich manches, aber wir können dieſs nur im Allgemeinen bemerken, theils weil die Gegenſtände ohnehin zu den vielbeſprochenen gehören, theils, weil wir nicht allemal wiſſen, was dem Vf. eigen oder von andern Denkern entlehnt iſt. Wir wollen deshalb lieber aus einem ſpeciellern Aufſatze des Vfs., *über Zeitungen*, einiges zur Probe anführen. „Jede Zeitung (doch iſt eigentlich von politiſchen die Rede) iſt der Verkündiger der Tagesgeſchichte des Weltgangs. Aber wenn ſie der Tendenz einer Zeitung vollkommen entſprechen ſoll, muſs ſie flieſsend, kraftvoll, ohne poetiſch, verſtändlich, ohne gemein zu ſeyn, vorgetragen ſeyn. Verſteht der Vf. zu Zeiten eine anziehende Anekdote, oder etwas, das zur Warnung und Belehrung des Leſers nützlich iſt, paſſend einzuweben, ſo hat ſie ſowohl für das Ganze, als für den Einzelnen Intereſſe." (Rec. glaubt allerdings, daſs auch Anekdoten, die bloſs zur Unterhaltung dienen, ſo bald ſie nur wirklich neu ſind und in die Tagesgeſchichte gehören, in einer Zeitung Platz finden können. Aber alte, längſt anderswo gedruckte Anekdoten oder Brocken aus der frühern Geſchichte, die mit den neuen Ereigniſſen nicht in nothwendiger Verbindung ſtehen, in die Tagesblätter aufzunehmen, heiſst doch die Planloſigkeit und Verletzung des Angemeſſenen und Zweckmäſsigen zu weit treiben. Für viele Leſer mag ſo etwas allerdings immer *neu* ſeyn, aber unter dieſem Vorwande könnte man auch die ſämmtlichen wiſſenſchaftlichen Diſciplinen in Zeitungen abhandeln; ſie würden ſolchen Leſern ebenfalls neu ſeyn.) Weiterhin ſagt der Vf.: „Jede Zeitung muſs ihrer Einrichtung und Vortrag nach immer Original ſeyn." Das iſt ſehr unbeſtimmt ausgedrückt oder falſch. Es iſt genug, wenn ſie einen Fond eigner Nachrichten hat, und nebenbey das Bedeutende aus andern Zeitſchriften möglichſt vollſtändig liefert. Die öffentlichen Actenſtücke kann ſie unmöglich alle zuerſt enthalten, ſie muſs ſie aus andern officiellen Blättern entlehnen, ohne den Vortrag zu ändern, und kann ſchon deshalb nicht immer Original ſeyn. Wenn der Vf. ferner ſagt: Wir haben *jetzt* vortreffliche Zeitungen und Tagesblätter: ſo läſst ſich erinnern, daſs unſer jetziges geſammtes Zeitungsweſen gerade in einigen weſentlichen Punkten dem frühern nachſtehe. Und was die Tagesblätter betrifft, ſo wäre es arg, wenn unter der groſsen Menge derſelben nicht einige gute ſeyn ſollten. — Zuletzt müſſen wir noch der Verſtöſse gegen Conſtruction und Grammatik, ſo wie beſonders gegen den Wohlklang der Sprache erwähnen, die ſich in einigen Aufſätzen nur ſelten, in andern aber (z. B. in dem Aufſatz: *Was iſt Armuth?* gleich anfangs) deſto zahlreicher finden, ſo daſs der Vf. wohl thäte, in dieſer Abſicht den Beyſtand eines Unterrichteten zu benutzen.

Tübingen, b. Cotta: *Badebeluſtigungen*, von *Jonathan Schuderoff*, Superintendenten und Oberpfarrer in Ronneburg. 1810. 115 S. 8. (16 gr.)

In einer geharniſchten Vorrede entſchuldigt ſich der Vf., daſs er als Geiſtlicher ein ſcherzhaftes Buch geſchrieben habe. Man ſollte doch nicht meynen, daſs noch in unſern Tagen eine ſolche Entſchuldigung nöthig ſey, und man unſchuldige Scherze im Kreiſe des geſelligen Lebens den Verkündern der Religion der Liebe und ſanften Freude miſsdeuten ſolle. Ein Buch fröhlichen Sinnes zu ſchreiben verdenken wir alſo wenigſtens dem Vf. nicht, aber ob eben das vor uns liegende ſeinen Ruf als humoriſtiſchen Schriftſteller begründen dürfte, zweifeln wir faſt. Unter dem Titel, Beluſtigungen, erwartet man unſtreitig etwas andres als hier gegeben wird: denn der gröſste Theil des Werkchens beſteht in Wort-Zergliederungen und Diſtinctionen, die nicht ſelten etwas gewaltſam ſind. Ueberhaupt ſcheint die Heiterkeit die darin herrſchen ſoll, nicht rein aus dem Herzen gefloſſen, ſondern etwas mühſam erkünſtelt zu ſeyn, und da ſie nur im erſten Falle im Gemüthe der Leſer gleiche Stimmung hervorbringen kann, ſo iſt faſt zu fürchten, daſs die meiſten dieſs Büchlein unbefriedigt aus der Hand legen werden.

Man findet darin 1) einen Bericht über eine Bade- und Brunnen-Seſſion, wobey die Begriffe von artig und hübſch, bey Mädchen, Frauen und Männern, ſchön, liebenswürdig, intereſſant und reizend ſchön auseinander geſetzt und mit Beyſpielen erklärt werden. Hierauf folgt 2) das Geſchlechtsregiſter der Herzigen, ein ſynonymiſtiſcher (ſynonymiſcher) Verſuch. Man findet die Unterſchiede von hochherzig, freyherzig, biederherzig, tiefherzig, groſsherzig, groſsmüthig, edelherzig, kleinherzig, kleinmüthig, feigherzig, engherzig, weichherzig, flachherzig, doppelherzig, treuherzig, offenherzig, gutherzig, gutmüthig, ſchwachherzig, böſsherzig, falſchherzig, mattherzig, friſchherzig, weichherzig, kaltherzig und barmherzig zergliedert. Es fehlt nicht an guten Bemerkungen, aber das Ganze ermüdet am Ende, wenigſtens in dieſer halbphiloſophiſchen Behandlung. 3) Ueber weibliche Grazie. Ein ſehr guter Aufſatz. 4) Apologie der Koketterie. Eine Rede vor einer Verſammlung von Damen gehalten, und zum Gegenſatze 5) Vorleſung über einige ſeltne Gegenſtände aus der Männerwelt, nämlich Stutzer, Haſenfüſse, Laffen, Gecken und Narren. Hie und da mit Laune, aber oft etwas matt. 6) Tannfeld. Reiſepartie zu dieſem Landſitze der Prinzeſſin Dorothea von Curland. Sehr unbedeutend. Es ſcheint als habe der Vf. bloſs der Dem. H. ein Compliment ſagen wollen.

Zu-

Digitized by Google

Zuletzt 7) Thuiska an Julien. Briefe der erstern über ihre Liebesintrigue mit Falkner. Der Liebende ist überzart, die Dame zu Ohnmachten geneigt. Die Charaktere haben keine Wahrheit, und nur dieſs könnte der höchſt einfachen Verwicklung Werth und Leben geben. Falkners Sonnette ſind rauh, beſonders das (S. 106.), wo die Zeilen unangenehm in einander greifen. Weitherzig oder vielherzig ist der Liebende auch, wenn er S. 97. ſingt:

Noch heute führt' ich, unter Gottes Sternen
entſchlummert, Deine Hand zu meinem Herzen
und tauſend ſchlugen Dir im engen Raume.

Sonderbar ſagt Thuiska (S. 94.), ein Weib ist gerade ſo viel werth, als eine Welt, oder ein Mann!! Der Vf. hat überhaupt ſonderbare Ausdrücke. S. 21. macht ihm eine Dame einen Finger, S. 64. gar eine Fauſt, und S. 80. begegnet ihm ein künſtlich angelegter Teich mit einer Inſel.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Gelehrte Geſellſchaften.

Halle.

In hieſiger *naturforſchenden Geſellſchaft* hielten ſeit dem Anfange dieſes Jahres bis Ende Monats Junius folgende Mitglieder Vortrag: 1) Hr. Procur. *Keferſtein:* über die Kenntniſs des Silbers und Queckſilbers bey den Griechen und Römern; in zwey Sitzungen. — 2) Hr. Dr. *Schweckler:* über die Fragen: ist die geiſtige Welt ein Gegenſtand der Phyſik, und kann aus den Erſcheinungen des thieriſchen Magnetismus ein wiſſenſchaftlicher Gewinn für die Seelenkunde hervorgehen? — 3) Hr. Dr. *Buhle:* über den höckrigen Laufkäfer *(Carabus gibbus)*. — 4) Hr. Präſ. *Zepernick:* über eine noch zweifelhafte Verſteinerung, unter dem Namen Vogelzungen oder Vogelſchnäbel bekannt. — 5) Hr. Prof. *Sprengel:* über die bisherigen Lehrgebäude der Claſſification des Thierreichs; in zwey Vorleſungen. — 6) Hr. Buchh. *Hendel* ſprach zum Andenken eines der älteſten Geſellſchaftsmitglieder, des am 26ſten December v. J. verſtorbnen *Joh. Gottfr. Hübner's*, Inſpector des hieſigen akademiſchen Naturalienkabinets. — 7) Hr. Inſp. *Bullmann* beurtheilte ältere und neuere Meinungen über Natur und Entſtehung des Mutterkorns; in zwey Vorträgen. — 8) Hr. Dr. *Germar* ſprach über das foſſile Mammuth *(Maſtodon ohioticum Cuv.)*, deſſen Unterſchied von dem früher damit verwechſelten foſſilen Elephanten *(Elephas mammonteus Cuv.)* und den Unterſchied beider von unſerm jetzigen Elephanten. 9) *Derſelbe:* über den Feldſpath. — 10) Hr. Prof. *Kaſtner* fieng den 20ſten März an ſeine Schilderung des gegenwärtigen Zuſtandes der Lehre vom Galvanismus zu entwerfen; am Stiftungstage (den 3ten Julius) ſetzte er dieſen Vortrag fort. — 11) Hr. *Zſchorn:* über die Erſcheinungen, welche in den Verwandlungsperioden der Inſecten beobachtet werden. — 12) Hr. Salinen - Aſſiſt. *Wille:* über die Siedung des Salzes mit den wenigſten Koſten. — 13) Hr. Brigadeförſter *Diederichs:* über das techniſche Verfahren beym Kohlenſchweelen. — 14) Hr. Proviſor *Stolze:* über den chemiſchen Gehalt des Pollens. — 15) Hr. Dr. *Schweckler:* über zwey Mondregenbogen.

In dieſem halben Jahre erhielten das Aufnahme-Diplom, als auswärtige Mitglieder: Hr. Oberbergmeiſter *von Veltheim* in Eisleben, Hr. Dr. und Münzwardein *Jordan* zu Clausthal, Hr. Dr. *Hoffmann*, Edelſtein-Inſpector in Freyberg, Hr. Canton-Maire *Heumann* zu Ilefeld, und Hr. Kupferſtecher *Sturm* in Augsburg.

Zu hieſigen vortragenden Mitgliedern wurden aufgenommen: Hr. Salinen-Aſſiſt. *Wille*, Hr. Schullehrer *Zſchorn*, Hr. Brigade-Förſter *Diederichs*, Hr. Dr. Medic. *W. Niemeyer*, Hr. Proviſor *Stolze* und Hr. Dr. Medic. *Franke*. Durch einen frühen Tod verlor die Geſellſchaft in dem neu aufgenommenen Dr. *Hoffmann* in Freyberg ein ſehr vielverſprechendes Mitglied.

Am 3ten Julius feyerte die Geſellſchaft ihren 35ſten Stiftungstag. Sie hielt eine allgemeine Verſammlung, welcher auch mehrere hieſige Gelehrte beywohnten. Der zeitige Secretär, Hr. Inſpector *Bullmann*, erſtattete Bericht über alle Geſchäfte, welche er ſeit der letzten Jahresfeyer im Namen der Geſellſchaft beſorgt hatte, über die eingegangenen Abhandlungen, gehaltenen Vorträge und den Geſellſchaftsereigniſſen; der Bibliothekar, Hr. Buchh. *Hendel* verlas das Verzeichniſs der Bücher und Naturalien, mit welchen die Geſellſchaftsverſammlungen in dieſem Jahre beſchenkt waren, und Hr. Profeſſor *Kaſtner*, der ſchon am 20ſten März d. J. angefangen hatte, der verſammelten Geſellſchaft eine Schilderung des gegenwärtigen Zuſtandes der Lehre vom *Galvanismus* im freyen Vortrage zu entwerfen, ſetzte dieſen Vortrag auf gleiche Weiſe fort, und ſchloſs denſelben mit einer dieſem Tage und der Verſammlung ſehr angemeſſenen Rede.

II. Todesfälle.

Am 28ſten Auguſt ſtarb zu Meiſsen der durch ſeine Ausgaben des *Mela* und *Strabo* bekannte Rector und erſte Profeſſor der Landſchule zu St. Afra, M. *Karl Heinr. Tzſchukke*, im 67ſten Jahre ſeines Alters.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Tübingen, b. Cotta: *J.* und *K. Wenzel's* u. s. w. Prodromus eines Werkes über das *Hirn der Menschen und der Thiere.* 1806. 38 S. 4.

Ebendas.: J. et *C. Wenzel de penitiori structura cerebri hominis et brutorum.* 1812. XIV u. 354 S. Fol. Mit 15 Kpfrn.

Während *Reil* und *Gall* vorzüglich das innere Gewebe, den organischen Zusammenhang der mannichfachen Gebilde des Nervensystems im Allgemeinen und des Gehirns insbesondere und die Bedeutung derselben zum Gegenstande ihrer Untersuchungen machen, bemühten sich die Vff. der vorliegenden, zum Theil wenigstens wichtigen, Werke, die noch in der Kenntniss der äussern Form Statt findenden Lücken auszufüllen und von dieser Seite die Kenntniss des Gehirns der Vollendung zu nähern. Das erste Werk kommt mit dem zweyten, von welchem es in der That eine Anzeige ist, in Hinsicht auf die Art der Behandlung des Gegenstandes und die Anordnung vollkommen überein, macht dasselbe aber auch dem Leser, dem es nur um den Auszug zu thun seyn möchte, keineswegs entbehrlich, indem, wenn gleich mehrere Abschnitte desselben den Inhalt der gleichnamigen des grössern auszugsweise enthalten, mehrere und sehr wichtige doch nur die Gegenstände historisch angeben, welche die ihnen entsprechenden des grössern Werkes abhandeln, so dass die Anzeige beider Werke nicht etwa als ein Auszug aus dem Prodromus anzusehen ist.

I. *Körperchen an der äußern Hirnhaut und unter ihr zu beiden Seiten der großen Sichel.* Diese Körperchen, die sogenannten Pachionischen Drüsen, sind nach den Vff. keine wesentlichen Theile des Gehirns. Sie finden sich nicht beständig und nicht in allen Lebensperioden. Dem Fötus fehlen sie durchaus, und auch vor dem dritten Lebensjahre findet man sie nur selten. Ihre Zahl und Grösse ist fast immer in dem Masse beträchtlicher, als das Subject älter ist. Am häufigsten finden sie sich oben und hinten neben dem grossen Längenblutleiter, selten vorn. Unter 64 Hirnen wurden sie nur viermal an andern Stellen gefunden. Der Sitz derselben ist immer die Gefässhaut, nie weder die harte Haut, noch die Schleimhaut, auf welchen sie nur erscheinen, wenn sie sich durch vermehrtes Wachsthum durch die Substanz derselben einen Weg bahnen. Hier findet man sie daher nur bey altern Personen. Gewöhnlich nehmen sie den Umfang grösserer Venenstämme ein, ja sie scheinen gerade aus diesem Grunde sich in der Mitte und nach hinten in grösster Menge zu finden. Gewöhnlich stehen sie in Häufchen zusammen. Ihre Gestalt und Grösse ist äusserst unbeständig, und variirt selbst in demselben Subjecte. Ihre Substanz ist gerinnbare Lymphe, und zwischen ihnen und der zwischen der Gefäss- und Schleimhaut ergossenen Flüssigkeit, so wie dem Zustande der Schleim- und Gefässhaut, findet eine constante directe Beziehung Statt, so dass, wo sie in geringer Menge vorhanden und weich, weisslich sind, wenig und durchsichtige Lymphe ergossen ist und die Häute normal sind, diese dagegen verdickt, gelb, verwachsen erscheinen, und trübe, dicke Lymphe zwischen sich enthalten, wenn jene Körperchen zahlreich, hart und gelb sind. Sie erleiden also dieselben Veränderungen, welche die gerinnbare Lymphe erleidet, und scheinen ausserdem auch darum geronnene Lymphe zu seyn, weil sie unter Bedingungen, welche Congestionen zum Kopfe begünstigen, im Alter, und bey Menschen, deren Hirn dauernd afficirt war, am häufigsten vorkommen. Gefässe enthalten sie nie. Unter mehrern von ihnen untersuchten Thieren fanden sie die Vff. nicht beym Schafe, Kalbe, Pferde, Schweine, Hunde und Kaninchen. Nur bey der Katze sahen sie etwas ähnliches. Rec., dessen Beobachtungen mit denen der Vff. vollkommen übereinstimmen, sahe sie auch bey der Katze nie, und setzt noch zu den von ihnen untersuchten Thieren, welche derselben ermangeln, die *Mustelen*, wenigstens *M. foina* und *M. lutra*, den *Igel*, den *Maulwurf*, den *Hamster*, bey deren Untersuchung er diese Körper berücksichtigte.

II. *Vergleichung der allgemeinen Form des großen und kleinen Hirns des Menschen mit der allgemeinen Form derselben bey den Säugthieren, Vögeln und Fischen.* Der Mensch, die übrigen Säugthiere und die Vögel unterscheiden sich von einander viel weniger durch die Bildung des grossen, als die des kleinen Gehirns; dagegen sprechen sich im kleinen Gehirn die Uebergänge von den Vögeln bis zum Menschen aus. Ein Satz, welchen Rec. kaum unterschreiben möchte! Das Gehirn der Fische hat keine allgemeine Form, und selbst verschiedene Arten desselben Geschlechts weichen bedeutend von einander ab. Die einzig constanten Bedingungen sind die Anwesenheit eines Paares von Riechnervenfortsätzen und eines andern, an der Grundfläche des Gehirnes befindlichen, Paares, die in Hinsicht auf Zahl, Gestalt und Lage immer dieselben sind. Auch mit dieser Behauptung stimmen vielfältige Untersuchungen des Rec. nicht überein. Die Riechnervenknoten variiren bedeutend. Jenes zweyte

Digitized by Google

zweyte Paar Körper bietet gleichfalls zwar weniger, aber doch auch Verſchiedenheiten dar. Als den Theil, welcher den wenigſten Verſchiedenheiten unterworfen iſt, hat man nach ſeinen Unterſuchungen offenbar den hinter den Riechnervenknoten befindlichen, welcher den Hemiſphären entſpricht, anzuſehen. Ueberhaupt iſt die Zahl der unterſuchten Fiſchgehirne ſehr gering und die Beſchreibung ſehr mangelhaft, weit unvollkommner als das, was ſelbſt *Cuvier's* Handbuch über dieſen Gegenſtand enthält.

III. *Furchen und Windungen im Gehirn des Menſchen und der Säugthiere.* Die Furchen und Windungen der Thiergehirne ſind weit ſymmetriſcher und conſtanter, als beym Menſchen. Das Schwein und Pferd machen durch partielle Aſymmetrie den Uebergang von den übrigen Thieren zum Menſchen. Beides Bemerkungen, welche mit der Natur übereinkommen, aber ſchon von *Vicq d'Azyr* (*M. de Paris* 1783. p. 470 und 483.) gemacht worden, und in phyſiologiſcher Hinſicht in ſo fern wichtig ſind, als ſie den neuerlich aufgeſtellten falſchen Satz widerlegen helfen, daſs die Bildung deſto ſymmetriſcher iſt, je höher der Organismus geſteigert iſt. Daſs auch bey denjenigen Säugthieren, deren groſses Gehirn keine Windungen hat, das kleine doch damit verſehen iſt, und daſs dieſs namentlich auch für den *Maulwurf* gilt, ſtimmt völlig mit des Rec Beobachtungen, und iſt in ſo fern merkwürdig, als die Unrichtigkeit der von *Daubenton* (*Buffon hiſt. nat.* T. VIII. p. 94.) gegebnen Beſchreibung des kleinen Gehirnes des *Maulwurfs*, der zu Folge hier die Furchen fehlen ſollten, bis jetzt noch von Niemand gerügt worden iſt.

IV. *Mikroſkopiſche Unterſuchung des Menſchen-, Säugthier-, Vogel- und Fiſchgehirns und Vergleichung der Structur des Gehirns und der Nerven mit der Structur der Leber, Milz, Nieren und Muskeln des Menſchen.* Das ganze Nervenſyſtem beſteht aus Kügelchen oder Zellen, welche wieder aus dem äuſsern, aus Zellgewebe gebildeten Ueberzuge und der in dieſem enthaltnen Subſtanz zuſammengeſetzt ſind, und die in allen Gegenden des Nervenſyſtems deſſelben Thieres an Gröſse übereinkommen, in den verſchiednen Thieren aber und in den verſchiednen Lebensperioden deſſelben Thieres conſtant, und, wie es ſcheint, im directen Verhältniſſe mit der Gröſse des Thieres differiren. Beobachtungen, welche mit den neuern von *Barba*, die auch Rec. beſtätigt gefunden hat, übereinkommen. Daſs aber dadurch nicht, wie die Vff. beſonders im Prodromus zu glauben ſcheinen, bewieſen werde, daſs der faſerige Bau des Gehirns u. ſ. w. nicht exiſtire, braucht Rec. kaum zu bemerken, da ſie ja ſelbſt die Faſern der Muskeln aus Kügelchen gebildet fanden.

V. *Unterſuchungen des Gehirns im gefrornen Zuſtande.* Da kein Anatom die *Gennari'ſchen* Verſuche mit dem gefrornen Gehirn, aus welchen dieſer die Exiſtenz von mit Lymphe angefüllten, zahlreichen und engen Lücken in der Subſtanz des Gehirns folgerte, wiederholt und geprüft zu haben ſchien, ſo unterzogen ſich die Vff. dieſer wenig belohnenden Arbeit; ziehen aber aus ihren Verſuchen den Schluſs, daſs jene mit Eisblättchen angefüllten Gänge nur Producte des Froſtes ſind, worin ihnen wahrſcheinlich, ſchon ehe ſie ihre zahlreichen Prüfungsverſuche bekannt machten, die meiſten Anatomen beygeſtimmt haben werden. Indeſſen glaubt Rec. doch, daſs die von *Gennari*, den Vff. und ihm ſelbſt in dieſer Hinſicht beobachteten Erſcheinungen mit der Faſerung des Gehirns in Beziehung zu ſtehen ſcheinen.

VI. *Hängt die graue Subſtanz im äuſsern Umfange des Gehirns mit der, welche die im Innern deſſelben befindlichen Theile bildet, zuſammen oder nicht?* Nach der Vff. Meinung iſt dieſe Frage noch nicht zur Sprache gekommen. Indeſſen iſt das ein Irrthum. *Ludwig* ſagte ſchon (*De cinerea cerebri ſubſtantia* Lipſ. 1779. p. 10. 11.): „*Sed quaeſtio moveri poſſet, utrum haec inter ſe cohaereret ſubſtantia, an quilibet locus cinereus ab altero ſeparatus eſſet*," nachdem er bemerkt hatte, daſs durch das ganze groſse und kleine Gehirn Markſubſtanz verſtreut ſey, und entſchied in Hinſicht auf die innern Anhäufungen von grauer Subſtanz für die Affirmative, indem die geſtreiften Körper mit den Sehehügeln, der Hirnknoten mit dem verlängerten Marke, die Vierhügel mit andern Theilen des Gehirns genau verbunden ſeyn, bemerkte aber ausdrücklich, daſs die äuſsere graue Subſtanz nicht mit der inneren zuſammenzuhängen ſcheine, wenn es gleich möglich ſey, daſs durch feine Einſpritzungen ein ſolcher Zuſammenhang vielleicht darzuthun ſey. *Vicq d'Azyr* dagegen erklärte ſich richtiger für die entgegengeſetzte Meinung, indem er in ſeinen Aufſätzen über das Gehirn (*Mém. de l'ac. des ſc. de Paris* 1781. p. 507.) ſagt: „*Je ne peux m'empêcher d'être d'un avis different; la ſubſtance griſe de la protubérance annulaire, celle des corps olivaires n'a aucune communication avec les portions de même ſubſtance plus eloignées; je ne crois pas même que la ſubſtance griſe des corps ſtriés ait en aucun point une connexion immédiate avec celle des circonvolutions ſupérieures du cerveau; et je regarde comme démontré, que dans pluſieurs régions de ce viſcère l'on trouve de la ſubſtance griſe iſolée et environnée de toutes parts par la ſubſtance blanche.*" Die Beobachtungen der Vff. enthalten nur eine Beſtätigung des hier Geſagten.

VII. *Die erſte Hirnhöhle oder die Höhle der Scheidewand im Menſchen und den Säugthieren.* Statt daſs man bisher dieſe mit dem Namen der fünften belegte, nennen die Vff. ſie die erſte. Die Gröſse und Form derſelben variirt bedeutend, unabhängig vom Alter; indeſſen iſt er immer vorn weiter als hinten, beym Kinde verhältniſsmäſsig kürzer und weiter, als beym Erwachſenen. Rec. ſetzt hinzu, daſs er ſie beym Fötus und Kinde immer verhältniſsmäſsig geräumiger fand. Vorn und hinten endigt ſie ſich faſt immer mit einer Grube, deren Spitzen einander entgegengewandt ſind, und von denen die vordere zu einem feinen Kanal führt, der ſich gegen die dritte Hirnhöhle erab erſtreckt, ohne daſs mit Gewiſsheit dadurch ein Zuſammenhang zwiſchen beiden hervorge-

Digitized by Google

gebracht würde, indem das Durchdringen von Borſten natürlich nichts beweiſt. Bey Thieren fanden die Vff. dieſe Höhle kleiner und tiefer liegend, womit die Unterſuchungen des Rec. übereinſtimmen.

VIII. *Ueberzug der Hirnhöhlen und der darin gelegenen Theile. Saum des gerollten Wulſtes. Grenzſtreif zwiſchen den Seh- und geſtreiften Hügeln* (Hornſtreif). *Markige Leiſte längs dem innern Rande des Sehhügels.* Daſs die Hirnhöhlen, auch die Höhlen der Scheidewand mit einer feinen Membran überzogen ſind, iſt, ungeachtet auch noch ſehr geachtete neuere Schriftſteller das Gegentheil behaupten, nicht, wie das Stillſchweigen der Vff. anzudeuten ſcheint, eine neue Thatſache. Die meiſten leiteten dieſen innern Ueberzug von der Gefäſshaut her, *Bichet* dagegen hat in ſeiner Abhandlung über die Häute, nach des Rec. auf eigne Unterſuchungen gegründete Ueberzeugung, ſehr wohl erwieſen, daſs er mit der Schleimhaut zuſammenhängt. Auf den merkwürdigen Zuſammenhang dieſer innern mit den äuſsern Bedeckungen nehmen die Vff. keine Rückſicht, ſondern beſchreiben nur die verſchiedne Dicke und Leichtigkeit der Trennung deſſelben von den verſchiednen Theilen der Hirnhöhlenwande. Der *Hornſtreif (Taenia ſemicircularis)*, der *eingelegte Streif* und der *Saum des Wulſtes* ſind nach den Vff. dem Weſen nach eins, indem alle durch den innern Ueberzug gebildet werden. Doch reicht dieſer Umſtand wohl ſchwerlich zur Führung des Beweiſes für dieſe Identität hin, und man fühlt ſich wohl kaum geneigt, dieſe Annahme gelten zu laſſen, wenn man erwägt, daſs, nach der Vff. eigner Angabe, der *eingelegte Streif* und der *Saum* Mark, der *Hornſtreif* in der Kindheit gewöhnlich nur eine Vene, auſserdem ſpäterhin mehr oder weniger *geronnene Lymphe* enthalten. Mit demſelben Rechte könnte man ja alle in den Hirnhöhlen enthaltenen Theile, ihre Subſtanz möchte noch ſo verſchieden ſeyn, für identiſch halten, weil alle von der innern Membran überzogen werden! Uebrigens fand Rec. die Bemerkung der Vff., daſs die Farbe und Conſiſtenz des Hornſtreifs im Allgemeinen nach dem Alter, auſserdem aber auch nach gewiſſen Umſtänden, vorzüglich je nachdem Congeſtionen nach dem Kopfe vorhanden geweſen waren, variiren, und daſs der eingelegte Streif ſich beym Erwachſenen weit ſtärker als früher emporhebt, gegründet. Eben ſo fand Rec. auch bisweilen auf der obern Fläche des Sehhügels einen zweyten longitudinalen Markſtreif. Der Ueberzug der Hirnhöhlen iſt bey den meiſten Säugthieren dicker, als beym Menſchen; eben ſo iſt der Hornſtreif und der eingelegte Streif bey den gröſsern abſolut, bey den kleinern verhältniſsmäſsig dicker und immer weiſs, der Saum des Wulſtes dagegen kleiner.

IX. *Gefaltetes Hirnadernetz.* Als eine, von ihren Vorgängern übergangene, aber conſtante Bedingung geben die Vff. die Anſchwellung des Hirnadernetzes an der Stelle an, wo es aus dem Seitenhorn der groſsen Hirnhöhle aufſteigt, die ſich auſserdem in ſeinem ganzen Verlaufe nirgends findet und im Normalzuſtande aus erweiterten und ſtärker gewundnen Gefäſsen beſteht, häufig aber, ſelbſt bey jüngern Subjecten, ſehr kleine, weiſsliche Flecken oder rundliche Körperchen enthält, bey Greiſen, vorzüglich nach häufigen Congeſtionen zum Kopfe, hart, dick, undurchſichtig iſt, Veränderungen, die unſtreitig in dem Gerinnen ergoſſener Lymphe begründet ſind. Aber auch das Verdienſt dieſer Entdeckung gebührt *Vicq d'Azyr*, der ausdrücklich (a. a. O. S. 541.) ſagt: *La région dans laquelle le plexus choroide a le plus d'epaiſſeur, eſt celle où il ſe recourbe en arrière au niveau des prolongemens poſtérieurs des ventricules latéraux; là, le plexus choroide forme un paquet conſidérable, et il eſt toujours facile d'y diſtinguer* etc., worauf die genauere Beſchreibung ſeiner Structur folgt, in welcher er zwar nicht ſo genau die Bedeutung der Knötchen angiebt, aber doch ausdrücklich bemerkt, daſs er ſie durchaus für keine drüſigen Körperchen halte.

X. Bemerkungen über *Caldani's* Verſuche und Beobachtungen in Bezug *auf den Theil des Gehirns, in welchem ſich die Markfaſern deſſelben vorzüglich kreuzen.* Gegen *Caldani's* Behauptung, daſs der Grund der Lähmung der einen Körperhälfte, wenn eine ſichtbare entfernte Veranlaſſung dazu im Gehirn vorhanden iſt, immer in einem Leiden des geſtreiften Körpers der entgegengeſetzten Seite enthalten, und daſs daher die geſtreiften Körper für diejenigen Stellen angeſehen werden müſſen, in welchen vorzüglich die Kreuzung der Markfaſern Statt habe, führen die Vff. einige Fälle an, wo ſie mit Integrität dieſes Körpers, aber anderweitiger materieller Läſion Lähmung der entgegengeſetzten Körperhälfte beobachteten, erklären ſich aber mit Recht gegen die Caldani'ſche Folgerung, indem nach *Santorini's* Beobachtungen die Kreuzung unter den Pyramiden geſchehe. Die Häufigkeit der Läſion des geſtreiften Körpers, namentlich ſeines hintern Theiles, erklären ſie aus der Weichheit deſſelben.

XI. *Vereinigungsſtelle der Sehnerven.* Sowohl die Unterſuchung des normalen als des abnormen Baues der Sehnerven veranlaſſen die Vff., eine partielle Kreuzung der Sehnerven anzunehmen. Aus den Unterſuchungen von dreyzehn Gehirnen ſolcher Perſonen, die längere oder kürzere Zeit auf einem oder beiden Augen blind geweſen waren, ziehen ſie merkwürdige allgemeine Reſultate über die Veränderungen der Sehnerven unter dieſen Bedingungen. Blindheit hat nicht immer Veränderung der Sehnerven oder der Sehehügel zur nothwendigen Folge. Oft iſt nur der Nerv derſelben Seite, ſowohl vor als nach der Kreuzung, ſelbſt der Sehhügel derſelben Seite alienirt. Zuerſt wird die Form, ſpäter erſt die Miſchung des Nerven verändert. Er wird erſt kürzer und ſchmäler, dann hart, etwas durchſichtig, hornartig. Erſt nachdem die Blindheit länger gedauert hat, bey Jüngern gewöhnlich ſchneller als bey Aeltern, wird auch die Kreuzungsſtelle, dann der hinter derſelben befindliche Theil des Sehnerven, endlich auch der Sehhügel, entweder nur der entgegengeſetzte, nur der derſelben Seite, oder beide zugleich, Bedingungen,

Digitized by Google

gen, deren Möglichkeit in der Partialität der Kreuzung begründet ſind, alienirt. Der geſunde Nerv und Sehhügel erſcheint bisweilen deutlich gröſser und vollkommner, als gewöhnlich. Bisweilen iſt bey Blindheit mit bedeutend krankhafter Beſchaffenheit des zwiſchen der Vereinigungsſtelle und dem Auge befindlichen Theiles des Sehnerven der jenſeit jener Stelle befindliche Theil deſſelben geſund, während einer oder beide Sehhügel oft bedeutend afficirt ſind. Zuerſt und am gewöhnlichſten werden dieſe flacher, ſelten, faſt nie, kürzer. Bisweilen ſpricht ſich das Leiden auch bloſs durch Umwandlung ihrer äuſsern weiſsen Farbe in graue aus. Bisweilen iſt ein Sehhügel geſchwunden, der von ihm ſtammende Sehnerv aber gröſser, als gewöhnlich, und umgekehrt.

XII. *Verbindung der Schhügel an ihrer innern Fläche beym Menſchen und den Säugthieren.* Die Sehhügel ſind bey den letztern in einer weit gröſsern Strecke verbunden, als beym Menſchen, weshalb bey dieſem die dritte Hirnhöhle weit gröſser, als bey jenen iſt, eine Thatſache, auf welche die Vff. indeſſen mit Unrecht zuerſt aufmerkſam zu machen glauben, indem ſchon *Vicq d'Azyr* (*M. de Paris* 1783. p. 470.) die anſehnliche Ausdehnung des Umfangs dieſes Zuſammenhanges als ein unterſcheidendes Merkmal des Säugthiergehirns angiebt. Rec. glaubt indeſſen kaum mit den Vff., daſs dieſe Verſchiedenheit einen bedeutenden Einfluſs auf die Function des Sehens habe, ſo daſs der gröſsere Zuſammenhang der Sehhügel mit der Vollkommenheit des Sehens in einer directen Beziehung ſtehe, indem auch beym menſchlichen Fötus dieſer ausgebreitetere Zuſammenhang Statt findet. Der *Maulwurf*, bey dem ſie gleichfalls faſt ganz verwachſen ſind, hat doch wohl kein ſcharfes Geſicht? Bey der Katze und dem Eichhörnchen ſind die Sehhügel gröſser, als die geſtreiften Körper. Unter 66 Menſchengehirnen, welche die Vff. unterſuchten, fanden ſie bey 56 die Sehhügel unter einander verbunden, bey 10 aber durchaus getrennt. Rec. fand bey ſeinen Unterſuchungen das Verhältniſs nicht ſo bedeutend. Daſs indeſſen nicht, wie die Vff. (S. 129.) ſagen, die Unterſuchung dieſer Hügel in Hinſicht auf ihre Verbindung von keinem Anatomen vor ihnen angeſtellt worden ſey, beweiſen die Bemerkungen von *Morgagni*, *Sabatier* und *Vicq d'Azyr* über dieſen Gegenſtand. Auch Rec. fand, wie ſchon *Vicq d'Azyr* angiebt, einmal die weiche Commiſſur doppelt.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

RECHTSGELAHRTHEIT.

Würzburg, b. Nitribitt: *Ueber das Studium der Rechtsgeſchichte.* Als Antrittsrede vorgetragen in dreyen öffentlichen Verſammlungen von Dr. *Ignaz Rudhart*, Prof. der Rechte an der groſsherzogl. Univerſ. zu Würzburg. 1811. 84 S. 8. (6 gr.)

Wenn man die ſchönen Worte *Johann von Müller's* in der Vorrede zum dritten Buche 2. Abtheil. der Schweizergeſch., die wir hier an der Spitze geiſtvoller und intereſſanter Vorleſungen erblicken, näher betrachtet, ſo findet ſich darin das Weſen der Geſchichte des Rechts ſo klar und ergreifend ausgeſprochen, daſs uns nur ein *Müller* fehlt, das hohe Ziel dieſes Studiums zu erreichen. Eine eigentlich pragmatiſche Rechtsgeſchichte, die jeden gebildeten Leſer befriedigte und reinen Genuſs gewährte, *beſitzen wir noch nicht.* Von bloſsen Compendien, ſo ſcharfſinnig und gründlich ſie auch ſeyn mögen, kann hier begreiflich keine Rede ſeyn; die wahre hiſtoriſche Kunſt verachtet die engen Feſſeln der Schule, ein freyes Erzeugniſs des forſchenden und denkenden Geiſtes vorewigt ſie ſich in ſchönen Denkmälern, die mehr auf die Nachwelt als auf die Mitwelt berechnet ſind. Der gründlichen und gelehrten Geſchichtforſcher haben wir auch in unſerm Fache ſehr Viele gehabt, und noch jetzt überſtrahlen Einige durch ihren glücklichen Forſchungsgeiſt beynah' ihre Vorgänger; aber nicht einen einzigen groſsen *Geſchichtſchreiber* des Rechts haben wir aufzuweiſen, der, das höhere Ideal verfolgend, die geſammte Vorwelt durch pragmatiſchen Geiſt an die Gegenwart zu knüpfen verſtände. „Die Formen ändern ſich — ſagt *Müller* — ewig ſind nur Wahrheit und Recht. Wo ſind ſie, daſs wir ſie ſuchen? Ganz und immer, nirgend; heller und feſter, bald da, bald dort. Der Geſchichtforſcher ſuche ſie; der Geſchichtſchreiber ſtelle ſie dar; der Staatsmann halte ſie feſt." — Hr. *Rudhart* ſcheint mit Liebe und Eifer ſich nicht ſowohl zum Geſchichtforſcher, als zum Geſchichtſchreiber bilden zu wollen, und ſo weit er auch noch von der groſsen hiſtoriſchen Kunſt entfernt ſeyn mag, ſo verdient doch ſein Streben unſere volle Achtung. Möge es ihm gelingen, die pſychiſch-optiſche Täuſchung — wie er ſich ausdrückt — durchzuführen, und die Rechtsgeſchichte ſo darzuſtellen, als entſtände und entwickelte ſich Alles das vor unſern Augen, was ſeine Geburtszeit in der Vergangenheit von Jahrtauſenden ſucht!

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Todesfälle.

Am 24ſten Jul. ſtarb zu Budiſſin *Johann Petrich*, Oberlehrer und adjungirter College des Gymnaſiums daſ., er war zu Nechen 1757 geboren.

Am 9ten Aug. ſtarb zu Leipzig *Chriſtian Gottfried Hermann*, Dr. d. Rechte, Königl. Sächſ. Oberhofgerichtsrath, Beyſitzer des Schöppenſtuhls und ſeit 1794 Bürgermeiſter daſ., geboren zu Plauen 1743, bekannt durch mehrere akadem. Schriften.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Tübingen, b. Cotta: *F.* und *K. Wenzel's* u. s. w. Prodromus eines Werkes über das *Hirn der Menschen und der Thiere* u. s. w.

Ebendaſ.: F. et *C. Wenzel de penitiori ſtructura cerebri hominis et brutorum* etc.

(*Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

XIII. *Gerollter Wulſt in der abſteigenden Krümmung der Seitenhirnhöhle.* Daſs der gerollte Wulſt ſeinem Weſen nach nur eine nach innen gekehrte Hirnwindung iſt, hat gleichfalls ſchon *Vicq d'Azyr* (a. a. O. 1781. S. 520.) ausdrücklich geſagt: „*La corne d'ammon doit donc être regardée comme une circonvolution cérébrale particulière* etc. *Cette circonvolution ne diffère d'ailleurs que par ſa forme des autres circonvolutions cérébrales avec leſquelles elle communique, de ſorte que les deux ſubſtances qui la compoſent ſe continuent ſans aucune interruption avec celles du lobe moyen dont elle eſt environnée.*" Doch finden ſich ſchätzbare Beyträge zur nähern Kenntniſs der Entwicklungsweiſe dieſes Theiles, welche Rec. bey ſeinen Unterſuchungen beſtätigt gefunden hat. Er iſt beym frühen Embryo deutlich hohl und hängt viel genauer mit dem Wulſte im hintern Horne zuſammen, verſchwindet daher, wenn die äuſsere Oberfläche des Gehirns ausgedehnt wird. Daſs die *Eminentia collateralis*, welche gleichfalls ihrem Weſen nach mit den beiden Wülſten übereinkommt, in den frühern Lebensperioden weit anſehnlicher als ſpäterhin iſt, oft bey Erwachſenen ganz fehlt, ſahe Rec. gleichfalls ſehr häufig. Die Einſchnitte am vordern Ende des gerollten Wulſtes finden ſich beym Erwachſenen nicht immer, nie beym menſchlichen Fötus und den Säugthieren. Wahrſcheinlich hat man die gerollten Wülſte und die *Eminentia collateralis* als den Anfang der Hirnwindungen, und das Mittel, die äuſsere Fläche mit der innern der Höhlen in Verbindung zu ſetzen, anzuſehen, vorzüglich da das kleine Gehirn eine ähnliche Anordnung darbietet, für die Phyſiologie um ſo wichtigere Thatſachen, da die Vff. einige Beobachtungen anführen, wo mit Verſtandesleiden der vordere Wulſt vom Normal abwich.

XIV. *Den hintern gerollten Wulſt*, der auch eine einwärts gerollte und ſogar eine vollkommnere Windung iſt als der vordere, ſahen die Vff. nur höchſt ſelten fehlen. Sein Mangel iſt eine merkwürdige Thierähnlichkeit. Seine Form ſcheint mit der Anordnung der äuſsern Windungen zuſammen zu hängen. Die Bemerkungen über die Anordnung dieſes und des vordern Wulſtes in Thiergehirnen finden ſich bey *Vicq d'Azyr* und *Cuvier*.

XV. Die *Zirbel* und der *Hirnſand*. Die Zirbel fanden die Vf. in 104 menſchlichen Gehirnen vom fünfmonatlichen Embryo an, und auch der Rec. in einer ungefähr eben ſo groſsen Anzahl beſtändig, höchſt wahrſcheinlich iſt alſo der Mangel derſelben in einigen Fällen nur angeblich. Vor der Geburt iſt ſie mehr rundlich, von der Geburt an bis zum ſiebenten Jahre mehr dreyeckig, von dieſer Periode an länglich. Meiſtens iſt ſie bey Greiſen verhältniſsmäſsig kleiner als in der Jugend; doch finden ſich, auch nach des Rec. Unterſuchungen, in dieſer Hinſicht und auch in Hinſicht auf die Form, individuelle Verſchiedenheiten. Der Höhle in derſelben hat auch ſchon *Vicq d'Azyr* (1781. S. 532.) ausdrücklich gedacht. Die Geſtalt der Zirbel variirt bey den Thieren auſserordentlich, da doch die übrigen Hirntheile den menſchlichen ſo ähnlich und ſogar conſtanter als in dieſem ſind. Unter hundert Gehirnen fanden ſie die Vff. nur zehnmal krankhaft. Rec. ſah ſie bey einem von Jugend auf Blödſinnigen doppelt ſo groſs als gewöhnlich mit auſserordentlicher Dicke der groſsen Hirnklappe. Der Hirnſand erhärtet erſt um das ſiebente Lebensjahr, doch findet ſich eine ihm ähnliche, nur weichere ſchleimige Subſtanz an ſeiner Stelle, ſchon von der Geburt an, welche bisweilen auch im Alter allein vorhanden iſt oder den Hirnſand umgiebt. Daſs er, wie die Vff. fanden, bisweilen, wenn gleich ſelten, auch im hohen Alter fehlt, beweiſen dem Rec. gleichfalls mehrere eigne Beobachtungen, wo der Mangel, was merkwürdig iſt, gleichfalls bey *alten Weibern* ſtatt fand. Nicht immer findet er ſich an derſelben Stelle, bey Kindern nur auf den Markſtreifchen, bey Erwachsnen im Grübchen, bey ihnen ſelten, häufig aber bey Alten in der Subſtanz der Zirbel. In der Kindheit und im Alter iſt er gewöhnlich heller gelb als in den Zwiſchenperioden, ſeine verhältniſsmäſsige Menge aber nimmt mit dem Alter zu, nach dem ſechzigſten Jahre aber gewöhnlich wieder ab. Die einzelnen Körnchen, welche alle vollkommen rund, aber nicht von gleicher Gröſse ſind, ſcheinen durch Schleimgewebe, vielleicht durch einen gemeinſchaftlichen Balg, zuſammengehalten zu werden. Auch die Vff. fanden bey keinem Thiere eine Spur von Hirnſand, ſo wenig als Rec., der die meiſten hieländiſchen gröſsern und kleinern Säugthiere in dieſer Hinſicht unterſuchte. Hieran und an die Bemerkung, daſs im Fötuszuſtande der Hirnſand noch nicht vorkommt, ſchlieſst ſich die Thatſache, daſs ſie, ganz der ältern Meinung entgegen, die Menge des

des Hirnſandes viermal bey Geiſteskranken ſehr klein fanden. Höchſt wahrſcheinlich iſt die Function der Zirbel die Excretion des Hirnſandes, und man kann in dieſer Hinſicht zwiſchen ihr und den Nieren eine ſehr intereſſante Parallele ziehen.

XVI. *Grübchen in dem Kanal der Vierhügel beym Menſchen und den Säugthieren.* An der untern Fläche der Sylviſchen Waſſerleitung finden ſich beym Menſchen und mehrern Säugthieren drey, eine mittlere und zwey ſeitliche, an der obern eine Grube, die bey andern Säugthieren nicht alle vorhanden ſind und unter welchen die drey erſten von den Vff. bey einem dreyjährigen Knaben verhältniſsmäſsig weit gröſser als beym Erwachſenen gefunden wurden. Dieſe Entdeckung überhaupt und die der letzterwähnten Verſchiedenheit insbeſondere iſt in ſo fern ſehr merkwürdig, als offenbar dieſe Grübchen Andeutungen der bey den Vögeln hohlen Beſchaffenheit der Vierhügel ſind. Auch Rec. fand ſie beym Fötus immer gröſser als in ſpätern Lebensperioden.

XVII. *Blaue Stellen in der Grundfläche der fünften (vierten) Hirnhöhle.* Ein durch das Mikroſkop geführter Beweis, daſs dieſe, in allen Lebensperioden des Menſchen in der Regel vorkommenden, wenn gleich nicht bey allen Individuen zu findenden, allen von den Vff. unterſuchten Säugthieren abgehenden Stellen, deren Exiſtenz indeſſen gleichfalls ſchon *Vicq d'Azyr* (a. a. O. 1781. S. 584 und 585.) ſehr genau andeutet, Anhäufungen ſehr feiner Gefäſse ſind.

XVIII. *Markige Streifen auf der Grundfläche der fünften (vierten) Hirnhöhle.* Daſs dieſe markigen Streifen, wie ſchon *Prochaska* gelehrt hatte, nicht die Wurzeln der Hörnerven ſeyen, erhellt nach den Vff. daraus, daſs ſie 1) nicht beſtändig ſind, indem ſie dieſelben bey Embryonen und neugebornen Kindern nie, einmal auch nicht bey drey- und fünfjährigen Kindern und bey einem achtzigjährigen Manne fanden; 2) daſs ſie nach mehrern Beobachtungen entweder gar nicht, oder wenigſtens nicht alle bis zum Hörnerven reichen, und überhaupt von ſehr verſchiedner Gröſse und Zahl ſind; 3) daſs die Markſtreifen einer Seite von denen der andern nicht immer getrennt ſind; 4) daſs ſie von ſehr ungleicher Dicke ſind, indem ſie bisweilen gar nicht, bisweilen einige Linien tief in das verlängerte Mark dringen; 5) daſs ſie bey keinem Säugthiere dieſe Streifen fanden. Auch die Unterſuchungen des Rec. geben daſſelbe Reſultat; allein er zweifelt doch, ob die angeführten Gründe zu dem Schluſſe der Vff. und *Prochaska's* berechtigen, indem mehr oder weniger auch die Urſprünge andrer Nerven ähnliche Bedingungen darbieten, wovon im folgenden Abſchnitte ein mehreres.

XIX. *Graue Leiſtchen in der fünften (vierten) Hirnhöhle, welche mit dem Hörnerven in Beziehung ſtehen.* Auf dem Boden der vierten Hirnhöhle verläuft auf jeder Seite in querer Richtung nach aufsen eine graue Erhabenheit, welche ſich um die Seitenwand derſelben Seite nach aufsen ſchlägt und mit dem Hörnerven auf das genaueſte verſchmolzen iſt. Sie iſt in allen Lebensperioden ſo conſtant, daſs ſie die Vff. unter 97 Fällen nur zweymal vermiſsten; und kommt nicht bloſs allen Säugthieren, ſondern auch den Vögeln, vielleicht ſelbſt den Schlangen zu, iſt ſogar durchaus bey allen Thieren gröſser als beym Menſchen. Dieſe grauen Leiſtchen ſehen die Vff. als die graue Subſtanz an, welche ſich dem Hörnerven, wie beym Riech- und Sehnerven der Fall iſt, beymiſcht, leiten aber ſeinen Urſprung aus dem Hirnknoten ab. Indeſſen möchte Rec. nicht geradezu behaupten, daſs die in dieſem und dem vorigen Abſchnitte aufgeſtellten Gründe hinreichend wären, um die Markſtreifen am Boden der vierten Hirnhöhle ihrer früher angenommenen Bedeutung ganz zu berauben. Daſs die Markſtreifen nicht beſtändig ſind, kann wohl nicht geradezu beweiſen, indem, eine einzige Beobachtung ausgenommen, die Subjecte, wo die Vff. ihren Mangel wahrnahmen, Fötus oder ſehr junge Kinder waren. Eben ſo beobachteten ſie ja den Mangel der Leiſtchen zweymal. Daſs die Markſtreifen nicht bis zum Hörnerven gelangen, konnte ja häufig nur ſcheinbar ſeyn, indem ſie zum Theil von der Subſtanz des verlängerten Markes bedeckt ſeyn konnten. Auch die Zahl und Anordnung der Stränge und der übrigen Nervenurſprünge variirt nicht ſelten bedeutend. Die nicht immer ſtatt findende Trennung der Markfäden beider Seiten kann gar nicht als Grund angeſehn werden. Der Mangel dieſer Fäden bey den Säugthieren iſt höchſt wahrſcheinlich nur ſcheinbar, indem die Vf. ſelbſt anführen, daſs bey mehrern Säugthieren der Anfang der grauen Leiſtchen markig ſey. Endlich bieten auch, wie ſie ſelbſt durch eine Menge Beyſpiele darthun, dieſe grauen Leiſtchen faſt eben ſo viele Verſchiedenheiten dar als die Markſtreifen, und beſonders merkwürdig iſt der Umſtand, daſs ſie, wie auch Rec., mehrmals unter dem Leiſtchen in derſelben Richtung Markſtreifen aus der Seitenwand der vierten Hirnhöhle zum Hörnerven gelangen ſahen. Die vielen Varietäten jener Nervenfaden lieſsen ſich vielleicht mit der Annahme, der zu Folge ſie als die Urſprünge des Hörnerven anzuſehn ſind, durch die Bemerkung vereinigen, daſs unter allen Nerven der Hörnerv einer von denen iſt, der in dem Thierreiche ſeine Individualität gewiſſermaſsen am früheſten verliert, indem er bey den Fiſchen ein Aſt des fünften Nervenpaares iſt.

XX. *Fäden zum Adernetz, in der fünften (vierten) Hirnhöhle.* Sie entſtehn an der Mitte der Seitenwand der Hirnhöhle, finden ſich weder beym menſchlichen Embryo, noch bey Säugthieren.

XXI. *Fünfte (vierte) Hirnhöhle der Säugthiere.* Auſser den unter XVII — XX. angeführten Verſchiedenheiten weicht die fünfte Hirnhöhle der Säugthiere durch beträchtlichere verhältniſsmäſsige Gröſse von der menſchlichen ab.

XXII. *Vergleichung der Hirnhöhlen beym Menſchen mit denen der übrigen Säugthiere, der Vögel und der Fiſche.* Die Bedingungen der Höhlen des Säugthiergehirns ergeben ſich aus dem Vorigen hinlänglich. Richtig iſt die Bemerkung der Vff., daſs die Sei-

Digitized by Google

Seitenhöhlen des Vogelgehirns sehr ansehnlich sind. Von einer Scheidewandhöhle aber kann wohl nicht die Rede seyn. Die Gröfse der Höhlen und die Vermehrung ihrer Zahl parallelisirt er wohl nicht glücklich mit der Markloſigkeit ihrer Knochen. Einerseits mag in Hinsicht auf die Function die Höhlung der Vierhügel mit der stärkern Entwicklung des Gesichtssinnes in Beziehung stehn, und *Vicq d'Azyr* verglich sie daher wohl viel richtiger (a. a. O. 1783. S. 472.) mit der Höhlung der Riechnerven bey den Säugthieren, andrerseits scheint die Gröfse der Höhlen überhaupt Folge eines allgemeinen Bildungsgesetzes, dem zu Folge sich abwärts von den Säugthieren die Gröfse der Höhlen im Verhältnifs zur Dicke der Wände, mithin zur soliden Substanz des Hirns, vermehrt. Die Betrachtung der Höhlen des Fischgehirns ist sehr unvollkommen. Dafs, wie die Vff. vermuthen und *Cuvier* bestimmt behauptet, die sogenannten Sehhügel bey allen Fischen hohl seyn, fand Rec. nicht bestätigt.

XXIII. *Ueber den Ort und die Art der Vereinigung der Ursprünge der Hirnnerven.* Von drey sehr bald nach dem Tode untersuchten Guillottinirten fanden die Vff., bey zwey eine geringe Quantität, beym dritten keine Spur von Lymphe in den Hirnhöhlen. Alle Theile und Gegenden des Gehirns hängen mit den Hirnhöhlen zusammen, folglich auch alle Hirnnerven vermittelst derjenigen dieser Theile, von welchen sie entspringen. Ueber die Nervenursprünge scheinen die Vff. wenig eigne Untersuchungen angestellt zu haben.

XXIV. *Der Hirnanhang oder die Schleimdrüse.* Einer der reichhaltigsten und interessantesten Abschnitte. Nie fanden ihn die Vff. bedeutend, grofs oder klein, nur zweymal von vorn nach hinten länger als von einer Seite zur andern, so dafs er zu den Theilen des Hirns zu gehören scheint, welche die wenigsten Abweichungen darbieten. Der vordere Lappen ist bisweilen, doch selten, durch eine von vorn nach hinten verlaufende Linie in zwey Seitenhälften getheilt. Von der achten Woche nach der Geburt fanden die Vff. diesen Lappen immer aus einer doppelten Substanz, einer äufsern röthlichen, einer innern markigen, gebildet. Auch Rec. konnte früher keinen Unterschied bemerken, fand aber mehrmals bey ältern Subjecten im ganzen vordern Lappen, nach allen Richtungen durchschnitten, nur eine rothe und gelbe Substanz marmorartig mit einander abwechselnd, nicht die hellere von der dunklern abgesondert und eingeschlossen. In der Mitte des vordern Lappens findet sich auf jeder Seite ein Grübchen, in dessen vordern Umfang mehrere, strahlenförmig zusammenlaufende Kanäle treten, aus dessen hinterm dagegen ein gröfserer mehr oder weniger rother, zu dem hintern Rande des vordern Lappens, zu einer Vertiefung führt, wo sich der Trichter mit dem Hirnanhange verbindet. Den hintern Lappen fanden die Vff. durchaus einfärbig. Rec. sah ihn einmal bey einem 60jährigen Weibe in seiner kleinen hintern Hälfte ganz schwarz, genau, wie die schwarze Substanz in den Hirnschenkeln. Immer ist er solide. Der vordere und hintere Lappen hängen durch den gemeinschaftlichen eigenthümlichen Ueberzug und durch Gefäfse zusammen, deren Bedeutung aber nicht mit Bestimmtheit angegeben werden kann. Dafs die Vorgänger der Vff. nicht die Beständigkeit der Insertion des Trichters in der Vertiefung, welche sich in der Mitte des hintern Randes des gröfsern Lappens befindet, bemerkt hätten, ist wohl zu allgemein behauptet. *Littre* (*Mim. de Paris* 1707. S. 165.) erwähnt ausdrücklich der, zwischen beiden Lappen befindlichen, mit einer Menge kleiner Oeffnungen versehnen Höhle, und bemerkt weiterhin (S. 167.): „*La partie étroite de l'entonnoir, qui eſt en bas, aboutit à la partie poſtérieure de la glande pituitaire*" und *Teichmeyer* (*de lympha cerebri*, Jenae 1728. S. 1.) sagt: „*Quae foſſula quidem hanc glandulam non in duo corpora dividit, ſed tantum aditum lymphae cerebralis, per infundibulum allatae, ad eam concedit.*" Den Trichter fanden die Vff. nur viermal hohl, ohne Klappen. Der Weg vom Trichter zum Gehirn scheint offner als der entgegengesetzte zu seyn, indem Einspritzungen vom Gehirn aus nur selten und schwer, umgekehrt aber sehr leicht gelingen, mithin ist das untere Ende des Trichters für den Anfang, das obere für das Ende desselben zu halten, und wahrscheinlich der Hirnanhang Absonderungsorgan einer Flüssigkeit, welche durch den Trichter in die Hirnhöhlen geführt wird, zumal, da die Vff. einmal beym Pferde im untern Ende des offnen Trichterkanales Klappen zu finden glaubten, welche das Rückwärtsfallen der Flüssigkeit hindern konnten. Der Hirnanhang vergröfsert sich vom dritten Monate des Embryolebens bis zur Geburt bey weitem am stärksten. Im Alter scheint er sich sogar zu verkleinern, und wird schon früh platt, später selbst vertieft, statt dafs er anfangs gewölbt ist. Der vordere Lappen ist in der Jugend weit röther und verhältnifsmäfsig gröfser, der hintere weit weifser und verhältnifsmäfsig kleiner als später. Unter allen Theilen des Hirns scheint daher der Hirnanhang mit dem Alter am meisten abzunehmen. Auch die Vff. glauben, wie mehrere Anatomen, aus mehrern Gründen, welche sowohl der normale als der abnorme Zustand darbietet, an einen gewissen Zusammenhang zwischen der Zirbel und dem Hirnanhange. Die von *Vicq d'Azyr* angegebne verhältnifsmäfsig weit beträchtlichere Gröfse des Hirnanhangs der Säugthiere fanden auch die Vff. als das Hauptunterscheidungsmerkmal desselben von dem menschlichen.

XXV. *Beträchtliche Gefäfsanhäufungen an den Stellen, an welchen die vier ersten Nervenpaare vom Hirn abtreten.* Eine Bestätigung der Entdeckung, welche schon *Vicq d'Azyr* unter der Rubrik: *Subſtance perforée* (a. a. O. 1781. S. 544. 545.) bekannt gemacht hatte.

XXVI. *Welche Theile des menschlichen Hirnes den meisten Abweichungen unterworfen sind.* Als solche betrachten die Vff. die Windungen, den hintern Wulst, die

Digitized by Google

die Markſtreifen in der vierten Hirnhöhle, die weiche Commiſſur und den Hirnſand. Der Bau der Thiergehirne iſt weit conſtanter.

XXVII. *Allgemeine Bemerkungen über die Geſtalt der einzelnen Theile des Menſchengehirns und der Thiergehirne.* Beym Thiere ſind ſchon am Ende des Fötuslebens alle Theile vorhanden, beym Menſchen bilden ſich mehrere, namentlich die Markſtreifen in der vierten Hirnhöhle und der Hirnſand, alſo gerade die, welche den Thieren fehlen, erſt ſpäter aus.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Braunes: *Die Büſte des Sokrates*, oder das *Tribunal unſrer lieben Frauen.* Ein Originalluſtſpiel in vier Aufzügen von *X.* 1809. 160 S. 8. (18 gr.)

Nicht zum Aufführen beſtimmt, ſondern ein bloſſer Erguſs heitrer Laune; aber eben daſs es in Scenen und Acte abgetheilt, mit Namen aus der gewöhnlichen Welt verſehn, und in Proſa iſt, giebt ihm auf der andern Seite wieder ein Streben nach Darſtellung und Wirklichkeit, das ihm offenbar ſchaden würde, wenn es auch auſserdem mehr Werth beſäſse, als es wirklich hat. Es ſchildert die Herrſchaft der Weiber über die Männer, aber mit ſo grellen Zügen, daſs ſie keine Wirkung machen können. Die Weiber ſind ſolche Furien und die Männer ſolche Schaafsköpfe, daſs an eine feinere Behandlung des Gegenſtandes, der allerdings ſehr ſchöne Seiten für Satyre und Humor darbietet, gar nicht zu denken iſt. Die Hörner ſpielen hier eine wichtige Rolle; der Hauptheld oder Hauptpinſel des Stücks heiſst gleich Hornemann. Die Frauen haben ſich bloſs nach den Namen der Parzen, Furien, Göttinnen und Grazien genannt, und bilden ſo in Hornemanns Hauſe ein Tribunal, welches alle Ehemänner die ſich dem Pantoffel nicht ruhig unterwerfen wollen, vor ſeinen Richterſtuhl zieht, oder zu ziehen droht. Hornemanns Frau, Urania, iſt ein würdiges Mitglied davon, und zur Strafe für eine Satyre die er auf den Trauring gemacht, und verloren hat, ſoll er, ob er ſich gleich entſchuldigt daſs die Deviſe mit dieſem Papiere aus der hohlen Büſte des Sokrates, die er trägt, gefallen ſey, ihren Cicisbeo ſelbſt holen. Das iſt ihm zu viel, und er verbrüdert ſich mit andern Ehemännern, die, um den Blicken der Hausfrau zu entgehn, zum Fenſter hereinſteigen müſſen, gegen das Tribunal, zur Vindication der alten Rechte der Männer. Sein Vetter Dornbuſch, ein Mann von Kraft, verſpricht ihm beyzuſtehn. Indes verſammelt ſich das weibliche Tribunal, auf deſſen Präſidententiſche die Büſte des Sokrates und der Xantippe ſteht. Nach einigen Debatten über Strafen für ungehorſame Männer, wird es durch die Neugier, vorüberziehende Chaſſeurs zu ſehen, aus einander geſprengt. Im dritten Aufzuge verſammelt es ſich jedoch von neuem, und Urania bringt ihre Klage gegen ihren Mann vor. Der Advokat derſelben Klipp muſs dabey auf Einem Beine ſtehn, daſſelbe muſs auch der Sachwalter Hornemanns, Klapp, der nun mit ſeinem Clienten herein eintritt, thun. Die Advokaten plaidiren, und reichen ſich Schnupftaback und Bonbons dabey, wodurch der eine wegen Bauchgrimmen, der andre wegen ſtarken Nieſens endlich das Tribunal verlaſſen muſs. Gleich nachher dringen die Männer, oder Kreuzesbrüder, mit groſsen eiſernen Kreuzen auf dem Rücken, vor, und übergeben eine Bittſchrift, werden aber deshalb als Rebellen anerkannt und ſollen in Ketten gelegt werden. Indem ſie um Gnade flehn und alles auf Hornemann ſchieben, tritt Dornbuſch als Ulrich von Hutten herein, hält den Männern eine derbe Predigt, kühlt zuletzt mit einem hölzernen Degen ſein Müthchen an ihnen, und verſchwindet. Jedem Weibe wird nun die Züchtigung ihres Mannes zu Hauſe überlaſſen, und dieſe werden indeſs abgeführt. Hornemann nur bleibt. In der gröſsten Angſt ruft er: ein Mameluck! Alles läuft auf die Gaſſe um ihn zu ſehn, und Atropos reiſst die Sokrates Büſte vom Tiſche, in deren zerbrochnen hohlen Schädel dann Hornemann mehrere Deviſen verbirgt, um ſich ſo zu retten. Die Verſammlung kehrt im vierten Act zurück, unterhält ſich etwas zweydeutig über die Qualitäten des Mamelucken, und entdeckt endlich die zerbrochne Büſte mit den Bonbons. Atropos wird zur Strafe fortgejagt, und es geht über die Deviſen her, um deren Auffindens willen, nun Hornemann, welcher fortan unbedingte Folgſamkeit verſpricht, vergeben wird. Zwanzig Deviſen, von denen nur wenige witzig, die meiſten platt, einige zu unzart, und manche gar indecent ſind, werden nun mit gehörigen Gloſſen verleſen. Alle ſind beleidigt, und trinken zuletzt, gleich den Wilden, aus dem Schädel dieſes unartigen Sokrates Thee, wobey ſie eine Parodie des Schillerſchen Reuterlieds ſingen. Sie ziehen dann unter Tiſyphones Anführung mit geſchwungnen Fächern den Männern entgegen, deren Jammergeſchrey durch das Getümmel vernommen wird.

Hie und da zeigen ſich Funken von Witz und Humor, ſo daſs wir dem Vf. wohl zutrauen möchten etwas beſſeres liefern zu können als er hier gegeben hat.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

TÜBINGEN, b. Cotta: *J.* und *K. Wenzel's* u. s. w. Prodromus eines Werkes über das *Hirn der Menschen und der Thiere* u. s. w.

Ebendas.: J. et *C. Wenzel de penitiori structura cerebri hominis et brutorum* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

XXVIII. *Grösseverhältniß des großen Hirns zu dem des kleinen und der einzelnen Theile des großen sowohl unter sich als zum Gehirn überhaupt in den verschiedenen Lebensperioden.* Einige Theile des Gehirns nehmen vor, andere nach der Geburt bedeutender zu; allein im siebenten Jahre haben alle einzelnen Theile und das ganze Gehirn ihre volle Gröfse erreicht. Auch sind um diese Zeit alle geistigen Fähigkeiten zum Auftritte gekommen.

XXIX. *Grösseverhältniß des großen zum kleinen Gehirn und den einzelnen Theilen sowohl als dieser unter sich bey mehrern Säugthieren und Vögeln.* Ungeachtet wichtige Vergleichungspunkte, wie die Vff. selbst bemerken, nicht beachtet sind, so enthält doch dieser Abschnitt wichtige, indessen schon aus *Vicq d'Azyr* und *Cuvier* bekannte, Resultate. Der Satz: „dass im grosen Gehirn des Menschen der Unterschied zwischen Länge und Breite geringer ist als bey den Säugthieren und Vögeln," ist zwar richtig, aber wegen geringer Höhe desselben bey den meisten Säugthieren offenbar nicht gleichbedeutend mit dem: „dass das grose Gehirn des Menschen am wenigsten rundlich ist, wenn gleich das grose der Vögel rundlicher, als das menschliche ist." Das Verhältniss zwischen der Brücke und dem Gehirn fliesst aus dem Verhältniss zwischen dem kleinen und grosen Gehirn, und müsste daher mit diesem in Verbindung gesetzt werden. Dass das menschliche Gehirn sich vom Thiergehirne vorzüglich durch ansehnlicheres Verhältniss der Hemisphären zu den mit einer bestimmten Form versehenen Theilen unterscheide, und dass dieser Unterschied zu Lösung des Problems über die Bestimmung der in dieser Hinsicht ungeformten Masse führe, ist zwar richtig, allein nicht, wie die Vff. sagen, von den übrigen Anatomen übersehen, indem *Vicq d'Azyr* (a. a. O. 1783. p. 471.) gerade dasselbe sagt.

XXX. *Bemerkungen über das Ausmessen des Gehirns.* Vortreffliche Regeln zur möglichst genauen Ausmessung, und zugleich hie und da Bemerkungen über die Verschiedenheit einzelner Theile der verschiedenen Gehirne, jedoch keines Auszugs fähig. Indessen scheinen die Vff. sowohl überall, als besonders hier, die neuere Gall'sche Ansicht der Bedeutung der zwischen dem grosen und kleinen Gehirn der Vögel befindlichen hohlen Körper, welche nach des Rec. Meinung offenbar die richtigere ist, zu wenig zu berücksichtigen. Nicht ganz richtig sagen sie auch vom kleinen Gehirn: *In mammalibus id ex uno constat, cum valde eminenti, inaequali, gyrataque superficie; et in volucribus ex una media, eaque maxima et arcuata parte et duabus minoribus partibus lateralibus sive appendicibus;* da diese Anhänge bey den Säugthieren vorhanden und verhältnismäfsig weit beträchtlicher als bey den Vögeln sind. Dass die Vff. auf das Fischgehirn keine Rücksicht nahmen, macht auch diesen und die vorigen Abschnitte etwas unvollkommen.

XXXI. *Gewicht des Gehirns im Allgemeinen, und des großen und des kleinen insbesondere, vom fünften Monate bis zum Greisenalter.* Der Umstand, dass das Gehirn vor dem fünften Monate zu weich ist, kann, nach des Rec. Versuchen, durch vorgängiges Einlegen des Embryo in Alcohol unschädlich gemacht werden. Das grose Gehirn ist verhältnismäfsig zum kleinen desto gröfser, je jünger der Embryo ist. Allmählig, aber immer langsamer, nimmt dieses Verhältniss, jedoch nur bis zum dritten Lebensjahre, ab, von welcher Periode an das ganze Leben hindurch dasselbe, nach den Vff., = 8 : 1, auch nur 7 : 1 ist.

XXXII. *Gewicht des Gehirns im Ganzen und des großen und kleinen Gehirns insbesondre bey verschiednen Säugthieren und Vögeln.* In ersterer Beziehung lassen sich aus vielen Gründen keine bestimmten, sichern Resultate auffinden. In letzterer kommt das Gewichtsverhältniss mit dem Grösseverhältniss überein. Sehr merkwürdig ist es, dass bey vollendeter Entwicklung des menschlichen Gehirns das Verhältniss des grosen zum kleinen Gehirn an Gröfse und Gewicht gröfser als bey den Thieren, und doch eben dieses Verhältniss beym menschlichen sowohl als dem Thier-Embryo noch gröfser als bey vollkommner Entwicklung ist, dass es mithin eine Periode in der Entwicklung des Thiergehirns giebt, wo zwischen dem grosen und kleinen Gehirn dasselbe Gewichts- und Gröfsenverhältniss Statt findet, als beym menschlichen im Zustande der vollendeten Entwicklung, dass mithin ein Schluss von jenem Verhältniss auf geistige Entwicklung nicht statthaft ist.

XXXIII. *Verhältniß des Wachsthums des Gehirns zum Wachsthum des übrigen Körpers beym bebrüteten Hühnchen vom 6ten bis 21sten Tage.* Die wichtigsten Bemerkungen dieses interessanten Abschnittes sind ungefähr folgende. Die Theile des Hirns, welche mit früh sich entwickelnden Organen in Beziehung stehen,

Digitized by Google

ſtehen, entwickeln ſich auch am früheſten, ſo daſs z. B. in einer Periode die ſogenannten Sehhügel gröſser als die Hemiſphären ſind. Mit Ausnahme der Sehnerven ſcheinen die Hirnnerven ſich ſehr ſpät zu bilden. Der beym dreymonatlichen menſchlichen Fötus ſchon vor allen übrigen Hirnnerven ſtark entwickelte Riechnerv wurde erſt am 17ten Tage der Bebrütung deutlich erkannt. Es ſcheint zwiſchen dem Wachsthum des übrigen Körpers und des Gehirns ein Gegenſatz Statt zu finden, indem bisweilen binnen 24 Stunden das Gehirn gar nicht, oder nur ſehr wenig wächſt, während der Körper ſich bedeutend vergröſsert, und umgekehrt. Es iſt möglich, daſs unter jener Bedingung das Gehirn nur mehr ausgebildet wird, indeſſen beweiſen doch die Unterſuchungen andrer Beobachter, und ſelbſt des Rec., daſs nicht bloſs zwiſchen dem Gehirn und dem übrigen Körper ein ſolches Wechſelverhältniſs Statt findet, ſondern daſs überhaupt bald dieſes, bald jenes Organ ſich ſchneller oder langſamer entwickelt, auf Unkoſten oder zum Vortheil der übrigen.

XXXIV. *Betrachtung der Verſchiedenheiten des menſchlichen Gehirns in den verſchiednen Lebensperioden.* Ungeachtet die harte Hirnhaut beym Fötus ſchon eine bedeutende Feſtigkeit hat, ſo iſt doch die Sichel noch äuſserſt dünn. Die Schleim- und Gefäſshaut hängen beym Embryo äuſserſt eng zuſammen. Noch bey ſechsjährigen Kindern iſt das Gehirn weicher, als bey Erwachſenen. Schon um das dritte Jahr hat das Gehirn oft das *Gewicht*, welches es das ganze Leben hindurch haben wird. Die Furchen und Windungen ſcheinen zuerſt an dem innern Rande der obern Fläche nach dem dritten Monate zu entſtehen, bilden ſich in der Mitte und hinten am früheſten aus, haben aber im ſiebenten Jahre gewöhnlich noch nicht ihre Vollendung erreicht. Der Unterſchied zwiſchen Mark und Rinde wird um die achte Woche nach der Geburt zuerſt deutlich ſichtbar. Der Balken ſcheint ſich aus zwey Hälften zu bilden, die noch bis zum ſiebenten Schwangerſchaftsmonate hinten in einer mehr oder weniger bedeutenden Strecke nicht verwachſen ſind. Dieſe Erſcheinung, von deren Beſtändigkeit nicht nur im menſchlichen, ſondern auch bey mehrern Säugthierembryonen ſich auch Rec. mehrmals überzeugt hat, iſt ihm in vielen Rückſichten wichtig. Die Naht des Balkens erſcheint nun wirklich als Naht, und tritt mit dem Bruſtbein und der weiſsen Linie, der Pfeilnaht, in eine Reihe. Das Säugthierhirn durchläuft, nach dieſer Beobachtung, in Hinſicht auf die Vereinigung ſeiner Hemiſphären in ſeiner Entwicklung dieſelben Stufen, als das Gehirn in der Thierreihe überhaupt. Der Mangel des Balkens beym Erwachſenen erſcheint jetzt als ein Stehenbleiben auf einer früher normalen Bildungsſtufe. Endlich befolgt der Balken in ſeiner Entwicklung denſelben Gang als der Gaumen, indem auch dieſer in ſeinem hintern Theile längſt verſchloſſen iſt, während der vordere noch weit geöffnet klafft. Der vordere gerollte Wulſt iſt verhältniſsmäſsig in frühern Lebensperioden ſehr groſs. Auch die geſtreiften Körper ſind zum Gehirn gröſser. Bey Kindern ſchälen ſich die geſtreiften Körper leicht, in ſpätern Perioden ſchwer und unvollkommen aus dem Marke. Die Vierhügel ſind in den früheſten Perioden viel mehr lang als breit, da ſpäter das umgekehrte Verhältniſs eintritt. Daſs die Grübchen in der Sylviſchen Waſſerleitung ganz unabhängig vom Alter ſeyn, ſtimmt nicht völlig mit des Rec. Erfahrungen. Die Seitenhöhlen überhaupt, vorzüglich aber ihre hintern Hörner, ſind beym Fötus viel weiter. Die Vff. glauben, daſs dadurch die Entwicklung der in ihnen enthaltnen Theile begünſtigt werde; indeſſen ſprechen wohl gegen dieſe mechaniſche Teleologie die abwärts von den Säugthieren zunehmende Weite derſelben und ſelbſt pathologiſche Erſcheinungen. Die grauen Leiſtchen finden ſich ſchon weit früher, als die Markſtreifen, in der vierten Hirnhöhle, dieſe erſt um den ſiebenten Monat nach der Geburt, jene bisweilen ſchon im dritten Monate des Embryolebens. Die blauen Stellen ſind deſto heller, je jünger der Organismus iſt. Das kleine Gehirn iſt in allen Lebensperioden mehr breit als lang. Die Windungen deſſelben bilden ſich früher als die des groſsen Gehirns, indem ſie ſchon im fünfmonatlichen Embryo ſehr deutlich ſind. Eine merkwürdige Erſcheinung, da hier wieder ſehr deutlich die Analogie zwiſchen der Entwicklungsweiſe des menſchlichen und überhaupt des Embryo der höhern Thiere und der Thierreihe hervortritt, indem vollkommne Windungen des groſsen Gehirns erſt bey den Säugthieren, und auch hier nicht allgemein, des kleinen ſchon bey mehrern Fiſchen, allen Vögeln und Säugthieren vorkommen. Dahin gehört auch die Bemerkung der Vff., daſs die vordern und hintern Enden der Lappen des kleinen Gehirns einander deſto näher liegen, je jünger das Subject iſt.

Noch ſind dem Werke *ſechs* Tabellen beygefügt, von denen die *erſte* zum 28ſten, die *zweyte* zum 29ſten, die *dritte* zum 31ſten, die *vierte* zum 32ſten, die *fünfte* zum 33ſten, die *ſechſte* zum 21ſten Kapitel gehört. Sie ſind wichtig, indem ſie mehrere bedeutende und auffallende Abweichungen von den Angaben anderer Schriftſteller enthalten.

Von den richtigen und ſchönen Kupfertafeln enthält die *erſte* Abbildungen der Scheidewandhöhle; die *zweyte* ſtellt die *Vicq d'Azyr'ſche* Stelle im Hirnadernetze; die *dritte* regelwidrige, mit Blut angefüllte Höhlen in den Gehirnen apoplektiſch Geſtorbener; die *vierte* und *fünfte* Theile der Seitenhöhlen; die *ſechſte* die Vereinigungsſtellen der Sehnerven und Blaſenbandwürmer beym Menſchen; die *ſiebente* und *achte* Varietäten des hintern Hornes der Seitenhöhlen; die *neunte* Abbildungen vom normalen und abnormen Zuſtande der Zirbel; die *zehnte* die Grübchen in der Sylviſchen Waſſerleitung; die *eilfte* Varietäten der Markſtreifen der vierten Hirnhöhle; die *zwölfte* die grauen Leiſtchen in der vierten Hirnhöhle mehrerer Säugthiere; die *dreyzehnte* die Fäden, welche zum Hirnadernetze der vierten Hirnhöhle gehen, und den

Digitized by Google

den Hirnanhang des Menschen und mehrerer Säugthiere; die *vierzehnte* die Gefäfsanhäufungen an den Urfprüngen der vier erften Nervenpaare; die *funfzehnte* endlich mehrere Theile des Gehirns eines siebenmonatlichen und den Hirnanhang zweyer 6½monatlichen menfchlichen Embryonen dar.

Aus der Anzeige diefes Werkes ergiebt fich von felbft, dafs es, wenn auch nicht alle darin abgehandelten Gegenftände neu find, dennoch eine Menge neuer und eigner Thatfachen liefert, deren Zufammenftellung durch die bekannte Wahrheitsliebe der Vff. und ihre Strenge im Beobachten einen befondere hohen Werth erhält.

NATURGESCHICHTE.

Göttingen, b. Dieterich: *H. A. Wrisbergii observationes anatomicae de corde teftudinis marinae Mydas dictae collectae et cum corde humano collatae.* 1808. 31 S. 4. (4 gr.)

Diefe Schrift über eine Materie, die fchon fo oft Gegenftand des Streites war, fcheint erft nach dem Tode ihres berühmten Vfs., der im Frühling deffelben Jahres ftarb, in welchem fie erfchien, und unter nicht fehr wiffenfchaftlicher Aufficht, gedruckt zu feyn. Der Druck ift zwar correct; eine fonderbare Erfcheinung ift es aber, dafs die Kupfer, von welchen immer im Werke die Rede ift, und deren Erklärungen fogar beygedruckt find, fich weder auf dem Titel angezeigt finden, noch das Werk begleiten, und dennoch nirgends etwas über diefen Umftand erwähnt wird. Billig hätte der Herausg. auch wohl dafür forgen follen, dafs die von dem Vf. fehr genau gelieferte Literatur des Schildkrötenherzens, zu welcher derfelbe fogar am Ende des Werkes ein *Addendum* lieferte, durch die, einige Jahre vor dem Tode des Vfs. in *Blumenbach's* Handbuche und *Cuvier's* Vorlefungen erfchienenen, Befchreibungen deffelben vervollftändigt worden wäre. An und für fich indeffen ift das Werk ein fchätzenswerther Beytrag zur Gefchichte des Schildkrötenherzens, vorzüglich, da das Exemplar, welches der Vf. zu unterfuchen Gelegenheit hatte, bedeutend gröfser war, als die, welche wenigftens den vom Meere entfernt lebenden Anatomen gewöhnlich zu Gebote ftehen. Das Gewicht deffelben betrug ein Pfund, die gröfste Breite 5″, die gröfste Dicke 4″ 5‴, die gröfste Höhe der Kammern allein 3″ 1‴, der rechten Vorkammer 2″ 2‴, fo dafs alfo auch bey diefer Art die Breite im Verhältnifs zur Länge anfehnlich war, ganz nach dem Typus des ganzen Körpers. Der an und für fich beträchtlichen Gröfse ungeachtet, war dennoch, nach dem fchon von *Brouffonet* und *Lacépède* für die kaltblütigen Thiere aufgeftellten Gefetze, und wie für die Schildkröten insbefondere auch fchon *Ranhi*, *Fabri*, *Wallbaum* ausgefagt hatten, das Herz im Verhältnifs zum ganzen Körper nur klein, indem das ganze Thier 215 Pfund wog. Das Herz war blafsroth, aber härter und elaftifcher, als ein Säugthierherz, was auch Rec. bey den von ihm unterfuchten Arten und überhaupt bey den kaltblütigen Wirbelthieren fand, fo dafs diefe Eigenthümlichkeit vielleicht mit der längern Irritabilitätsdauer in Beziehung fteht. An der Spitze hing es mit dem Herzbeutel zufammen, wie auch Rec. in den von ihm unterfuchten Arten immer fand, fo dafs man fchwerlich diefen auch bey mehrern Fifchen vorkommenden Zufammenhang als Folge einer Entzündung anfehen kann, wenn man auch nicht gerade, wie *Tioch* (*Mém. de Montpellier* Vol. II. p. 351.), die *langen*, bisweilen beym Menfchen vorkommenden Verbindungsfäden für Fehler der Urbildung und Schildkrötenähnlichkeit halten will. Eine deutliche, vielleicht einer Scheidewand entfprechende Furche an der untern oder vordern Fläche des eigentlichen Herzens, welche der Vf. hier fand, kommt, nach des Rec. Bemerkungen, bey *Teftudo caretta* und *lutaria* nicht vor. Die Kammern bilden eine Art von tiefem Keffel, welcher die Vorhöfe und grofsen Gefäfse aufnimmt. Diefe Anordnung, welche Rec. auch bey andern Schildkröten findet, rührt theils von der Breite des Herzens, theils von der Zufammenfchnürung des Vorhofes an der Infertionsftelle her. Der letztere Umftand ift dem Rec. merkwürdig, weil er an den *Canalis auricularis* in den früheften Perioden des Vogel- und Säugthierherzens erinnert. Wie bey den übrigen Arten und den Reptilien überhaupt, find auch hier die grofsen Arterienftämme anfangs durch einen Muskelring äufserlich zu einem Ganzen zufammen gehalten.

In Hinficht auf die Structur der Kammern vergleicht der Vf. das Herz mit einem Schwamme und verwirft die Idee einer Scheidewand, indem das Herz aus einer gemeinfchaftlichen, und mit vielen Gängen und Anhängen verfehenen Höhle beftehe; ftatuirt aber doch wieder richtiger drey gröfsere Behälter, welche man als fo viele Kammern anfehen könne. Der gröfste liegt auf der rechten Seite, unmittelbar unter dem gemeinfchaftlichen Arterienbündel. Aus ihm entfpringen zwey Arterienftämme, einer vor dem andern, und in ihn öffnet fich, weiter nach hinten, die Mündung der rechten Vorkammer. Der linke, der ungefähr eben fo grofs als der rechte ift, hat nur eine arteriöfe und eine zweyte venöfe Mündung. Vor jeder venöfen Mündung, fagt der Vf. (S. 19.), finden fich zwey elliptifche Klappen, da er doch (S. 24.) ausdrücklich fagt, er habe fich nicht davon mit Gewifsheit überzeugen können, um nicht das Präparat zu zerftören. Sie exiftiren in der That nicht. Mitten in der Subftanz diefer Kammer findet fich der dritte, kleine, aber zu keinem Gefäfse führende, und daher mit Unrecht von mehrern für eine dritte Kammer angefehene Behälter. Von den Vorhöfen ift der rechte bedeutend gröfser als der linke, beide find aus concentrifchen Fleifchfafern gebildet, die derber als an den gleichnamigen Theilen der Säugthiere find. An der Stelle, wo fich die Hohlvenen in den Vorhof öffnen, finden fich zwey Klappen, wovon fich im linken Vorhofe keine Spur findet.

In

Digitized by Google

In der Beschreibung der Arterien weicht der Vf. von allen übrigen Schriftstellern ab, und Rec. ist fast bestimmt überzeugt, er sey durch den Umstand, dass er nur das von dem Körper und den Lungen getrennte Herz zu untersuchen Gelegenheit hatte, zu einem bedeutenden Irrthum veranlasst worden. Von den drey grossen Arterienstämmen nämlich hält er die zwey, welche aus dem rechten Behälter kommen, für zwey Lungenarterien, die dritte, aus dem linken entstehende, dagegen für die einfache Aorte, und glaubt sogar, dass wahrscheinlich sich bey allen übrigen Schildkröten dieselbe Bildung finde. Allein, ungeachtet es keine Frage ist, dass das von dem Vf. als Aorte beschriebene Gefäss wirklich das Blut zum Körper führt, dass sie sogar die grössere, von *Cuvier* mit dem Namen der rechten belegte, Aorte ist, welche den Kopf, die vordern und die hintern Extremitäten allein versieht, so ist es doch wohl eben so gewiss, dass der eine der beiden Stämme, welche der Vf. für Lungenarterien hält, die zweyte, sogenannte linke ist, welche sich mit der rechten auf der Wirbelsäule verbindet. Wenigstens fand auch Rec. bey *Testudo lutaria* und *caretta*, den einzigen, welche er sich durch schlecht belohntes Bemühen verschaffen konnte, diese Anordnung. Eben so fand er hier einen Rest des arteriösen Ganges, allein nicht blos, wie der Vf., auf einer Seite, sondern sehr deutlich auf beiden Seiten, zwischen dem rechten und linken Aste der Lungenarterie und den beiden absteigenden Aorten, was in so fern höchst merkwürdig ist, als es auf eine Analogie mit der Entwicklungsweise des Vogelherzens deutet, da hier auch in frühern Embryoperioden zwey arteriöse Gänge vorhanden sind. Einen Unterschied in der Dicke der Aorten- und Lungenarterienwände konnte Rec. nicht bemerken. Eben so wenig fand er, trotz der genauesten Untersuchung mehrerer Individuen der angeführten Arten, wie der Vf. bey der seinigen, drey, sondern in allen Arterienmündungen nur zwey Klappen. Dass sich bey *T. mydas* drey Klappen finden, ist indess wohl kaum zu bezweifeln, da hier kaum Täuschung Statt finden konnte, und als Ausnahme von der allgemeinen Reptilienregel wichtig.

Die Wände der Venen fand der Vf. fast so dick als die der Arterien, eine Bemerkung, welche mit denen, welche Rec. zu machen Gelegenheit hatte, im bedeutenden Widerspruche steht. Die innere Fläche der obern und untern Hohlvene ist vielfach und sehr zusammengesetzt, nach Art der *Kerkringischen* Klappen gefaltet, eine Anordnung, welche in den vom Rec. untersuchten Arten nicht Statt findet.

THEOLOGIE.

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Einleitung in die Bibel nach den Bedürfnissen unsrer Zeit, für Bürgerschulen in Städten und auf dem Lande.* Von *Jakob Christian Weland*, Abbte, Gen. Superint. u. erstem Pred. zu Holzminden. 1812. X u. 78 S. med. 8. (4 gr.)

Zur Vorbereitung auf den Unterricht in der christlichen Lehre gehört, nach des (unlängst verstorbenen) Vfs. Ueberzeugung, Anregung des sittlichen Gefühls, Entwicklung der Begriffe von Recht und Unrecht, Beförderung der Bekanntschaft mit den zweckmäsigen und wohlthätigen Einrichtungen in der Natur, und Bekanntmachung mit der Bibel. Zu einer solchen Vorbereitung der Jugend auf ihre sittliche u. religiöse Bildung suchte er bereits durch andre Schriften beyzutragen; vorliegende *Einleitung* in die biblischen Bücher ist mit des Vfs. *biblischen Erzählungen* in Verbindung gesetzt, kann aber auch abgesondert von denselben gebraucht werden. *Eichhorn's Einleitung in das N. T.*, *Michaelis Einleit. in das N. T.*, und vorzüglich *Niemeyer's Lehrbuch für die obern Religionsklassen gelehrter Schulen* und die *Erläut. und Zusätze* zu demselben sind dabey benutzt; ihm ist nur die Auswahl und Anordnung der Materien, die populäre Darstellung und die Zergliederung in Fragen eigen. Es sollte indessen in einer solchen Schrift nichts Unerklärtes oder Unerwiesenes vorausgesetzt werden; nun wird aber schon in den ersten Linien von „*ausserordentlichen Gesandten Gottes*" geredet, ehe die Jugend erfahren hat, was sie sich unter einem *Gesandten Gottes*, und zwar unter einem *ausserordentlichen*, denken soll. Einiges hätte auch, aus Gründen, die wir nicht anführen dürfen, anders gewandt werden sollen; der Lehrer wird z. B. angewiesen, die Jugend in Bürgerschulen zu fragen: was enthalten die sieben ersten Kapitel des Propheten Daniel? und die Kinder sollen antworten: *viel Unglaubliches*. Unrichtig ist es endlich, dass, wenn nicht *Canstein* angefangen hätte, Bibelausgaben mit stehender Schrift zu veranstalten, ein gedrucktes Exempl. der Bibel so viel kosten würde, dass *nur wenige* Christen es sich anschaffen könnten.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Preise.

Des Hrn. Prof. *Raval-Rochette* ausführliche Abhandlung *über die griechischen Colonien*, welche im Druck erscheinen wird, hat den Preis der historischen Klasse des kaiserlichen Instituts zu Paris erhalten. Der Preis für das Jahr 1814 betrifft die *Geschichte der Alexandrinischen Schule* von ihrem Entstehen bis zum Anfange des dritten christlichen Jahrhunderts. Man will, dass der Zustand der Wissenschaften, Kunst und Philosophie dieses Zeitraums mit dem wissenschaftlichen Zustande Griechenlands und andrer Theile der Monarchie Alexanders verglichen, die Ursachen der Verschiedenheit der alexandrinischen Schule untersucht und dargethan werde, wie die Neuplatonische Lehre dadurch vorbereitet worden sey.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

ERDBESCHREIBUNG.

WEIMAR, im Verl. d. Induſtrie-Comptoirs: *Bibliothek der neueſten und wichtigſten Reiſebeſchreibungen* zur Erweiterung der Erdkunde nach einem ſyſtematiſchen Plane bearbeitet und in Verbindung mit einigen andern Gelehrten geſammelt und herausgegeben von *M. C. Sprengel*, fortgeſetzt von *T. F. Ehrmann*. — *Neun und dreyſſigſter* Band. 1809. 8.

Dieſer Band enthält mit beſonderen Titeln und Seitenzahlen:

1) *Arſenne Thiebauts von Berneaud*, Mitglieds verſchiedener gelehrten Geſellſchaften u. ſ. w., *Schilderung der Inſel Elba*. Nebſt Notizen von den übrigen kleinen Inſeln des Tyrrheniſchen Meeres. Meiſt nach eigner Anſicht entworfen. Aus dem Franzöſiſchen. Mit einer Einleitung, Anmerkungen und einer Zugabe verſehen von *T. F. Ehrmann*. XIV und 148 S. Mit einer Karte. (18 gr.)

Was der Ueberſetzer eine *Schilderung* genannt hat, führt im Original den Titel einer *Reiſe*. Weil aber die Spuren einer Reiſe darin verwiſcht ſind, ſo hat er jene Aufſchrift für ſchicklicher gehalten. Indeſs iſt nicht allein aus der Verſicherung des Vfs., daſs er von 1800 bis 1807 Italien durchreiſet, und dreymal die Inſel Elba beſucht hat, ſondern auch aus der Beſchreibung gewiſs, daſs er ſie nach eigener Anſicht entworfen, wobey er viele andre von ihm angeführte Schriften benutzt hat, die Hr. *E.* in der Einleitung in einer guten Ordnung neben einander geſtellt hat. Der Vf. iſt nicht allein ein guter Naturforſcher, ſondern auch in der klaſſiſchen Literatur und Geſchichte wohl bewandert, der, was die Alten von der wegen der Eiſenminen ſehr geſchätzten Inſel geſagt haben, ſorgfältig ſammelt. Die Freyheiten, die ſich Hr. *E.* mit dem Originale genommen hat, daſs er es hin und wieder abgekürzt, und die Materien zuweilen anders geordnet hat, werden den Beyfall der Leſer erhalten, auch ſind ſeine hinzugefügten Anmerkungen ſchätzbar. Das Werkchen iſt in *fünf* Abſchnitte abgetheilt: 1) Allgemeine Ueberſicht, Lage und Gröſse, nämlich 12 geographiſche Meilen im Umfang. Name, Athalia bey den Griechen, Ilua oder Ilva bey den Etruskern und Römern, woraus Elba entſtanden iſt. 2) Naturbeſchaffenheit. Wahrſcheinlich nicht durch Ausbruch eines Vulkans entſtanden, auch nicht durch eine Erſchütterung von dem gegenüber liegenden feſten Lande abgeriſſen; die Gebirge bilden drey verſchiedene Reihen, durch Thäler von einander getrennt. An der Weſtſeite ſind die höchſten, ſind Urgebirge, beſtehen aus Granit, an der Oſtſeite beſtehn ſie aus Serpentin und Lavezſteinen, enthalten ſehr viel Eiſen. Das Klima iſt gemäſsigt. Die Hitze weder heftig noch von langer Dauer, und die Kälte nicht ſtreng. Es fehlt der Inſel nicht ganz an ſüſsem Waſſer. Sie hat helle, ſüſse, friſche Waſſerquellen in ziemlicher Zahl. Flüſſe und Seen ſind nicht vorhanden. Von Mineralien iſt Eiſen in reichem Ueberfluſſe. Ehemals gab es auch Kupferminen. Von Vegetabilien ſind vorzüglich zu bemerken: Weizen und Mais, ferner Hülſenfrüchte, Waſſermelonen, Feigen und Kaſtanien, Weinſtock. An Bauholz iſt faſt gänzlicher Mangel. Von zahmen Vieh findet man bloſs Eſel, einige Maulthiere, ſchlechte Pferde, und wenige Ochſen und Kühe. Gröſser iſt die Zahl der Schweine, Schafe und Ziegen, meiſt von kleiner Raſſe. Alle Inſekten Italiens ſind hier beyſammen, auch eine groſse Menge von Fliegen und Mücken. 3) Einwohner jetzt 12000. Sie beſitzen viele Vaterlandsliebe, ſind arbeitſam, gutmüthig, gaſtfrey, gute Seeleute, lieben die Jagd und alle anſtrengende Leibesübungen, kennen nicht den übermüthigen Luxus der Groſsſtädter, erreichen ein hohes Alter ohne Altersſchwächen zu fühlen. Die gewöhnlichen Nahrungsmittel ſind Hülſenfrüchte, Schafkäſe, Speck, geſalzenes und geräuchertes Fleiſch, grobes Brod, friſche Fiſche, marinirter Thunfiſch, und ſelten friſche Vegetabilien. Daher entſtehn manche Krankheiten, die auch durch die Ausdünſtungen der ſtehenden Waſſer- und Salzſümpfe, die feuchten Nächte, den kalten Thau, die warmen und feuchten Südwinde erzeugt werden. Der Ackerbau wird nicht mit der gehörigen Einſicht betrieben, der Gartenbau faſt ganz vernachläſſigt, aber nicht der Weinbau. Fabriken und Manufakturen ſind hier gar nicht. Alle Waaren der Art kommen aus Frankreich und Italien. Der Thunfiſchfang iſt ſehr beträchtlich, und ein wichtiger Handelszweig, der zu 15000 Thaler jährlich geſchätzt wird. 4) In der Geſchichte der Inſel iſt der Vf. bey der ältern Geſchichte, die zum Theil aus Archiven geſchöpft iſt, ſehr umſtändlich, bey der neueſten zu kurz. Denn nachdem der Erhebung des Groſsherzogthums Toſcana zum Königreiche Etrurien gedacht iſt, wird fortgefahren: *das aber jetzt, wie bekannt, mit Frankreich vereiniget iſt*, und darauf noch erinnert, daſs die Inſel Elba als ein integrirender Theil dem Kaiſerthum einverleibt iſt. Der Herausgeber hat noch einen Paragraph über die jetzige bürgerliche Verfaſſung beygefügt. Die Inſel Elba

Digitized by Google

Elba mit den Inſelchen Capraja, Pianoſa, Palamjola, und Monte Chriſto iſt ein Nebenland von Frankreich, das zu keinem Departement gehört, jedoch gleiche Rechte mit den Departementen genieſst. Die Verwaltung und Juſtiz iſt vollkommen auf franzöſiſchen Fuſs eingerichtet. Elba mit den zugehörigen Inſelchen iſt in vier Cantone abgetheilt: Porto Lungone, Porto Ferrajo, Marciana, Capraja, mit einer Volksmenge von 13750. Aufser zwey Hoſpitälern iſt zu Porto Ferrajo ein kleines Lazareth, das unter ſtrenger Aufſicht ſteht. Den Paragraph von den Alterthümern hat der Herausgeber ſehr beſchnitten, auch die Kupfertafel von Münzen weggelaſſen. 5) Topographie, oder Beſchreibung der vorher angeführten Cantone. Traurig iſt es, daſs in der Hauptſtadt Porto Ferrajo keine Unterrichts-Anſtalt, keine Hülfsmittel für Künſte und Wiſſenſchaften, keine öffentliche Bibliothek vorhanden iſt, ja der Vf. nicht einmal eine Privat-Bibliothek und Sammlung von Denkmälern nennen konnte. Bey dem Dorfe Rio ſind die unerſchöpflichen Eiſengruben, die von Plinius, Strabo, Virgil und andern alten Schriftſtellern gerühmt werden. Das Erz zeigt ſich hier nicht in Nieren oder ſtreicht in Gängen, ſondern der ganze Berg iſt metalliſch. *Mons totus ex ferro*, ſagt Plinius. Das Eiſenerz wird mit Spitzhauen und Schlägeln in der Grube losgebrochen, oder durch Sprengung des Geſteins mit Pulver zu Tage gefördert, und zu den benachbarten Küſten gebracht, um dort in Schmiedeeiſen verwandelt zu werden. Die vorzüglichſten Eiſenſchmelzen liegen auf der Oſtküſte von Corſika, wo das Erz geröſtet, gepocht, und mit Kohlen vermiſcht ins Feuer und zum Fluſſe gebracht wird. Capo Liveri iſt wegen des Magnetberges, auf welchem der Flekken liegt, merkwürdig. Die Einwohner halten den Ort, wo ſie den Magnetſtein gewinnen, ſehr geheim. Daſs er einen Einfluſs auf die Magnetnadel in den vorbeyſegelnden Fahrzeugen äuſsere, und die Schiffer dadurch in ihren Fahrten irre gemacht würden, zeigten keinesweges die von dem Vf. angeſtellten Verſuche. Den ſehr reichhaltigen lithologiſchen Bemerkungen über jeden Canton der Inſel iſt ein Verzeichniſs der daſelbſt befindlichen Pflanzen angehängt. Die kleinern Inſeln des Tyrrheniſchen Meeres, von denen noch einige Notizen mitgetheilt werden, ſind: Pianoſa, Monte Chriſto, Giglio, Capraja, Gorgona. Endlich hat der Herausgeber noch eine kurze Schilderung der Inſel Elba aus den *Intereſſanten Bemerkungen eines Reiſenden durch Frankreich und Italien*, Leipzig 1793 hinzugefügt. Damals gehörte faſt die ganze Inſel dem Fürſten von Piombino, beſonders waren die Eiſengruben ſein Eigenthum, in denen 200 Arbeiter beſchäftiget waren, und die dem Fürſten beynahe 100000 Thaler franz. Geld jährlich einbrachten. Den Thunfiſchfang und den mit den Thunfiſchen getriebenen Handel beſchreibt der Vf. als Augenzeuge. Die Karte von der Inſel Elba iſt von *Poirſon* entworfen.

2) *J. Haafner's Landreiſe längs der Küſte Orixa und Koromandel auf der weſtlichen Indiſchen Halbinſel.* Aus dem Holländiſchen überſetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von *T. F. Ehrmann.* — *Erſter* Theil. 203 S. *Zweyter* Theil. VIII u. 230 S. (1 Rthlr. 18 gr.)

Der Vf., zu Colmar in Ober-Elſaſs geboren (II. 95.), der faſt von ſeiner Kindheit an bis in ſein 18tes Jahr ſich auf der See herum trieb, verlieſs 1775 den Seedienſt, und wurde Schreiber in dem Comptoir der holländiſch-oſtindiſchen Compagnie zu Nagapatnam, von da er nach Sadras kam, gerieth in dem Kriege der Engländer mit Hyder Ali in engliſche Gefangenſchaft, wurde als Kriegsgefangner nach Madras geführt, kam wieder los, kehrte nach Sadras zurück, und reiſte über Pondichery und Trankebar nach der Inſel Ceilon. Dieſe ſeine erſte Reiſe kam 1806 heraus, und erſchien deutſch äſthetiſch bearbeitet im *dritten* Bande von *Fiſcher's* Reiſebibliothek. Die vor uns liegende iſt ſeine zweyte Reiſe von Bimilipatnam unterm 18° Nord Breite auf der Küſte von Orixa zwiſchen Ganjam und Vizagapatnam längs der Seeküſte zu Lande bis zu Pondichery. Daſs ſie im J. 1784 gemacht iſt, erhellet klar aus II. 177., obgleich im Tagebuche ſelbſt weder Jahres noch Monats gedacht, ſondern nur die an einem Orte zugebrachte Zeit, und die Tageszeit der Ankunft und Abreiſe angemerkt iſt. Da mehrmalen Begebenheiten angeführt werden, die ſich lange nachher zugetragen haben, namentlich des Friedens von Amiens Erwähnung geſchieht, ſo iſt es, wenn auch am Ort und Stelle vieles niedergeſchrieben iſt, doch nachher überarbeitet und erweitert worden. Der Vf., ein Kaufmann, hat in ſeinem zehnjährigen Aufenthalt die Landes- auch die Sanſcritſprache erlernt (erſtere nennt er die malabariſche), und er führt nicht bloſs einzelne Wörter, ſondern auch Redensarten daraus an. Durch die Kenntniſs dieſer Sprache, und die Achtung, welche er gegen die Meinungen und Gewohnheiten der Eingebornen bewies, erwarb er ſich ihr Zutrauen. Der *erſte* Theil iſt in *zehn*, der *zweyte* in *vierzehn* Abſchnitte abgetheilt, und der Inhalt eines jeden angezeigt. Mit dem *zweyten Theil* eine neue Zahl der Abſchnitte zu beginnen, war unnöthig, da in ihm die angefangene Reiſe fortgeſetzt wird. Sie erſtreckte ſich durch ſechs Breitengrade, d. i. 90 deutſche Meilen längs der Küſte in beſtändiger Richtung von Norden nach Süden. Die abwechſelnden ſchönen Gegenden, die vielen Menſchen, mit denen er in den Choutries oder Herbergen zuſammentraf, oder die ihm auch ſonſt begegneten, die vielen Oerter die er beſuchte, Gebäude die er ſah, gaben ihm zu Beſchreibungen und Erzählungen Stoff, die ſehr unterhaltend und angenehm zu leſen ſind. Die Empfindungen, welche die ſchöne Natur und das gutmüthige Volk der Hindus in ihm erregt hatten, theilt er dem Leſer mit, und nicht leicht wird man einen Reiſenden antreffen, in deſſen Geſellſchaft man lieber Indien durchwandern möchte. Gemeiniglich erſchrickt man vor dieſem Lande, wenn man an die wilden und giftigen Thiere, an die Tiger, Schakals, Elephanten, Schlangen u. ſ. w., an die un-

Digitized by Google

unerträgliche Hitze, heftigen Stürme, Regen und was dergleichen Unbequemlichkeiten und Gefahren mehr seyn mögen, gedenkt. Wenn man aber unsern Vf. hört, so ist das Reisen nirgends angenehmer und bequemer, als in Indien, wenigstens längs der Küste und in einem Palankin. Hier gesellet sich zu einem milden Klima ein menschenfreundliches Volk, die Hindus, und an einem Palankin hat man, nach des Vfs. Meinung, die bequemste und sicherste Reisemaschine, die je erfunden worden ist. Die Kulis oder Träger, deren acht zu einem Palankin gehören, werden als gutartige, freundliche und dienstwillige Menschen gerühmt, auf deren Treue und Redlichkeit man sich verlassen kann. Bald nach Antritt seiner Reise zu Schiemanchelon, wo eine Menge von Hindus zur Verehrung der Gottheit Appana in einem auf einem hohen Berge gelegenen Tempel versammelt waren, bemerkte der Vf. die grosse Abneigung und Verachtung, welche die Hindus gegen alle Europäer hegen, und die sich diese durch ihre Räubereyen und Mordthaten zugezogen haben. Denn er entblödet sich nicht die Europäer für eigentliche Diebe von Profession zu erklären, die blos in der Absicht sich reich zu stehlen, hieher kommen, und zu der Absicht aus ihrem Vaterlande hieher geschickt werden; auch daneben das Morden gut verstehen (I. 23.). Seine eigenen Landsleute und Glaubensgenossen in Indien verabscheut er nicht weniger, als die Indier es thun (I. 22.). Vorzüglich ist sein Buch voll von den heftigsten Declamationen gegen die Britten, deren Herrschsucht und Geldgierde mit den grellsten Farben geschildert werden, welche die Nabobs und Radschas auf die undankbarste und niederträchtigste Weise betrogen, verrathen und verkauft, und, wo offenbare Gewalt nicht ausreicht, sich gedungener Mörder, des Dolchs und Gifts bedient haben, um jeden aus dem Wege zu raumen, der ihnen entgegen war. Beyspiele hierzu findet man I. 36. 61., wo er die Billigkeit hat, hinzuzusetzen, dass seine Vorwürfe nicht der ganzen Nation gelten, sondern nur den Engländern in Indien. Denn beynahe (dieses *beynahe* ist nicht zu übersehen) nur solche Engländer ziehen in dieses Land, welche Noth oder Geiz antreibt nach Reichthum zu haschen, den sie um jeden Preis zu erhalten suchen. Ferner S. 125. 136. 144. wo ein Streit mit einem jungen englischen Officier erzählt wird, den er mit Gewalt zum Ersatz eines Schadens, welchen dieser muthwilliger weise einigen pilgernden Hindus zugefügt, gezwungen hat, und der am Ende von freyen Stücken eine grösere Summe an die von ihm gemisshandelten Hindus auszahlte, als ihm von seinem Ueberwinder Hn. *Haafner* auferlegt war, und beym Abschiednehmen Reue über das Vorgefallene bezeugte. *Was für wunderliche Leute giebt es unter den Engländern!* setzt er hinzu; und wer wird ihm hierin nicht Recht geben? S. 160. hat der Ueberf. das harte Urtheil über das Betragen der Engländer mit einem ähnlichen aus *Legoux de Flaix* belegt. Ein Urtheil aus dem Munde eines Engländers, der selbst in Indien ein Augenzeuge ihrer so verschrieenen Raub- und Plünderungssucht gewesen, würde von gröserem Gewichte seyn. Daran fehlt es aber leider auch nicht. Wie viele können nicht aus dem Hastingschen Process genommen werden! Der Vf., verblendet durch seinen Hass gegen die Engländer, legt allen ihren Handlungen, selbst solchen, deren Lauterkeit von der ganzen Welt anerkannt ist, den Cookschen Entdeckungsreisen und den Missionsanstalten auf den Südsee-Inseln habsüchtige Absichten unter, welches auch, wie billig, von seinem Uebersetzer gerügt wird (I. 162.). Ja er geht in seiner Leidenschaft so weit, dass er in Schimpfwörter ausbricht. Die brittischen Beamten werden *Gesindel* gescholten, die jährlich zu Hunderten nach Indien geschickt werden, um die guten, sanftmüthigen, bedauernswürdigen Hindus auszuplündern und auszusaugen (II. 72.). Die brittischen Comptoirs heisen Raubnester und London selbst das Hauptraubnest (II. 113.), oder das grosse Raubnest (II. 125.).

Der Vf. reiste gleich nach dem Kriege, den England mit Holland führte (1780—1783), und konnte nicht ohne Schmerzen die Verheerungen ansehn, welchen er in den holländischen Handelslogen zu Jaggernaixpuram, Sadras u. s. w. längs der Coromandelküste angerichtet hatte. Gereizt zum heftigen Zorn gegen die Urheber des von den Holländern erlittenen Verlusts macht er sich durch Verwünschungen Luft, dass diese Tyrannen bald in Indien von Ort zu Ort vertrieben und selbst des letzten Zufluchtsorts beraubt werden, wo sie sich vor dem Rachschwert der empörten Menschheit verbergen könnten (II. 78.). Und da vom Wünschen zum Vorhersagen ein leichter Uebergang ist, so prophezeyt er, dass *gewiss* die brittische Macht in Indien nicht 50 Jahre mehr bestehen werde. Hat er dieses 1784 geschrieben, so ist doch in 30 Jahren die Prophezeyung ihrer Erfüllung um nichts näher gekommen, vielmehr die brittische Macht seit der Zeit noch mehr bestätiget und erweitert worden.

In der Reise des Vfs. kann man zwey Ruhepunkte annehmen, Masulipatnam und Madras, in welchen Städten er sich wegen seiner Geschäfte mehrere Wochen aufhielt. Auf dem Wege nach jener Stadt zog ihn zu Vizagapatnam nicht so sehr die Kunst der Einwohner an, Elfenbein auf Büchsen, Betelbüchsen, Kästchen, Stühle, und andre Meubles einzulegen, als die Ceremonie der Verbrennung einer heidnischen Wittwe mit dem Leichnam ihres Mannes in dem nahen Velur, die sich darin von den im südlichen Theile der Küste gewöhnlichen unterschied, dass die Wittwe in eine Grube voll Feuer sprang. Eine Unterredung mit einem Wahrsager, der sich aber nicht dazu verstehen wollte, dem Vf. die Vergangenheit zu offenbaren, gewährte ihm viel Vergnügen. Zu Rawil wächst so guter Taback, dass man sich wundern muss, dass er nicht nach Europa ausgeführt wird. Auch weiter in Süden sah der Vf. viele mit Taback und Sesam bedeckte Felder. In Masulipatnam herrschen die Engländer mit ihrer gewöhnlichen Tyranney und drücken die Einwohner mit Auflagen. Die dortigen

Tan-

Digitized by Google

Tänzerinnen werden für die schönsten und besten auf der ganzen Küste gehalten. Der Vf. handelt im *fünften* Abschnitte des *ersten* Theils von diesen Personen, die man in Indien *Devedaschi*, in Europa *Bajaderen* zu nennen pflegt. Dass der Abschnitt *con amore* bearbeitet ist, lässt sich vermuthen, da er in der Folge sich in eine herumziehende Tänzerin verliebte. Sie hatte ihm ihre Liebe durch ihre Vorgesetzte oder Pflegerin zuerst angetragen, ward daher anfänglich von ihm verschmäht. Aber in der Art, wie sie seine Zurückstossung aufgenommen, zeigte sie so viele Unschuld und Ehrgefühl, dass er diese Eigenschaften mit dem schönsten Körper gepaart bewundernd, auch nachdem er seine Reise fortgesetzt, und alle Hoffnung die schöne Mamia (denn so hiess sie) wieder zu sehen aufgegeben hatte, nur an sie dachte und sich mit ihrem Bilde beschäftigte. Ist die Sacontala (wer von unsern Lesern kennt nicht diese Tempeltänzerin?) von der Natur mit einem zarten Gefühl begabt gewesen, so war es die Mamia nicht minder. Sie ist das beste Gegenbild zu jenem liebenswürdigen Geschöpfe. Zu Nababpeent führte ein glücklicher Zufall sie in seine Arme (Abschn. 9.). Er hatte kurz vorher das Unglück gehabt, dass der Mittelfinger der rechten Hand von einer Schlange gebissen war. Schlangenbeschwörer hatten ihn nicht heilen können; ein englischer Wundarzt im Fort Ingola auch nicht. Besorgt, dass ein kalter Brand ihm die Hand, wenn nicht gar das Leben, rauben möchte, eilte er mit verdoppelten Palankinträgern nach Madras, wo er ärztliche Hülfe zu finden hoffte. Die schöne Mamia traf ihn unterwegens an, bereitete mit ihren Gefährtinnen eine Salbe, und legte sie ihm selbst auf die Hand, so gross auch der Widerwille der Hindus gegen alle Unreinlichkeit ist. Mamia wollte hiemit von ihm Abschied nehmen. Er versicherte sie aber seiner ewigen Liebe, verlangte, dass sie sich mit ihrer Pflegerin nach Madras begeben sollte, und gab ihr die nöthigen Nachweisungen, ihn in dieser grossen Stadt aufzufinden. Denn er hatte den Entschluss gefasst sie zur Gesellschafterin seines Lebens zu machen. Die gute Wirkung der ihm aufgestrichenen Salbe zeigte sich bald. Denn statt dass der dickgeschwollne Finger vorher leblos und ohne Empfindung gewesen war, empfand er wieder Schmerzen darin. Der Wundarzt in Madras versicherte ihn, dass er die Erhaltung seiner Hand lediglich dieser köstlichen Salbe zu verdanken habe. Auf diese Weise ward er auch durch Dankbarkeit an Mamia gefesselt. Er war schon 14 Tage in Madras gewesen, als er ihre Ankunft daselbst erfuhr. Er säumte nicht, sich in den Besitz dieses nach seinem Ausdruck wahren weiblichen Engels von Gestalt, Verstand und Tugend zu setzen, und richtete eine kleine Haushaltung für sie ein. In der Gesellschaft dieser Person und seines Freundes und Arztes Dr. Beisser, in dessen Hause er wohnte, verlebte er sehr angenehme Tage. Aber dringende Geschäfte riefen ihn nach dem südlichen Theile der Küste nach Pondichery, Trankebar und Nagapatnam. Er entschloss sich die Reise zur See zu machen, ungeachtet aller Einwendungen von seiner lieben Mamia, die er der Sorgfalt ihrer Hauswirthin empfohlen, und mit hinreichendem Gelde versehen hatte. Als er im Begriff war das Boot zu besteigen, das ihn zu dem auf der Rhede liegenden Schiffe hinüber führen sollte, erschien plötzlich Mamia am Strande, und begehrte, ihn bis an das Schiff zu begleiten. Er wollte es nicht zugeben, weil die Brandung hoch gieng und das Boot mit Waaren überladen war. Allein Mamia sprang vor ihm in das Boot, und die angewandte Mühe, sie zurückzuhalten, war vergebens gewesen. Was er befürchtet hatte, ereignete sich. Das Fahrzeug war voll Wasser, und fieng an zu sinken. Mamia folge mir nach, sagte er, und sprang ins Meer. Sie konnte nicht weniger gut schwimmen, als er. Beide schwammen dem Ufer entgegen, auch würde die letzte Brandung sie ans Ufer geworfen haben, wenn nicht eine alte Mestizin, die auch im Boote gewesen war, ihre Hände so fest an seinen Rock geklammert hätte, dass er nur mit Mühe und mit Hülfe der Mamia davon losgemacht werden konnte. Nicht ohne grosse Gefahr und viele Anstrengung wurde Mamia gerettet, die in der Meinung, dass ihr Liebhaber umgekommen sey, in Verzweiflung gerieth, und die unzweydeutigsten Beweise ihrer grossen Zuneigung zu ihm gab. Die beiden Liebenden waren von vier Personen, die auf dem Boote gewesen, die einzigen welche gerettet wurden. Es ward nun beschlossen, dass die Reise zu Lande in einem Palankin gemacht werden sollte. Mamia blieb zurück, und nahm noch vorher den zärtlichsten Abschied von ihrem Geliebten. Zu Pondichery erfuhr er, dass Mamia zu Onur angekommen sey. Sie hatte sich, obgleich krank, mit ihrer Pflegerin auf den Weg gemacht, um ihren Geliebten noch einmal zu sehen. Durch die Anstrengungen ihn zu Madras aus den Fluthen zu retten, hatte sie sich eine Krankheit zugezogen, die durch die Reise noch mehr verschlimmert war. Sie starb in den Armen ihres Geliebten, der ihren Leichnam mit den gewöhnlichen Ceremonien auf den Scheiterhaufen legte, ihn selbst anzündete, und durch diesen Beweis seiner aufrichtigen Liebe gegen die Verstorbene allgemeine Achtung und Beyfallsbezeugung von den Zuschauern einärntete. Der Plan des Vfs. sich in Indien häuslich niederzulassen, scheiterte durch diesen Todesfall, und er eilte ein Land zu verlassen, wo er seit mehrern Jahren nichts als Verdruss und Unglück erlebt hatte. Man kann die Geschichte dieser so zart fühlenden Indierin, die wir im Zusammenhang und abgekürzt vorgetragen haben (denn im Tagebuche wird sie zerstreut erzählt), nicht lesen, ohne sie mit der Johanna des Herrn Stedmann und der Narina des Hn. Vaillant in Parallele zu setzen. Sakontala, Mamia, Johanna, Narina, o ihr fein empfindende Wesen, Euch huldige jeder, der den Werth reiner und zarter Triebe zu schätzen weiss!

(*Der Beschluss folgt.*)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

ERDBESCHREIBUNG.

WEIMAR, im Verl. d. Industrie-Comptoirs: *Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen* zur Erweiterung der Erdkunde — — gesammelt und herausgeg. von *M. C. Sprengel*, fortgesetzt von *T. F. Ehrmann* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wir wollen nun noch einige Merkwürdigkeiten, die auf die Mamia keinen Bezug haben, aus *J. Haafner's* Reise ausheben. Auf dem Wege nach Madras in dem Dorfe Jakasurpatam begegnete er dem neuen englischen Gouverneur von Musulipatnam, Herrn *Harcley*, der ihm nicht verhehlte, er sey aus England hieher geschickt worden, um seine in Verfall gerathene Vermögensumstände zu verbessern, und sich Reichthümer zu erwerben, das Glück begünstige ihn, er sey erst acht Monate in Indien, und habe schon eine der besten Gouverneursstellen auf der Küste erhascht, seine Freunde in Madras meynten, er würde an dieser Stelle im Stande seyn, in fünf Jahren so viel Geld zusammen zu scharren, dass er davon in England lebenslänglich als ein Edelmann leben könne. Er machte dem Vf. den Antrag, bey ihm in Dienste zu treten, er wolle ihm die Stelle eines Unter-Steuereinnehmers übertragen, wodurch er in wenig Jahren sich ein hübsches Vermögen erwerben, und mit ihm als ein reicher Mann nach Europa zurückkehren könne (Abschn. 4.). So weit uns der Charakter der Engländer bekannt ist, ist uns mehreres an dieser Geschichte zweifelhaft. Zu einer Civilbedienung in Indien werden keine Ausländer, sondern blos Britten genommen. Und ein Engländer sollte gegen einen Holländer gleich bey der ersten Zusammenkunft so offenherzig gewesen seyn? War er es wirklich, so missbrauchte der Vf. das in ihn gesetzte Zutrauen, dass er diese Anekdote zur öffentlichen Kunde brachte. Der Vf. schlug das Anerbieten aus, und er versichert, schon früher eine weit bessere, die ihm Lord Macartney angetragen, ausgeschlagen zu haben. Pallacalda ist wegen der hier verfertigten schönen Schnupftücher und Strümpfe berühmt, die nirgends so gut gemacht werden, und die der Kenner von denen zu Madras nachgemachten leicht unterscheiden kann (Abschn. 5.). In Madras suchte er seinen Freund *Frank* auf, der ihm nach der Eroberung von Sadras im J. 1801 so grosse Gefälligkeiten erwiesen hatte (II, 92.). Diese Zahl harmonirt nicht mit denen S. 177. erwähnten, nach welchen er 1784 Madras zuletzt verlassen hatte, und sich 1794 zu Amsterdam aufhielt, von welchem Orte er eine Reise nach Nantes machen wollte. Sollte er nach Indien zurückgegangen seyn, oder ist statt 1801 zu lesen 1781? Letzteres deucht uns das wahrscheinlichste. Eine Merkwürdigkeit zu Madras war der König von Tidor, einer der moluckischen Inseln, den die Holländer, weil er sich ihren tyrannischen Verfügungen widersetzt hatte, abgesetzt, und nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung verbannt, den aber auf der Fahrt dahin eine englische Flotte befreyet und nach Madras gebracht hatte, wo er von den Engländern gut unterhalten wurde, aus unedeln Absichten, wie der Vf. meynt. Denn solche legt er allen Handlungen dieser Nation unter. Durch des Vfs. Umgang mit dem Könige sind wir um nichts klüger über die Molucken geworden (Abschn. 6.). Nur ein paar Engländer, die in der grossen Hungersnoth, wovon der Vf. ein Augenzeuge gewesen war, sich der armen Hindus angenommen hatten, namentlich Willoughby, werden gerühmt. Der bekannte Lord Macartney sey hart und grausam gewesen. Das Wasser in Madras sey schlecht, obgleich Hr. *Bell* das Gegentheil versichere. Die Engländer haben sich in der weissen Stadt so festgesetzt, als ob sie noch Jahrhunderte da bleiben würden, welches Gott verhüten wolle! Die malabarischen Häuser beweisen durch ihre Einrichtung, dass die Bedürfnisse und Lebensweise der Hindus sehr beschränkt und einfach ist. Wenn auch in einigen Mobilien nach europäischer Art sind, so ist dieses blos zum Staate. In den Häusern der reichen Mohren oder Mohammedaner findet man mehrere Verzierungen und Bequemlichkeiten. Armenhäuser, Hospitäler oder andere milde Stiftungen sucht man in Madras, wie in andern Städten Indiens, vergebens. Der *achte* Abschnitt enthält historische Notizen von Mahomed Ali Khan, Nabob von Carnatic, Hyder Ali, und Tippo Saheb. Hätte sich Mahomed mit Hyder Ali vereinigt, statt dass er dessen abgesagter Feind war, so würde er nicht durch die Engländer um sein Land gekommen seyn. Tippo Saheb ist dem Vf. ein eben so wackerer, tapferer und edelmüthiger Fürst, als sein Vater Hyder Ali, worin ihm der Uebersetzer widerspricht, der auch das Lob Hyder's mässigt, und aus französischen Schriftstellern, weil der Vf. die englischen als parteyische verwirft, seinen Charakter schildert. Dass die Ueberlieferung der beiden Söhne Tippo Saheb's als Geisel an die Engländer in englischen Kupferstichen dargestellt ist, wird den Engländern sehr verarget. Seit wenn hat man es dem Sieger verdenken können, sich über die Niederlage seiner Feinde zu freuen, und sie durch Denkmäler auf die Nach-

Digitized by Google

Nachwelt zu bringen? Die Invective gegen die verhaßten Briten, untermischt mit Nachrichten von den Maratten, die unter sich vereint jene vertreiben könnten, wird im *neunten* Abschn. fortgesetzt, wo noch mehrere Klagen über die Engländer, über den Gouverneur Hastings, den Oberrichter Sir Elijah (nicht: Elojah) Impey u. a. ausgeschüttet sind. Von Hastings hat der Uebers. (S. 143.) Nachrichten mitgetheilt, die mit der Behauptung seiner Freunde, dass er nicht mehr als 50 oder 60,000 Pfd. St. aus Indien mitgebracht hätte, nicht bestehen können. Alles wird auf das nachtheiligste für die genannten Männer erzählt. Allein ihre Vertheidiger haben selbst durch die beschönigende Darstellung den Schandfleck, welche die genannten sich und ihre Nation angehängt haben, nicht abwischen können. Wenn (S. 171.) gesagt wird, dass Hastings den Justizmord, der an den Rajah Nundocomar verübt war, sehr geschickt von sich abgewälzt hat, so ist dieses nicht genau berichtet. Denn Impey, der mit den übrigen Mitgliedern des Gerichts, unter welchen Hastings nicht war, Nundocomar zum Tode verurtheilt hatte, nicht Hastings, wurde von dem britischen Unterhause über die Sache vernommen, und wusste sich so geschickt zu vertheidigen, dass das Unterhaus, den Minister Pitt nicht ausgenommen, ihn von der Anklage frey sprach. Historische Genauigkeit oder Entwickelung dieser absichtlich durch die Parteyen verworrenen Geschichte ist von dem Vf. nicht zu erwarten. Auf der weitern Reise waren in St. Thome, Tripalur und sonst Spuren der Verwüstungen, die durch den Krieg oder die Hungersnoth an den Gebäuden und den Einwohnern herbeygeführt waren, sichtlich. Die Ruinen zu Maveliewarom, wo ehemals prachtvolle Gebäude standen, und noch jetzt die Anhöhen mit Tempeln, meistens verfallne Pyramiden, Schiltris u. s. w. bedeckt sind, alle aus einem Gestein ausgehölt, werden bewundert, als Beweise von der hohen Cultur und Kunst, die hier in der Vorzeit geherrscht hat. Zu Sadras, welcher Ort 1780 zerstört war, war ein holländisches Comptoir wieder errichtet, und der Graf von Byland mit der Einrichtung desselben beauftragt. Der Vf., welcher drey Jahre lang die Bücher des Comptoirs geführt hatte, verfasste für den Grafen eine Anweisung, wie er sich zu verhalten habe, und einen Bericht über die ehemalige Führung der Geschäfte und Rechnungen des Comptoirs. Der Graf hätte ihn auch gern als Secretär und Buchhalter unter vortheilhaften Bedingungen behalten. Allein seine anderweiten Plane kamen hiermit nicht überein. Er zweifelt auch, dass dieser Ort wieder bevölkert werde, und fürchtet, dass die tyrannischen Engländer sein Aufkommen verhindern werden. Die ganze Gegend ist sehr entvölkert. Das Dorf Alamparweh, vormals eins der grösten und schönsten auf der Coromandel-Küste, ist jetzt fast ganz verödet. Der traurige Todesfall seiner Geliebten, den er zu Pondichery erfuhr, scheint ihm alle Lust, Bemerkungen über diesen Ort, Trankebar und Nagapatnam zu machen, geraubt zu haben. Obgleich der Vf. weder zu den gelehrten noch vorurtheilsfreyen Reisenden gehört, so ist doch seine Beschreibung unterhaltend, und das Mitleiden, welches er mit den unterdrückten Hindus fühlt, von gefühlvollen Lesern zu ehren. Weil er zu oft in einen declamatorischen Ton verfällt, so hat der Uebers. vieles weggelassen, wofür, so wie für seine lehrreichen Anmerkungen, wir ihm Dank wissen.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

HADAMAR, im Verl. d. neuen Gelehrten-Buchh.: *Etwas für Eheleute über Entstehung und Verhütung der Mißgeburten*, nebst *Darstellung einer seltnen in Koblenz todt zur Welt gekommenen Mißgeburt*, von *J. Clesius*, med. Doctor zu Koblenz. 1812. 68 S. 8. Mit 1 Kpfr. (10 gr.)

So ominös der Titel dieses Werkleins auch ist, so fand es doch Rec. über seine Erwartung schlecht, und er eilt daher, dasselbe warnend anzuzeigen, um vorzüglich in den jetzigen Zeiten, wo man selbst häufig dem Vortrefflichen entsagen muss, die Reue über den Ankauf des schlechtesten zu verhindern, und den Vf., so viel in seinen Kräften steht, von der Erfüllung des Versprechens abzuhalten, womit er die Vorrede also schliesst: „Eheleute! leset dieses Büchelchen und gönnet ihm seinen Zweck. Lernet daraus die Freuden der Welt dauerhaft zu geniesen, um frohe Eltern, gutgebildeter, starker und gesunder Kinder werden zu können. Wird alsdann diese kleine Arbeit günstig aufgenommen werden, so soll mir dies zur Aufmunterung dienen, dergleichen gar bald mehrere nachzuliefern, indem es meine Absicht ist, so lang ich noch kann, der Menschheit nützlich zu seyn." Schon diese Stelle giebt keine üble Probe von der Schreibart und Darstellungsgabe des Vfs. Doch kann man getrost jede Seite mit der Ueberzeugung aufschlagen, noch vorzüglichere zu finden. Merkwürdig ist besonders S. 26—32, wo der Vf. achtzehn Perioden mit: So wurde u. s. w. geboren, So gebar u. s. w.; anfängt. Seine Gelehrsamkeit und die Art, wie er den Gegenstand behandelt, übertreffen indessen die Correctheit seiner Schreibart bey weitem. Auf der ersten Seite scheint er sehr possierlich den ehrlichen Rueff mit Rufus Ephesius für eine Person zu halten, indem er von Jakob Rufus redet. Bis auf die neuesten Zeiten scheint sich überhaupt seine Kenntnis der Literatur nicht zu erstrecken. *Sennert*, *Schenk*, *Cattier*, von denen er zu glauben scheint, sie seyn noch am Leben, indem er von ihnen als den Herren *Sennert* u. s. w. spricht, *Laurentius Stengel*, *Myzald* (aus dem er mit voller Ueberzeugung citirt, dass eine schwangere Frau, die in ihrer Schwangerschaft nach Männerfleisch lüstern wurde, ihren sehr geliebten Mann des Nachts, als er schlief, umbrachte, die Hälfte desselben mit Lust verzehrte, und die noch übrige Hälfte einsalzte) sind seine einzigen Gewährsmänner. Sehr logisch ist seine vierfache Eintheilung der Bildungsabweichungen in kleine Naturfehler, zweydeutiges Geschlecht, Geschlechtslosigkeit und die sogenannten Mon-

Digitized by Google

Monstren oder Mifsgeburten. Zu den *kleinen Naturfehlern*, die er in einem bunten Gemische zusammenstellt, rechnet er unter andern doppelte Hasenscharten, Wolfsrachen, doppelte Nasen, Verschmelzung zweyer Augen zu einem, doppelte Hände! Herrlich ist sein Beweis wider die Existenz vollkommner Zwitter: „Niemand wird sich zwey verschiedne Naturen in einem individuellen Subject denken, *da nicht das nämliche zugleich seyn und nicht seyn kann.* Und wäre es möglich gewesen, dafs die Natur in einem Menschen beide Fähigkeiten zur künftigen Generation hätte verpaaren können, so wäre es von derselben wider ihre Eigenschaft gehandelt gewesen, dafs sie mit dem Acte der Fortpflanzung zwey ganz verschiedne Individuen beschäftigt hätte." In der Lehre von den sogenannten Monstren findet sich zwar ein Abschnitt mit der Ueberschrift: *Verschiedenheit der Mifsgeburten*, allein auch keine Idee von Classification derselben. Woher er die Nachricht (S. 32.) hat, dafs die Mifsgeburten am häufigsten in Aegypten vorkommen, verschweigt er, spricht aber dafür auf der folgenden Seite von Weibern mit 2 — 3 Herzen. Sehr menschenfreundlich sagt er (S. 40.): „Es ist höchst unbillig, sogleich die Mutter bey Entstehung solcher (welcher?) Mifsgeburten eines bösen Betragens oder des Umgangs mit dem Viehe zu beschuldigen u. s. w." Als Veranlassungen zur Entstehung von Mifsgeburten führt er den Beyschlaf während der Menstruation, die Onanie, den weifsen Fluss, und fast alle möglichen Krankheiten an. Die Mifsgeburten, welche dadurch entstehen könnten, möchten, nach des Rec. Meinung, wohl das geringste Uebel seyn. Wenigstens ist es merkwürdig genug, vor dem Beyschlafe mit Weibern, die an Askariden, dem Tripper, Hämorrhoiden leiden, kurz vorher erst geboren haben, stillen, einen Bruch oder Vorfall haben, abgeschwächt sind, während der Mann stark ist, zu warnen, der dadurch möglicherweise zu veranlassenden Mifsgeburten halber! Sehr weise sagt er im Abschnitte von *Verhütung der Mifsgeburten* (S. 62.): „Jene Mutter, welche einmal das Unglück hatte, eine Mifsgeburt zu gebären, hat sich sonderbar in Acht zu nehmen, dafs sie keine zweyte zur Welt bringe." Regeln zur Verhütung sind nun: 1) Enthaltung des Beyschlafes, bis dafs ihre zerrütteten körperlichen Umstände verbessert sind, worüber sie sich mit ihrem Hausarzten frühzeitig zu benehmen hat *(sic)*; 2) Befleifsigung einer guten Verdauung; 3) Enthaltung vom Branntwein; 4) Vermeidung von Gemüthsbewegungen, 5) von heftigen Purganzen, 6) der Onanie; und ganz besonders endlich 7) „vor allem aber nehme sie zum künftigen von ihrem Arzte zugestandnen Beyschlafe keinen kranken Mann an!" — Rec. schliefst die Anzeige mit dem Bedauern, dafs die nur äufserlich beschriebene und abgebildete Mifsgeburt, deren Kopf sehr unvollkommen entwickelt war, in keine bessere Hände gefallen ist, und räth dem Vf. dringend, ja die angezogene Stelle (S. 62.) zu beherzigen, ehe er zur Erfüllung seines in der Vorrede gethanen Versprechens schreitet, indem das Angezeigte der beste Beweis für die Richtigkeit der Stelle ist, womit er anhebt: „Dafs jedes lebende Wesen, welches fähig ist, zu gebären, auch mifsgebären könne, ist eine ausgemachte Sache, indem schon so viele und mannichfaltige Mifsgeburten sich bey Menschen sowohl, als auch bey andern Thieren auf unserm Erdballe ereignet *(sic)* haben."

SCHÖNE KÜNSTE.

WIEN, in d. Gerold. Buchh.: *Samuel Butler's Hudibras*, ein satirisches Gedicht in neun Gesängen. Neu verdeutscht. Mit historischen Anmerkungen von *Karl Anton v. Gruber.* — *Erster* Theil. 1811. IV u. 168 S. *Zweyter* Theil. 112 S. 8. (20 gr.)

Mehr als der Dichter selbst machte sein Werk überall verdientes Glück; und wenn es gleich im Ganzen ein Zeitgedicht war, und sich auf den in der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts in England herrschenden schwärmerischen Unfug der sogenannten Independenten zunächst bezog: so finden sich doch darin so viele Aeufserungen für die ganze Menschheit und für jedes Zeitalter, vereint mit der glücklichsten komischen Laune, dafs jener allgemeine und fortwährende Beyfall leicht zu erklären ist. Eben so allgemein und erklärbar ist es daher auch, dafs Uebersetzungen dieses Gedichts fast bey allen aufgeklärten Völkern mehrmals versucht wurden. Unter uns Deutschen machte schon im J. 1737 *Bodmer* einen solchen Versuch mit den beiden ersten Gesängen in einer zwar ziemlich richtigen, aber sehr harten Prose. Auf gleiche Art, aber doch mit gröfserem Glücke, übersetzte im J. 1765 der verstorbene Diaconus *Waser* zu Winterthur, der auch durch mehrere Uebersetzungen, und sehr vortheilhaft durch seine 1757 herausgegebenen moralischen Beobachtungen und Urtheile bekannt ist, das ganze Gedicht, welches zu Zürich mit sehr launichten Kupfern von *Geßner* herauskam. Jenes englische Gedicht hatte indefs nicht nur innere Vorzüge der durchgängigen Stärke des Komischen und Allgemeinheit des Interesse, sondern auch Empfehlung der Einkleidung in burleske Verse, durch welche der Inhalt und die Wirkung nicht wenig gewannen. Die Uebersetzung in Prose mufste daher diese Vorzüge einbüfsen und dadurch sehr viel verlieren. Dazu kam noch, dafs bey aller Treue sich dennoch manche Unrichtigkeit und Unverständlichkeit eingeschlichen hatte; dafs die Anmerkungen, deren es so sehr bedarf, und um welche sich bey dem Original *Zacharias Grey* vorzüglich verdient gemacht hat, zwar hie und da hinzugesetzt, aber nicht zahlreich genug, und manche Anspielungen dem Uebersetzer entgangen waren. Diesem Mangel, und besonders der Einbufse der Versification abzuhelfen, machte daher ein Ungenannter in den Jahrgängen 1778 u. 79 des *Deutschen Merkurs* einen nicht ganz unglücklichen Versuch, das Gedicht in ähnliche Verse zu übersetzen. In eben dieser Zeitschrift wurde gleich darauf eine Probe derjenigen Verdeutschung in altdeutsche Verse

vom

Digitized by Google

vom Hn. *Soltau* eingerückt; und von ihm erhielt man im J. 1787 das ganze Gedicht erdeutscht, und schon dieser erste Abdruck wurde mit verdientem Beyfall aufgenommen. Sehr verbessert und fast gänzlich umgearbeitet erschien 1797 eine *zweyte* Auflage, wovon Nr. 214. des Jahrg. 1800 dieser Zeitung eine empfehlende Anzeige gegeben wurde. Es liefs sich daher nicht erwarten, dafs die prosaische Uebersetzung von *Waser* aufs neue wieder erscheinen würde, wie doch in dieser Ausgabe zu *Wien* geschehen ist. Denn wenn gleich auf dem Titel derselben eine neue Verdeutschung angekündigt wird: so gesteht doch der Urheber derselben in der Vorrede, er habe nur der Waserschen Uebersetzung, da, wo es ihm nöthig schien, einen reinern deutschen Text untergelegt, die unverständlichen Stellen verständlicher gemacht, und nach dem englischen Original verbessert. Alles dieses wird zwar durch den Augenschein bestätigt; auch sind hie und da einige Anmerkungen, obgleich sehr unzulänglich, beygefügt. Die ganze Unternehmung war jedoch ziemlich überflüssig; und der Charakter des Gedichts ist noch eben so leicht zu verkennen, weil man zwar den Inhalt, nicht aber das Eigenthümliche wiederfindet. Ueberdiefs liefsen sich gar leicht Stellen nachweisen, in welchen die Richtigkeit verfehlt ist.

LITERATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Rein u. Comp.: *Kurze Biographien alter bekannten griechischen und lateinischen Schriftsteller* vom Anfange der Wissenschaften bis ins fünfte Jahrhundert, in alphabetischer Ordnung zum Besten der Jugend zusammengetragen von *Anton Heinold*. 1809. VIII S. Vorrede. Vorerinnerung S. IX—XVI. Text: 292 S., ein Register mit inbegriffen, nebst einem Titelkupfer. 8. (20 gr.)

Ungeachtet es nicht an Werken fehlt, welche über die Lebensgeschichte der klassischen Schriftsteller des griechischen und römischen Alterthums Nachrichten geben, so sind doch diese Nachrichten entweder zu kurz und unbefriedigend, oder sie in solchen Werken enthalten, die dem studierenden Jünglinge selten zu Händen kommen. Es wäre daher kein unverdienstliches Unternehmen, wenn ein Schriftsteller mit Vermeidung allzugrofser Kürze auf der einen, und zweckwidriger Weitläuftigkeit auf der andern Seite das Wissenswürdigste und Wichtigste aus der Lebensgeschichte der griechischen und römischen Schriftsteller, in einer Schrift von mäfsigem Umfange, der den Ankauf derselben auch dem minder Bemittelten möglich machte, dem studierenden Jünglinge mittheilte. Hr. *Heinold* scheint das Bedürfnifs eines solchen Buchs gefühlt und dadurch zu dieser Schrift Veranlassung gefunden zu haben. Allein die Art, wie er diesem Bedürfnisse abzuhelfen suchte, ist nichts weniger als beyfallswerth. Es fehlt seiner Schrift gerade an denjenigen Eigenschaften, die sie allein empfehlen könnten. Zuerst verräth fast jede Seite derselben, wie wenig er seinem Gegenstande gewachsen war. Nicht einmal die Quellen, aus welchen er zu schöpfen hatte, kannte er gehörig, wie dieis aus der Anmerkung S. III. der Vorrede zu ersehen ist. Von *Fabricius* kennt er blofs die *Bibliotheca Graeca* nach der alten Ausgabe, nicht die *Bibliotheca Latina*; die *Harlesischen* und viele andere hieher gehörige Schriften scheinen ihm ganz unbekannt gewesen zu seyn. In dem Verzeichnisse der Schriftsteller selbst bedarf fast jeder Artikel einer Berichtigung. Zum Beweise nur einige wenige Beyspiele. Von Achilles Tatius heifst es: „Ein Dichter von Alexandrien in Aegypten gebürtig, der unter andern ein dramatisches aus acht Büchern bestehendes Werk, unter dem Titel: Von den Thaten des Leucipp (?) und Clitophon, schrieb, in welchem nach des Photius Urtheil die Schreibart sammt dem Ausdruck ungemein schön und vortrefflich, der Sinn aber unflatig ist." Und dabey befindet sich die Note: „Drama ist ein Gedicht, worin gewisse Personen aufgeführt werden, die solches agiren. Es wird in Komödie, Lustspiel, und Tragödie, Trauerspiel, unterschieden." Welcher Primaner einer irgend guten Schule würde solche Dinge drucken lassen! Horaz soll in der Schlacht bey Philippis *(sic)* sein Feldgepäcke, und folglich sein ganzes Vermögen eingebüfst haben, und dadurch in Armuth gerathen seyn. Bey Homer ist der neuern Untersuchungen und Streitigkeiten über den eigentlichen Ursprung der Homerischen Gedichte mit keiner Sylbe erwähnt, und eben so kennt Hr. *H.* nur die Homerische Iliade und Odyssee; der Homerischen Hymnen, der Batrachomyomachie u. s. w. ist mit keinem Worte gedacht. Der Stil des Vfs. ist, wie auch schon die gegebene kleine Probe zeigt, altfränkisch. Die sieben Weisen Griechenlands heifsen (S. 13.) die berufenen sieben Weisen, und sonderbare Liebe sagt der Vf. für besondere Liebe u. s. w. Fast alle eigene Namen kürzt Hr. *H.* hinten ab, auch da, wo es nicht gewöhnlich ist; so sagt er Carnead, Eustath, Polycrat, Antiphan etc. Bey vielen Schriftstellern sind Ausgaben angeführt, aber mit eben so viel Unkenntnifs, als in allem Uebrigen herrscht. Vom Homer sind als Ausgaben desselben bemerkt „die zu Rom und Basel 1550 in Folio," dann „die zu Leiden und Amsterdam 1650 griechisch und lateinisch in 4. und 8.," wobey noch hinzugefügt ist: „kürzlich wurden auch die Iliade und Odyssee zu Augsburg und Wien von neuem in obgedachten zwey Sprachen wieder aufgelegt." Andere Ausgaben der Homerischen Gedichte kannte also Hr. *H.* nicht. Dem Ganzen des Buches entspricht die Vorerinnerung, worin Hr. *H.* bemüht ist, die Begriffe: Philologie und Philosophie zu entwickeln, und eine Uebersicht der Geschichte der alten und der Beitandtheile der heutigen Philosophie zu geben, zu welchen er auch die Oekonomie rechnet.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

MAYNZ, b. Kupferberg: *Joseph Wenzels u. s. w. Beobachtungen über den Hirnanhang fallsüchtiger Personen.* 1810. XL u. 120 S. kl. 4. m. 5 Kpft.

Das vorliegende Werk des für die Wissenschaften viel zu früh verstorbnen ältern *Wenzel* wurde von seinem Bruder, Hn. *K. Wenzel*, nach seinem Tode herausgegeben und von Hn. Dr. *Lucä* mit einer Lebensbeschreibung des Verstorbenen, welche zugleich eine Lebensbeschreibung des noch lebenden *Wenzel* ist, indem beide immer vereinigt ihren Studien oblagen, begleitet. Ausser der Vorrede des Herausgebers findet sich von demselben eine genaue, die bisherigen Beschreibungen ergänzende Darstellung der mit dem Hirnanhang in Berührung stehenden Theile des Keilbeins nebst den sich darauf beziehenden schönen Abbildungen und die, aus dem, von beiden Brüdern gemeinschaftlich herausgegebnen Werke über das Gehirn entlehnte, gleichfalls mit einer Abbildung begleitete Beschreibung des normalen Zustandes des Hirnanhanges.

Aus der Lebensbeschreibung ersieht man, dass der Verstorbene nur ein Alter von vierzig Jahren erreichte, indem er am 7. März 1768 zu Maynz geboren war, und am 14. April 1808 eben daselbst starb. Er hatte sich ursprünglich dem geistlichen Stande bestimmt, wurde aber durch einige anatomische Vorlesungen, welchen er beywohnte, von demselben ab, und zum medicinischen Sudium gezogen. Vorzüglich beschäftigte er sich mit Anatomie und Chirurgie, und trat schon während seines Studiums als Schriftsteller auf. Nach geendigtem akademischen Studium zu Maynz machte er mit seinem Bruder eine mehrjährige Reise durch Deutschland und Italien, auf welcher sie sich längere Zeit vorzüglich zu Würzburg, Bamberg, Wien, Parma und Mailand aufhielten und vorzüglich in der Chirurgie und Anatomie vervollkommneten, namentlich in letzterer Beziehung fortwährend Untersuchungen über das Gehirn anstellten. Ausser seinen Schriften, die er meistens mit seinem Bruder herausgab, befinden sich mehrere noch nicht bekannt gemachte, theils in den Händen gelehrter Gesellschaften, theils in denen seines Bruders. Er starb an einer typhösen Peripneumonie als Professor der Anatomie und Physiologie an der medicinischen Schule zu Maynz, welche Stelle er seit dem 25. Junius 1804 bekleidet hatte, tief betrauert von vielen Freunden, die in ihm nicht blos den Gelehrten achteten, sondern auch den Menschen auf das zärtlichste liebten.

Die Beschreibung des Keilbeinkörpers, welche in *vier* Abschnitte, die Betrachtung der *Sattellehne*, der *Sattelhöhle*, des *Wulstes* und der *Keilbeinhöhle* zerfällt, enthält eine gröstentheils sehr minutiöse und keines Auszugs fähige Darstellung aller möglichen Varietäten, welche derselbe darbietet, aus welcher sich ergiebt, dass unter gewissen Bedingungen der Hirnanhang mehr oder weniger frey, mehr oder weniger eingezwängt ist, und dass auf der andern Seite manche Beschaffenheit des Keilbeinkörpers höchst wahrscheinlich ihren Grund in krankhaften Veränderungen des Hirnanhangs hat. Wichtiger ist die aus dem Werke über das Gehirn entlehnte Beschreibung des Hirnanhangs im normalen Zustande. Gewöhnlich wird die Kenntnis desselben zu sehr vernachlässigt, als dass der Arzt mit Sicherheit den pathologischen Zustand im vorkommenden Falle als solchen zu erkennen im Stande wäre. Ausser der Beschreibung des normalen Zustandes findet sich als Leitfaden auch die Angabe der besten Methode den Hirnanhang unverletzt aus der Sattelhöhle zu befördern und zu untersuchen.

Die Zahl der Beobachtungen, welche den Vf. zu Aufstellung der Meinung veranlassten, dass der Hirnanhang bey idiopathischer Fallsucht immer alienirt sey, ist bedeutend. Es finden sich deren zwanzig. Im ersten fand sich mit beträchtlichem Substanzverluste des Hirnanhangs eine sehr ansehnliche Menge gelblicher, bröcklicher Substanz zwischen der Substanz und der eignen Hülle desselben. Im zweyten und dritten wurde eben diese Substanz, wenn gleich in weit geringerer Menge, wahrgenommen. Im vierten war der Hirnanhang ungewöhnlich gros, stark geschwollen, an seiner Oberfläche ungleich, durchaus sehr roth, seine Gefäse von Blut strotzend. Von der weisen Substanz im Innern des vordern Lappen fand sich keine Spur, der hintere Lappen war dunkelblau, zwischen ihm und dem vordern befand sich dieselbe gelbliche, zähe Substanz. Im fünften Falle war ausserdem der Unterschied zwischen beiden Lappen fast unmerklich und die ganze Substanz breyweich. Im sechsten war fast der ganze hintere Lappen, zum Theil auch der vordere zerstört, an ihrer Stelle wieder die gelbliche, bröckliche Substanz. Im siebenten Falle befanden sich an der Berührungsstelle beider Lappen mehrere kleine, runde Gruben, welche frey liegende, feste, durchscheinende, dunkelgelbe Körperchen enthielten, die mit dem Hirnsande Aehnlichkeit hatten, aber leicht und ohne Geräusch zerdrückt werden konnten. Im achten Falle war der vordere Lappen dunkelroth, lag nicht so dicht als ge-

Digitized by Google

gewöhnlich am hintern; allein hier fehlte zum erstenmal die in den übrigen Fällen beobachtete fremde Zwischensubstanz. Diese fehlte auch im neunten, wo der vordere Lappen hochroth, dick, entzündet war. Im zehnten war der Hirnanhang gröfser als gewöhnlich, zwischen beiden Lappen eine weifse, dichte Materie, die mit festgewordner gerinnbarer Lymphe die meiste Aehnlichkeit hatte. Im eilften schien selbst der Trichter wegen, zwischen seiner Substanz und der Gefäfshaut ergossener, gerinnbarer Lymphe dicker als gewöhnlich. Eben dieis fand sich auch zwischen der Hülle des Anhangs und seiner Substanz, die beide stark entzündet waren. Im zwölften Falle fand sich zwischen beiden Lappen eine ansehnliche Menge dünner, ungefärbter Flüssigkeit, der Trichter und der vordere Lappen stark geröthet, der hintere ungewöhnlich gröfser, so wie einige Stellen im vordern äufserst hart und weifs. Im dreyzehnten Falle war der vordere Lappen ungleich, höckerig, wie geschwunden, zum Theil braunroth, zum Theil blafsgelb, und enthielt an der letztern Stelle eine eiterähnliche Flüssigkeit. Im vierzehnten war bey einem jungen Subject der Hirnanhang so sehr geschwunden als im Alter, überdiefs er und der Trichter roth und mit geronnener Lymphe bedeckt. Im funfzehnten war Verwachsung beider Lappen und Umwandlung des vordern in eine weifse, dem gutartigen Eiter ähnliche, allein feste Substanz zugegen. Im sechszehnten war der hintere Lappen klein, zum Theil knorpelartig und an diesen Stellen in eine weifse, dickliche, milchähnliche Feuchtigkeit umgewandelt, der vordere durchaus weifs, da er im normalen Zustande äufserlich röthlich ist. Im achtzehnten war durch ursprüngliche Bildung des Keilbeinkörpers der Raum für den Hirnanhang verengt, der vordere Lappen desselben weit schmaler als gewöhnlich, im Innern des hintern eine mit Flüssigkeit angefüllte Stelle. Im neunzehnten war der Hirnanhang bey einem jungen Subjecte geschwunden, zum Theil entzündet, im hintern Lappen in einer kleinen Vertiefung eine klebrige, gelbe, durchscheinende, zähe Substanz enthalten. Im zwanzigsten waren beide Lappen durch eine ähnliche Flüssigkeit getrennt.

Nach der Angabe dieser von ihm selbst untersuchten Fälle geht der Vf. zur Aufzählung der von andern Beobachtern bey Epileptischen gefundnen Abweichungen über. Doch gewähren diese bey weitem keine so constanten Resultate, wovon indessen offenbar die gewöhnliche Art, Leichenöffnungen anzustellen Schuld ist. Was besonders die Untersuchung des Hirns bey Läsionen des Nervensystems betrifft, so ist dem Rec. folgende Stelle des Vfs. wie aus der Seele geschrieben: „Wie viele Aerzte reden doch schon bey den unbedeutendsten Zuckungen der Kinder mit lächerlich affectirter Divinationsgabe von Wasserköpfen, um ja ihre ärztliche Unfehlbarkeit im Falle eines tödtlichen Ausganges zu retten! Einige Tropfen Wasser, wo man sie irgend im Hirne findet, sind dann schon hinreichend, die Unwissenheit des Arztes vor den noch unwissendern Umstehenden ehrenvoll zu decken!" Rec. selbst erhielt sogar in zwey Fällen, wo, lange nach dem Erscheinen der *Wenzelschen* Schrift, das Hirn Epileptischer untersucht worden war, auf seine Frage, wie denn der Hirnanhang gefunden worden sey, die naive Antwort, dafs er gar nicht untersucht worden sey! Alle, als Ursache der Fallsucht bemerkte, oder richtiger, dabey statt findende Veränderungen im Schädel lassen sich 1) auf widernatürliche Beschaffenheit des ganzen Schädels oder krankhafte Affectionen seiner einzelnen Theile; 2) widernatürliche Beschaffenheit der Hirnhäute, des ganzen Hirns oder seiner einzelnen Theile; 3) krankhafte Anhäufung wäfseriger und andrer Feuchtigkeiten auf der Oberfläche oder im Innern des Hirns zurückführen. Es giebt fast keine Abnormität am Schädel die man nicht zugleich mit Fallsucht beobachtet hätte; allein da man in den wenigsten Fällen das ganze Gehirn untersuchte, da dieselben Veränderungen, welche man in diesem Falle mit Epilepsie fand, in einem andern ohne diesen Einfluss vorhanden waren, da man in verschiednen Fällen gerade entgegengesetzte Veränderungen fand, so ist es wenigstens höchst ungewifs, ob in allen Fällen ein Causalverhältnifs zwischen der Epilepsie und den im Schädel gefundnen Alienationen statt fand. Der Vf. selbst fand aufser der in allen Fällen beobachteten Alienation des Hirnanhangs am häufigsten zugleich die Zirbel alienirt, meistens blafsgrau, weich und kleiner, selten gröfser als im Normalzustande. In zwey Fällen fand er das Hirn in so fern asymmetrisch, als in beiden die von vorn nach hinten verlaufende Ganglienkette der linken Seite ein bedeutendes Uebergewicht über die der rechten Seite hatte; in drey Fällen enthielten die Seitenhöhlen Wasser; dreymal viele Pacchionische Körperchen; viermal beträchtliche Anhäufung gerinnbarer Lymphe zwischen der Schleim- und Gefafshaut.

In wie fern die Vermuthung des Vfs. gegründet sey, dafs der Hirnanhang jedesmal bey der idiopathischen Epilepsie afficirt sey, und dafs also höchst wahrscheinlich zwischen beiden ein Causalnexus statt finde, mufs die Zukunft entscheiden. Für diese Vermuthung scheint der Umstand zu sprechen, dafs auch mehrere andre Beobachter, namentlich *Greding*, bey Epileptischen den Hirnanhang alienirt fanden. Auch Rec. fand in vier von ihm sorgfältig untersuchten Fällen dieser Art mit übrigens normaler Beschaffenheit des Gehirns, eine sehr beträchtliche Ausdehnung des rechten Seitenventrikels durch Wasseranhäufung in dem einen und ungewöhnliche Härte des Gehirns in allen ausgenommen, alles normal, aber immer den Hirnanhang mit ergossener Lymphe in verschiednen Perioden der Gerinnung umgeben, und würde daher sehr geneigt seyn, dem Vf. beyzutreten, wenn man nicht, davon abgesehen, dafs die Art des Zusammenhanges zwischen dieser Alienation und den Symptomen der Krankheit äufserst schwer einzusehen ist; auch unter andern Bedingungen die Zirbel und den Hirnanhang zusammen oder den letztern allein auf ähnliche Weise alienirt gefunden hätte. *Malacarne* z. B. fand bey Wassersucht der Hirnhöhlen den Trich-

ter

Digitized by Google

ter von der Dicke einer Gänsefeder, die Schleimdrüse einen Zoll lang, knorpelhart, mit zwey starken Anhängen versehen; *Wrisberg* fand sie und die Zirbel unter denselben Umständen verhärtet und vergrösert; *Littre* bey einem vierzigjährigen Manne, der nach zweyjährigen heftigen Kopfschmerzen, zu welchen sich in den letzten drey Monaten Betäubung und Schlaflosigkeit, Schwäche des Gesichts, häufig wiederkehrende Ohnmachten und Fieberanfälle gesellt hatten, ausser beträchtlicher Anhäufung von Lymphe zwischen den Hirnhäuten und in den Hirnhöhlen, Härte und Trockenheit der Hirnsubstanz, Anwesenheit ansehnlicher Knötchen im Hirnadernetz, den Trichter in seinem untern Ende entzündet, verdickt, den Hirnanhang sehr hart, roth, um das doppelte vergrösert, den Keilbeinsattel weit überragend und in der Mitte vereitert. Es scheint also wohl nur, als könne man sagen, dass Leiden des Hirnanhanges bedeutende Krankheiten des Nervensystems, nicht aber, dass es immer Epilepsie veranlasse und jedesmal bey Epilepsie angetroffen werde.

Göttingen, b. Dieterich: *Der Ursprung des Darmkanals aus der Vesicula umbilicalis*, dargestellt im *menschlichen Embryo*. Eine anatomisch-physiologische Abhandlung, von Dr. *D. G. Kieser*. 1810. 31 S. gr. 4. m. 2 Kpft.

Die Beobachtung, welche dem verdienstvollen Vf., wie er sagt, Gelegenheit gab, den Ursprung der Därme aus der *vesicula umbilicalis* auch beym menschlichen Embryo zu beweisen, ist folgende. Bey einem dreymonatlichen Embryo verlief von der Nabelblase aus hinter dem Amnion zum Nabelstrange ein feiner Faden, welcher das Amnion am Insertionspunkte der Nabelschnur in dasselbe durchbohrte und sich an die letzte Spitze des Darms heftete, welcher ganz, und ohne eine einzige Windung zu bilden, in dem Nabelstrange lag. Der vom Magen kommende Darm endigte sich in einen stumpfen Knopf, an welchen sich der Afterdarm anlegte. In dem zwischen diesen beiden befindlichen Gekröse befanden sich die Nabelgekrösgefäse. Ob der Magen und Afterdarm wirklich in einander münden, konnte nicht wahrgenommen werden, doch schienen die Enden der beiden Därme hier noch getrennt. Die Stelle der Vereinigung des Magen- und Afterdarms wurde von der, von der Nabelblase stammenden Schnur mit einer trichterförmigen Ausdehnung umfasst, wie Hr. *Kieser* sagt, zum sichern Beweise des Ursprungs der letztern aus der erstern. Die Trichterform verlor sich bald, und die selbst unter vergrösernden Gläsern einfach erscheinende Schnur wickelte sich im Nabelstrang ein halbmal um den Urachus und die Nabelgefäse. Die Nabelblase liess sich nicht durch Luft aufblasen. Der Vf. hält den Faden für die äussere Bedeckung der, nach geschehener Ablösung des Darmes von der Nabelblase abgestorbnen Darmblase, die er mit dem Namen *Darmscheide* belegen möchte, nicht blos für die obliterirten Gekrösgefäse, sondern für eine Fortsetzung des Peritonäums, deren trichterförmiges, späterhin völlig vom Darm abgelöstes Ende bey Nabelbrüchen den aus dem Peritonäum entstehenden Bruchsack bilden möge, und glaubt, dass diese Schnur sich gerade an die Stelle des Darmes hefte, wo sie durch ihre Vereinigung den Blinddarm bilden.

Mit beiden Sätzen kann Rec. nicht völlig übereinstimmen. Es ist zwar möglich, dass der Faden in diesem Falle nur die Hülle des abgestorbnen Communicationsganges zwischen Nabelblase und Darm, und der, diesen begleitenden Nabelkrösgefäse ist, eben so gewiss ist der Rec. aber, dass diese Hülle nichts mit der vordern Wand des Peritonäums und dem Sacke eines Nabelbruches gemein hat, indem diese, von dem Darme völlig getrennt, in die Höhle des Nabelstranges ragen, und jener Trichter sich erst von dem Darme trennen und dann mit der vordern Wand des Bauchfelles verwachsen müsste, um den Bruchsack zu bilden.

Eben so wenig glaubt Rec., dass die Stelle, an welche sich der Faden heftete, die sey, wo die Därme durch ihre Vereinigung den Blinddarm bilden, indem zu viele Gründe für die Meinung sprechen, dass nicht an dieser Stelle, sondern am Krummdarm die Verbindung zwischen der Nabelblase und dem Darmkanal statt findet, und dass nicht der Blinddarm, sondern das Divertikel, wo es sich findet, der Rest der ehemaligen Verbindung ist. Diesen Gründen setzt er noch den zu, dass er kürzlich bey einem verdienten Anatomen einen reifen, durch einen angebornen Nabelbruch verunstalteten Fötus sahe, wo, mit Anwesenheit ungefähr eines vollkommen regelmäsigen Blinddarms, einen Fuss weit von dem Uebergange des dünnen Darms in den dicken, also ganz an der gewöhnlichen Stelle der Divertikel, ein, von den Nabelgekrösgefäsen begleiteter, durchaus hohler Gang vom Krummdarm abgieng, der in den Bruchsack führte und sich hier nicht, wie in mehrern, schon früher bekannten Fällen, offen endigte, sondern zu einer ansehnlichen Blase erweiterte, die offenbar nichts als die regelwidrig fortgewachsene Nabelblase war. Wollte man nach so vielen Gründen, immer noch fortfahren, gegen die Meinung, dass an jener Stelle die Nabelblase aufsitze und das Divertikel die Spur der ehemaligen Verbindung sey, zu kämpfen und zu fordern, dass beym Embryo diese Communication wirklich nachgewiesen werden müsse, so bemerkt Rec. nur, dass er für seine Meinung wenigstens eine weit grösere Analogie hat als diejenigen, welche den Wurmfortsatz für den Rest jener Verbindung halten, und dass auch hier der hohle Gang noch nicht gefunden wurde, der in dem letzterwähnten Falle zwischen dem Krummdarm und der Nabelblase verlief. Uebrigens braucht Rec. nicht zu erinnern, dass auch durch diese Beobachtung, so wie durch alle übrigen, bisher vorhandenen, es nur *wahrscheinlich* gemacht wird, dass der Darm auch bey den Säugthieren eben so aus der Nabelblase entsteht, als *Wolff* die Entstehung desselben aus der Dotterhaut bey den Vögeln mit Bestimmtheit *erwiesen* hat.

Ausser

Aufser dem Embryo, welcher der Hauptgegenstand der Abhandlung ist, beschreibt der Vf. noch zwey andre, einen neunwöchentlichen und einen drey bis vierwöchentlichen. Beym ersten lag, der Nabelblase gegenüber ein andrer, wie sie, obliterirter Körper (wahrscheinlich die *Allantois*), zu deren jedem vom Embryo aus ein feiner Faden führte. Beym zweyten fanden sich, aufser einem spinnewebenartigen, zwischen dem Chorion und Amnion befindlichen, mit einer röthlichen Flüssigkeit angefüllten Gewebe, zwischen beiden Membranen vier weifse Körperchen, deren Zusammenhang unter einander und mit dem Embryo, mithin auch deren Bedeutung nicht ausgemittelt werden konnte.

PHILOLOGIE.

Stendal, b. Franzen u. Grosse: *Vollständiges und erklärendes Wörterbuch* zu *Eutrops* kurzem Abrisse der römischen Geschichte. In *zwey* Abtheilungen. Für Anfänger und Geübtere. Von *G. F. W. Grosse*, Subrector der Districtsschule zu Stendal. 1811. XII u. 251 S. 8. (12 gr.)

Es ist blofs der Anhänglichkeit am alten Herkommen beyzumessen, dafs in manchen unsrer Schulen noch Eutrops kurzer Abrifs der römischen Geschichte als Elementarbuch zur Erlernung der lateinischen Sprache und nebenher der römischen Geschichte gelesen und erklärt wird, da wir viel zweckmäfsiger eingerichtete, anziehendre und im bessern, ganz klassischen Latein verfafste Lesebücher besitzen, so dafs es gar nicht nöthig ist, zu einem Schriftsteller seine Zuflucht zu nehmen, der um das Jahr Chr. 370, also schon zur Zeit des gesunkenen Geschmacks schrieb. Auch ist es ganz unpassend, aus einem so flüchtigen und seichten Compilator die römische Geschichte zu lernen, der ohne Urtheil und Auswahl nachläfsig seinen Abrifs verfertigte, welcher für die Unwissenheit seiner Zeit, wo man sich nur selten noch die Mühe gab, die gröfsern Werke eines Livius und Sallustius zu studiren, hinreichen mochte. Gleichwohl schreibt ihm Hr. *Grosse*, der Vf. des vorliegenden Werkchens einen Scharfblick zu, und läfst sich, wie er, ohne seine eigne Saat zu verderben, auch wohl thun mufste, von der Unzweckmäfsigkeit ein solches dürres und geschmackloses Machwerk in den Schulen zu lesen, kein Wörtchen entfallen. Ist Eutrop für den Philologen und Geschichtforscher, bey dem erlittenen Verluste so mancher Schriftsteller des Alterthums, nicht unerheblich, so ist er dagegen ohne Widerrede ganz für die Schulen, in welchen nur das klassische gelesen und zur Nachbildung aufgestellt werden sollte, ohne Werth. Das Schlechte und Gemeine dringt sich doch überall genug auf. Hn. *G's.* Vorschlag des *Aurelius Victor* kleine Aufsätze: *de viris illustribus urbis Romae*, *de Caesaribus* und *epitome de Caesaribus* nach dem Eutropius, als weitre Ausführung der wichtigsten Partieen des Eutropius betrachtet, in den Schulen zu lesen, gesetzt auch, dafs correctere Ausgaben davon vorhanden wären, können wir aus den vorhin angeführten Gründen ebenfalls nicht billigen. Höchstens sind dergleichen Schriften dem häuslichen Fleifse der Schüler der ersten Classe, doch mit Zuratheziehung der Lehrer, zu empfehlen, welche daraus nicht wenig lernen können. Doch Hr. *G.* hatte den Eutropius zu erklären, und da er sah, dafs seine Schüler mit dem Schellerschen Handlexicon nicht ausreichten, und fand dafs die zum Eutropius vorhandnen Wortregister von *Meinecke* (Lemgo 1798) und von 1809 bey der Jördensschen Ausgabe (von 1791) untauglich seyn: so entschlofs er sich, ein neues Wörterbuch zum Eutropius zu verfertigen, worin alle bey ihm vorkommenden Wörter sowohl als Realien ihre Erläuterung erhalten sollten. Diesen Entschlufs hat Hr. *G.* mit vielem Fleifse, grofser Kenntnifs der Sache und lobenswürdigem, auf praktische Kenntnifs der Jugend gegründeten Nachdenken ausgeführt. Die Bedeutungen sind nach der historischen Methode, welche bekanntlich von dem Satze ausgeht, dafs die ersten Bedeutungen sinnlicher Art waren, hier aufgeführt worden, die Etymologie, ein für die Erlernung der Sprachen ganz unentbehrliches Hülfsmittel, das leider in fast allen Wörterbüchern der neuern Sprachen unverantwortlich vernachläfsigt ist, überall mit Genauigkeit beygebraeht, die Bezeichnung der Kürzen und Längen der Sylben sorgfältig beobachtet, und in Erklärung der Realien ist viele richtige Einsicht an den Tag gelegt. Kurz die Arbeit ist sehr zweckmäfsig, brauchbar und sehr empfehlenswerth für die Zöglinge, welche dem Eutropius nun einmal einen Theil ihrer Kenntnisse der Latinität verdanken sollen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Solbrig: *Die Eheleute vor der Hochzeit*, oder sie sind zu Hause. Lustspiel in Einem Aufzuge. Nach dem Französischen frey bearbeitet, von *Karl Reinhold*. 1809. 96 S. kl. 8. (9 gr.)

Eine echt französische, durch Bedienten und Kammermädchen eingeleitete, etwas unwahrscheinliche, aber zu mancher artigen Verwirrung und Ueberraschung Anlafs gebende Intrigue liegt diesem kleinen Stücke zum Grunde. Die Uebersetzung ist fliefsend, der Dialog witzig und rasch. Man wird es bey gutem Spiele der Hauptpersonen gern auf der Bühne sehn.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

NATURGESCHICHTE.

NÜRNBERG, b. Schrag: *Anatomie und Naturgeſchichte des Drachen*, von Dr. *Friedrich Tiedemann*, Prof. der Anatomie und Zoologie zu Landshut. 1811. 52 S. 4. Mit 3 Kpfrt.

Der durch ſeinen Eifer für die Zoologie rühmlichſt bekannte Vf. liefert in dieſem Werkchen die bis jetzt noch faſt ganz unbekannte Anatomie eines ſchon ſeiner eigenthümlichen äuſsern Form wegen merkwürdigen Thieres auf eine Weiſe, welche ihm die gerechteſten Anſprüche auf den Dank der Zoologen giebt. Zugleich enthält das Werk eine Beſchreibung und Abbildung der äuſsern Form des Drachen, welche die ſeiner Vorgänger, welche Rec. gröſstentheils zu vergleichen Gelegenheit hatte, weit hinter ſich läſst. Je mehr ſie aber dieſen Vorzug hat, deſto weniger wird der Vf. es dem Rec. verübeln, wenn er ſich einige ergänzende Bemerkungen erlaubt. In der Abbildung iſt die Form des Kopfes, nach zwey Exemplaren, welche Rec. vor ſich hat, zu urtheilen, nicht ganz treu, ſofern das Geſicht nicht ſteil genug herabſteigt, und daher zu länglich iſt. Am Halſe befindet ſich ferner auf beiden Seiten, ungefähr in der Mitte deſſelben, ein ſpitzer häutiger, nach hinten gerichteter Fortſatz, welcher zwar in der Abbildung, allein nicht hinlänglich, angegeben, und in der Beſchreibung gar nicht erwähnt iſt, ungeachtet ihn die, übrigens viel ſchlechtere, *Daudin'ſche* Abbildung, wenn gleich roh, darſtellt. Die Flügel fangen, ſowohl der Abbildung als der Beſchreibung nach, bedeutend zu früh an. Die Schuppen fehlen ſchon in dem ganzen gröſsern Enddrittheil des Schwanzes. Uebrigens ſtimmen die Angaben der verhältniſsmäſsigen Länge der verſchiednen Theile vollkommen mit denen, welche das vor dem Rec. befindliche Exemplar darbietet.

Dafs die Drachen anders als zufällig im Waſſer vorkommen ſollten, glaubt Rec. mit dem Vf. wegen des gänzlichen Mangels der Schwimmhaut, nicht aber wegen der Einſchränkung der Bewegung der Flügel auf die Richtung von oben nach unten, indem ja bey den *Rochen* daſſelbe Statt findet.

Die anatomiſche Beſchreibung fängt mit den Organen der Empfindung an. Das Gehirn iſt verhältniſsmäſsig zum Körper gröſser als bey den übrigen Amphibien, und nähert ſich durch ſeine Form dem Vogelgehirn. Es beſteht aus ſechs Hügeln, den Hemiſphären, den Sehhügeln, dem kleinen Gehirn und der Zirbel, alle ohne Windungen, und das kleine Gehirn ohne Seitenanhang. Bey dieſer Gelegenheit erklärt ſich der Vf. gegen die *Gall'ſche* Meinung, dafs die ſogenannten Sehhügel der Vögel das vergröſserte Paar der Vierhügel ſey, indem ſich bey mehrern Fiſchen deutliche Vierhügel und Sehhügel zugleich finden. Aus *dieſem* Grunde wenigſtens möchte Rec., der überhaupt aus andern der *Gall'ſchen* Meinung beypflichtet, der alten Anſicht nicht huldigen, indem es ihm höchſt unwahrſcheinlich iſt, dafs die Hügel, welche man gewöhnlich bey den Fiſchen als Sehhügel anſieht, dieſen Namen wirklich verdienen, und die Theile, welche man bey den Fiſchen für die Vierhügel anſieht, *innerhalb* der für die Hemiſphären angeſehenen Theile liegen, alſo, ganz gegen die Regel, verborgner und mit dieſen gewiſſermaſsen mehr verſchmolzen wären, als bey den höhern Thieren. Das Rückenmark und die Nerven ſind verhältniſsmäſsig zum Gehirn bey weitem nicht ſo dick als bey den Fiſchen und Fröſchen. Dafs das untere Augenlied gröſser und vielleicht beweglicher als das obere wäre, bemerkt Rec. nicht. Ueberhaupt ſcheinen ihm ſich nicht ſowohl zwey als ein einziges, rundes, mit einer Querſpalte verſehenes Augenlied zu finden, indem ſich überall zwiſchen dem Augapfel und dieſer Bedeckung deſſelben eine anſehnliche Lücke findet, in welcher die Sonde bis zum Augenhöhlenrande frey eingebracht werden kann. Durch anſehnliche Wölbung der Hornhaut und Plattheit der Kryſtallinſe nähert ſich das Auge dem der höhern Thiere mehr als das der übrigen Reptilien.

Im Abſchnitt von den Organen der Bewegung ſtellt der Vf. einige Betrachtungen über das Skelett der Reptilien an, die einer beſondern Anführung werth ſind. In keiner Thierklaſſe bietet das Skelett ſo viele Verſchiedenheit dar, als in dieſer, und in keiner ſpricht ſich das Geſetz, dafs das Skelett der verſchiednen Thiere derſelben Klaſſe nur aus relativ mehr oder weniger Theilen combinirt iſt, mehr aus, als hier. Die ohnfüſsigen Schlangen haben die meiſten Rippen und Wirbel, die mit langen Extremitäten verſehenen Fröſche die wenigſten Wirbel und keine Rippen u. ſ. w. Eben ſo findet hier ein ſehr deutlicher Uebergang, ein Ausgleichen der Extreme in der Bildung des Skelettes Statt. Dieſe Sätze ſind vollkommen richtig, aber, nach des Rec. Meinung, nur dem höhern untergeordnet, dafs die Klaſſe der Amphibien weſentlich eine Uebergangs- und Verknüpfungsklaſſe für die übrigen iſt, indem in keiner Klaſſe die wichtigſten Lebensorgane, namentlich das Circulations- und Reſpirationsſyſtem, ſo bedeutende Verſchiedenheiten, die ſich alle ihrem Weſen nach auf

Digitized by Google

auf einen höhern oder geringern Grad von Vollendung reduciren laſſen, darbieten. Ob man aber darum mit dem Vf. ſagen könne: „Es ſcheint in der Klaſſe der Amphibien die Organiſation vorzüglich in dem Kampfe mit den Elementen begriffen zu ſeyn," und ob die Entwicklung des Froſches und die ſich nach der Modification deſſelben richtende Abänderung ſeiner Lebensweiſe als Gründe dafür angeführt werden können, überläſst Rec. dem Urtheil der Leſer. — Nicht ganz richtig heiſst es wohl: „Bey den Schildkröten iſt die Knochenmaſſe gröſstentheils in die groſsen knöchernen Schilde oder Panzer übergegangen, mit denen die wenigen Rippen und Rückenwirbel zuſammengeſchmolzen ſind, wodurch dieſe Theile ihre Individualität verloren haben," denn die Panzer oder Schilde ſind ja gerade nichts als die vergröſserten Rippen und Bruſtbeine.

In der Anordnung der Bewegungsorgane ſelbſt findet Rec. in ſeinem Exemplar einige bedeutende Abweichungen von der, welche die Beſchreibung und Abbildungen des Vfs. angeben. Daſs der Schädel zum Geſicht beträchtlich groſs ſey, kann Rec. nicht finden. Eben ſo wenig iſt die Schlafgrube von der Augenhöhle getrennt, ſondern beide communiciren ohne die geringſte Unterbrechung mit einander. Beide Augenhöhlen flieſsen gleichfalls in der Mitte durch eine weite Oeffnung zu einer zuſammen, und ihre anſehnliche hintere Wand, welche zugleich die vordere der Schädelhöhle iſt, findet Rec. nur durch eine ſehr dünne Membran gebildet. Die Zahl der Wirbel iſt dieſelbe; allein alle, mit Ausnahme der obern Schwanz-, und der Heiligbeinwirbel, ſind bedeutend ſchlanker. Das Heiligbein muſs man offenbar nicht als aus drey, ſondern bloſs als aus zwey Wirbeln zuſammengeſetzt anſehen, indem nur dieſe zwey Wirbel verwachſen ſind und zur Bildung der Gelenkfläche für die Hüftbeine beytragen. Dadurch aber wird die Zahl der Lendenwirbel nicht vermehrt, indem der obere Lendenwirbel zu den Rückenwirbeln gezählt werden muſs, weil er noch eine falſche Rippe trägt. Es giebt nämlich nicht, wie der Vf. angiebt, bloſs vierzehn, ſondern ſehr deutlich funfzehn Rippenpaare, ſechs wahre und neun falſche. Von dieſen haben die drey letzten die Gröſse, welche die neunte Figur darſtellt; allein zwiſchen die dritte von unten und die fünfte von unten muſs eine neunte eingeſchoben werden, welche faſt völlig die Gröſse der fünften hat. Auch die Anordnung der wahren Rippen findet Rec. nach der genaueſten Unterſuchung verſchieden. Ungeachtet nämlich die drey untern ſich durch ſehr lange und deutliche Rippenknorpel an die Seitenwände des Bruſtbeins legen, ſo findet doch ganz beſtimmt keine Verbindung zwiſchen den drey obern und dieſem Knochen Statt. Rec. unterſuchte, eben weil es ihm auffiel, daſs, gegen die Regel der übrigen Reptilien, ſich auch die obern wahren Rippen an das Bruſtbein heften ſollten, bey Verfertigung ſeines Skelettes dieſe Gegend mit der gröſsten Sorgfalt, und zum Ueberfluſſe auch die abgelöſten weichen Theile, konnte aber auch nicht die geringſte Spur eines Knorpels dieſer Rippen entdecken, und glaubt daher, daſs ein jeder, welcher dieſelbe Unterſuchung vornehmen wird, daſſelbe Reſultat erhalten werde. Auch die Beſchaffenheit des, dieſen Rippen entſprechenden, Bruſtbeinrandes ſpricht für dieſes Reſultat, indem der Raum zwiſchen der Gelenkfläche für den oberſten Rippenknorpel und derjenigen für das Schlüſſelbein ſo eng iſt, daſs kaum noch für einen Rippenknorpel Platz wäre. Das Bruſtbein iſt nicht ganz vollſtändig als ein länglicher, faſt rautenförmiger, nach vorn in eine Spitze auslaufender Knochen beſchrieben. Die obere Spitze iſt ſehr unmerklich, indem das obere Ende weit ſtumpfer als das untere iſt. Dagegen läuft dieſes in zwey dünne, über ſechs Linien lange, von vorn und innen nach hinten und auſsen gerichtete, an ihrem hintern Ende umgebogene Fortſätze aus, deren gar nicht gedacht wird, ungeachtet ſie ſehr merkwürdig ſind, indem durch ſie das untere Ende des Bruſtbeins, der vordern Wirbelſäule, dem untern Theile der Bruſtgegend der Wirbelſäule, von welchem die langen Flügelrippen entſpringen, bedeutend verähnlicht wird. Daſs „bey dem Drachen allein die im ganzen Thierreiche einzige und höchſt merkwürdige Einrichtung gefunden werde, daſs die Rippen eine ſehr bedeutende Rolle in den eigentlichen Organen der Ortsbewegung ſpielen," iſt doch wohl eine gewagte Behauptung, indem die Schlangen und noch mehr die mit Rippen verſehenen Fiſche dieſelbe Erſcheinung darbieten! Auch die Schulter- und Beckenknochen ſind nicht hinlänglich vollſtändig angegeben. Dort fehlt ganz die Angabe des dünnen Gabelknochens, der, mit ſeinen beiden freyen Enden ungefähr an die Mitte des obern Schulterblattrandes und ſeinem mittlern Theile an das vordere Ende des Bruſtbeins geheftet, überall ſehr deutlich durch eine linienbreite Lücke von dem Schlüſſelbein getrennt iſt. Auch hätte bemerkt werden können, daſs das freye, hintere Drittheil des Schulterblattes bloſs knorplich iſt. Die Anordnung der Beckenknochen findet Rec. ganz verſchieden. Der Vf. giebt nur eine, namentlich die Schambeinſymphyſe an, da ſich doch ſehr deutlich zwey, eine Schambein- und eine Sitzbeinſymphyſe, finden. Die erſte liegt um einige Linien weiter nach vorn, und iſt weit ſchmaler als dieſe, welche anſehnlich breiter als ſie iſt, und vorn in eine, gegen die erſtere gerichtete, Spitze ausläuft. Offenbar iſt jenes die Schambeinvereinigung, und die letzte nicht, wie der Vf. angiebt, Schambein-, ſondern Sitzbeinfuge. Es findet ſich hier alſo ganz dieſelbe Bildung, wie bey den übrigen Eidechſen und Schildkröten, bey welchen auch nicht bloſs die Schambeine, ſondern auch die Sitzbeine vereinigt ſind, nur erſtreckt ſich hier nicht, wie bey mehrern andern Arten, die Sitzbeinfuge bis zur Schambeinfuge, ſo daſs alſo zwiſchen den Scham- und Sitzbeinen nur ein groſses Hüftbeinloch bleibt. Was der Vf. für das Sitzbein hält, iſt in der That das Hüftbein, ſein Sitzbein das Schambein, ſein Hüftbein das Schambein.

Alle

Digitized by Google

Alle hier angegebnen Verſchiedenheiten ſind ſo bedeutend, daſs Rec. ſich, da die von ihm unterſuchte Art dieſelbe als die des Vfs. iſt, zu der Annahme genöthigt ſieht, ſie ſeyn, zum Theil wenigſtens, ſexuell, indem das vom Herausg. abgebildete und beſchriebene Skelett ein weibliches, das ſeinige dagegen ein männliches iſt, und das Weſen dieſer Verſchiedenheiten, die gröſsere Freyheit der Reſpirationsorgane auf der einen, und die geringere Weite des Beckens auf der andern Seite dieſe Meinung ſehr annehmlich machen.

Im Abſchnitte von den Organen der Ernährung hat der Vf. die *Cuvier'ſche* Beſchreibung der Zähne zwar durch Nachweiſung der Schneidezähne im Unterkiefer verbeſſert, doch ſtimmt auch die ſeinige nicht völlig mit der Anordnung überein, welche das vor uns liegende Exemplar darbietet. Theils findet Rec. im Unterkiefer auf jeder Seite ſehr deutlich nicht dreyzehn, ſondern vierzehn Backzähne; theils iſt die Zahl und das Gröſsenverhältniſs der Schneidezähne des Oberkiefers von der angegebnen verſchieden. Es finden ſich nämlich nicht ſechs, ſondern fünf, eine wegen ihrer Seltenheit merkwürdige Zahl. Die vier äuſsern ſtehen Paarweiſe, der fünfte, innerſte dagegen iſt einzeln, und ſcheint es durchaus immer zu ſeyn, indem er, ganz ſymmetriſch, genau in der Mitte des Oberkiefers ſteht. Merkwürdig iſt es, daſs die Einfachheit dieſes Zahnes durch ſeine Gröſse einigermaſsen erſetzt ſcheint, indem er die beiden nächſten an Gröſse übertrifft, und nur unbedeutend kleiner als die äuſsern iſt. Die untern innern Schneidezähne ſind ſo klein, daſs man ſie mit bloſsem Auge kaum erkennt, wodurch *Cuvier's* Irrthum einigermaſsen entſchuldigt wird.

Die Zunge iſt, wie Hr. *T.* angiebt, länglich und ſehr dick. Hinter ihr geht die Rachenhöhle in den groſsen, die Stelle eines Kropfes vertretenden, Kehlſack über. Die Speiſeröhre findet Rec. anſehnlich lang. Auch hat der Magen eine weit mehr längliche Form und anſehnlichere verhältniſsmäſsige Länge. Die Gallengänge öffnen ſich in den Darmkanal erſt nachdem er ſich vom Magen unter einem ſpitzen Winkel aufwärts gebogen hat, in einer weit gröſsern Entfernung von der Pförtnerklappe, als das Kupfer angiebt. Mehrere, ſechs bis ſieben, Erweiterungen im dünnen Darm, welche der Vf. angiebt und als conſtante Aufhaltungsanſtalten der Speiſen zum Behuf der vollkommneren Verdauung anſieht, ſind offenbar nur zufällige Erweiterungen, welche durch die ſtellenweiſe angehäuften Speiſen entſtehen. Rec. fand deren nur zwey. Die merkwürdigſte, vom dem Vf. entdeckte und auch vom Rec. gefundne Bedingung des Darmkanals iſt die Anweſenheit eines anſehnlichen nach unten gewandten Blinddarms, ſo daſs alſo dieſer auſser dem Leguan auch dieſem Reptil, indeſſen nach des Rec. Unterſuchungen nicht dieſem allein, zukommt. Zufällig iſt auch der Umſtand, daſs der auf den Blinddarm folgende Theil des Dickdarmes vom Vf. eng gefunden wurde, indem er in dem vom Rec. unterſuchten Exemplar viel weiter als der darauf folgende und das Endſtück des Dünndarmes iſt. Auf dieſe ſehr weite Stelle folgt erſt eine engere, und auf dieſe der eigentliche, weitere, nach hinten wieder verengte Maſtdarm. Von einer Klappe zwiſchen dem Maſtdarm und dem vor ihm befindlichen Theile des Dickdarms findet Rec. keine Spur, wohl aber ſehr ſtarke Längenfalten an der innern Fläche des Maſtdarmes, der viel dickere Wände als der übrige Darmkanal hat. Die Leber iſt kleiner als bey den übrigen Reptilien, eine Beſtätigung des richtigen Geſetzes, daſs ſie im entgegengeſetzten Verhältniſs mit der Energie der Lungenentwicklung ſich vergröſsert oder verkleinert, wenn man gleich nicht begreift, wie der Vf. ſagen kann, daſs er dieſes Geſetz aufgeſtellt habe, da es andre vor ihm ſehr deutlich und beſtimmt nachgewieſen haben, und er es höchſtens weitläuftiger ausgeführt hat.

Zur Beſchreibung des Circulationsſyſtems kann man noch ſetzen, daſs das Herz, wie bey vielen andern Reptilien, an ſeiner Spitze mit dem Herzbeutel durch einen feinen Faden genau verwachſen iſt. Die Darſtellung der Entwicklung des Herzens von den Mollusken und Fiſchen aus iſt richtig, aber nicht neu.

Die Wände des hintern Theiles der Lungen ſind weit dünnhäutiger als der übrige Theil, und ohne Zellen. Am vordern Theile eines jeden Lungenlappens befindet ſich ein kleiner, nach vorn gerichteter Anhang, über deſſen Function der Vf. in Ungewiſsheit iſt. Da ſie mit den übrigen Lungen gleichen Bau haben, ihre Höhle unmittelbar mit der Höhle dieſes Organs communicirt, ſo kann wohl ihre Function auch keine andre als die der Lunge überhaupt ſeyn, und die Lunge erſcheint hier an ihrem vordern Ende in Anhänge auslaufend, wie bey andern Reptilien an ihrem hintern.

Die Anordnung der Harn- und Geſchlechtsorgane bietet nichts Merkwürdiges dar. Es findet ſich eine ſehr längliche Blaſe. Aus der geringen Anzahl der Eyer in den Oviducten ſcheint ſich zu ergeben, daſs die Fruchtbarkeit des Drachen gering iſt.

Zuletzt handelt der Vf. in einem 22 Quartſeiten langen Abſchnitte, wie er ſagt, in der Kürze, von den Drachen der Alten, eine Diatribe, die wir ihm gern erlaſſen hätten, da die Reſultate derſelben: „daſs die Alten unter dem Worte *Draco* jede, beſonders gröſsere, Schlange verſtanden, die geflügelten Drachen, beſonders die mit mehreren Köpfen, Fictionen, und der wahre Drache erſt in ſpätern Zeiten bekannt worden ſey," nicht bloſs einem jeden von den Leſern, für welche der *erſte* Abſchnitt geſchrieben iſt, ſondern auch wohl einem jeden, der ſelbſt nur einen mittelmäſsigen Schulunterricht genoſſen hat, auch ohne ſie kein Geheimniſs waren.

Ber-

Digitized by Google

BERLIN: *C. G. E. Reimann*, M. D., *Spicilegium observationum anatomicarum de Hyaena*: 1811. 23 S. 4. Mit 1 Kpfrt.

Theils befafs man bis jetzt noch keine Anatomie der weiblichen Hyäne, theils war das Thier überhaupt nur selten anatomisch untersucht worden, und daher selbst der *Daubenton'schen* Beschreibung manches nachzutragen; daher benutzte der Vf. die Untersuchung des Hn. Prof. *Rudolphi*, der eine weibliche Hyäne kürzlich zergliederte, zum Gegenstande seiner Inauguraldissertation, welche er hier dem Publicum vorlegt. Das untersuchte Thier war eine *Hyaena striata*.

So wenig als *Daubenton* fand er die accessorische fünfte Zehe an den Hinterfüfsen, welche *Pallas* angiebt. Die Zahl der Brüfte ist nicht, wie man gewöhnlich angiebt, vier, sondern sechs. Es finden sich nicht, wie *Cuvier* und *Tiedemann* nach unvollkommnen Exemplaren angeben, acht oder zehn, sondern 22 Schwanzwirbel. Die Festigkeit des Kopfes und Halses wird nicht blofs durch ansehnliche Breite der Querfortsätze des ersten, sondern auch durch die Bildung der obern schiefen Fortsätze des Epistrophäus bewirkt, die in ihrem ganzen Umfange mit einem vorstehenden Rande versehen sind. Die geraden Bauchmuskeln enthalten sieben Quersehnen. Die sehr ansehnlichen Pyramidalmuskeln liegen nicht, wie beym Menschen und den übrigen Thieren, zwischen den geraden Bauchmuskeln, sondern an ihrer äufsern Seite. Die Pupille hatte, wenigstens im Tode, nicht die von *Cuvier* angegebne ungewöhnliche Form, sondern war länglich elliptisch. Die Nickhaut war deutlich und stark muskulös. Ein Fasernbündel begab sich zur Rolle. Die Luftröhrenringe sind nicht blofs vollständig, sondern ihre hintern Enden überragen einander sogar, vorzüglich an den obern; daher wahrscheinlich der unangenehme hohle Ton der Stimme des Thieres. Die beiden, ganz von einander getrennten, Halften der Schilddrüsen waren durch ein deutlich musculöses Querband vereinigt. Bey Gelegenheit der Beschreibung der Darmzotten, welche lang und cylindrisch sind, führt der Vf. nicht nur die *Rudolphi'schen* Beobachtungen über den Mangel der Darmzotten bey den von diesem untersuchten Fischen an, sondern läugnet sie den Fischen überhaupt ab, indem er geradezu sagt: *Certe qui mammalium et avium villos examinavit, piscibus et amphibiis tales adscribere nequit.* Rec. kann einen jeden Zweifler durch den Augenschein überzeugen, dafs wenigstens *Tetrodon mola* im ganzen Darmkanal aufserordentlich lange und dicht stehende Zotten hat. — Sowohl die äufsere Oberfläche der Analdrüsen, als jedes einzelne Korn derselben sind mit sehr starken Muskelfasern bekleidet. Dafs diese Secretion zum Schutze des Afters gegen die, aus der Beschaffenheit der Nahrungsmittel der Hyäne entstehende, Schärfe des Kothes diene, ist Rec. nicht wahrscheinlich, da sich ähnliche Apparate auch unter andern Umständen finden. Er hält sie für accessorische Organe des Generationssystems. Merkwürdig scheint es dem Rec., dafs die Schilddrüsen und die Gebärmutter, und nur diese allein, hydropisch gefunden wurden. Er fand in menschlichen Leichen gleichfalls beide Organe zugleich theils auf diese Weise, theils durch Verknöcherungen vom Normal abweichend. Aufser den gewöhnlichen Bändern fand der Vf. eigne, von keinem andern Beobachter angegebne, welche, deutlich musculös, aber vom Bauchfell bekleidet, mit einer doppelten Wurzel von den Fledermausflügeln entsprangen, sechs Zoll lang, anderthalb Linien breit zum Zwerchfell aufstiegen, mit dessen Fasern sich indessen die ihrigen nicht vermischten.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Preise.

Von der medicinisch-chirurgischen Societät zu Gent ist für das Jahr 1814 folgende Preisaufgabe bekannt gemacht: *Quelles sont les maladies, tant internes qu'externes, qui, par leurs apparences, les symptomes dont elles sont accompagnées, ou le siège qu'elles occupent, peuvent être confondues avec les maladies vénériennes: indiquer les signes, les phénomènes et les moyens, par lesquels on peut avec certitude les distinguer de ces dernières affections?* Der Preis besteht in einer goldnen Medaille, 300 Fr. an Werth. Auch verspricht man demjenigen prakt. Arzte des Schelde-Departements eine goldne Medaille, der über die im Jahr 1813 in einem Arrondissement des Departements herrschend gewesene medicinische Constitution die beste Abhandlung liefert. Die Abhandlungen müssen an den beständigen Secretär, Hrn. *Kluykens*, noch vor dem 1. Junius 1814 eingesandt werden.

II. Todesfälle.

Am 22. August starb zu Jena Dr. *Georg Christian Friedrich Fuchs*, aufserordentl. Prof. der Medicin und Aufseher des Irren- und Krankenhauses das., durch verschiedene chemische und medicinische Schriften bekannt, 53 Jahre alt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

ERDBESCHREIBUNG.

WEIMAR, im Verl. d. Induſtrie Comptoirs: *Bibliothek der neueſten und wichtigſten Reiſebeſchreibungen* zur Erweiterung der Erdkunde nach einem ſyſtematiſchen Plane bearbeitet und in Verbindung mit einigen andern Gelehrten geſammelt und herausgegeben von *M. C. Sprengel*, fortgeſetzt von *T. F. Ehrmann*. — *Vierzigſter* Band. 1809. 8.

Enthält:

I. *Neueſte Beyträge zur Kunde der Aſiatiſchen Türkey.* Mitgetheilt vom Herrn *Silveſtre de Sacy*. Aus dem Franzöſiſchen. Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von *Theophil Friedrich Ehrmann*. 192 S. (15 gr.)

Dieſe Beyträge beſtehn aus *vier* Abhandlungen: 1) Beſchreibung des Paſchalik's von Bagdad. Sie iſt dem Hn. *de Sacy* von einem Freunde aus dem Orient zugeſchickt, der auf ſeiner Reiſe in Meſopotamien von den Arabern, in deren Mitte er ſich oft befand, mit Leutſeligkeit und zuvorkommendem Eifer empfangen wurde (S. 93.). Der Paſchalik umfaſst den gröſsten Theil des Landes, welches an den Flüſſen Tigris und Euphrat, jedoch nicht bis zu ihren Quellen gelegen iſt, ferner Irak Arabe und einen Theil von Meſopotamien und Kurdiſtan nach unſern gewöhnlichen Geographien. Den Samyeli oder Südweſtwind, der vom Julius bis Auguſt zu Bagdad und über ganz Meſopotamien herrſcht, hält der Vf. lange nicht für ſo gefährlich, als andere Reiſende. Mitten in der Wüſte, aber nie in den Städten verurſacht er gefährliche Zufälle. Die Hauptſtadt Bagdad hat eine Bevölkerung von 95 bis 100000 Seelen. Die Einwohner ſind keine niedrige Sklaven, ſondern ſtolz, unternehmend, thätig und zum Aufruhr geneigt. Die anſäſſigen Perſer treiben den Handel von Iran und Kandahar, und ſind mehrentheils gebildete biedere Männer. Die Chriſten ſind nicht zahlreich. Es exiſtirt noch ein Karmeliter Kloſter. Die bemittelten Kaufleute unter den Chriſten ſind mehrentheils Armenier von Conſtantinopel. Die Juden, ſo verachtet ſie auch ſind, wiſſen ſich in das Serail, bey dem Zollamte und in die Häuſer der Groſsen einzuſchleichen. Obgleich jetzt kein franzöſiſches Handelshaus in Bagdad iſt, welches den Schutz eines Conſuls verlangt, ſo würde doch die franzöſiſche Regierung durch einen Conſul von der Lage der politiſchen Angelegenheiten Aſiens unterrichtet werden können. Die Engländer haben erſt ſeit 1798 hier einen Agenten der engliſch-oſtindiſchen (nicht *weſtindiſchen* wie S. 16. geſagt iſt) Compagnie. Bibliotheken und zum Unterricht der Jugend beſtimmte Schulen findet man nicht. Der Paſcha iſt der mächtigſte im Osmaniſchen Reiche. Seit einem Jahrhundert ſind faſt alle Paſchas georgiſche Renegaten geweſen. Ein ſolcher iſt auch der jetzige Ali, Schwiegerſohn des vorigen Suleiman-Paſcha. Er iſt zwar zum Blutvergieſsen geneigt, ehrgeizig, liebt den Krieg, aber er hat ein redliches Herz, frey von übermäſsiger Habſucht. Die bürgerliche Verwaltung iſt einem Kiaja, Stellvertreter des Statthalters anvertraut, der von einem Defterdar, Groſskanzler, und Divan Effendiſſi, erſtem Secretär unterſtützt wird, welche täglich dem Paſcha von ihren Geſchäften Bericht abſtatten. Die richterliche Gewalt iſt in den Händen des Kadi, des Mufti und der Ulemas oder Ausleger des Geſetzes. Die militäriſche Gewalt hat der Aga der Janitſcharen, der auch die innere Polizey beſorgt. Die Kriegsmacht kann im Nothfalle ſich auf 30000 Mann Fuſsvolk und Reiterey belaufen. Sie würde anſehnlicher ſeyn, wenn nicht mehrere arabiſche Stämme auf die Seite der Wahabiten getreten, und viele Kurden abtrünnig geworden wären. Die Einkünfte können auf 7½ Million Piaſter angeſchlagen werden; ſie würden beträchtlicher ſeyn, wenn nicht die Kurden von beſtimmten Abgaben befreyet wären, und der Ertrag der Stadt Baſſora durch die auf ihre Vertheidigung zu verwendende Koſten aufgezehrt würde. Dieſe Stadt hat 45 bis 50000 Einwohner, vor 30 bis 40 Jahren viel mehr. Ihre Lage iſt ſehr angenehm und das Gebiet ſehr fruchtbar. Von ihrem alten Glanze hat ſie viel verloren, der Handel und Kunſtfleiſs iſt ſehr geſunken. Die Häuſer ſind ſchlecht gebaut, die Straſsen unrein, das Klima für Ausländer gefährlich. Das Haus, worin der Agent der franzöſiſch-indiſchen Handels-Geſellſchaft zu wohnen pflegte, beſteht noch jetzt, zerfällt aber in Trümmern; und doch würde ein hier reſidirender franzöſiſcher Conſul von groſsem Nutzen ſeyn. Der ganze Handel Indiens und Arabiens mit der Türkey über Baſſora iſt jetzt in den Händen der Engländer und Araber. Jene haben an dem Hn. Maneſti einen erfahrnen und einſichtsvollen Geſchäftsträger, der die Angelegenheiten der brittiſchen Handelsgeſellſchaft vortrefflich beſorgt und für ſehr reich gehalten wird. Er hat ſich auch die Achtung und Freundſchaft des Scheikh der Wahabiten zu erwerben gewuſst, welches dem Vf. Gelegenheit giebt von den Wahabiten zu handeln. Doch davon nachher mehr. Die Angriffe dieſer Sectirer auf Baſſora

Digitized by Google

fora sind durch die Araber von Zibes und durch die Muntefiks zurückgeschlagen, denen die Regierung für die Vertheidigung der Stadt jährlich 100000 Piaster Hülfsgelder bezahlt. Bassora ist noch jetzt die allgemeine Niederlage des Kaffees von Mocha, der Perlen von Baharein, der reichen Producte von Indien (für *Leinwand* in der Note * S. 42. lese man *Kattun*) und Persien, welche die arabischen und englischen Schiffe täglich ausladen, um sie gegen Silber, Gold, Kupfer, Datteln und europäische Waaren einzutauschen, welche durch Syrien über Bagdad hieher kommen. In Korna am Zusammenfluss des Tigris und Euphrats unterhält der Pascha eine Besatzung von 500 Janitscharen. Die Portugiesen hatten hier ehemals ein Handelshaus. Ein französischer Agent, wenn die Dinge einmal eine andere Gestalt annehmen sollten, würde die Lage des Orts zu benutzen wissen, von der die trägen und sorglosen Türken keine Vortheile ziehen. Die Handelsverbindungen zwischen Bir, ungefähr fünf Tagereisen von Aleppo und Hilla zu Wasser auf dem Euphrat, welche vor 40 Jahren lebhaft waren, haben jetzt ganz aufgehört; die Fahrt von Hilla nach Bassora auf dem Euphrat und von Bagdad nach derselben Stadt auf dem Tigris hat indels noch immer ihren Fortgang. Die Schifffahrt auf dem Tigris von Mossul nach Bagdad wird auf einer Art von platten Flössen betrieben, welche Keleken (*Niebuhr* schreibt Kelleks) heissen. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über die Flüsse Euphrat und Tigris, und den Verein derselben Schat-ul-Arab, und die Art wie man auf Schläuchen über sie zu setzen pflegt, werden einige Ortschaften an den Ufern derselben angeführt, und die Ursachen, die den Ackerbau in dem Paschalik niederdrücken, angezeigt. Wenn wir die S. 53. 54. angeführten Oerter und Völkerschaften mit Tafel 40. 41. in *Niebuhrs* Reisebeschreib. Th. 2. vergleichen, so finden wir jene fast insgesammt auf diesen. Sukelschiuk, das oberhalb Mansuria am linken Ufer des Euphrat liegen sollte, fehlt bey *Niebuhr*, so wie der Name des Flusses Senne der von Haviza kommt. Kut heisst bey *Niebuhr* Kud, Arge Ardsje, Semawat Semaue, und werden auch als Marktflecken bezeichnet. Die grose Horde der Kezailen sind bey *Niebuhr der Stamm Chasael*, und Nemnun ist sein Lemlum, wie aus der Entfernung und Lage gewis ist. Da *Danville* in seiner Karte *l'Euphrate et le Tigre* mit *Niebuhr* in der Rechtschreibung Lemlum übereinkommt, so mag wohl die des Vfs. Nemnun die unrichtige seyn. Was der Vf. von dem Stamm der Kezailen sagt (S. 54.), dass sie kriegerisch, immer im Empörungsstand gegen die türkische Regierung, Glaubensgenossen der Schiiten sind, in schlechten Strohhütten wohnen, behauptet *Niebuhr* B. II. 246. 251. von Stamme Chasael. Diwanieh ist *Niebuhrs* Divanie, und Romeya Rumahie. Der Vf. hält es für gewis, dass wenn eine europäische Regierung von der Pforte die Erlaubnis erlangen würde, in den Umgebungen von Hilla (*Nieb.* Helle) wo das alte Babylon gestanden hat, nachgraben zu lassen, für die Alterthumswissenschaft wichtige Entdeckungen gemacht werden würden. Die Oerter Imam-Hussein und I. Ali heisen bey *Niebuhr*, Mesched Hössein und M. Ali, womit *Danville's* Mesjid Hossein und M. Ali übereinkommt (*). Der König von Persien Aga-Mohammed-Khan liess vor 12 Jahren die Thüren und das Helmdach (Kuppel) der Moschee des Imam Hussein mit vergoldeten Kupferplatten bekleiden, welches 5 Millionen Piaster kostete. Die Wahabiten, 15000 Mann stark, plünderten 1801 die Stadt, und schleppten die unermesslichen Schätze, welche sich allmälig in dem Heiligthum des Imam Hussein angehäuft hatten (zur Zeit *Niebuhrs* a. a. O. II. 267. waren weit mehr Kostbarkeiten im Tempel Ali), auf 200 Kameelen hinweg. Seit der Zeit hat der König von Persien den Ort wieder herstellen lassen, und der Pascha hält jetzt darin eine Division Lavenden, um ihn gegen einen neuen Ueberfall zu sichern (Lavend heisst die Cavallerie des Pascha. (s. *Nieb.* S. 327.). Die Moschee zu Imam Ali ist wie jene prächtig und geziert. Die hier aufgehäuften Schätze sind nach Imam-Mussa bey Bagdad gebracht, damit sie nicht den Wahabiten in die Hände fallen; der Vf. verfolgt darauf den Euphrat bis an den Fluss Khabur (Chaboras der aus biblischen und nicht-biblischen Schriftstellern bekannt ist), der auf dieser Seite dem Paschalik zur Grenze dient. Er geht alsdann zum Tigris zurück, und beschreibt ihn Strom aufwärts d. i. nordwärts von Amara bis Mardin den Grenzort des Paschalicks von der Nordseite. Amara ist auf *Danville's* Karte unter 32°, 10' N. B. Hat der Vf. Recht, so hätte der von da aus gehende Kanal nicht bey Mansurieh, sondern höher hinauf, jedoch unterhalb Argieh, in den Euphrat fallen sollen. Wenn man die (S. 72.) in Osten von Bagdad angeführten Oerter auf der Karte sucht, so findet man nur Mendely (Mendali) und zwar nicht am Fl. Diala, wo er zufolge des Vfs. seyn sollte, sondern am Ahtab südlich vom Diala. Man kann daraus auf die Unvollkommenheit unsrer geographischen Notizen von diesem Lande schliesen. Denn von den auf der Karte nicht befindlichen sechs Dörfern sagt der Vf., dass sie mit Gärten und grünenden Feldern umgeben sind. Die zwischen Bagdad und Kerkuk liegenden Dörfer sind nach dem Vf. (S. 73.) folgende: Yenguigeh, Dokala, Delliabas, Karatepeh, Kiffri, Duzekurmaty und Tessin. *Niebuhr* der von Bagdad auf Mosul den Weg über Kerkuk und Arbil nahm, bemerkt deren mehrere, wovon wir nur die, welche mit jenen einerley sind, oder zu seyn scheinen, hersetzen wollen: Djedide, Dochale, Delli Abbas, Karatöppe, Jengikiffri, Eski Kiffri, Dus Churmatu, Terdjil. Von Kerkuk geht der Weg auf Arbil über Altunkupri. Der Vf. irrt sich, wenn er diesen Flek-

ken

(*) Beyläufig bemerken wir, dass *Niebuhr* B. II. 254. statt مشهد hätte schreiben sollen مسجد *Tempel*, welches sowohl aus seinen eigenen Worten als aus der Danvilleschen Schreibart Mesjid erhellet.

Digitized by Google

ken an den grofsen Zab setzt. Denn er liegt an dem kleinen. Die von Mossul und andern Städten angegebene Polhöhe (S. 76.) ist nicht die von *Niebuhr* observirte. Die Umgebungen von Mosul sind sehr fruchtbar und reizend; daher sie auch den Beynamen der grünenden hat. Die Christen treiben nützliche Künste und Handwerke, als Färberey, Leinwanddruckerey, Lohgerberey, Steinschneidekunst und andere; wodurch *Niebuhr* a. O. (S. 365.) ergänzt wird. Mardin enthält beynahe so viele Christen als Türken; jene geniefsen eine grofse Freyheit und besitzen prächtig gebaute Kirchen. Beides ist wohl in Vergleichung mit dem Zustande, worin Christen und christliche Kirchen in andern türkischen Städten zu seyn pflegen, zu verstehen. Südlich von Mardin liegt das Gebirge Sindschar (Sinjar) wo die Yeziden wohnen, von denen hier etwas und im 3. St. der Beyträge des Hn. *de Sacy* mehr gesagt wird. Von Kurdistan gehört der südliche Theil, welcher der gröfsere der Provinz, gebirgig und mit Waldungen bedeckt ist, dem Pascha von Bagdad, der nach Belieben die Oberhäupter ein- und absetzt. Es sind deren fünf, und jeder hat seinen besondern Kreis; der von Karascholan und Zehaw liegt im Süden, der von Suleimanich in der Mitte, und der von Koisangiak und Amadia im Norden. Diese Nachricht dient zur Bestätigung der von *Niebuhr* a. O. S. 330 u. f. gegebenen. Er unterscheidet drey Oberhäupter, die sich Paschas nennen, und nur einen Rofsschweif vom Pascha zu Bagdad haben, Kalla Djolan, Koi Sandsjak, und den zu Sehau residirenden. Aufser diesen gäbe es noch kleine Herrschaften die dem zu Bagdad residirenden Pascha Tribut oder Geschenke bezahlen, unter denen Amadia zuerst genannt wird. Alle diese lassen sich in den von dem Vf. genannten leicht wieder finden, und wäre nur noch Suleimanieh übrig. Die Kurden legen sich mehr als die Araber auf den Ackerbau, und stehen ihnen auch im Kunstfleifse nicht nach. Die Bilbas auf den Gebirgen die sich von Persien über Kurdistan hinaus erstrecken, sind sehr kriegerisch, lagern sich im Winter in den Ebenen von Erbil, und kehren im Frühling nach ihren Felsen zurück, die die Schutzwehr ihrer Freyheit und Unabhängigkeit sind. Da die Versuche der Oberhäupter von Karascholan und Amadia, sich ganz unabhängig zu machen, gescheitert sind, so geniefst jetzt Kurdistan eine vollkommene Ruhe. Es folgt ein Ueberblick der Eigenschaften und Lebensart die den Arabern eigenthümlich sind, und ein Verzeichnifs der unter dem Paschalik von Bagdad stehenden Stämme, das wir, um nicht zu weitläuftig zu werden, mit *Niebuhr* und andern nicht vergleichen wollen. Wir haben auch jene Anmerkungen nur mitgetheilt, um zu zeigen, wie viel hier noch von dem französischen und deutschen Herausgeber, wovon der letztere *Niebuhr* oft citirt, hätte geleistet werden können, wenn sie diesen Aufsatz genau hätten prüfen wollen. Zuletzt eine Nachricht von dem jetzt noch in Bagdad bestehenden Handel, der, obgleich er durch die angeführten Ursachen zerrüttet worden ist, dennoch beträchtlich genannt werden kann.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

PHILOLOGIE.

Berlin, b. Schöne: *Lateinische Grammatik für Schulen.* Herausgegeben von *Karl Friedrich August Brohm*, Königlichem Professor am berlinisch-kölnischen Gymnasium zu Berlin.

Auch unter dem Titel:

Compendium Grammaticae latinae nach Anleitung der gröfsern lateinischen *Grammatica marchica* für Schulen herausgegeben u. s. w. 1813. VIII u. 408 S. 8. (12 gr.)

Da die gröfsere und kleinere lateinische märkische Grammatik welche den im J. 1727 zu Berlin verstorbenen Rector des kölnischen Gymnasii *Christian Rubin* zum Verfasser hatte, und sich durch Methode und Gründlichkeit auszeichnete, schon seit einiger Zeit vergriffen war, und noch ihre Freunde fand, so entschlofs sich der Vf. zur Umarbeitung dieses Werkchens, welches für Anfänger bestimmt ist. Im Wesentlichen liegt die gröfsere märkische Grammatik zum Grunde, aber man sieht mit Vergnügen, dafs der Vf. sehr viele Erweiterungen und Veränderungen, wie sie in unsern Zeiten zu geben waren, sorgfältig beygebracht, und manches Unzweckmäfsige weggelassen hat. Ueberall bemerkt man, dafs der Vf. mit seiner Zeit Schritt gehalten hat, und dafs ihm das Bessere nicht unbekannt, und so viel es dienlich war, von ihm benutzt worden ist. Wir billigen es, dafs er in Hinsicht der Verskunst, nach Angabe der Regeln für dieselbe, blofs die *jambos senarios* und den Hexameter und Pentameter behandelt hat. Zum ersten Anlauf ist dieis hinreichend. Einige Unrichtigkeiten sind uns aufgestofsen. *Bussus* ist S. 38. feine Leinwand genannt, da es doch Baumwolle bedeutet, wie *Reinh. Forster* schon vor 40 Jahren gezeigt hat, und *glis* ist nicht Ratte, wie S. 63. steht, denn diese kannten die Römer nicht: vielmehr mufs man darunter die Rollmaus, Billig, Willig, *loir*, verstehen, dieis ist der Fall mit andern ihm ähnlichen. Druckfehler sind uns, einen (S. 398.) ausgenommen, nicht aufgestofsen. Hier sind *far*, *lar*, *par* als kurz bezeichnet, da sie doch das Zeichen der Länge haben müfsten. — Da dieis Werkchen ein Schulbuch seyn soll, so wäre es sehr zweckmäfsig gewesen, wenn wenn das was auswendig gelernt werden soll, als solches gedruckt und ausgezeichnet worden wäre. Für einen höhern Cursus würde eine weiter ausgeführte Sprachlehre nun noch nöthig seyn, zu welcher wir den Vf. um so mehr aufmuntern, da uns gerade eine solche noch fehlt, welche, so viel möglich, auf die Gründe der Regeln und des Gebrauchs zurückgeht, sie auseinander setzt, durch Vergleichung mit andern Sprachen deutlich macht, kurz alles philosophisch behandelt, und erschöpfend darstellt.

Digitized by Google

ARZNEYGELAHRTHEIT.

VENEDIG, b. Pasquali: *Jacobi Rezziae* Larienſis olim anatomes, nunc phyſiologiae profeſſoris in regia academia Ticinenſi *ſpecimen obſervationum academicarum et pathologicarum.* 1802. VIII und 108 S. 8.

Dieſe kleine Schrift enthält *vier* Reden, welche ihr verdienter Vf. ſchon vor mehrern Jahren bey Gelegenheit von Promotionen hielt und einen Brief von dem berühmten *Teſta* an ihn.

Die *erſte* und *zweyte* Rede handelt: „*de viſcerum quam dicunt obſtructione cum molis incremento.*" Nach der gewöhnlichen Meinung rührt nicht etwa bloſs das Schwinden, ſondern auch die Vergröſserung der Unterleibseingeweide von Verſtopfung der ernährenden Gefäſse durch die in ihnen enthaltenen Flüſſigkeiten her. Schon der Widerſpruch, der in dem Hervorgehen zweyer ganz entgegengeſetzter Zuſtände aus derſelben Urſache liegt, veranlaſste den Vf. zu Zweifeln an der Richtigkeit dieſer Meinung, welche durch eigends angeſtellte Unterſuchungen zur Gewiſsheit erhoben wurden. Er fand namentlich immer ein conſtantes directes Verhältniſs zwiſchen der Gröſse und dem Gewicht der Eingeweide und dem Durchmeſſer ihrer, ſowohl arteriöſen als venöſen Gefäſse, der Stämme ſowohl als der kleinſten Zweige. Nicht bloſs waren die Gefäſse mit Vergröſserung des Eingeweides vergröſsert, ſondern auch bey geſchwundnen Theilen in demſelben Maaſse verkleinert, wie ja auch unterbundne Gefäſse nicht anſchwellen, ſondern obliteriren. Auch geht bey angeſchwollnen Eingeweiden die Injectionsmaſſe mit leichterer Mühe aus den Arterien in die Venen über als im normalen Zuſtande. Man muſs daher gerade auf eine entgegengeſetzte Weiſe, durch Vergröſserung der Gefäſse und dadurch bewirkte ſtärkere Ernährung, die Vergröſserung dieſer Organe erklären, gerade wie auch nach Unterbindung der Nabelgefäſse ſich die untern Extremitäten, nach Verſchlieſsung des eyrunden Loches die Lungen, durch Uebung alle Organe ſich vergröſsern. Auch kann man die gewöhnlich vorhandene Umwandlung der normalen Textur nur auf dieſe Weiſe befriedigend erklären, indem die Lebensthätigkeit derſelben zugleich umgeſtimmt wird. Gedanken, die auch noch jetzt wohl von manchem praktiſchen Arzte zu beherzigen ſind, der von Obſtructionen träumt, wo das Gegentheil ſtatt findet, und deren Richtigkeit Rec. durch Verſuche und Beobachtungen häufig beſtätigt gefunden hat.

Die *dritte* Rede handelt: „*de peculiari valvulae Bauhini machinatione.*" Der Vf. fand bey einem erwachſenen Menſchen den dünnen Darm nicht von dem dicken plötzlich und durch einen Abſatz getrennt, ſondern, in ſeinen untern Ende beträchtlich erweitert, allmählig in denſelben übergehend und mit einer runden, weiten Oeffnung in ihn geöffnet. Auch war der Blinddarm nicht vom Wurmfortſatze abgeſetzt, groſs, rund, ungleich, ſondern gieng unmittelbar in ihn über, gerade wie beym Fötus. Es war alſo in der That keine Bauhinſche Klappe vorhanden, ein Mangel, der indeſſen durch die Anweſenheit ſehr ſtarker, vielfach verſchlungner, vom Krummdarm zum dicken Darm gehender Muskelfaſern erſetzt wurde, wenn gleich im Tode Luft mit gröſster Leichtigkeit aus dem dicken Darme in den dünnen getrieben wurde. Eine höchſt intereſſante Beobachtung, indem dieſe Bildung, die offenbar in einem Verweilen auf einer frühern Bildungsſtufe begründet war, beweiſt, daſs die von der Structur der Bauhinſchen Klappe für die Meinung, daſs ſie durch die Ablöſung des Darmkanals von dem Nabelbläschen entſtehe, und daſs der Wurmfortſatz der Reſt dieſer ehemals ſtatt findenden Verbindung ſey, entlehnten Gründe nicht haltbar ſind, indem ſie ihre beweiſende Kraft verlieren, wenn, wie in dieſem Falle, keine Bauhinſche Klappe vorhanden war. Zugleich iſt dieſe Bildung als Thierähnlichkeit merkwürdig, ſofern bey mehrern Thieren, wenn gleich ein Unterſchied zwiſchen dünnem und dickem Darm vorhanden, dennoch nicht durch eine deutliche Klappe ausgeſprochen iſt.

Die *vierte* Rede: „*nonnulla de lymphaticorum vaſorum hiſtoria ac glandularum conglobatarum uſu in animali oeconomia*," liefert einen kurzen Abriſs der Geſchichte des Lymphſyſtems. Der Vf. ſchreibt nur den Lymphgefäſsen das Einſaugungsgeſchäft zu und ſieht die Drüſen dieſes Syſtems als Secretionsorgane zur Verdünnung der Lymphe an, um auf ihrem langen Wege die Gerinnung zu verhüten, ohne auf die Umwandlung ihrer Elemente durch die Drüſenſecretion, welche wahrſcheinlich wichtiger iſt, Rückſicht zu nehmen. Auſserdem enthält eine Note eine gute Beſchreibung eines von ihm gefertigten Präparats der Lymphgefäſse der untern Extremitäten.

Die in Briefform geſchriebne *Teſta'ſche* Abhandlung erläutert die Lehre von der regelwidrigen Vergröſserung der Eingeweide und leitet die gröſsere Häufigkeit derſelben, ſo wie der in ihnen vorkommenden Afterorganiſationen überhaupt, von ihrem Reichthum an Zellgewebe her.

Auſserdem ſind dem Werke drey gut geſtochene Kupfer angehängt, von welchen das erſte die in der *dritten* Rede beſchriebene regelwidrige Bildung der Bauhinſchen Klappen, das zweyte die Lymphgefäſse der Drüſen eines Theiles des Leerdarms nebſt ſeinem Gekröſe, das dritte die vom Rücken, dem ſeitlichen und dem hintern Theile der äuſsern Fläche der Bruſthöhle zu den Achſeldrüſen gehenden gleichnamigen Gefäſse darſtellt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

ERDBESCHREIBUNG.

WEIMAR, im Verl. d. Induſtrie-Comptoirs: *Bibliothek der neueſten und wichtigſten Reiſebeſchreibungen* zur Erweiterung der Erdkunde — — geſammelt und herausgeg. von *M. C. Sprengel*, fortgeſetzt von *T. F. Ehrmann* u. ſ. w.

(*Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

2) Hiſtoriſche Nachricht von den Wahabiten (S. 106 — 156.), von dem Vf. der vorhergehenden Abhandlung. Wenn S. 107. geſagt wird daſs *Niebuhr* und andere Reiſende ſie als eine unberühmte und elende, in einem Winkel von Arabien verbannte Deiſten-Secte geſchildert haben, ſo müſſen wir unſern *Niebuhr* ausnehmen. Dieſer, vielleicht der erſte in Europa, der ihrer gedacht, hat ſie ſehr gut gekannt, und groſse Erwartungen von ihr gehegt, die zum Theil durch die Zukunft beſtätigt ſind. Er fängt ſeine ſchätzbaren Nachrichten von ihr: *Beſchreibung von Arabien* (S. 345 — 349.) mit der Bemerkung an, daſs in der Provinz Elared eine neue Secte oder eine neue Religion entſtanden, *die vielleicht mit der Zeit groſse Veränderung in der bisherigen Religion und Regierungsform der Araber erregen kann.* Es thut uns leid, daſs dieſe Stelle von dem Herausgeber überſehen worden iſt. Denn ihm gebührte es, die Ehre unſers Landmanns zu retten. Aber auch andere in Deutſchland haben jenes Buch nicht als eine vorzügliche Quelle, woraus die Geſchichte und Religion der Wahabiten zu ſchöpfen iſt, angeführt. *J. D. Michaelis* in der Recenſion dieſes Werkes *Orient. und Exeget. Bibliothek* 4ter Th. S. 64 u. f. hat den Leſer auf den neuen Reformator oder Reiniger der Mohammedaniſchen Religion nicht aufmerkſam gemacht. *Ständlin Magazin für Religion-, Moral- und Kirchengeſchichte* I. 510. kennt ihn aus *Archenholz* Minerva und III. 213. wiederholt er einen Bericht, der in die Allgem. Zeitung aus dem Pariſer Moniteur 1803 aufgenommen war; *Niebuhren* hat er nicht geleſen, welches ſchon daraus klar iſt, daſs er ſeinen Namen Abdul Wechab, nicht Abd ul Wahab ſchreibt, welche Schreibart als die richtige aus der vorliegenden Nachricht dargethan werden kann. Ihr zufolge iſt nun nicht Abd el Wahab von dem Stamme der Negedis, ſondern deſſen Sohn Scheikh Mohammed, der Stifter der Secte. Indeſſen wird ſie doch nach ſeinem Vater genannt, weil nach einer in Arabien ausgebreiteten Sage ſeinem Groſsvater Suleiman im Traume verkündiget war, es würde ſein Sohn der Stifter einer neuen Macht werden und ſich alle arabiſche Stämme in der Wüſte unterwerfen. *Niebuhr* erzählt auch, daſs nach Abd ul Wahabs Tode ſein Sohn Mohammed in die Fuſstapfen des Vaters getreten und jetzt gleichſam Papſt in Elared ſey. Elared iſt aber eine von den beiden Provinzen, in welche die Landſchaft Nedsjed (Ne-dsjed auszuſprechen, arabiſch نجد) eingetheilt wird, und hier iſt unſtreitig der Stamm der Negedis zu ſuchen. *Niebuhr* gedenkt der Reiſen, die Abd ul Wahab nach Baſſora, Bagdad, und in Perſien gemacht, und daſs er nach ſeiner Zurückkunft in Nedsjed (Neged) ſeine neuen Religionsmeinungen unter ſeinen Landsleuten ausgebreitet, und ſich die Gunſt verſchiedner Scheiks in Elared erworben hat. Der vorliegende Bericht erzählt von dem Sohne, Mohammed, daſs er ſich die Gunſt eines mächtigen Mannes in Mecca, Damaſk, Bagdad und Baſſora habe verſchaffen wollen, daſs er aber abgewieſen ſey, und nach ſeiner Zurückkunft in Arabien an Ebn Sahud (nicht Schoud wie bey *Ständlin* a. O. S. 214.), dem Fürſten von Drehyeh und Lahſa eine Stütze und eifrigen Anhänger ſeiner Lehre gefunden habe. Drehyeh iſt Daraie bey *Niebuhr* (S. 343.), auf der groſsen *Danvilleſchen* Karte Deraie unter 26° N. B., 63 O. L. in der Provinz Neged el Ared, und Lahſa iſt Ahſa oder Lehſe auf der Karte, um ein paar Grade mehr öſtlich und einen Grad mehr nördlich. *Niebuhr* hat eine Landſchaft Lachſa oder Hadſjar (Heger auf der *Danvilleſchen* Karte) oder Bahrein an der Weſtküſte des perſiſchen Golfs in der Nähe von Baſra auf der 19ten Tafel und S. 339. Nach dem vor uns liegenden Berichte S. 115. Note *) liegt Drehyeh ungefähr 90 franz. Meilen in Oſten (lies *Weſten*) von Baſſora. Mit dem Cirkel meſſen wir 110 Lieues. *Niebuhr* hatte keinen Wahabiten kennen gelernt, aber von Arabern einige Nachrichten, ihre Religionsmeinungen betreffend, eingezogen. Ein Araber, der viel in der Wüſte gereiſt war, und am beſten unterrichtet ſeyn wollte, erzählte ihm: Abd ul Wahab lehre ſeine Schüler Gott als den Regierer und Schöpfer aller Dinge zu verehren und anzubeten, im Gebete ſey weder des Mohammed noch irgend eines andern Propheten oder Heiligen, und ſelbſt nicht ſeines eigenen Namens zu gedenken, weil dieſes zur Abgötterey Anlaſs geben könne; Mohammed, Chriſtus, Moſes und viele Tauſend andere, welche die Sunniten unter die Zahl der Propheten ſetzen, ſeyen bloſs als groſse und würdige Männer anzuſehn, deren Geſchichte man, ohne eine Sünde zu begehen, leſen und hören könne; durch göttliche Eingebung oder vom Engel Gabriel ſeyn aber niemals Bücher geſchrieben worden. Die neuere Dar-

Digitized by Google

Darſtellung der Lehre der Wahabiten kommt mit der Niebuhrſchen überein. Ihr zufolge beſteht die Grundlehre ihres Glaubens darin, das Daſeyn eines einzigen anbetungswürdigen Gottes anzunehmnn, jede andere Gottesverehrung, welche Geſchöpfe zum Gegenſtande hat, zu verwerfen, dem Mohammed die Prophetenwürde ſtreitig zu machen, in ihm nur einen gerechten und tugendhaften Mann zu erkennen, welcher ſeiner Frömmigkeit wegen von Gott geliebt und der Vollſtrecker ſeines göttlichen Willens zu werden verdiente. Von der bekannten Glaubensformel der Mohammedaner wird der letzte Theil oder das Bekenntniſs, daſs Mohammed der Geſandte Gottes ſey, weggelaſſen, und nur der erſte, es ſey kein andrer Gott als Gott, angenommen. Man kann ſie, ſetzt der Vf. hinzu, für reine, übrigens durch eine auſserordentliche Religionsſchwärmerey verblendete Deiſten anſehen. Sie haben offenbar mit der Partey, welche unter den neuern Theologen Deutſchlands die Rationaliſten heiſsen, viel ähnliches, und es iſt merkwürdig daſs man zu der Zeit, als man im nördlichen Europa der Vernunft ihre durch die poſitive Dogmatik geraubten Rechte vindicirte, ein gleiches im ſüdlichen Aſien geſchehen iſt. So wie ein berühmter Theolog unſrer Zeit die *Chriſtolatrie* als die Quelle vieles Unheils anſah, ſo eifern jene Sectirer gegen die *Mohammedolatrie*. So wie die Rationaliſten die Bibel im Ganzen beybehalten, und die durch ſie ſanctionirten Gebräuche nicht abſchaffen wollen, ſo machen es auch die Wahabiten in Anſehung des Korans, der den Religionsübungen zur Grundlage dient. Sie haben daher die Gebetsformeln, Abwaſchungen, Faſten und andere Ceremonien, welche der Koran vorſchreibt. In ihren Moſcheen, die jedoch von allen Verzierungen entblöſst ſind, und die weder Thürme noch Kuppeln haben, werden in den Gebetsſtunden Stellen aus dem Koran vorgeleſen, und jeder verrichtet daſelbſt ſeine Andacht, ohne des Namens Mohammed dabey zu gedenken. Darin unterſcheiden ſich aber die Rationaliſten von den Wahabiten, daſs jene von aller Schwärmerey frey, gegen Dogmatiker und alle andern Parteyen tolerant ſind, auf jede andere Macht als die der Wahrheit verzichten, durch ſchlichte und ungeſchminkte Darlegung der Gründe über die bisherigen Irrthümer ſiegen, und alle äuſsere Gewalt ihren Meinungen Eingang zu verſchaffen, verabſcheuen; dieſe aber oder die Wahabiten blutdürſtige Schwärmer und äuſserſt intolerant ſind, am meiſten gegen die, welche dem Mohammed die gewöhnliche Verehrung bezeugen, mit dem Schwerte in der Hand nach dem Beyſpiele, welches Mohammed bey der Bekanntmachung ſeiner Religion gegeben, ihre Auslegung des Korans andern aufdringen, und den Tod denjenigen androhen, welche dieſe nicht annehmen wollen. Durch die Siege des vorher gedachten Ebn Sehud und nach deſſen Tode, durch die ſeines Sohns Abd Elaziz, welcher, nachdem er 1803 geſtorben iſt, ſeinen Sohn Sehud zum Nachfolger gehabt hat, iſt die Lehre der Wahabiten in kurzer Zeit in der weiten Wüſte zwiſchen dem rothen Meere und dem perſiſchen Meerbuſen, welche ſich von dem Innern Arabiens aus bis nach Aleppo und Damask erſtrecket, verbreitet worden. Schon *Niebuhr*, zu deſſen Zeit der Wahabatiſm erſt in ſeiner Entſtehung war, bemerkt, daſs Mohammed der Sohn des Abd ul Wahab, und ſeine Anhänger die Sunniten, die ſo halsſtarrig waren, daſs ſie die Religion ihrer Vorfahren nicht verlaſſen wollten, dergeſtalt drücken, daſs ſchon viele ihr Vaterland verlaſſen, und in fremden Ländern ihre Freyheit und Sicherheit geſucht hätten. Dieſe Unterdrückungen und Gewaltthätigkeiten haben nachher auf eine fürchterliche Weiſe zugenommen. Im J. 1801 befahl die ottomanniſche Pforte dem Paſcha von Bagdad, der anwachſenden Macht der Wahabiten Einhalt zu thun. Der gegen ſie geſchickte Kiaja des Paſchas hätte ſie ganz aufreiben können, wenn nicht ihr Anführer Ebn el Aziz durch Beſtechung der drohenden Gefahr entkommen wäre. Bald nachher überfiel Ebn el Aziz die Stadt Imam Huſſein und die daſelbſt geraubten Schätze und verübten Grauſamkeiten verbreiteten groſses Schrekken über Bagdad und erregten nicht geringen Unwillen in Perſien. Sein Sohn Sehud marſchirte gegen Mecca, welche Stadt von den Wahabiten als eine heilige Stadt angeſehen, und worin die Kaaba (Tempel), mit Ehrfurcht von ihnen behandelt wird, bemächtigte ſich derſelben ohne Widerſtand, verübte keine Gewaltthätigkeit, als daſs etliche 20 Scheikhs, welche die Religion dieſer Sectirer öffentlich verdammt hatten, ermordet wurden, ſetzte Abd Almain, der ſich gegen ſeinen Bruder in ſeinen Schutz begeben hatte, zum Scherif ein, zerſtörte die Buden und Niederlagen, welche von den Türken angelegt waren, nahm den koſtbaren goldgewirkten Teppich, der das Grab Abrahams bedeckte, hinweg, und eignete ſich die daſelbſt befindlichen Gegenſtände des Luxus zu. Der eingeſetzte Scherif muſste aber nicht lange nachher ſeinem Gegner Platz machen, und die von Sehud zurückgelaſſene Beſatzung wurde von den Einwohnern vertrieben, als Sehud Dſchidda vergeblich belagert, und Medina weder mit Gewalt noch durch Liſt hatte erobern können. Dieſe Unglücksfalle nöthigten Sehud nach Drehyeh, der Hauptſtadt der Wahabiten, zurückzukehren. Das tragiſche Ende des Abd Elaziz erregte hier bald nach der Rückkehr ſeines Sohnes ein noch gröſseres Schrecken. Jener ward 1803 von einem Perſer, gebürtig aus Imam Huſſein, ermordet, der den Tod ſeiner Söhne, die in dem Blutbade der Stadt umgekommen waren, hatte rächen wollen. Der Mörder wurde verbrannt, und Sehud durch einſtimmige Wahl der Horde zum Nachfolger in der Regierung ernannt. Die Wahabiten, ſo ſehr auch ihre Hitze durch die letzten Ereigniſſe hätte abgekühlt werden können, fuhren in ihren Eroberungen fort. Das zeigen die Briefe aus Aleppo vom Auguſt 1806, März 1807 und aus Bagdad vom Julius 1807, aus denen Auszüge mitgetheilt werden. Die Karavane der frommen Pilger, die 1806 nach Mecca reiſten, ward geplündert, und der heilige Mahmel oder der Koffer mit den Geſchenken des Groſs-Sultans

Digitized by Google

tans für die heilige Stadt unterbrochen. Die Pilger, welche Mecca erreichten, fanden daſelbſt alles zerſtört bis auf die Kaaba, welche ſtehn geblieben war. Mecca und Medina waren in den Händen der Wahabiten. Ein anderer Haufen, der nach Zeber (Zobeir), Baſſora und Imam Ali aufgebrochen war, ward zurückgeſchlagen. Sie ſuchten darauf in Meſopotamien vorzudringen, und es gelang ihnen auch, Ana am Euphrat zu erobern, wo ſie den groſsten Theil der Einwohner ermordeten, und mit Beute beladen zurückkehrten. Der Herausgeber ſetzt hinzu, daſs nach dem Journal des Hn. *Ange de Gardane*, der zu Anfang des J. 1808. durch Bagdad reiſte, die Wahabiten welche 300000 Mann ins Feld ſtellen können, die Stadt Damask beſitzen, und die umliegende Gegend bedrohen.

Der Correſpondent, der die vorſtehenden Nachrichten von dem Paſchalik Bagdad und den Wahabiten mitgetheilt, hat im September 1810 die nachherigen Begebenheiten nach Paris berichtet, die in den *Annales des voyages par Malte Brun*, von welchem wichtigen Werke wir uns vorbehalten, ein andermal ausführlich zu handeln, *Tome XIV.* S. 102 — 112. unter dem Titel: *Nouveaux renſeignemens ſur les operations militaires des Wahabis depuis l'année* 1807 *jusqu'au milieu de* 1810 zu leſen ſind. Hier iſt ein Auszug daraus. Nach der Eroberung der Stadt Ana 1807 ſind die Pilgerreiſen nach Mecca aus Furcht vor dieſen Fanatikern eingeſtellt. Im J. 1808 forderten ſie die Einwohner von Damask auf, ihre Lehre und Gebräuche anzunehmen, oder gewärtig zu ſeyn, daſs ſie insgeſammt niedergemetzelt würden. Der Gouverneur gebrauchte Liſt, verlangte zu capituliren, und verſprach die Einwohner zu einer geſchwinden Bekehrung zu überreden, lieſs auch zum Anſchein verordnen: die Moſcheen niederzureiſsen, die öffentlichen Kaffeehäuſer aufzuheben, und alle Gebräuche, die dem Geiſte des Wahabiſm zuwider waren, abzuſchaffen. Die Wahabiten wurden hierdurch hintergangen, und verſprachen, den Pilgern gegen eine ſtarke Vergeltung das Geleite zu geben. Auf dem Wege nach Mecca entſtand ein Zwiſt unter den Pilgern und ihren Begleitern. Die Wahabiten plünderten das Gepäck der Pilger, und zwangen ſie, nach Damask zurückzukehren. Sie belagerten Damask aufs neue. Der Gouverneur hatte aber mittlerweile die Stadt in guten Vertheidigungsſtand geſetzt. Die Wahabiten waren genöthiget, ihren Plan aufzugeben, und zogen ſich zurück, nachdem ſie die Umgebungen der Stadt verwüſtet hatten. Die Pilger aus Perſien und Indien, welche den Weg nach Mecca über den perſiſchen Meerbuſen genommen hatten, wurden von den Unterthanen des Sehud gut behandelt, und konnten in aller Ruhe ihre Andachtsübungen verrichten. Sehud machte ſich auch gegen Feth-Ali Schah, den perſiſchen Monarchen, ein Verdienſt daraus, daſs er die Pilger auf ihrer Reiſe beſchützt hätte, und dieſer gab ſeinem Sohne Huſſein-Ali-mirza, Gouverneur von Farſiſtan und den Seeküſten, Befehl, mit Sehud ein gutes Vernehmen zu unterhalten, das auch ſeit der Zeit nicht unterbrochen worden iſt. Durch die Vermittelung des britiſchen Agenten zu Baſſora Hn. Maneſty, ward er auch der Theilnahme der oſtindiſchen Compagnie an dem glücklichen Fortgange ſeiner Waffen verſichert. Die Compagnie ſoll ihm auch reiche Geſchenke und Waffen-Vorräthe aller Art geſchickt haben, die zu El Katif, einem Hafen an der Weſtküſte des perſiſchen Golfs, der unter der Herrſchaft der Wahabis ſteht, gelandet wurden. Um eben die Zeit forderte Sehud die Einwohner von Bagdad auf ſich ihm zu unterwerfen. Suleiman Paſcha verſtärkte ſogleich die Garniſonen in Hilla, Imam-Huſſein und den benachbarten Oertern, dergeſtalt, daſs als im Junius oder Julius 1808 die Wahabiten den Verſuch machten, Imam Huſſein mit Sturm einzunehmen, ſie zurückgeſchlagen wurden, und ſich nach Schefata begaben, einem volkreichen Dorfe, in der Wüſte von den Arabern Hoſſeinies bewohnt, die ihre Waffen, Ammunition, Vieh u. ſ. w. an ſie abliefern muſsten. Sie erlitten noch andre Niederlagen in der Statthalterſchaft Bagdad zu Semawat und Suk-elchiuk von den Munteſiks. Eine Diviſion von ihnen, welche ſich nach Syrien gewagt hatte, wurde von den Arabern Fedhan ganz aufgerieben. Ein gleiches Schickſal hatte ein andrer Haufen zu Hama; von welcher Zeit an man nichts mehr von ihren Feindſeligkeiten gehört hat. Auf dem perſiſchen Golf waren ſie glücklicher. Ihre ſeit 1809 wachſende Marine beunruhigte die Schifffahrt der Araber, Perſer, ſogar der Engländer, die endlich ihren Seeräubereyen ein Ende machten, und die Verbindungen zwiſchen Baſſora, Maſcate, Indien, und den perſiſchen Hafen wieder herſtellten. Gegen Ende 1809 ſchickte das Gouvernement zu Bombay eine Eſkader von 4 Fregatten, 3 Schalupen, 11 bewaffneten Boten mit Landungstruppen, die vereinigt mit der Flotte des Imam von Maſcate einen vollſtändigen Sieg über die Seeräuber davon trug. Hundert und zwanzig von ihren Dau, einer Art von Canonierböten, wurden mit der Mannſchaft am Bord in den Grund gebohrt. Die Wohnungen von Ras-el-Kaimé, einer groſsen Strecke der Küſte mit Dörfern und Zelten bedeckt, welche die Djivaſſem, Araber, die dem Sehud unterworfen ſind, inne haben, wurden zerſtört und verbrannt, die Kriegsvorräthe vernichtet, 3200 Individuen beiderley Geſchlechts getödtet, mehr als 1000 Araber gefangen genommen, und eine groſse Menge von Fahrzeugen und Munition nach Maſcate gebracht. Von Seiten der Engländer war der Verluſt unbedeutend, und ihre Flotte war im Begriff, den Seeräubern den völligen Untergang zu bereiten. Die Nachricht von dieſem für die Macht der Wahabiten traurigen Ereigniſs erreichte Aleppo im März 1810. In der Zwiſchenzeit brach die Peſt, die Dréiyeh ſchon mehrmalen verwüſtet hatte, daſelbſt aufs neue aus, und eine Abtheilung von Wahabiten, welche die Dattelärnte zu Baſſora aufs neue wegnehmen wollte, ward von den Einwohnern zu Zobeir gänzlich geſchlagen. Nicht beſſer ergieng es ihnen an der entge-

Digitized by Google

gegengeſetzten Seite. Von 4000 Mann, die Djedda (Dſchidda) hatten wegnehmen wollen, kehrten ungefähr 30 als Unglücks-Boten zu Sehud zurück. Die andern wurden von einem mit den Einwohnern verbündeten Stamm in die Pfanne gehauen. Durch dieſe Widerwärtigkeiten wurden die Wahabiten geſchwächt und muthlos gemacht. Deſſen ungeachtet haben Briefe vor ungefähr drey Monaten gemeldet, daſs die Wahabiten aufs neue 80000 Mann ſtark mit ihrem Fürſten an der Spitze, und den beiden vornehmſten Chefs der Horde, den Commandanten der Provinz Yemen und dem Scherif von Mecca, der über Hedjaz regiert, von Dreiyeh aufgebrochen waren, um, wie es ſcheint, Zeber, Baſſora, Imam-Ali, Imam-Huſſein, einige Plätze ohne Beſatzung am Euphrat, und vielleicht gar die Gegenden von Damask und Aleppo anzugreifen. Einige Banden Araber vom Stamme Anazeh aus dem diſſeitigen Theile von Schamieh oder Wüſte Syriens haben ſich mit ihnen verbunden. Dieſe Neuigkeit war Urſache, daſs die groſse Karavane der Wüſte, die um dieſe Zeit von Bagdad aufbrechen ſollte, ihren Marſch aufſchob. In allen Oertern Syriens machte man Anſtalten zur Gegenwehr. Der Gouverneur von Damask marſchirte, auf die Nachricht, daſs 15000 Wahabiten im Gebiete von Harran 17 oder 18 Stunden von Damask angekommen wären, ihnen mit einer Auswahl von Truppen entgegen, gieng aber zurück als er ſie nicht antraf, und vermuthen muſste, daſs ſie einen andern Weg genommen hätten. Der neue Gouverneur Suleiman Paſcha von Acre, der an die Stelle jenes, der bald nach ſeiner Rückkehr abgeſetzt wurde, gekommen iſt, ſcheint mehr beſorgt zu ſeyn, ſein Anſehn in dem Gouvernement zu befeſtigen, als den Wahabiten Einhalt zu thun. Briefe die aus Bagdad nach Aleppo im Monat Junius gekommen waren, meldeten, daſs die Engländer die den perſiſchen Golf von den Wahabiten Corſaren geſäubert hätten, von dem Emir Sehud verlangt hätten, ihnen die Inſeln Bahrein und Zebara mit vollkommenem Eigenthumsrechte einzuräumen. Sollte dieſes wirklich zugeſtanden werden, welches man jedoch nicht für glaublich hält, ſo werden dadurch die Engländer Herren vom ganzen Golf werden, und ſich den unermeſslichen Gewinn von der daſelbſt ſtatt habenden Perlenfiſcherey zueignen. So weit gehen die bis 1810. aus Aleppo angekommenen Nachrichten.

In dem gegenwärtigen Jahre 1813 haben die Wahabiten laut Berichten, die aus Conſtantinopel zu uns gekommen ſind, von dem Paſcha in Aegypten, den der Groſs-Sultan dazu beauftragt hatte, ſo bedeutende Niederlagen erlitten, daſs, wenn auch ihr fanatiſcher Eifer und wilde Grauſamkeit noch nicht getilgt ſeyn ſollten, die Beſorgniſs, daſs ihre Eroberungen den Untergang des Islam, und der Wallfahrten nach Mecca nach ſich ziehen würden, verſchwunden iſt. Mecca und Medina ſind wieder in den Händen der Gläubigen, und die Schlüſſel dieſer heiligen Städte und der Kaaba nach Conſtantinopel gebracht und ihrem Schutzherrn mit vieler Feyerlichkeit überreicht worden. Einer der am meiſten fanatiſchen Anhänger der Wahabis, Scheikh von Dſchudeide, der mehrere mächtige arabiſche Stämme aufgewiegelt, und den frommen Wallfahrten aus den türkiſchen Provinzen viele Hinderniſſe in den Weg gelegt hatte, wurde von dem Sohn des gedachten Paſcha gefangen nach der Hauptſtadt des türkiſchen Reichs geſchickt, und daſelbſt auf Befehl des Monarchen enthauptet.

Zur Ergänzung der Literatur über die Wahabiten (S. 106.) führen wir noch an: *Hiſtoire des Wahabites.* Paris 1810. und den gedrängten Auszug aus obiger Abhandlung in *Venturini's* Geſchichte unſrer Zeit Jahr 1809. Leipz. 1811. S. 621 — 630.

(Der Beſchluſs folgt.)

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Todesfälle.

Am 6. Februar d. J. ſtarb zu Neuſtadt der dortige Herzoglich Mecklenburg-Schwerinſche erſte Beamte, Hofrath *Johann Georg Friedrich Schröder*, Herausgeber der Mecklenburgiſchen neueſten Geſetz-Sammlung.

II. Beförderungen.

Hr. *Tiſſot* iſt an *Delille's* Stelle zum Profeſſor der lateiniſchen Poeſie am *Collège de France* zu Paris ernannt worden.

Berichtigung.

Die Anzeige des Todesfalls des Hn. Prof. *Illiger* Nr. 218. S. 71. iſt durch eine Verwirrung und Auslaſſung verunſtaltet worden, und müſſen die erſten Zeilen alſo lauten: Am 10ten May ſtarb *Johann Karl Wilhelm Illiger*, Dr. und Prof. auch Director des königl. zoologiſchen Muſeums zu Berlin, vorher Privatgelehrter zu Braunſchweig, geboren daſelbſt am 19ten November 1775. einer der vorzüglichſten Naturforſcher unſrer Zeit u. ſ. w.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

ERDBESCHREIBUNG.

WEIMAR, im Verl. d. Induſtrie-Comptoirs: *Bibliothek der neueſten und wichtigſten Reiſebeſchreibungen* zur Erweiterung der Erdkunde — — geſammelt und herausgeg. von *M. C. Sprengel*, fortgeſetzt von *T. F. Ehrmann* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Wir kehren jetzt zu den vom Hn. *de Sacy* mitgetheilten Beyträgen zurück. Der *dritte*, Nachricht von den *Teziden*, iſt von dem Pater *Garzoni*, einem Dominikaner, der 18 Jahre lang als Miſſionar in Kurdiſtan lebte, und eine Kurdiſche Grammatik und Wörterbuch (Rom 1787.) herausgegeben hat, dem Abt *Seſtini* handſchriftlich mitgetheilt, und von dieſem in *Viaggi e opuſcoli diverſi* (Berlin 1807.) abgedruckt. Hr. *de Sacy* hat es der Mühe werth gehalten, die Abhandlung ins Franzöſiſche zu übertragen und mit einem Vorbericht und Anmerkungen zu verſehen, die ſeine groſse Sprachgelehrſamkeit aufs neue bewähren, jedoch ſich auf Vergleichung der Nachrichten des Miſſionars mit den Niebuhriſchen und andern nicht einlaſſen. Da die Secte keine Bücher beſitzt, ihre Anhänger nicht leſen und ſchreiben können, ſo hält es ſchwer, richtige Begriffe von ihren Religionsmeinungen zu erhalten. *Niebuhren*, Reiſebeſchr. II. 344 — 348, wurde erzählt, daſs ſie den Teufel anbeten. Nach *Garzoni* ſcheinen ſie eine groſse Furcht vor dem Teufel zu haben, nennen ihn nicht, viel weniger fluchen ihm, und ſuchen ſich ſeiner Freundſchaft zu verſichern. Sie haben keinen Ausdruck für ihn in ihrer Sprache, ſondern bezeichnen ihn Scheikh-Mazen, *das groſse Oberhaupt*. Dieſer Scheikh habe ſich in Moſes, Jeſus Chriſtus und Mohammed geoffenbart. Es iſt wohl klar, daſs dieſer Scheikh ein ganz anderes Weſen ſeyn muſs, als was wir *Teufel* nennen. Der mächtigſte und furchtbarſte Stamm der Yeziden, oder, wie *Niebuhr* ſchreibt, Jeſidier, wohnt auf dem Gebirge Sindſchar zwiſchen Moſul und dem Fluſſe Chabor. Sie ſind wegen ihrer Grauſamkeit ſehr gefürchtet, und werden von den kurdiſchen Fürſten, weil ſie gute tapfere Soldaten ſind, in Dienſte genommen.

4) Ueber die Aſſaſſinen und den Urſprung ihres Namens, von *Silveſtre de Sacy*. Die Abhandlung wurde von dem Vf. in der öffentlichen Sitzung des franzöſiſchen Inſtituts den 7. Jul. 1809 vorgeleſen und dem Herausgeber zugeſchickt, der ihr hier einen ſchicklichen Platz angewieſen hat. Die Aſſaſſinen werden beynahe von allen orientaliſchen Geſchichtſchreibern Ismaeliten, Molahed, d. i. Gottloſe, oder Batenier, das heiſst, Bekenner des bildlichen Sinnes, genannt. Die Ismaeliten gehören aber zu den Verehrern des Ali, und zwar machten ſie die mächtigſte Partey. Sie legten alle Vorſchriften des Islam auf eine ſinnbildliche Art aus, und wollten eine rein philoſophiſche Lehre einführen. Sie waren die Vorläufer der Karmaten und der Wahabiten unſerer Zeit. Ihre Lehren wurden durch Abgeſandte insgeheim verbreitet, welche Aufruhr gegen die Chalifen von Bagdad und die Fürſten, welche es mit dieſen hielten, predigten. Ein Miſſionar von der Art war Haſſan im 5ten Jahrh. der Hedſchra, der ſich in der Feſtung Alamut niederliefs, nicht weit von Kazvin in den Gebirgen des alten Parthiens. Hier bildete er einen unabhängigen Staat, und die ihm beynahe 200 Jahre folgenden Fürſten hieſsen Scheikhs-al Dſchebel, Fürſten des Gebirges, und weil Scheikh auch Greis bedeutet, ſo iſt es daher bey den Geſchichtſchreibern der Kreuzzüge gewöhnlich geworden, ihn den Alten vom Gebirge zu nennen. Sie haben ſich nachher einiger feſten Plätze in Syrien bemächtiget, und dieſe ismaelitiſche Linie heiſst bey den abendländiſchen Geſchichtſchreibern Aſſaſſinen. Der Name ſcheint von Haſchiſch (حشيش), einem geiſtigen Getränke oder berauſchenden Präparate, herzukommen, deſſen ſich die Ismaeliten oder die Menſchen in ihren Dienſten, wenn ſie Rache ausüben wollten, zu bedienen pflegten. Ein Gelehrter in Marſeille beſtreitet die Ableitung des Hn. *de Sacy*, und glaubt, Aſſaſſinen komme her vom arabiſchen Haſs (حسّ) *tödten*, und bedeute einen *Mörder;* welche Ableitung, als die weniger künſtliche, uns auch die wahrſcheinlichere zu ſeyn ſcheint.

II. *Ange's von Gardane*, kaiſerl. franzöſ. Geſandtſchafts-Secretärs, *Tagebuch einer Reiſe durch die aſiatiſche Türkey nach Perſien und wieder zurück nach Frankreich.* In den Jahren 1807 und 1808. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt und mit Anmerkungen begleitet. VIII u. 124 S. (15 gr.)

Nicht allein der franzöſiſche Geſandte, der General *Gardane*, mit ſeinem Gefolge, das aus drey Secretären, zwey Dollmetſchern, mehreren Officieren, und, wor-

Digitized by Google

worüber man sich vielleicht verwundern wird, zwey Missionarien bestand, sondern auch der an den Kaiser Napoleon geschickte persische Gesandte, welcher in sein Vaterland zurückkehrte, reiseten zusammen nach Teheran, der Residenz des persischen Monarchen. Hr. *Gardane*, der Bruder des Generals, einer von den Secretären, hat die Stationen auf der ganzen Reise, und die Entfernungen von einander niedergeschrieben. Dasselbe hat er auch gethan in Ansehung der Oerter, welche er auf seiner Rückreise bis Constantinopel berührte. Dem vier Seiten langen Register dieser Oerter ist das Tagebuch angehängt, worin ausser dem an jedem Tage zurückgelegten Wege auch Bemerkungen über die durchwanderten Gegenden und Oerter mitgetheilt werden. Sie waren auch nicht alle gleichsam im Fluge gesehen; zuweilen wurde ein, auch wohl zwey oder drey Tage Rast gehalten, und in Teheran verweilte der Vf. beynahe zwey Monate. Journale der Art, wenn sie gleich dem Leser, der blofs unterhalten seyn will, nicht gefallen, sind dem Geographen wichtig, und das des Vfs. würde noch interessanter seyn, wenn er auch die Richtung der Weltgegend bemerkt hätte. In den Zahlen des Registers haben wir nur einmal eine Verschiedenheit von dem im Tagebuche angegebenen bemerkt. Nach jenem ist Katib-Unu von Jeuzgatt 15½, nach diesem 9½ Stunden entfernt. Wir müssen aber gestehn, dafs unsre Vergleichung bey weitem nicht durch die ganze Route gegangen ist. Viel weniger haben wir nachgerechnet, ob die (S. 46.) angegebene Distanz von 620 Stunden von Scutari bis Teheran mit der Summe der einzelnen Distanzen übereinkomme. Jene 620 Stunden, wenn im französ. Text *lieues* gebraucht ist, würden 372 deutsche Meilen betragen. Die Entfernung von Marseille bis Teheran wird (S. 54.) zu 1500 Meilen geschätzt; welche zu grofs ist, wenn unter Meilen gemeine *lieues* zu verstehen sind. Die Reise von Scutari nach Teheran ging, mit Uebergehung vieler anderer theils wichtiger, theils unwichtiger Oerter, durch folgende berühmte Städte: Angora, Tocat, Erzerum, Tauris, Kaswin, Teheran, die Rückreise über Hamadan, Bissotun, Bagdad, Mosul, Diarbekr, Sivas, Amasia, Nicomedien nach Constantinopel. Die von dem Vf. angeführten Oerter wird mancher in unsern Geographieen und Karten vergebens aufsuchen. Dieis kommt nicht blofs von der Unbedeutsamkeit der Oerter oder Unvollständigkeit unserer geographischen Hülfsmittel für Asien her, sondern zum Theil von der fehlerhaften Schreibart des Vfs., der oft nach einem falschen Hören oder undeutlicher Aussprache den Namen niedergeschrieben, und um seine eigentliche Rechtschreibung sich nicht bekümmert hat. Hier hatte der Herausg., der verst. *Ehrmann*, Gelegenheit, sich um seinen Autor verdient zu machen. Dafs er sie nicht benutzt hat, werden folgende Beyspiele zeigen. Von Bagdad nach Diarbeker nahm der Vf. denselben Weg, den der berühmte *Niebuhr* gegangen ist. Die von jenem angeführten Oerter (S. 90.), Deucale und Delabas, lassen sich in Dochale und Delli Abbas bey diesem leicht wieder finden. Schwerer ist Tifri in Kiffri zu erkennen, leichter Duskurmaten in Dus Churmaten. Die zwischen Duskurmaten und Altunkupri, welcher Ort von beiden gleichstimmig genannt wird, gelegenen Oerter Tahut und Tefein (denn Jefein S. 92. Z. 11. ist ein Druckfehler, der Z. 18. und im Register in Tefein verbessert wird) scheinen *Niebuhr's* Dauk, vormals Dakuk, und Terdschil zu seyn. Statt Kerp (S. 94. Z. 4.) hätte der Vf. Zarb schreiben sollen. Denn das ist der türkische Name des grofsen Zab. Der Vf. setzte über diesen Flufs eben so auf Schläuchen, wie *Niebuhr* (s. Bd. II. S. 347.). Der eine Meile davon fliefsende Kaseur ist (*Nieb.*) Chafer. Die Oerter zwischen Mosul und Mardin und ihre Entfernungen von einander hat *Nieb.* a. O. S. 376. 377. genau angegeben. Der Weg beträgt 51 Stunden, nach unserm Vf. nur 48 Stunden. Der Unterschied ist unbedeutend. Obgleich nun aus einigen Namen und Distanzen gewifs ist, dafs die Reisenden die nämliche Strafse gegangen sind, so hat doch der Vf. die Namen so entstellt, dafs, wenn man blofs auf die Benennung und nicht die andern Umstände sieht, man glauben sollte, es wären ganz andere Ortschaften. Bey *Nieb.* folgen sie in dieser Ordnung auf einander. Von Mosul nach Dübs 5¾ Stunden, Kassi Kupri 4 St., Högkne 3 St., Auenad 4 St., Tel el Hamza 5½ St., Romäla 6 St., Ridschel el abbas 6 St., Tel el esschair 4½ St., Nissabin 4½ St., Mardin 10¼ St. Bey dem Vf. Emadat 4 St., Okna 7 St., Kewleva 16 St., Useibein 10 St., Mardin 11 St. Dafs Okna einerley sey mit *Niebuhr's* Högkne, ist gewifs von der Aehnlichkeit des Namens und der beynahe gleichen Distanz. Denn *Nieb.* rechnet 12¾ St. von Mos. nach Högk., der Vf. 11 St. In der Wüste zwischen Emadat und Okna bemerkte er die Ruinen von Karabasi, Dolaier und Keuser-Keutri. Sollte der letzte wohl Kassi Kupri seyn, wovon nach *Nieb.* nichts als ein Theil einer Brücke übrig ist? Der Vf. sagt, die Brücke sey abgebrochen. Auf dem Wege von Kelewa nach Useibein hat er die Dörfer Dogul und Telicher angemerkt (S. 98.). Letzteres ist *Niebuhr's* Tel el esschair. Seltsam ist die Entstellung des Namens Nissabin in Useibein. Die Identität kann übrigens nicht zweifelhaft seyn. Zu den Gründen, welche die oben angeführte Route an die Hand giebt, setze man noch den Umstand, dafs *Nieb.* und der Vf. dem Orte 150 Häuser geben. Wir überlassen es andern, die übrigen Reiserouten des Vfs., z. B. die von Diarbeker nach Tokat, mit den Niebuhr'schen Nachrichten (S. 421. 422.) zu prüfen, und heben nur einige Bemerkungen in Bezug auf die Gestaltung des Landes und den Charakter seiner Einwohner aus, welche die Wichtigkeit des Tagebuchs, so klein es auch ist, zeigen. S. 9. Die Gesandtschafts-Geistlichen werden gerühmt wegen ihrer Sprachkenntnisse, und der Dienste, die sie der Gesellschaft leisteten. Der Vf. ist den Missionarien sehr gewogen, und lobt sie auch (S. 109.). — S. 14. Die Einwohner der Dörfer um Tokat am Flusse Kisil-mach (soll heis-

sen

Digitized by Google

ſen Kifil-Irmak; dieſer Fluſs fliefst aber nicht an Tokat vorbey, ſondern ein anderer) werden als freygebige Menſchen gerühmt, die ſich wundern, wenn man ihnen für die angebotenen Lebensmittel Geld geben will. Er giebt der Stadt 3300 Häuſer. Der Vf. pflegt überhaupt ſehr oft die Zahl der Häuſer in den Städten genau zu beſtimmen, ohne die Quellen, woraus er ſie geſchöpft hat, anzugeben. Andere weniger eilfertige Reiſende klagen, daſs es ihnen nicht hat gelingen wollen, über die Häuſer- und Volkszahl zuverläſſige Auskunft zu erhalten. Daher ſeine Zahlen oft von andern abweichen. Er giebt z. B. Mardin 12000 Häuſer, *Nieb.* 3000. — S. 19. 27. 31. Die Kurden ſind in der Türkey Räuber, und flöſsten auch dieſen Reiſenden Schrecken ein. So bald ſie über die Grenze kommen, ſind ſie gehorſame Unterthanen. — S. 22. In Erzerum wütete die Peſt. Es ſtarb auch Hr. *Bernard*, Ingenieur-Geograph, jedoch nicht hier, am Peſtfieber. Die Geſandten von Frankreich und Perſien wurden von Iſſuf-Paſcha ſehr feyerlich nach Erzerum eingeholt, daſelbſt trefflich bewirthet, und mit-Dſcherid-Werfen, worin der Paſcha ſelbſt ein groſser Meiſter war, angenehm unterhalten. Als Groſsvezier hatte er die türkiſche Armee gegen den General Kleber in Aegypten commandirt, und war erſt kurz zuvor von der Armee gegen die Ruſſen zurückgekommen. Von dem Kaiſer Napoleon ſprach er mit Bewunderung. — S. 34. Als ſie der Stadt Tauris nahe kamen, ſandte ihnen der daſige Statthalter Abbas-Mirza, dritter Sohn und Thronerbe des Königs von Perſien, eine zahlreiche Bedeckung entgegen, und beſchenkte den General mit einem Pferde. Proben von übertriebener Höflichkeit, womit die vornehmen Perſer ihre Gäſte empfangen. — S. 40. iſt ein Ueberſetzungs- oder Druckfehler: *Da unſere Perſer nur von einem Sonnenuntergange zum andern eſſen.* Hier iſt vielleicht nach *andern* das Wort *Tage* ausgelaſſen. Denn im Monat Ramaſan faſtet man von Sonnenaufgang bis Untergang, und ſpeiſet von dieſer Zeit bis der Tag wieder grauet, oder, wenn man ausnehmend religiös ſeyn will, bis Mitternacht. — S. 46 — 74. Aufenthalt in Teheran. Der Einzug in die königliche Reſidenz war glänzend. Zwey Tage nachher hatte die Geſandtſchaft Audienz bey dem Könige Feth-Ali-Schah. Alles, nicht allein die königliche Kleidung, ſondern auch die Gefäſse im Audienzſaale ſtrotzten von Gold und Diamanten, und koſtbaren Steinen. Nicht weniger prächtig war der Pavillon des Königs, in welchem ſie ein ander Mal geführt wurden. Der Tag, um Staatsgeſchäfte zu verhandeln, ward durch den königlichen Aſtrologen beſtimmt. Mit der Prunkliebe und dem Geſchmack an Verzierungen contraſtirt die Barbarey, daſs vier Leichname, denen man die Köpfe abgehauen hatte, am Eingange des königlichen Pallaſtes hingeſtreckt lagen, und daſs jeder Vorübergehende dieſen Köpfen einen Tritt mit dem Fuſse giebt. Die grauſame Art, wie der König die Empörung ſeines Bruders beſtraft hat, gereicht dem perſönlichen Charakter des Königs zur Schande. Teheran hat im Winter über 50,000 Einwohner, im Jul. und Aug. zerſtreuen ſich die Bemittelten auf die Dörfer in der Nähe. Die von Frankreich in Perſien ehemals eingeführten Waaren werden (S. 54.) ſpecificirt; ſie brachten Frankreich jährlich einen Gewinn von 60 Millionen Livr. Unter andern Groſsen, die der Geſandte beſuchte, war auch der Beglerbey von Iſpahan, welcher dem Geſandten einen Säbel und einen Dolch, und den übrigen Perſonen der Geſandtſchaft einen Säbel ſchenkte. Der jetzige Monarch iſt ein Neffe des Gouverneurs von Teheran, deſſen Vater ſich gegen Thamas Kuli Khan empörte, und ihm die Krone entriſs. Die auf ihn von dem Dichter-Fürſt (Hofpoeten) verfertigte Ode iſt im höchſten orientaliſchen Stile, und voll der ſchwülſtigſten Schmeicheleyen und Lobeserhebungen. Hr. *de Sacy* hat ſie mit einigen Anmerkungen erläutert. Die Unterthanen des Königs werden auf 20 Millionen, und ſeine Armee auf 62,000 Mann geſchätzt. — S. 76. In den perſiſchen Dörfern auf der Reiſe nach Bagdad ward ihnen zuweilen die Aufnahme verweigert. — S. 77. Hamadan hat 12,000 Häuſer, Moſcheen und Leinwandmanufacturen. Aber wie viel von jeder Art? — S. 80. Zu Kermanſchah regiert Ali Mirza, der älteſte Sohn des Königs. Man kannte hier weder die Hauptſtadt, noch den Regenten Frankreichs. — S. 86. Zu Bagdad wurde viel von den Wahabiten geſprochen. Eine neulich zu Damask bekannt gemachte, hier ganz eingerückte Verordnung iſt, wenn ſie echt iſt, ein Beweis der Arroganz und Intoleranz der Türken gegen die Chriſten und Juden. In Bagdad ging der perſiſche Officier zurück, welchen der König dem Vf. mitgegeben hatte, und der Vf. ſchloſs einen Vertrag mit zwey Tataren, ihn poſtmäſsig nach Conſtantinopel zu bringen. — S. 95. Bey Moſul ein Bericht eines Miſſionars von Kurdiſtan. — S. 114. Wenn man ſich in Nicomedien einſchifft, kommt man nicht durch das weiſse Meer, welches der Archipel iſt, ſondern durch den See Marmora in den Kanal von Conſtantinopel.

III. *A. L. Caſtellan's Briefe über Morea und die Inſeln Cerigo, Hydra und Zante.* Aus dem Franzöſiſchen. Mit dem Plane von Cerigo. VIII u. 228 S. (1 Rthlr.)

Der Inhalt der Briefe iſt in der Recenſion der Ueberſetzung im 30ſten Bande des Magazins von merkwürdigen neuen Reiſebeſchreibungen (Ergänz. Blätter der A. L. Z. 1812. Nr. 5. S. 36.) ſchon angezeigt. Beide Ueberſetzungen geben das Original unverſtümmelt und ſind gut gerathen. Die in dem Magazin von Hn. *Weyland* gefertigte bindet ſich genauer an die Worte des Originals, als die vor uns liegende von Hn. *Ehrmann*, der zuweilen einige Worte, die ihm überflüſſig zu ſeyn ſchienen, unterdrückt hat. Hier ſind einige Beyſpiele. S. 4. *Ehrm.* wird nicht geſagt, warum Hr. *Grognart* den Auftrag, nach Conſtantinopel

Digitized by Google

nopel zu gehen, abgelehnt hat. Er that es, wie aus *Weyl.* Ueberſ. erhellet, wegen ſeines Alters und ſeiner ſchwächlichen Geſundheit. — S. 16. E. *Malta iſt mit Felſen umgeben, die eine durch den Kunſtfleiß der Einwohner urbar gemachte Fläche einſchließen.* W. *durch den Fleiß der Einwohner, indem ſie auf Schiffen die Erde herbey holten.* Hin und wieder wären wir nicht abgeneigt, die Ueberſ. des Hn. *W.* vorzuziehn. — S. 19. E. *das Land berührten.* Sie kamen nicht ans Land, ſondern es war das erſte Mal, wie *W.* ſagt, daſs ſie ſich ſo dicht (nahe) bey einem Lande befanden. — S. 25. E. *zwey einander gleichlaufende Sarkophagen* giebt keinen guten leichten Sinn. W. *zwey parallel ſtehende Sarkoph.* können nicht miſsverſtanden werden. — S. 27. E. *gleich weite Eintheilung der Sarkoph.* W. *parallele Stellung* — S. 31. E. *karge Gebirgspäſſe.* W. *enge Bergſchluchten* — S. 44. E. *Dieſes Denkmal ſcheint — durch Rieſen aufgeführt worden ſeyn zu können* iſt ſchleppend. W. *Es ſcheint in der That, als ob dieſes Denkmal — nur von einem Geſchlechte von Rieſen hätte können erbauet werden.* — Ebend. E. *mehrere Steinarten, und ſelbſt der Granit, pflegen, wenn ſie zerfallen* u. ſ. w. W. *wenn ſie aus einer beträchtlichen Höhe herabſtürzen* — S. 45. E. *Man muß dieſe Baue nicht mit den weit ſchnelleren verwechſeln.* W. *mit denen weit ſchneller von ſtatten gehenden.* Auch der Reſt dieſer Periode iſt bey *W.* deutlicher, als bey *E.*, der weniger Worte gebraucht hat, und dadurch dunkel geworden iſt. Die Ehrmann'ſche Ueberſ. hat einen Plan von einem Theil der Inſel Cerigo, gezeichnet vom Hn. *Barbié du Bocage*, welcher in der andern Ueberſ. fehlt.

SCHÖNE KÜNSTE.

DRESDEN, in d. Walther. Hofbuchh.: *Archäologiſche Aehrenleſe. Erſte* Sammlung, von *C. A. Böttiger.* 1811. 6 S. Text und 8 Kupfertafeln. gr. Fol. (1 Rthlr.)

Durch einen Zufall wurden dieſe zu ganz andern Zwecken geſtochene Kupfertafeln in die Hände des Vfs. gebracht, der ihre Bekanntmachung mit kurzen Erklärungen begleitete, um dadurch einige Bemerkungen zu verſinnlichen, die er in ſeinen archäologiſchen Vorleſungen von der Malerey der Alten vorgetragen hatte. Von den Antiken, die hier abgebildet werden, befanden ſich die auf den erſten ſechs Tafeln vor dem in der Berliniſchen Sammlung, und wurden ſchon von *Beger* in ſeinem Theſaurus, aber ſehr mangelhaft, aufgeführt und erklärt. Die beiden letzten Tafeln enthalten Vaſengemälde aus mehreren Sammlungen, welche neulich von *Millin* mitgetheilt wurden.

Auf der erſten dieſer Tafeln ſtehen zwey kleine Oſirisbilder von Steingut mit einem blauen Email überzogen. Sie finden ſich häufig bey den Mumien, welche die Geſtalt des Oſiris nachahmten. Auf dieſen Bildern ſieht man die echte ägyptiſche Nationalphyſionomie. — Die zweyte Tafel enthält drey Vorſtellungen der Iſis; und die erſte iſt unſtreitig von einer ganzen Statüe abgebrochen. Die Attribute derſelben werden hier erläutert. Die kleine Bronze in der Mitte diente wahrſcheinlich zum Amulet. Gröſser iſt die dritte in römiſcher Kleidung; ſo daſs dieſe Tafel die dreyfache Periode der ägyptiſchen Kunſt darſtellt. — Eine Mumienmaske ſteht auf der dritten Tafel, und ſcheint zur Tragung bey feyerlichen Umgängen beſtimmt zu ſeyn; die vielfachen Verzierungen derſelben werden ſehr gut erklärt. — Die vierte Tafel giebt die Abbildung von einem kleinen bronzenen Opferteller, *patella*, mit verſchiedenen Figuren geziert, die in den ſogenannten hetruriſchen Schalen ſtets fortgepflanzte urſprüngliche Manier der bloſsen Linearumriſſe, und die bekannte Geſchichte des Paris enthaltend. Sie bezieht ſich vermuthlich auf die Schaubühne, und iſt auch wegen ihrer Inſchrift merkwürdig. — Diota auf der folgenden fünften Tafel iſt gleichfalls eine Vaſe mit zwey Henkeln ohne Boden, roth gemalt und mit einem weiblichen Bildniſſe auf jeder Seite. Es iſt wohl gewiſs kein Blumentopf, und der Kopf keine Flora, ſondern ein altgriechiſches Gefäſs, vielleicht einer Braut mit ins Grab gegeben. — *Paſſeri* hat ſchon die auf der ſechſten Tafel abgebildete Vaſe, deren Vorderſeite hier nur vorgeſtellt iſt. Sie bezieht ſich ohne Zweifel auf ein Bacchanal, und iſt auch durch den Deckel, deſſen Rand gleichfalls ein Bacchanal umgiebt, deswegen merkwürdig, weil ſich ſolch ein Deckel auf den Gefaſsen nur ſelten befindet. — Von der Glockenform dieſer Vaſe geht das Gemälde auf der ſiebenten Tafel darin ab, daſs es ohne Zweifel zu einer flachen Schale in gebrannter Erde gehört. Es ſtellt einen Herkules vor, welcher den Bacchus auf ſeinem Rücken trägt. Bey der nähern Erläuterung dieſer Vorſtellung wird eine andere noch reichere verglichen, wovon die Abbildung ebenfalls beym *Paſſeri* vorkömmt. — Zuſammengeſetzter iſt das Gemälde auf der letzten Tafel, ein bacchiſches Gaſtmahl, womit man die Feyer jeder Einweihung und jedes Bacchanals zu endigen pflegte. Die Erläuterungen werden davon umſtändlich gegeben, und ſind bey dem Vf. ſelbſt nachzuleſen, der auch in dieſer kleinen Sammlung von Antiken; deren Fortſetzung zu wünſchen iſt, von ſeiner gründlichen Kenntniſs des Alterthums die rühmlichſten Beweiſe giebt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

RECHTSGELAHRTHEIT.

PARIS, b. Lenormant, u. STRASSBURG, b. Levrault: *Elementa juris civilis Justinianei cum codice Napoleoneo et reliquis qui in imperio franco-gallico obtinent legum codicibus* juxta ordinem institutionum *collati* edidit *G. D. Arnold*, Jur. et literar. D. in acad. imp. Argentorat. Facult. jur. P. P. O. etc. 1812. XXIV u. 476 S. gr. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

So schön und einladend zur Lectüre das Aeufsere der Elemente des Hn. *Arnold* auch ist, so wenig hat uns ihr Inhalt befriedigen können. Eine Bereicherung der Wissenschaft durch neue Ansichten sucht man hier vergebens, die ganze Arbeit ist weiter nichts, als der alte Heineccius in einem neuen, mit Artikeln des *C. N.* verbrämten Gewande. Ganze Paragraphen sind *wörtlich*, oder doch mit wenigen Abänderungen, zuweilen nur mit Versetzung der Wörter, aus dessen Compendium der Institutionen entlehnt, und was dieser ehrwürdige Gewährsmann für den Text der Paragraphen geleistet hat, mufste *Otto* zur Ausstattung der geschichtlichen Noten liefern. Die Sprache ist gewöhnliches Compendienlatein. Ausdrücke, wie *reiterabilis*, *transmissibilis*, *interpretamentum*, *regimenta reipublicae*, *privilegiarius* u. s. w., klingen dem Vf. nicht barbarisch. — Viele Lehren sind äufserst unvollständig und dürftig vorgetragen, viele hingegen gar nicht berührt. Der Vf. gesteht selbst in der *Praef.* S. XVII: „*negare non possumus, nos nonnulla capita vel leviter tetigisse, vel fere reliquisse intacta;*" es dürfte ihn aber wohl schwerlich entschuldigen, wenn er fortfährt: „*omnia enim nec exiguo noveram claudi posse volumine, nec compendii formae quadrare persuasum habebam.*" Warum sollte ein Compendium, wenn es auch um die Hälfte dünner ist, als das des Vfs., nicht auf die möglichste Vollständigkeit Anspruch machen können? — Bey manchen Lehren fällt jedoch Hr. *A.* in das andere Extrem, indem er sie mit ungebührlicher Weitschweifigkeit aus einander setzt, wie z. B. bey der in *dieser* Beziehung gar nicht in ein Institutionencompendium gehörende Lehre von Verbrechen und Strafen (§. 709 fg.), wobey, nach des Vfs. eigenem Geständnifs, *Meister's* Criminalrecht fleifsig gebraucht ist. — Im Einzelnen vermifst man die nöthige Genauigkeit, und an eine strenge systematische Ordnung ist fast gar nicht zu denken. — Mit einem Worte, Rec. hat dem ganzen Buche nicht das mindeste wissenschaftliche Interesse abgewinnen können, und hierdurch bestimmt wagt er sogar die Behauptung: dafs der Anfang der weitläuftigen und in der That sehr viel versprechenden *Praefatio* noch eines nähern Beweises bedürfe, der wörtlich also lautet: „*Instaurato in Francogallia legum studio, eodem fere tempore quo nova et tamdiu efflagitata jura, non inter minima Caesaris nostri beneficia numeranda, accepimus romani quoque juris disciplina antiquum rursus vindicavit splendorem.*" — Hr. *A.* glaubt in der Vorrede dem römischen Recht eine gewaltige Lobrede halten zu müssen; wir hätten aber gewünscht, dafs diese mehr aus dem Werke selbst hervorgegangen, als durch blofse Worte ausgesprochen wäre. — Einen vorzüglichen Werth legt der Vf. ferner auf seine Vergleichung des römischen Rechts mit den Vorschriften des Napoleonischen. Es läfst sich im Allgemeinen schon Vieles dagegen erinnern, zwey so sehr heterogene Legislationen mit einander zu verbinden; der wesentliche Charakter der einen oder der andern scheint immer dabey zu verlieren. Für den ersten Anfänger möchten wir eine solche Nebeneinanderstellung geradezu für *höchst zweckwidrig* erklären. Eine echt wissenschaftliche Vergleichung nämlich kann sich nur auf ein tief durchdachtes Räsonnement gründen; wie aber sollte der Anfänger, welcher ohnehin so viele Schwierigkeiten überwinden mufs, wohl im Stande seyn, dasselbe gehörig zu verstehen, geschweige denn zu würdigen. Des Vfs. Methode ist nun nicht einmal auf ein solches Räsonnement berechnet, sondern sie enthält gröfstentheils nur eine dürre Hinweisung auf die einzelnen Artikel des Napoleonischen Gesetzbuches, die nach unserer Ueberzeugung ganz und gar nichts fruchten kann. Hier und da sind Stellen aus *Spangenberg's Institutiones jur. civ. Napoleonei* (Gött. 1808.) hinzugefügt, deren Werth Rec. zwar nicht herabsetzen will, wobey er aber nicht einsieht, wozu diese abgerissenen Fragmente dienen sollen, da man das ohnehin sehr compendiöse Buch dem Studierenden zur vergleichenden Lectüre selbst in die Hand geben kann. Aber auch die von dem Vf. beabsichtigte *äufsere* Vergleichung, wenn wir sie so nennen dürfen, ist nichts weniger als vollständig durchgeführt; viele sehr wichtige Abweichungen sind gar nicht bemerkt, ja oft ganze Lehren mit keiner Sylbe berührt worden. Da wir also in dieser Zugabe einen ausgezeichneten Werth der

Digitized by Google

der vorliegenden Schrift keineswegs finden, und auch den eigentlichen und hauptsächlichsten Inhalt, welchen die Grundsätze des römischen Rechts ausmachen, bey näherer Prüfung, nicht als einen Gewinn für die Wissenschaft betrachten können: so dürfte unser gleich anfangs ausgesprochenes Urtheil, dass der Inhalt der *Arnoldischen Elementa* uns in keiner Hinsicht befriedigt habe, wohl als hinlänglich begründet erscheinen. Um jedoch den Vorwurf, als wollte Rec. nur bittern Tadel üben und sich ein absprechendes arrogantes Urtheil erlauben, zu vermeiden, will er eine ziemlich lange Reihe von einzelnen Bemerkungen dem Leser mittheilen, die theils den Ausspruch seiner unparteyischen Kritik näher begründen, theils aber auch beweisen können, dass er sich die Mühe nicht habe verdriessen lassen, das ganze Buch von Anfang bis zum Ende aufmerksam durchzulesen.

Die Geschichte des vorjustinianischen Rechts ist (§. 1.) so oberflächlich und in so gewaltigen Sprüngen erzählt, dass sie lieber ganz hätte wegbleiben können. Dagegen ist der *moles juris antiqui* der ganze folgende Paragraph gewidmet, hauptsächlich um den bekannten Livianischen Ausdruck „*immensus aliarum super alias acervatarum legum cumulus*" und den durch viele Kamele veranstalteten Witz des Eunapius anführen zu können. Justinian's Heldenthaten dürfen natürlich nicht fehlen, obgleich Belisar und Narses nicht genannt sind. Rec. würde es sehr gebilligt haben, wenn der Vf. eine kurze biographische Notiz Justinian's, den Elementen vorausgeschickt hätte, seine rhapsodischen Bemerkungen aber dienen zu gar nichts. Der Anfänger erfährt zwar, dass Justinian von seinem Oheim Justin adoptirt und 527 zur Regierung gelangt sey, aber nicht einmal sein Geburts- und Todesjahr wird angeführt. Die ganze Charakteristik besteht darin: Justinian habe zwar Fehler gehabt, die jedoch *Procop* zu derb gerügt: denn er sey allerdings des Lesens und Schreibens kundig und in der Gesetzgebungskunde bewandert gewesen! Obgleich die Worte „*nec ab omni prudentia legislatoria qualem illa saecula ferebant, destitutus*" eher auf eine gewisse Mittelmässigkeit hindeuten, so erhält seine Compilation dennoch die grössten Lobsprüche. — Die Bestandtheile des *Corpus juris* werden nach gewöhnlicher Manier durchgegangen, und Vieles ist nur so hingeworfen. Um nur ein Beyspiel anzuführen, als Kennzeichen der 50 Entscheidungen wird blos das in der Unterschrift bemerkte Consulat von Lampadius und Orestes und die beiden folgenden Jahre angegeben, also gerade das unbedeutendste Merkmal, da nicht weniger als 183 Constitutionen aus dieser Zeit herrühren. — In der Note zu §. 7. kömmt eine sterile Notiz von den *Secten* der Juristen vor, während von den klassischen Juristen selbst sehr wenig gesagt ist. „*Labeonis sequaces aut* etc., so steht gewiss nicht im Fr. 2. §. 47. D. I, 2. — S. 7. wird die *versio vulg. Novell.* auf folgende Art beschrieben: „*Vulgata barbaro stilo et obscurioribus verbis confecta a nescimus quo, quae in corpore juris habetur.*" Die Glossatoren scheint der Vf. wenig zu kennen, wir haben diesen Namen nicht einmal erwähnt gefunden. Auch der so wichtige Unterschied zwischen glossirten und unglossirten Novellen ist mit keiner Zeile berührt, eben so wenig die in Frankreich wie in Deutschland angenommene Regel: *quem textum glossa non agnoscit* etc. — Die Authentiken werden (§. 12.) nur als *summaria novellarum* beschrieben, vielleicht glaubte Hr. *A.*, dass die *auth. Fridericianae* in Frankreich keine Gültigkeit gehabt! — Die neuere Entdeckung der Authentiken in den Institutionen darf man hier natürlich gar nicht suchen. — Den Beschluss des Prooemiums macht, sonderbar genug, die Einführung und Verbreitung des Napoleonischen Rechts: „*Nostra hac aetate, qua per unius ingenium Principis, pacis bellique artibus perinde praecellentis, quotquot fere occidentalem Europae plagam incolunt populi communione functionum civilium inter se juncti sunt, et in unum veluti corpus coaluerunt, viget ubique locorum melior validiorque vis legum* etc." Eine sehr schöne Phrase! — Der am Ende des Prooemiums abgebildete französische Adler giebt dem Ganzen noch einen besondern Schwung.

Wir wenden uns zu den Bemerkungen über den Inhalt der vier Bücher der Elemente selbst. An der Spitze des Titels: *de j. et j.*, stehen, wie bey Heineccius, *fünf* Bedeutungen des Wortes *jus*. Hätte der Vf. den trefflichen Aufsatz in *Thibaut's* Versuchen Bd. I. S. 82 fg. nachgelesen, so würde er nicht blos bey einzelnen Merkmalen stehen geblieben seyn, sondern das Gleichartige so viel als möglich vereinigt haben. — Es möchte noch hingehen, dass die Eintheilung der *justitia in interna* und *externa* besonders angeführt wird, aber die Eintheilung von *Grotius* in *expletrix* und *attributrix*, die ohnehin, wie der Vf. (S. 16. N. 3.) selbst einsieht, mit der vorigen im Grunde einerley ist, eben so die längst veraltete Aristotelische Eintheilung in *universalis* und *particularis*, und der letztern in *commutativa* und *distributiva*, hätten wahrlich keine besondere Paragraphen verdient. — Der nähere Zweck der Jurisprudenz soll (nach §. 24.) in der Interpretation und Anwendung bestehen, durch die Interpretation aber die *imperfectiones legum* gehoben werden; wem scheint es nicht inconsequent im Aufsuchen des Unvollkommenen der Gesetze den Zweck der Rechtswissenschaft zu suchen? — Rec. würde ferner auch die bey der Anwendung nicht selten vorkommende *aequitas* nicht als eine *legitimi s. stricti juris correctio desumta ex praeceptis juris gentium* definirt haben. In den angeführten Beweisstellen findet sich wenigstens das Wort *correctio* nicht, welches so leicht zu einer missverstandenen Willkür Veranlassung geben kann. — Bey der Interpretation ist ganz die gewöhnliche Ansicht befolgt. — Die Anwendung und Beurtheilung der Facten giebt dem Vf. Gelegenheit, von den Hindernissen der freyen Einwilligung zu reden. Warum wird aber nicht von *vis* und *metus*, wie von *dolus*,

Digitized by Google

dolus, *ignorantia* und *error* besonders gehandelt? — Die im §. 30. N. 1. vorkommenden Grundsätze über die *juris ignorantia* sind nicht ganz richtig und bestimmt. Ueberhaupt hätte der Vf. bemerken sollen, dafs auch, wenn von einem zu erlangenden Vortheil die Rede ist, der angedrohte Nachtheil der *juris ignorantia* nicht eintritt, wenn man seine Rechtsunkunde darthun und zugleich zeigen kann, dafs man keine Gelegenheit gehabt, Rechtskundige zu Rathe zu ziehen. Vgl. Fr. 9. §. 3. D. XXII, 6. Erst hiervon abgesehen, kann gefragt werden: in welchen Fällen schadet *juris ignorantia*, wenn *de lucro captando*, oder wenn *de damno vitando* die Rede ist? Nach dem Compendium könnte man als Gegensatz schliefsen, dafs, wenn von Vermeidung eines Schadens, von einem positiven Verluste die Rede ist *(si agitur de damno vitando)*, die Rechtsunwissenheit *überhaupt* nicht schaden könne, doch ist dieses aufser den Minderjährigen und Soldaten nur noch bey Landleuten und Unfähigen der Fall: Fr. 25. §. 1. D. XXII, 3. Fr. 7. §. 4. D. II, 1. u. s. w. (Ob Weiber in dieser Hinsicht allgemein ausgenommen sind, wird bekanntlich in Zweifel gezogen: Fr. 9. pr. D. XXII, 6. c. 13. C. I, 18.) — Der Vf. scheint dem in der Vorrede (S. XIV.) geäufserten löblichen Vorsatze: *„divisionum et distinctionum nimium subtilitatem atque copiam sedulo evitare,"* nicht überall treu geblieben zu seyn. In dem zweyten Titel z. B. wird das Recht aus einem vierfachen Grunde eingetheilt: 1) *resp. originis jus est, vel naturale, vel positivum* (§. 33.); 2) *resp. fundamenti s. modi illud constituendi: vel scriptum, vel non scriptum* (§. 34.); 3) *resp. diversi objecti: vel publicum, vel privatum* (§. 35.); 4) *resp. vis obligatoriae: vel universale, vel commune, vel particulare, vel singulare* (§. 36.)! — Als *species juris scripti apud Rom.* werden angeführt: *Leges centuriatae, Plebisc. Scta, Principum placita;* als *species juris non scripti: Magistrat. edicta, responsa prudentum, disputatio fori, mores majorum.* Hätte der Vf. die schätzbaren Berichtigungen und Zusätze zu den Instit. des röm. R. (von *Hübner*) S. 22 fg. und *Thibaut's* Versuche Bd. II. S. 270. verglichen: so würde er gewifs seine ungründliche Ansicht geändert haben. Die *Scta* gehören nicht zum *jus scriptum*: denn zu welcher Zeit konnte der Senat für sich, unabhängig vom Monarchen, Gesetze geben? Justinian will im §. 3. J. I, 2. offenbar nur die Materialien, woraus das geschriebene Recht genommen ist, näher angeben. — In §. 48. N. 2. wird der Begriff der Rescripte dahin bestimmt, dafs sie in *causa non controversa* erlassen würden. Wäre dieser Begriff richtig, so könnte ja von den gleich darauf folgenden *rescriptis justitiae* keine Rede seyn, und eben so wenig liefsen sich die *epistolae* (§. 49. N. 1.) als *species* der Rescripte so definiren, dafs sie *de re quapiam dubia* erlassen würden. Der eigentliche Unterschied zwischen Decreten und Rescripten, dafs nämlich jene Entscheidungen des Regenten in einem in höchster Instanz an ihn gelangter Processs, nach förmlicher Verhandlung desselben (im Gegensatz zu den vom Vf. mit Stillschweigen übergangenen *Interlocutiones*, wobey keine förmliche Rechtsverhandlung vorherging), diese aber überhaupt Antworten auf vorgelegte Anfragen sind, scheint vom Vf. nicht gehörig beachtet zu seyn. — Bey dem prätorischen Edict (§. 52 u. 53.) wird zwar in der Note „*G. Hugo Histor. jur. rom. germanice*, Berol. 1806." angeführt, dennoch aber die grundfalsche Ansicht von Neuem aufgetischt, nach welcher die Prätoren *„sibi sumserant facultatem jus mutandi propter utilitatem publicam — — nova vocabula inveniendo, novas actiones introducendo, exceptiones dando, ubi lex negabat actionem, restituendo j. j. minores, absentes, deceptos; fictiones introducendo."* dennoch wird das *edictum perpetuum* erst Hadrian zugeschrieben! — Unter *jus personarum* versteht der Vf., wie gewöhnlich, dasjenige *quo utuntur homines ex statu*, die treffliche Berichtigung von *Feuerbach* (Vers. Bd. I. N. 6.) ist ihm fremd geblieben. Das *qui uterque* (§. 64.) ist wohl ein Druckfehler. Der Satz: *„Hermaphroditos s. androgynos — — pro utriusque sexus personis Romani habebant,"* ist offenbar falsch: denn Fr. 10. D. I, 5. bestimmt ja ausdrücklich, dafs das vorherrschende Geschlecht gelten solle. Das Fr. 15. D. XXVIII, 1. ist ein nichts beweisendes Citat, oder will der Vf. etwa daraus herleiten, dafs Hermaphroditen, als *de statu suo dubitantes*, nicht testiren könnten? — Die *plena pubertas foeminarum* soll nach §. 65. erst mit dem 15ten Jahr beginnen gegen den ausdrücklichen Inhalt des Fr. 14. §. 1. D. XXXIV, 1. — *Dementes* sollen (nach §. 66.) seyn *„qui mente non omnino carent, vel tamen tranquille agunt."* Bey den *ostentis* im weitern Sinne hätten die *ostenta* im engern Sinne oder *portenta* und die *monstra* oder *prodigia* unterschieden werden sollen. *„Prodigus qui administr. bon. interdicitur,"* — §. 69: *„Servus — — rat. st. civilis est personam non habens."* — Der §. 71. handelt von dem alten *jus civitatis*, der Vf. vergifst aber, dem Anfänger anzudeuten, dafs dieses unter Justinian eine Antiquität sey. — *deditiorum* §. 76. soll wohl *dedititiorum* heifsen. — Den Grund, weshalb Justinian die *l. Fufia Caninia* abgeschafft wissen will, hält Rec. für höchst consequent, und keineswegs mit dem Vf. (§. 78.) für eine *causa parum idonea*. Warum sollte, was *inter vivos* erlaubt war, nicht auch *in testamentis* erlaubt seyn? — Bey den Sponsalien (§. 90.) ist nichts von den *arrhis* erwähnt. — §. 94. *potentia generandi!* — §. 97: *„quorum (adfinium) relatio ex necessitudine inter conjugem unum et ulterius familiae (familiam) provenit."* N. 2. *„ut non confundetur (confundatur) cum spirituali."* — Dafs Weiber nicht adoptiren können, scheint aus dem Satze: *adoptio naturam imitatur*, nicht zu folgen, wie der Vf. mit Heineccius (§. 176.) behauptet, sondern es ist dieses lediglich als eine Vorschrift des positiven Rechts zu betrachten. — §. 128. *redadoptare* statt *readoptare*, oder besser im Fr. 37. §. 1. D. I, 7. *iterum adoptare*. — In der bekannten Definition der Tutel von Servius dürfte aus den Worten *jure civili data ac permissa* sich wohl schwerlich mit dem Vf. bewei-

Digitized by Google

weisen lassen, dass unter *data* die legitime, unter *permissa* die testamentarische und dative zu verstehen sey, weit eher noch mit *Cujaz*, *Doneau* und *Otto* unter *data* die dative, unter *permissa* die legitime und testamentarische. — §. 146. „*Consequitur inde — — in tutelam testamentariam dari posse soli liberi in potestate patris vel avi constituti!* — §. 148. *legitimam et testamentariam* Druckfehler st. *dativam.* „*Adeo ut vel quamdiu speratur legitima cessat!* — Im §. 155. müssen ohne Zweifel im letzten Satze die Worte *maximam et mediam* verwandelt werden in *maximam vel mediam.* Der Deportirte hört zwar auf, römischer Bürger zu seyn, in so fern er aber, gleich einem Fremden, immer noch eine freye Person bleibt, müssen auch die Worte „*cum Personae esse desinant*" nothwendig ausgestrichen werden. — Im §. 175. heisst es: „*cura regulariter non testamento defertur*" im §. 177. „*testamentariae locus non est.*" Eine gleich anfangs gültige Delation der Curatel durch Testament ist niemals möglich, und erfolgt die Bestätigung, so ist es nicht testamentarische, sondern *dative*, wozu das Testament Veranlassung gegeben hat. Das *regulariter* in der erstern Stelle dürfte also keinen Sinn haben. §. 19. N. 4. ist statt L. 14. C. L. 14. D. zu lesen.

Der Vf. theilt den Titel *de rerum divisione et adquirendo earum dominio* in *fünf* Kapitel, wovon das eine *de rerum divisione*, das andere *de possessione*, das dritte *de jure singulorum circa res*, das vierte *de adquirendo rerum dominio*, und das fünfte *de rei vindicatione* überschrieben ist. Ueber die fehlerhafte Ansicht, die Lehre von der *possessio* im *zweyten* Kapitel folgen zu lassen, werden wir uns unten erklären. — Die §. 202. gegebene Definition von *res*, nämlich: „*R. dicitur omne id, quod in bonis est aut esse potest,*" passt eben so wenig zu der Note 2), wo bemerkt wird: „*Quaecunque existunt et hominibus utilitatem praestare possunt, dicuntur res, sive in patrimonio nostro sint, sive extra. Sic e. g. aqua, aër, mare sunt res, quamvis in nullius constitutae patrimonio,*" als zu der §. 203. vorkommenden Eintheilung: „*res sunt vel in alicujus bonis, vel non.*" — Während es im §. 1. J. I, 1. ganz schlicht und einfach heisst: *res divini juris in nullius bonis est*, stellt der Vf. die sonderbare Eintheilung auf: „*Quae in bonis sunt vel in Dei dominio vel in hominum patrimonio esse creduntur,*" bemerkt aber doch gleich darauf, dass die *res divini juris* „*certo modo ad res nullius referuntur.*" — Der Vf. hat offenbar die Frage: wie lassen sich die Sachen eintheilen? mit der ganz davon verschiedenen: welche können im Privateigenthume seyn, welche nicht? verwechselt. In der erstern Hinsicht kommt es begreiflich nur auf eine umfassende Eintheilung an; der Punkt hingegen, ob eine Sache *in bonis* sey oder nicht, kommt dabey gar nicht in Betracht, sondern gehört lediglich zu der letztern ganz davon verschiedenen Frage. Wollte der Vf., was allerdings zweckmäfsig geschehen kann, beide Fragen mit einander verbinden, so hätte er natürlich die Alles umfassende Eintheilung in *res divini* und *humani juris* zum Grunde legen, und erst, wenn dieses geschehen, bey den einzelnen dahin gehörigen Sachen untersuchen müssen, ob und in wie fern sie Gegenstand des Privateigenthums sind. *Res divini juris* sind nun aber keineswegs solche Sachen, die im *Eigenthum Gottes* sich befinden, eine widersinnige Idee! sondern solche, die eine Beziehung auf die Gottheit oder eine gewisse Heiligkeit haben. — Bey den *res sacrae* (§. 204.) hätte wohl der Unterschied von den *res ecclesiasticae* berührt zu werden verdient, eben so die eigene dabey Statt findende summarische Klage, das *interd. ne quid in loco sacro fiat*; wir finden dieses Interdict blofs beyläufig §. 775. N. 1. erwähnt, als Beyspiel eines prohibitorischen Interdicts. — Der Satz (§. 205.): „*Locus religiosus etiamsi exemtus sit commercio hominum, in bonis tamen privatorum esse censetur jus inferendi mortuum in sepulcrum* etc." hätte näher bestimmt werden sollen, da bekanntlich der Beerdigungsplatz zwar nicht abgesondert, wohl aber mit dem Grundstück, worauf er sich befindet, veräufsert werden kann. Die Rechtsmittel, welche dazu dienen, Verletzungen oder Hindernisse beym *locus religiosus* abzuwenden: *a. sepulchri violati* (Dig. XLVII, 12. Cod. IX, 19.) *Interd. de mortuo inferendo* und *de exstr. sepulchro* (Dig. XI, 8. vgl. Fr. 2. §. 1. D. XLIII, 1.) finden wir weder hier noch sonst wo erwähnt. Die Bestimmung der religiösen Eigenschaft nach dem *Kopfe*, wenn die Glieder zerstreut sind, ist gleichfalls nicht angeführt. — Im §. 220. hätte der Unterschied zwischen *universitas juris et facti* bestimmter angegeben werden sollen. — Den Beschluss des Kapitels macht diesmal nicht der *C. N.*, sondern die alte, eigentlich gar nicht hierher gehörende Eintheilung in *res mancipi* oder *nec mancipi*, wobey wieder die gewöhnliche falsche Ansicht zum Grunde liegt, obgleich *Hugo* (*hist. jur.* und seine *Collectanea* civilistisches Magazin genannt) citirt wird.

(*Der Beschluss folgt.*)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1813.

RECHTSGELAHRTHEIT.

PARIS, b. Lenormant, u. STRASSBURG, b. Levrault: *Elementa juris civilis Justinianei cum codice Napoleoneo et reliquis qui in imperio franco-gallico obtinent legum codicibus* juxta ordinem institutionum *collati*, edidit *G. D. Arnold* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Das *zweyte* Kapitel: *de possessione* ist in jeder Hinsicht verunglückt; der Vf. hat ganz den alten Schlendrian befolgt, ohne auf die gelungene Darstellung *Savigny's* nur die mindeste Rücksicht zu nehmen; dieser wird erst §. 776 bey den Interdicten angeführt, aber auch hier ohne nur die mindeste bessere Ansicht befolgt zu haben. Aus der ganzen Stellung der Lehre, unmittelbar folgend auf die Eintheilungen der Sachen, sieht man schon, dass Hr. *A.* den richtigen Gesichtspunkt verfehlt, und sich überhaupt darüber keine Rechenschaft gegeben hat. Die Lehre soll nach §. 201. deshalb im *zweyten* Kapitel vorausgeschickt, und dem *dritten* Kap. *de jure singulorum circa res* zur Seite gestellt werden: „*quia quidquid commodi quod ex re aliqua habetur, vel ex possessione quae facti est, vel ex jure circa rem constituto descendit.*" *Possessio* ist ihm gleichbedeutend mit „*detentio s. custodia rei cum animo eam detinendi.*" — (vgl. §. 222.) Aus *fr.* 1. *pr. D. XLI.* 2. ist diese Definition gewiss nicht entlehnt. Zum Wesen des Besitzes soll *factum corporis* und *animus detinendi* gehören, in der erstern Beziehung „*possessio meri facti est*" in der letztern aber: „*ex jure aliqui effectus possessioni accedunt.*" Hierin liegt theils ein Widerspruch mit den vorhin ausgehobenen Worten des §. 201. wo allgemein behauptet wird, dass der Besitz eine *res facti* sey, theils aber auch eine Unrichtigkeit, indem zwar aller *Erwerb* des Besitzes auf einem körperlichen Handeln *(factum)* von einem bestimmten Willen begleitet, beruht, keineswegs aber geradezu gesagt werden kann, es gehöre *factum* und *animus* zum *Wesen* des Besitzes, denn dieses besteht doch wohl einzig und allein nur in den davon abhängenden rechtlichen Wirkungen. Statt die wahre juristische Beziehung des ursprünglich blos natürlichen Verhältnisses der Detention als Recht zu besitzen *(jus possidendi)* und Recht des Besitzes *(jus possessionis)* näher zu bestimmen, was doch immer die Hauptsache war, wird (unter IV.) blos die dürre Bemerkung hinzugefügt: dass der Besitz (d. h. die im Anfange definirte Detention) wohl von dem Recht welches der Besitzer an der besessenen Sache habe und von dem *jus habendi alicujus rei possessionem* zu unterscheiden sey. — In so fern das Recht zu besitzen dem Eigenthümer zusteht, und dem der vom Eigenthümer dieses Recht erhalten hat, steht dasselbe allerdings mit der Lehre vom Eigenthum, dessen Ausfluss es ist, in Verbindung, es ist mit andern Worten eine rechtliche Wirkung des gehörig constituirten Eigenthums; aber wem in aller Welt wird es wohl einfallen von dieser einzelnen Wirkung eher, als von den Wirkungen im Allgemeinen, und eher von den Wirkungen überhaupt, die der Vf. ganz vergessen hat, als von den Erwerbarten zu reden! Da jedoch der Besitz nicht blos ein mittelbar juristisches Verhältniss ausmacht, indem man ihn auf das Eigenthum bezieht und als Folge desselben betrachtet *(jus possidendi)*, sondern vielmehr auch als ein unmittelbares und selbstständiges juristisches Verhältniss erscheint, d. i. als Bedingung von Rechten namentlich der Usucapion und der Interdicte *(Jus possessionis)*, so folgt, dass der Vf. eine in jeder Hinsicht fehlerhafte Methode zum Grunde legte, wenn er den Besitz, nach dem oben extrahirten §. 201. blos als ein *commodum domini* betrachten zu müssen glaubte. — Die Begriffe von *p. civilis* und *naturalis* sind §. 223 sehr unbefriedigend bestimmt worden: „*Civilis est qua quis rem ut suam, i. e. animo dominii justo possidet; reliqua omnis naturalis.*" In der Note heisst es: „*qui ea (civili) gaudent in sensu strictissimo possessores vocantur.*" Schade dass es nicht noch einen höhern Superlativ giebt! Da die wahren Begriffe von *possessio civilis (s. ad usucap.)* und *possessio (s. ad interdicta)* selbst fehlen, so ist auch von dem dadurch begründeten doppelten Gegensatz der *possessio naturalis* begreiflich keine Rede. — Die Lehre vom Erwerb und Verlust des Besitzes ist höchst unvollkommen und unwissenschaftlich (§. 226 und 227.) dargestellt. Der Grund liegt wohl darin, dass der Vf. ausser *Heineccius* nicht viel über den Besitz gelesen zu haben scheint. *Savigny* wird, wie schon oben bemerkt ist, nicht angeführt, und obgleich sonst ein ziemliches Prunken mit literarischen Notizen vorherrscht, auch nicht die bekannten *Observationes* von *A. J. Cuper* weder in der alten Ausgabe *L. B.* 1789, noch in der neuen von *Thibaut* besorgten, Jena 1804. — Nach dem Inhalte des dritten: *de jure singulorum circa res* überschriebnen Kapitels soll *jus rerum* dasjenige seyn *quod rem qualemcunque, pro objecto habet*, und der Vf. glaubt, dass die bey den Juristen herkömmliche Haupteintheilung desselben die sey, in *jus dominii* und *obligationis*; das *jus dominii* überhaupt genommen, das die bekannten vier Species unter sich begreifen soll: *est jus rei propriae (?) s. facultas homini in rem competens sine respectu*

Digitized by Google

ſpectu ad certam perſonam, das *jus obligationis* hingegen: *quod rei nomine competit perſonae in perſonam.* Den unpaſſenden Ausdruck *jus dominii generaliter acceptum* für *jus in rem* hat der Vf. von *Galvanus* entlehnt, übrigens aber iſt es wieder eine ganz unrichtige Theorie, von der Rec. ſehr bezweifeln möchte, daſs es „*ſumma apud Jureconſultos recepta diviſio*" ſey. — Mit der Note (S. 127.), kann Rec. gar keinen beſtimmten Sinn verbinden: „*Poſſeſſio, quia jus duntaxat producit momentaneum id eſt, quia ex illa ſola nullum nobis naſcitur jus, niſi quamdiu poſſidemus, ſpeciebus juris in re (quod minime eſt momentaneum, cum amiſſa poſſeſſione duret) accenſeri nequit.*" An die bloſs factiſche Detention konnte der Vf. hier nicht denken, da dieſe überhaupt kein Rechtsverhältniſs iſt, das *jus poſſidendi* aber iſt ſchon im *dominium* als Wirkung deſſelben begriffen, was bleibt alſo übrig als *Poſſeſſio civilis (ad uſuc.)* und *poſſeſſio* ſchlechthin *(ad interd.)* die der Vf. gar nicht einmal kennt, und wobey wahrlich auch die Frage vernünftiger Weiſe nicht aufgeworfen werden kann, ob ſie eine beſondere *ſpecies in juris in re* ausmachen, oder nicht. Wahrſcheinlich rührt die Stelle aus den dabey citirten Prälectionen von *Huber* her, denn aus den dabey angeführten Geſetzen kann ſie unmöglich entlehnt ſeyn. — Das Eigenthum definirt der Vf. §. 232. als ein *jus quo res alicui propria eſt ſive jus de rei corporalis propriae ſubſtantia diſponendi.* Auch dieſer Begriff verdient unſern Tadel, denn zu ſagen: Eigenthum iſt das Recht wodurch eine Sache jemanden eigen gehört, wird keinem, der an logiſches Denken gewöhnt iſt, einfallen, und wenn der Vf. den Begriff ſo aufſtellt: es iſt das Recht über die Subſtanz einer eigenthümlichen Sache zu diſponiren, ſo ſetzt er wieder theils die Idee des Eigenthumes ſchon voraus, theils aber nimmt er etwas in den Begriff auf, was (nach Nr. II.) nicht zum Weſen des Eigenthumes gehören ſoll, er iſt alſo inconſequent. — In §. 233. kommt die Eintheilung in *dom. plenum* und *minus plenum* vor. Bekanntlich iſt die von den Gloſſatoren gebrachte in *dom. directum* und *utile* ganz davon verſchieden, dennoch aber betrachtet ſie der Vf. als eine Unterabtheilung des *dom. minus plenum!* — Bey der Adjunction §. 259. kommt es in Betreff der Entſchädigung deſſen, der dadurch ſein Eigenthum verloren hat, nicht ſowohl darauf an, ob Jemand eine fremde Sache mit der ſeinigen, oder umgekehrt verbunden habe, ſondern vielmehr darauf, ob der Eigenthümer der Haupt- oder der Nebenſache die Vereinigung vorgenommen habe und in beiden Fälle, *ob bona* oder *mala fides* vorhanden iſt. Wenn nämlich der Herr der Principalſache die Vereinigung vorgenommen hat, ſo kann, wenn er in böſem Glauben war, der volle Werth, ſonſt nur ſo viel, als er bereichert iſt, von ihm gefordert werde. Rührt dagegen die Vereinigung vom Herrn der acceſſoriſchen Sache her, ſo kann er, wenn er in böſem Glauben war und die Sache nicht als nothwendiger Aufwand anzuſehen iſt, nichts verlangen; wenn er hingegen in gutem Glauben war, ſo hat er nur das Retentionsrecht, aber nach Verluſt des Beſitzes keine Klage, wiewohl die Praxis ſie ihm geſtattet. Vergl. *Thibaut* Syſtem der Pand. §. 596. Der Vf. hat offenbar den richtigen Geſichtspunkt ganz verfehlt. — §. 279. N. 3. *Moeniana* l. *maeniana.* — Bey der *ſervitus luminum* (§. 281.) findet ſich ganz die gewöhnliche Anſicht. — Die Lehre von der Uſucapion iſt ſehr unbefriedigend abgehandelt. Uſucapion wird, wie gewöhnlich, mit Präſcription für einerley genommen und die den Geſetzen völlig fremde Eintheilung in *pr. acquiſitiva* und *extinctiva* von neuem aufgeſtellt. — Im §. 333. wird die *don. ſub modo* nicht gehörig von der *ſub conditione* geſchieden. — §. 341. iſt der Satz *poſt biennium* etc. falſch, die L. 3. §. 1. C. VIII. 34. bezieht ſich offenbar nur auf die, welche ein *Eigenthumsrecht* am Pfande erwerben wollen. — §. 346. ſollte hinter *patrimonio paterno* noch ſtehen *vel nomine patris.* — §. 348. Z. 4. ſtatt *aliarumve* l. *aliorumve.* — §. 358. N. III. heiſst es: „*Praetor — juſtinere coepit teſtamenta ſola ſeptem teſtium praeſentia et ſubſignatione munita.*" Die Gegenwart der Zeugen verlangte der *Prätor* keineswegs; vergl. §. 2. 3 f. II, 10. — §. 358. N. 3. a. E. ſtatt *J. h. t.* zu leſen: §. 1. J. h. t. — Läſst ſich wohl mit §. 359. geradezu behaupten: *teſtamenta publica nullis ſolemnitatibus egent?* Es hätte nothwendig über ihre Erforderniſſe mehr geſagt werden müſſen. — §. 375. *Unitas actus* iſt von *ſimultanea praeſentia* ein ganz verſchiedner Begriff. — §. 374. N. 2. iſt das erſte Allegat falſch, auch muſs ſtatt Nov. 170. geleſen werden N. 107. — §. 390. wird angenommen die in der Nov. 115. aufgezählten Enterbungsurſachen lieſsen noch andere zu *illis ſimiles, vel atrociores!* — §. 401. muſs unter Nr. III. ſtatt *illi, hi* und ſtatt *hi, illi* ſtehen. — §. 422. Z. 6. ſtatt *interna, externa* und Z. 7. ſtatt *externi, interni.* — §. 432. Z. 5. muſs es heiſsen: *ſub nomine querelae inoff.* und §. 434. unter I. *condictione ex l.* — Die zweyte Hälfte des §. 435. ſteht mit §. 389. unter I. in offenbarem Widerſpruch. Daſſelbe iſt der Fall mit §. 436. a. E. und §. 385. unter II. In beiden Fällen iſt das ältere Recht mit dem neuern confundirt worden. — §. 441. N. 2. *certionum* lt. *cretionum.* — §. 444. N. 2. a. E. muſs ſtatt L. 138. §. 1. geleſen werden *Fr.* 138. *pr.* und §. 447. N. 3. iſt c. 251. zu verwandeln in c. 2. §. 1. — §. 482. N. 3. iſt L. 4. falſch. — §. 493. hätte noch erwähnt werden können, daſs auch Weiber bey Codicillen Zeugen ſeyn dürfen, eben ſo §. 506. daſs die *b. p. c. t.* auch den *ſuis* ſo wie dem Vater und den Patron gegeben wurde. Es ſteht bloſs da: „*dabatur praecipue liberis emancipatis.*" Die Verbindung des prätoriſchen Rechts mit dem Civilrecht iſt überhaupt gar nicht angedeutet worden. — Dem §. 513. zufolge ſollen nur die Deſcendenten, Aſcendenten und Collateralen zur *ſucceſſio ordinaria* gerufen werden, alle übrigen hingegen zur *extraordinaria*, alſo auch der überlebende Ehegatte und der Fiſcus? — §. 521. unter I. iſt die Frage: wie ſuccediren die Aſcendenten? nur in Beziehung auf den Fall beantwortet, wenn ſie nicht mit Geſchwiſtern und deren Deſcendenten concurriren. Nach II. ſollen die Geſchwiſterkinder

je-

Digitized by Google

jederzeit nur *in stirpes* succediren. Anders bey Halbgeschwisterkindern vergl. §. 522. wo jedoch Z. 5. statt *liberis* wahrscheinlich *illis* zu lesen ist. Die ganze Intestatsuccession ist, wie so viele andere Lehren sehr kurz und unvollständig dargestellt worden. Es ist z. B. der mehrfachen Verwandtschaft, die zu einer mehrfachen Erbportion berechtigt, gar nicht erwähnt. Nur §. 523. ist gesagt, dass in der vierten Klasse auf die *duplicitas vinculi* keine Rücksicht genommen werde *cum ea ultra fratrum liberos non extendatur*. Der Vf. hätte hinzusetzen sollen: *ultra fratrum consanguin. vel uterinorum*, da in der zweyten Klasse von mehrfacher Verwandschaft gar die Rede nicht seyn kann. — Das Repräsentationsrecht ist §. 515. blos definirt und die Verschiedenheit des Vermögens wird gar nicht berührt. — §. 529. heisst es von der armen Ehefrau: „*succedit in portionem virilem si tres vel plures sint heredes, in quartam si plures.*" — §. 529. und 530. werden blos die arme Ehefrau und der Fiscus als *successores extraordinarii* angenommen. Der Fiscus gehört gar nicht hierher, sondern in die Reihe der ordentlichen Successoren; die ordentliche Succession zerfallt aber bekanntlich in die der Verwandten und Nichtverwandten, und zu den letztern gehört der überlebende Ehegatte und der Fiscus. Das Erbrecht der natürlichen Kinder, welches man bey der *succ. extraordinaria* vor allen Dingen hätte erwarten sollen, ist §. 518. bey der Succ. der Descendenten berührt worden. Die Succ. des Vaters in das Vermögen seiner natürlichen Kinder vgl. N. 89. c. 2. §. 6. ist gar nicht bemerkt worden. — Der Verpfleger eines Wahnsinnigen wird §. 530. blos beyläufig erwähnt. Der *focius liberalitatis imperialis* gehört gar nicht hierher, da bey ihm von einer Universalsuccession keine Rede seyn kann. Ueberhaupt hätte der Vf. bey den Ausnahmen, wo der Fiscus nicht succedirt zum Besten gewisser Corporationen, wozu der Erblasser gehörte, dem Anfänger sagen sollen, dass davon heut zu Tage gar kein Gebrauch mehr zu machen sey. — §. 556. Nr. 2. wird von dem antichretischen Vertrage bemerkt: „*tacite adjectum censetur, si creditori usuras sibi stipulato res frugifera obligata atque tradita sit.*" Der Satz ist wiederum falsch, denn bekanntlich wird der antichretische Vertrag nur dann stillschweigend angenommen, wenn *keine* Zinsen stipulirt sind, vergl. *Fr.* 8. *D.* XX. 2.: „*Cum debitor gratuita pecunia utatur potest creditor de fructibus rei sibi pigneratae ad modum legitimum usuras retinere.*" — Den §. 558. Nr. 4. aufgestellten Satz: „*si ad tempus res oppignorata est, jus pignoris intuitu tertii, non vero ratione debitoris exspirat; huic enim sua mora non potest prodesse*" kann der Vf. unmöglich für richtig halten. Wie, wenn jene Zeit früher festgesetzt ist, als die der Zahlung? das vom Vf. citirte *Fr.* 6. *pr. D.* XX. 6. ist offenbar dagegen, und das andere Allegat ist falsch. — §. 560. ist die *Pr. J.* III. 14. gegebene Definition von *obligatio* als allgemeiner Begriff aufgestellt worden, da sie doch nur auf die *obl. civilis* passt. — §. 567. wird blos *error* und *dolus* als *vitium consensus* erwähnt, *vis* und *metus* sind wieder ausgelassen. — §. 569. sollte unter 4. hinzugefügt seyn: *cum patre contrahentes.* — Der §. 570. unter II. a. E. vorkommende Satz: „*quam obligationem debitor, offerendo id quod interest, citra consensum creditoris evitare nequit*, ist ohne Zweifel zu allgemein abgefasst und widerspricht §. 571. a. E. — §. 571. hätte auf den wichtigen Unterschied zwischen absolut- und relativ-ungewisser Zeit aufmerksam gemacht werden sollen, denn bey den Obligationen wird nur jene *als Bedingung* angesehn, während dasjenige was vor Existenz der relativ-ungewissen Zeit bezahlt ist, nicht mit der *cond. indebiti* zurück gefordert werden kann. *Fr.* 16 — 18. *D.* XII. 6. Anders bey Legaten: *Fr.* 22. *D.* XXXVI. 2. *Fr.* 75. *D.* XXXV. 1. — In der Note 3. S. 312. sind die Begriffe von *conventio de spe* und *de re sperata* nicht bestimmt angegeben. Der Vf. sagt: *conventio de spe* sey vorhanden, wenn der eine Contrahent unter einer zufälligen Bedingung etwas verspreche, der andere aber unbedingt eine Gegenleistung dafür; *conv. de re sperata* hingegen wenn der Eine unter einer zufälligen Bedingung sich wieder verpflichte, der andere aber die Gegenleistung nicht unbedingt, sondern nur auf den Fall, dass jene zufällige Bedingung erfüllt werde, leisten wolle. Diese Grundsatze sind zwar richtig, aber die eigentlichen Begriffe damit noch nicht angegeben. *Res sperata* nämlich ist eine solche Sache deren Existenz durch ein Naturgesetz gewöhnlich begründet ist, also nicht blos vom Zufall abhängt, *spes* hingegen etwas lediglich vom Zufall Abhängendes. — Im §. 574 fg. findet sich die ganz gewöhnliche Theorie von der Culpa, wobey wieder von der neuern Literatur auch nicht die geringste Notiz genommen ist. — §. 579. unter III. statt *Consensus a lege* — — *fictus* lies *consensu* — *ficto.* — Nach §. 588. unter III. soll aus dem von einem Nichteigenthümer gegebenen Darlehn *nicht eher eine Verbindlichkeit* entstehen, als bis der Accipient die Sache in gutem Glauben *consumirt* hat. Dieser Satz steht mit dem gleich darauf folgenden in offenbarem Widerspruch: „*Hoc casu enim extantes res a domino vindicari et m. f. consumti actione ad exhib. peti possunt.*" Zwischen den Contrahenten selbst entsteht hier gar keine Verbindlichkeit, der Eigenthümer hat blos das aus seinem Eigenthume, nicht aus einer contrahirten Verbindlichkeit, entspringende Recht, entweder Rückgabe seiner Sache, oder Leistung des Interesses, wenn sie vom Empfänger in bösem Glauben consumirt ist, zu verlangen. — §. 590. unter I. ist es wenigstens ein Pleonasm, wenn gesagt wird: *tantundem in eadem qualitate et quantitate.* — §. 597. Z. 2. muss entweder für *depositarii deponentis* gelesen oder doch *et deponentis* eingeschaltet werden. — §. 606. *Stipulatio erat contr. verbalis, qua* etc. — §. 626. unter I. sind die *surdi et muti* unter II, die *clerici* vergessen u. s. w. — §. 627. III. *expiriri.* — §. 628. Nr. 3. *introducti* statt *introducta.* — §. 630. *in solidum cogere solvitur* statt *solidum solvere cogitur.* — Bey §. 631. hätte sehr füglich das Recht des Bürgen auch vor erfolgter Zahlung gegen den Hauptschuldner zu klagen erwähnt wer-

Digitized by Google

werden können. — Im §. 633 fg. paradirt die gewöhnliche Anſicht vom *contr. literalis*. *Hugo's* ſogenannte *Collectanea* hätte der Vf. hier abermals eine Berichtigung verdanken können. — §. 638. a. E. *ſoluto nutu* ſtatt *ſolo nutu*. — §. 641. folgt II. ſchon aus I., am wenigſtens aber gehört der freye Menſch zu III. denn er iſt ja keine *res*. — §. 644. iſt IV. ſehr überflüſſig, es liegt darin keineswegs eine Ausnahme von der Regel, der Kauf war hier noch gar nicht perfect. — Die Evictionsleiſtung wird §. 646. Nr. 2. gelegentlich in anderthalb Zeilen angeführt, ohne daſs ihrer ſonſt wo Erwähnung geſchieht. Noch merkwürdiger iſt es, daſs der Vf. die *Aufhebung* des Kaufvertrages ganz mit Stillſchweigen übergeht. Die berühmte L. 2. C. IV. 44. *(de reſc. vendit.)* wird beyläufig §. 642. in der Note beym *juſtum pretium* genannt. Die *a. redhibitoria* und *quanti minoris* werden §. 746. Nr. 4. kürzlich angeführt, dagegen vom Verkauf der Erbſchaften und Klagen, ſo wie von der Ceſſion und hundert andern Dingen nirgends eine Sylbe! — Was der Vf. zur Erklärung der bekannten Worte des *Fr.* 13. §. 11. *D.* XIX. 2. „*Prout quisque habitaverit*" beybringt, dürfte wohl ſelbſt näher zu erklären ſeyn: „*Verba — — diverſimode (!) interpretata tempus deſignare videntur pro quo, exacta prima conductione, locator ad ſolvendam pro rata mercedem teneri poteſt.*" — Die *Locatio cond. operis* iſt §. 651. zwar ihrem Begriffe nach angegeben, die dabey eintretenden Grundſätze ſind aber unerörtert gelaſſen, inſonderheit findet ſich nichts zur Beantwortung der Frage: wer die Gefahr des Werkes tragen müſſe? — Der Inhalt der *lex Rhodia de jactu*, der mit der Lehre vom Miethvertrage zweckmäſsig hätte in Verbindung geſetzt werden können (vergl. *Thibaut* §. 982 fg.), findet eben ſo wenig eine Erörterung. — Sehr bequem hätte mit der *Emphyteuſis* auch die *Superficies* abgehandelt werden können, der letztern iſt aber blos die dürftige Note 4. §. 662. gewidmet: „*Differt itaque emphyteuſis a jure ſuperficiei, cum dominus per modum locationis perpetuae, promiſſo annuo ſalario, alicui jus cedit exſtructiones in ſuperficie faciendi.*" — Warum iſt §. 667. Nr. 2. nicht der bey der *ſocietas omnium bonorum* vorkommende wichtige Unterſchied zwiſchen dem gegenwärtigen und künftigen Vermögen bemerkt worden? — Das Conſtitut kommt im ganzen Buche ſo wenig vor als die Lehre vom Spiel und der Wette. Das Precar Tauſch, Trödelvertrag u. ſ. w. werden gleichfalls mit Stillſchweigen übergangen. Die *repetitio ob cauſam datorum* u. ſ. w. wird §. 691. in einer kurzen Note berührt. — Bey den Aufhebungsarten der Verbindlichkeiten iſt der *concurſus cauſarum lucrativarum* ausgelaſſen. — §. 706. wird die Delegation lediglich auf Veränderung des Debitors beſchränkt. — Wir haben ſchon oben bemerkt, daſs die Lehre von dem Begriffe, den Erforderniſſen und den Eintheilungen der Verbrechen und Strafen, ſo wie von deren Zwecke, für ein Lehrbuch der Inſtitutionen viel zu ausführlich dargeſtellt, *Meiſters* Criminalrecht dabey zu ſtark benutzt worden iſt; deſto kürzer werden nun aber die eigentlich hierher gehörenden einzelnen Privatdelicte vom Vf. durchgegangen. — Warum iſt bey §. 723. nichts von der Strafe des *furtum uſus* und *poſſeſſionis* beygebracht? — Den *unicum caſum, quo qui poſſidet nihilominus actoris partes ſuſtinet* glaubt der Vf. in der *actio Publiciana* zu finden! vergl. §. 745. N. 1. — Die §. 749. N. 2. bemerkte Ausnahme iſt keineswegs die einzige von der Regel, daſs die *actiones ex vero vel quaſicontractu* nur *rei perſecutoriae* ſind. — In den zwey ſehr kurzen §§. 755. und 756. werden die *act. exercitoria* und *inſtitoria* höchſt unvollſtändig aus einander geſetzt, eben ſo §. 757. das *Sct. Macedonianum*, es findet ſich kein Wort über die dabey ſtatt findenden Ausnahmen. (Das *Sct. Velleianum* iſt mit der einzigen Bemerkung §. 64. abgethan: „*Attamen foeminis, ob ſexus fragilitatem, privilegia quaedam conceſſa ſunt, tum periculi rei familiaris avertendi tum poenarum cauſa*" wobey in der Note *Titul D. et C. ad SCt. Velleï.* citirt wird! —) §. 765. iſt unter IV. ſtatt *non ipſi* zu leſen *non ipſe*. — §. 777. I. ertheilt das *Interdictum quod legatorum* nur dem *prätoriſchen* Erben. Uebrigens müſste wohl ſtehen *heredi praetorio*, nicht *heredi, praetorio*. (Die Interpunction iſt faſt überall ſchlecht beſtellt, oft findet ſich faſt hinter jedem Worte ein Comma, z. B. §. 4.: *Hic, ab avunculo, Juſtino Illyrico, Imperatore, adoptatus, Juſtiniani nomen, ipſumque per Orientem imperium accepit* etc.) — §. 779. Nr. 3. iſt hinter §. 1. in *f.* ausgelaſſen *§. h. t.* — Die Darſtellung der Interdicte §§. 775—778. trägt das Gepräge der höchſten Unvollkommenheit an ſich. Obgleich *Savigny* erſt hier und nicht bey der eigentlichen Lehre vom Beſitze genannt iſt, ſo hat der Vf. ſich doch keine einzige Idee von ihm zuzueignen gewuſst, was man doch hätte erwarten ſollen, da er „*Interdictorum doctrinam ſcitiſſime et acutiſſime exponit.*" Die *interd. adipiſcendae poſſeſſionis* werden z. B. nach wie vor zu den poſſeſſoriſchen gerechnet u. ſ. w. — §. 782. „*Quae in judiciis generaliter occurrunt eſſentiales actus.*" — §. 788. N. 1. *queſtionem* ſtatt *quaeſtionem* u. ſ. w. — Bey ſo vielen Irrthümern und Druckfehlern möchte man faſt in Verſuchung gerathen, das ganze Buch für einen fehlerhaft gedruckten Irrthum zu halten.

Digitized by Google

MONATSREGISTER

vom

SEPTEMBER 1813.

I.

Verzeichniſs der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recenſirten Schriften.

Anm. Die erſte Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an. Der Beyſatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.

A.

Arnold, G. D., Elementa juris civilis Juſtinianei cum codice Napoleoneo et reliquis legum codicibus collati. 232, 177.

d'Autel, A. H., Predigt am erſten Januar 1813, als am Gedächtniſsfeſte der von Würtembergs Regenten angenommnen Königswürde. 2e Aufl. EB. 103, 823.

B.

Barkow, C. J. F., ſ. Reden, zwey.

Bekenntniſſe eines Proteſtanten über den Cultus ſeiner Kirche, die Nothwendigkeit einer Reform deſſelben und über die Ideen einer Vereinigung aller chriſtl. Religionsformen. 216, 54.

Bekenntniſſe merkwürdiger Männer von ſich ſelbſt; fortgeſetzt von * *. 6r Bd. EB. 102, 809.

v. Berneaud, A. Th., Schilderung der Inſel Elba. Aus dem Franz.; herausg. von T. F. *Ehrmann*. 225, 121.

Bertholdt, L., hiſtor. krit. Einleitung in ſämmtl. kanoniſche u. apokryphiſche Schriften des alt. u. neuen Teſtaments. 2 u. 3r Th. 215, 41.

Bibliothek der neueſten und wichtigſten Reiſebeſchreibungen; herausg. von M. C. *Sprengel*, fortgeſ. von T. F. *Ehrmann*. 39r Bd. enth. A. Th. *v. Berneaud's* Schilderung der Inſel Elba, und J. *Haafner's* Landreiſe längs der Küſte Orixa u. Coromandel. 1 u. 2r Th. 225, 121.

— — — — 40r Bd. enth. Silv. *de Sacy's* neueſte Beyträge zur Kunde der aſiat. Türkey; *Ange's v. Gardane* Tagebuch einer Reiſe durch die aſiat. Türkey, u. A. L. *Caſtellan's* Briefe über Morea. 229, 153.

Bothe, Fr. H., ſ. L. *Hotibius*.

Böttiger, C. A., archäologiſche Aehrenleſe. 1e Samml. 231, 175.

Brohm, K. Fr. A., Compendium Grammaticae latinae, nach Anleit. der gröſsern latein. Grammat. marchica. Auch:

— — latein. Grammatik für Schulen. 229, 158.

Büſte, die, des Sokrates, od. das Tribunal unſrer lieben Frauen. Orig. Luſtſp. 223, 111.

Butler's, S., Hudibras; ein ſatiriſches Gedicht: Neu verdeutſcht von K. A. *v. Gruber*. 1 u. 2r Th. 226, 134.

C.

Cannabich, G. Ch., Kritik der prakt. chriſtl. Religionslehre. 3r Th. EB. 100, 793.

Caſtellan, A. L., Briefe über Morea und die Inſeln Cerigo, Hydra u. Zante. Aus dem Franz.; herausg. von T. F. *Ehrmann*. 231, 174.

Cavolini, F., Memorie per ſervire alla ſtoria de' polipi marini. EB. 104, 825.

Cleſius, J., etwas für Eheleute üb. Entſtehung u. Verhütung der Miſsgeburten, nebſt Darſtell. einer ſeltnen in Koblenz todt zur Welt gekommnen Miſsgeburt. 226, 132.

Conz, K. Ph., ſ. Fr. Ferd. *Drück*.

Corviſart, J. N., Eſſai ſur les maladies organiques du coeur et des gros vaiſſeaux; publié par C. E. *Horeau*. 219, 73.

D.

Döring, P. J., ſ. Roſen u. Dornan.

Drück's, Fr. Ferd., kleinere Schriften; herausg. von K. Ph. *Conz*. 3r Bd. EB. 98, 783.

Dülon's, des blinden Flötenſpielers, Leben u. Meinungen, von ihm ſelbſt bearb. Herausg. von C. M. *Wieland*. 1 u. 2r Th. EB. 97, 769.

E.

Ehrmann, T. F., ſ. A. Th. *v. Berneaud's* Schilderung der Inſel Elba.

— — ſ. Bibliothek der Reiſebeſchreibungen.

— — ſ. A. L. *Caſtellan*.

— — ſ. Ang. *v. Gardane*.

Ehr-

Digitized by Google

Ehrmann, T. F., ſ. J. *Haafner*, Landreiſe längs der Küſte Orixa.
— — ſ. Silv. *de Sacy*, neueſte Beyträge zur Kunde der aſiat. Türkey.
Emilien, die zwey. Drama, nach dem Engl. EB. 103, 823.
Engelmann, J. B., neues zweckmäſsiges Erleichterungsmittel zur Erlernung der franz. Sprache. 1e Liefr. 3e verb. Aufl. EB. 105, 840.
Ewald, J. L., chriſtliches Communionbuch. 2e verm. Aufl. EB. 97, 776.

F.

v. Felbiger, Ign., katholiſcher Katechismus. Neueſte Ausg. EB. 101, 808.
Fleiſchmann, G., de vitiis congenitis circa thoracem et abdomen comment. anat. pathologica. 220, 84.

G.

Gaab, J. Fr., Animadverſiones ad antiquiorem Judaeorum hiſtoriam. 221, 89.
v. Gardane, Ang., Tagebuch einer Reiſe durch die aſiat. Türkey nach Perſien in den J. 1807 u. 8. Aus dem Franz.; herausg. von T. F. *Ehrmann*. 231, 170.
Gehrig, J. M., Unterweiſungen in dem Geſchäfte der Buſse u. in einigen Uebungen der Andacht. EB. 101, 807.
Gerſtner, M. K. F., Grabreden. 1e Samml. 1e verb. Aufl. EB. 103, 824.
Geſchichtforſcher, der ſchweizeriſche. 1n Bds 2s H. EB. 98, 782.
Groſſe, G. F. W., vollſtänd. u. erklärendes Wörterbuch zu *Eutrops* kurzem Abriſſe der römiſchen Geſchichte. In 2 Abth. 227, 143.
v. Gruber, K. A., ſ. S. *Butler's* Hudibras.

H.

Haafner, J., Landreiſe längs der Küſte Orixa u. Coromandel. Aus dem Holländ.; herausg. von T. F. *Ehrmann*. 1 u. 2r Th. 225, 123.
Hahnemann's, Fr. des Solines, Widerlegung der Anfälle *Hecker's* auf das Organon der Heilkunde von S. *Hahnemann*. 210, 7.
Hegewiſch, D. H., Geſchichte der engliſchen Parlamentsberedſamkeit. 210, 1.
Heinold, A., kurze Biographieen aller bekannten griech. u. latein. Schriftſteller in alphabet. Ordnung. 226, 135.
Hofmeiſter, W., Etat der Anſaſſen in der Stadt Zürich, nebſt Bemerkung ihres Alters, Standes, Berufs und Wohnorts. EB. 98, 780.
v. Holbein's, Fr., Theater. 1 u. 2r Bd. 212, 20.
Horeau, C. E., ſ. J. N. *Corviſart*.
Horn, Fr., der Geiſt des Friedens. Ein fantaſt. Gemälde. EB. 103, 821.
Hotibii, Lud. Rig., lectiones Ariſtophaneae. Edit. cur. Fr. H. *Bothe*. EB. 98, 777.
Hugo, G., civiliſtiſches Magazin. 3n Bds 4s H. u. 4n Bds 1s H. EB. 104, 828.
Hundeshagen, B., die Belagerung und Entſetzung der Stadt Hanau im dreyſsigjähr. Kriege, nebſt Schilderung des Jahrsfeſtes dieſer Begebenheiten. 221, 91.

K.

Kieſer, D. G., der Urſprung des Darmkanals aus der Veſicula umbilicalis, dargeſtellt im menſchl. Embryo. 227, 141.
Kunſtkabinet, phyſikaliſch-ökonomiſches u. chemiſch-techniſches. 3s u. 4s Bdchn. EB. 99, 792.

M.

Magazin, civiliſtiſches, ſ. G. *Hugo*.
Mangold, E., Leſebuch für Lehrjungen und Geſellen. Neue Aufl. EB. 101, 808.
Meyer, E., die zerbrochne Schachtel. 219, 80.
Müchler, K., Vergiſsmeinnicht. Taſchenbuch. 2s Bdchn. EB. 99, 792.

O.

Otto, A. G., Monſtrorum ſex humanorum anatomica et phyſiologica diſquiſitio. 214, 36.
— — Monſtrorum trium cerebro atque cranio deſtitutorum anatomica et phyſiologica diſquiſitio. 214, 36.

P.

Platner's, Edu., Abhandl. über die wiſſenſchaftl. Behandlung der römiſchen Alterthümer. 214, 39.

R.

Reden, zwey, bey der Chriſtenweihe eines Proſelyten u. bey der Wiedereinweihung der durch den Krieg beſchädigten Kirche zu Loitz (von C. J. F. *Barkow*.) EB. 102, 816.
Réglement pour l'Académie de Lauſanne. 220, 81.
Reimann, C. G. E., Spicilegium obſervationum anatomicarum de Hyaena. 228, 151.
Reinhold, K., die Eheleute vor der Hochzeit. Luſtſp. nach dem Franz. frey bearbeitet. 227, 144.
Reziae, J., ſpecimen obſervationum academicarum et pathologicarum. 229, 159.

Robin-

Digitized by Google

Robinſon, der ſchweizeriſche, oder der ſchiffbrüchige Schweizerprediger u. ſeine Familie. Herausg. von J. R. *Wyſs*. 1 u. 2s Bdchn. EB 97, 774.
Roſen und Dornen für d. J. 1811 u. 1812. (Herausg. von P. J. *Döring*.) 221, 92.
Roſenmüller, J. C., de ſingularibus et nativis offium corporis humani varietatibus. EB. 101, 805.
— — quaedam de ovariis embryonum et foetuum humanorum. EB. 105, 838.
— J. G., auserleſenes Beicht- und Communionbuch für gläubige Chriſten. 7e verb. Aufl. EB. 101, 808.
Rudhart, Ign., über das Studium der Rechtsgeſchichte. 222, 104.

S.

de Sacy, Silv., neueſte Beyträge zur Kunde der aſiat. Türkey; aus dem Franz.; herausg. von T. F. *Ehrmann*. 229, 153.
Scarpa, Ant., anatom. chirurgiſche Abhandlungen über die Brüche. Aus dem Ital. von B. W. *Seiler*. 213, 25.
— — ſull' ernie, memorie anatom. chirurgiche. 213, 25.
Schuderoff, J., Badebeluſtigungen. 221, 94.
Schweizer-Scenen, hiſtoriſch merkwürdige. Nach Zeichnungen von *H. Lips*, *F. Hegi* u. a. 1s Heft. 211, 15.
Seiler, B. W., ſ. Ant. *Scarpa*.
Sievers, G. L. P., Leſſing's Schädel. Orig. Luſtſpiel. 218, 72.
Spieker, C. W., Leben u. Charakter J. Ch. *Plathe's*, nebſt der am Sonntage nach ſeinem Tode gehaltnen Predigt. EB. 102, 814.
— — zwey öffentl. Religionsvorträge, am Geburtstage des Königs Friedr. Wilh. III., u. bey der Todtenfeyer der Königin, Louiſe von Preuſsen. EB. 102, 814.
Sprengel, M. C., ſ. Bibliothek der Reiſebeſchreibungen.
v. Steinheil, F. C. P., kurze engliſche Sprachlehre für Anfänger. EB. 99, 791.

T.

Thomas, P., Mémoires pour ſervir à l'hiſtoire naturelle des ſangſues. 213, 30.
Tiedemann, Fr., Anatomie u. Naturgeſchichte des Drachen. 228, 145.
Tzſchirner, H. G., wie die Hoffnung den Weiſen üb. das Unglück der Zeiten erhebe. Predigt. EB. 100, 800.

W.

Wagner, Fr. L., neues Handbuch für die Jugend in Bürgerſchulen. 1e Hälfte. 6e verm. Aufl. EB. 97, 776.
Weland, J. Chr., Einleitung in die Bibel nach den Bedürfniſſen unſrer Zeit für Bürgerſchulen. 224, 120.
Wenzel, J., Beobachtungen über den Hirnanhang fallſüchtiger Perſonen. (Herausg. von C. *Wenzel*.) 227, 137.
Wenzel, J. et C., de penitiori ſtructura cerebri hominis et brutorum. 222, 97.
— — Prodromus eines Werkes über das Hirn der Menſchen und der Thiere. 222, 97.
Wieland, C. M., ſ. *Dülon's* Leben.
Willmar, Wilhelmine, Viole oder das Todtengewölbe. Roman. 217, 64.
Wrisbergii, H. A., obſervationes anat. de corde teſtudinis marinae Mydas dictae collectae et cum corde humano collatae. 224, 117.
Wyſs, J. R., ſ. Robinſon, der ſchweizeriſche.

(Die Summe aller angezeigten Schriften iſt 79.)

II.

Verzeichniſs der literariſchen u. artiſtiſchen Nachrichten.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Barry in Mannheim 210, 8. *Bertrand* in Cöthen 212, 24. *Brehm* in Leipzig 212, 24. *Campenon* in Paris 220, 88. *Chabert* in Wien 210, 88. *Chladni* in Wittenberg 220, 88. *Emmrich* in Regensburg 212, 24. *Poinſot* in Paris 212, 24. *Schumacher* in Kopenhagen 210, 7. *Tiſſot* in Paris 230, 168. *Wenck* in Leipzig 212, 24.

Todesfälle.

Balan in Paris 220, 87. *Bayrhoffer* in Frankfurt a. M. 219, 79. *Brogniart* in Paris 219, 80. *v. Ewald* in Kiel 219, 79. *Flemming* in Berlin 219, 79. *Fuchs* in Jena 228, 152. *Hamberger* in München 219, 80. *Hermann* in Leipzig 222, 104. *Hertel* in Schleitz 218, 72. *Illiger* in Berlin 218, 71. *Nolde* in Halle 212, 23. *Petrich* in Budiſſin 221, 103. *Richter* in Wien 219, 80.

Schrö-

Digitized by Google

Schröder in Neuſtadt 230, 167. *Tafinger* in Tübingen 212, 23. *Tzſchukke* in Meiſsen 221, 96. *Walther* in Dresden 220, 87. *Wollkopf* in Sorau 219, 80. *Zimmermann* in Hagenbüchach im Bayreuthiſchen 219, 80.

Univerſitäten, Akad. u. andre gel. Anſtalten.

Gent, mediciniſch-chirurgiſche Societät, Preisaufgaben 228, 151. *Halle*, naturforſchende Geſellſchaft, gehaltne Vorträge in der erſten Hälfte dieſes Jahres, aufgenommne auswärtige, vortragende einheimiſche, und verſtorbne Mitglieder, allgemeine Verſammlung zur 35ſten Stiftungstagsfeyer 221, 95. *Paris*, hiſtoriſche Klaſſe des kaiſerlichen Inſtituts, Preisertheil., Preisfr. 224, 119.

III.

Verzeichniſs der literariſchen Anzeigen.

Vermiſchte Anzeigen.

Niemeyer in Halle, Berichtigung eines Tadels in den Götting. gelehrten Anzeigen, die von ihm unlängſt herausgegebenen pädagogiſch-didaktiſchen Originalſtellen aus griechiſchen und römiſchen Klaſſikern betr. 211, 15.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

MAINZ, b. Kupferberg: *Joſeph* und *Karl Wenzel* u. ſ. w. *über die ſchwammigen Auswüchſe auf der äußern Hirnhaut.* 1811. XX u. 138 S. Fol. Mit 6 Kpfrt.

Die Natur des Hirnhautſchwammes iſt, theils der Seltenheit der Krankheit, theils der häufig unvollkommnen Beſchreibung der Art der Degeneration wegen, noch ſo wenig bekannt, daſs gegenwärtiges Werk von den Händen zwey vorzüglicher Anatomen einem jeden Arzte äuſserſt willkommen ſeyn muſs, da es nicht allein eine Zuſammenſtellung der wichtigſten bekannten Fälle, welche anatomiſch unterſucht wurden, ſondern zugleich die genaue anatomiſche Unterſuchung, Beſchreibung und Abbildung eines eignen ſehr merkwürdigen, welcher den Herren *Wenzel* vorkam, enthält. Es zerfällt in 34 Abſchnitte, deren Inhalt Rec. kurz angiebt.

I. *Beobachtung.* In der Leiche eines neun und ſiebzigjährigen Mannes fanden ſich auf der äuſsern Fläche des obern Umfangs der harten Hirnhaut fünf rundliche Auswüchſe von verſchiedner Gröſse, halbweicher, etwas ſchmieriger Subſtanz, dunkelgrüner Farbe. Alle waren aus einzelnen unregelmäſsigen Läppchen zuſammengeſetzt, von einer eignen dünnen Membran bekleidet, hingen nur ſehr locker mit der Hirnhaut und der Beinhaut der Schädelknochen zuſammen. Auch waren dieſe durchaus normal. Alle waren durch die Schädelknochen gedrungen, die daher ihnen entſprechende Oeffnungen mit glatten, ungleichen Rändern zeigten. Unter den übrigen Organen wichen nur die Lunge und die Leber bedeutend vom Normal ab. Die Lunge enthielt viele Knötchen von verſchiedner Conſiſtenz und Gröſse, die Leber war durchaus desorganiſirt, hart, ungleich, höckerig, und theils mit einer unzähligen Menge Knötchen, welche eine dunkelgelbe, braune, ſchmierige, und eine dunkelgrüne, feſtere Materie enthielten, theils mit kleinern und gröſsern Höhlen durchſäet, in welchen ſich eine Subſtanz fand, die mit der, welche die Auswüchſe an der harten Hirnhaut bildete, vollkommen übereinkam. Die Gallenblaſe ſtrotzte von ſchwarzer, dicker Galle, und ihr Ausführungsgang ſchien verwachſen. Die Hautfarbe war äuſserſt gelb. Aus der Krankheitsgeſchichte ergab ſich, daſs die Auswüchſe ſich ungefähr ſeit einem Jahre gezeigt, allein nie Schmerzen verurſacht hatten.

II. *Anatomiſche Unterſuchungen andrer Beobachter.* Es werden hier die vorzüglichſten Beobachtungen andrer Aerzte, 22 an der Zahl, zuſammengeſtellt, welche eine mehr oder weniger genaue anatomiſche Unterſuchung enthalten. Die wichtigſte Quelle iſt *Louis's* Aufſatz über dieſen Gegenſtand in den *Mém. de Chirurgie de Paris*, und 16 Fälle, die er zuſammengeſtellt hatte, ſind allein aus ihm entlehnt.

III. *Allgemeine Reſultate aus den vorgetragenen Beobachtungen.* Das allgemeinſte Reſultat iſt, daſs das Weſen der Krankheit noch ſehr wenig bekannt iſt, weil die Beobachter daſſelbe nicht rein zeichneten, ſondern zufällige, durch ihre Behandlung veranlaſste Erſcheinungen mit weſentlichen, in der Natur des Uebels gegründeten, vermengten.

Die 19 folgenden Abſchnitte enthalten die Angabe des Zuſtandes der Organe, ſowohl benachbarter als entfernter, welcher mit dieſer Afterbildung beobachtet wurde.

IV. *Aeuſsere Beinhaut der Hirnſchale.* Dieſe wurde gewöhnlich nur ſehr unvollkommen unterſucht, doch wurde ſie auch noch in einem andern Falle, als dem von den Hn. *W.* beobachteten, geſund gefunden. — V. *Oeffnung im Knochen.* Ehe dieſe entſteht, ſchwillt der Knochen an dieſer Stelle an, wird ungleich, vorzüglich ſeiner innern Tafel nach; allmählig aber beträchtlich verdünnt. Die Oeffnung entſteht langſam, vergröſsert ſich aber, einmal entſtanden, ſehr ſchnell. Sie ſteht mit der Gröſse, Conſiſtenz und der Form des Auswuchſes überhaupt in keiner Beziehung, indem auch bey den kleinſten, weichſten und modrigſten Auswüchſen der Knochen ſchon entweder die Tendenz dazu zeigt, oder gar ſchon wirklich geöffnet iſt. Da ſie von innen nach aufsen entſteht, ſo findet man ihren Umfang dort gewöhnlich gröſser als hier, bisweilen das äuſsere Blatt allein noch vorhanden, während die übrige Subſtanz zerſtört iſt. Nie iſt der Knochen im Umfange cariös. — VI. *Die äuſsere Hirnhaut.* Der Auswuchs befindet ſich immer auf der äuſsern Fläche der harten Hirnhaut, die im Allgemeinen an der ihm entſprechenden Stelle geſund, bisweilen aber auch hier mehr oder weniger verdickt, hart, erhaben, höckerig, ſchwammig iſt, und feſter als gewöhnlich mit der Hirnſchale zuſammenhängt. Auch dann aber iſt die untere Fläche faſt nie alienirt. — VII. *Die Blutgefäſse* und VIII. *die Blutleiter der äuſsern Hirnhaut* ſind in der Regel durchaus normal. — IX. *Die Gefäſshaut.* Auch dieſe iſt normal, weicht nur da, wo die äuſsere Hirnhaut an der Stelle des Auswuchſes verdickt iſt, durch regelwidrigen Zuſammenhang mit derſelben vom Normal ab. — X. *Form der ſchwammigen Auswüchſe.* Iſt meiſtens rundlich, ſelten bedeutend flach. — XI. *Eigner Ueberzug*

Digitized by Google

zug der Auswüchse wurde nicht blofs von den Vff., sondern auch von *Louis* beobachtet. — XII. *Die Farbe der Auswüchse* ist nicht immer dieselbe, indem einige Beobachter sie weifs, andre rothschwärzlich angaben. Wahrscheinlich hängt sie, vorzüglich nach dem von den Vff. untersuchten Falle zu schliefsen, nicht blofs von Localverhältnissen, sondern von allgemeiner Beschaffenheit der Nahrungsflüssigkeiten ab. — XIII. *Die Gröfse der Auswüchse.* Die Basis ist in der Regel gröfser als der durch die Schädelöffnung vorgedrungne Theil des Auswuchses. Bisweilen erreichen sie die Gröfse eines zweyten Kopfes, und können dann noch leichter als sonst den Verdacht eines Hirnbruches erregen. — XIV. *Die Substanz der Auswüchse.* Dieser Punkt, gerade der wichtigste, ist am wenigsten aufgeklärt. Im Allgemeinen reden zwar die Beobachter von einer schwammigen Beschaffenheit, doch werden sie auch als scirrhös, warzenartig, nicht durchaus in allen Theilen von derselben Beschaffenheit angegeben. In mehrern Beobachtungen enthielten die schwammigen Auswüchse Blut von verschiedner Beschaffenheit, Farbe und Menge. Die allgemeinste Bedingung ist die, dafs sie nie, so lange sie nicht durch Kunsthülfe verändert wurden, Eiter abzusondern scheinen. — XV. *Zusammenhang dieser Auswüchse mit der äufsern Hirnhaut (der äufsern Beinhaut und der Oeffnung des Schädels).* Mit der äufsern Hirnhaut scheinen diese Auswüchse an und für sich nur sehr locker zusammenzuhängen, so dafs sie, ohne die geringste Gewalt, spurlos weggenommen werden können. Sehr fester Zusammenhang, der bisweilen beobachtet wurde, scheint nur von, zum Theil sehr heroischen, Heilversuchen abzuhängen, da selbst ein häufig angebrachter Druck dazu Veranlassung geben kann. Dagegen findet man den Zusammenhang zwischen der Geschwulst und der im Schädel entstandnen Oeffnung, so wie der äufsern Beinhaut, gewöhnlich aufserordentlich eng und fest, was theils in der Enge der Oeffnung, theils in der Rauhigkeit ihrer Ränder, theils in dem lange daurenden Drucke des Auswuchses auf den Knochen, theils aber auch in den Versuchen zum Zurückdrücken begründet seyn kann. — XVI. *Das Hirn* ist nur da krank, wo Kunsthülfe angewandt worden war; wo dies nicht geschahe, selbst da normal, wo sich an der dem Auswuchse entsprechenden Stelle ein mehr oder weniger tiefer Eindruck in demselben fand. — XVII. *Die Seitenhirnhöhlen* wurden einmal auf der Seite des Auswuchses zusammengedrückt gefunden, doch können sie noch weniger als die äufsere Oberfläche des Hirns mit demselben in einer directen Beziehung stehen. — XVIII. *Das gefaltete Adernetz* bietet eben so gewifs nur zufällige Abnormitäten dar. — XIX. Dasselbe gilt für die *Veränderungen an andern Theilen des Hirns* und XX. des *verlängerten Markes und Rückenmarkes.* — XXI. *Umänderung des Muskelfleisches in der Nähe des schwammigen Auswuchses.* In einem Falle wurden an der innern Fläche des Schlafmuskels knöcherne Fäden gefunden. — XXII. *Die Leber.* Aufser den Vff. wurde noch in einem andern Falle die Leber zugleich ungewöhnlich grofs gefunden. Höchst wahrscheinlich würde man auch in andern Fällen ähnliche Erscheinungen gefunden haben, wenn man sich nicht, wie es gewöhnlich geschieht, blofs mit Untersuchung des Uebels, welches den Tod veranlafste, begnügt hätte. — XXIII. *An welchen Stellen des Schädels diese Auswüchse am gewöhnlichsten vorkommen.* Am häufigsten bilden sich diese Auswüchse am obern Theile des Schädels, namentlich meistens unter den Scheitelbeinen, seltner unter dem Stirnbeine, noch seltner unter dem Grundbeine, am seltensten unter den Schlafbeinen. Sie breiten sich von einem Knochen zum andern aus, und die Nähte setzen ihnen daher keine Schranken. (Da sie zunächst auf der harten Hirnhaut entstehen, so ist dies nicht auffallend.) In der Wirbelsäule fand man sie nach den Vff. noch nicht, doch im Schädel bis zu dem Theile der äufsern Hirnhaut, welcher das grofse Hinterhauptsloch bekleidet. — XXIV. *Von der Zahl der Auswüchse, welche bey einem Kranken beobachtet werden.* Am gewöhnlichsten findet sich nur ein Auswuchs; doch fand man zwey, drey, vier, fünf, selbst achtzehn. Die Beobachter belehren uns nicht, ob die Verschiedenheit in der Zahl der Auswüchse in einer directen Beziehung zur Verschiedenheit der Ursachen derselben steht oder nicht. — XXV. *Ursachen dieser Auswüchse.* Diese sind bald äufsere, Einwirkungen mechanischer Schädlichkeiten auf den Kopf, ohne Continuitätstrennung; bald innere, vorzüglich miasmatische; jenes häufiger als dieses, was sich schon aus dem gewöhnlichen Sitze vermuthen läfst. Letzteres kann man nur dann mit Gewifsheit annehmen, wenn, bey gänzlichem Mangel aller Ursachen der erstern Art, die Gegenwart einer allgemeinen Krankheit sich unwiderleglich durch alle ihr zukommende Zeichen und das charakteristische äufsere Ansehen des topischen Uebels zu erkennen giebt. Dieser Abschnitt enthält viel Treffliches in Bezug auf Erkenntnifs der Natur topischer, einer allgemeinen Ursache zugeschriebner Uebel überhaupt. — XXVI. *Zufälle.* Sehr häufig werden zwar diese Auswüchse plötzlich, ohne dafs ihrem Erscheinen Zufälle vorausgegangen wären, sichtbar, und, wenn ihrem Erscheinen Zufälle vorausgehen, so können diese eben sowohl auf die Einwirkung der veranlassenden Ursachen als auf den entstehenden Auswuchs bezogen werden, indessen kann man doch richtig die Zufälle in diejenigen, welche der Erscheinung des Auswuchses vorangehen, und in die abtheilen, welche nach dem Sichtbarwerden desselben bemerkt werden. Das allgemeinste Symptom der ersten Periode ist *Kopfschmerz*, der bisweilen mehrere Jahre vorausgeht, bisweilen anhaltend ist, bisweilen nur periodisch eintritt, und dessen Extensität und Intensität variirt. Ein zweytes, aber weniger constantes Symptom ist das Gefühl von *Erschütterung* und *Betäubung im Kopfe*, seltner noch in den *Extremitäten.* Bisweilen wurden auch, ungeachtet die äufsere Ursache nur unbedeutend war, *Ohnmacht*, *Schwindel*, *Verlust des Verstandes*, *consensuelles Erbrechen* bemerkt. Offenbar, wie auch der Vf. bemerkt, alles

Zei-

Digitized by Google

Zeichen, welche kaum eine Unterscheidung dieses Zustandes von der Hirnerschütterung zulassen, vorzüglich da die entfernten äussern Ursachen beider dieselben sind. Im zweyten Zeitraume vermehrt sich die Zahl und Wichtigkeit der Zufälle. Der Durchbruch wird oft durch eine zufällige Erschütterung bestimmt. Gewöhnlich geht diesem das Weichwerden des Knochens an der respectiven Stelle, die sich durch pergamentartiges Knistern verräth, voraus. Nach dem Durchbruche erscheint die Geschwulst gewöhnlich klein, weich, und nimmt gewöhnlich Jahre lang nicht zu. Mit der äussern Erscheinung ist fast immer Pulsation, wenn gleich schwächer als bey Aneurysmen, verbunden. Der Auswuchs scheint ursprünglich unempfindlich, und nur durch den anhaltenden Reiz, welchen bisweilen ein scharfer, ungleicher Knochenrand veranlasst, empfindlich zu werden. Gewöhnlich kann er durch leichten Druck, bisweilen durch Lage auf der entgegengesetzten Seite zum Zurückweichen durch die Oeffnung im Knochen gebracht werden, wobey dann der Schmerz gewöhnlich verschwindet. Gewöhnlich beharren dabey die Zufälle des ersten Zeitraumes und verschlimmern sich sogar. Häufig treten auch jetzt bedenkliche Zufälle erst mit dem Zurücktreten oder Drücken der Geschwulst ein, und verschwinden nach aufgehobnem Drucke. — XXVII. *Einige Bemerkungen über die halbseitigen Zufälle auf der entgegengesetzten Seite des Uebels.* Im ersten Zeitraume dauern diese beständig fort, wenn der Auswuchs mittelbar oder unmittelbar auf einen Nerven drückt; im zweyten nur, wenn der Auswuchs zurückgedrückt wird; in so fern wichtige Bemerkungen, als der Wundarzt, wenn diese Erscheinung auch im zweyten Zeitraume beständig andauert, auf ansehnliche Grösse oder Mehrzahl schliessen muss. — XXVIII. *Versuch einer Charakteristik der Eigenthümlichkeit der schwammigen Auswüchse, die aus syphilitischer Ursache entstehen.* Die syphilitischen Auswüchse, so wie überhaupt die von einer innern Ursache entstehenden, scheinen doppelter Art zu seyn, entweder secundär, durch Knochenverderbniss veranlasst, oder primitiv, wo dann die Schädelverderbniss, wie gewöhnlich, secundär ist. Die letztere Art hat nichts Eigenthümliches. Ist hier nicht der Knochen *zugleich* von dem Uebel ergriffen, so bildet sich die Oeffnung in ihm auf die gewöhnliche Weise. Die Zeichen der erstern Art sind: 1) alle Zeichen einer Knochenkrankheit aus innern Ursachen, Knochenschmerzen, flache, ödematöse oder eitrige Anschwellung der Kopfbedeckungen an den respectiven Stellen, Knochengeschwür an derselben Stelle, durch welches die Oeffnung veranlasst wird, Verbreitung des Uebels über mehrere Theile des Schädels. Oft ist der Auswuchs vollkommen ausgebildet, ohne dass im Knochen sich eine durchbrochene oder dem Durchbruche nahe Stelle fände. 2) Hat auch der Schwamm selbst eigenthümliche Zeichen. Er ist flacher und mehr mit der äussern Hirnhaut verwebt, auch fester mit dem Umfange der Knochenöffnung verwachsen, es finden sich sehr viele an den verschiedensten Stellen des Schädels, die äussere Hirnhaut ist an der Stelle des Auswuchses und selbst an andern ungleich, schwielig. (Sollte man nicht noch hieher das gleichzeitige Vorkommen derselben Auswüchse an andern Stellen zu rechnen haben? Ein merkwürdiger, von *Bayle* angeführter Fall (*Corvisart J. de méd.* T. 10. p. 65.) macht diess wenigstens höchst wahrscheinlich.) — XXIX. *Bemerkungen über die Bildung der Oeffnung im Schädel.* Sie entsteht, die Fälle ausgenommen, wo Knochenkrankheit das ursprüngliche Uebel ist, nicht durch Caries, Umänderung des Knochens in eine fleischige Masse, sondern durch gestörte Ernährung, gehinderten Ansatz, während die Thätigkeit der einsaugenden Gefässe fortwährt, ja erhöht ist. — XXX. *Meinungen der Schriftsteller über die Entstehung und die Natur dieser Auswüchse.* Einige, besonders ältere, Schriftsteller verwechselten sie mit dem nach Verletzungen und Blosslegen der Hirnhäute oder des Hirns entstehenden Hirnschwamm; andre glaubten, sie entstehen blos aus Knochenverderbniss, und müssten daher *Fungi cranii* genannt werden, andre erklären sie für Fleischgeschwülste, andre für Balggeschwülste, noch andre für Degenerationen der sogenannten Pachionischen Drüsen — Ansichten, die meistens durchaus falsch, oder wenigstens zu allgemein sind. — XXXI. *Heilversuche der schwammigen Auswüchse; Zufälle des letzten Stadiums der Krankheit.* Der Werth der Behandlungsweise dieser Krankheit ergiebt sich aus dem vorigen Abschnitte. Die Menge und Mannichfaltigkeit sowohl der äussern als innern Mittel thun hinlänglich die Unbekanntschaft mit dem Wesen der Krankheit dar. Druck und reizende Mittel waren immer schädlich, am nützlichsten die Amputation oder Unterbindung der Geschwulst nach Blosslegen ihrer Basis mittelst Erweiterung der Knochenöffnung. — XXXII. *Einige Ideen als Vermuthungen über die Entstehung der schwammigen Auswüchse.* Höchst wahrscheinlich entstehen sie durch Ergiessung gerinnbarer Lymphe zwischen dem Gewebe oder an der äussern Fläche der harten Hirnhaut, nicht in Folge einer Entzündung, sondern von Congestionen im Innern des Schädels. Gründe für diese Vermuthung sind: Die Uebereinkunft der Ergiessungen gerinnbarer Lymphe und der Hirnhautschwämme, in Beziehung 1) auf die Stelle, indem beide am häufigsten oben, seltner auf den Seiten vorkommen; 2) auf die Verbindung mit der harten Hirnhaut, welche in beiden locker ist. Dafür spricht auch die Mehrzahl der Auswüchse von innern Ursachen. Doch scheint die Ergiessung der Lymphe nicht das einzige Bedingniss zur Entstehung des schwammigen Auswuchses zu seyn, sondern es wird dazu noch Störung der Ernährung des Knochens erfordert, weshalb dieser weniger als im Normalzustande im Stande ist, der organischen Ausbildung der ausgetretenen Lymphe zu widerstehen. Im Wesentlichen kommen sie daher mit den Pachionischen Körpern überein. Die Verschiedenheit in der Structur dieser Auswüchse spricht nicht gegen diese Meinung, indem diese von einer Menge zufälliger Umstände bedingt seyn kann.

(*Der Beschluss folgt.*)

THEO-

Digitized by Google

THEOLOGIE.

Berlin, b. Hitzig: *Ueber die Religion der Ebräer vor Moſes*, von *Lazarus Bendavid*. 1812. 51 S. gr. 8. (8 gr.)

Ein Aggregat hiſtoriſcher und philologiſcher Combinationen über einen Gegenſtand, der auſser den Grenzen unſerer genauern Kenntniſs liegt; allenfalls ingeniös zu nennen, doch nur in einem Sinne, wo dieſer Ausdruck kein ſonderliches Lob enthält, nämlich in ſo fern man damit den Gebrauch aprioriſcher Räſonnements, witziges Aufgreifen zufälliger Aehnlichkeiten bey einer gewiſſen zu Gebote ſtehenden Gelehrſamkeit bezeichnet, und dieſes einem beſonnenen kritiſchen Gebrauche der vorhandenen hiſtoriſchen Quellen entgegenſetzt. Daſs die Religionsbegriffe der Patriarchen andere geweſen ſind, als die durch Moſe und nachher verbreiteten, iſt ſicher genug; dieſe Verſchiedenheit iſt aber wohl ſchwerlich in einen Gebrauch anderer Gottesnamen zu ſetzen nach 2 Moſ. 6, 3, welche Stelle gar nicht hiſtoriſch von der Einführung des Namens Jehova verſtanden werden darf (vgl. auſser *de Wette's* Beytr. II, S. 177—183, ſchon *J. C. Bonnet* in der *Biblioth. Hag.* Cl. IV, S. 205). Auch muſs die einzige ſichere Urkunde über vormoſaiſche Religionsbegriffe, die Geneſis, mit der vorſichtigſten Kritik benutzt werden, in ſo fern der ſpäter lebende Concipient erweislich hier und da die Vorſtellungen ſeiner Zeit in die Patriarchenzeit hinaufgeſetzt hat, was der Vf. am Ende des Werkes (S. 51) auch zugeſteht. Den Geiſt dieſer Unterſuchungen wird folgende Ueberſicht des Inhalts vollkommen charakteriſiren, ohne daſs es weiterer Erinnerungen darüber bedürfte. Das Menſchengeſchlecht nahm, nach dem Vf., in ſeiner Erkenntniſs des Urweſens folgenden Gang: 1) *Polytheismus*, wo Kräfte als geiſtige Weſen, als Götter gedacht werden. 2) *Götzendienſt*, wo die Kräfte ſinnlich dargeſtellt werden und das Bild als Gott verehrt. 3) *Dualismus*, wo die Kräfte in böſe und gute eingetheilt und als ſolche verehrt werden. 4) *Zebaothismus*, wo die Natur als ein ſtreitendes Heer, von erhaltenden und zerſtörenden Kräften gedacht und unter irgend einem Symbol verehrt wird. 5) *Theismus*, wo die Welturſache als ein einziges, geiſtiges Weſen gedacht und ohne Symbol verehrt wird. Von allen dieſen verſchiedenen Stufen finden ſich Spuren bey den Hebräern und Aegyptiern, welche beſtändig mit einander verglichen werden. Dem Polytheismus huldigten das niedere Volk der Aegypter und die älteſten Hebräer, zu welchen der erſte Fragmentiſt gehört, welcher ſich des Ausdrucks אלהים d. i. Gottkräfte bedient. Vom eigentlichen Götzendienſt ſollen ſich bey beiden Völkern keine deutlichen Spuren finden, auſser etwa in dem נחשים 1 Moſ. 6, 11 ff., welches die älteſten Commentatoren von Verderbniſs durch Götzendienſt verſtehn. Der Dualismus findet ſich bey den Aegyptern in Oſiris und Serapis, welche beiden älteſten Götter dem Ahriman und Ormuzd der Perſer entſprechen, der Zebaothismus aber in der Iſis, der oberſten Gottheit der zweyten Klaſſe. Bey den Hebräern zwar keine Spur des guten Princips, wohl aber des böſen, nämlich in den Teraphim der Familie Labans, zum Beweiſe, daſs dieſe dem Dualismus ergeben war. תרפים iſt nämlich zuſammengeſetzt aus תר Stier und אף Zorn, der zornige Stier, und dieſe Bilder hatten, wie der Serap, die Geſtalt eines Stieres. Hiermit gleichbedeutend iſt auch שרף 4 Moſ. 21, 18, welches man falſch durch Schlange überſetzt; der aufgehängte Talisman war nämlich keine eherne Schlange, ſondern ein Serapis. Der Iſis der Aegypter entſpricht bey den Hebräern שדי, die hypoſtaſirte Idee des Zebaothismus, die bey den Erzvätern herrſchte, bis 2 Moſ. 6, 3 dafür יהוה eingeführt wurde. Die Uebereinſtimmung findet ſich auch in der Etymologie: denn שדי iſt der bebrüſtete Gott (von שד), die ernährende und zerſtörende Kraft (von שדה und שדד), wie die Diana zu Epheſus und viele Iſisbilder bey Montfaucon. Zu dem Theismus oder Spiritualismus erhoben ſich bey den Aegyptern nur die Prieſter oder Epopten des erſten Grades, des Mentes oder Pan, d. i. der Einheit; Moſe aber theilte dieſe Weihe ſeinem Volke durch den Jehovadienſt mit. Daſs Abraham dem Melchiſedek den Zehnten gab, iſt dadurch zu erklären, daſs dieſer einem höhern Grade der religiöſen Weihe angehörte, von welcher Abraham wohl gehört, in welche er aber noch nicht aufgenommen worden war. Daſs aber zwiſchen Aegyptern und den älteſten Hebräern kein Religionsunterſchied Statt fand, wird daraus bewieſen, daſs ſie in ſteter ungehinderter Verbindung gelebt, und ſich ſelbſt durch Heyrathen verbunden hätten, wie Joſeph mit der Prieſterstochter zu On, und Abraham mit der Hagar, die nach dem Medraſch eine Perſon mit Keturah war. (!) Wer nach den obigen Proben philologiſcher Deductionen noch andrer bedarf, findet ſie S. 20 u. 44, wo die Stämme אל und שד entwickelt werden. Hier erfährt man unter andern auch, daſs das ſchwierige שדה ושדות Kohel. 2, 8 Iſisprieſter und Prieſterinnen *(und? oder?)*, die männliche und weibliche Flöte derſelben bedeute. — Der Vf. iſt übrigens, nach der Vorrede, ſeit vielen Jahren mit Unterſuchungen über den Pentateuch beſchäftigt, in welchen er zugleich die nachmoſaiſche Abfaſſung eines groſsen Theils deſſelben zu beweiſen ſuchen wird, worin unter ſeinen Glaubensgenoſſen ſchon Aben Eſra (ſ. S. 6 Not., wozu noch deſſen Anm. zu Deut. 1, 1 hinzugefügt werden kann) und Spinoza vorangingen. Wenn uns das Obige in hiſtoriſcher und philologiſcher Rückſicht nicht viel Ausbeute erwarten läſst, ſo ſind wir doch auf dieſen Theil ſeines Werkes begierig.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

MAINZ, b. Kupferberg: *Joſeph* und *Karl Wenzel* u. ſ. w. *Über die ſchwammigen Auswüchſe auf der äußern Hirnhaut* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

XXXIII. *Vorſchläge zur Behandlungsart der ſchwammigen Auswüchſe.* Sie gründen ſich natürlich auf die im vorigen Abſchnitte aufgeſtellte Anſicht der Entſtehung derſelben. Treten daher nach Einwirkung mechaniſcher Schädlichkeiten Zufälle ein, welche die Entſtehung jener Afterorganiſation fürchten laſſen, ſo iſt ein allgemeines und örtliches antiphlogiſtiſches Verfahren unumgänglich nothwendig. Einmal geſchehene bedeutende Ergieſsung der Lymphe zu heben aber liegt auſser den Grenzen der Kunſt, und die thätigſte Hülfe iſt dann die verderblichſte. Reizendes Verfahren iſt durchaus unzweckmäſsig. Iſt der Auswuchs ſichtbar geworden, ſo iſt die Operation das einzige Mittel zur radicalen Heilung, welches ohne frühere Anwendung von, meiſtens ſchädlichen, Palliativmitteln angewandt werden muſs, ſobald gefährliche Zufälle eintreten. Der Auswuchs muſs ganz weggenommen, nicht bloſs eingeſchnitten werden, indem dieſes Verfahren immer tödtlich war. Liegt der Auswuchs nicht hinlänglich frey, ſo muſs die Oeffnung im Knochen durch den Trepan hinlänglich erweitert werden, um den ganzen Umfang ſeiner Baſis frey zu erhalten. Selbſt da, wo noch keine Oeffnung im Knochen vorhanden iſt, alle Zufälle aber auf einen Auswuchs der harten Hirnhaut hindeuten, iſt wegen Tödtlichkeit der ſich ſelbſt überlaſſenen Krankheit der Trepan anzuwenden. Das Ausſchneiden des correſpondirenden Theiles der harten Hirnhaut iſt nur in den ſeltnern Fällen vorzunehmen, wo der Auswuchs nicht bloſs auf der äuſsern Fläche locker aufliegt, ſondern mit ihr feſt verwachſen oder mit ihren Lamellen verwebt iſt. Druck als Palliativmittel iſt nur in einem ſolchen Grade zuläſſig, wobey gefahrdrohende Zufälle verſchwinden und keine neuen entſtehen. Innere Mittel bey entfernter innerer Urſache ſind zwar anwendbar, machen aber die Operation bey beſtimmt angezeigtem örtlichen Uebel durchaus nicht entbehrlich.

XXXIV. *Krankheiten, die in Hinſicht der äuſsern Form Aehnlichkeit mit den ſchwammigen Auswüchſen haben.* Dieſe ſind: 1) *knöcherne Auswüchſe an den Schädelknochen*, welche ſich leicht von ihr unterſcheiden laſſen; 2) *hornartige Auswüchſe am Kopfe*, für welche daſſelbe gilt; 3) *Balggeſchwülſte, Honiggeſchwülſte* und *Speckgeſchwülſte auf den Schädelknochen*, wobey zwar bisweilen ein, durch die vom Drucke derſelben herrührender, ſie umgebender, ſcharf vorſtehender Rand des Knochens vorkommt, die ſich aber durch die Abweſenheit aller Zeichen der ſchwammigen Auswüchſe, den Mangel einer durchdringenden Oeffnung im Knochen, und die Unmöglichkeit des Zurückdrückens unterſcheiden; 4) der *Hirnbruch*, welcher ſich in den meiſten Fällen durch den Umſtand, daſs er angeboren iſt, hinlänglich unterſcheidet; 5) *die krankhafte Erweiterung der Blutgefäſse auf der äuſsern Hirnhaut*, wenn ſie Knochenzerſtörung zur Folge hat, welche ſehr ſchwer zu unterſcheiden iſt; 6) *knöcherne Concremente in der äuſsern Hirnhaut*; 7) *ſkrophulöſe Geſchwülſte auf der äuſsern Hirnhaut*; 8) *ſkrophulöſe Geſchwülſte auf der Gefäſshaut des Gehirns*; 9) *ſchwammige Körper auf der Gefäſshaut*; 10) *in die Höhle der Hirnſchale dringende Fiſteln*; 11) *Hirnſchwämme, die entweder ohne Verletzung des Hirns und ohne Wunde, oder in Folge äuſserer Verletzungen des Schädels entſtehen.* Die meiſten Fälle der erſten Art ſcheinen nichts als *Hirnhautſchwämme* geweſen zu ſeyn, die der zweyten Art, deren Weſen auch nur in den ſeltenſten Fällen, Vordringen des Hirns, in der Regel Erzeugung eines neuen Zellgewebes iſt, ſind wohl am Ende gleichfalls ihrem Weſen nach wenig von jenen unterſchieden.

Rec. hat die Vff. abſichtlich nicht unterbrochen, um dem Leſer mit dem Plane dieſes wichtigen und mit ſeltner Gründlichkeit einen bisher in der That nur oberflächlich bekannten Gegenſtand abhandelnden Werkes deſto ungeſtörter bekannt zu machen, erlaubt ſich aber zum Schluſſe einige Bemerkungen. Von zwey Fällen, welche er vor ſich hat, beweiſt ihm der eine, daſs die Vff. unter Nr. VI. zu allgemein nur die äuſsere Fläche der harten Hirnhaut als den Sitz dieſer Auswüchſe angeben, indem hier ein ſehr anſehnlicher und ein kleinerer Auswuchs ſich auf der innern Fläche der harten Hirnhaut befinden, und mit den darunter befindlichen Theilen auf keine Weiſe zuſammenhängen. In demſelben Subject fanden ſich auf beiden Seiten, an der dem Felſentheile des Schlafbeins entſprechenden Gegend der äuſsern Fläche der harten Hirnhaut zwey gleichfalls anſehnliche Auswüchſe von derſelben Beſchaffenheit. An der Stelle, wo dieſe Auswüchſe, die innern mit einem dünnen Stiele, die äuſsern mit einer breiten Grundfläche, aufſitzen, iſt das Gewebe der harten Hirnhaut verändert, aufgelockert, und der Subſtanz des Auswuchſes analog. Dieſe iſt in allen gelblich, nicht bedeutend hart, vorzüglich gegen den freyen

Digitized by Google

freyen Umfang weich, gegen die Basis hin etwas härter und faserig. Alle sind rundlich, aber alle, besonders der gröfste und die äufsern, haben eine ungleiche äufsere Oberfläche und scheinen wie aus mehrern Lappen gebildet. Alle sind mit einer zelligen, mit ihrem Inhalte sehr genau verwebten Membran, von welcher sich durch die ganze Substanz Productionen zu erstrecken scheinen, umgeben, und hangen sehr fest mit der harten Hirnhaut zusammen, ungeachtet sie durchaus nicht nach aufsen ragten, also zu keinen Heilversuchen Veranlassung gaben. Die beiden innern befinden sich in der Scheitelgegend, einander gegenüber, in geringer Entfernung vom grofsen Sichelblutleiter. Im zweyten Falle findet sich ein etwas dunkler gefärbter, homogener, mit einer glatten Oberfläche versehener, auf einem kurzen Stiele sitzender, von einer dichten glatten Membran umgebner Auswuchs auf der äufsern Fläche der harten Hirnhaut, die an dieser Stelle durchaus nicht alienirt, aber dennoch sehr fest mit ihm verwachsen ist, ungeachtet gleichfalls keine Heilversuche gemacht wurden, in geringer Entfernung vom vordern Ende der Hirnsichel, also dem vordern Theile des Stirntheiles des Stirnbeins gegenüber. Beide zeigen keine Spur von Gefäfsen. Das Gehirn war in beiden Fällen, ungeachtet es im ersten eine bedeutende Vertiefung zeigte, durchaus nicht alienirt.

Dafs der Sitz an der äufsern Fläche der harten Hirnhaut nicht constant, und die Festigkeit des Zusammenhanges nicht immer, was indessen die Vff. auch nicht behaupten, eine Folge von Heilversuchen ist, beweist auch ein von *Gondange* (*Mém. de Montpellier* T. I. 1776. *hist.* S. 111.) verzeichneter Fall, der als Nachtrag zu der von den Vff. gelieferten Zusammenstellung von Fällen, und sofern er überhaupt ungewöhnliche Bedingungen darbietet, angeführt zu werden verdient. Er fand bey einem alten, seit mehrern Jahren schwachen und kranken Manne, der nach vierstündigen plötzlich eingetretenen Convulsionen starb, an der innern Fläche der harten Hirnhaut in der Gegend der linken hintern Spitzen des Keilbeins einen ovalen, weifsen, fleischfarbigen, an seiner Oberfläche mit vielen Blutgefäfsen versehenen Körper von der Gröfse eines Hühnereyes mit der harten Hirnhaut so fest verwachsen, dafs die Keilbeinspitze mit ihm weggenommen werden mufste. Aus seiner obern Fläche drang ein Löffel voll einer eiterartigen geruchlosen Flüssigkeit.

Dafs die Vff. (S. 55.) nicht ganz richtig die Gegend des Hinterhauptloches als den äufsersten Sitz der schwammigen Auswüchse der harten Hirnhaut, welchen die Leichenöffnungen bewiesen haben, ansehen, beweist eine Beobachtung von *Knox* (*Medical observ. ad inquir.* Vol. III. n. XVII. S. 160.), der bey einem Knaben, welcher drey Monate nach einem heftigen, von Steifheit und Schmerzen des Kopfes und darauf erfolgter Lähmung der untern Extremitäten begleiteten Falle auf den Rücken gestorben war, auf der harten Rückenmarkshaut eine beträchtliche Geschwulst fand, die sich zwischen den Dorn- und Querfortsätzen nach aufsen erstreckte, zum Theil einer skrophulösen Drüse ähnlich war, zum Theil im Innern blutigen Eiter enthielt. Einen ähnlichen Fall führt auch *Philipps* an (*Account of a tumour situated in the lumbar vertebrae in new London medical journal* Vol. I. S. 144—48.). Beide Fälle unterstützen auch die Theorie der Vff. über die Entstehung dieser Auswüchse. Nur kann man freylich bemerken, dafs zu Entstehung aller neuen Bildungen reichlicherer Blutzufluss und Ergiefsung von gerinnbarer Lymphe erfordert wird, und dafs schon die aufserordentlichen Verschiedenheiten in den Angaben der verschiednen Beobachter über die Natur dieser Auswüchse hinlänglich beweisen, dafs der Name *Hirnhautschwamm* eine Menge ihrem Wesen nach sehr verschiedner Afterorganisationen bezeichnet, welche nur in ihrer Stelle und ihrer äufsern, von den Ortsverhältnissen der Theile, in welchen sie entstehen, bedingten Form überein kommen.

RUDOLSTADT, b. Klüger: *Physiologische Untersuchungen über Mifsgeburten*, nebst der Beschreibung und Abbildung *einiger Zwillingsmifsgeburten*, von *J. C. Zimmer*, Dr. der Medicin und Chirurgie in Braunschweig. 1806. X u. 84 S. 8. m. 5 Kpft. (1 Rthlr. 6 gr.)

Im *ersten* Theile dieser Abhandlung beschreibt der Vf. drey Mifsgeburten, die alle ihrem Wesen nach übereinkommen, so fern in allen die Zahl der Theile vermehrt ist. Am vollständigsten ist die Beschreibung der ersten, einer vollkommen männlichen Doppelmifsgeburt, deren beide Körper in der ganzen Höhe des Rumpfes mit einander verwachsen sind. Der Nabelstrang ist einfach und an dem untern Ende der Verwachsung inserirt, enthält aber vier Nabelarterien und zwey Venen, von denen diese sich indessen noch vor ihrer Insertion in die Leber zu einem Stamme vereinigen. Es finden sich zwey Brustbeine, ein vorderes und ein hinteres, deren jedes eine Rippenreihe eines jeden Körpers aufnimmt. In der gemeinschaftlichen Bauchhöhle befindet sich eine mit zwey Gallenblasen versehene Leber, die vorn die Nabelvene aufnimmt, zwey Milzen, zwey Magen, zwey Zwölffingerdärme, deren jeder einen Gallengang aufnimmt, die sich aber bald zu einem gemeinschaftlichen dünnen Darm vereinigen, welcher sich in einiger Entfernung vom Grimmdarm wieder in zwey spaltet, und auf jeder Seite in einen eignen, mit seinem Blinddarme und Wurmfortsatze versehenen Grimmdarm ausläuft, der sich an der gewöhnlichen Stelle endigt, zwey getrennte Harn- und Geschlechtssysteme.

Jeder Körper hat sein eignes Respirationssystem, das Herz dagegen, welches in der Mitte der einfachen Brusthöhle liegt, ist einfach, doch ist der eine grofsere Ventrikel durch eine unvollkommne Scheidewand wieder in zwey Hälften getheilt. Aus jeder Kammer und Abtheilung entspringt eine Arterie. Die aus der einfachen Kammer entspringende ist die Lungenarterie des einen Körpers, die aus der innern Abtheilung der halbdoppelten die Aorte desselben Kör-

Digitized by Google

Körpers, die aus der äufsern Abtheilung eben dieſer Kammer entſprungenen Arterie der gemeinſchaftliche Stamm der Aorte und Lungenarterie des zweyten. Die Vorkammer iſt völlig einfach und nimmt nebſt den Hohlvenen die Lungenvenen der einen Seite unmittelbar, die der andern, welche ſich erſt in die eine Hohlvene ergieſsen, mittelbar auf. Merkwürdig für die Lehre von der Entſtehung normaler und abnormer Bildungen iſt der Umſtand, daſs das eine Kind kleiner als das andere iſt, beide durch eine Haſenſcharte verunſtaltet ſind und an der Spaltungsſtelle des dünnen Darmes ſich ein Divertikel befindet.

Die zweyte Mifsgeburt iſt weniger vollkommen doppelt, indem nicht blofs die Rümpfe, ſondern auch die Köpfe nicht getrennt ſind. An der einen, vollkommnen vordern Seite des gemeinſchaftlichen, ſehr breiten Kopfes finden ſich zwey vollſtändige Augen, Naſe, Mund, Kinn und weit von einander entfernte Ohren, an den hintern dieſelben Theile, aber weit unvollkommner und nahe an einander gerückt. Die innere Unterſuchung fehlt. Wo Rec. nicht irrt, befindet ſich dieſe merkwürdige Mifsgeburt jetzt in der Sammlung des Hn. Hofrath *Oſiander* zu Göttingen.

Von der dritten, gleichfalls ſehr merkwürdigen, iſt nur das Skelett beſchrieben. Sie beſteht aus zwey neben einander verlaufenden Wirbelſäulen, deren jede einen Kopf und eine untere Extremität, aufser zwey obern vollſtändigen aber noch eine innere, mittlere, nach oben gerichtete trägt, die aus zwey Schulterblättern, einem gemeinſchaftlichen aber dickern Oberarmknochen, drey Vorderarmknochen und zwey Händen beſteht. Merkwürdig iſt hier wieder, daſs der Schädel und die ganze Wirbelſäule in ihrer ganzen Länge durch Spaltung verunſtaltet iſt. Von den fünf nicht übel von Herrn *Zimmer* ſelbſt gezeichneten und von *Walvert* geſtochenen Tafeln, ſtellen die drey erſten die äufsere Form, die Organe der Bruſt und des Unterleibes der erſten, die vierte die äufsere Form der zweyten, die letzte das Skelett der dritten Mifsgeburt dar.

Der *zweyte* Theil handelt: I. *von dem Verſehen der Schwangern;* II. *von Generationstheorieen;* III. *von Entſtehung der Mifsgeburten;* IV. *von der Claſſification derſelben;* und giebt V. *ein Verzeichniſs von Schriften über zuſammengewachſne Mifsgeburten.* Am weitläufigſten iſt der *erſte* Abſchnitt behandelt. Der Vf. beantwortet die Frage, ob ein Verſehen möglich ſey, durchaus negativ. Rec. tritt ihm hierin vollkommen bey, und glaubt, daſs man zu ſeinen Gründen noch ſehr wichtige ſetzen könne. Er führt den Mangel einer Verbindung zwiſchen dem mütterlichen und kindlichen Organismus, welcher zur Hervorbringung einer ſolchen Einwirkung erfordert werde, das Vorkommen von Mifsgeburten bey Thieren und Pflanzen, die Entſtehung von Mifsgeburten, ohne vorangegangenes Verſehen und umgekehrt, das Verſehen ohne Production einer Mifsgeburt, die Seltenheit der Mifsgeburten im Verhältniſs zur Häufigkeit der Gelegenheiten zum Verſehen an. Dazu kann man noch die Bemerkung ſetzen, daſs es unbegreiflich iſt, wie von Zwillingen, deren einer durch Verſehen verunſtaltet ſeyn ſollte, der andre nicht afficirt wurde, und daſs häufig die durch das Verſehen entſtandne Mifsbildung bey weitem nicht die einzige iſt, welche das Kind verunſtaltet. Sehr richtig unterſcheidet der Vf. den nachtheiligen Einfluſs, welchen Affecten der Mutter, ſo wie jede andere Schädlichkeit, auf die Bildung des neuen Organismus haben, von dem *Verſehen*. Jener iſt unläugbar, allein die Art der dadurch hervorgebrachten Verunſtaltung, die Art des dadurch für den Fötus entſtehenden Nachtheils überhaupt, durchaus zufällig. Ganz von dieſer Seite hat auch Rec. den Gegenſtand immer betrachtet. Seiner Ueberzeugung nach kann es auch nur eine Art von Mifsbildungen geben, welche durch einen unangenehmen Eindruck, den ein mifsgebildeter Gegenſtand auf die Schwangere machte, hervorgebracht wird, nämlich die, deren Weſen eine Hemmung auf einer früher normalen Bildungsſtufe iſt. Hier iſt es möglich, daſs die Schwangere in der Periode, wo ein Organ noch in ſeiner Geſtaltung begriffen iſt, durch eine Mifsgeburt, welche eben durch das Stehenbleiben dieſes Organs auf jener Stufe begründet iſt, erſchreckt, und der Bildungsproceſs dadurch geſtört, geſchwächt wird. Offenbar iſt dann aber die Haſenſcharte nicht Folge der Haſenſcharte als ſolcher, ſondern nur des Schreckes über dieſelbe, und eben ſo gut konnte der Embryo an andern gleichfalls noch nicht vollkommen ausgebildeten Organen auf dieſelbe Weiſe verunſtaltet werden. Daſs Mifsbildungen andrer Art aber jemals durch Affecten hervorgebracht werden, möchte Rec. geradezu läugnen.

Die *drey* übrigen Abſchnitte, beſonders der *zweyte*, enthalten wenig neues oder befriedigendes. Als Urſachen der Entſtehung von Mifsgeburten werden drey angegeben. Entweder befinden ſie ſich in den innern Bedingungen des producirenden Organismus, wie z. B. die Erblichkeit mancher Mifsbildungen beweiſt, oder in den aufsern Bedingungen des Bildungsproceſſes, wohin alle aufsern Einflüſſe gehören, oder in dem gegenſeitigen Einfluſſe der neuen Organismen ſelbſt, im Fall mehrere vorhanden ſind, indem ſie ſich aus verſchiednen Urſachen einander nähern, und ſo beſchränken können, daſs ſie verſchmelzen. Demnach ſcheint alſo der Vf. die Doppeltmifsgeburten alle aus einer Verſchmelzung zweyer, urſprünglich getrennter Organismen herzuleiten, um ſo mehr, da er ausdrücklich ſagt: „vergleichen wir nun die oben gelieferte anatomiſche Beſchreibung und Abbildung der Mifsgeburten mit dieſen Hauptmomenten der Entſtehungsweiſe abnormer Bildungen, ſo iſt leicht erſichtlich, daſs beſonders in dem zuletzt angeführten Momente die Erklärung dieſes merkwürdigen Phänomens zu ſuchen ſey.“ Rec. iſt aber vollkommen überzeugt, daſs, wenn es überhaupt Doppelt-Mifsgeburten giebt, deren Structur geradezu gegen dieſe mechaniſche Entſtehung der Doppelt-Mifsgeburten ſpricht, (wie er davon durch eine Menge eigner, die er vor ſich hat und fremder, die er in dieſer Hinſicht ver-

Digitized by Google

verglich, vollkommen gewifs ist), die von dem Vf. beschriebnen auf eine sehr auffallende Weise hieher gehören, indem die gleichzeitige Anwesenheit von Misbildungen, die einander ihrem Wesen nach entgegen gesetzt sind (man rechne zu den oben ausdrücklich von dem Rec. zusammengestellten noch die Reptilienartige Anordnung des Herzens), offenbar beweist, dass sie *nicht* durch Verschmelzung zweyer ursprünglich getrennter Körper, sondern blos durch ungewöhnliche Energie der bildenden Thätigkeit, die aber nicht zur Production zweyer völlig getrennter Individuen hinreichte, entstanden. Eine Menge andrer Gründe, welche gegen die mechanische Entstehungsweise der Misbildungen sprechen, beweisen wohl hinlänglich, dass die drey Klassen von Ursachen, welche der Vf. anführt, nur auf zwey zu reduciren sind, auf innere und äussere. Die innern liegen entweder in dem producirenden oder dem producirten Organismus, die äussern können auf beide einwirken. Indessen wirken auch die äussern nicht unmittelbar, wie der Vf. sagt, auf den Embryo, sondern mittelbar, durch Abänderung des Bildungsgeschäftes. Die, welche unmittelbar durch Druck, Stofs, wirken, können wohl *Entstellungen*, *Verunstaltungen*, aber keine ursprünglichen Bildungsfehler hervorbringen. Zwey zugleich vorhandne Fötus können nur auf eine oder die andre der beiden angegebnen Arten einander in ihrer Entwicklung beschränken, nicht durch Zusammenfliefsen zu einem Ganzen.

Die vierte Art der Misgeburten des Vfs., die, wo zugleich Theile fehlen und überflüssig sind, ist entweder überflüssig, oder man hat noch mehrere Arten zu machen, wenn man sich auf Bildung der Arten nach den mehrern, in demselben Körper vorhandnen Zusammensetzungen von Misbildungen verschiedner Art einläst. Giebt es denn nicht Misgeburten, wo Mehrzahl oder Mangel mit regelwidriger Lage und Stellung vergesellschaftet sind, wo also sogleich noch zwey Klassen gebildet werden müsten, ferner solche, wo Mehrzahl, Mangel und abnorme Lage und Stellung vereinigt sind, die also zur Festsetzung einer siebenten Klasse Gelegenheit gäben. Der Zwitterbildungen, welche sich in keine dieser sieben Klassen bringen lassen, und die doch eben so gut Misbildungen sind als jede andre, hat der Vf. gar nicht gedacht.

Das Verzeichnis von Doppelmisgeburten ist nicht sehr vollständig, und eine Zusammenstellung solcher Misgeburten, welche mit denen, die der Vf. beschrieb, vorzügliche Aehnlichkeit haben, und die man wohl, da er einmal ein Verzeichnis gab, zu erwarten berechtigt gewesen wäre, fehlt durchaus.

Man sieht aus dem Gesagten leicht, dass der vorzüglichste Werth dieser Schrift in dem *ersten* Theile liegt, der in der That durch die reine Darstellung der Fälle nicht unwichtige Beyträge zu einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Lehre von den Misgeburten liefert.

BIBLISCHE LITERATUR.

ERLANGEN, mit Hilpertschen Schriften: *P. J. S. Vogel*, Theol. P. P. O., *Commentationis de Apocalypsi Joannis P. I.* et *II.* 1811 u. 1812. 23 u. 16 S. 4.

Diese beiden Programmen, deren Beschluss noch zu erwarten ist, des eben so gründlich forschenden als anspruchslosen Vfs., beschäftigen sich mit Untersuchungen über die Abfassungs*zeit* dieses merkwürdigen biblischen Buches. Der Vf. hat die Anordnung gewählt, dass er zuerst die verschiednen kirchlichen Sagen nach ihren Hauptstellen erläutert, ihre Glaubwürdigkeit prüft, und dann seine eigne Meinung hinzufügt. Der Abfassung unter Domitian setzt er vornehmlich entgegen, dass ein Schriftsteller, welcher die Zerstörung Jerusalems schon erlebt hatte, diese unmöglich mit so kalten Ausdrücken als zukünftig schildern konnte, als hier geschehn ist (11, 8); ausserdem den Stil des Buches, welcher, wenn es anders vom Apostel Johannes herrührt, eine Abfassung desselben vor dem Evangelio beynahe nothwendig macht. Die Sage bey Epiphanius, welche die Regierungszeit des Claudius nennt, und auf welche *Storr* viel Gewicht legte, widerlegt er insbesondre durch die genannten sieben Gemeinden, welche damals erweislich noch nicht so geordnet waren. Der Abfassung unter Nero, welche am genauesten behandelt wird, wird vornehmlich die Collision mit dem Aufenthalte Pauli zu Ephesus entgegengesetzt, während dessen Johannes nicht schreiben konnte, wie 2, 1 — 6 geschehn, so wie wiederum Paulus, wenn Johannes damals zu Ephesus gewesen wäre, sich nicht äussern konnte, wie Apost. Gesch. 20, 28 — 31, auch in dem Briefe an die Epheser des Johannes erwähnt haben würde. Der Vf. selbst erklärt sich dann für die Regierungszeit des *Galba*, gestützt auf seine Erklärung der Hauptstelle 17, 10. Er erinnert mit Recht, dass unter dem *sechsten* der hier genannten Könige (ὁ εἷς ἐστιν) die Abfassung des Buches anzusetzen sey, und erklärt sich gegen *Eichhorn's* Meinung, dass dieses mit der Abfassung unter Domitian bestehn könne, in so fern der Dichter sich einer schon durch die Erfahrung widerlegten Erwartung noch immer bedienen konnte, um Rom desto deutlicher zu bezeichnen (*Comment. in Apoc.* S. 208 f.). Er bezweifelt aber zugleich die von *Eichhorn* durchgeführte Anwendung der bey Heiden und Christen verbreiteten Sage einer Wiederkunft des Nero; will das Thier V. 11 von dem Heidenthum oder römischen Reiche überhaupt verstehn und erklärt die Worte: ὁ ἦν καὶ οὐκ ἔστι nicht von der gegenwärtigen (temporären) Entfernung des Nero, sondern durch: ἔτι ὀλίγον καὶ οὐ μὴ ὑπάρξῃ. (Ps. 37, 10 LXX), vergl. *Euripid. Alcest.* V. 521. Hier hat der Vf. den Rec. noch nicht überzeugt, indessen soll es der Fortsetzung vorbehalten bleiben, diese Erklärung mehr zu begründen und gegen Einwürfe zu vertheidigen, weshalb wir unser Urtheil gern bis zu Erscheinung derselben aufsparen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

PHILOSOPHIE.

GÖTTINGEN, b. Röwer: *Leitfaden der Entwickelung der philosophischen Principien des bürgerlichen und peinlichen Rechts.* Von *Gottlob Ernst Schulze.* 1813. XVIII u. 430 S. 8.

Schon der Name des scharfsinnigen Verfassers des Aenesidemus musste den Recensenten auf das vorliegende Werk um so mehr aufmerksam machen, je mehr er jenem Werke verdankt, und den Verfasser desselben, auch wegen seiner philosophischen Denkungsart — diesen Ausdruck wählt er absichtlich — hochachtet. Das „*Nos refellere sine pertinacia, et refelli sine iracundia parati sumus,*" was so passend an der Spitze des Aenesidemus steht, mag auch hier stehen, so weit Rec. des Vfs. Behauptungen bestreiten zu müssen glaubt. — Der Titel charakterisirt das Buch wohl nicht ganz mit, der dem Vf. sonst eigenen, Präcision. Denn philosophische Principien des *bürgerlichen* u. s. w. *Rechts* können einmal Principien seyn, die einem vorhandenen bürgerlichen und peinlichen Rechte, welches man vorzugsweise *das* bürgerliche u. s. w. Recht nennt, wirklich zum Grunde gelegt sind, und denn auch Principien, die jeder bürgerlichen u. s. w. Gesetzgebung zum Grunde gelegt werden sollten. Die letzten sind, wie wir S. V. der Vorrede erfahren, der Gegenstand dieses Werks. Der Vf. glaubt diese auch vollständiger, als irgend einer seiner Vorgänger, aufgestellt zu haben, und dieses wird ihm niemand streitig machen, der ihm die Voraussetzung, welche diesem ganzen Werke zum Grunde liegt, zugiebt. Der Vf. behauptet nämlich, dass es keine, von der Ethik specifisch verschiedene, in ihren Principien und Resultaten von derselben abweichende, philosophische Rechtslehre, oder, wie Rec. es lieber ausdrücken möchte, dass es kein solches Naturrecht gebe. Dem Vf. nämlich war es längst unbegreiflich, wie ein Handeln sollte recht seyn, und von der Vernunft gebilligt werden können, das doch den unläugbarsten Pflichten widerspräche. Daher wollte er, wie er sich (S. 27.) ausdrückt, „die Wissenschaft der durch die Vernunft schon gültigen Rechtsverhältnisse unter den Bürgern eines Staats, welche so oft in ein Skandal für gutgesinnte Menschen ausgeartet ist, wieder mit der Ethik aussöhnen." Unstreitig soll uns also dieses Werk ein Naturrecht im Sinne des Vfs. geben, dessen Obliegenheit es wäre, den Zusammenhang der bürgerlichen Legislation, wenn diese anders den Forderungen, zu welchen sich die Vernunft an sie berechtigt sieht, genügen soll, mit den Principien der Sittlichkeit darzustellen. — Ist denn aber, wenn wir ein Naturrecht in obigem Sinne annehmen, zwischen demselben und der Moral wirklich der Widerspruch vorhanden, der eine Versöhnung derselben nothwendig macht? Wäre dieses nicht: so wäre jenes *Scandalum* wohl nur ein *scandalum acceptum*, und dazu wohl gar nicht zu vermeiden; in dem entgegengesetzten Falle wäre hier in der That in jedem Naturrechte, das etwas für rechtlich erlaubt erklärt, was dessen ungeachtet nicht immer sittlich erlaubt ist, ein Skandal für den gesunden Verstand. Aus diesem Grunde glaubt Rec. sich nur an jenen, vorgeblichen oder wahren, Widerspruch halten zu dürfen. Er gesteht demnach, dass es ihm nicht nur unbegreiflich sey, sondern geradezu widersprechend vorkomme: dass ein Handeln recht sey, und von der Vernunft gebilligt werde, ob es gleich mit einer Pflicht im Widerspruche ist. In dem Grunde, von welchem des Vfs. Behauptung ausgeht, ist er also mit demselben einig; nur nicht in der Folgerung, die der Vf. daraus zieht. Der, welcher ein Handeln für rechtlich erlaubt erklärt, wie Rec. es unzweydeutiger ausdrücken will, behauptet nichts weiter, als, dass dieses Handeln einer gewissen Art von Pflichten nicht widerspreche, nämlich denjenigen, die jedem das Recht eines Andern auferlegt. Ob die Vernunft ein solches Handeln übrigens billige, wird er dahin gestellt seyn lassen, weil es immer seyn könnte, dass dasselbe mit einer anderweitigen Pflicht im Widerspruche wäre, und die Vernunft nur das billigen kann, was gar *keiner* Pflicht widerspricht. — Eine solche Handlung kann selbst *recht* genannt werden, wo blos die Rede von der Beziehung derselben zu einer gewissen Art von Gesetzen ist, ohne deshalb für *moralisch recht* erklärt zu werden. Rec. hat dieses um so mehr dem Vf. entgegensetzen müssen, da er seiner Seits davon überzeugt ist, dass die Rechte und Pflichten eines Menschen, in so fern diese nicht in einer äussern Gesetzgebung ihren nächsten Grund haben, demselben unabhängig von einander zustehen, so dass der Grund seiner Rechte nicht in seinen Pflichten, und der Grund von diesen nicht in jenen liege, obgleich beide auf einem gemeinschaftlichen Grunde beruhen. Dieses weiter zu erörtern, kann hier der Ort nicht seyn; nur das Geständniss glaubt Rec. sich erlauben zu können, dass er keinen Widerspruch darin

Digitized by Google

darin ſehe, daſs die Vernunft Jedem Rechte, als Befähigungen zu handeln, um mit dem Vf. zu reden, dergeſtalt ertheilen könne, daſs kein Anderer ihn in dieſen Handlungen hinderlich ſeyn darf, er mache von ſeinem Rechte welchen Gebrauch er wolle, und ihn zugleich für den Gebrauch, Nichtgebrauch oder Miſsbrauch ſeines Rechts verantwortlich machen könne. Dem ſcharfſinnigen Vf. oder jedem Andern, der ihm in dieſer Behauptung einen Widerſpruch nachwieſe, würde er aufrichtig dankbar ſeyn. — Des Vfs. Naturrecht ſoll nichts anders ſeyn, als eine Moral in Anwendung auf die Verhältniſſe des Bürgers zum Staate und zu ſeinen Mitbürgern, in ſo fern ſie den Geſetzgeber in ſeinen Verordnungen leiten ſoll. So glaubt Rec. wenigſtens, das, was der Vf. (Vorr. S. V.) von dem Zwecke ſeines Werks ſagt, ausdrücken zu können, und glaubt eben ſo, daſs der Vf. jener Idee ganz conſequent ſein Werk angelegt habe. Denn nach einer *Einleitung: Beyträge zur Geſchichte der Idee von einer philoſophiſchen Rechtslehre*, auf welche Rec. unten zurückkommen wird, enthält der *Erſte* Theil die *Fundamentallehre des bürgerlichen und peinlichen Rechts*, und in drey folgenden wird von dem *öffentlichen*, dem *Privat-* und dem *peinlichen Rechte* gehandelt. Es iſt natürlich, daſs der Vf. im *erſten* Theile von der Natur, oder, wie er ſich ausdrückt, von der Natureinrichtung des menſchlichen Begehrens ausgeht, hierauf von dem ſittlich Guten und Böſen handelt, ehe er ſich über den Staat erklärt, nachdem er vorher die Ideen der Achtung, des Wohlwollens und der Billigkeit als Elemente des Begriffs von dem Rechten *(rectum)* und dem Rechte *(jus)* — die in Parentheſen beygefügten lateiniſchen Ausdrücke ſetzt Rec. abſichtlich hinzu — betrachtet. — Rec. kann ſich bey der Anzeige dieſes Theils nur auf einzelne Bemerkungen einſchränken. Im Allgemeinen glaubt er bemerken zu müſſen: daſs wir der philoſophiſchen Selbſtſtändigkeit des Vfs., wenn er ſo die Unabhängigkeit, oder vielmehr die Unanhänglichkeit deſſelben an vorhandene Syſteme nennen ſoll, viele treffliche Bemerkungen verdanken, die uns ſein Scharfſinn ſonſt nicht gegeben hätte; auf der andern Seite der Vf. deshalb auch manches verabſäumt zu haben ſcheint, weil es ihn einem ſolchen Syſteme, wenn auch nur in einzelnen Behauptungen, genähert hätte. Zum Beweiſe des erſten beruft ſich Rec. auf §. 28, wo zwiſchen dem *Begehren* und dem *Beſchluſſe* unterſchieden wird, wenn gleich der Beſchluſs, wohl nicht ganz richtig, „die Beendigung einer Ueberlegung darüber, ob einer Begierde Genüge geſchehen ſolle oder nicht," genannt wird. Denn mit dem Beſchluſſe iſt zwar eine ſolche Ueberlegung beendigt; aber nicht, weil er das Ende derſelben verurſachte, ſondern vielmehr weil er das Reſultat derſelben iſt. Vortrefflich iſt eben ſo (§. 56.) die Bemerkung, daſs es kein weſentlicher Charakter der Tugend ſey, mit den Hinderniſſen der Pflicht im Streite zu ſeyn; ingleichen, daſs die Behauptung, daſs die Tugend immer von vorn anfange, für die Natur des Menſchen erniedrigend, und von dem Guten abſchreckend ſey. Rec. fügt hinzu, daſs, wenn es mit jener Behauptung, welche von dem Vf. kurz mit der Bemerkung widerlegt wird, „daſs aus wiederholter Uebung eine Fertigkeit entſpringt," widerlegt wird, ſeine Richtigkeit hätte, das Streben nach Tugend, als ein vergebliches, eine Thorheit ſeyn würde. — Bey dem eben angeführten iſt wohl vorauszuſetzen, daſs der Vf., was er gedacht, wohl nicht mit der gehörigen Beſtimmtheit ausdrücke, wenn er (§. 58. Anm. 2.) ſagt, die Ausübung der Pflicht ſetze *allezeit* einen Zwang gegen die ſinnlichen Neigungen voraus, den der Menſch ſich ſelbſt anthun müſſe, und daſs dieſer Zwang es eigentlich ſey, was durch die Pflicht geboten werde. Denn die Pflicht iſt um ſo weniger *jederzeit* mit der Neigung im Streit, da durch die öftere Erfüllung derſelben eine ſolche Neigung, die anfänglich bekämpft werden müſste, ganz überwältigt ſeyn kann. — Mit Recht ſagt der Vf. (§. 44.), der allgemeine Charakter des ſittlich Guten ſey die Vernunftmäſsigkeit des Handelns, wenn man unter einem vernunftmäſsigen Handeln (nach §. 37.) ein ſolches verſteht, das *alle* Unvollkommenheit ausſchlieſst. Denn eine Handlung, welche einem einmal beabſichtigten Zwecke conſequent iſt, würde in ſo fern vernunftmäſsig ſeyn, wenn wir den Begriff des Vernunftmäſsigen nicht in dieſem engen Sinne nehmen. Denn wer conſequent handelt, handelt wenigſtens in ſo fern auf eine vollkommene Art, als er einen Widerſpruch zwiſchen ſeiner Handlung und einem einmal beabſichtigten Zwecke vermeidet; er handelt auch vernunftmäſsig, weil der Begriff der Conſequenz unſtreitig der Vernunft angehört, wenn anders die Vernunft ſich eigenthümlicher Weiſe in denjenigen Schlüſſen zeigen ſoll, deren Concluſion, wenn die Prämiſſen als wahr zugegeben werden, nothwendig wahr iſt. Allein eine Handlung kann, ſo conſequent ſie auch einem einmal beabſichtigten Zwecke ſeyn mag, dennoch nichts weniger als ſittlich gut ſeyn, weil jener Zweck nicht, in dem obigen Sinne vernunftmäſsiger Weiſe, oder mit Ausſchlieſsung aller Unvollkommenheit, beabſichtigt werden konnte. Die Vernunftmäſsigkeit des Handelns, welche nach dem Vf. der Charakter der Sittlichkeit iſt, iſt es auch nach dem Urtheil des Recenſenten; nur ſieht er nicht, welchen wiſſenſchaftlichen Nutzen das von dem Vf. unmittelbar an jene Behauptung, daſs Vernunftmäſsigkeit der allgemeine Charakter des Sittlich Guten ſey, geknüpfte Sitten-Princip haben könne. Denn dieſes heiſst wörtlich: „*Suche in allen Lagen des Lebens dasjenige zur Wirklichkeit zu bringen, was darin, nach den Einſichten der Vernunft, der dem Menſchen möglichen Vortrefflichkeit in der Aeuſserung ſeiner Kräfte angemeſſen iſt.*" Rec. iſt weit davon entfernt, die Wahrheit dieſes Satzes zu läugnen; er glaubt aber deshalb in demſelben kein wiſſenſchaftlich brauchbares Princip der Sittlichkeit zu finden, weil nur dieſes dasjenige kenntlich machen ſollte, was der dem

Digitized by Google

dem Menſchen möglichen Vortrefflichkeit ſeiner Kräfte angemeſſen iſt. Der Satz: „Handele vernunftmäſsig," der aus der obigen Behauptung des Vfs. unmittelbarer, und als ein oberſtes Sitten-Princip folgt, ob er gleich von dem Vf. nicht ausdrücklich aufgeſtellt iſt, würde jener Einwendung gleichfalls ausgeſetzt ſeyn. Deshalb hat der Vf. wahrſcheinlich, ſtatt deſſelben, das vorhin angeführte aufgeſtellt. Allein warum ſtatt deſſelben nicht ein anderes, welches kurz vorher (§. 42.) wenigſtens angedeutet wird? Denn daſelbſt heifst es: „Die moraliſche Schwärmerey, die ſich in überſpannten Forderungen zeige, die z. B. fordere, die aus der Sinnlichkeit rührenden Triebe nicht etwa zu veredlen, ſondern ſie zu unterdrücken, entdecke ſich leicht, wenn man in Anſehung der Vorſchriften, welche ſie giebt, ſich die Frage vorlege: Was denn aus der menſchlichen Natur werden würde, wenn jedermann ſie zu Regeln ſeines Betragens machte." Jenes angedeutete Princip, oder vielmehr die Formel, durch welche es ausgedruckt wurde, würde keine andere als die *Kantiſche* ſeyn, die unſtreitig vor allen andern Ausdrücken des erſten ſittlichen Geſetzes das voraus hat, dafs wir ſie am unmittelbarſten zur Anwendung bringen, um in einzelnen Fällen darnach urtheilen zu können. Als eine *unmittelbare* Folge aus dem Satze, dafs der allgemeine Charakter der Sittlichkeit die Vernunftmäſsigkeit des Handelns ſey, hätte ſie freylich nicht aufgeſtellt werden können; allein Rec. zweifelt auch, ob dieſes bey der von dem Vf. aufgeſtellten Formel der Fall ſey. Indeſs hat der Vf. ſie vielleicht nicht als eine ſolche aufſtellen wollen. Denn bald darauf (§. 44. Anm. 1.) ſagt der Vf., das oberſte Sittenprincip werde nur dadurch gefunden, dafs man die Ausſprüche des Herzens über das Gute und Böſe in den menſchlichen Handlungen vergleiche. — Rec. läugnet nicht, dafs wir auf dieſe Art zuerſt zur Kenntniſs deſſelben gelangen, oder vielmehr, dafs jenes der erſte Schritt zu dieſer Kenntniſs iſt. Allein die Philoſophie darf hierbey nicht ſtehen bleiben, ſondern hat vielmehr zu zeigen, worin wir ſo urtheilen müſſen, und das kann ſie nur, indem ſie jene Urtheile auf ein erſtes oder urſprüngliches Sittengeſetz zurückführt, deſſen Wahrheit entweder von ſelbſt einleuchtet, oder aus ſolchen Gründen gefolgert iſt. Denn die Kenntniſs des erſten ſittlichen Geſetzes, welche ſich blofs auf eine Vergleichung der Ausſprüche des Herzens über das Gute und Böſe im Handeln gründete, würde nicht allein, wie auch der Vf. behauptet, von der Vollſtändigkeit oder Unvollſtändigkeit jener Vergleichung und der Deutlichkeit oder Undeutlichkeit, mit welcher ſie aufgefaſst wird, ſondern überdieſs auch von der Richtigkeit jener Urtheile, von welchen ſie abſtrahirt iſt, abhängen. Sie kann daher ſo gut falſch als wahr ſeyn. Denn die Kenntniſs jenes Geſetzes würde nicht allein falſch ſeyn, wenn es zu allgemein; ſondern auch, wenn es nicht hinlänglich allgemein gefaſst wäre. Die Frage iſt hier nicht von dem, was in den Syſtemen der Moralphiloſophie geleiſtet iſt; ſondern davon, was ſie leiſten ſollten. Denn ſonſt möchte es allerdings wahr ſeyn, dafs nach den meiſten derſelben die Begründung eines Moralſyſtems durch ein oberſtes Sittenprincip einen Zirkel enthalte. Dafs dieſer Zirkel aber nicht, wie der Vf. behauptet, nothwendig ſey, erhellet aus dem Geſagten; und dafs derſelbe dem (wiſſenſchaftlichen) Werthe der Moralphiloſophie, wie der Vf. gleichfalls behauptet, nicht Abbruch thue, kann Rec. um ſo weniger zugeben, da jener Zirkel doch immer ein Zirkel im Beweiſen, und nicht blofs eine Umkehrung einer Schlufsreihe wird, durch welche blofs dargethan werden ſoll, aus *B* folge wiederum *A*, aus welchem daſſelbe vorher gefolgert war. Denn eine ſolche Umkehrung einer Schlufsreihe ſoll für ſich nichts weiter darthun, als die gegenſeitige Abfolge zweyer Vorausſetzungen aus einander, dergeſtalt, dafs, wo die eine gegeben iſt, auch die andere Statt finden mufs, ohne über die Wahrheit jener Vorausſetzungen ſelbſt zu entſcheiden, oder dieſe daraus beweiſen zu wollen. — Die Moralphiloſophie theilt der Vf. (§. 67 — 73.) zuerſt in die generelle und ſpecielle, und weiſet ſodann der letzten die Tugendlehre, Politik im Sinne der Alten, und das Völkerrecht, dem Vf. die Völkermoral, als Haupttheile an; zudem weiſet er in der Moralphiloſophie der Pädagogik einen Platz an, da ſie eine Anweiſung geben ſoll, wie die Kräfte des Menſchen, von der erſten Periode des Lebens an, geübt werden müſſen, damit derſelbe in den Jahren der Mündigkeit ſein Handeln durch die Vernunft zu ordnen im Stande ſey. — Rec. übergeht andere Bemerkungen, die ſich ihm hier darböten, und bemerkt nur, 1) dafs, wenn, nach dem Vf., die Politik, wie Rec. es am kürzeſten glaubt ausdrücken zu können, die innere Staatsmoral ſeyn ſoll, ſie wohl nicht ganz die Politik der Alten ſeyn würde. Denn dieſe war wohl die geſammte Vernunftwiſſenſchaft von dem Staate. Von jener Politik werde, wie Rec. hinzufügt, des Vfs. Naturrecht, wie dieſer aber nicht ausdrücklich ſagt, ein Haupttheil ſeyn. 2) Auch, wenn man mit dem Vf. (§. 67.) die Moralphiloſophie durch die Wiſſenſchaft des, dem Menſchen möglichen, ſittlichen Guten erklärt, und demſelben zugiebt: dafs dieſe Moral nicht allein die Frage zu unterſuchen habe, von welcher Beſchaffenheit und welchem Umfange dieſes ſittlich Gute ſey, ſondern auch die Frage unterſuchen müſſe, durch welche Mittel den Erkenntniſſen von dieſem Guten ein den Neigungen zum Böſen überwiegender Einfluſs verſchafft werde (oder kürzer, was die Pflicht von dem Menſchen fordere, und wie ſie in Ausübung zu bringen ſey), die Erziehungslehre doch kein Theil der Moral ſeyn werde, ob ſie gleich Prämiſſen aus derſelben zu entlehnen hat. Denn die Erziehung, deren Theorie jene Wiſſenſchaft iſt, ſoll nicht allein an der ſittlichen, ſondern auch der übrigen Ausbildung des Zöglings arbeiten. Eine Moral, welche ihre Vorſchriften in ſpeciellere Verhältniſſe verfolgte, würde von dem

Digitized by Google

dem Menſchen zwar fordern, ſo viel an ihm iſt, jeder phyſiſchen Vollkommenheit nachzuſtreben. Sie würde ſich alſo an das Bild des phyſiſch vollkommenſten Menſchen zu halten haben; allein dieſes Bild zu entwerfen, würde nicht ihre Sache ſeyn, oder die Principien, nach welchen es zu entwerfen wäre, würden nicht ihr, ſondern der Teleologie, Anthropologie angehören. Wenn der Erzieher ſich gleich an eben daſſelbe Bild zu halten hat: ſo hat er es doch nicht von der Moral zu entlehnen.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

BIBLISCHE LITERATUR.

MARBURG, mit Krieger. Schr.: *Diſſertatio exegetico - critica de Joelis prophetae aetate.* Auctore *Dan. Ge. Conr. a Coelln*, Detmolda-Lippiaco. 1811. 44 S. gr. 8.

Für die Zeitbeſtimmung des Propheten Joel giebt es bekanntlich keine äuſseren Gründe, und die im Buche ſelbſt gegebenen inneren ſchienen den Auslegern ſo wenig hinreichend und wurden von ihnen ſo verſchieden benutzt, daſs die meiſten entweder die Unterſuchung ganz von ſich ſchoben oder zwiſchen ſehr verſchiedenen Zeitaltern ſchwankten. Hr. *von Cölln*, der ſich durch dieſe Inauguralſchrift als einen unbefangenen und geſchmackvollen Ausleger ankündigt, ſah indeſſen ſehr richtig, daſs ſich durch genaue und kritiſche Beachtung der inneren Momente allerdings zu einem hohen Grade von Wahrſcheinlichkeit kommen laſſe. Seine Wahl dieſes Gegenſtandes ward aber insbeſondere beſtimmt durch ein in ſeine Hände gerathenes Manuſcript ſeines Groſsoheims, des ehemaligen Profeſſors *J. P. Berg* zu Duisburg, welches einen ſehr ausführlichen Commentar über dieſen Propheten mit Rückſicht auf deſſen Alter enthält, woraus hier mehrere Proben mitgetheilt werden, und welches der Vf., wenn ſich günſtige Umſtände zeigen, einſt vollſtändig zum Druck zu befördern gedenkt. Der Gegenſtand ſelbſt iſt mit vieler Umſicht und ſorgfältiger Berückſichtigung aller in Betracht kommenden Umſtände behandelt. Es werden zuerſt §. 2 alle Stellen, die ein hiſtoriſches Moment enthalten können, zuſammengeſtellt, §. 3 diejenigen ausgeſondert, welche man fälſchlich dahin gerechnet hat, und dann §. 4 das vorläufige Reſultat gezogen, daſs die Abfaſſung des Buches zwiſchen Joſaphat (von welchem 4, 2. 12 das Thal Joſaphat benannt ſey) und den erſten Einfall der Aſſyrer in Iſrael angeſetzt werden müſſe. So weit ſtimmt mit dem Vf. auch *Berg* überein, welcher ſich nun aber insbeſondere für die Zeit erklärt, wo unter dem jungen Könige Joas, vom Hohenprieſter Jojada geleitet, der Jehovadienſt eine Zeit lang blühte. Hiernach wäre Joel der älteſte der uns erhaltenen Propheten. Mit Recht erklärt ſich aber Hr. *v. C.* gegen dieſe Annahme. Er ſelbſt geht (wie gleichzeitig, aber unabhängig von ihm, *Roſenmüller Schol. in V. T.* P. VII. Vol. I. S. 433 that, und vor ihnen *Camp. Vitringa*) von der Uebereinſtimmung der hiſtoriſchen Momente im Joel und Amos aus, insbeſondere von den in beiden Propheten genannten Feinden des iſraelitiſchen Staats, und wird dadurch zu dem Reſultate geführt, daſs beide Zeitgenoſſen waren, welches denn auch durch Sprache, Gleichheit der Anſicht, auch wohl durch die Stelle deſſelben im Kanon beſtätigt wird. Unter den Juden war dieſer Meinung ſchon Abarbanel, was der Vf. anzumerken unterlaſſen hat. Beyläufig enthält die Schrift auch einzelne exegetiſche Bemerkungen, z. B. S. 8, daſs Kap. 1, 4 nicht mit faſt allen Auslegern an verſchiedene Arten der Heuſchrecken zu denken ſey, ſondern daſs dieſes lediglich eine poetiſche Anhäufung von Synonymen ſey (allein, daſs man durch dieſe Namen verſchiedene Arten unterſchied, zeigt deutlich 3 Moſ. 11, 22, wo ebenfalls vier Namen genannt, und einem jeden noch ein לְמִינֵהוּ beygeſetzt wird); S. 10, daſs ſtatt הַצְּפוֹנִי 2, 20, welches als *ſeptentrionalis* den Auslegern Schwierigkeit mache, הַצְּפוּנִי zu leſen ſey: *exercitus inſtructus*, von צפן *exercitum inſtruxit* (allein der Vf. wird zugeſtehn, wie miſslich die Annahme ſo neugemachter Wörter ſey; daſs aber die Heuſchrecken ſehr füglich aus den nördlichen Wüſten über Syrien und Hemath kommen konnten, hat unter andern *Lightfoot* bey *Roſenmüller* bemerkt); S. 12, daſs das Thal Joſaphat von dem *Nom. propr.* des Königs abzuleiten ſey (vgl. 2 Chron. 20, 1. 2), nicht als appellativ zu nehmen, womit Rec. übereinſtimmt; S. 27, daſs die בְּנֵי הַיְוָנִים 4, 6 nicht von Griechen, ſondern von Arabern zu verſtehn ſeyn (vgl. Ezech. 27, 19), wofür denn auch V. 8 die Sabäer ſubſtituirt würden. (Allein der herrſchende Gebrauch des Wortes iſt doch für *Griechen*, und es iſt nicht gezeigt worden, daſs dieſes hiſtoriſch verwerflich ſey). Alle dieſe Bemerkungen, mit Ausnahme der erſten, ſind übrigens von *Berg*, und aus deſſen Nachlaſs mitgetheilt, wobey wir nicht verhehlen können, daſs wir bey einer Inauguralſchrift ſtatt deſſen lieber Eigenthum des Vfs. geleſen hätten. — Der Corrector des Werkchens hat ſehr nachläſſig gearbeitet, beſonders in der hebräiſchen und arabiſchen Schrift, in welcher S. 10 und 11 in zehn Wörtern ſechs Fehler ſtehn geblieben ſind.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

PHILOSOPHIE.

GÖTTINGEN, b. Röwer: *Leitfaden der Entwickelung der philosophischen Principien des bürgerlichen und peinlichen Rechts.* Von *Gottlob Ernst Schulze* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die Begriffe der Achtung, des Wohlwollens und der Billigkeit gegen Andere, auf welche der Vf., wie schon oben bemerkt ist, die Begriffe vom Rechten und dem Rechte gründet, drücken nach demselben ein in der Wechselwirkung der Menschen auf einander darstellbares sittlich Gutes aus. — Der Idee der allen Menschen schuldigen Achtung liegt die Einsicht zum Grunde, dass der Mensch, wegen seiner Vernünftigkeit (warum nicht Vernunft?) nicht als ein blosses Mittel für die Absichten Anderer existire, und als ein solches behandelt werden dürfe. Der Mensch der ohne Einschränkung jener Achtung gemäss handelt, wird sie dadurch zu erkennen geben, dass er in allem, was er in Beziehung auf Andere thut, sich mit durch die Ansprüche bestimmen lässt, welche diese auf eine der menschlichen Natur angemessene Existenz machen. Diese Idee entwickelt sich aus einem natürlichen Gefühle, dass nämlich der Mensch Vorzüge vor allen Thieren und leblosen Dingen besitze, und daher anders als sie behandelt werden müsse. Dieses Gefühl hat noch keinen sittlichen Werth, zeigt sich zuweilen nur eingeschränkt wirksam, oder wird auch durch die heftigen Begierden des Egoismus wohl ganz unterdrückt. In einer Naturanlage hat derselbe auch das Vermögen einer Theilnahme an den Leiden und Freuden anderer lebenden Wesen, welches sich am stärksten in Beziehung auf seine Mitmenschen äusert. Diese Theilnahme und was ihr zu Folge geschieht, hat in so fern es die blosse Wirkung einer Naturkraft ist, noch keinen sittlichen Werth; wohl aber das Handeln nach der Idee von einem auf *jedes* Mitglied des menschlichen Geschlechts sich erstreckenden, und jeder Aufopferung des individuellen Wohlseyns für Andere fähigen Wohlwollens. Dieses Wohlwollen erhält in Ansehung seines Umfangs; desjenigen, wodurch es bewiesen werden soll; der Verhältnisse derjenigen, gegen welche wir es beweisen zu uns; ihrer Zustände u. s. w. verschiedene Bestimmungen (oder ist vielmehr in seinen Aeusserungen verschiedentlich zu bestimmen). Es heisst ein billiges, wenn es diesen Bestimmungen gemäss ist. Ist dieses, nach den Zuständen Anderer und ihren Verhältnissen zu uns abgemessene Betragen zugleich der, den Menschen als solchen schuldigen, Achtung entsprechend: so ist es *recht*, oder enthält das *Rechte*. Dieses besteht also in einer, durch sittliche Ideen bestimmten, Beschaffenheit unserer Handlungen in Beziehung auf andere Menschen. Dieses ist die objective Bedeutung des Worts *Recht;* in der subjectiven Bedeutung bezeichnet es eine, durch jene Beschaffenheit einer Handlung begründete, Befähigung eines menschlichen Individuums zu einer solchen Handlung. — Nach dem bisherigen fände also ein Recht nur zu Handlungen statt, zu welchen man, und zwar gegen Andere, verpflichtet ist; nicht zu Handlungen, die blos moralisch möglich sind; noch weniger zu Handlungen, denen wir nicht einmal moralische Möglichkeit zugestehen können. Rec. hat schon oben offenherzig gestanden, dass er den argen Widerspruch, welchen der Vf. darin sieht, dass etwas, wie er es glaubt ausdrücken zu können, Rechtens und doch pflichtwidrig seyn könne, nicht sehe; er geht hier noch weiter und behauptet nicht allein, mit dem Vf. (§. 79. Anm. 5.), dass die Rechte eine Beziehung auf die sittliche Bestimmung des Menschen und die Erreichung derselben haben; sondern überdiess noch dreist, dass der Mensch selbst solche Rechte haben müsse, um seine sittliche Bestimmung erreichen zu können. Der Beweis dieser Behauptung würde hier zu weit führen; nur glaubt Rec. den scharfsinnigen Vf. und jeden andern auffordern zu können, ihm hierin einen Widerspruch nachzuweisen. Sollte dieses wider sein Erwarten geschehn, so würde er hierfür dem Vf., oder wer sonst einen solchen Widerspruch zeigen würde, aufrichtig dankbar seyn. Rec. ist hierbey mit dem Vf. darin einig, dass kein Mensch als ein blosses Mittel zu den Zwecken eines andern existire, oder so behandelt werden dürfe, glaubt aber dabey, dass man von dieser Wahrheit in der Moral nicht eher Gebrauch machen könne, als man aus andern als Gründen, welche der Moral angehören, bestimmt hat, welche Rechte dem Menschen zustehen. Der Vf. scheint diesen Einwürfen (Anm. 1. §. 79.) begegnen zu wollen. „Hoffentlich, nämlich sagt er, werde man seiner Ableitung der Rechte aus sittlichen Geboten nicht entgegensetzen, dass man von einem Aufgeben gewisser Rechte und von einer Berechtigung, oder wohl gar einer Gewissensverbindlichkeit dazu rede: denn diese Redensarten beziehen sich auf die Unvollkommenheit bürgerlicher Gesetzgebungen, die oft etwas als ein Recht eines Individuums festsetzen, was dem Rechten im Verkehr der Menschen nicht allezeit angemessen ist." — So sinnreich dieses auch ist, so wenig möchte es

Digitized by Google

es indefs befriedigen. Denn die bürgerliche Gefetzgebung hat für das Verkehr der Menfchen im Staate nichts anders als die Rechte, und was hieraus fchon von felbft folgt, die Verbindlichkeiten, die diefen entfprechen, zu beftimmen. Sie kann und mufs es dabey jedem überlaffen, ob er fein Recht aufgeben, es in einem Falle ungebraucht laffen wolle u. f. w. Denn hierdurch gefchieht jenem nicht Unrecht, weil niemand fich felbft Unrecht thun kann; und eben fo wenig einem Andern, zu deffen Gunften der erfte ein Recht aufgäbe, oder es auch nur in einem beftimmten Falle ungebraucht liefse. Denn indem ein Rechtsgefetz jemanden auf etwas ein Recht ertheilt, verfügt es nichts anders, als dafs diefer Gegenftand als von der Willkür deffelben, von allen übrigen behandelt werden folle. Indem ein Gefetz mich, um mit dem Vf. zu reden, fo befähiget, dasjenige, was der Gegenftand meines Rechts ift, als von meiner Willkür abhängig zu behandeln, beftimmt es darüber nichts ob ich moralifch recht oder Unrecht handele, wenn ich jenen Gegenftand meines Rechts von Andern, als einen Gegenftand meiner Willkür behandelt wiffen will, obgleich diefer nicht allein widerrechtlich, fondern auch moralifch unrecht handeln würde, wenn er jenen Gegenftand anders als einen Gegenftand meiner Willkür behandeln wollte. Diefelbe Bewandnifs hat es mit den Rechtsgefetzen, welche ihre Gültigkeit nicht erft durch eine pofitive Gefetzgebung haben, oder den natürlichen Rechtsgefetzen; fie beftimmen auf Seiten des Einen Rechte und auf Seiten des Andern Verbindlichkeiten, die diefen entfprechen, ohne etwas darüber zu beftimmen, ob und wo derjenige dem ein folches Recht zufteht, moralifch recht handelt, wenn er fein Recht gebraucht, oder es ungebraucht läfst. In Beziehung auf jene Gefetze ift jedes Handeln *recht* zu nennen, wofern es nur nicht dem Rechte *(juri)* eines Andern zuwider ift; und wird fo ganz richtig genannt, wenn anders jenes Beywort, wie der Vf. (78 Anm. 2) bemerkt, alles das bezeichnet, was feinen Gründen angemeffen ift, da bey der Beurtheilung einer Handlung nach jenen Gefetzen Gründe, die anderweitig zu berückfichtigen feyn mögen, nicht in Betrachtung kommen. Rec. glaubt diefes um fo weniger weiter gegen den Vf. verfolgen zu dürfen, da derfelbe (Anm. 4. a. a. O.) fagt, von dem Menfchen, der die Herrfchaft, welche ihm über die Thiere zukommt, über die durch die Vernunft beftimmten Grenzen ausdehne und diefelben z. B. als gefühllofe Dinge behandele, fage man *bildlich* er thue unrecht. Bildlich kann hier der letzte Ausdruck wohl nur gebraucht werden, wenn man den Thieren Rechte, die fie doch keineswegs haben, leihet, und jenen Ausdruck alfo im rechtlichen Sinne nimmt; nicht aber, wenn er in fittlicher Bedeutung genommen wird, oder man müfste behaupten, dafs dem Menfchen in Anfehung feines Verhaltens gegen die Thiere keine Pflichten obliegen. Denn, liegen ihm folche Pflichten ob, fo würde er, wenn er gegen diefe handelt, immer fittlich unrecht, wenn gleich keineswegs widerrechtlich handeln. — Rec. zweifelt nicht, dafs der Vf. zu feinen angeführten Behauptungen fich dadurch habe verleiten laffen, dafs er fich an das Beywort *recht* in feiner moralifchen Bedeutung, und insbefondere in Anwendung auf die Pflichten gegen Andere, gehalten. Es würde ihm fchwer zu begreifen feyn, warum der Vf., wenn er fich einmal an den Begriff des moralifch Rechten *(recti)* hielt, diefes lediglich auf das Verhältnifs des Menfchen zu feinen Mitmenfchen einfchränkte, wenn demfelben nicht, wie er vorausfetzt, immer der Begriff des Rechtlichen mit vorgefchwebt hätte. Was in dem Sinne des Vfs. recht ift, mufs natürlich auch billig feyn, auch wenn man des Vfs. fchon oben mitgetheilten Begriff von der Billigkeit zugiebt, nach welchem diefe in dem Wohlwollen befteht, in fo fern es in feinen Aeufserungen nach dem Zuftande Andrer unferm Verhältniffe zu ihnen richtig abgemeffen ift.— Rec., der vorhin fich abfichtlich nur darauf einfchränkte, des Vfs. Ideen mitzutheilen, glaubt hier die Bemerkung beybringen zu können, dafs die Billigkeit wohl nichts anders ift als die Güte in fo fern fie unparteyifch, und, im befondern Sinne, in fo fern fie fich fo, auch im Gebrauche unfrer Rechte gegen Andere zeigt. — Ueber den Staat erklärt fich der Vf. im *vierten* Hauptftücke mit vieler Deutlichkeit. Nach demfelben liegt nicht allein dem Staate, fondern auch dem Verhältniffe des Oberhaupts zu den Unterthanen in demfelben ein Vertrag zum Grunde, da dem äufsern Urfprunge des Staats etwas Inneres, nämlich eine Uebereinftimmung des Willens derer, die darin gebieten und gehorchen, welche man wohl einen Vertrag nennen dürfe, vorhergehe. — Rec. zweifelt ob diefe Uebereinftimmung des Willens dem Staate wirklich immer vorhergehe; zweifelt aber keineswegs, dafs jedem Staate jene Verträge zum Grunde liegen, da zu der Wirklichkeit eines Vertrages keineswegs die wirkliche Einwilligung der Vertrag fchliefsenden Theile, wohl aber eine, ausdrückliche oder ftillfchweigende, Erklärung derfelben erfordert wird. Rec. würde fich diefer Bemerkung überhoben halten, wenn er nicht glaubte, dafs man nur defshalb der Behauptung, dem Staate liege ein Vertrag zum Grunde, widerfprochen habe, weil man unter einem folchen Vertrage fich nur einen *ausdrücklichen* gedacht habe. Diefem Vertrage tritt im Staate jeder ftillfchweigend bey, der den Schutz des Staats in Anfpruch nimmt, weil er auf denfelben nur unter Vorausfetzung eines folchen Vertrages ein Recht haben kann. Rec. giebt es daher dem Vf. zu, dafs die Frage, welche Mitglieder ihre ausdrückliche Einwilligung zu jenem und den übrigen Verträgen, die man dem Staate zum Grunde legt, geben müffen, eine Ungereimtheit enthalte. — Dafs der Zweck des Staats (oder derjenige, zu deffen Erreichung die Mitglieder deffelben fich durch den Vertrag, durch welchen der Staat gegründet wird, anheifchig gemacht haben), welchen der Vf. §. 86. mehr angedeutet als beftimmt angegeben hat, unter der §. 88. angenommenen Vorausfetzung, dafs nämlich derfelbe nach feiner Beziehung auf die Beftimmung der menfchlichen Na-

Digitized by Google

Natur bestimmt werde, richtig angegeben sey, bestreitet Rec. nicht; nur glaubt er, dafs die Beabsichtigung dieses so bestimmten Zwecks schon aus der gewöhnlichen Bestimmung des Staatszwecks für den Staat folge. Denn an dem a. O. setzt der Vf. den so bestimmten Zweck in die Beförderung einer, von Generation fortgehenden, Entwickelung aller, die menschliche Natur auszeichnenden, Anlagen bey seinen Bürgern. Man setze nun den Zweck des Staats in die Sicherung der Rechte seiner Mitglieder; den vollkommensten Rechtszustand derselben; oder das allgemeine Wohl, wenn unter dem letzten der Zustand verstanden wird, in welchem Jeder der Erreichung seiner Zwecke gewifs ist: so wird der Staat, der nach möglichster Einrichtung dieser Zwecke strebt, eben deshalb auch nach jenen streben müssen. Jene Bestimmungen des Staatszwecks, richtig verstanden, laufen aber auf Eins hinaus, oder folgen gegenseitig aus einander. — Am Ende des Hauptstücks *von dem Staate*, erklärt sich der Vf. über den Umfang der Politik, von welcher sein Werk einen Theil darstellt, und die Eintheilung der bürgerlichen Rechte. Was daselbst §. 102. über die Polizey und die Polizeylehre gesagt wird, wird für viele Leser so belehrend als für den Rec. seyn. Nach der am Schlusse dieses Hauptstücks beygebrachten Eintheilung in das öffentliche und Privatrecht, und des letzten in das persönliche und dingliche Recht, wobey der Vf. die gegründete Bemerkung macht, dafs ein rechtliches Privatverhältnifs ein dingliches und persönliches zusammen einschliefsen könne, geht er zu den drey noch übrigen Theilen fort, welche dem öffentlichen, dem Privat-, und dem peinlichen Rechte bestimmt sind. So sehr Rec. dem Vf. es Dank weifs, dafs derselbe das letzte mitgenommen, so wenig sieht er wie dieses dem öffentlichen Rechte entgegen gesetzt werden könne: Soll nämlich die Criminalgewalt, wie §. 101. gesagt wird, nur geübt werden, um den Gesetzen eine unentbehrliche Sanction zu ertheilen: so erhellet, dafs die Verbindlichkeit, eine Strafe zu leiden dem Bürger nicht gegen den einzelnen Bürger, sondern gegen die Gesammtheit aller Bürger obliege. Das Recht zu strafen, und die Verbindlichkeit eine Strafe zu leiden, betreffen also zunächst das Verhältnifs des Bürgers zum Staate, wenn die letzte Verbindlichkeit gleich aus der Verletzung einer Privatverbindlichkeit entsprungen seyn kann. Der Vf. scheint diesen oder ihm ähnliche Einwürfe auch erwarten zu müssen, gefühlt zu haben. Denn a. a. O. sagt er, es werde sich aus der Erörterung der Principien des peinlichen Rechts ergeben, dafs dieselben in näherer Verwandtschaft mit den Principien des bürgerlichen Rechts, als der Staatsrechtslehre, oder der Staatshaushaltungslehre stehen; allein gesetzt auch, dafs dieser Grund an sich richtig wäre; so würde er doch das Verfahren des Vfs. nicht rechtfertigen. — In dem öffentlichen Rechte des Vfs. findet man, wie nach dem Zwecke seines Werks auch schon zu vermuthen ist, fast keine der Fragen erörtert, denen sonst das allgemeine Staatsrecht und das allgemeine Völkerrecht gewidmet sind. Denn in dem ersten Hauptstücke werden die bürgerliche Persönlichkeit, die Gewissensfreyheit, und Verdienstlichkeit um den Staat, als Bestandtheile des öffentlichen Rechts betrachtet, und im zweyten die Streitfragen über den Umfang des öffentlichen Rechts (wohl deutlicher der öffentlichen Rechte) beantwortet. Denn in dem Letzten wird die Frage von der Rechtmäfsigkeit der Sklaverey, dem Verhältnisse des Staats zum Bürger in Rücksicht auf seine Religion und zu der Kirche handelt.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ARZNEYGELAHRTHEIT.

BREMEN, b. Müller: Dr. *Arnold Wienholt's sieben Vorlesungen über die Entstehung der Mifsgeburten.* Herausgegeben von Dr. *J. Ch. Scherf*, u. s. w. 1807. 143 S. ohne Vorrede. 8.

Diese Schrift sollte eigentlich den Titel führen: „Beweis, der Möglichkeit des Versehens der Schwangern," indem der Vf. am Anfange derselben erklärt, dafs er über das Versehen der Schwangern schreiben wolle, auch „dafs er die für dasselbe angeführten Fälle als eine Reihe von Thatsachen betrachte, welche treue und unverdächtige Beobachter zu genau und wiederholt sahen, als dafs wir ihre Wahrheit bezweifeln dürften, die man auch gern als Thatsachen anerkennen würde, wenn man nur über ihre Quellen einig wäre" und mit den Worten schliefst: „zwey für uns sehr wichtige Umstände wären also meiner Meinung nach aufs Reine gebracht: 1) dafs die Seele der Mutter mit der des Kindes in einem genauen Verein steht, dafs sie wechselseitig auf einander wirken, aber dafs die Wirkung von jener auf diese überwiegend ist. 2) Dafs auch während der Schwangerschaft durch zufallige Ursachen wichtige körperliche Veränderungen hervorgebracht werden können, die eine Veränderung der bisherigen Bildung des Kindes, eine Umformung schon vorhandner Theile, Zerstörung organischer Bildung, Erzeugung neuer Theile u. s. w. zur Folge haben. Und so ist die innere Möglichkeit der durchs Versehen der Schwangern, dem Vorgeben nach bewirkten körperlichen und geistigen Veränderung des Kindes aufser Zweifel gesetzt.

Man sieht indessen leicht ein, dafs der Schlufs des Vfs. falsch ist. Denn wären auch beide Sätze so wahr, als der erste derselben nur im höchsten Grade precär ist, so ist doch damit durchaus nicht erwiesen, dafs durch lebhafte Vorstellung eines Gegenstandes, oder einen durch denselben veranlafsten Affect der Mutter der Bildungsprocefs des Embryo so umgeändert werden könne, dafs der Gegenstand dadurch seinem Körper eingebildet würde.

Da der Vf. ausdrücklich bemerkt, dafs die Frage nur auf dem Wege der Erfahrung geprüft werden könne, so fragt es sich natürlich, ob er darzuthun im

Stan-

Digitized by Google

Stande war, dafs die Erfahrung für seine Meinung entscheidet. Der Gang seiner Untersuchung ist dieser. Er führt zuerst an und sucht zu beweisen, dafs gröfsere, besonders unerwartete Erregung des Seelenorgans und überhaupt des Nervensystems der Schwangern nicht selten bedeutende Veränderungen ihres Kindes zur Folge hat, dafs Nervenaffectionen den Tod des Kindes weit häufiger zur Folge haben als andere, selbst sehr bedeutende und die Gebärmutter selbst oder die benachbarten Theile interessirende Krankheiten, z. B. Blutflüsse, Entzündungen u. s. w. dafs Nervenaffectionen der Mutter den Tod des Fötus plötzlich veranlassen, während er durch diese nur allmählig bewirkt wird. Darauf kommt er zu der Erscheinung, dafs Kinder nicht selten diej Spuren desselben Nervenleidens zeigten, an welchem die schwangere Mutter litt, und geht dann zu der Entstehung der eigentlichen Muttermähler in Folge eines Versehens über, worunter er alle Entstellungen der äufsern Gestalt versteht, ohne jedoch anzunehmen, dafs alle Mifsbildungen äufserer Organe auf diese Weise entstehen. „Nur mehrere, sagt er, sind eines höhern Ursprungs, und verdanken ganz oder zum Theil ihr Daseyn einer überfinnlichen, nach einem gewissen Modell wirkenden, erst während der Schwangerschaft thätig gewordnen Kraft." (!)

Als Belege zu dieser Behauptung führt er mehrere, theils eigne, theils fremde Mifsgeburten an, und macht besonders auf die an denselben doch gewöhnlich deutlich wahrnehmbare Spuren von Regelmäfsigkeit und Absichtlichkeit der Bildung aufmerksam. Darauf stellt er die Gründe für die accidentelle und ursprüngliche Entstehungsweise der Mifsgeburten, besonders der Doppelmifsgeburten sehr gut und unparteyisch einander gegenüber, und glaubt beide Meinungen durch die Annahme vereinigen zu können, dafs die mechanischen Einwirkungen nur als entfernte Ursachen anzusehen seyn, welche eine Umstimmung der bildenden Thätigkeit hervorbringen, deren Resultat die Entstehung einer Mifsgeburt sey. Als Gründe für diese Annahme führt er an, dafs die Kraft, welche den Körper bildet, nicht nur im Augenblicke der Zeugung, sondern das ganze Leben hindurch thätig sey, dafs sie in der Fötusperiode mit der gröfsten Energie wirke, und dafs die grofsen Umwandlungen welche man als im Gefolge mechanischer Ursachen im Körper des Embryo entstehend und Mifsgeburten veranlassend annimmt, sich mit den Gesetzen der mehr als amphibienartigen Existenz des Embryo vereinigen lassen, so fern sie an die Reproductionsphänomene niederer Thiere erinnern. Er glaubt sogar, dafs man zu dieser Annahme gezwungen sey, indem zur Entstehung der Abweichungen der bildenden Kraft von ihrem normalen Wirken nothwendig äufsere, ihr Wirken modificirende Ursachen erfordert würden. Die Mifsgeburten nun seyen die Producte einer solchen Modification der bildenden Thätigkeit. Dieis beweise noch mehr der Umstand, dafs sie gewöhnlich aufser den Entstellungen, welche die unmittelbare Folge der Einwirkung mechanischer Schädlichkeiten sind, noch andre darbieten, deren Entstehung man nur aus der Abänderung des Wirkens der bildenden Thätigkeiten erklären könne, welche ihren Grund in der mechanischen Schädlichkeit haben, wodurch die Hauptmifsbildung hervorgebracht worden sey. Die Annahme mechanischer Schädlichkeiten, welche nur durch Modification der bildenden Thätigkeit Mifsgeburten veranlassen, sey auch nöthig, weil eine Entstehung der Mifsbildungen ohne sie als gegen das grofse Gesetz der Sparsamkeit laufend nicht statthaft sey. Nachdem der Vf. diese Sätze an einander gereihet hat, zieht er aus ihnen ohne weiteres die Schlüsse, von welchen wir oben bemerkten, dafs sie die Schrift endigen.

Wir brauchen wohl nicht weitläufig darzuthun, dafs, wenn auch alle Sätze, die wir vollkommen treu hier vor die Augen der Leser stellten, ihre Richtigkeit haben, dennoch dadurch auch kein einziger erheblicher Zweifel über die Möglichkeit des Versehens aus dem Wege geräumt wird. Den wichtigsten Grund für die Möglichkeit des Versehens würde unstreitig die Entstehung der Mifsgeburten auf die von dem Vf. angeführte Weise abgeben. Auch hat er dieis sehr wohl gefühlt und sie daher ganz besonders wahrscheinlich zu machen gesucht; allein wir finden in der Structur aller Mifsgeburten und namentlich ganz vorzüglich der Doppelmifsgeburten zu erhebliche Gründe gegen diese Annahme, als dafs wir uns für sie entscheiden könnten, vorzüglich, da es uns viel leichter scheint, sie aus einer ursprünglichen Umstimmung der bildenden Thätigkeit durch nichtmechanisch wirkende Ursachen zu erklären, eine Meinung, welcher besonders die von dem Vf. angeführten, aber gewifs anders zu erklärenden mehrfachen Entstellungen, welche in derselben Mifsgeburt vorkommen, das Wort reden, indem es doch wohl viel wahrscheinlicher ist, dafs Mangel eines Theiles der mit Ueberfluss andrer verbunden ist, aus eigenmächtigem Uebermaafs von Thätigkeit an einer Stelle zu erklären sey, als aus durch mechanische Ursachen veranlafstem Zusammenwachsen zweyer ursprünglich getrennter Organismen!

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

PHILOSOPHIE.

GÖTTINGEN, b. Röwer: *Leitfaden der Entwickelung der philosophischen Principien des bürgerlichen und peinlichen Rechts.* Von *Gottlob Ernst Schulze* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In der bürgerlichen Persönlichkeit liegt, wie Rec. bemerkt, schon die Gewissensfreyheit. Denn die bürgerliche Persönlichkeit, oder, wie der Vf. sie auch sonst nennt, die bürgerliche Selbstständigkeit, ist, nach allem, was der Vf. von ihr (§. 106.) sagt, nichts anders, als das Recht zu allen Handlungen, die nicht widerrechtlich und auch nicht dem Zwecke des Staats zuwider sind, oder die Unabhängigkeit von der Willkür eines jeden Andern in Ansehung solcher Handlungen. Wer dieses Recht hat, muss aber auch die Gewissensfreyheit haben; wenn man die Grenzen derselben auch enger zieht, als es von dem Vf. (§. 107.) geschehen zu seyn scheint. Denn daselbst heisst es, zu der bürgerlichen Gewissensfreyheit gehöre das Recht, durch den Staat zu nichts verpflichtet zu werden, was nach dem Urtheile des innern Richters etwas Böses enthalte. Man fragt mit Recht, was der innere Richter hier sey: ob das Gewissen überhaupt, oder insbesondere das richtige Gewissen. Im ersten Falle würde der Gewissensfreyheit eine Ausdehnung gegeben, in welcher sie schon deshalb nicht Statt finden könnte, weil sie den Menschen auch zu Handlungen berechtigen würde, die gegen das Recht eines Andern laufen, wenn er eines irrenden Gewissens wegen sich zu diesen verpflichtet hält. In dem letzten Falle findet die Gewissensfreyheit von selbst Statt, da niemand zu einer Handlung verpflichtet werden kann, die mit einer Pflicht im Widerspruche ist, und von dieser Art muss doch eine Handlung seyn, welche nach einem richtigen Gewissen etwas Böses enthielte. Wollte man indess die Gewissensfreyheit nur auf diese Handlungen einschränken: so würde man ihr eben so unstreitig zu enge Grenzen anweisen. Denn auch das irrende Gewissen hat sein Recht, dem wir in dem Falle, von welchem hier nur die Rede seyn kann, um so mehr Achtung schuldig sind, da eine Gewissensfreyheit von demselben nur aus Gewissenhaftigkeit in Anspruch genommen werden könnte. Rec. erlaubt sich, dieses zu bemerken, da die meisten Schriftsteller, welche von der Gewissensfreyheit handeln, den Begriff derselben umgehen, und auch sonst die Grenzen derselben, welche jener Begriff angeben sollte, nicht bestimmen. Bey dem Vf. wundert sich Rec. darüber nicht, da derselbe es sich, wenigstens in einigen Theilen des Werks, zum Gesetz gemacht zu haben scheint, die Begriffe, von deren Gegenständen er redet, mehr anzudeuten oder sie als bekannt vorauszusetzen, als sie bestimmt anzugeben. Ohne hierüber mit dem Vf. zu streiten, wünschte Rec., dass er hier den Begriff der Gewissensfreyheit angegeben, oder die Grenzen derselben sonst bestimmt hätte, da eine solche Grenzbestimmung von selbst darauf hinweiset, dass es eine von der Pflichtenlehre unabhängige Rechtslehre gebe. Denn die Gewissens-Freyheit genau bestimmt, möchte nichts anders seyn, als das Recht, den Aussprüchen seines, richtigen oder irrenden, Gewissens zu folgen, in so fern man dadurch nur das Recht eines Andern nicht verletzt. Um den Umfang und die Grenzen der Gewissensfreyheit zu bestimmeen, müssen daher zuvor der Umfang und die Grenzen des Rechts bestimmt seyn.. Die Nothwendigkeit, diese unabhängig von Gründen, die der Moral eigenthümlich angehören, zu bestimmen, glaubt Rec. selbst in dem zu finden, was der Vf. (§. 130 u. f.) so schön über die moralische Heiligkeit der Verträge sagt. Zur Wahrhaftigkeit ist der Mensch nämlich verpflichtet, weil bey derselben sein Aeusseres mit seinem Innern auf eine naturgemäfse Art übereinstimmt, und er ohne sie zu allem Verkehr mit Andern untauglich seyn würde. Diese Gründe sprechen zugleich für die Verbindlichkeit, ein Versprechen, so bald es angenommen ist, zu erfüllen, indem die redliche Erfüllung eines Versprechens nur die Ausführung eines, bereits gefafsten, und Andern erklärten, Entschlusses ist, welche, der Naturordnung nach, einem wahrhaften Versprechen folgt. Hierzu kommt noch, dass die Nichterfüllung eines Andern abgelegten Versprechens, die auf dasselbe sich verliefsen, denselben bedeutenden Schaden verursacht. — So der Vf.; Rec. glaubt aber, dass die Heiligkeit der Verträge auf schwachen Füfsen stehen würde, wenn sie auf keinem andern Grunde beruhete, und nicht unabhängig von jenen Gründen ein Vertrag, demjenigen, dem etwas durch denselben versprochen ist, ein Recht auf den versprochenen Gegenstand gäbe, aus welchem die Verbindlichkeit zur Erfüllung des Vertrags als eine, keine Ausnahme gestattende, Rechtsverbindlichkeit folgt. Rec. gesteht dabey, dass jene Gründe nicht allein die moralische Verbindlichkeit, sich die Erfüllung eingegangener Verträge angelegen seyn zu lassen, sondern dieses auch in Ansehung aller andern Versprechungen, und überdiefs auch noch beweisen, dass der Mensch verbunden sey, gegründete Erwartungen Anderer, auch wenn

Digitized by Google

wenn er dieſe nicht abſichtlich erregt hat, ſo viel an ihm iſt, zu befriedigen. Jene Gründe indeſs allein genommen, beweiſen die Pflicht, ein Verſprechen zu erfüllen, nur unter einer Einſchränkung, an welche die Gültigkeit der Verträge aber keineswegs gebunden iſt. Denn es kann ſeyn, daſs jemand etwas auf die redlichſte Art verſprochen hat, was er gleichwohl nicht hätte verſprechen ſollen, weil die Erfüllung ſeines Verſprechens ihn auſser Stand ſetzt, eine anderweitige Pflicht zu erfüllen, obgleich ſie übrigens nicht gegen jemandes Recht laufen würde. Jemand z. B. habe ſich aus einer unüberlegten Freygebigkeit zu einer Schenkung durch einen Vertrag anheiſchig gemacht, den er ohne irgend jemandes Recht zu kränken erfüllen kann, deſſen Erfüllung ihn aber auſser Stand ſetzt, ſich wohlthätig gegen einen Andern zu beweiſen, der auf ſeine Wohlthätigkeit die gegründetſten Anſprüche hätte. Aus dieſem Grunde würde jener Vertrag nicht ungültig ſeyn; obgleich der Promittent, wenn derjenige, dem er das Geſchenk verſprochen, nicht aus dem Vertrage ein Recht erworben hätte, keineswegs verbunden wäre, ſich gegen denſelben freygebig zu beweiſen. Daſs die Erfüllung eines Verſprechens die Ausführung eines vorher gefaſsten Vorſatzes ſey, würde das Gegentheil nicht beweiſen: denn die Ausführung eines Vorſatzes kann wohl nur da Pflicht ſeyn, wo der Vorſatz übrigens untadelig iſt. Auch die Erwartung desjenigen, dem das Geſchenk verſprochen war, unerfüllt zu laſſen, würde weniger inhuman ſeyn, als mich durch die verſprochene Schenkung auſser Stand zu ſetzen, mich gegen einen Andern wohlthätig zu beweiſen. Rec. ſtimmt übrigens dem Vf. in dem Meiſten bey, was derſelbe (§. 133.) gegen einen ſehr oft gebrauchten Beweis für die Rechtsgültigkeit der Verträge, nach welchem die verſprochene Leiſtung ein Beſtandtheil der Kräfte des Promiſſars werden ſoll, ſagt; glaubt aber, daſs dieſer Beweis, wenn man ihn von den uneigentlichen Ausdrücken, die er enthält, entkleidet, und ihm eine gröſsere Allgemeinheit giebt, leicht genügender gemacht werden könne. Der Vf. ſcheint dieſes ſelbſt (Anm. 2. a. a. O.) zuzugeſtehn, indem er behauptet, zum Behufe des ſo berichtigten Beweiſes müſſe noch dargethan werden, daſs jedes Recht ſeiner Natur nach ein Zwangsrecht ſey. Soll das Zwangsrecht hier das Recht ſeyn, welches derjenige, dem es zuſteht, durch Zwang nöthigenfalls geltend zu machen befugt iſt; oder ſoll es, was man eigentlich darunter verſtehen ſollte, ein Recht zur Anwendung von Zwangsmitteln ſeyn? Im erſten Falle geſteht Rec., daſs er kein anderes Recht (*jus*), als das Zwangsrecht kenne; und im letzten Falle, daſs dieſes Zwangsrecht nicht eher eintrete, als ein anderweitiges aus einem Vertrage erworbenes Recht verletzt werde, und daſs er die Forderung des Vfs. nicht als gegründet einräume. Auf das von dem Vf. (Anm. 3. ebend.) beygebrachte *argumentum ad hominem*, daſs nämlich der Staat aufhöre ſeiner weſentlichen Beſtimmung zu entſprechen, wenn ein Vertrag ſeiner Natur nach Zwangsrechte hervorbringe, und er gewiſſe nach Naturgeſetzen geltende Verträge für ungültig erklärt, glaubt Rec. ſich aller Antwort überheben zu dürfen. Der Vf. kommt weiter unten (§. 155.) auf eine ähnliche Frage, die er, wie Rec. geſtehen muſs, nicht, auf eine für denſelben genügende Art, beantwortet. Nachdem der Vf. nämlich vorher (§. 153.) behauptet hatte, es ſtreite keineswegs mit der behaupteten, über jede Willkür erhabenen Gültigkeit der Verträge, daſs der Staat die aus den Verträgen herrührende Gewiſſens- in eine Zwangsverbindlichkeit verwandele, erklärt er es für erwünſcht, wenn kein Bürger im Staate im Stande wäre, ſich bloſs mit ſeinem Gewiſſen wegen der Nichterfüllung der Pflicht aus einem, nach Grundſätzen der Vernunft gültigen, Vertrage abzufinden, obgleich der bürgerliche Gerichtshof manche Klagen über die Weigerung, einen abgeſchloſſenen Vertrag zu erfüllen, nicht annehme. Er bemerkt dabey, daſs es wenigſtens natürlich ſey, daſs der Staat manchen Verträgen, weil er deren Wichtigkeit für das Verkehr in der bürgerlichen Geſellſchaft nicht ſogleich eingeſehen, erſt ſpäterhin ſeine Sanction ertheilt habe. — Dieſe Entſchuldigung für den Staat, ſetzt Rec. hinzu, würde, wegen der allmähligen Ausbildung des Staats, ſo natürlich als gegründet ſeyn, wenn ein Vertrag erſt, wie der Vf. behauptet, durch den Staat eine Zwangsverbindlichkeit erhielte; allein wie wäre der Staat deshalb zu rechtfertigen, daſs er manche Verträge, die ſonſt nicht ungültig ſeyn würden, für ungültig erklärt? Der Vf. antwortet hierauf zwar (§. 157.): „wenn Verträge, durch welche leicht das Recht eines Dritten beeinträchtigt werden, oder ſolche, durch welche der Leichtſinn mancher Menſchen zu einem ſchändlichen Gewinn benutzt werden könne, verboten, oder Rechte aus ſonſt für gültig anerkannten Verträgen, um den Ruin des Promittenten zu verhüten, eingeſchränkt werden, ſo geſchähe dieſes entweder um Verträge nicht zu einem legalen Mittel der Schelmerey herabwürdigen zu laſſen, oder die Ausübung der Rechte aus einem Verträge den Geſinnungen der Humanität, denen ſie nach der Idee des Rechts (*recti* ſetzt Rec. hinzu) nicht widerſprechen dürfen, angemeſſen zu machen." Allein ſo conſequent dieſes iſt, wenn der *oberſte* Zweck des Staats, wie der Vf. (§. 152.) zu ſagen ſcheint, die Beförderung eines den ſittlichen Ideen angemeſſenen Lebens der Bürger iſt; eben ſo begreiflich iſt es, daſs der Staat zu den obigen Verfügungen genöthigt iſt, wenn ſein oberſter oder höchſter Zweck dahin gehen ſoll, jedem ſein Recht zu ſichern. Denn der Staat hat dieſen Zweck nicht allein in Anſehung zweyer ſolchen Contrahenten, ſondern auch in Anſehung eines jeden Dritten, der, wenn ſein Recht durch einen ſolchen Vertrag gleich noch nicht an ſich verletzt würde, doch in ſo fern durch den Leichtſinn des einen oder die Gewinnſucht des andern der Contrahenten gefährdet werden könnte, als der erſte dadurch auſser Stand geſetzt werden könnte, gegen denſelben ſeine übernommenen Rechtsverbindlichkeiten zu erfüllen. Rec. giebt es dem Vf. gern zu, daſs man nicht bloſs aus

Digitized by Google

aus dem Grunde, das Rechtſprechen aus Verträgen zu erleichtern, dieſelben zum Theil an Förmlichkeiten bindet, ohne welche ſie keine Gültigkeit vor Gericht haben, ſondern hierbey auch die Abſicht habe, dem Leichtſinne in der übereilten Abſchlieſsung ſolcher Verträge entgegen zu arbeiten; nur darin iſt er mit dem Vf. nicht einig, daſs das letzte, wie dieſer behauptet, der Hauptzweck jener Förmlichkeiten ſey, ſondern behauptet dieſes vielmehr von dem erſten. Die Bemerkung des Vfs. (Anm. 2. zu §. 192.): „ſo wenig als die Abſicht, jemanden gewiſſe Erkenntniſſe zu erleichtern, ein Princip dieſer Erkenntniſſe ſey, eben ſo wenig könne die Abſicht, auf die Leichtigkeit Recht zu ſprechen, ein Princip für die Beſtimmung des Rechts ſeyn," möchte wohl, um für die Behauptung des Vfs. zu Folgerungen zu führen, einer nähern Beſtimmung bedürfen, bey welcher ſie aber ihre Wahrheit verlieren würde. Denn nicht bloſs in der Abſicht, leichter Recht zu ſprechen, ſondern darin, daſs das Rechtſprechen in Rückſicht auf gewiſſe Verträge ſonſt in vielen Fällen unmöglich ſeyn würde, bindet der Staat ſie an Formalitäten, die jeder bey der Eingehung derſelben beobachten kann. — Ueberhaupt glaubt Rec., den Vf. bey der Lehre von den Verträgen in Verlegenheiten zu ſehen, die derſelbe mit allem ſeinen Scharfſinne nicht zu entfernen weiſs. Wie z. B. kann der Staat, wenn ein Vertrag nur eine Verbindlichkeit für das Gewiſſen hervorbringt, und die Verträge eine über alle menſchliche Willkür erhabene (ethiſche) Gültigkeit haben, bey vielen derſelben dieſe in eine Zwangsverbindlichkeit verwandeln? Der Vf. geht dieſe Frage nicht vorbey. Denn durch einen ſolchen Zwang, ſagt er (§. 153.), werde der Promittent nur zu demjenigen genöthigt, wozu er ſich durch ſeine Vernunft ſelbſt hätte nöthigen ſollen, und alſo das zur Wirklichkeit gebracht, was eine ſittliche Idee vorſchreibe. Jener Zwang ſey daher kein bloſs phyſiſcher (Rec. geſteht, dieſes nicht einzuſehen), ſondern der Subſtitut oder Gehülfe eines Vernunftzwanges, durch welchen freylich nicht das ſittlich Gute, ſeinem innern Gehalte nach, aber eine dieſem angemeſſene äuſsere Ordnung hervorgebracht werde. — Allein es möchte ſchwer einzuſehen ſeyn, warum dieſe Gründe, wenn man ſie als wahr zugiebt, ſich nicht eben ſo gut auf den Zwang, welchen der Promiſſar gegen den Promittenten auſser dem Staate gebrauchte, anwenden lieſsen, wenn die Frage wäre, wie man die verweigerte Erfüllung eines Vertragsverſprechens zu erzwingen befugt ſey. Der Vf. fügt zwar hinzu, zu einem ſolchen Zwange liege ſchon in der Natur des Staats, und der ihm, als ſolchem, zukommenden Verpflichtung; allein eine Verpflichtung, etwas zu erzwingen, was lediglich dem Gewiſſen des Menſchen überlaſſen ſeyn ſoll, würde ein Unding ſeyn, und eben ſo ein Staat, in deſſen Natur dieſe läge. — Es iſt der Theorie des Vfs. ganz conſequent, daſs zur Gültigkeit eines Vertrags die moraliſche Möglichkeit des Objects deſſelben ein unentbehrliches Erforderniſs ſey, und, unſtreitig, daſs dieſe nur durch Anwendung der ſittlichen Geſetze auf die Totalität der dem Promittenten obliegenden Pflichten beurtheilt werden kann. Allein wie wird der Staat hierbey über die Gültigkeit eines Vertrages urtheilen können; und wird nicht der Staat, der die Erfüllung eines Vertrags erzwingt, in ſehr vielen, vielleicht in den meiſten, Fällen etwas moraliſch Unmögliches erzwingen? Denn des Vertrages Object, deſſen moraliſche Möglichkeit der Vf. zur Gültigkeit des Vertrages fordert, iſt doch nichts anders, als die in denſelben verſprochene Leiſtung. Ob dieſe moraliſch möglich ſey, kann doch der Staat eben deshalb nicht beurtheilen, weil es dabey auf die Totalität der Pflichten desjenigen ankäme, der dieſe Leiſtung verſprochen hätte. Rec. hält es, gewiſſer Leſer wegen, für nöthig, zu bemerken, daſs zur moraliſchen Möglichkeit einer Handlung mehr als zur rechtlichen Möglichkeit erfordert werde. Zu der letzten iſt es hinreichend, daſs die Handlung nicht gegen das Recht eines Andern laufe; zu der erſten wird nicht allein dieſes, ſondern überdieſs noch erfordert, daſs die Handlung auch keiner Gewiſſenspflicht widerſpreche, über deren Daſeyn oder Nichtdaſeyn in einem beſtimmten Falle nur derjenige, von deſſen Handlung die Rede iſt, urtheilen kann. Wenn die Naturrechtslehrer gemeinhin zur Gültigkeit eines Vertrages die Erlaubtheit der verſprochenen Leiſtung fordern, ſo verlangen ſie nichts weiter, als daſs dieſe nicht widerrechtlich oder ſchon an und für ſich, d. h. nicht weil in ihr ein zufälliges Hinderniſs der Erfüllung einer Pflicht liegt, unerlaubt ſey. Eine an ſich erlaubte Handlung, in der ich ein ſolches Hinderniſs ſehe, in einem Vertrage zu verſprechen, würde allerdings moraliſch unmöglich ſeyn; deſſen ungeachtet würde der Vertrag deshalb nicht ungültig ſeyn. Zur Vertheidigung der Behauptung des Vfs. kann hiergegen nicht geſagt werden, daſs das Verſprochene zu leiſten, wegen des Vertrags nicht moraliſch unmöglich ſey, weil die Leiſtung deſſelben durch den Vertrag moraliſch nothwendig geworden. Denn dieſes würde vorausſetzen, daſs der Vertrag dem Promiſſar ein Recht gebe, aus welchem für den Promittenten die Verbindlichkeit zu einer Leiſtung entſpringe, welche ſonſt moraliſch unmöglich ſeyn würde. — Die Lehre von den Verträgen hat der Vf. unter dem, wohl nicht paſſenden, Namen des *allgemeinen perſönlichen Rechts* im Gegenſatz des Familienrechts, welches demnach das beſondere perſönliche Recht ausmachen wird, im *erſten* Hauptſtücke des ſchon oben erwähnten Privatrechts, und im *zweyten* Hauptſtücke deſſelben die Lehre von dem Eigenthume unter dem Namen des *dinglichen Rechts* abgehandelt. Die Geſchichte der Entwickelung des Begriffs von dem Eigenthume, wie auch dasjenige, was der Vf. (§. 191.) über die Ableitung des Eigenthums aus der Formation ſagt, wird gewiſs jeden befriedigen, ob er gleich dem Vf. ſchwerlich die Behauptung zugeben dürfte, daſs die weiſeſten Einſchränkungen des Eigenthums durch die bürgerliche Geſetzgebung, nach dem Geiſte der naturrechtlichen Zwangsrechtstheorie, wie der Vf.

Digitized by Google

Vf. sie nennt, ungerechte Angriffe auf die natürliche Freyheit und die Persönlichkeit der Bürger seyn. Eben dasselbe gilt von des Vfs. (§. 196. Anm.) aufgestellten Behauptung, nach welcher jene Theorieen Berechtigungen, die blosse Forderungen des Egoismus seyn, bestimmen sollen. Rec. trägt kein Bedenken, hierauf zu erwiedern, dass alle Rechtsforderungen Forderungen des Egoismus sind, wenn der Egoismus überhaupt (nicht der *bloße* Egoismus) sich in der Verfolgung selbstheabsichtigter Zwecke zeigt; aber eines Egoismus, der eben deshalb kein *bloßer* Egoismus genannt werden kann, weil er, was er für sich fordert, jedem Andern einräumt. Die Ausübung der in diesen Forderungen gegründeten Berechtigungen mag in manchen Fällen das moralische Gefühl empören. Allein dieses beweiset nichts gegen jene Berechtigungen und die Forderungen, in welchen sie gegründet sind, da mit einer solchen Berechtigung die Pflicht, sie in gewissen Fällen ungebraucht zu lassen, und zwar eine solche Pflicht, für deren Erfüllung derjenige, dem sie obliegt, nur seinem Gewissen verantwortlich ist, bestehen kann. Uebrigens ist dieses Hauptstück, in welchem der Vf. es sich mehr als sonst angelegen seyn läfst, die Begriffe der Gegenstände, von welchen die Rede ist, bestimmt anzugeben, reich an interessanten und scharfsinnigen Bemerkungen. Wenn Rec. gleich dem Vf. in demjenigen, was er (§. 220 u. f.) gegen die Testamente und die Befugniss zu testiren sagt, keineswegs beystimmen kann, so ist er mit demselben ganz einig in demjenigen, was er so treffend gegen die meisten Argumente, mit welchen man die Widerrechtlichkeit des Büchernachdrucks hat darthun wollen, vorbringt. Ob der Vf. gleich den Gesetzen gegen den Büchernachdruck, und mit Recht, das Wort redet: so zeigt er doch, dass jene Argumente entweder auf einem Spiel mit uneigentlichen Ausdrücken beruhen, oder zu viel beweisen. Das, nach des Rec. Urtheile, scheinbarste Argument, dass nämlich der Verleger den Käufer seines Buchs durch einen stillschweigenden Vertrag verpflichte, das Buch nicht nachzudrucken, widerlegt z. B. der Vf. mit der Bemerkung, dass, da jener Vertrag nur in dem Wunsche des Verlegers, vielen Absatz zu machen, seinen Grund haben könnte, auch leicht zu beweisen wäre, der Käufer dürfe sein Exemplar niemandem leihen, oder niemandem etwas aus demselben vorlesen. Gegen das Argument, dass der Nachdrucker als ein unbefugter Bevollmächtigter eines Schriftstellers zum Publicum rede, erinnert der Vf. eben so treffend, dass dieses Argument sich auch auf jeden Editor eines klassischen Schriftstellers des Alterthums würde anwenden lassen. — Dem Wunsche des Vfs., die Testamente, insbesondere wenn durch sie die sonst Statt findende Intestaterbfolge bedeutend abgeändert würde, einer besondern Aufsicht und Sanction des Staats zu unterwerfen, kann Rec. um so weniger beytreten, da hierdurch das Privateigenthum zu sehr beschränkt würde, und Kinder, oder selbst auch entferntere Verwandten, die ein Intestaterbfolgerecht haben, nur zu geneigt sind, schon bey Lebzeiten dessen, von dem sie erben, sich ein Eigenthumsrecht auf das Seinige anzumafsen. — Einen Punkt, den der Vf. (§. 224.) am Ende des Privatrechts berührt, hätte Rec. in einem Werke, das Principien für die bürgerliche Gesetzgebung aufstellen soll, weiter erörtert zu sehen, und mehr als die blosse, übrigens ganz wahre, Bemerkung darüber zu finden gewünscht, „dass es eine Wohlthat der bürgerlichen Gesetzgebung sey, dass Seelenkranke einer Curatel unterworfen werden." Die Frage, wie weit solche Unglückliche in der Ausübung ihrer Rechte durch eine Curatel vertreten werden sollen, ist um so wichtiger, da alle unnöthigen Einschränkungen derselben nicht allein ihrer Wiederherstellung, wo diese übrigens zu hoffen ist, hinderlich werden, sondern auch von den Verwandten derselben zu ihrer Beeinträchtigung gemifsbraucht werden können. Es ist z. B. wohl nicht zu bezweifeln, dass ein Mensch wegen einer Verstandesschwäche unfähig seyn kann, fremden Angelegenheiten vorzustehen, ob ihm gleich die Verwaltung seines eignen Vermögens gelassen werden kann; oder auch, dass ihm zwar die Verwaltung seines Vermögens, zu seinem eignen Besten, nicht gelassen werden kann, obgleich noch kein Grund vorhanden ist, ihn für unfähig zu halten, letztwillig zu verfügen. Den letzten Punkt hält Rec. für um so wichtiger, da oft eigensüchtige Verwandte, um des Vermögens eines solchen Unglücklichen gewifs zu seyn, die Interdiction desselben nachsuchen, und oft, wo kein vollgültiger Grund dazu vorhanden wäre, nur zu leicht erschleichen.

(*Der Beschluss folgt.*)

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Beförderungen.

Hr. Dr. Philos. *Georg Samuel Frank*, Vf. mehrerer Preisschriften, Professor der Theologie auf der Universität zu Kiel, hat von der Kopenhagner Universität die theolog. Doctorwürde erhalten.

Hr. *J. Bapt. Schenkel*, Königl. Baier. Municipalrath zu Amberg, der sich durch verschiedene Schriften zur Beförderung der Moralität und des Patriotismus um sein Vaterland verdient gemacht, hat von dem Könige die silberne Verdienstmedaille erhalten.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

PHILOSOPHIE.

GÖTTINGEN, b. Röwer: *Leitfaden der Entwickelung der philosophischen Principien des bürgerlichen und peinlichen Rechts.* Von *Gottlob Ernst Schulze* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die *peinliche Gesetzgebung*, deren Betrachtung der *vierte* Theil des Buchs gewidmet ist, sagt der Vf. (§. 227.), beziehe sich zunächst auf die in dem Menschen vorhandene Anlage zum Bösen, deren Entwickelung durch mancherley Reitze im Staate noch befördert wird; die bürgerliche hingegen habe die Anlage des Menschen zum Guten im Auge, und wende die Idee von dem Guten auf die mannichfaltigen Verhältnisse und das Leben der Bürger an, um zu bestimmen, was hierin zur Wirklichkeit zu bringen sey, damit dasselbe jener Idee entsprechend werde. — Rec. bemerkt gegen das letzte, dass der eigenthümliche und nächste Zweck des Staats bey der bürgerlichen Gesetzgebung wohl ein anderer, und keineswegs der von dem Vf. angegebene ist, oder das bekannte: „Wo kein Kläger ist, ist kein Richter," was der Vf. selbst (§. 229. Anm.) zugiebt, würde eine praktische Ungereimtheit seyn. — Rec. verkennt keineswegs mehrere treffliche Bemerkungen, die der Vf. im *ersten* Hauptstücke über die Abschreckungs-, Wiedervergeltungs-, Besserungs- und Selbsterhaltungs-Theorie, für welche letzte der Vf. sich selbst erklärt, macht; und bemerkt nur, dass er dem Vf. nicht durchgängig in dem, was derselbe über das Verhältniss dieser Theorie zu einander entweder ausdrücklich behauptet, oder stillschweigend voraus setzt, beystimmen kann. So ist z. B. die Behauptung des Vfs. (§. 234. Anm.), „dass die Präventions-Theorie nur dem Titel nach von der Abschreckungs-Theorie, in Ansehung des Zwecks aller Bestrafung verschieden sey, falsch, da nach der sogenannten Präventions-Theorie die Strafe nur die Widerholung der gesetzwidrigen Handlungen; nach der Abschreckungstheorie hingegen die Furcht vor der Strafe, die gesetzwidrige Handlung überhaupt verhindern soll. Der psychologische Zwang, durch welchen jene Furcht wirken soll, würde zwar als eine Prävention und nicht als eine eigentliche Vertheidigung zu betrachten seyn; allein den Namen der Präventions-Theorie haben die Vertheidiger der ersten einmal für dieselbe in Gang gebracht. — Wie die Selbsterhaltungs-, oder wie sie nach §. 256. Anmerkung, auch genannt werden könnte, die Sicherungs-Theorie, namentlich mit der Abschreckungstheorie im Widerspruch sey, möchte auch schwer einzusehn seyn, wenn man nicht mit dem Vf. nach §. 242. annimmt, dass nach der letztern Abschreckung von gesetzwidrigen Handlungen der *oberste* Zweck der Strafe sey. Diese Voraussetzung möchte aber niemand dem Vf. zugeben, wenn anders der oberste Zweck derjenige seyn soll, der nicht wiederum um eines andern Zwecks willen beabsichtigt wird. Denn auch derjenige, welcher behauptet, dass durch die Furcht vor der Strafe, welche auf eine gesetzwidrige Handlung gesetzt ist, jeder der sich zu derselben versucht fühlt, von ihr abgeschreckt werden soll, kann dieser Abschreckung doch noch einen anderweitigen Zweck, der selbst ein oberer Zweck der Strafe wäre, geben. Die Streitigkeiten über den Zweck der Strafen würden, wie Rec. glaubt, leicht beygelegt seyn, wenn man den wesentlichen Zweck der Strafen, von den zufälligen, die neben demselben beachtigt werden können, und so auch den allen Strafen als solchen eigenthümlichen nächsten Zweck, von den andern, zu deren Behufe dieser beabsichtigt wird, gehörig von einander unterscheide. Der nächste Zweck der Strafe hat uns z. B. nicht darüber zu belehren, was eigentlich bestraft werden soll, vorausgesetzt, dass es durch die Strafe ganz oder wenigstens zum Theil gehindert werden kann; sondern dieses ist aus Gründen zu beantworten, um derentwillen man überhaupt Strafen zur Hinderung gewisser Handlungen anwendet. Diese Gründe können nur eigentlich den nächsten, der Strafe, als solcher, eigenthümlichen Zweck bestimmen, und führen, nach des Rec. Ueberzeugung, gerade auf die Abschreckungs-Theorie. Er trägt kein Bedenken, dieses Geständniss hier abzulegen: denn wenn gleich der Vf. seinen ganzen Scharfsinn aufbietet, die Abschreckungs-Theorie (besonders §. 235 – 236.) zu bestreiten, und dagegen die Selbsterhaltungs-Theorie (§. 242 — 256.) gelten zu machen. Allein die Selbsterhaltung ist der Zweck, um dessentwillen der Staat diejenigen Handlungen, welche er mit einer Strafe belegt, verhindert wissen will. Die Strafgesetzgebung sucht dieses durch die Furcht vor jener Strafe, oder durch Abschreckung vermittelst derselben zu bewirken. Dass, wie der Vf. behauptet, nach der Abschreckungs-Theorie derjenige, der eine Strafe leidet, als ein blosses Mittel zur Erreichung einer Absicht des Staats bey Andern gebraucht werde, würde nur dann wahr seyn, wenn die einem Strafgesetze entsprechende Ordnung, nach welcher zur Verhütung einer gesetzwidrigen Handlung der Thäter mit einer Strafe belegt wird, nicht auch

Digitized by Google

auch zur Sicherung deſſelben feſtgeſtellt wäre. Daſs er derſelben ein Opfer bringen, oder ihr vielleicht aufgeopfert wird, iſt nicht des Staats, ſondern lediglich ſeine Schuld, wenn anders ein Verbrechen nur in einer freyen That beſtehen kann. — Daſs jede Execution eines Strafgeſetzes beweiſe, daſs daſſelbe ſeinen Zweck verfehlt habe, wie der Vf. gleichfalls gegen jene Theorie behauptet, iſt falſch; ob ſie gleich immer beweiſet, daſs der Zweck deſſelben nicht vollſtändig erreicht werde. Allein dieſes viel zu viel beweiſende Argument ſoll doch wohl nicht von dem Vf. gebraucht werden? — Rec. getraut ſich zu behaupten, daſs die übrigen, von dem Vf. gegen jene Theorie vorgebrachten, Argumente eben ſo wenig gegen jene Theorie an ſich, wenn man ſie von ſehr zufälligen Modificationen frey denkt, beweiſen. — Ueber das Verhältniſs der Selbſterhaltungs-, oder wie ſie nach §. 250—251 auch genannt werden könnte, Selbſtvertheidigungs-Theorie zu der Abſchreckungs-Theorie hat ſich Rec. ſchon oben erklärt. Hier bemerkt er nur, daſs man dieſe Theorie, die der Vf. als ganz neu und ihm eigenthümlich zu betrachten ſcheint, im Weſentlichen, längſt, und zwar ſelbſt als Baſis der Abſchreckungs-Theorie, angenommen hat. Die Strafsanction, ſagt man, brauche der Staat, als ein Vertheidigungsmittel, die Vollziehung der Strafen um jenes Mittel wirkſam zu erhalten. Die Furcht vor dem Strafübel, welches das Geſetz androhet, iſt alſo ein Mittel zur Verhinderung geſetzwidriger Handlungen, die Strafvollziehung wiederum ein Mittel zu dieſem Mittel, und alſo auch wohl zu jenem Zwecke. Zu dieſem Zwecke, zur Selbſterhaltung des Staats, will auch der Vf. §. 256. Anm. die Strafzufügung als ein Mittel betrachtet wiſſen; nach §. 253. aber wohl nur ſo weit, als ſie den Verbrecher von der Wiederholung ſeiner geſetzwidrigen That abhalten ſoll. Nach der Abſchreckungs-Theorie ſoll aber nicht bloſs die Wiederholung, ſondern auch die erſte Vorübung eines Verbrechens gehindert werden. Iſt gleich dem Vf. das Weſentliche der Selbſterhaltungs-Theorie keineswegs eigen, ſo verdanken wir demſelben doch eine ſcharfſinnige Anwendung dieſer Theorie zur Beantwortung der Fragen: was, und wie geſtraft werden ſolle, die von einer trefflichen pſychologiſchen Erörterung des Wiedervergeltungstriebes bey dem Menſchen ausgeht. Die Bemerkung iſt kaum nöthig, daſs das Gute, was hierdurch gewonnen wird, keineswegs bey der Abſchreckungstheorie verloren gehe. — Die *Beyträge zur Geſchichte der Idee von einer philoſophiſchen Rechtslehre*, welche als Einleitung an der Spitze des Buchs ſtehn, hätten, da daſſelbe auch zum Lehrbuche dienen ſoll, zweckmäſsiger den Beſchluſs deſſelben gemacht. Denn die Geſchichte einer Wiſſenſchaft kann man wohl nicht verſtehn, wenn man nicht mit der Wiſſenſchaft ſelbſt in ihren einzelnen Theilen bekannt iſt, und die Idee einer Wiſſenſchaft iſt oft erſt ſpäter entwickelt, als die Wiſſenſchaft in einzelnen Theilen ausgeführt iſt. Rec. ſieht ſich zu dieſer Anmerkung um ſo mehr veranlaſst, da die Einleitung mehrere treffliche Bemerkungen für die Geſchichte ſo wohl des Naturrechts, als auch der Moral für die bürgerliche Geſetzgebung, mit welchem Namen des Vfs. Werk wohl am füglichſten bezeichnet werden kann, enthält; allein dieſe werden gröſstentheils nur demjenigen verſtändlich ſeyn oder verſtändlich gemacht werden können, welcher ſchon mit jenen Wiſſenſchaften bekannt iſt. Zum Ueberfluſs beruft ſich Rec. auf das, was (§. 5. Anm. 2.) über die Ariſtoteliſche Eintheilung der Gerechtigkeit in die diſtributive und commutative geſagt wird. Rec. redet von dieſen *Beyträgen zur Geſchichte* u. ſ. w. zuletzt, da den Maaſsſtab ihrer richtigen Würdigung nur die Wiſſenſchaft ſelbſt abgeben kann, deren Darſtellung zuerſt von dem Vf. verſucht iſt. Nach der richtigen Bemerkung, daſs es lange vor einer Theorie der Rechte und Pflichten der Bürger, Völker, die ſich durch eine weiſe Geſetzgebung ausgezeichnet, gegeben habe, und der Erwähnung, mehr als der Anführung, der Verdienſte des *Plato* und *Ariſtoteles* unter den griechiſchen Philoſophen, und des *Cicero* macht der Vf. (§. 7.) mehrere Bemerkungen über die Ausbildung des römiſchen Privatrechts, die um ſo mehr hier an ihrem rechten Orte ſind, da das römiſche Recht durch das Anſehen, in welchem es ſich erhalten, und was zu ſeiner Einführung in mehrern Ländern Veranlaſſung gegeben, auch die nähere Veranlaſſung zur Bearbeitung des Naturrechts als einer beſondern Wiſſenſchaft geworden iſt. — Wenn *Grotius* berühmtes Werk, gleich zunächſt dem Völkerrechte beſtimmt war, ſo enthält es doch, wie auch ſchon der Titel ankündigt, auch das Naturrecht, und es iſt wohl nicht fälſchlich, wie der Vf. ſich ausdrückt, für die Wiege der nachher unter dem Titel des Naturrechts aufgeſtellten Wiſſenſchaft ausgegeben. Denn die die frühern Verſuche, beſonders aus dem vorhergehenden Jahrhunderte, waren zu unvollkommen, und *Pufendorf* machte das Naturrecht, welches *Grotius* ſtillſchweigend auf Rechte und Rechtspflichten eingeſchränkt hatte, widerum zur Wiſſenſchaft aller Rechte und Pflichten, bis daſſelbe von *Gundling*, auf *Thomaſius* Veranlaſſung wieder auf eigentliche Rechte und Rechtsverbindlichkeiten eingeſchränkt wurde. Deſſen ungeachtet hätte unter den frühern Verſuchen, wenigſtens *Oldendorps Iſagoge* u. ſ. w. ſchon deshalb nicht übergangen werden ſollen, da ſie wenigſtens den Zweck hatte, alles poſitive Recht auf das Naturrecht zurück zu führen und dadurch das Studium der Rechte methodiſcher zu machen. — Die Behauptung, daſs dieſes Naturrecht durch *Achenvall* ſeine Vollendung erhalten habe, iſt wenigſtens in Anſehung der ſyſtematiſchen Articulation deſſelben wahr, in welcher keiner der nachfolgenden Naturrechtslehrer *Achenvall* übertroffen hat. Je lieber Rec. dem Vf. hierin um ſo mehr beyſtimmt, je höher er auch *Achenvall's* anderweitige Verdienſte um jenes Naturrecht achtet; um ſo unangenehmer iſt es ihm dem Vf. in demjenigen, was derſelbe §. 14—16. über jenes Naturrecht, welches Rec. mit dem Namen der *Rechtslehre der Philoſophie* am ſchicklichſten glaubt bezeichnen zu können, widerſprechen zu müſſen.

„Die-

Digitized by Google

„Dieſes Naturrecht, ſagt der Vf., ſollte *erſtens* eine moraliſche Wiſſenſchaft ſeyn, nämlich die Lehre von den vollkommenen Pflichten (unzweydeutiger Zwangspflichten), obgleich in demſelben Handlungen, welche anerkannten Pflichten widerſprechen, mit der Sanction der Vernunft verſehen werden. — Die Sanction der Vernunft, erwiedert Rec., geht nur dahin, daſs kein Anderer jene Handlungen mit Gewalt verhindern darf. Hier iſt alſo wohl kein Widerſpruch. Uebrigens iſt es allerdings wahr, daſs jenes Naturrecht gewöhnlich als eine Lehre jener Pflichten definirt wurde; allein bey der Ausführung hatten die Bearbeiter deſſelben einen richtigern Geſichtspunkt im Auge. Denn nach derſelben ſollte das Naturrecht eine Wiſſenſchaft von Rechten *(jurium)* ſeyn, die freylich Erkenntniſsgründe von Pflichten ſind." — „*Zweytens*, ſagt der Vf., jenes Naturrecht ſollte, als eine Theorie alles von dem Menſchen rechtlich Erzwingbaren, über das, wozu der Bürger durch poſitive Geſetze gezwungen werden dürfe oder nicht Aufklärung verbreiten. Gleichwohl räumte man auch dem poſitiven Geſetzgeber, um ihn nicht durch jene Theorie zu genüren, die Befugniſs und Macht ein, ohne Rücklicht auf irgend einen Gewinn für das allgemeine Beſte des Staats, ganz nach eigenem Belieben das von den Bürgern Erzwingbare zu beſtimmen." — Was Rechtens ſey beſtimmt das Naturrecht nur ſo weit, als es von einer poſitiven Geſetzgebung unabhängig ſtatt findet, oder doch wenigſtens ſo lange gilt, als nicht das Gegentheil deſſelben durch ein poſitives Geſetz angeordnet iſt. Anordnungen der letzten Art ſind alſo nicht an ſich mit den Ausſprüchen des Naturrechts im Widerſpruche. Uebrigens hat wohl niemand dem poſitiven Geſetzgeber die Befugniſs eingeſtanden ganz nach eigener Willkür Geſetze zu geben; man räumte vielmehr dem Geſetzgeber nur die Befugniſs ein, nach eigenem Ermeſſen durch Geſetze dasjenige, was des Staatszwecks wegen nöthig iſt, anzuordnen. — „Das Naturrecht, fährt der Vf. fort, ohne ſeine Argumente dagegen weiter zu zählen, ſey gröſsten theils nichts weiter, als die aufs Generelle reducirte bürgerliche Legislation der Römer. Man habe um zu erfahren (?), ob in einem gewiſſen Verhältniſſe der Eine gegen den Andern Zwang ausüben dürfe, darnach gefragt, ob darin ein Angriff auf das Eigenthum des Erſten, als welcher zum Zwange berechtige, liege. Was aber zu dem Seinen eines jeden Menſchen gehöre, habe man nach dem römiſchen Geſetzbuche beſtimmt. Daher hätte man leicht finden können, daſs Zwangsrechte z. B. aus abgeſchloſſenen Verträgen ſchon im Naturſtande gültig ſeyn." — Hierin liegt allerdings etwas Wahres, oder vielmehr hat es der Vf. im Geſichte gehabt. Denn, anſtatt bey dem Grundſatze des Naturrechts darnach zu fragen, was denn im Allgemeinen als das Seine eines Menſchen zu betrachten ſey, wollte man bis in die neuern Zeiten in demſelben ein Princip einer beſondern Art von Verbindlichkeiten haben. Ob die Mängel der Verſuche, ein erſtes Princip für das Seine eines Jeden, oder die *Rechte*, kurz ein höchſtes Rechtsgeſetz aufzuſtellen, wie der Vf. §. 16. zu ſagen ſcheint, ein Beweis ſeyn, daſs ein ſolches Princip und eine darauf gebaute Wiſſenſchaft unmöglich ſey, bezweifelt Rec. um ſo mehr, da die Vernunft, eben ſo gewiſs, als ſie Jedem Pflichten auferlegt, auch Jedem eine, nöthigenfalls mit Gewalt zu behauptende, Unabhängigkeit von der Willkür jedes Andern, oder Rechte zugeſtehen muſs, welche über das Recht zur Nothwehr (als worauf ſich, nach dem Vf., das eigentlich ſo zu nennende Recht nach §. 16. einſchränken ſoll) hinausgehn. Daſs das Naturrecht, gegen welches der Vf. ſtreitet, gröſstentheils eine auf das Generelle reducirte Legislation der Römer ſey, beweiſet nichts gegen daſſelbe, wenn ſeine Begriffe und Behauptungen übrigens richtig aus Vernunftgründen abgeleitet ſind. Dieſes ſcheint der Vf. zwar zu läugnen und dagegen zu behaupten, man habe das Naturrecht aus dem römiſchen Rechte bloſs abſtrahirt, wenn man nicht die Sätze des letztern bloſs aus demſelben genommen habe; allein dieſer Behauptung fehlt es an allem Beweiſe. — Rec. würde es ungern ſehen, wenn man die Gründe, welche er gegen eine Behauptung des Vfs. vorgebracht, als gegen deſſen Unternehmen gebraucht betrachten wollte. Er erklärt daher ausdrücklich, daſs er das Unternehmen des Vfs., eine Moral für die Geſetzgebung aufzuſtellen, nicht allein für ſehr verdienſtlich, ſondern auch in einem bedeutenden Grade für gelungen halte. Er zweifelt nicht, daſs der Vf. bey ſeinem bekannten Scharfſinne hier ungleich mehr geleiſtet haben würde, wenn er ſich nicht ſelbſt durch ſeine Ideen von dem Naturrechte ſein Problem erſchwert hätte. Dieſes von dem Vf. beſtrittene Naturrecht hat, ſo viel Rec. weiſs, wohl niemand für eine Theorie der bürgerlichen Geſetzgebung gehalten, wenn dieſe Theorie gleich Principien aus demſelben zu entlehnen hat. Zur Kenntniſs der poſitiven Geſetze hat es, nach des Rec. Urtheile, wohl keinen andern Nutzen, als daſs es die Rechtsbegriffe und Rechtsgrundſätze, die in jeder Geſetzgebung zur Anwendung kommen, in ihrer gröſsten Allgemeinheit aufſtellt, und dadurch das Verſtändniſs jener Geſetze und die Folgerungen aus denſelben erleichtert. Dabey wird es ſich keine Entſcheidungen über vorkommende Rechtsfälle anmaſsen, wenn über dieſe ſchon die poſitiven Geſetze des Staats ſprechen. Nur wo dieſe ſchweigen, werden ſeine Entſcheidungen, aber hier auch ohne Ausnahme gelten, da dieſes Naturrecht nichts anders iſt, als die Wiſſenſchaft deſſen, was vor aller poſitiven Geſetzgebung Rechtens iſt. Den erſten Nutzen, das Verſtändniſs poſitiver Geſetze zu erleichtern, hat die Rechtslehre des Vfs. unſtreitig da, wo die Geſetzgebung die Grundſätze derſelben ausdrücklich oder ſtillſchweigend zum Grunde gelegt hat; aber dennoch möchte der Geſetzgeber, dem eine ſolche Rechtslehre übrigens ſehr erwünſcht wäre, Entſcheidungen nach derſelben, wo ſeine Geſetze ſchweigen, verbitten, es wäre denn, daſs er ſelbſt einen ſolchen Fall dem Ermeſſen des Richters ausdrücklich anheim geſtellt hätte. Denn es wäre möglich, daſs der Geſetzgeber

an-

Digitized by Google

anders als der Richter über das moraliſch Gute bey einem ſolchen Falle dächte. Eine ſolche Rechtslehre ſoll zwar, nach §. 19., die ſchon durch die Vernunft gültigen Rechtsverhältniſſe unter den Bürgern eines Staats darthun, oder beſtimmen, was unter denſelben recht ſey; allein dieſes heiſst nichts anders, als was moraliſch recht, nicht was Rechtens ſey. Was moraliſch recht ſey, hängt die wenigern Fälle, wo eine Handlung unbedingt geboten wird, ganz von der Individualität der Handlung ab, über welche kein äuſseres Gericht ſprechen kann. Was in Fällen dieſer Art moraliſch recht ſey, kann kein Geſetz allgemein beſtimmen und kein Richterſpruch entſcheiden. Der Staat muſs daher immer den Unterſchied zwiſchen dem Rechte *(jus)* und dem moraliſch rechten ſtehen laſſen, und kann bey ſeiner Geſetzgebung nur dahin arbeiten, daſs die Ausübung der Rechte in ihm ſich ſo wenig als möglich von dem, was moraliſch recht iſt, entferne. Denn auch das billigſte Geſetz kann dazu gemiſsbraucht werden, daſs man von einem Rechte, das man nach demſelben hat, einen unmoraliſchen Gebrauch macht; mit andern Worten: eine Handlung zu der ich nach dem billigſten Geſetzen ein Recht habe, kann immer pflichtwidrig ſeyn. Gleichwohl iſt der Richter, der auch die gröſste moraliſche Gewiſsheit davon hätte, daſs ich mein Recht miſsbrauchen werde, mich, Namens des Staats, bey demſelben zu ſchützen verbunden. So ſehr dieſes die Richtigkeit der von dem Vf. geläugneten Unterſcheidung zwiſchen dem Rechte und dem moraliſch Rechten beweiſet, eben ſo ſehr beweiſet es den Nutzen einer Moral für die Geſetzgebung, welche der Vf. in dieſem Werke verſucht hat.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

(München, b. Fleiſchmann): *Schreiben eines Oheims an ſeinen Neffen über die drückende Lage des Weltprieſterſtandes.* 1811. 27 S. 8. (12 Kr.)

Wenn der Vf. wirklich ein Oheim wäre und die deſſen Jahren angemeſsne Ueberlegung und Einſicht hätte, ſo würde er das, was man vielleicht einem Neffen über die Beſchwerden und Unannehmlichkeiten eines Standes nach ſeinen Verhältniſſen ſchreiten mag, nicht auch dem Druck übergeben haben. Denn iſt es wirklich wahr, was er S. 25. ſagt, „daſs die jungen Leute bey den Katholiken ſowohl, als bey den Proteſtanten eine allgemeine Abneigung gegen den Prieſterſtand laut zeigen, wie denn nach Ausſage der königl. bayer. Nationalzeitung im Altenburgiſchen, in Limburg und Dortmund zu 56 ſchon länger ledigen Pfarreyen ſich nicht ein einziger Candidat gemeldet habe" (welchem aber wenigſtens, was das Altenburgiſche betrifft Rec. beſtimmt widerſprechen kann): ſo iſt es gewiſs um ſo weniger zu loben, dieſe Abneigung gegen einen ſo nützlichen und nothwendigen Stand durch eine übertriebene und vergröſserte Schilderung jener Urſachen noch zu vermehren, und es iſt ein nicht zu verkennender Beweis der liberalen Cenſurgeſetze der Königl. Bayer. Regierung, da ihr ein groſser Theil jener Hinderniſſe ſelbſt zugeſchrieben wird, daſs ein ſolches Pamphlet frey gedruckt und verkauft werden darf. Mag der geiſtliche Stand aber auch wirklich jetzt von mancher Regierung unrichtig geſchätzt und unwürdig behandelt, und der Pfarrer demnach in ſeinen äuſsern Verhältniſſen oft den weltlichen Beamten nachgeſetzt und wohl von ihnen gedrückt werden: ſo werden ſich die unſeligen Folgen davon, bald genug offenbaren, ohne daſs ſie noch durch hämiſche und niedrige Uebertreibungen vermehrt zu werden brauchten. Wie ſehr ſich aber der Vf. darin gefalle, mag nur folgende Stelle beweiſen: „Nun wirſt du Prieſter und muſst denn erwarten, in welchen Winkel der Diöces dich dein biſchöfliches Conſiſtorium hinausſetzt. Von der ganzen vernünftigen Welt verbannt, oft zwiſchen Berge und Thäler hingeſchleudert, von einem verkrüppelten, mit ſeinem Schickſale miſsvergnügten Völklein umgeben, biſt du jetzt bey einem Pfarrer, nicht viel beſſer als der Bauernknecht in Dienſten; haſt wöchentlich 1 Fl. 30 Kr. Lohn; nicht ſelten die ganze Woche hindurch kaum einmal einen friſchen, genieſsbaren Brocken Fleiſch, faſt und geſchmackloſes Geflügel, und des Tags 2 Maaſs meiſtens elendes Bier." Dagegen ſchweigt der Vf. ganz von der Lichtſeite ſeines Gemäldes, den höhern innern Vorzügen des geiſtlichen Standes, der Hoffnung äuſseren Beſchwerden durch beſcheidene Vorſtellungen von einer gerechten Regierung abgeholfen zu ſehen, wie dieſes von der Königl. Bayer. in Rückſicht der den Geiſtlichen aufgelegten Abgaben zum Theil wirklich geſchehen iſt, und unſtreitig auch bey der neuen Verordnung, die den Geiſtlichen nicht nur den Bau der Pfarrhäuſer auflegt, ſondern ſie dabey auch unter die beſtändige Aufſicht und Chikanen der weltlichen Beamten ſtellt, da doch dieſe auch davon frey ſind und das Stiftungsvermögen zum Theil ausdrücklich dazu beſtimmt iſt, erwartet werden darf.

Berichtigung.

A. L. Z. 1813. Nr. 221. S. 89. Z. 21. von unten lies: *Hecataeus Abderita* ſtatt *Abderites*. S. 91. Z. 4. von oben lies: *Arius I. von Sparta.*

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Universitäten.

Berlin.

Verzeichniss der von der hiesigen Universität im nächsten Winterhalbenjahre vom 18ten October 1813 an zu haltenden Vorlesungen.

Gottesgelahrtheit.

Theologische Encyklopädie trägt Herr Prof. *Schleiermacher* vor in drey Stunden, Montags, Dienstags, Mittwochs von 4 bis 5 Uhr.

Biblische Geographie nach seinem Handbuche Herr Dr. *Bellermann*, Mittwochs und Sonnabends von 10 bis 11 Uhr.

Den *Prediger Salomo's* erklärt öffentlich Hr. Prof. *de Wette*, Montags und Donnerstags von 3 — 4 Uhr.

Das *Evangelium* und die *Apostelgeschichte des Lucas* Hr. Prof. *Schleiermacher* in vier wöchentlichen Stunden von 9 — 10 Uhr.

Die *Evangelien des Matthäus*, *Marcus* und *Lucas*, Hr. Prof. *de Wette* in fünf wöchentlichen Stunden von 9 — 10 Uhr.

Die *biblische Dogmatik Alten* und *Neuen Testaments* trägt nach seinem Lehrbuche (Berlin 1813.) *Derselbe* vor in vier wöchentlichen Stunden von 10 — 11 Uhr.

Der *Kirchengeschichte ersten Theil* erzählt Hr. Prof. *Marheinecke* in sechs wöchentlichen Stunden von 11 — 12 Uhr.

Der *Kirchengeschichte zweyten* und *letzten Theil* Hr. Prof. *Neander* in denselben Stunden.

Die *Dogmengeschichte* lehrt Hr. Prof. *Marheinecke* fünfmal von 12 — 1 Uhr.

Symbolik, oder eine *genetische und vergleichende Darstellung der verschiedenen christlichen Lehrbegriffe*, Hr. Prof. *Neander* viermal von 10 — 11 Uhr.

Die *praktische Theologie* lehrt Hr. Prof. *Schleiermacher* in vier wöchentl. Stunden von 8 — 9 Uhr.

Im theologischen Seminar werden die Herren Professoren *Schleiermacher* und *de Wette* die philologische Klasse, und die Herren Professoren *Marheinecke* und *Neander* die kirchen- und dogmenhistorische dirigiren.

Rechtswissenschaft.

Natur-Recht wird Hr. Prof. *Schmalz* um 10 Uhr nach seinem Handbuche lehren.

Die *Institutionen des Römischen Rechts* erklärt Hr. Prof. *Biener* nach Konopack um 11 Uhr, Hr. Prof. *Göschen* um 9 Uhr nach dem Text, Hr. Dr. *Reinicke* um 10 und um 2 Uhr.

Pandekten liefet Hr. Prof. *von Savigny* um 11 u. 12 Uhr, Hr. Dr. *Mehring* von 10 — 12 Uhr.

Deutsches Privat-Recht, nach seinem Handbuche, Hr. Prof. *Schmalz* um 9 Uhr.

Allgemeines Europäisches Staats-Recht, *Derselbe* um 4 Uhr.

Kanonisches Recht, Hr. Prof. *Schmedding* in einer zu verabredenden Stunde.

Criminal-Recht trägt nach Feuerbach Hr. Prof. *Biener* um 10 Uhr vor.

Heilkunde.

Die *Anatomie* (mit Ausschluss der Osteologie und Syndesmologie) lehrt Hr. Prof. *Rudolphi* sechsmal die Woche, Nachmittags von 2 — 3 Uhr.

Osteologie, Montags, Dienstags, Donnerstags und Freytags von 12 — 1 Uhr, Hr. Prof. *Knape*.

Syndesmologie, *Derselbe* öffentlich Donnerstags und Freytags von 10 — 11 Uhr.

Splanchnologie, *Derselbe* Montags, Dienstags, Donnerstags und Freytags von 4 — 5 Uhr.

Die *Anatomie des Gehirns*, Hr. Dr. *Rosenthal* öffentlich.

Die *Anatomie der Sinnerwerkzeuge*, Hr. Prof. *Rudolphi* Donnerstags und Freytags von 11 — 12 Uhr öffentlich.

In der *praktischen Zergliederungskunst* werden täglich von 9 — 12 Uhr die Herren Proff. *Rudolphi* und *Knape* gemeinschaftlich Anleitung ertheilen.

Die *Anatomie* und *Physiologie der Hausthiere* lehrt Hr. Dr. *Reckleben* 4 Stunden die Woche öffentlich.

In der *praktischen Zergliederungskunst der Hausthiere* ertheilt *Derselbe* täglich von 9 — 12 Uhr Unterricht.

Die *allgemeine Physiologie* lehrt Hr. Prof. *Horkel* von 1 — 2 Uhr.

Die *Physiologie der Pflanzen*, *Derselbe* von 2 — 3 Uhr.

Medicinische Anthropologie, Hr. Dr. *Rosenthal*, 4 Stunden wöchentlich.

Allgemeine Krankheitslehre, Hr. Prof. *Rudolphi*, Montags, Dienstags, Donnerstags und Freytags von 3 — 4 Uhr.

Die *Semiotik*, Hr. Prof. *Reich*, Montags, Mittwochs und Freytags von 1 — 2 Uhr.

Die *Arzneymittellehre*, Hr. Prof. *Hufeland*, viermal die Woche, von 1 — 2 Uhr.

Specielle Therapie lehrt Hr. Dr. *Richter* täglich von 10—11 Uhr.

Die *Therapie der Augenkrankheiten*, Hr. Prof. *Reil*, von 8—9 Uhr.

Ueber die *venerischen Krankheiten* lieſet Hr. Dr. *Richter* Montags und Donnerstags von 2—3 Uhr öffentl.

Ueber die *Kinderkrankheiten*, *Derſelbe*, in eben den Stunden, Dienstags, Mittwochs und Freytags.

Ueber die *Weiber-* und *Kinderkrankheiten*, Hr. Dr. *Friedländer*, Dienstags und Donnerstags von 2—3 Uhr.

Die *medicinische Chirurgie* lehrt Hr. Dr. *Bernſtein* von 4—5 Uhr.

Alle Theile der ſpeciellen Chirurgie, Hr. Prof. *Gräfe*, Montags, Dienstags, Donnerstags und Freytags, Nachmittags von 6—7 Uhr.

Die geſammte *Akiurgik*, oder einen Curſus aller chirurgiſchen Operationen, *Derſelbe*, Montags, Dienstags, Donnerstags und Freytags von 5—6 Uhr.

Die damit verbundenen *Demonſtrationen* und *Uebungen am Cadaver* finden Mittwochs und Sonnabends Statt.

Den *chirurgiſchen Verband* lehrt Hr. Dr. *Bernſtein* von 3—4 Uhr in der Art, daſs er die vorzüglichſten Krankheiten, bey welchen Binden, Bandagen und Maſchinen anzuwenden ſind, zugleich mit erörtert.

Ueber *Verrenkungen* und *Knochenbrüche* lieſet Hr. Prof. *Gräfe* Montags und Dienstags von 9—10 Uhr öffentl.

Die *Entbindungskunſt* lehrt *Derſelbe* Donnerstags und Freytags Morgens von 7—8 Uhr.

Die *Geburtshülfe* theoretiſch und praktiſch Hr. Dr. *Friedländer* Montags, Dienstags und Sonnabends von 2—3 Uhr.

Gerichtliche Anthropologie Hr. Prof. *Knape* Montags, Dienstags und Mittwochs Abends von 7—8 Uhr.

Gerichtliche Medicin Hr. Prof. *Reil* Morgens von 7—8 Uhr.

Die *theoretiſche* und *praktiſche Thierheilkunde*, ſowohl für Thierärzte als zukünftige Phyſiker und Oekonomen, Hr. Dr. *Reckleben*.

Die *Geſchichte der Medicin* Hr. Prof. *Reich* Montags, Dienstags, Donnerstags und Freytags von 4—5 Uhr.

Die *Aphorismen des Hippokrates* erklärt *Derſelbe* Sonnabends von 4—5 Uhr.

Kliniſche Uebungen wird Hr. Prof. *Reil* von 11—12 Uhr anſtellen.

Die *kliniſchen mediciniſch-chirurgiſchen Uebungen* in dem poliklinifchen Inſtitut leitet Hr. Prof. *Hufeland*, in Verbindung mit Hn. Dr. *Bernſtein*.

Die *chirurgiſche Klinik*, und die *Klinik der Augenkrankheiten* im Univerſitäts-Hoſpital, Hr. Prof. *Gräfe* fünfmal die Woche von 2—5 Uhr.

Geburtshülfliche Klinik Hr. Dr. *Friedländer* Montags, Mittwochs, Donnerstags u. Sonnabends von 3—5 Uhr.

Philoſophiſche Wiſſenſchaften.

Vom *Studium der Philoſophie überhaupt* wird Hr. Prof. *Fichte*, öffentlich, während der Ferien und vor Anfang ſeiner Privatvorleſungen handeln.

Vom Unterſchiede zwiſchen der *Logik* und der *Philoſophie ſelbſt*, als Grundriſs der Logik und Einleitung in die Philoſophie, *Derſelbe*.

Von den *Thatſachen des Bewuſstſeyns* handelt Hr. Prof. *Fichte*.

Die *Wiſſenſchaftslehre* wird *Derſelbe* vortragen.

Die *erſten Gründe der Elementarphiloſophie*, Hr. Prof. *Fiſcher* 2 Stunden wöchentlich.

Logik und *Dialektik* Hr. Prof. *Solger* in 5 Stunden wöchentlich von 8—9 Uhr.

Aeſthetik, *Derſelbe* in 4 Stunden wöchentlich von 9—10 Uhr.

Die *Grundſätze der Erziehungskunſt*, Hr. Dr. *Schleiermacher*, Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, 3 Stunden wöchentlich von 5—6 Uhr.

Pädagogiſche Vorleſungen allgemeinern Inhalts hält Hr. Dr. *Himly*.

Die *Anfangsgründe der philoſophiſchen Naturlehre*, Hr. Prof. *Weiſs* Montags, Mittwochs und Freytags von 10—11 Uhr.

Mathematiſche Wiſſenſchaften.

Arithmetik, bis zur Lehre von den Logarithmen incl., lieſet Hr. *Grüſon*, Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften.

Ebene Geometrie, *Derſelbe*.

Stereometrie, *Derſelbe*.

Ebene Trigonometrie, *Derſelbe*.

Analytiſche Trigonometrie, *Derſelbe*.

Buchſtabenrechnung und *Algebra*, *Derſelbe*.

Analyſis endlicher Größen, *Derſelbe*.

Differential- und *Integralrechnung*, *Derſelbe*.

Die *Elemente der Differentialrechnung*, Hr. Prof. *Eytelwein* nach eignen Heften von 2—4 Uhr.

Die *Lehre von den Kegelſchnitten und andern Curven*, Hr. *Grüſon*.

Die *Lehre vom Größten und Kleinſten* wird Hr. Prof. *Tralles* abhandeln.

Die *reine Mechanik* wird *Derſelbe* öffentlich vortragen.

Die *Hydroſtatik*, Hr. Prof. *Eytelwein* nach eignen Heften Dienstags von 2—4 Uhr.

Die *aſtronomiſchen Wiſſenſchaften*, Hr. *Grüſon*.

Geometriſche und *ökonomiſche Feldertheilung*, *Derſelbe*.

Phyſik und *Chemie*.

Experimentalphyſik wird Hr. Prof. *Fiſcher*, nach ſeinem Lehrbuch der mechaniſchen Naturlehre, Mittwochs und Sonnabends von 3—5 Uhr vortragen.

Die *Lehre von der Wärme* in phyſiſcher, chemiſcher und phyſiologiſcher Beziehung, Hr. Prof. *Erman*.

Von den *luftförmigen Flüſſigkeiten* wird Hr. Prof. *Hermbſtädt* Montags und Dienstags früh von 8—9 Uhr öffentlich handeln.

Die *allgemeine Experimentalchemie* lehrt Hr. Prof. *Klaproth* Montags und Freytags von 3—5 Uhr.

Dieſelbe Hr. Prof. *Hermbſtädt*, nach ſeinem Grundriſs, Montags, Donnerstags und Sonnabends Abends von 5—7 Uhr.

Natur-

Digitized by Google

Naturgeschichte.

Allgemeine Zoologie lehrt Hr. Prof. *Lichtenstein* fünfmal wöchentlich von 3 — 4 Uhr.

Naturgeschichte der Vögel, *Derselbe* Montags und Donnerstags von 12 — 1 Uhr.

Conchyliologie oder Naturgeschichte der Schaalthiere, *Derselbe* Mittwochs und Sonnabends von 11 — 12 Uhr, öffentlich.

Den *Elementarcurs der Mineralogie* wird Hr. Prof. *Weiß* sechstägig von 12 — 1 Uhr vortragen.

Zu Vorlesungen *über einzelne Zweige der Mineralogie* erbietet sich *Derselbe* privatissime.

Ein *Gemälde der Erde* giebt Hr. Prof. *Zeune* zweymal wöchentlich.

Kameralistische Wissenschaften.

Encyklopädie der Kameral-Wissenschaften lehrt Hr. Dr. *Schmalz* von 5 — 6 Uhr.

Nationalwirthschaft lehrt Hr. Prof. *Hoffmann* Montags, Dienstags, Donnerstags und Freytags von 9 — 10 Uhr.

Politische Arithmetik, *Derselbe* Mittwochs und Sonnabends von 9 — 10 Uhr.

Agronomische Chemie, in Verbindung mit den *landwirthschaftlichen Gewerben*, mit Experimenten begleitet, wird Hr. Prof. *Hermbstädt* täglich von 10 — 11 Uhr vortragen.

Hr. Prof. *Thaer* wird öffentlich über die *landwirthschaftliche Gewerbslehre* Montags, Mittwochs und Freytags um 12 Uhr lesen.

Privatim wird er die *technischen Theile der Landwirthschaftskunst* denen, die es wünschen, vortragen.

Kunst.

Theorie, *Technik* und *Geschichte der bildenden Künste bey den Griechen und Römern*, Hr. Prof. *Hirt*, privatim.

Geschichte der Baukunst bey den orientalischen Völkern, *Derselbe*, öffentlich.

Historische Wissenschaften.

Alte Geschichte, nebst der *alten Geographie*, wird Hr. Prof. *Rühs*, fünfmal wöchentlich, von 2 — 3 Uhr lehren.

Geschichte des Mittelalters, *Derselbe*, fünfmal wöchentlich, von 3 — 4 Uhr.

Geschichte der Europäischen Staaten, nach Meusel, Hr. Dr. *Stein* in zu bestimmenden Tagen und Stunden.

Statistik der Europäischen Staaten, *Derselbe*, nach seinem Handbuch der Geographie und Statistik.

Philologische Wissenschaften.

Den *ersten Theil* der *philologischen Encyklopädie* trägt vor Hr. *Wolf*, um 12 Uhr, öffentlich.

Die *Metrik* trägt Hr. Prof. *Böckh* viermal wöchentlich von 3 — 4 Uhr vor.

Die *Republik des Platon* erklärt *Derselbe* öffentlich, Montags, Mittwochs, Donnerstags und Sonnabends von 10 — 11 Uhr, zugleich mit einer Einleitung in Platon's Schriften und Philosophie.

Den *Demosthenes de corona* erklärt Hr. Prof. *Bekker* viermal wöchentlich.

Einige Tragödien von Aeschylus und *Sophokles* erklärt Hr. *Wolf* um 4 Uhr privatim.

Die *Historie des Tacitus*, Hr. Prof. *Bekker*, viermal wöchentlich.

Des *Tacitus Germanien* und die *Germanischen Alterthümer* erläutert Hr. Prof. *Rühs*, zweymal wöchentlich, öffentlich.

Das *Niebelungenlied* erklärt Hr. Prof. *Zeune* zweymal wöchentlich.

Dante's divina comedia erklärt Hr. *Uhden*, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, und zwar im jetzigen halben Jahr *die Hölle*, Dienstags und Freytags von 12 — 1 Uhr.

Die *Orakel des Jeremias*, Hr. Prof. *Bernstein* fünfmal wöchentlich von 11 — 12 Uhr.

Hebräische Grammatik und *Metrik*, letztere nach seinem so eben erschienenen *Versuch über die Metrik der Hebräer*, lehrt Hr. Dr. *Bellermann* Mittwochs und Sonnabends von 11 — 12 Uhr.

Die *Anfangsgründe des Arabischen* lehrt Hr. *Ideler*, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, viermal wöchentlich von 7 — 8 Uhr.

Das *Arabische*, *Chaldäische* und *Syrische* Hr. Prof. *Bernstein*, privatissime.

Die *Theologie des Korans*, *Derselbe*, öffentlich.

Hr. Dr. *Bothe* wird seine bekannten Vorlesungen und auf Verlangen andere ähnliche halten.

Im *philologischen Seminarium* wird Hr. Prof. *Böckh* einige Stücke des *Platon* erklären lassen, Dienstags und Freytags von 10 — 11 Uhr; die übrigen Uebungen der Mitglieder wird er Donnerstags von 6 Uhr Abends an leiten. Hr. Dr. *Buttmann*, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, wird ausserdem die Mitglieder des Seminariums in der Erklärung von *Ovid's Fastis* Montags und Donnerstags von 8 — 9 Uhr üben.

Zum Unterricht im *Englischen* erbietet sich Hr. Dr. *Seymour*.

Unterricht im *Fechten* und *Voltigiren* giebt Hr. Fechtmeister *Felmy*.

Unterricht im *Reiten* wird auf der Königl. Reitbahn ertheilt.

Oeffentliche gelehrte Anstalten.

Die *Königliche Bibliothek* ist zum Gebrauch der Studierenden täglich offen.

Die *Sternwarte*, der *botanische Garten*, das *anatomische*, *zootomische* und *zoologische Museum*, das *Mineralien-Kabinet*, die *Sammlung chirurgischer Instrumente* und *Bandagen*, die *Sammlung von Gypsabgüssen* und verschiedenen *kunstreichen Merkwürdigkeiten* werden zum Theil bey den Vorlesungen benutzt, oder können von Studierenden, die sich gehörigen Orts melden, besucht werden.

LITE-

Digitized by Google

LITERARISCHE ANZEIGEN.

Ankündigungen neuer Bücher.

In meinem Verlage ist so eben erschienen und auf Druck- und Schreibpap. zu haben:

Heineccii elementa juris civilis secundum ordinem Institutionum, iterum edidit et sec. recens. Waeshergianis typis impressam emendavit Dr. *C. G. Bienerus*, Antecessor Lips. et Ordinarius. 8 maj.

Diese geschätzteste aller Ausgaben des trefflichen Heinecc. Lehrbuchs war schon seit mehreren Jahren gänzlich vergriffen. Die gegenwärtige *zweyte* verbesserte Auflage zeichnet sich übrigens in jeder Rücksicht vor der vorigen durch einen saubern Druck auf gutem weissen Papier vortheilhaft aus.

Leipzig, den 31. Aug. 1813.

J. G. Heinr. Richter.

In Goedsche's Buchhandlung in Meissen ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

ΚΕΒΗΤΟΣ ΠΙΝΑΞ. Des *Cebes* Gemälde, mit erklärenden Anmerkungen und einem vollständigen Wörterbuche. Für Schulen herausgeg. von *J. D. Büchling*. Von neuem bearbeitet von *G. F. W. Große*. gr. 8. 14 gr.

Homeri Ilias, cum excerptis ex *Eustathii* commentariis et scholis minoribus, edidit *J. A. Müller*. III Tomi, sive L. I — XXIV. 8 maj. 4 Rthlr. 8 gr.

Schulanstalten und alle diejenigen, welche sich an *mich selbst direct* wenden, erhalten *Cebes Gemälde* für 10 gr., und *Homeri Ilias* für 3 Rthlr. 8 gr. gegen *baare portofreye Zahlung* in *Conventions-Münze*, und das 10te Exempl. frey.

J. W. Goedsche in Meissen.

Bey Darnmann in Züllichau ist erschienen:

Meisteri, Dr. *J. C. F.*, Jus Romanum privatum idque purum. Tom. I. 8 maj. 2 Rthlr.

Dessen Aufforderungen an das Publicum; demüthiges Bittgesuch an die Grosen der Erde deutscher Zunge, in Beziehung auf das Studium des Römer-Rechtes. 4. 6 gr.

Becker's Taschenbuch zum geselligen Vergnügen für das Jahr 1814.

Allen zeitherigen Freunden und Sammlern dieses beliebten Taschenbuchs wird hiermit die Anzeige gemacht, dass solches zwar in diesem Herbste nicht so zeitig, wie andere Jahre, erscheinen wird, woran die Kriegsunruhen in den sächsischen und preussischen Ländern vorzüglich Schuld sind; dass es aber auch dagegen dieses Jahr sowohl äusserlich als innerlich besonders ausgestattet seyn wird.

Leipzig, im Sept. 1813. J. E. Gleditsch.

Bey E. F. Steinacker in Leipzig sind erschienen:

Grosse, J. C., Reden an Personen und Familien aus den gebildeten Ständen zur Vorbereitung auf die Feyer des Abendmahls Jesu. 8. 12 gr.

Rath, medicinischer, für Prediger, welche eine schwache Brust und Stimme haben, beide gern dauerhaft verstärken, und ihr Amt ohne schmerzliche Anstrengung verwalten wollen. Von einem Prediger, welcher aus eigner Erfahrung spricht. 8. 8 gr.

Reinhard und *Ammon* als Dogmatiker, oder kritische Bemerkungen über Ammons *Summa Theologiae christianae* mit steter Rücksicht auf Reinhard's Vorlesungen über die Dogmatik. 8. 4 gr.

Seit zwanzig Jahren habe ich den Plan, und den dringenden Wunsch gehegt, ein eignes Lehrbuch des unvermischten Römischen Privat-Rechtes auszuarbeiten. Endlich hat mir ein Jahr der vollsten Gesundheit die Vollendung möglich gemacht. Der *Erste* Theil meines *Juris Romani Privati, ejusque puri*, ist eben in der Darnmann'schen Buchhandlung zu Züllichau erschienen, kostet 2 Thaler, und der *letzte* Theil, welcher das *Erbrecht* enthält, wird unmittelbar darauf folgen. In eben dem Zeit-Augenblick wird jedoch mein Buch nur von höchst wenigen gegenwärtigen Zuhörern genutzt. Doch ist es, sogar dem Titel nach, nicht blos für diese geschrieben, sondern ausdrücklich ET PRISTINIS *auditoribus*, bey welchen dasselbe die glücklichsten Reminiscenzen meines mündlichen Vortrages werden kann. Unter den Tausenden, welche in zwanzig Jahren bey mir gehört haben, findet mein Buch immer noch einen ehrwürdigen und bedeutenden Kreis der Gemeinnützigkeit. Allein eben deshalb, wer irgend von meinen vormaligen Herrn Zuhörern mich noch liebt, und mein Andenken ehrt: der lese, der kaufe das Buch. Ich bitte darum, öffentlich und mit Dreistigkeit, weil ich keinen persönlichen Vortheil habe, sondern nur von dem dringenden Wunsch ausgehe, den Zweck der Gemeinnützigkeit zu erreichen, und eine *zweyte* Auflage zu beleben, damit ich meinem Ideal mich immer mehr nähere.

Breslau, den 9ten April (*) 1813.

Dr. *J. C. F. Meister.*

(*) Ist wegen gesperrten Postenlaufs erst in diesem Monat bey uns eingegangen. *Exped. der A. L. Z.*

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

October 1813.

NATURGESCHICHTE.

NÜRNBERG, b. Schrag: *Ueber den innern Bau der Arachniden.* Von *G. R. Treviranus*, Prof. zu Bremen. Herausgegeben von der physikalisch-medicinischen Societät in Erlangen. *Erstes* Heft. 1812. IV u. 48 S. 4. m. 5 Kpft.

Der Vf. unternahm die Untersuchung des innern Baues der Arachniden, zu welchen er aber, wie auch Rec. in seinen Vorlesungen aus, von dem Baue der in Anfrage stehenden Thiere hergenommenen Gründen, schon seit mehrern Jahren that, nicht alle von *Lamarck* dazu gerechneten, sondern nur die *Linnéischen* Geschlechter: *Scorpio*, *Aranea* und *Phalangium* zählt, weil durch alle bisher darüber bekannt gewordenen Arbeiten seine Wissbegierde mehr gereizt als befriedigt wurde, und theilt nun die Resultate derselben mit derselben Gründlichkeit und Bescheidenheit mit, welche die gelehrte Welt schon lange an ihm bewundert. Bis jetzt ist, so viel Rec. weiss, nur das *erste* Heft erschienen, das Ganze wird mit dem *dritten* oder *vierten* geschlossen seyn. Das gegenwärtige *erste* enthält *zwey* Abhandlungen, die *erste* über den Scorpion, die *zweyte* über die Spinne. Nur die erste Tafel gehört zu der *ersten*, die übrigen zu der *zweyten* Abhandlung. Der von dem Vf. zergliederte Scorpion ist *Sc. europaeus*. In der Beschreibung der äussern Theile belegt er: 1) durch mehrere Thatsachen, dass in der Bestimmung und Synonymie der Scorpione noch sehr viele Verwirrung herrsche; 2) dass man mit Unrecht, trotz *Degners* und *Pallas's* Erinnerungen sich noch der Zahl der Zähne an den Kämmen als eines specifischen Merkmals bediene, indem er bey einigen Exemplaren des *Sc. europ.* sieben, bey andern acht, bey noch andern zehn fand; 3) dass man den Scorpionen, wenigstens dieser Art nur zwey einfache, auf der Mitte des Brustschildes liegende Augen zuschreiben könne, indem die übrigen nur hellere Stellen desselben seyen; 4) dass der Schwanz nicht diesen Namen verdiene, indem sowohl Rückenmark, als Darmkanal und Herz ununterbrochen in ihn fortgehen. Da man aber den hintern Theil der Fische Schwanz nennt, ungeachtet das Rückenmark und das Gefässsystem ununterbrochen durch ihn verläuft, da es, nach *Geoffroi*, eine eigne Art Schildkröten giebt, deren After sich am Ende des Schwanzes befindet, da bey den Crustaceen dieselbe Anordnung statt findet, so wird man wohl immer fortfahren, diesen schmalern Theil, seiner Schmalheit wegen, mit dem Namen des Schwanzes zu belegen. Sehr umständlich beschreibt der Vf. die Mundtheile. Den Kinnbacken, Kinnladen, Palpen und der Unterlippe setzt er noch eine, von einem eignen *Knochen*, dem Zungenbein, getragene Zunge zu. Den Darmkanal beschreibt er, wie *Meckel*, als ganz gerade, läugnet aber die von demselben beobachtete magenähnliche Erweiterung, giebt dagegen die andere, von *Meckel* bemerkte, kurz an dem After befindliche, als constant, an. Da er indessen selbst einigemal an der von *Meckel* angegebnen Stelle eine Erweiterung gefunden zu haben zugiebt, dieser aber sie immer fand, so reicht wohl die geringe Weite derselben nicht hin, ihr ihre Bedeutung zu rauben, da ja bey vielen Fischen sich der, mit Recht wegen seiner *Function* so genannte Theil des Darmkanals von dem übrigen fast noch weniger unterscheidet. Der Darmkanal ist von einem Körper umhüllt, welchen *Meckel* für die Leber, Hr. *T.* dagegen für einen Fettkörper hält und die Meinung des erstern für unrichtig erklärt, indem sich kurz vor dem Anfange des Schwanzes an einer, mit einer beständigen Einschnürung versehenen Stelle auf jeder Seite ein Paar gewundne Gefässe in den Darmkanal einsenken. Ungeachtet Rec., der nicht Gelegenheit hatte, kürzlich die Untersuchung des Scorpions anzustellen, die Richtigkeit dieser letztern Angabe nicht in Zweifel ziehen will, so findet er sich doch durch mehrere Gründe bewogen, darum nicht geradezu Hn. *T.* in Hinsicht auf die Bedeutung des, den Darmkanal umgebenden Körpers beyzutreten. Hr. *T.* selbst bestätigt die Anwesenheit der von *Meckel* beschriebenen Gefässpaare, welche von jener Masse zum Darmkanal gehen und von diesem für die Lebergänge gehalten wurden, nur giebt er ein Paar mehr an, indem er fünf zählt. Auch *Cuvier* hält diese Masse für die Leber, und beschreibt sie, ihre Ausführungsgefässe und ihre Verbindung mit dem Darmkanal genau wie *Meckel* (Institut von Frankreich. Analyse d. Arb. d. Cl. d. mathem. u. ph. Wiss. im J. 1810 in der Salzb. Med. chir. Zeit. Nr. 99. S. 349.), so dass also eine bedeutende Autorität für jene Meinung ist. Dazu kommt die Analogie zwischen dieser Masse und der Leber der Krustenthiere, ferner der Umstand, dass man über die Bedeutung derselben, wenn sie, ungeachtet ihres Zusammenhanges mit dem Darmkanal, nicht die Leber seyn soll, völlig im Dunkeln bleibt. Da nun aber doch, nach Hn. *T.* Untersuchungen sich wirklich die den Lebergefässen der Insecten ähnlichen Blinddärme finden, so geht des Rec. Meinung, bis weitere Untersuchungen entschieden haben werden, dahin, dass hier die Leberform der höhern, mit Gefässen versehene, und der niedern, oder der gefässlo-

sen

fen Thiere vereinigt ist, ganz auf dieselbe Weise, wie bey mehrern Fischen Schwimmblase und Kiemen, bey den *Siren* und *Proteus* Lungen und Kiemen das ganze Leben hindurch, bey den übrigen *Batrachiern* nur in einem Theile des Larvenzustandes gemeinschaftlich vorhanden sind und bey den *Cephalopoden* Lungen- und Aortenherz sich schon gebildet, aber noch nicht mit einander vereinigt haben. Von der Betrachtung des Digestionsapparates geht der Vf. zu den Respirationsorganen über. Er bestätigt die von *Meckel* gemachte Entdeckung, dass die Stigmaten nicht zu Trachäen, sondern zu Kiemen führen und bemerkt, dass sie sich von den gewöhnlichen unterscheiden, so fern sie blos runde, offne, mit einem hornartige Ringe umgebene Ausschnitte der Bauchplatten seyen, dass ihm die Zahl der Kiemenplatten weit grösser als die von *M.* angegebne scheine, dass jede Kieme in einer eignen, theils von einer feinen Haut, theils von Muskeln gebildeten Höhle liege. Neben jeder Kiemenreihe nämlich verlaufen zwey Längenmuskeln, welche ober- und unterhalb jeder Kieme durch einen queren mit einander verbunden werden. Die Anordnung der Kiemengefäse ist schwer verständlich. Zwischen den Muskeln, unter der Kieme, ist eine sehr zarte Haut ausgespannt, auf welcher (nicht auf den Kiemenblättern?) sich Gefäse verbreiten, welche aus dem sogenannten Fettkörper kommen, deren Ursprung aber bey den Europäischen Scorpionen, nach Hn. *T.*, nicht zu ergründen ist. Zwischen den Kiemen, über den Darmkanal verläuft das längliche, vorn und hinten sehr enge, aus zwey Schichten, von denen die äussere deutlich musculös ist, gebildete Herz, welches, wie das Rückengefäss der Insecten, durch Seitenmuskeln doppelter Art befestigt wird. Wo sich diese Muskeln anheften, ist es am weitesten und hat daher ein gegliedertes Ansehn. Die Anwesenheit von Klappen in denselben, wovon Hr. *T.* Spuren bemerkt haben will, bezweifelt Rec. theils nach eignen Untersuchungen, theils, weil sich diese in dem weit vollkommnern Gefässsysteme der Crustaceen noch gar nicht und eben so erst in den Venen der warmblütigen Thiere finden. Aus der Uebereinkunft der Kiemengefäse, der verschiednen Herzmuskeln und der Kiemen in Hinsicht auf ihre Lage leidet es nach Hn. *T.* keinen Zweifel, dass die Function des Herzens, der Kiemen und des Darmkanals in der engsten Verbindung stehen, obgleich sich über die Art derselben nichts Gewisses bestimmen lasse. So viel Rec. einsieht, lässt sich aus jener Uebereinkunft nichts auf diese Verbindung, deren Art übrigens wohl nicht so schwer zu erkennen ist, schliessen, sondern nur daraus abnehmen, dass jeder Ring des Körpers gewissermasen ein Individuum, einer die Wiederholung des andern ist, so fern jeder einen Nervenknoten, eine Kieme, ein Herzstück, ein Paar Leberlappen hat und die Muskeln u. s. w. eines jeden nach demselben Typus angeordnet sind. Bey Betrachtung der Geschlechtstheile bemerkt der Vf., dass sich von äussern und überhaupt einer äussern Verschiedenheit der Geschlechtstheile keine Spur finde, und rechnet die Kämme, deren Structur er genau beschreibt, wie *Meckel*, zu den Geschlechtstheilen, indem er sie für eine Art Palpen zum Erregen wollüstiger Empfindungen hält. Er beschreibt und bildet zwey Formen von Genitalien ab. Die der einen, die männlichen, bestehen aus einem Knorpelplattenpaare, deren beide Flächen mit einer Membran überzogen sind, an welchen die untere nicht dicht anliegt, so dass dadurch ein freyer Raum zwischen ihr und der untern Fläche der Platte entsteht, in welchen sich ein verzweigtes Gefäss, von dem sogenannten Fettkörper kommend, von unten einsenkt und aus welchem nach vorn und oben ein einfaches, mit dem der andern Seite convergirendes tritt. Die weiblichen Genitalien werden als drey häutige, longitudinale durch vier quer verbundene Röhren, gerade wie von *Meckel* beschrieben. Schon vor Hn. *T.* hatte *Cuvier* den Scorpionen ein doppeltes Geschlecht zugeschrieben (a. a. O.), und es ist daher höchst wahrscheinlich, dass in der That diese Duplicität vorhanden ist. Rec. ist es aber der Wahrheit schuldig, hiebey zu bemerken, dass, wenn Hr. *T.* sagt: „*Meckel* habe bey allen europäischen Scorpionen, die er zergliederte, blos die weiblichen Zeugungstheile gefunden, und durch diese Beobachtung verführt, die Scorpionen für Hermaphroditen angenommen," eine Vergleichung zwischen diesen Worten des Vfs. und der Art, wie sich *M.* selbst an dem von ihm angeführten Orte hierüber ausdrückt, beweist, dass letzterm als eine zuversichtliche, bestimmte Behauptung zugeschrieben wird, was er nur auf eine *höchst zweifelhafte Weise* vortrug. Uebrigens ist die Beschreibung der männlichen Geschlechtstheile, noch mehr aber ihre Abbildung, unvollkommen. Wenn Hr. *T.* bemerkt, dass *M.* beym Tunesischen Scorpion die männlichen Geschlechtstheile gesehen, in der Ueberzeugung aber, dass beym europäischen Scorpion keine andern als die von ihm gefundnen, vorhanden wären, für eins mit denen der Europäischen und die Abweichung ihrer Bildung fälschlich für specifische und nicht für Geschlechtsverschiedenheit gehalten habe, so scheint er die ausdrückliche Bemerkung *M's.*, dass ausser den von ihm abgebildeten auch zugleich in demselben Scorpion die weiblichen vorhanden waren, übersehen zu haben. So viel sich aus den Beschreibungen von *Meckel*, *Treviranus* und *Cuvier* abnehmen lässt, findet in der That Geschlechtsverschiedenheit, allein zugleich grosse Aehnlichkeit der Genitalien statt. Bey beiden Geschlechtern scheint sich das den Ovarien entsprechende Organ zu finden. Theils sagt *Cuvier* ausdrücklich: „Die Testikeln enthalten auch einige mit einander communicirende Canäle; theils fand *M.* jenes, dem Ovarium entsprechende Organ mit dem männlichen zusammen, auch beym tunesischen und bey den europäischen Scorpionen. Dies wird desto wahrscheinlicher, da er ausdrücklich eine Verschiedenheit in der Bildung dieses Organs bey verschiednen Subjecten erwähnt und auch abbildet, indem er es gewöhnlich so, wie es Hr. *T.* als Ovarium beschreibt, einmal aber aus zwey ganz von einander getrennten Hälften, die mittlere Röhre also

Digitized by Google

alſo gedoppelt fand. — Der von *M.* gegebnen Beſchreibung des Giftorgans wird zugeſetzt, daſs es von einer körnigen Subſtanz und einem Muskel umgeben ſey, und keine Spalte im Stachel als Ausführungsmündung vorhanden ſey, wo denn freylich die Art des Austretens des Giftes ſchwer erklärlich wird. Das *Nervenſyſtem* iſt ſehr genau beſchrieben. Es weicht nicht vom gewöhnlichen Typus der verwandten Thiere ab.

Zum Schluſſe bemerkt der Vf., es ſcheine ihm durch *ſeine* Beobachtungen ausgemacht, daſs der Scorpion das Bildungsglied zwiſchen den Cruſtaceen und Inſecten ausmache, aber mehr mit den erſtern als den letztern gemein habe, und entweder jenen in einer beſondern Familie zugeſellt oder die Cruſtaceen mit den Inſecten wieder vereinigt werden müſſen. Als Gründe führt er den Umſtand, daſs das Blut bey den Scorpionen und Cruſtaceen den Reſpirationsorganen zugeführt werde, die Lage der Zeugungstheile und die Structur des Nahrungscanals an. Man kann ſogar eine von dem Vf. aufgeſtellte Schwierigkeit, die Zuſammenſetzung des Krebsherzens aus einer Kammer und einer Vorkammer durch die Bemerkung hinweg räumen, daſs in der That die Krebſe nur eine einfache Herzhöhlung haben; allein dennoch wird man kaum geneigt ſeyn, die Scorpionen und die Spinnen deshalb lieber den Cruſtaceen zuzuzählen, als ſie, nach *Lamark*, mit der ſchon im Anfange gemachten Einſchränkung, als eigne Klaſſe aufzuſtellen, durch welche (nicht durch die Scorpionen allein) der Uebergang von den Inſecten zu den Cruſtaceen gemacht wird. Schon die gleichzeitige Anweſenheit der Kiemen und Stigmaten, der Cruſtaceen und der Inſectenleber reicht, nach der Meinung des Rec. wenigſtens, völlig hin, dieſe Klaſſe jetzt mehr, als ſie es durch ihren erſten Begründer wurde, zu befeſtigen.

Zweyte Abhandlung. *Die Spinne.* Die von dem Vf. unterſuchten Arten ſind: *Aranea diadema*, *domeſtica*, *atrox*, *obſcura*, *littoralis*, *ſcenica*, *montana*, *bipunctata*. *A. bipunctata* kommt mehr mit *A. diadema*, die übrigen mit *A. domeſtica* und *atrox* überein. Der Vf. betrachtet die Spinne unmittelbar nach dem Scorpion, weil ſie durch ihren innern Bau demſelben näher ſteht, als andre, in Hinſicht auf den äuſsern ihm weit näher verwandte, z. B. der Baſtardſcorpion. Nach Angabe der Verſchiedenheiten, welche die äuſsere Form des ganzen Körpers und der Freſswerkzeuge beider Thiere darbieten, kommt er zu der Anordnung und den Verſchiedenheiten der Reſpirationsöffnungen. Seiner Angabe nach ſind, und dieſs auch nur bey einigen Arten, an der Stelle, wo ſich beym Scorpion vier Stigmatenpaare befinden, drey Paar kleiner ſchwarzer Punkte vorhanden, von welchen es nicht einmal gewiſs iſt ob ſie wirklich Stigmate ſind. Dagegen nimmt man bey allen Spinnen wenigſtens zwey, bey mehrern, z. B. *A. diadema*, *marmorea*, *bipunctata* vier Paar wahre Luftlöcher auf der obern Fläche des Hinterleibes, von denen die obern, vordern die gröſsten ſind, und bey *allen* auf beiden Seiten der Bruſt in der Haut, wodurch Rücken- und Bauchſchild verbunden werden, *vier* Stigmatenpaare wahr, die aber alle nur längliche Vertiefungen der Oberhaut, keine Oeffnungen ſind und weder zu Kiemen, noch zu Luftröhren führen. Was ſind ſie alſo? Dagegen finden ſich, an der ſchon von *Cuvier* angegebnen Stelle die beiden wahren Stigmaten, welche, wie gleichfalls *Cuvier* zeigt, zu einer Höhle führen, die, wie *Meckel* bewies, eine Kieme enthält, welche ſich nur durch gröſsere Zahl, Feinheit und Weichheit ihrer Blätter von den Scorpionskiemen unterſcheidet. Bey der Zergliederung findet man den Körper von einer äuſsern, hornartigen und einer innern ſchleimähnlichen Haut bekleidet. Alle Eingeweide ſind in einer Subſtanz eingehüllt, welche Hr. *T.* mit dem Namen der Fettmaſſe belegt, ungeachtet er bey mehrern Individuen auf ihrer innern Fläche mehrere regelmaſsige Höhlungen fand. Dicht unter der Haut liegt das Herz, eine längliche, musculöſe Röhre, deſſen Anordnung im Weſentlichen von *Cuvier* und *Meckel* angegeben wurde, deſſen Geſchichte Hr. *T.* aber vorzüglich durch die Angabe der Kiemengefäſse der Vollkommenheit näher bringt, die, aus dem Herzen als ein Paar entſprungen, ſich zu den Kiemen nach vorn begeben. Uebrigens findet ſich hier ſo wenig als beym Scorpion eine Angabe der übrigen Bedingungen des Kreislaufes, und man weiſs daher nicht ob dieſe Kiemengefäſse Arterien oder Venen ſind, kennt überhaupt die Natur der aus dem Herzen kommenden Gefäſse nicht. — Der *Darmkanal.* Der Magen, welcher in der Bruſt, in der Rinne eines Knorpels liegt, von welchem die Fuſsmuskeln entſpringen, beſteht aus zwey gröſsern und zwey kleinern dünnen häutigen Schlauchen, welche ſich durch eine gemeinſchaftliche Mündung in den kurzen Schlund öffnen. Vom Magen aus geht der Darm als ein enges Rohr, das an zwey Stellen, in der Mitte, wo er zugleich mit dem ſogenannten Fettkörper unzertrennlich verbunden iſt, und am Ende, erweitert erſcheint, gerade nach hinten, wo ſich ein kurzer, vier ſchon von *Ramdohr* dargeſtellte Gallengefäſse aufnehmender Blinddarm mit ihm verbindet. Den letztern ausgenommen, iſt der ganze Darmkanal von ſehr zarter Textur. Auſserdem findet ſich in jeder Kinnlade ein auch ſchon von *Ramdohr* beſchriebnes und abgebildetes längliches Speichelgefäſs, welches aus knorpelartigen mittelſt einer dünnen Haut verbundnen, etwas ſchräg liegenden Fäden zuſammengeſetzt iſt. Nach des Vfs. Meinung geht ſowohl an der Stelle, wo der Darmkanal mit dem Fettkörper unzertrennlich verbunden iſt, als unterhalb der Inſertion der Gallengefäſse das Product der Verdauung unmittelbar in andre über und, da er in erſterer Anordnung eine Analogie zwiſchen dem Scorpion und der Spinne findet, ſo ſcheint er daſſelbe auch von dieſem zu glauben, die vier oder fünf Verbindungsgänge zwiſchen dem Darm und der problematiſchen Maſſe daher für gefäſsartig zu halten. Wäre dieſe Vermuthung richtig, ſo erſcheinen dem Rec. die Arachniden auf eine andre Weiſe als eine höchſt merkwürdige Bildungsſtufe in der Thierreihe, indem die niedere Gefäſsform mehrerer Zoophyten,

Digitized by Google

ten, wo Darm und Gefäfse eins sind, mit der höhern, wo das Gefäfssyftem für fich befteht, zugleich vorhanden wäre. Indeffen läfst fich wohl jene Annahme nicht als beftimmt erwiefen anfehen, und man kann mit eben fo grofsem Rechte jene erfte Erweiterung als einen zweyten Magen anfehn, deffen enge Verbindung mit dem problematifchen Körper auf Eindringen der Galle hindeutet. Die wichtigfte Entdeckung des Vfs., welche Rec. bey allen von ihm unterfuchten Arten beftätigt fand, betrifft unftreitig die männlichen Zeugungstheile, indem er, nach Angabe der Schriftfteller, welche die Begattung der Spinnen beobachteten, darthut, dafs nicht, wie man bisher allgemein glaubte, die Fühlhörner der Sitz derfelben find. Theils beweift diefs der Mangel einer Oeffnung, einer Samenflüffigkeit und eines Abfonderungsorganes in ihnen, theils die Anwefenheit zweyer länglicher Schläuche, welche beym Männchen die Stelle der weiblichen Ovarien einnehmen, aber nicht mit den Palpen zufammenhängen, fondern fich an derfelben Stelle, als die weiblichen Genitalien, zwifchen den beiden Kiemen, nach aufsen öffnen. Die weiblichen Organe find gleichfalls zwey längliche, aber mit Eyern befetzte Schläuche, welche zu beiden Seiten des Darmkanals liegen und bey einigen Arten, z. B. *A. domeftica* mit ihren untern Enden verfchmolzen (eine Analogie mit dem Scorpion und mehrern Cruftaceen), bey andern, z. B. *A. diadema*, durch eine unvollkommne Querwand in zwey hinter einander liegende Kammern abgetheilt find. Sowohl die männlichen als weiblichen Genitalien find mit zwey getrennten Oeffnungen verfehn, welche bey dem Männchen blofse Spalten find, beym Weibchen fich in warzenähnlichen Erhöhungen befinden. Aufser diefen Eyerfchläuchen haben *A. diadema* und *bipunctata* noch im Unterleibe ein, aus mehrern Knorpeln zufammengefetztes, zum Austreiben der Eyer beftimmtes Organ. Nach des Vfs. Entdeckungen find die von den Schriftftellern als Paarung befchriebnen Phänomene nur Anftalten dazu, und die wirkliche Begattung, welche durch gegenfeitiges Andrücken der Gefchlechtsöffnungen gefchieht, dauert höchft wahrfcheinlich nur einen Moment. Die Palpen find indeffen wahrfcheinlich ruthenähnliche Theile, wo es merkwürdig ift, dafs hier eine ähnliche Bildung als bey mehrern Mollusken vorkommt, deren Ruthe auch von den übrigen Genitalien getrennt ift und am vordern Ende des Körpers liegt. Auch die Befchreibung der Spinnenwerkzeuge hatte, nach dem Vf., viele Mängel. Die Zahl der Spinnwarzen aller Spinnen fixirt er auf vier im Viereck ftehende, zwey gröfsern und zwey kleinern. Die Angaben von 5 – 6 rühren von Verwechslung des Afters und zweyer Palpen, die fich bey einigen finden, mit ihnen her. Die Spinnwerkzeuge find mehrere enge, längliche, einfache oder veräftelte Säcke, deren Zahl und Structur bey den verfchiednen Arten variirt.

Die Unterfuchung des Nervenfyftems ift, wegen feiner grofsen Weichheit, fehr fchwierig. Es befteht indefs, nach Hn. *T.* aus drey Knoten, von welchen zwey in der Bruft liegende das vordere, einer das hintere Ende eines longitudinalen doppelten Stranges einnehmen. Der vordere jener beiden Knoten ift das Gehirn, aus dem zweyten weit gröfsern, entfpringen die Fufsnerven, aus dem dritten, kleinften, die Nerven der Hinterleibstheile.

Rec. fchliefst diefe Anzeige mit dem Wunfche, dafs der Vf. bald die übrigen verfprochnen Hefte nachfolgen laffen, und fo eine vollftändige Anatomie diefer ihrem Innern nach noch wenig bekannten Klaffe liefern möge.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Preife.

Aufser mehrern, von der *königl. Gefellfchaft für Norwegens Wohl* aufgegebenen, bisher unbeantwortet gebliebenen ältern Preisaufgaben hat die Gefellfchaft, zwey locale ungerechnet, folgende zwey neuere ausgefetzt: 1) In der *Naturwiffenfchaftliche Klaffe* eine Prämie von 400 Reichsbankthalern Silberwerth für eine ftreng fyftematifche Darftellung der chemifchen Theorie der neuern Naturphilofophen, mit Anwendung fowohl auf die Operationen der Natur in ihren organifchen und unorganifchen Phänomenen, als auf die gewöhnlichen chemifchen Experimente. 2) In der *ökonomifchen* Klaffe eine Prämie von 100 Reichsbankthlr. Silberwerth für die befte, mit einer Zeichnung oder einem Modell begleitete, Befchreibung einer Mafchine, die dienlicher dazu ift das Saatkorn in die Erde zu bringen, als die gewöhnliche Egge und Hacke, oder als der englifche Exftirpator und Scarificator. Diefe Mafchine foll übrigens fowohl in flachen als bergigten Gegenden brauchbar, einfach und wenig koftbar in der Zufammenfetzung feyn, den Samen nicht tiefer als 1½ Zoll in die Erde bringen, und nicht mehr Kraft und Zeit als die gewöhnliche Egge erfordern. Der Termin zu diefen Preisaufgaben ift bis September 1814. Die Auflöfungen werden, mit Motto und verfiegeltem Namen verfehen, an das Secretariat der königl. Gefellfchaft für Norwegens Wohl nach *Chriftiania* eingefandt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

SCHÖNE KÜNSTE.

WIEN, b. v. Degen: *Monumentum Aeternae Memoriae* MARIAE CHRISTINAE Archiducis Auſtriae *a Ser. Conjuge* ALBERTO Saxone, Duce Teſch. *Viennae* in Templo *D. Auguſtini* e Marmore erectum opera *Antonii Canovae* Equit. Rom. MDCCCV. — Carmen poſtumum *J. Melchioris Nob. a Birkenſtock.* Acceſſit *Interpretatio Germanica* ad Votum Auctoris a *Familiari* tentata. Mit dem Motto aus Ovid. Faſt. lib. III. *Compoſitus cinis, tumulique in marmore carmen.* 1813. 38 S. Imperialfolio.

Der edle Fürſt, Erzherzog Albert von Sachſen Teſchen, der ſeine vortreffliche Gemahlin Maria Chriſtina, geb. Erzherzogin von Oeſterreich, in der Blüte ihres ſchönen Lebens verlor, beſchloſs ihr ein würdiges Denkmal zu ſetzen, und trug daſſelbe daher dem erſten aller jetztlebenden bildenden Künſtler, dem Ritter *Canova* auf. Es wurde in Marmor gearbeitet, und im Jahre 1805 in der Auguſtiner Kirche zu Wien aufgeſtellt. Es iſt eine Pyramide zu deren Eingange man auf drey Stufen hinaufſteigt. Unter der Spitze iſt das Bruſtbild der verewigten Frau in halb erhabner Arbeit angebracht, von einer ovalen Schlangenfigur umgeben; über dem Bruſtbilde ſteht der Name MARIA CHRISTINA AUST. Es wird von einer ſchwebenden weiblichen Figur empor gehalten, welche die frohe Unſterblichkeit vorſtellt. Ihr entgegen fliegt auf der andern Seite ein Genius, um der Verklärten die Palme des ewigen Lohns zu bieten. Ueber dem Eingange der Pyramide ſtehn die Worte:

UXORI OPTIMAE
ALBERTUS.

Die Stufen, die zur Pyramide führen, ſind zum Theil mit einem Teppich bedeckt, auf welchem die Tugend, Tochter der Religion, ſich dem Eingange nähernd einhertritt, und die Todten-Urne trägt, zur rechten und linken Seite von zwey Tempeldienerinnen mit Fackeln begleitet, welche zugleich die Enden der Blumenſchnur, die die Urne kränzt, tragen. Hinter ihr auf der rechten Seite folgt die Göttin der Mildthätigkeit, an die ſich ein armer Greis und ein verwaiſetes Mädchen ſchlieſsen, um der Verklärten noch den Dank für ihre Wohlthaten zu opfern. Auf der linken Seite iſt ein Löwe abgebildet, über den ſich der Genius des trauernden Gemahls mit dem Kopfe und einen Arme lehnt, indeſs der übrige Körper auf den Stufen ruht.

Dieſes herrliche Denkmal beſang der geiſtvolle und hochherzige Mann, J. Melchior Edler v. Birkenſtock (ſchon lange durch ſein Epitaphium auf Friedrich den Groſsen und ähnliche Aufſätze als ein Meiſter in lateiniſcher Schreibart bekannt), in einem ſeiner und des Denkmals würdigen Gedichte in lateiniſchen heroiſchen Verſen. Wir wollen daraus nur zwey Beſchreibungen, die eine von der Hauptfigur, der Tugend, die andre von der Mildthätigkeit ausheben.

Quis calor inſuetus, quisnam ſacer occupat artus
Horror et ignoto quatit intima viſcera motu!
Altera lux oculis, alius circumfluit aether,
Praeſentemque Deam late halant omnia circum;
Namque Dea eſt, greſſu et toto venerabilis ore,
VIRTUS, prima ſacrae PIETATIS et inclyta proles.

Ut plenum aſpicio manifeſto numine vultum;
Sponte cadit flexus poples, ut pronus adorem
Et pia thura feram: Tanta eſt venientis imago!
Incedit matrona cui maturior aetas,
Et qualem veteres fuavere effingere Veſtam
Mnemoſynenque novem dominam matremque ſororum.

Defluit in colla et teretes ſine lege ſoluta
Caeſaries humeros, quam ſola corona coërcet,
Nexa auro et ramis baccisque virentis olivae,
Imperturbatae nota facundiſſima mentis.
Incedit tunica ſe rite ad membra plicanti
Vincentique nives, quam longo fyrmate peplum
Et rutilans limbus ſolenni more recondunt.
Sic venit inſignis ſplendore ac divite cultu
Inque adytis verſata diu, nunc magna ſacerdos
Mandatrix operum, ſacrique antiſtita templi.

Ambit ſuave jubar cum majeſtate dolentem.
Religioſa, ſacro defixa in mortis honore,
Per ſtrata umbroſae procedit ad oſtia cryptae,
Lenta gradu, lugubre ſilens, meditanque ſuperna,
Atque, verecundos oculos demiſſa caputque
Ipſa gerit, ſanctos cineres quae continet, urnam,
Reliquias, heu, CHRISTINAE, heu! flebile munus.

O quam parva capit mortalia quaelibet olla!
Tortilibus flores urnam cinxere coronis,
Teſſera ſupremi tetra de morte triumphi,
Signa renaſcentis, veluti violaria, vitae.

Wer wird hier die poetiſche Begeiſterung verkennen, mit welcher der edle Verfaſſer die Beſchreibung einer Statue belebt, wer die geiſtvolle Schilderung, welche den Sinn des groſsen Künſtlers entwickelt, wer die gediegene Eleganz und Reinheit des lateiniſchen poetiſchen Ausdrucks?

Die

Digitized by Google

Die Figur der frommen Mildthätigkeit wird von dem Dichter alſo beſchrieben:

Emicat aulaeis et inambulat alta ſupinis
Altera Diva, cui PIA MUNIFICENTIA nomen.
Matronalis honos ſedet ore, renidet amictu,
Vultus amicam hominum, largitricemque bonorum
Denotat, afflictis promtam ſuccurrere rebus.
Illa favens inopi, tremulam miſerata ſenectam,
Imbellem viduam, puerosque parentibus orbos
Reſpiciens fractumque malis, relevansque jacentem,
Sordidulamque togam non aſpernata, nigrasque
Saepe labore manus, laceratasque tegmina plantae,
Agnoſcens gemitus, gaudens recreare gementes
Affatu facilis, duraeque ignara repulſae.

Multa dolens et multa gravi ſub corde volutans
Atque decuſſatis preſſo ſub pectore palmis,
Languida dilectae ſunus comitatur alumnae.

Huic ſimiles animos dederat natura, manumque
Aſſuetam innumeros donis compeſcere luctus.
O quam blanda fuit miſeris, ſaepe anxia, mater,
Solatrix, crebro pudibundis obvia curis,
Ingenita bonitate dolens ſpectare dolentem!
Hoc ſatis, eſſe homines, aeterno patre creatos,
Cognatos vultu ſublimi animaque perenni.

Der Dichter hat ſeinem Werke einen Prologus vorgeſetzt, und am Ende einen Epilogus folgen laſſen.

Der Prolog ſchlieſst mit einem Glückwunſche an die Stadt Wien zu dem Beſitze eines ſo prächtigen Denkmals, und feyert gleich zweckmäſsig dabey den erhabnen Stifter und den erhabnen Künſtler in folgenden Verſen:

Inclyta gratatur ſibi Vindobona triumphans,
Tantum opus, auctoremque virum comprendere muris
Conclamant plauſu reſonant laquearia templi,
Conclamant, cives et vix non invidus haſpes
Conſona vox: ALBERTE; diu Dux optime, vive!
Vive diu felix, et Tu, mirande CANOVA!

Der Epilog, in dem der Dichter zuerſt ſeiner vorigen Werke mit edelm Selbſtgefühle gedenkt, iſt gröſstentheils dem Preiſe des groſsen Künſtlers gewidmet.

An das lateiniſche Original ſchlieſst ſich eine von Hn. *Enzenberg* gearbeitete, ſehr wohl gerathene deutſche Ueberſetzung in Jamben an. Wir zeichnen auch hier die beiden oben mitgetheilten Stellen des Originals in der Ueberſetzung aus, damit unſere Leſer ſogleich beide vergleichen können. Die wenigen Stellen, wo entweder die Metrik oder der Ausdruck uns eine Verbeſſerung zu fodern ſcheint, haben wir durch Curſivſchrift ausgezeichnet.

Was aber lodert für ein Feuer
In mir, ſo nie empfunden, auf?
Woher der heil'ge Schauder
Der plötzlich mich ergreift, mein Innerſtes durchbebt?
Mir glänzt ein hellres Licht, umher weht reinre Luft;
Es duftet mir ein Wohlgeruch entgegen:
Ringsum verkündet alles, alles leut
Des Daſeyn einer Gottheit!
Ja! eine Göttinn iſt es, unverkennbar
Am Antlitz, an der Würde *des Einherſchreitens*
Am Ehrfurcht Heiſchenden — Gebietenden.
Zugegen iſt die Himmliſche,
Die erſtgeborne Tochter.
Der Frömmigkeit, die TUGEND.

Kaum wag' auf die erhabne Stirne,
Die offen das Gepräg
Der Himmelsabkunft an ſich trägt,
Ich ſchüchtern einen Blick zu werfen,
Und ſchon beugt ſich von ſelbſt das Knie,
Von ſelbſt ſtreckt ſich die Hend zum Weihrauchſtreuen aus.
Ich ſtürze zur Anbetung nieder:
So reiſst mich ihres Eindrucks Mecht dahin.
Wie Veſten einſt und wie Mnemoſynen,
Der Pierinnen Mutter und Gebieterin
In Erz und Stein die alten Künſtler bildeten,
So tritt auch als Matrone ſie
In Jahren mehr heran gereift, einher.

Es flieſst das ungebund'ne Haar,
Das auf dem Scheitel nur ein Kranz
Der unerſchütterlichen Seelenſtärke
Beredteſtes Erkenntniſszeichen,
Aus Früchte tragenden Olivenzweigen
Mit Gold verſchützt, zuſammenhält,
Den ſchlanken Rücken frey herab.
Ihr Anzug, der genau am Leib ſich legt,
Iſt eine ſelbſt den Schnee beſchämende Tunik,
Die mit der langen Schleppe
Und mit dem reich geſtickten Saum
Der feſtlich umgeworf'ne Mantel deckt.

Durch Precht und Reichthum im Coſtüm, mehr noch
Durch eigenen Abglenz ausgezeichnet,
Zieht ſie als Oberprieſterin und als
Anordnerin der feyerlichen Handlung,
Vertraut ſchon mit dem Heiligthum, in *ſelbes* ein.

In ihr vereint der würdevollſte Schmerz
Sich mit der höchſten Lieblichkeit,
Langſam ſchreitet, traurig ſchweigend,
Sie auf dem hingeſtreuten Teppich
Zum Eingang in das ſchettige Gemach.
Und ſchlägt, das Haupt geſenkt,
Die zücht'gen Augen nieder.
Vertieft in die Vergänglichkeit,
Des Ueberirdiſche erwägend,
Trägt ſie im Hochgefühl der Andacht
Des kläglichſte Geſchenk, die Urne,
Die ach! das Einzige, *was uns von dir*, Chriſtine,
Noch übrig bleibt, die heilge Aſche in ſich ſchlieſst.

Wie klein der Raum *für ſo viel Gröſse!*
Es ſchlingen Blumenketten ſich um *ſelbe*,
Sie deuten auf den letzten
Dem Tode abgekämpften Sieg,
Und gleich neu aufgeblühten Veilchenbeeten
Auf eines beſſern Lebens Wiederkehr!

* * *

Erhaben glänzt und ſchreitet auf dem Teppiche
Einher noch eine zwote Göttinn,
MILDTHÄTIGKEIT ihr Name.
Metronen-Anſtand leuchtet aus dem Anzug;
Im Antlitz ruhet hohe Würde.
Die Menſchenfreundin zeigt ihr Blick,
Er kündet laut den Willen wohl zu thun,
Den Drang Betrübten ſchnell zu Hülf' zu eilen, an.
Der Dürftige iſt ihr willkommen;
Es weckt des Alters Schwäche ihr Erbarmen;
Sie ſieht auf die verlaſsne Wittwe,
Auf das verwaiſte Kind herab;
Sie reicht den Labetrunk dem Kranken,
Und richtet den Geſunknen auf.

Ihr

Digitized by Google

Ihr ekeln im Gewande nicht der Schmutz,
Nicht der zerrifsne Schuh,
Der braunen Hände Schwielen nicht:
Der leise Seufzer selbst entschlüpft ihr nie.
Sie freut sich stille Thränen aufzutrocknen,
Hört alle gütig an, und kennt
Das harte Wort Verweigern nicht.

Versenkt in herben Schmerz,
Viel im beklemmten Busen tragend
Begleitet, abgeschwächt von Wehmuth,
Mit auf der Brust gefaltnen Händen,
Sie der geliebten Tochter Urne.

Auch dieser gab die gütige Natur
Ein ähnliches Gefühl, den gleichen Trieb,
Die gleiche Fertigkeit, mit stets gefüllter Hand
Bekümmernisse zu bezwingen.
Wie freundlich, ängstlich selbst, war oft
Sie Mutter, immer Trösterin *der Elenden?*

Wie kam verschämten Sorgen sie entgegen?
Sie trauerte aus angeborner Güte,
Wenn sie nur andre trauern sah.
Genug war es für Sie, ein Mensch,
Geschaffen von dem ew'gen Vater,
Verwandt mit ihr durch die erhabne Stirne,
Und durch der Seele Unvergänglichkeit zu seyn.

Das Aeufserliche des Werks betreffend, so ist es eines der schönsten Prachtdrucke die aus der berühmten Degenschen Officin hervorgegangen sind. Das Titelkupfer stellt das Mausoleum im Ganzen vor. Dann folgen noch fünf andre, welche die einzelnen Figuren oder Gruppen vergröfsert darstellen; sie sind sämmtlich von Hn. *C. Agricola* vortrefflich gezeichnet und gestochen.

Und so hat sich der Meifsel eines grofsen Meisters der Bildhauerkunst, der Griffel eines geistvollen Dichters und seines geschmackvollen Uebersetzers, der Grabstichel eines kunstgeübten Zeichners, und die Presse eines unsrer ersten Typographen auf eine seltne Art vereinigt, einer unsrer edelsten Prinzessinnen ein würdiges Denkmal zu stiften.

PREDIGERWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Steinacker: *Reinhard* und *Ammon* als Dogmatiker, oder kritische Bemerkungen über *Ammon's Summa theologiae christianae*, mit steter Rücksicht auf *Reinhard's* Vorlesungen über die Dogmatik. 1813. IV und 46 S. 8. (4 gr.)

Die Veranlassung zu dieser kleinen nicht uninteressanten Schrift wird in der kurzen Vorrede auf folgende Weise angegeben: Von der Redaction einer recensirenden Zeitschrift war dem Vf. im Jahr 1809 die Recension der, ein Jahr früher herausgekommenen, *zweyten* Ausgabe von Hn. Dr. *Ammon's Summa th. chr.* übertragen. Während er durch Kriegsunruhen verhindert wurde, diese von ihm übernommene und vollendete Arbeit zur bestimmten Zeit an die Behörde abzuschicken, war eine andre Recension der Ammonschen Schrift von jener aufgenommen, und so blieb diese Anzeige in dem Pulte des Vfs. liegen. Die neuerlich entstandenen Streitigkeiten über Consequenz und Inconsequenz in den dogmatischen Systemen veranlafsten ihn, diesen Aufsatz wieder hervor zu suchen und unverändert abdrucken zu lassen, ohne auf die durch jenen Streit veranlafsten Schriften einige Rücksicht zu nehmen. Letztere vermissen wir aber um so mehr, da der bescheidene und unbefangen prüfende Vf. leicht zur Berichtigung mancher in denselben vorgetragenen Urtheile hätte mitwirken können. Er geht von der richtigen Bemerkung aus, dafs bey einem dogmatischen Lehrbuche vor allen Dingen zu bestimmen sey, welchen Grundsätzen der Vf. desselben folge, ob er sich zum strengen Offenbarungsglauben bekenne, oder zum Rationalismus, oder ob er, was jetzt das Gewöhnlichste ist, eine Mittelstrafse wandle. Es wird hierauf gezeigt, dafs in Hn. Dr. *Ammon's* Ansichten, dessen Gelehrsamkeit, Freymüthigkeit und Lehrweisheit der Vf. volle Gerechtigkeit widerfahren läfst, allerdings rationalistische Grundsätze vorherrschen, doch nicht in völliger Reinheit und Consequenz. Dieis erhellet schon daraus, dafs Hr. *A.* sowohl eine mittelbare Offenbarung, als auch die Theopneustie verwirft, und den von Wundern und Weissagungen hergenommenen Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums als unstatthaft darstellt, dabey aber die Stifter desselben aufserordentlicher Offenbarungen von Gott gewürdigt seyn läfst. Eben so vermifst der Vf. mit Recht Consequenz, wenn Hr. *A.* dem Erlöser göttliche Würde beylegt, und doch behauptet, dafs nicht der ganze Logos sich mit dem Menschen Jesus vereinigt habe, und wenn er nicht allen Aussprüchen desselben und der von ihm bestätigten Lehrer unbedingten Glauben beymessen will. Volle Consequenz konnte das System des Hn. *A.* nur dadurch gewinnen, dafs der Stifter des Christenthums darin als blofser Mensch dargestellt wurde. Um jenes System noch näher zu charakterisiren, hat der Vf. die Hauptresultate desselben über die am meisten streitigen Lehren mit den in der Reinhard'schen Dogmatik gegebnen Resultaten zusammengestellt, weil sich diese nach der Meinung des Vfs. genau an den Lehrbegriff unsrer Kirche anschliefsen. Dieser Meinung können wir aber nicht durchgehends beypflichten, da *R's.* dogmatische Ansichten in einzelnen Punkten allerdings von den ältern abweichen. Wir werden aus der von dem Vf. unternommenen Vergleichung der Ansichten beider Dogmatiker nur die Hauptmomente für unsre Leser ausheben. *A.* verwirft die von *R.* behauptete Real- und Verbalinspiration, und gesteht der Bibel nur in so fern normatives Ansehn zu, als ihr Inhalt Gottes würdig ist, nicht weil sie, wie *R.* annimmt, göttlichen Ursprungs ist. *R.* vertheidigt die Existenz und stets unmittelbar fortdauernde Wirksamkeit des Teufels, so wie die Verführung der Eva durch denselben, *A.* erklärt schon den Begriff des Teufels für sich selbst widersprechend. Nach *R.* war Jesu Tod stellver-

Digitized by Google

vertretend, und nur wegen der von ihm geleisteten Genugthuung können den Menschen die Strafen ihrer Sünden erlassen werden, wenn sie ihr Vertrauen darauf setzen. Nach *A.* ist dieſs ein weislich gewählter Lehrtropus, den zwar wohl der ruhige Forscher, nur nicht der von Gewissensangst gefolterte Sünder entbehren kann. (Gerade dieser sollte ihn entbehren, damit er desto mehr zur Besserung und wo möglich noch zur Aufhebung einzelner verderblicher Folgen seiner Sünden angetrieben würde. Gerade dadurch, dafs man gegen den hartnäckigsten Sünder mit der Zusicherung der Sündenvergebung so freygebig war, ist unsäglich viel Unheil gestiftet.) *R.* legt dem Worte Gottes eine ganz besondere, von der Wirksamkeit des heil. Geistes abgeleitete, übernatürliche Kraft bey, *A.* schreibt den Religionswahrheiten überhaupt eine göttliche übermenschliche Gewalt zu, welche psychologisch als eine *vis rationalis* erscheint, und theologisch betrachtet auch eine himmlische und übernatürliche Kraft genannt werden kann. In wie fern aber eine und dieselbe Kraft zugleich psychologisch natürlich und übernatürlich genannt werden könne, zumal da wir von letztrer gar keinen Erfahrungsbegriff haben, ist Rec. nicht klar geworden. Schon aus dieser Skizze erhellet, dafs *A.* meistens rationalistischen Principien folgt, welche sich fast überall auch aus der Bibel rechtfertigen lassen, indefs *R.* auch solche Ausspräche der Bibel in letzter Instanz entscheiden läfst, bey deren Annahme die Vernunft Schwierigkeit findet. Uebrigens kann volle Consequenz weder dem Einen noch dem Andern zugeschrieben werden, da diese eigentlich nur dem reinen Rationalisten, der keine irgend einer Vernunftwahrheit widersprechende Lehre annimmt, und dem reinen Supernaturalisten, der auch die widersprechenden Aeufserungen der Bibel, blofs weil sie in der Bibel enthalten sind, ohne weitere Prüfung gläubig aufnimmt, zugestanden werden kann. Sehr richtig erinnert übrigens der Vf., dafs zu jeder Zeit Verschiedenheit auf dem Gebiete der christlichen Glaubenslehre statt gefunden, und dafs man jene nicht für ein Unglück zu halten habe, in so fern das Christenthum, oder richtiger wohl der moralische Theil desselben, bey allem Wechsel der dogmatischen Systeme nie aufgehört hat, auf die Moralität seiner Bekenner wohlthätig zu wirken, und der Mensch im wirklichen Leben oft weit besser ist, als sein Glaube. Wenn der Vf. aber hinzusetzt, dafs die Christenthumslehren da stärker einwirken, wo der (supernaturalistische) Offenbarungsglaube eine recht gewisse Zuversicht ist, so übersieht er, dafs zu allen Zeiten mit demselben auch die gröfste Rohheit und Unsittlichkeit verbunden gewesen ist, und dafs bey den gegenwärtig sich immer mehr verbreitenden richtigern Ansichten von der Bibel und von Gottes Wirksamkeit überhaupt, so wie von der Entbehrlichkeit jenes Glaubens, dieser sich nothwendig immer mehr nur in die Ueberzeugung von einer mittelbaren göttlichen Offenbarung auflösen mufs, durch welche bey der erforderlichen Lehrweisheit nicht minder kraftvoll auf die moralischen und religiösen Anlagen des Menschen gewirkt werden kann, als durch jenen. Durch einige Belege aus Hn. *Ammons* Predigten sucht der Vf. hierauf zu zeigen, wie dieser achtungswerthe Gelehrte nicht blofs durch gründliches Forschen und freymüthiges Aeufsern erkannter Wahrheiten, sondern auch durch schonendes Herablassen zu den Vorstellungen Ungebildeter, worin er uns hin und wieder doch zu weit zu gehn scheint, sich auszeichne. Der Vf. wirft sodann noch einen Blick auf das *Reinhardische* dogmatische System, und glaubt in demselben mehr Consequenz zu finden, als in den *Ammonischen;* welches wohl im Allgemeinen nicht zu leugnen ist. Doch gesteht er selbst zu, dafs *R* den symbolischen Büchern auf die Entscheidungen über streitige Lehren mehr Einfluss gestatte, als es der ganz consequente Supernaturalist zugeben kann. Nicht mit zureichenden Gründen aber entschuldigt der Vf. *R.* wenn dieser die kirchliche Lehre von der Zurechnung der Sünde Adams als unbiblisch darzustellen sucht, da jene doch unleugbar in einigen Aeufserungen des Apostels Paulus enthalten ist. Zuletzt bemerkt der Vf. noch, dafs dem *Ammon'schen* Lehrbuche in Rücksicht der Originalität der Vorzug gebühre, da *R's.* Vorlesungen nur wenig Neues und Eigenthümliches haben und sich meistens nur darauf beschränken, die kirchlich-biblische Lehrform vorzutragen, ohne diese doch durch neue, den Fortschritten der Wissenschaft angemessene Argumentationen zu stützen.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Todesfälle.

Zu den verdienten Aerzten, die Magdeburg in diesem Jahre als Opfer ihrer Kunst am Typhus verlor, gehört auch der durch seine Operations-Methode bekannte Dr. *J. H. Buchhorn*, der im 29sten Jahre seines Alters starb, zu früh für seine Wissenschaft, die von ihm noch viel zu erwarten hatte. Aufser seiner Schrift über die Keratonyxis lieferte er auch unter dem Namen *H. B. Mayer* die zu Halle 1806. erschienenen synoptischen Tafeln der Nerven und Muskeln des menschlichen Körpers.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Gelehrte Gesellschaften.

Am 2ten Julius wurde der Bericht über die diesjährigen Arbeiten der *historischen Klasse am kaiserl. Institut* in Paris vorgelesen. Hr. *Monge* hat von dem Felsen zu Terracina, den die Römer der Appischen Strasse wegen durchschneiden mussten, und den darauf eingegrabnen römischen Ziffern, die vermuthlich Füsse andeuten, gehandelt. Auf sein Gesuch hatte der Ingenieur *Scaccia* den Felsen mit der Inschrift von Neuem gemessen; doch lässt sich die Länge des römischen Fusses nach diesem Denkmal noch nicht fest bestimmen. — In einer zweyten Abhandlung hat Hr. *Monge* seine Untersuchungen über die Kleidung der Alten fortgesetzt. Das neuerlich bekannt gemachte Werk des Lydus gab dazu Gelegenheit; verschiedene Irrthümer desselben werden berichtigt. — In einer dritten Abhandlung hat derselbe seine Untersuchungen über den Kleidungsstoff der Alten fortgesetzt und eine kurze Geschichte des Seidewebens, des Baumwollenhandels, der Purpurfärberey u. s. w. gegeben. Die Alten liebten die schillernden Stoffe, von denen das Wort ποικιλος erklärt wird. Das Wort διπλοος wird von doppelgefalteten, nicht von mit Unterfutter besetzten, Kleidern verstanden. — Hr. *Bernardi* hat die Theile eines Theaters und die Theater-Disciplin bey den Römern behandelt. — Von *Amaury Duval* ist eine Abhandlung über die Satire der Sulpitia (in Beziehung auf die von Domitian verwiesenen Philosophen), die kein Meisterstück der Poesie, aber doch für die Geschichte brauchbar ist. — Hr. *Boissonade* hat den bisher gedruckten Briefen des Diogenes von Sinope 22 ungedruckte beygefügt, aber auch gezeigt, dass weder diese noch jene vom Diogenes herrühren, sondern zwischen 200 und 160 vor Chr. Geburt geschrieben sind. — Hr. *Gail* hat von dem Königreiche der Odryser gehandelt und erstlich die Geschichte des Sitalces (der 429 vor Chr. Geburt mit 150,000 Mann einen Feldzug nach Macedonien that) erzählt; zweytens die Geographie des odrysischen Thraciens so vorgetragen, dass er öfters von Danville und Gatterer abweicht; drittens die Geschichte der nachherigen Fürsten und Statthalter des Reichs erzählt. — *Ebenderselbe* hat in einer Vorlesung über die Topographie des Demos Kolonos unweit Athen manche Angaben von Sallier, Brunck und Barthelamy berichtigt. Das Wort κωμη bey Marathon und Eleusis erklärt er von Hügeln. — *Derselbe* hat die Topographie von Olpis bey Amphilochium erläutert und die Stelle des Thucydides von der Schlacht bey Olpis erklärt. — *Ebendersl.* hat (aufs Neue) bewiesen, dass Olympia keine Stadt, sondern ein Hieron, und vom alten Pisa verschieden war. Gelegentlich wird behauptet, dass auch Delphi ursprünglich nur ein Hieron gewesen. Eine Stelle in Larcher's Uebersetzung des Herodot, die Gail fehlerhaft fand, hat *Caussin* in einer besondern Abhandlung im Institut vertheidigt. — *Quatremère de Quincy* hat eine Abhandlung über den Fronton des Parthenon zu Athen geliefert. Er stelle den Streit zwischen Neptun und Minerva vor, und sey also das Basrelief nicht von der Seite des Haupteingangs. — *Brial* äussert in einer Vorlesung über einen 1812 am Eingange der Kirche von St. Denis entdeckten steinernen Sarg: es könne der Sarg Pipins des Kleinen seyn. — Hr. v. *Humboldt* über die inländischen Völker Amerika's, ihre Sprachen u. s. w. — Hr. *Silvestre de Sacy* über die Samaritaner (schon gedruckt). — Zwischen *Petit-Radel* und *Daunou* ist ein gelehrter Streit geführt worden, ob die Russen von den Roxolanen abstammen. Ersterer hat in sechs Abschnitten behauptet, dass die Roxolanen die Rhos des Mittelalters sind und die Russen dasselbe Land bewohnt haben. — *Braun Neergard* Abhandlung über die Dienstbarkeit und Freylassung des dänischen Bauern (ist gedruckt). — Senator *Grégoire* über den Einfluss des Christenthums auf die Abschaffung der Sklaverey. *Derselbe* hat seine Untersuchungen über die Dienstbotenklasse beendigt. — *Dupont de Nemours* Schrift über die moralische Freyheit. *Derselbe* über die alte italienische und französische Orthographie. — Graf *de la Borde* Abhandlung über die Zeiten des Ritterwesens und die Sitten des Mittelalters. — Hr. *Raynouard* hat Untersuchungen über den Ursprung und die Bildung der romanisch-provenzalischen Sprache mitgetheilt.

In der *königl. dänischen Wissenschaftsgesellschaft* verlas am 4ten und 18ten December 1812 der Conferenzrath und Ritter *Callisen* Betrachtungen über verschiedene Gegenstände, welche zur Volksvermehrung oder Verminderung beytragen können, über Volkszählung, über Listen der Gebornen, Gestorbenen und Verheiratheten, meistens mit Rücksicht auf die dänischen Staaten; — am 8ten Januar 1813. der Etatsrath und Professor *Bugge* einen Entwurf zu einer kürzern und einfachern Theorie der Druckwerke und Spritzen, mit und ohne Windkessel, verglichen und bestätigt durch allerley Erfahrungen in Rücksicht der dabey gebrauchten

ten Kräfte, der Höhe des Wasserstrahls und der in einer Minute ausgespritzten Wassermenge; — am 26sten März der Professor und Prediger *Fabricius* zoologische Bemerkungen.

In der *scandinavischen Literaturgesellschaft* verlas am 6ten Februar Prof. *Vad* eine Abhandlung über die Mineralsysteme; — am 6ten März Prof. *Thorlacius* einige Bemerkungen auf einer Reise nach den schwedischen Inseln Oeland und Halland in den Jahren 1799—1801; — am 17ten April Prof. *P. E. Müller* einen Beytrag zur Geschichte des nordischen Hoflebens im 13ten Jahrhundert, mit einer Beylage über die isländischen Pferdekämpfe.

In der *königl. medicinischen Gesellschaft* verlas am 17ten Decbr. 1812 und 7ten Januar 1813 der Hospitalarzt *Wendt* Grundzüge zu einer chemischen Physiologie des Pflanzenreichs; — am 21sten Jan. Prof. *Schumacher* Beyträge zur Geschichte der Würmer; — am 4ten Febr. Hospitalarzt *Rogers* Bemerkungen über gefährliche Zufälle, die auf den innern Gebrauch von mineralischen Säuren (die in grosser Menge auf einmal, um sich selbst zu tödten, genommen waren) erfolgten, welche Zufälle aber durch Hülfe der Kunst geheilt wurden; zugleich verlas er Bemerkungen über die ausserordentliche Wirksamkeit der pulverisirten Pflanze *Conium maculatum*, äusserlich angewandt gegen *ulcera cancroidea*; — den 18ten Febr. Prof. *Rathke* eine Abhandl. über die medicinischen Vorbauungsmittel; — den 18ten März der Justizrath und Ritter *Viborg* eine Abhandl. des Lectors *Viborg* über ein Fieber der Kühe beym Kalben, verglichen mit dem bösartigen Kindbetterinnenfieber.

Auszug aus den Verhandlungen der Wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde.

XIII. *Oeffentliche Sitzung*, gehalten am 8ten September 1813.

Der erste Director, Hr. Dr. *Gärtner*, eröffnete die Sitzung mit einer Anrede. Er gab einen kurzen Abriss von dem Geschichtlichen des Institutes und machte die Versammlung auf die bedeutende Vermehrung der verschiedenen Naturalien-Sammlungen und der Bibliothek aufmerksam, welche die Gesellschaft theils der grossmüthigen Unterstützung *Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs von Frankfurt*, theils der Freygebigkeit einzelner Mitglieder verdankt. — Hr. Prof. Dr. *Scherbius* aus Frankfurt theilte hierauf Bemerkungen und Beyträge zur Flora der Wetterau mit, namentlich über die ersten sechs Klassen derselben. — Hr. Hofr. Dr. *Meyer* aus Offenbach handelte von den seltensten Zug- und Strichvögeln, welche in den Jahren 1801 bis 1813 in der Wetterau erschienen sind. Hierunter zeichnen sich vorzüglich aus: *Vultur leucocephalus*, *Picus leuconotus*, *Turdus roseus*, *Alauda Calandra*, *Cursorius isabellinus*, *Phalaropus cinereus*, *Larus parasiticus*, *Procellaria pelagica*, *Anas rufina*, *Auser cinereus* und *torquatus*. Zugleich trug Hr. Hofr. *Meyer* ungemein wichtige Beobachtungen und Bemerkungen über Zug- und Strichvögel im Allgemeinen vor. — Hr. Prof. Dr. *Lucä* von Frankfurt redete über das Geschlechtliche im menschlichen Organismus. — Hr. Geh. Rath Dr. *Leonhard* unterhielt die Versammlung mit Bemerkungen über den Krysoberill, namentlich über den neuerdings zu *Haddam* im *Konnektikut* in einer granitischen Gebirgsart aufgefundenen. Er reihte an diese Bemerkungen allgemeine Betrachtungen über das gnognostische und geographische Vorkommen der Edelgesteine und zeigte auserlesene Suiten von Krysoberill aus den vereinigten Staaten sowohl als aller übrigen Edelgesteine im rohen und geschliffenen Zustande vor. — Ferner überreichte *Derselbe* der Gesellschaft, als Beytrag zu ihrem Museum, die beiden neuesten der, gemeinschaftlich von ihm mit Hn. *Jassoy* bearbeiteten, Modelle der plastischen Darstellungen der Gebirge, auf denen das hügelige und bergige Land und das Massengebirge dargestellt ist. — Hr. Obermedicinal-Rath Dr. *Leisler* sprach über den Wetterfisch, *Cobitis fossilis Linn.*, und theilte mehrere sehr merkwürdige Beobachtungen sowohl über dessen Naturgeschichte überhaupt, als insbesondere über das Athmen dieses Fisches und seine Eigenschaft, Wetterverkündiger zu seyn, mit. Ferner zeigte Hr. *Leisler* mehrere höchst seltene, zum Theil neue Arten aus dem Thierreiche vor, worunter sich vorzüglich folgende auszeichneten: *Vespertilio discolor Nattereri*, *Vespertilio longimanus Leisleri*, *Alauda brachydactyla Leisleri*, und *Larus minutus Linnei*, welche letztere Hr. *Leisler* den 29. August dieses Jahrs in der Gegend von Hanau geschossen hat; es ist dies das erste Individuum dieser Art, welches in der Wetterau vorkam. — Hr. Med. Rath Dr. *Kopp* las eine Abhandlung über die Versteinerungen vor, worin besonders die wichtigsten Momente derselben für die Geognosie dargestellt sind. Er begleitete diese Vorlesung mit Vorzeigung ausgezeichneter Exemplare versteinerter Naturkörper aus allen Klassen des Thierreichs und aus mehreren des Pflanzenreichs, so wie einer Folge von, durch Hn. Hofr. *Westermayr* trefflich ausgeführten, Originalzeichnungen. *Derselbe* trug ferner eine von Hn. Med. Rath Dr. *Schneider* zu Fulda eingesandte Beschreibung und colorirte Abbildung der drey Stunden von Fulda sich findenden Steinwand vor. — Hr. Pfarrer *Merz* von Bruchköbel bey Hanau las einen Aufsatz über die unterscheidenden Charaktere der Uebergangsgebirge. — Hr. Dr. *Gärtner* trug eine kurze Geschichte über das, was in den älteren und neuern Zeiten die Botaniker in der Wetterau geleistet haben, vor, und zeigte so von ihm, seit dem Abdrucke der Wetterauer Flora, nahe um Hanau entdeckte Flechtenarten. Zugleich ersuchte *Derselbe* alle Wetterauische Botaniker, ihm die in dem Gebiete unserer Flora neuerdings entdeckten Phänogamen mitzutheilen, um darüber in dem nächsten Hefte der Annalen Rechenschaft abzulegen.

Digitized by Google

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Antikritik

der Recenſion von meiner Anweiſung zeichnen zu lernen, zum Privat- und Selbſtunterricht in einer Folge von 26 Lehrblättern, in der Allgemeinen Literatur-Zeitung Nr. 153. von 1813.

So ſehr ich auch den alten bewährten Spruch: *Propria laus ſordet*, anerkenne, und ſo wenig ich mich daher geneigt fühle, meinen Arbeiten einen Panegyricus zu halten, ſo ſehr erheiſcht es auf der andern Seite das Ehrgefühl, ſie gegen ungerechten Tadel, gegen lieblooſe Herabwürdigung und einer befangenen Kritik in Schutz zu nehmen. Zwar haben mehrere Recenſenten meinen oben angezeigten Werkchen Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, und unter dieſen beziehe ich mich vorzüglich auf den, der im November- und December-Stücke der Guthsmuthiſchen Bibliothek von 1812 deſſelben mit parteyloſem Lobe gedenkt, welches darum einen beſondern Werth für mich hat, weil es ein Jugendlehrer ausſpricht, alſo ein Mann von Erfahrung, der denn doch wohl am beſten wiſſen muſs, was der Jugend nutzet und frommet. Allein ganz andern Sinnes iſt der gelehrte Hr. Recenſent in der Halliſchen Allg. Lit. Zeit. Nr. 153. d. J., welcher ſich ziemlich bitter über meine Anweiſung erklärt, und ſie für eben ſo zwecklos als ſchlecht hält, Schade darum, daſs er in ſeiner Weisheit nicht bedacht hat: *non omnes omnia poſſumus*, welches, um im Betreff meines Gegenſtandes nur eines Beyſpiels zu gedenken, vorzüglich mit Familien auf dem Lande der Fall iſt, deren Hauslehrer ohnehin der Lehr-Gegenſtände die Menge hat, und nun auch noch Unterricht in der Zeichenkunſt geben ſoll. Wie erwünſcht iſt und muſs dieſem, ſo wie mehreren andern, ein erklärender Text ſeyn, welch' einen groſsen Vortheil wird und — muſs er ihm gewähren! Kann man da alſo wohl meine Arbeit noch unnütz und überflüſſig nennen?! Für die Weiſen habe ich ja nicht geſchrieben.

Doch auch die Wahl der aufgeführten Gegenſtände miſsfällt dem Recenſenten, beſonders hält er die geometriſchen und perſpectiviſchen für nutzlos; wenn er die wenigen geradlinigen Figuren, welche übrigens dem Werkchen keinen Raum entzogen haben, und die der im Text angeführten Gründe wegen nicht entbehrlich ſind, nicht zur Geometrie rechnen will, ſo findet ſich von den erſten eigentlich gar nichts vor; und will er die letzten unter die Kategorie der Geometrie ſtellen, ſo würde dieſes eine gemeine Unkunde verrathen, ſo wie es eine groſse Beſchränktheit verräth, daſs er dieſen allen Nutzen abſpricht. Er muſs doch wohl zugeben, daſs ein Zeichner ohne einen richtigen Blick ewig ein Stümper bleibt, und daſs er dieſen nur durch die Perſpective, welche eben richtig ſehen lehrt, erlangen kann. Gern hätte ich daher noch mehrere Aufgaben dazu geliefert, wenn mein Hr. Verlager nicht eine zu groſse Vertheurung des Werkchens befürchtet hätte, darum muſste ich mich denn gleichſam mit dem ABC der Perſpective begnügen.

Eben ſo nothwendig für den Zeichner iſt die Anatomie, ohne welche er durchaus nicht im Stande iſt, die Muskeln und Hervorragungen der Knochen richtig zu zeichnen, wenn es ihm nicht wie jenem Profeſſor der Malerey gehen ſoll, von deſſen Meiſterwerken Prof. *Schadow* ſagte, daſs ſie ſtatt der Knöchel Gichtbeulen hätten.

Da ich meines Verlegers Erklärung, daſs es der Vorlegeblätter bereits genug gäbe, ſehr gegründet fand, ſo fand ich keinen Beruf in mir, die Zahl derſelben ungebührlich zu vermahren, und bedaure daher, daſs ich auch hier mit meinem gelehrten Richter in Zwieſpalt bin, tröſte mich jedoch auch in der Hinſicht mit dem wichtigern Beyfalle des Publicums.

Mit Dank werde ich es übrigens erkennen, wenn der Hr. Recenſent ſich die Mühe geben und mich richtiger zeichnen lehren will, bloſs zur Ehre der Kritik: denn wenn ich alsdann wieder ein ähnliches Werk liefern ſollte, ſo würde mein künftiger Beurtheiler mich doch mit mehr Recht tadeln können, als dieſs von Ihnen geſchehen iſt; es müſsten denn alle Kenner befangen oder parteyiſch beſtochen geweſen ſeyn, ſonſt würden ſie wohl ſchwerlich ſo einmüthig meine Arbeiten ſo richtig gefunden haben.

Noch bemerke ich, daſs ich den Mangel mehrerer ausgeführten Blätter durch ein Supplement-Heft zu erſetzen ſuchen werde, damit ich denn doch einigermaſsen Ihren weiſen Rath benutze, und es wird mir ſehr angenehm ſeyn, wenn Sie mir einige Blätter von Ihrer Meiſterhand dazu liefern wollen.

Leipzig, im Julius 1813. *A. Roßmäsler.*

Antwort des Recenſenten.

Auf obige Antikritik hat Recenſent kaum etwas mehr zu erwiedern, als daſs er Herrn *Roßmäsler's* Zeichenbuch unbefangen und ſo beurtheilte, wie ihm nach ſeinen Begriffen vom erforderlichen Unterricht im Zeichnen gerecht ſchien. Daſs die Beurtheilung nicht günſtiger ausgefallen, iſt Schuld des Werks, nicht Schuld des Recenſenten, welcher gegen Hn. *Roßmäsler* gewiſs vollkommen unparteyiſch war, weil er ihn weder perſönlich gekannt, noch zuvor jemals ſeinen Namen vernommen hatte. Wurde das erwähnte Zeichenbuch in *Guthsmuth's* Bibliothek gelobt, ſo mag der Verfaſſer ſich an ſolchem Lob immerhin erfreuen, nur verlange er nicht, die Freyheit ernſterer Beurtheilar dadurch zu beſchränken. Kömmt die Aeuſserung des Hn. *Roßmäslers*, gerne beſſer zeichnen zu lernen, aus aufrichtigem Herzen, ſo iſt Recenſent, wofern er hübſch fleiſsig und manierlich ſeyn will, ganz geneigt, ſein

Digitized by Google

sein löbliches Vorhaben mit gutem Rath und Vorschriften zu befördern; auch würde er Mitschüler finden, deren er sich keineswegs schämen dürfte.

Geschrieben im September 1813.

II. Neue periodische Schriften.

Der bisherige Stand der Armeen verursachte, dass wir mit dem Druck der Zeitschrift: *Das Neue Deutschland*, enthaltend grösstentheils *freymüthige Berichte zur Geschichte der Bedrückung und Wiederbefreyung Deutschlands*, inne hielten, und erst jetzt das *zweyte* Stück derselben ausgeben können. Dieses Stück enthält, ausser mehreren zur Zeitgeschichte gehörigen Aufsätzen,

ein Tagebuch der Kriegsbegebenheiten

vom Zurückzuge der Franzosen aus Russland an, worin man von Tag zu Tag kurz und bündig angegeben findet, was sich überall, im Felde sowohl als in den Kabinettern, Vorzügliches ereignet hat. Die französischen Berichte machen dabey nicht selten eine auffallende Schattenseite. Dieses Tagebuch wird in jedem Stücke fortgesetzt, und jedes Stück kostet bey uns 12 Groschen Courant. Es wird allen solchen Lesern willkommen seyn, welchen die Nachrichten von dem, was die Deutschen bereits geleistet haben, bis jetzt nicht zukommen durften. Auswärtige, welche dasselbe, oder die Zeitschrift überhaupt, geschwinde haben wollen, wenden sich an ihr Postamt, und letztere an das hiesige Königl. Hofpostamt.

Buchhändler Gebrüder Gädicke
in Berlin.

III. Ankündigungen neuer Bücher.

Neue Verlags-Bücher
von F. Kupferberg in Mainz.

Bodman, *F. J.*, die Schweden zu Mainz. Ein Beytrag zur Geschichte dieser Stadt aus gedruckten und ungedruckten Quellen. Mit Kupfern, gr. 8. 1813. 12 gr. oder 54 Kr.

Galleste, *J. F.*, anatomische, physiologische und chirurgische Betrachtungen über die Zähne. 8. 1813. 1 Rthlr. 8 gr. od. 2 Fl. 15 Kr.

Köhler, *G.*, historische Abhandlung über die Erklärung der Worte des Erlösers im letzten Abendmahle: „Nehmet und esset, das ist mein Leib. Nehmet und trinket, das ist mein Blut." Mit Anmerkungen. gr. 8. 1813. 10 gr. od. 45 Kr.

Müller, Dr. *Ch.*, St. Petersburg; ein Beytrag zur Geschichte unserer Zeit in Briefen über Russland aus den Jahren 1810, 1811 und 1812. Mit einem illuminirten Plane von Petersburg. gr. 8. 1813. Auf Schreibpap. 3 Rthlr. 6 gr. od. 5 Fl. 54 Kr., auf Velinpap. 4 Rthlr. od. 7 Fl. 12 Kr., und auf Druckpap. 2 Rthlr. 16 gr. od. 4 Fl. 48 Kr.

Peez, *H. A.*, das Verhältniss der vier Elementarstoffe zur Natur, und insbesondere zum menschlichen Organismus. 8. 1813. 5 gr. od. 20 Kr.

Theyer, *N.*, Archiv für das Notariat. 5ten Bandes 1—3tes Stück. 8. 1813. 1 Rthlr. 8 gr. od. 2 Fl. 24 Kr.

Thum, *K.*, systematisches Handbuch des Katasters. Zum Gebrauche der Maire, Adjuncten, Municipalräthe, Expecten, Geometer, und der Besitzer von liegenden Gründen jeder Art. 8. 1813. 1 Rthlr. 4 gr. od. 2 Fl.

Thum, *K.*, System der directen Steuern in Frankreich nach dem Französischen des Herrn *Dülaurens* u. s. w. 8. 1813. 1 Rthlr. od. 1 Fl. 48 Kr.

Jurisprudence de la cour impériale de Trèves et des tribunaux de son ressort sur le nouveau droit et la nouvelle procédure, en matière civile et le commerce; par *J. Birnbaum*. 3 Vol. gr. 8. 7 Rthlr. 8 gr. od. 11 Fl.

le Manuel chrétien de la jeunesse, ou recueil de prières d'exercices de piété et d'instructions pour l'usage de la jeunesse par Mr. *Garnier*. Avec une figure. gr. 12. 1813. Auf Schreibpap. 20 gr. oder 1 Fl. 30 Kr., und auf Druckpap. 16 gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

Tableau de Pétersbourg, pour servir à l'histoire de notre siècle, ou lettres sur la Russie, écrites pendant les années 1810, 1811 et 1812. par Dr. *Ch. Müller* et traduites de l'allemand par *C. Léger*. Avec un plan de Pétersbourg. gr. 8. 1813. Auf Velinpap. 3 Rthlr. 6 gr. od. 5 Fl. 54 Kr., und auf Schreibpap. 2 Rthlr. 16 gr. od. 4 Fl. 48 Kr.

Plan von Petersburg, illuminirt. 16 gr. od. 1 Fl. 12 Kr.

Bey K. C. Stiller in Rostock sind zur Ostermesse 1813 folgende Bücher erschienen:

Fiedler, Ueber die beste Einrichtung der Erziehungs-Anstalten für junge Frauenzimmer. 8.

Geist der Zeit; ein Wochenblatt; enthaltend eine Sammlung der in jetziger Epoche häufig erscheinenden Flugschriften, Tageblätter, Gedichte u. s. w. 8.

Masius, Dr., Bruchstücke einer Geschichte der Medicinal-Gesetzgebung im Herzogthum Mecklenburg-Schwerin. 4.

— — medicinische Bemerkungen über einige ältere und neuere Gesetze, besonders über einige Artikel des *Code Napoléon*. 4.

Milton's verlornes Paradies, nach dem Sylbenmaass des Originals genau übersetzt vom Prof. *Prieß*. gr. 8.

Quistorp, *v.*, Grundsätze des deutschen peinlichen Rechts, 2ter Band, mit vielen Anm. und Zusätzen, herausg. von *C. R. Konopak*. gr. 8.

Vogel's, Dr., neue Annalen des Seebades zu Doberan. 1stes Heft. 8.

Diesen und meinen ältern Verlag kann Ihnen die Benj. Fleischer'sche Buchhandlung ausliefern.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEYDEN, b. Haake u. Honkoops: Πλατωνος Φαιδων, *Platonis Phaedon* explanatus et emendatus Prolegomenis et Annotatione *Danielis Wyttenbachii.* 1810. LXIII u. 366 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

BERLIN, b. Hitzig: *Platonis Phaedo.* Scholarum in usum seorsum *cum annotatione perpetua* edidit *L. F. Heindorfius.* 1810. 266 S. 8. (1 Rthlr.)

Der ehrwürdige Veteran *Wyttenbach* pflegte von Zeit zu Zeit einen Dialog des Plato zu erklären, wenn er eine Anzahl von fähigen Zuhörern vor sich sah, welche nach etwas Höherem als einer blosen Elementarkenntnifs der griechischen Sprache strebten. Als im J. 1804 dieses der Fall war, beschlofs er, weil es an Exemplaren fehlte, einen Dialog herauszugeben, *sive ego ipsius numine Platonis instinctus sive studiis optimorum adolescentum abreptus; qui mearum ipse rerum veluti ignarus, et immemor veteris ac perpetui Plutarchei oneris, novum etiam et extraordinarium onus edendi Platonici dialogi susciperem: praesertim intelligens idem mihi eventurum, quod in Selectis Historicorum evenisset, ut gratificandum esset librario aliquid additamenti et annotationis postulanti, quo libellus ad alios etiam, extra meam scholam, lectores commendabilior redderetur.* Seine Wahl schwankte eine Zeit lang zwischen dem Sympofium und dem Phaedo, als denjenigen Dialogen, aus denen man den Plato am besten nach allen Forderungen der vollkommnen Darstellung, Deutlichkeit, Annehmlichkeit und Kraft erkennen kann, entschied sich aber endlich für den Phaedo, wovon man die Gründe in der trefflich geschriebenen Vorrede selbst nachlesen mufs. Hr. *Wyttenbach* wollte erst blofs den Text abdrucken lassen, und alle Erklärungen dem mündlichen Vortrage vorbehalten; allein auf das Bitten des Buchhändlers und seiner Freunde beschlofs er, kurze Anmerkungen aus seinen Adversarien beyzufügen. Während der Arbeit aber vermehrte sich der Stoff, und erweckte die Lust, noch entfernte Hülfsmittel zur Ausfüllung des Fehlenden aufzusuchen, und einen ausführlicheren Commentar auszuarbeiten. Er wandte sich an den Bibliothecar zu Venedig, *Morelli*, und an *Bast* in Paris, und beide versprachen ihm kritische Beyträge. Unterdessen bis diese anlangten, liefs er den griechischen Text nach *Stephanus* Ausgabe mit einigen wenigen Veränderungen, die Vorrede, und die Prolegomena, welche den *fünften* Abschnitt von seiner Abhandlung über die Behauptungen der griechischen Philosophen von der Unsterblichkeit der Seele und das von derselben Materie handelnde Kapitel aus seiner ungedruckten Metaphysik 1804 zum Gebrauch seiner Vorlesungen abdrucken, setzte die Arbeit an dem Plutarch fort, bearbeitete den Philo und Plotin, Cicero's Werk *de natura deorum* und *de finibus bonorum et malorum*, auch den Eunapius, und gab die zwey letzten Theile der *Bibliotheca critica* heraus. Nachdem er die Varianten aus den Venetianischen und Wiener Handschriften erhalten hatte, arbeitete er die Anmerkungen zum Phaedo in dem kurzen Zeitraum von dem 25sten März bis zum 9ten Junius 1809 aus, und übergab sie der Presse. Er gab nämlich den Plan eines ausführlichen Commentars wieder auf, um nicht die Herausgabe noch länger zu verzögern, und schränkte sich nach seiner ersten Idee auf kürzere Anmerkungen ein (S. 100.). Dieses ist die kurze Geschichte dieser Ausgabe, welche man wissen mufs, um den Werth derselben richtig zu schätzen. *Wyttenbach* wollte keine neue Recension des Textes liefern, in den Anmerkungen aber dasjenige ausführen oder auch nur angeben, was zur Kritik und Exegese des Dialogs nothwendig schien, ohne auf absolute Vollständigkeit und Vollkommenheit Ansprüche zu machen. Bescheiden sagt er in dem Epilogus S. 366: *Sic annotatio ad hunc modum crevit. In quo tamen ipso veremur ne sint, qui pluribus in locis aliquid ad copiam desiderent. Neque nos propositae absolutioni satisfeciisse nos profitemur. Enim vero quis tandem in his rebus perfecti quid aut polliceatur aut expectet? Quis omnia cum pulvisculo exhausta aut praestet aut postulet?* Man mufs diese Bescheidenheit, welche immer im Gefolge der gröfsten Gelehrsamkeit zu seyn pflegt, ehren, und Hn. *Wyttenbach* danken, dafs er in so kurzer Zeit, in welcher sein Plan nicht zur Festigkeit gedeihen konnte, so Vieles gab und leistete, was nur bey einer so umfassenden und gründlichen Kenntnifs des Alterthums, bey einer so ausgebreiteten und gründlichen Gelehrsamkeit und einem so vielseitig gebildetem Geiste möglich war. Doch wir schreiten nun zu einer nähern Anzeige und Bestimmung des Werths dieser Ausgabe, welcher in den Anmerkungen und übrigen Zugaben zu suchen ist.

Die Anmerkungen beziehen sich sowohl auf die Kritik, als auch auf die Sach- und Worterklärung. Für die Kritik leisten sie verhältnifsmäfsig und nach den Hülfsmitteln weniger. *W.* beschreibt den kritischen Apparat S. 100, woraus wir einiges herausheben wollen. Die Leidener Bibliothek besitzt keine Handschrift von dem Phaedo, aber drey von den Scholien des Olympiodorus zu diesem Dialog, welche mehr exegetischen als kritischen Werth haben, weil die

Digitized by Google

die Worte des Plato' felten und zu kurz angeführt werden, und eine alte lateiniſche Ueberſetzung, welche ganz wörtlich, und daher zur Kritik des Textes trefflich zu gebrauchen iſt. Sie iſt, wie die verſchiedenen Lesarten ausweiſen, von der in einer Oxforder Handſchrift einem gewiſſen Athenienſer *Euricus Ariſtippus* beygelegten und von *Forſter* benutzten verſchieden. Excerpte von derſelben finden ſich in einem Codex der Marcus-Bibliothek zu Venedig. Nach der Vorrede iſt ſie von einem ungenannten Sicilianer, der auch vielleicht den Meno überſetzte, wahrſcheinlich in dem 12ten Jahrh. gemacht. Hr. *Morelli* gedenkt in einem theilweiſe mitgetheilten Briefe noch einer zweyten in Sicilien gemachten alten lateiniſchen Ueberſetzung, die von einem *Henricus Ariſtippus*, Archidiaconus zu Catanea, herrührt. Von dem eben genannten Gelehrten erhielt *W.* Lesarten aus zwey Venetianiſchen Handſchriften aus dem 12ten und 15ten Jahrhundert, von denen, die eine mit dem von *Fiſcher* gebrauchten Tübinger, die andere mit deſſelben Augsburger Codex am meiſten übereinſtimmt. Von Hn. *Baſt* erhielt *W.* die Collationen aus ſieben Handſchriften der Wiener Bibliothek, die wir aus deſſen Verſuch über das Sympoſium und der *Epiſtola critica* ſchon kennen, und hier der Kürze wegen mit *A B C — G* bezeichnet ſind. Auſserdem benutzte er die Varianten des Tübinger Codex aus der Zweybrücker Ausgabe, die *Forſter'ſche* und *Fiſcher'ſche* Ausgabe und *Gottleber's* Animadverſionen. Aus dieſen kritiſchen Hülfsmitteln hat der Herausg. viele beſſere Lesarten hervorgezogen; doch nicht ſo viele, als man hätte erwarten ſollen. Der Text würde viel gewonnen haben, wenn ſie in denſelben aufgenommen worden wären, aber doch noch in einer Menge von Stellen der kritiſchen Hand bedurft haben. Wir wollen dieſe beſſern Lesarten aus den Noten herausziehen und den Phaedo nach der Seitenzahl der *Stephaniſchen* Ausgabe, die auch in der *Heindorfiſchen* am Rande bemerkt iſt, citiren. S. 57 *b.* οἱός τ' ἦ. Die Wiener H. *A. B. F.* haben οἱός τ' ἦν, was *W.* mit Recht vorzieht. — S. 58 *b.* Die gemeine Lesart καθαριεύειν ſcheint ihm verdächtig, weil alle Wiener und die zwey Ven. H. καθαρεύειν haben. — S. 61 *c.* οὐ μὲν ἴσως βιάσεται αὐτόν — Schon *Stephanus* ſchlug μέντοι vor, welches ſich auch in dem Olympiodor und den zwey Venetianiſchen Handſchriften findet. Die Wiener *B. C. D.* haben noch vollſtändiger μέντοι γε. — S. 62 *a.* ἴσως μέντοι θαυμαστόν σοι φανεῖται, εἰ τοῦτο μόνον τῶν ἄλλων ἁπάντων ἁπλοῦν ἐστι, καὶ οὐδέποτε τυγχάνει τῷ ἀνθρώπῳ ὥςπερ καὶ τ' ἄλλα ἐστὶν ὅτε καὶ οἷς, βέλτιον τεθνάναι ἢ ζῆν. Olympiodorus hat βέλτιον ζῆν ἢ τεθνάναι, was, wie *W.* bemerkt, der logiſche Zuſammenhang fordert. — S. 62 *d.* οὐ γάρ πω αὐτός γε ἑαυτοῦ ἄμεινον οἴεται ἐπιμελεῖσθαι, Olympiodor, die Wiener Hdſ. *A. B. C.* οὐ γάρ που — ἐπιμελήσεσθαι, und in που ſtimmen noch die Wiener H. *D. E. F. G.* überein. — In der bald hernach folgenden Stelle: ὃ δὴ νῦν ἐλέγετο, zieht er die Lesart der Ven. *A. B.* und Wiener H. *B. E. G.* νῦν δή vor. — S. 64 *b.* λέληθε γάρ αὐτοὺς ἥ τε θανατῶσι καὶ ἡ ἄξιοί εἰσι θανάτου οἱ ὡς ἀληθῶς φιλόσοφοι, nach θανάτου haben die Wiener *A. B. C. G.* und der Tübinger Cod., auch Olympiodorus, noch καὶ οἷον θανάτου. — S. 65 *a.* καὶ δοκεῖ γε που — τοῖς πολλοῖς ἀνθρώπων — ἀνθρώποις leſen richtiger alle Wiener *C.*, der Venet. *B.*, Tübinger und die alte Sicilianiſche Ueberſetzung. — S. 66 *a.* ἀρ' οὐχ οὗτός ἐστιν εἶπερ τις ἄλλος· ὁ τευξόμενος τοῦ ὄντος. Der Wiener Cod. *A. B.*, die Sicilianiſche und Ariſtipp. Ueberſetzung fügen nach τις καὶ hinzu. — S. 66 *c.* ἐμποδίζουσιν ἡμῶν τὴν τοῦ ὄντος θήραν. Der Wien. Cod. *E. F.* und Plutarchus haben ἡμῖν; die Sicilian. Ueberſetzung etwas abweichend: *impediunt noſtram ejus ancupationem.* — S. 67 *b.* οὐ ἕνεκα ἡ πολλὴ πραγματεία ἡμῖν ἐν τῷ παρελθόντι βίῳ γέγονεν. *W.* hat die gemeine Lesart παρόντι, welche ſchon *Fiſcher* nach einigen Handſchriften in παρελθόντι geändert hat. Aus Uebereilung führt er daher (S. 163.) dieſen Gelehrten als Vertheidiger der Vulgata an. Zu den von *Fiſcher* angeführten Zeugniſſen kommen noch die ſämmtlichen Wiener und Venetianiſchen Codd., auch die Sicilianiſche Ueberſetzung. So bieten die gebrauchten Handſchriften mehrmals eine Beſtätigung der bloſs gemuthmaſsten oder in den Anführungen, Scholien und Handſchriften gefundenen beſſeren Lesarten dar. — S. 70 *e.* σκεψώμεθα ἆρα ἀναγκαῖοι ὅσοις ἐστί τι ἐναντίον, μηδαμόθεν ἄλλοθεν αὐτὸ γίγνεσθαι ἢ ἐκ τοῦ αὐτῷ ἐναντίου. Die Wiener Handſchrift *G.* hat σκ. οὖν εἰ ἀναγκαῖον. — S. 73 *c.* αὐτὸ δὲ τοῦτο ἔφη, δεόμαι μαθεῖν, περὶ οὗ ὁ λόγος ἀναμνησθῆναι. Die Heilung dieſer Stelle haben die Kritiker auf verſchiedene Weiſe verſucht. Keine iſt aber ſo gefällig, und bietet ſich ſo ungeſucht dar, als die Conjectur von *W.*, indem er, vor περὶ, ἤ einſchiebt, wenn man nicht *Heindorf's* ingeniöſe Verbeſſerung: δέομαι παθεῖν, noch vorziehen müſste. Gleich darauf οὐδὲν μὲν ἂν ἧττον ἀκούοιμι lieſt der Wiener Cod. *A. B. F.* μέντ' ἄν d. i. μέντοι ἄν. — S. 74 *d.* ἢ ἐνδεῖ τι ἐκείνου τῷ μὴ τοιοῦτον εἶναι οἷον τὸ ἴσον. Die ſieben Wiener und der Venet. *A.* haben die Negation nicht. In dem Folgenden haben ſie alle das ἴσον (ὅτι βούλεται μὲν τοῦτο — ἐνδεῖ δὲ καὶ οὐ δύναται τοιοῦτον εἶναι ἴσον οἷον ἐκεῖνο), aber die Sicilianiſche Verſion nicht. Denn ſie lautet: *deficit autem et nequit tale eſſe quale illud, immo eſt deterius.* — S. 75 *b.* πάντα τὰ ἐν ταῖς αἰσθήσεσιν ἐκείνου τε ὀρέγεται τοῦθ' ὃ ἐστιν ἴσον. Die Verbeſſerung τοῦ anſtatt τοῦθ', welche *Fiſcher* ſchon aus dem Augsburger Codex in den Text aufgenommen hat, beſtätigen vier Wiener Handſchriften. — S. 75 *d.* ἢ οὐ τοῦτο λήθην λέγομεν, ἐπιστήμης ἀποβολήν. Die falſche Lesart ἤ hatte ſchon *Fiſcher* nach der Augsburger Handſchrift verbeſſert, und nach λέγομεν den Zuſatz derſelben ὦ Σιμμία angemerkt. Das erſte beſtätigen die Wiener Codd. *A. B. F. G.*, und das letzte die Sicilianiſche Ueberſetzung. Gleich darauf ὕστερον δὲ ταῖς αἰσθήσεσι χρώμενοι περὶ αὐτὰ ἐκείνας ἀναλαμβάνομεν τὰς ἐπιστήμας. Anſtatt αὐτὰ leſen die Wiener *A. B. E.* ταῦτα, wie der Pariſer Codex. *Heindorf* hat es in den Text aufgenommen. — S. 86 *c.* τὸ μέντοι αὖ τὰ λεγόμενα περὶ αὐτῶν μὴ οὐχὶ πάντι τρόπῳ ἐλέγχειν καὶ προαφίστασθαι πρὶν etc. Die verglichenen Handſchriften ſtimmen alle in der von *Stephanus* verlaſſenen Lesart

μὴ

Digitized by Google

μὴ προαφίστασθαι überein. — S. 92 *b.* αἰσθάνῃ οὖν — ὅτι οὐ ταυτὰ ξυμβαίνει λέγειν. *W.* nimmt in den Anmerkungen das ταυτὰ, worin er *Forſter* gefolgt war, zurück, und ſetzt οὐ ταῦτα, was in Beziehung auf das vorhergehende οὐδαμῶς zu erklären iſt: *non tibi licebit id dicere, te nullo modo haec probaturum;* bemerkt aber dabey, daſs die Wiener Codd. *C. D. E.* und der Venetianiſche *A.* die Negation nicht haben, worin auch noch mehrere einſtimmen. *Heindorf* hat daher mit Recht das οὐ nicht in den Text aufgenommen. Der Sinn iſt: αἰσθάνῃ οὖν ὅτι ταῦτα σοι ξυμβαίνει λέγειν, ſc. ὡς πρότερον ἦν ἁρμονία συγκειμένη, πρὶν ἐκεῖνα εἶναι, ἐξ ὧν ἔδει αὐτὴν ξυντεθῆναι. — S. 96 *d.* ὦμην γὰρ ἔγωγε ἱκανῶς μοι δοκεῖν, ὁπότε τις φαίνοιτο ἄνθρωπος παραστὰς μέγας σμικρῷ, μείζων εἶναι αὐτῇ τῇ κεφαλῇ καὶ ἵππος ἵππῳ. Richtiger würde der Text ſeyn, nach *W's* Urtheil, wenn αὐτοῦ τῇ κεφ. und ἵππου ſtünde. Das letzte haben vier Wiener und der Tübinger Cod., und das erſte hat die Sicilianiſche Ueberſetzung zum Theil ausgedrückt. *Homo magnus parvo major eſſe ipſo capite et equus equo.* — S. 97 *b.* ἑνὶ λόγῳ. Die verglichenen Handſchriften haben alle das Falſche ἐν ὀλίγῳ, nur allein die Sicilianiſche Ueberſ. *uno verbo.* — S. 108 *a.* ἀπὸ τῶν θυσιῶν τε καὶ νομίμων τῶν ἐνθάδε τεκμαιρόμενος λέγω. Für θυσιῶν leſen die Wiener *A. B. D.*, der Venetianiſche C. *A.* ὁσίων, was auch ſchon *Stephanus* gemuthmaſst, *Forſter* und *Heindorf* in den Text aufgenommen haben. — S. 108 *c.* ὡς ἐγὼ ὑπό τινος πέπυσμαι. Alle von *Wyttenbach* gebrauchten Handſchriften, nebſt der alten Ueberſetzung, haben das Richtigere πέπεισμαι. — S. 112 *c.* εἰς οὓς ἕκαστος ἀφοποιεῖται. ἑκάστους haben die zwey Venetianiſchen, und die Wiener *D. E. F. G.*, was *Heindorf* für das einzig Richtige hält. *W.* aber findet darin die Spur von ἑκάστοις, was *Mudge* vermuthete. Gleich darauf beſtätigen die Wiener *A. B. C. D. E. F.* und die zwey Venetianer die Lesart καθέντα und καθιέναι für καμφθέντα und κατιέναι, welche *Fiſcher* für fehlerhaft hielt, aber *Heindorf* in den Text aufnahm. *W.* ſtimmt dem letzten bey. — S. 116 *e.* ἐν τοῖς ὄρεσι, vier Wiener und die zwey Venet. leſen ἐπὶ τοῖς ὄρεσι. — Nur in wenigen Stellen hat *W.* ohne Zuſtimmung der Handſchriften etwas in dem Texte geändert, wie S. 78 *c.* οὐκοῦν ἅπερ ἀεὶ κατὰ τὰ αὐτὰ καὶ ὡσαύτως ἔχει, τὰ αὐτὰ ſtatt ταυτὰ, welches *Fiſcher* hat. Oefter hat er Conjecturen beygebracht, um offenbar verdorbene Stellen zu verbeſſern, oder die grammatiſche Conſtruction mit dem logiſchen Sinne und Zuſammenhange in Einklang zu bringen. Auch hiervon wollen wir einige Belege geben. S. 69 *a.* μὴ (*Heindorf* hat noch aus den Tübinger und Pariſer Codd. γὰρ hinzugethan) οὐχ αὕτη ἡ ἡ ὀρθὴ πρὸς ἀρετὴν, ἡδονὰς πρὸς ἡδονὰς — καταλλάττεσθαι. Da hier nicht ſowohl vom Wege zur Tugend, ſondern von der Tugend ſelbſt die Rede iſt, ſo vermuthet *W.*, Plato habe geſchrieben: ἡ ἡ ὀρθὴ ἀρετὴ; das πρὸς ſey aus dem Folgenden heraufgenommen und wegen des folgenden η, τη in την, wie ſehr oft geſchehen, verwandelt worden. Auch *Heindorf* hat noch Zweifel, ob jene Lesart die echte ſey, ungeachtet alles gut zuſammenhängt, weil im Jamblich und in zwey Pariſer Handſchriften ἡ ὀρθὴ πρὸς ἀρετὴν ἀλλαγὴ erſcheint. Dieſes ἀλλαγὴ dürfte aber doch kaum etwas anders als eine aus der Ellipſe entſtandene Gloſſe ſeyn, da ein Abſchreiber anſtatt ὁδὸς jenes Subſtantiv von dem Verbum καταλλάττεσθαι, freylich ohne Sinn, wählte. Daſs aber hier von der Tugend, nicht von dem Wege zu ihrer Erlangung die Rede ſey, worauf *W's* Aenderung ſich gründet, dieſes iſt gar nicht ſo ausgemacht, wie er vorausſetzt. Der tugendhafte Charakter kann nur durch tugendhaftes Handeln erworben werden (*de Rep.* IV. S. 378. X. S. 350. *Bip.*). Es iſt daher hier ἡ ἀρετὴ und ὁδὸς πρὸς ἀρετὴν eigentlich einerley. Uebrigens würde es nicht überflüſſig geweſen ſeyn, die Lesart der alten Ueberſetzung zu erfahren. Von mehr Bedeutung iſt, was über die gleich folgende Stelle: ἀλλ' ἢ ἐκεῖνο μόνον τὸ νόμισμα ὀρθὸν, ἀντὶ οὗ δεῖ πάντα ταῦτα καταλλάττεσθαι, φρόνησις, καὶ τούτου μὲν πάντα καὶ μετὰ τούτου ὠνούμενά τε καὶ πιπρασκόμενα τῷ ὄντι ἡ καὶ ἀνδρεία etc., geſagt wird. *Heindorf* findet an dem ungewöhnlichen paſſiven Gebrauche des ὠνούμενα Anſtoſs, und vermuthet daher nach dem Augsburger Codex καὶ μετὰ τούτου δ' ὠνούμεθα καὶ πιπράσκομεν. Allein *Wyttenbach* deckt einen noch verborgenern Fehler auf. Wenn wir etwas für die φρόνησις, worauf ſich τούτου bezieht, kaufen, ſo iſt dieſe der Kaufpreis, welcher für das Gekaufte hingegeben wird. Dieſes ſtreitet aber mit Sokrates Vorſchrift, alles für die Vernunft hinzugeben. Die Worte müſsten alſo in folgender Ordnung ſtehen: καὶ τούτου μὲν πάντα τε πιπρασκόμενα καὶ μετὰ τούτου ὠνούμενα, oder doch ſo erklärt werden: *ſi hac omnia vendantur, et cum hac* (i.e. *prudenter*) *omnia emantur, tum revera conflat et fortitudo et temperantia et juſtitia et ſummatim vera virtus, quae ſine prudentia eſſe nequit.* S. 82 *c.* εἰς δέ γε θεῶν γένος μὴ φιλοσοφήσαντι καὶ παντελῶς καθάρῳ ἀπιόντι οὐ θέμις ἀφικνεῖσθαι ἄλλῳ ἢ τῷ φιλομαθεῖ. Da hier alle Handſchriften, Stobäus, Jamblichus u. a. die Stelle eben ſo haben, welche doch keinen geſunden Sinn darbietet, ſo vermuthet *W.*, Plato habe ſich ſo ausgedrückt: εἰς δέ γε θεῶν γένος μὴ οὐ θέμις ἀφικνεῖσθαι ἄλλῳ ἢ τῷ φιλομαθεῖ κ. π. κ. α., und ſetzt zur Erläuterung das Verhältniſs des φιλομαθὴς und φιλόσοφος, von welchen dieſer Begriff jenem ſubordinirt iſt, aus einander. S. 97 *a.* ὅγε οὐκ ἀποδέχομαι ἐμαυτοῦ οὐδὲ ὡς, ἐπειδάν ἑνί τις προσῇ ἕν, ἢ τὸ ἕν, ᾧ προσετέθη, δύο γέγονεν· ἢ τὸ προστεθὲν καὶ ᾧ προσετέθη διὰ τὴν πρόσθεσιν τοῦ ἑτέρου τῷ ἑτέρῳ δύο ἐγένετο. *W's* logiſcher Scharfſinn unterſcheidet in dieſer Hypotheſe, wie aus zwey Einheiten zwey werden, drey Fälle; entweder wird *A* zwey, wenn *B*, oder *B* zwey, wenn *A* addirt wird, oder *A* und *B* werden durch gemeinſchaftliche Addition zwey. Der Zuſammenhang fordert alſo folgende Aenderung der Worte: οὐδὲ ὡς ἐπειδάν ἑνί τις προσῇ ἕν, ἢ τὸ ἓν ᾧ ἕν (dieſes ἕν möchte doch überflüſſig ſeyn) προσετέθη δύο γέγονεν· ἢ τὸ προστεθὲν· ἢ τὸ προστεθὲν καὶ ᾧ προσετέθη, διὰ τὴν πρόσθεσιν τοῦ ἑτέρου τῷ ἑτέρῳ δύο ἐγένετο.

Noch weit mehr hat *W.* für die Erklärung ſowohl der Worte als der Sachen geleiſtet. Es wird nicht leicht eine ſchwierige Stelle ſeyn, wo man nicht Belehrung findet.

Der

Digitized by Google

Der Sprachgebrauch besonders in den Partikeln, die Wortstellung und Wortverbindung, welche dem Plato eigenthümlich sind, werden durch Parallelstellen des Plato und Anderer erläutert, die Ausdrücke, welche andere Schriftsteller nachgebildet haben, fleifsig nachgewiesen, die Anspielungen auf Mythologie, Geschichte, auf religiöse und politische Verhältnisse enthüllet, die Sprichwörter erkläret, und vorzüglich auch die philosophischen Gedanken des Plato und der Aelteren, wenn er auf sie hinweist, trefflich in das Licht gesetzt. Die Scholien des Olympiodor's und die Erklärungen anderer alten Schriftsteller sind fleifsig beygebracht. Was zum richtigen Verstehen des Inhalts des Phaedo erfordorlich ist, das hat *W.*, wie man es erwarten kann, mit reicher Fülle gegeben, und auch durch die Prolegomena zur Beurtheilung des philosophischen Werths der für die Unsterblichkeit ausgeführten Beweise in Stand gesetzt. Diese Anmerkungen sind zwar kein vollständiger Commentar, aber sie können die Stelle desselben vertreten, und eignen sich für den Gebrauch der wifsbegierigen Jünglinge vortrefflich, indem sie das eigne Denken und Forschen nicht ersetzen, sondern nur durch Darreichung eines grofsen Reichthums von Materialien und durch Nachweisung der Quellen einleiten, unterstützen, befördern. Aber auch schon gebildete Gelehrte finden darin genug Stoff und Nahrung. Ueber einen Gegenstand vermifst man ungerne *W's* Belehrungen, nämlich über die Veranlassung, die Zeit der Ausarbeitung, über den Inhalt, Zweck und Zusammenhang dieses Dialogen, und über die Frage, was an demselben historisch sey, wie sich Sokrates und Plato's Ansicht von diesem Gegenstande zu einander verhalten (aus diesem Grunde wünschten wir, dafs er auch den zehnten Abschnitt aus seiner Geschichte der Unsterblichkeitslehre, der vom Sokrates handelt, in den Prolegomenis möchte mitgetheilt haben). Ferner über die Literaturgeschichte dieses Werks. Denn wahrscheinlich wird *W.* in seinen Vorträgen über alle diese Gegenstände, welche zur Einleitung gehören, ausführlich mit seiner gewohnten Gründlichkeit gehandelt haben; in den Anmerkungen sind aber nur einige davon kurz berührt. Bey der Reichhaltigkeit des Stoffes, der in diesen Anmerkungen enthalten ist, können wir nur auf Einiges aufmerksam machen, was mit besonderem Fleifse ausgeführt ist. Ueber Echekrates, welchen *W.* für den Pythagoräer hält, ist (S. 110 f.) alles gesammelt, was sich in den alten Schriftstellern fand. Er war aus Phlius, woher auch selbst Pythagoras Vorältern stammten, nach Pausanias II. c. 14. Der Gebrauch des Wortes ἀπολαμβάνειν von den Winden verschlagen, ist gelehrt erläutert. S. 58 *d.* παρῆσάν τινες καὶ πολλοί γε. Mit Beziehung auf seine Bemerkungen zu Plutarch. *de sera Num. Vend.* p. 125. sagt *W.*: *Pauci quidam potius, quam multi quidam analogiae congruere videatur; si quidem* τινὲς, *quidem, paucitatem significat. At usus hic invaluit ut* τινὲς, *tanquam genus, utramque speciem complectatur,* πολλοὺς *et* ὀλίγους. Allein die angeführten Belege beweisen, wie uns dünkt, diesen Sprachgebrauch nicht, am wenigsten diejenigen, wo dem τινες πολλοὶ mit einer Negation entgegengesetzt werden, vielmehr scheint καὶ, wie mehrmals bey Plato, die Bedeutung des Hinzusetzens, wodurch das Vorige berichtigt wird, zu haben: Einige, ja sogar Viele, waren zugegen, wobey τινὲς nicht ὀλίγους und πολλοὺς als Theile unter sich begreift, sondern dem πολλοῖς entgegengesetzt bleibt. Dieses ist Hn. *Heindorf's* Scharfsinne entgangen, der auf *W's* angeführte Stelle verweist. S. 61 *b.* Ueber den Unterschied von λόγος und μῦθος, λογοποιὸς und μυθοποιὸς, und den Gebrauch des ποιεῖν für dichten. S. 61 *d.* Vom Philolaus und dessen Zeitalter. Wenn Lysis Schüler des Pythagoras und Philolaus des Lysis war, so konnten Cebes und Simmias den Philolaus, der bis zu Ol. 90. gelebt haben mufs, allerdings zu Theben hören. S. 61 *e.* Die etwas dunkle Stelle: ἴσως μέντοι θαυμαστόν σοι φανεῖται — περιμένειν, haben *W.* und *H.* durch Kritik und Exegese vollkommen aufgeklärt. Nur mufs man in der *Heind.* Ausgabe die Ordnung in den Worten τεθνάναι ἢ ζῆν, wie *W.* zeigt, umkehren. S. 62 *b.* ὁ μὲν οὖν ἐν ἀποῤῥήτοις λεγόμενος περὶ αὐτῶν λόγος. Es ist hier nicht die Rede von religiösen Mysterien, sondern von einer geheimen Lehre der Pythagoräer oder des Sokrates. *W.* widerlegt *Forster's* entgegengesetzte Behauptung, und zeigt, dafs selbst Olympiodorus, ob er gleich alle Philosophie auf Religion zurückführt, und Proclus angeführte Stellen nichts zum Beweise derselben beybringen, sondern nur von der geheimen Philosophie, welche fast alle Schulen hatten, wie auch Plotinus *Enn.* IV. L. VIII. c. 1. sprechen. Es ist also auch hier entweder der Pythagoräer, oder des Sokrates geheime Lehre zu verstehn. Denn auch Sokrates scheint eine solche gehabt zu haben. Wenigstens läfst ihn Plato *Theaetet.* S. 156 *a.* und Laches 201 *a.* so reden, als habe er philosophische Geheimnisse. Wenn Themistius *Orat.* XXVI. sagt, Sokrates habe alles öffentlich gesprochen, so ist das nur von seinen moralischen Reden zu verstehn. (Dieses bedarf wohl noch einer weiteren Untersuchung. Denn es ist immer die Frage, welcher Sokrates, der wirkliche, oder der idealisirte, in Plato's Dialogen spreche. Die Geheimhaltung gewisser Lehren scheint mit dem Charakter des Sokrates nicht wohl vereinbar.) Ganz unbezweifelt ist aber hier die geheime Lehre der Pythagoräer zu verstehn. Der Peripatetiker Klearchus sagt wenigstens bey Athenaeus IV. 11. 157. ausdrücklich, dafs sie dasjenige gelehrt haben, was hier Sokrates als eine geheime Lehre anführt. *Heindorf* hat sich hier an *Forster* gehalten. S. 64 *a.* ἀποθνήσκειν καὶ τεθνάναι. Eine Menge von Stellen erläutern diesen Gedanken.

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

Neque huc opus eſt confugere; nam ſi quaeritur de agendo aut patiendo, una omnium virtutum praecipue in agendo cernitur prudentia; quippe quae caeteras gubernat ipſas τὰ πάθη gubernantes. Ratio ante oculos in modo dictis: πέπαυται τοῦ πλόου κ. τ. λ. indeque et ſenſu quietis et perceptione veritatis ſuaviter afficitur et bene patitur, εὐπαθείᾳ fruitur εὐπαθεῖ. Doch hier ſucht *W.* den Grund in dem Weiten, da er in der Nähe liegt. πάθημα wie πάθος bedeutet Zuſtand, alles was von einem Objecte ausgeſagt wird, z. B. *de republ.* VII. S. 511 *d. καί μοι ἐπὶ τοῖς τέτταρσι τμήμασι τέτταρα ταῦτα παθήματα ἐν τῇ ψυχῇ γιγνόμενα λάβε ſc.* νόησιν, διάνοιαν, πίστιν, εἰκασίαν. Das abſtracte Den- ken, da die Seele ohne den Sinn das Wahre an ſich rforſcht, und ſich zu dem unveränderlichen Wiſſen rhebt, dieſer Zuſtand der Seele πάθημα wird Φρόνησις enannt. S. 210. findet man die Hauptſtellen über die elenwanderung und die abweichenden Meinungen r neueren Platoniker. S. 269. und 274. Ueberſicht r Hauptſtellen über ἰδέαν und εἶδος. S. 281. effliche Erläuterung des Unterſchiedes zwiſchen ἀνάτον und ἀνώλεθρον wo auch zugleich mehreres er die ἐμψυχία des Boëthus und die Beſtreitung der- en aus Olympiodor mitgetheilt wird. S. 288. ber Platos und Anderer Mythen von der Unter- t. S. 289. Ueber den Schutzgeiſt der Seele. Ver- edene Meinungen, ob jeder Menſch einen eige- oder mehrere einen gemeinſchaftlichen Dämon n. S. 296. und 304. über die runde Geſtalt und weglichkeit der Erde, und die δωδεκάσκυτοι σφαῖ- S. 311. über die αἰώρα. S. 315. über die vier der Unterwelt. S. 320 u. f. πλέον δάτερον ἀπερ- νι, treffliche Erklärung dieſer nicht immer rich- tandenen Formel mit vielen Beyſpielen. δάτε- ver *Euphemismum* wovon ebenfalls Belege an- werden, ſo viel als τὸ κακόν. S. 325. αἱ εἰκεῖαι waren nicht Gattinnen des Sokrates, ſon- ewandte, Freundinnen oder auch Sklavinnen.

bemerken wir, daſs die Reihe trefflicher hieen zur Geſchichte der Philoſophie, welche *ttenbachſchen* Schule verdanken, bald wie- yen Werken wird vermehrt werden, dem die εὔλογος ἐξαγωγὴ von *Wilh. Theodor* dem andern über Chryſipps Leben und *Wilh. Lud. Waſſenaer.*

dem ſchönen Papier und correcten Drucke (die durch die kleinen Lettern beſon- ders in den Anmerkungen entſtandenen Druck- fehler ſind am Ende ſorgfältig angemerkt), hat die-

νησις κέκληται. Mehrere geſuchte Erklärungsgründe des Olympiodors, warum Φρόνησις vom Plato ein πάθημα genannt werde, führt *W.* an und verwirft ſie.

Digitized by Google

dieſe Ausgabe durch ein vierfaches Regiſter der angeführten Autoren, der Sachen und Perſonen, der grammatiſchen Bemerkungen und der erklärten griechiſchen Wörter eine ſchätzbare Zugabe erhalten.

Hr. *Heindorf* hat bey ſeiner Ausgabe beſonders Rückſicht auf die Kritik des Textes genommen, ohne doch die Erklärung ganz auszuſchlieſsen. Seine Ausgabe enthält einen durchaus berichtigten Text mit Angabe der Gründe aus Handſchriften und dem Platoniſchen Sprachgebrauche, nach demſelben gründlichen, alle Momente der Zeugniſſe ſcharfſinnig abwägenden und nichts ohne Noth ändernden Verfahren, welches ihm gerechten Beyfall erworben hat. Es iſt keine Seite, wo nicht der Text durch ſein ſicheres kritiſches Urtheil gewonnen hat, nachdem auch die verſteckteren Fehler durch kurze aber treffende Zergliederung des Gedankens und des Zuſammenhangs und Vergleichung mit ähnlichen Stellen aufgedeckt worden. In der Verbeſſerung der verdorbenen Stellen folgt er nach ſorgfältiger Abwägung der Wahrſcheinlichkeit der Varianten und Feſtſetzung des eigentlichen Punctes ſeinem durch fleiſsiges Studium des Plato geſchärften Urtheile. Denn er hatte keinen kritiſchen Apparat auſser den von Fiſcher angeführten abweichenden Lesarten, wozu noch einige Varianten aus Pariſer Handſchriften kommen, die er ſeinem Lehrer *Wolf* verdankt. Bloſse Conjecturen nahm er nie in den Text auf, wenn ſie nicht völlig evident waren. Er ändert nie ohne Noth und zureichende Gründe, und von dem nicht ſelten bey Kritikern vorkommenden *pruritus* iſt keine Spur bey ihm zu finden. Die Erklärung des *Phaedo* iſt die zweyte, doch der erſten untergeordnete Rückſicht. Nur die nothwendigſten Erklärungen, d. i. ſolche, welche der des Griechiſchen ſonſt kundige, nur in dem Plato nicht hinlänglich geübte Leſer fordert, gehörten in ſeinen Plan. Man darf daher nicht den Reichthum von Gelehrſamkeit ſuchen, der ſich in den *Wyttenbachiſchen* Noten findet, aber dagegen eine mehr nach jenem Geſichtspunkt abgemeſſene, gleichförmig ſich über das Ganze erſtreckende Erklärung. *H.* führet durch die Entwickelung der grammatiſchen Conſtruction und des logiſchen Zuſammenhangs durch die Vergleichung des Platoniſchen Sprachgebrauchs, beſonders in Rückſicht auf die Wortſtellung und die Partikeln in das Verſtändniſs des Dialogs ein. *Wyttenbach* führet einen Schritt weiter, indem er durch den groſsen Reichthum ſeiner Gelehrſamkeit zum weiteren Denken, Vergleichen und Beurtheilen, kurz zum tiefern Eindringen den ſchon Fähigern nöthiget. Indeſſen dienen doch beide Ausgaben einander zur Ergänzung, und ſind jedem, der ſich das Studium des Phaedo wählt, unentbehrlich. Wir wollen nur durch einige Belege dieſs allgemeine Urtheil beſtätigen.

Die vorzüglichen Lesarten, welche *Wyttenbach* aus den Wiener und Venetianiſchen Handſchriften angezogen und der gewöhnlichen Lesart vorgezogen hat, ſind faſt ſämmtlich von *Heindorf* in den Text aufgenommen worden. Viele Verbeſſerungen und Bemerkungen betreffen zwar, wie es ſcheint, Kleinigkeiten, z. B. zu ὅτι φάρμακον πιὼν ἀποθάνοι S. 576. daſs man beides πιεῖν κωνεῖον und το κ. ſage, alſo hier φάρμακον die echte Lesart ſey, obgleich vorher Echekrates ſagte, ἢ τὸ φάρμακον ἔπιεν; warum gleich darauf in den Worten: οὐδὲ τὰ περὶ τῆς δίκης ἆρα ἐπύθεσθε ὃν τρόπον ἐγένετο, περὶ mit dem Genitiv und nicht mit dem Accuſativ ſtehe; daſs nach ταῦτα μὲν ἡμῖν ἤγγειλέ τις, das dem Sinne der Erzählenden vorſchwebende ἐκεῖνα δ' οὐ verſtanden werden müſſen. Allein auch dieſe Kleinigkeiten gehören weſentlich zur Kritik und Philoſophie, und machen gleichſam die Schale aus, welche den Kern enthält. S. 58 *a.* τοῦ πλοίου ὃ εἰς Δῆλον Ἀθηναῖοι πέμπουσι. Den Zuſatz der Vulgata κατ' ἔτος lieſs *H.* aus dem Grunde weg, weil er zum Sinne nicht erforderlich iſt, und in den beſten Handſchriften von Augsburg, Tübingen, Paris, in *Plutarchus de Fato* (*Hutten* X. S. 289.) und in der echten *Ficiniſchen* Ueberſetzung fehlet, und in dem Folgenden zweymal erwähnt wird. S. 59 *a.* ὡς εἰκὸς ἂν δόξειεν εἶναι παρόντι πένθει. Die letzten Worte können nicht verbunden werden, denn ſonſt müſste ἐν ausgefallen ſeyn, was nicht wahrſcheinlich iſt. Einen *Dativus abſolutus* anzunehmen, trägt *H.* Bedenken, weil ihm noch kein ſicheres und unzweifelhaftes Beyſpiel davon vorgekommen iſt; παρόντι hängt alſo mit dem vorhergehenden μοι zuſammen. Doch muſs man ſich wundern, warum Plato nicht die deutlichere Conſtruction durch den Accuſativ με - εἰσήει παρόντα wählte. S. 59 *a.* καί τις ἡδονὴς κρᾶσις ἀπό τε τῆς ἡδονῆς συγκεκραμένη ὁμοῦ καὶ τῆς λύπης. Accurater iſt die Lesart des Tübinger C. καὶ ἀπὸ τῆς λύπης, weil voraus gieng, nicht ἀπό τε τῆς ἡδονῆς, ſondern ἀπό τε τῆς ἡ, und in dieſem Falle gewöhnlich die Präpoſition wiederholt wird. Doch findet man auch einige Beyſpiele vom Gegentheile. — οὕτω διεκείμεθα, ποτὲ μὲν γελῶντες, ἐνίοτε δὲ ὀκνοῦντες — οὕτω beziehet ſich hier wie gewöhnlich auf das Folgende. Man kann aber nicht verbinden ποτὲ μὲν γελῶντες διεκείμεθα. *H.* fand es daher ſonderbar, warum nicht die Wortverbindung ſo gemacht worden: οὕτω διεκείμεθ· ποτὲ μὲν ἐγελῶμεν; bis ihm ähnliche Conſtructionen vorkamen, wie *Sophocles Oedip. Tyr.* 10. τίνι τρόπῳ καθέστατε; δείσαντες ἢ στέρξαντες; S. 59 *d.* ἀνεῴγετο γὰρ πῃ πρώ — πάνυ hatte *Fiſcher*, durch *Ficins* Ueberſetzung *haud admodum mane* verleitet, vor πρώ eingeſchaltet; *H.* verwirft es mit Recht, weil ſchon πρώ allein dieſe Bedeutung hat, z. B. *Protagoras* §. 6. — S. 59 *e.* ὁ θυρωρὸς — εἶπε περιμένειν, anſtatt ἐπιμένειν, nach der Analogie und der Autorität des Tübinger Codex — καὶ παραγγέλλουσιν ὅπως ἂν τῇδε τῇ ἡμέρᾳ τελευτήσῃ anſtatt τελευτᾷ. Denn bey einer dauernden und fortwährenden Sache ſteht nach ὅπως ἄν der Conjunctiv des Präſens, bey einer Handlung, die auf einmal verrichtet wird, der Conjunctivus des Aoriſts wie mehrere angeführte Beyſpiele bewähren. Auch haben die Tübinger und Pariſer Handſchriften τελευτήσῃ. Nach derſelben Autorität iſt ſtatt εἰσιόντες, εἰσελθόντες aufgenommen, und S. 60 *b.* für ἀναπαδιζόμενος εἰς τὴν κλί-

χλίην, ἐπὶ nach dem Augsburger Cod. und der zweyten Baseler Ausgabe gesetzt worden. S. 60 *d.* εἰ οὖν τί σοι μέλει τοῦ ἔχειν ἐμὲ Εὐηνῷ ἀποκρίνασθαι für ἀποκρίνεσθαι nach der Tübinger Handschrift. S. 60 *e.* εἰ ἄρα πολλάκις ταύτην τὴν μουσικὴν μοι ἐπιτάττοι ποιεῖν· πολλάκις bedeutet hier, wie *H.* mit vielen Stellen beweiset, (doch wie es scheint, nur nach *ei*, ἐάν, μή,) *vielleicht*. S. 62 *a.* εἰ τούτοις τοῖς ἀνθρώποις μὴ ὅσιον ἴνα μὴ ἐστὶν, — dieses ἐστιν ist aus einem Pariser Cod. hinzugekommen. S. 62 *b.* εὖ λέγεσθαι τὸ θεοὺς εἶναι ἡμῶν τοὺς ἐπιμελουμένους anstatt ἐπιμελουμένους aus den Tübinger und Pariser Cod. S. 62 *c.* ἴσως τοίνυν ταύτῃ (anstatt des gewöhnlichen ταύτην) οὐκ ἄλογον, μὴ πρότερον αὐτὸν ἀποκτανθῆναι ὅτιν πρὶν ἄν (dieses ἄν hat Hr. *H.* ohne Autorität der Handschriften blos aus grammatischen Gründen hinzugefügt) ἀνάγκην τινὰ ὁ θεὸς ἐπιπέμψῃ. S. 62 *d.* οἴεται ἐπιμελήσεσθαι für ἐπιμελεῖσθαι aus dem Tübinger Cod. und Olympiodor. Denn ἐπιμελεῖσθαι kann nicht das attische *Futurum* durch Contraction seyn, da das *Futurum* nicht ἐπιμελέσομαι, sondern ἐπιμελήσομαι ist. S. 63 *c.* νῦν δὲ εὖ ἴστε ὅτι παρ' ἀνδρὸς τὲ ἐλπίζω ἀφίξεσθαι ἀγαθοὺς καὶ τοῦτο μὲν οὐκ ἂν πάνυ δύσχυρισαίμην· ὅτι μέντοι παρὰ θεοὺς δεσπότας πάνυ ἀγαθοὺς ἥξειν, εὖ ἴστε ὅτι, εἴπερ τι ἄλλο τῶν τοιούτων, διϊσχυρισαίμην ἄν καὶ τοῦτο. Das ἥξειν läfst sich nicht füglich durch ἐλπίζω suppliren, wie *Forster* wollte. Die Construction ὅτι μέντοι ἥξω (nicht, wie *Mudge* vorschlug, ἥξοιμι) würde allerdings leichter seyn. Da aber alle Handschriften in der Lesart einstimmig sind, so darf man sie nicht ändern, sondern die Construction des ὅτι mit dem Infinitiv annehmen, für deren Richtigkeit *H.* viele Stellen anführt. S. 63 *d.* καὶ ἅμα σοι ἡ ἀπολογία ἔσται, ἐὰν ἅπερ λέγεις, ἡμᾶς πείσῃς, ἔσται nahm *H.* aus einem Pariser Cod. anstatt ἐστι auf, und λέγεις für λέγῃς aus dem Augsburger. Der Artikel ἡ vor ἀπολογία ist aber nothwendig, weil es sich auf die obigen Worte des Sokrates bezieht: οἶμαι γὰρ ὑμᾶς λέγειν, ὅτι χρή με πρὸς ταῦτα ἀπολογήσασθαι S. 64 *c.* ἆρα μὴ ἄλλο τι ἢ ὁ θάνατος ἢ τοῦτο· Er erwartete erst ἄλλο τι ἐστι, oder ohne Zeitwort ἄλλο τι ὁ θάνατος, weil dies fragende ἆρα μὴ mit dem Indicativ construirt wird. Sollte das ἢ echt seyn, so könne, wie in andern angeführten Beyspielen, δεδοίκατε verstanden werden. In den gleich darauf folgenden Worten: ἐὰν ἄρα καὶ σοὶ ξυνδοκῇ ἅπερ καὶ ἐμοὶ ist καὶ nach dem fast allgemeinen Gebrauche der Griechen aus einem Pariser Codex hinzugekommen, so wie S. 66 *a.* in der Formel: εἴπερ τις καὶ ἄλλος. S. 68 *d.* οἶσθα ὅτι τὸν θάνατον ἡγοῦνται πάντες οἱ ἄλλοι τῶν μεγάλων κακῶν εἶναι; durch die Aufnahme dieser Lesart, welche sich in den Tübinger, Pariser Handschriften, im Jamblich und Stobäus findet, anstatt μεγίστων, welches mit dem gleich folgenden μειζόνων κακῶν streitet, ist eine offenbare Corruptel gehoben worden. S. 96 *a.* περὶ φύσεως ἱστορίαν ὑπερφάνως γάρ μοι δοκεῖ εἶναι anstatt ὑπερφάνων, nach dem Scholiasten dem Augsburger und Tübinger Codex, so dafs das Folgende εἰδέναι τὰς αἰτίας ἑκάστου eine weitere Erklärung davon ist. καὶ πολλάκις ἐμαυτὸν ἄνω καὶ κάτω μετέβαλλον. Diese Redensart deutet nicht, wie *Fischer* glaubte, Sorgfalt und Genauigkeit, sondern vielmehr Unbeständigkeit aus Mangel an Grundsätzen an. S. 97 *a.* ἐναντία γὰρ γίγνεται ἢ τότε ἡ αἰτία τοῦ δύο γίγνεσθαι. Aus *Ficins* Uebersetzung: *contraria enim tunc atque superius causa fit qua duo fiant*, und der Lesart der zweyten Baseler Ausgabe γίγνεται τότε ἢ τότε αἰτία nahm *H.* die unbezweifelte Verbesserung der gemeinen Lesart ἡ τότε αἰτία. S. 97 *d.* πότερον ἡ γῆ πλατεῖα ἐστιν ἢ στρογγύλη. Nach *Aristoteles de Coelo* II. 13. macht *H.* es wahrscheinlich, dafs πλατεῖα sich auf die Vorstellung der Ionier von der platten στρογγύλη auf die Ansicht der Pythagoräer von der sphärischen Gestalt der Erde sich beziehe, und berichtigt die *Forsterſche* Note von der Ansicht der Ionier. S. 98 *a.* παρεσκευάσμην ὡς οὐκέτι ποθέσομενος αἰτίας ἄλλο εἶδος. Die Lesart der Handschriften ist hier sehr abweichend. Die Augsburger hat ποτεσσόμενος, die Tübinger ὑποθησόμενος, die Aldinische Ausg. ὑποθεσόμενος, die zweyte Baseler ὑποθέμενος, Eusebius ὑποθησόμενος. Nach dem Zeugnisse des Eustathius Od. β. 375. ed. Bas. S. 102. welcher diese Stelle vielleicht aus dem Gedächtnisse anführt und ὡς οὐκέτι ποθέσων las, hatte Hr. *H.* kein Bedenken ποθεσόμενος als das Wahre in den Text zu setzen. Die Stelle des Lysias S. 314. ed. *Reisk.* πότερον γὰρ, ὅταν ἤ τί μοι πράγμα, τότε ποθέσομαι τὸν ἐροῦντα καὶ τοὺς μαρτυρήσοντας dient zum Beweise, dafs ποθέσομαι bey den Attikern im Gebrauche war, wie τέξειν und τέξεσθαι, θίξομαι und θίξω, πνεύσειν und πνευσεῖσθαι. Es ist daher ohne Grund, dafs *Wyttenbach* des Eustathius ποθέσων für eine falsche Lesart hält. S. 99 *a.* ὡς μέντοι διὰ ταῦτα ποιῶ ἃ ποιῶ καὶ ταῦτα νῦν πράττω, ἀλλ' οὐ τῇ τοῦ βελτίστου αἱρέσει, πολλὴ ἂν καὶ μακρὰ ῥᾳθυμία ἂν εἴη τοῦ λόγου; τὸ γὰρ μὴ διελέσθαι οἶμαι εἶναι, ὅτι ἄλλο μέν τί ἐστι τὸ αἴτιον τῷ ὄντι, ἄλλο δ' ἐκεῖνο ἄνευ οὗ τὸ αἴτιον οὐκ ἄν ποτ' εἴη αἴτιον. Der Anfang dieser verwirrten Stelle würde völlig hergestellt seyn, wenn Hr. *H.* seine treffende Conjectur καὶ ταῦτα νῦν πράττων *praesertim mente agens*, worauf auch *Ficins* Uebersetzung *dum ipsa mente ago* schon führet, in den Text aufgenommen hätte. Bey dem zweyten Gliede fand er, nach Verwerfung der Conjectur des Mudge τὸ γὰρ ἂν εἴη, und der eignen εἴη γὰρ ἄν (τοῦτο τὸ keinen andern Ausweg, als es müfsten diese Worte als Ausrufung verstanden werden, nach welcher in dem Sinne des Lesenden leicht supplirt werden könne: οὐ γελοῖόν ἐστι, οὐ πάνυ φαύλου ἀνδρός ἐστι. Dieses scheint uns aber sehr gezwungen, und nicht mit Xenophons *Memorab.* IV. 3. 5. vertheidiget werden zu können, wo das zu supplirende doch schon im Vorhergehenden vorkommt. Wir glauben daher, wie *Wyttenbach*, dafs hier eine kleine Lücke sey. Dem Fehler in dem Schlusse des Dialogs, der sich dem Nachdenken sogleich offenbart (denn was ist das für ein besondres Lob dafs von Sokrates gesagt wird, er sey gewesen ἀνὴρ τῶν τότε ὧν ἐπειράθημεν ἄριστος, dafs es noch des entschuldigenden Zusatzes ὡς ἡμεῖς φαῖμεν ἄν bedurft hätte) suchen beide Gelehrte durch *Conjectur* abzuhelfen. Hr. *H.* schlägt folgende Verbesserung vor: ἀνθρὸς ὡς ἡμεῖς φαῖμεν ἂν πάντων τότε ὧν ἐπειράθημεν, ἀρίστου. καὶ ἄλλως φρονιμωτάτου καὶ δικαιοτάτου; das war

Digitized by Google

war das Ende unſers Freundes, eines Mannes, der wie wir wohl behaupten dürfen, unter allen damals (d. i. in den letzten Augenblicken), wie wir erfuhren, der beſte und auch ſonſt (in ſeinem übrigen Leben) der weiſeſte und gerechteſte geweſen iſt. Zur Parallele dient das Zeugniſs, welches der Diener der Eilfe S. 116 *c.* dem Sokrates giebt. Allein es iſt nicht ſehr wahrſcheinlich, daſs das Wort πάντων von allen Abſchreibern ſollte ausgelaſſen worden ſeyn, und dann glauben wir auch, Plato würde τότε mit ἄλλως durch καὶ verbunden haben. Aus dem Grunde würden wir der *Buttmanniſchen* Conjectur, die *H.* ebenfalls anführt ἐκ τῶν τότε ὧν ἐπειράθημεν den Vorzug geben, wenn nicht, wie er erinnert, die Platoniſche Conſtruction ἐξ ὧν τότε ἐπειρ. erwartet werden müſste, und die Conſtruction des πειρᾶν mit dem Genitiv an dieſer Stelle noch zweifelhaft wäre. In Rückſicht der Leichtigkeit iſt die *Wyttenbachiſche* Conjectur, nach welcher für τῶν τότε, τῶν πώποτε zu leſen iſt, die annehmlichſte, obgleich auch durch ſie noch nicht alle Bedenklichkeiten gehoben werden. — Doch wir dürfen nicht mehrere Beyſpiele häufen, um einleuchtend zu machen wie groſs das Verdienſt ſey, welches ſich Hr. *H.* um die Kritik und Erklärung dieſes Dialogs gemacht habe. Der Druck iſt ſo correct, daſs uns kaum ein oder zweymal Fehler von der leichteſten Art wie S. 24. ποιοῖ für ποιοῖ vorgekommen ſind. Aber ungern vermiſst man die Regiſter, wie ſie *H.* den bis jetzt herausgekommenen Theilen der *Dialogorum ſelectorum*, auch dem *vierten*, worin auch *Phaedo* vorkommt, als eine nützliche Zugabe angefügt hat. Da dieſe Ausgabe nur ein beſonderer Abdruck des *erſten* Theiles des *vierten* Bandes der *dial. ſelect.* iſt; ſo hätte leicht die Einrichtung getroffen werden können, daſs aus den beiden Regiſtern deſſelben dasjenige, was für den *Phaedo* gehört, herausgenommen und zu einem eignen Regiſter über die Erklärungen des *Phaedo* zuſammengeſtellt worden wäre.

GESCHICHTE.

REGENSBURG, b. Montag und Weiſs: *Petri Angelii Bargaei* quo ordine *ſcriptorum hiſtoriae Romanae* monimenta legenda ſint, libellus. Quem denuo excudi curatum verſione theodiſca ditavit *Joſ. Koller*. 1813. 47 S. 8. (4 gr.)

Peter Angeli oder delli Angeli, war zu Barga (wovon er den Zunamen Bargaeus führte) im Toſcaniſchen 1517 geboren, hatte zu Bologna die Rechte ſtudirt, und wurde nach manchen Abenteuern 1546 Lehrer der griechiſchen und lateiniſchen Sprache zu Reggio, dann Prof. zu Piſa, anfänglich der ſchönen Literatur, nachher der Moral und Politik. Um ſeine *Syrias* oder das Gedicht von der Eroberung Paläſtina's vollenden zu können, berief ihn der Cardinal Ferdinand v. Medici nach Rom, von da er wieder eine Zeitlang nach Florenz, und endlich wieder nach Piſa gieng, wo er 1596 ſtarb. Seinen gröſsten Ruhm haben ihm unſtreitig damals ſeine lateiniſchen Gedichte, beſonders das bereits angeführte, gebracht. Die kleine, hier von Hn. *Koller* wieder herausgegebne Schrift iſt zwar mehrmals gedruckt worden, man kann aber doch nicht mit dem Herausgeber ſagen, daſs ſie ſich beſonders unter den übrigen auszeichne. Es iſt ein bloſses Regiſter, worin nachgewieſen wird, wie, wenn jemand die römiſche Geſchichte aus den Quellen ſtudieren will, für jede Zeitperiode die Stücke der griech. und lat. Schriftſteller zu leſen ſind. Für unſre Zeit iſt das Büchelchen ſehr entbehrlich, da in guten Lehrbüchern, z. B. dem *Beckiſchen*, die Quellen jedesmal angegeben werden; vollkommen überflüſſig aber war es eine deutſche Ueberſetzung beyzufügen. In dieſer hat übrigens Hr. *K.* die *Schlözerſchen* Abtheilungen der Perioden eingeſchaltet.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Todesfälle.

Am 11ten Julius ſtarb zu Leipzig der Nachmittagsprediger an der Petrikirche, M. *Guſtav Ferdinand Loſſius*, Unterlehrer an der Rathsfreyſchule und ordentliches Mitglied des philologiſchen Seminariums, alt 22 Jahr.

Am 12ten Auguſt ſtarb zu Bremen *Heinrich Meyer*, Paſtor zu St. Pauli und zu St. Johann; er ward geboren am 23ſten December 1752, und erhielt dieſe Stadtpaſtorate am 22ſten May 1789; vorher war er Landprediger in dem ehemaligen Gebiete dieſer Hanſeſtadt, und früher einige Zeit Prediger in der ehemaligen Grafſchaft Mark geweſen. Als einer der Redacteurs des neuen Bremiſchen Geſangbuchs hat er ſich ſehr ſchätzbare Verdienſte um die Erbauung des Bremiſchen Kirchenpublicums erworben. In *Ewalds* Monatsſchrift finden ſich einige Aufſätze von ihm, die ſich durch Originalität eben ſo ſehr auszeichnen, als durch Eifer für die ältern und gegen die neuern theologiſchen Anſichten.

Am 24ſten Sept. ſtarb zu Ermenonville in der ſogenannten Eremitage, welche einſt Rouſſeau bewohnte, der berühmte Muſiker *And. Erneſt Grétry*, bekannt durch ſeine zahlreichen Compoſitionen ſowohl als auch durch ſeine von dem verſtorbnen *Spazier* verdeutſchten Verſuche über die Muſik; er wurde zu Lüttich 1741 am 11ten Februar geboren.

Im October ſtarb zu Bern *Johannes Ith*, erſter Pfarrer am Münſter zu Bern und Decan, der erſte Geiſtliche des Cantons. Er ward geboren im J. 1747.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

THEOLOGIE.

ERLANGEN, b. Palm: *Die bibliſche Theologie*, oder *Judaismus* und *Chriſtianismus* nach der grammatiſch-hiſtoriſchen Interpretationsmethode und nach einer freymüthigen Stellung in die kritiſch-vergleichende Univerſalgeſchichte der Religionen und in die univerſale Religion. Von Dr. *Gottl. Phil. Chr. Kaiſer*, Prediger zu Münchberg. *Erſter* oder *theoretiſcher* Theil. 1813. XIV u. 292 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Mit groſsem Intereſſe hat Rec. vorliegende Schrift geleſen, welche ſich nicht nur durch Beweiſe von gelehrter Beleſenheit, ſondern noch mehr durch Proben eignen ſelbſtſtändigen Forſchens, durch überraſchende neue Combinationen, durch helle Blicke in das Dunkel der früheſten Vorzeit und in die Tiefen des menſchlichen Geiſtes aufs vortheilhafteſte auszeichnet. Ueberdieſs charakteriſirt den Vortrag des Vfs. ein hoher Grad von Freymüthigkeit, wobey er doch häufig auf den exoteriſchen Gebrauch mancher Wahrheit Rückſicht nimmt, und eine Unbefangenheit von vorgefaſsten theologiſchen und philoſophiſchen Meinungen, welche bey ihrer Seltenheit um ſo mehr Lob verdient. So gern wir alle dieſe Vorzüge anerkennen, eben ſo unverholen werden wir im Folgenden bemerken, wo uns die Anſichten und Combinationen des Vfs. einer richtigen Begründung und die Darſtellung derſelben der erforderlichen Schärfe und Genauigkeit zu ermangeln ſcheinen. Wir heben zunächſt einige Aeuſserungen der Vorrede aus, um dadurch vorläufig den Geiſt des Ganzen zu bezeichnen. Nur ſeine individuelle Anſicht von einer äuſserſt intereſſanten und wichtigen Wiſſenſchaft, der Religionsgeſchichte, in welcher ſich die Geſchichte der menſchlichen Bildung überhaupt ſpiegelt, wollte der Vf. in dieſem Verſuche aufſtellen, verbunden mit der angeſtrengten Bemühung für einige Organiſation zu einem harmoniſchen Ganzen. Mit Recht glaubt der Vf. den alten Philoſophen und Hiſtorikern, Dichtern und Propheten oft weniger zuſchreiben zu müſſen, als gemeiniglich geſchieht, „wo die aus dem Lichte in die Dunkelheit zurückgebenden Forſcher oft ihr eigenes Licht, wie das exegetiſche Handbuch, *Paulus* Commentar u. a., ſogar oft ein vermeintliches Licht, und oft abſichtlich, wie *Daub's Theologumena*, *Schwarz* und andere Idealphiloſophen unſerer Zeit, mitbringen, und ſich ſelbſt oder andere blenden." (S. IV.) Im Folgenden macht der Vf. aufmerkſam auf die Schwierigkeit des Unternehmens, die Einzelnheiten aller Nationalität und Individualität in der Religionsgeſchichte auszuforſchen, welches erſt die Nachwelt einigermaſsen auflöſen wird, und zeigt, wie er bey der von ihm verſuchten Zeichnung der allgemeinſten Züge und bey der Anwendung dieſer auf die uns zunächſt liegende Religion, welche Anwendung keineswegs eine ſolche ſchwärmende oder willkürliche iſt, als die z. B. in *Kanne's* Urkunden und Pantheum vorgetragene, hauptſächlich auf Reſultate allenthalben einzulenken ſuche, ohne die bibliſchen Stellen zu exegeſiren und die Literatur der bibliſchen Theologie, auſser da, wo ſie nachzutragen war, weitläuftig anzugeben. Mit Verwerfung aller bisher aufgeſtellten Religionsprincipe, ſowohl des Supernaturalismus und ſeiner mannichfaltigen Modificationen, als des Naturalismus und Rationalismus, erklärt ſich der Vf. für das, wie uns dünkt, von jenen nicht beſtimmt genug geſchiedene Princip des *Univerſalismus*, über welches er folgendes ſagt: „Ich verſtehe unter dieſem theils logiſch und metaphyſiſch die allgemeine Offenbarung Gottes an die Geiſterwelt, alſo auch an die Menſchheit, begründet durch Thatſachen in uns und auſser uns, nicht durch unſere intellectuelle, oder moraliſche, oder fühlende Natur allein, ſondern durch unſere ganze treu dargeſtellte Menſchheit und fortlaufend durch alle Völker und Zeiten, theils aber auch verſtehe ich darunter praktiſch eine allgemeine, deutliche, zureichende, umfaſſende, für den höchſten Zweck des Menſchen heilſam wirkende Volksreligion." (S. VII.) Von dieſem in dem Werke des Vfs. nur aphoriſtiſch angedeuteten Princip erwartet derſelbe, daſs es künftig nicht als ein bloſs regulatives, ſondern als ein conſtitutives, aus einer Vernunftidee, nach aprioriſtiſchen Grundſätzen hervorgegangenes, woraus der Inhalt der Wiſſenſchaft deducirt wird, durchzuführen ſey, wobey es Hauptſache ſeyn würde, zu zeigen, wie jedes höhere Vermögen im Menſchen die andern Vermögen beſtimmen, einſchränken, veredeln und ihn zu ſeiner höchſten religiöſen Beſtimmung führen ſoll, zur Divinität, Verwandtſchaft mit Gott und dem Himmel, mit Ausſchlieſsung alles Pantheismus und Atheismus. Dieſes Syſtem des Univerſalismus ſcheint dem Vf. allein Conſequenz zu haben, „theils um den bibliſchen Urkunden und Lehren ihr Eigenthümliches in der gelehrten Hermeneutik zu laſſen, indem nach dem weiſen göttlichen Geſetze der Allmähligkeit und Stetigkeit und der menſchlichen Vernunft und Freyheit, nicht nach einer Accommodation von Seiten Gottes, alle ältern Religionen Zeitbegriffe an ſich tragen, und zur idealen/ewigen Religion nur empor-kei-

Digitized by Google

keimen, theils um eine reinere, den ganzen Menschen umfassende, vernünftige und ethisch-ästhematische Universal-Religion, die auf ihrem eigenen heiligen Principe beruht, allgemeiner zu machen und zu heben, theils aber auch um die biblische Religion, die allerdings nach obigem Gesichtspunkte des Universalismus auch eine geoffenbarte ist, durch welche die ewige Vorsicht unzählig viel Gutes für die Menschheit bereits gewirkt hat, nach ihren Hauptlehren in die universale aufzunehmen, die Zeitideen zu sondern, ihr Mythisches praktisch wohlthätig zu machen und ihr Positives nach dem Hange und dem Bedürfnisse des grosen Haufens zu schätzen und für die Exoteriker nicht nur, sondern auch für die Esoteriker, die ja auf dieselben Resultate, nur durch einen Umweg (?), kommen, brauchbar zu machen." (S. IX.) Wir haben den Vf. hier selbst reden lassen, um desto eher unser Urtheil zu rechtfertigen, dass der hier empfohlene Universalismus im Grunde nichts anders sey, als was man unter Rationalismus im Allgemeinen zu verstehen pflegt, nämlich die Denkart, bey welcher man mit Verwerfung der Idee einer übernatürlichen Offenbarung auch in den jüdischen und christlichen Religionsurkunden nur dasjenige für göttliche Wahrheit anerkennt, was keinem als unwidersprechlich erkannten Vernunftgesetze zuwider ist, und wobey die in jenen enthaltenen Zeitideen, in so fern sie praktisch unschädlich oder selbst heilsam sind, fortwährend als Symbolisirungen der religiösen Ideen zweckmäsig benutzt werden. Wenigstens kann der Vf. nach den von ihm gegebenen Prämissen nichts anders verstehn, wenn er, freylich sehr unbestimmt, sagt, dass das *Positive* der Zeitideen nach dem Hange und dem Bedürfnisse des grosen Haufens geschätzt werden solle. Doch setzt er hinzu, dass er sich hierin keineswegs auf die Seite des idealistischen Systems neige, welches den Cultus zur Sache einer feinen Sinnlichkeit macht, und überhaupt durch falsche Urtheile über Lehrvortrag, der gegen den Cultus herabgesetzt wird, durch heimlichen Unglauben, durch Contemplation, ohne zu handeln, dem hohen Zwecke der Religion hinderlich wird. Auch darum scheint uns der Ausdruck Universalismus oder Universal-Religion nicht passend zu seyn, weil er leicht dahin gedeutet werden könnte, als solle dadurch auch der Form nach eine für jeden Menschen durchaus nothwendige Religion und die Nothwendigkeit der Vereinigung aller Confessionen bezeichnet werden, welches doch des Vfs. Meinung nicht seyn kann. Denn jene Universal-Religion soll zugleich Volksreligion seyn, und als solche wird sie stets von den Eigenthümlichkeiten jedes Volkscharakters abhängig bleiben, welches der Vf. selbst im Folgenden zugesteht. Wir wünschen sehr, dass es dem Vf. gefallen möge, in dem *zweyten* Theile dieses Werks, in welchem er auch durch praktische Bemerkungen über den religiösen Cultus die aussöhnen will, welchen manche hermeneutische Behauptung etwas stark scheinen könnte, sowohl jenes Universalprincip als auch das Verhältniss desselben zur Volksreligion deutlicher und bestimmter zu entwickeln. Wir wenden uns jetzt zu dem Werke selbst, und zwar zu der *Einleitung*, welche Quellen und Ursprung, Aehnlichkeit und Verschiedenheit der Religionen, Stiftung und Vervollkommnung, Ausbreitung, Ausartung und Geschichte der Religionen, so wie die Wirkungen derselben, und alles dies in Beziehung auf Judaismus und Christianismus in einzelnen, zum Theil mit sehr ausführlichen Anmerkungen begleiteten, Paragraphen umfast. Die Quellen der Religionen findet der Vf., *subjectiv* betrachtet, in dem allgemeinen Menschen-Charakter, Sinnlichkeit, Selbsterhaltungstrieb, Verstand, Vernunft, Bedürfnis und Sehnsucht nach dem Bessern — auch die Anlage zur Moralität hätte hier besonders hervorgehoben werden sollen — und *objectiv* in der Natur, in der sich ihm aufdringenden Erfahrung, der Tradition, kurz in dem Verhältnis des Menschen-Charakters zu dem Seyn und Werden ausser ihm, wodurch die Gottheit ihr Bild nach und nach in immer edlern Formen in die Seelen gräbt, „das Anfängliche in der Religion gehört der Natur, also Gott, das Beste aber der Freyheit, dem Menschen. Allenthalben ist Religionsglaube klimatisch, eine Blüthe des Genius der Völker, so natürlich als die Sprache, auch nicht blose Schwachheit des Kinderalters der Menschheit." (S. 3.) Die Uebereinstimmung aller Religionen in dem Glauben an etwas Göttliches, Beharrendes, und an seine Wirksamkeit in der Welt, und an die nothwendige Verehrung desselben erklärt der Vf. daraus, dass die Natur in allen Gegenden der Erde sich ähnlich, und dass der Menschen-Charakter im Ganzen allgemein ist. Die verschiedene Gestaltung der Religionen bey aller Aehnlichkeit derselben in der Hauptsache leitet der Vf. richtig ab theils von Ursachen, die ausser dem Menschen liegen, als der Tradition, dem Local, Klima, fortreifender Cultur, den Religionsstiftern, der Regierungsform, dem Schicksal und der Lebensart der Völker, theils aus innern Ursachen, der besondern Modificationen seiner Stammesart und Organisation. In den Anmerkungen zum ersten §. wird es als ein eitles, und mit grosser Willkür verbundenes Unternehmen bezeichnet, eine allgemeine, sich überall gleiche Mythologie in den speciellsten Datis der Traditionen aus einer Urtradition durch alle Völker und Punkte durchzuführen, wie dies mit vielem Scharfsinne von *Kanne* versucht ist. „Bey den Hindus findet sich freylich die Lehre von der Menschwerdung eines göttlichen Sohnes und seiner jungfräulichen Geburt so gut, als bey den Christen; die Beschneidung bey den alten Aethiopiern und neuen Polynesiern so gut, als bey den Hebräern, Jao und Bundeslade bey den Aegyptern, wie bey den Juden, und die Auferstehung des Körpers war bey den Amerikanern eben so, wie bey den Christen geglaubt; aber alles überall anders modificirt, und obschon mit Einfluss der einen Nation auf die andere (selbst Perser und Germanen z. B.), doch auch in manchen Beyspielen ohne diesen Einfluss und ohne eine Urtradition." (S. 6.) Nach diesen Aeusserungen muss es

um

Digitized by Google

um so mehr befremden, wenn der Vf. hin und wieder durch ein zu weit getriebenes Etymologisiren eine Uebereinstimmung in den religiösen Vorstellungen der verschiedensten Völker darzuthun sucht. Ueber den Einfluss der fortreifenden Cultur auf die Religion sagt der Vf. sehr wahr: „Barbarey muss unvermeidlich verderbliche, fortreifende Cultur und Moralität eben so heilsame Folgen für Religion haben." Wenn er aber hinzusetzt: „Es ist Geistesschwäche und Gotteslästerung, zu behaupten, dass die Menschheit rückwärts in Religiosität und Moralität geht — die Völker können dieses, aber die Menschheit nicht:" so ist dies Urtheil theils zu hart, theils zu unbestimmt ausgedrückt. Ueber den Einfluss des Schicksals auf die Religion wird folgendes Beyspiel angeführt: „In Judäa hielt das Elend das Ideal des Messias fest, in Aegypten bildeten die Juden dasselbe mehr nach griechischen Ideen aus. Für uns Occidentalen hat die Messiasidee als jüdischer Typus vernünftiger Weise kein Interesse, für die Hebräer hatte sie das höchste." (S. 8.) In Beziehung auf die Stiftung einer Religion bemerkt der Vf., dass der redliche Religionslehrer in den theokratischen Zeitaltern im Ganzen eben so überzeugt von seiner göttlichen Sendung war, als nach unsern Begriffen und nach unserm occidentalischen Sinne der Philosoph von der Wahrheit seiner Lehre. „Einem hervorragenden Geiste des Alterthums aber da, wo er seiner Ueberzeugung fest und edel folgte, und unter der Leitung der ewigen Vorsicht zum wohlthätigen Urheber oder wenigstens zum Anlass moralischer Revolutionen wurde, Betrug und Ehrsucht andichten, heisst die Geschichte der Menschheit nicht kennen." Vortrefflich führt dieses der Vf. in Beziehung auf den Stifter des Christenthums aus, den die Evangelisten und, wie wir hinzusetzen möchten, die spätern Ueberarbeiter ihrer Werke — erst *post eventum* idealisirten, wie er hier und da historisch ursprünglich nicht war. Wenn ihm gleich nicht der vollkommene idealische Begriff eines Gottesreiches und einer Universal-Religion beygelegt werden kann, den erst unser Zeitalter hervorgebracht hat, nachdem man durch die erweiterten Vorstellungen vom Weltall Gott auch als das Absolute, ohne alle sinnliche und particuläre Motive, für das ganze Geisterreich im Universum Wirkende, denken lernte, so hat doch der grosse Geist der Zeit und die ewige Vorsicht, die mit und in uns wirkt, wenn wir nur für das Gute wirken, offenbar die Hoffnungen Jesu noch höher erfüllt und den himmlischen Patriotismus des grössten sittlichen Menschen zum Anlass einer moralischen Revolution für viele Völker genommen. Uebrigens nimmt der Vf. mit Recht, nach *Koppe's* und *Keil's* Vorgange, an, dass Jesus, der hierin nicht über die Begriffe seiner Nation erhaben war, ohne alle Accommodation, die Inauguration eines himmlischen Nationalreichs nach dem Weltgerichte, vgl. Matth. 24, erwartet habe, dass er aber deshalb eben so wenig ein Schwärmer war, als es derjenige ist, der noch an eine einstige Auflösung der Welt und an ein allgemeines Weltgericht glaubt, weil dieser Glaube durch den Jugendunterricht in seine ganze Religion verwebt ist. „Oder ist Dir ein Sokrates, ein Luther weniger ehrwürdig, ob Du auch schon findest, dass sie beide noch an Dämonen glaubten, und dass der grosse gottvertrauende Geist Luthers dem Teufel obliegte und den Sokrates ein Genius leitete? — Dem Volke wird die Lehre von Jesus dem Christos (ungern tadeln wir an der Schreibart des Vfs., ausser dem zu häufigen Gebrauche fremder Wörter und einer sehr schwerfälligen Terminologie, auch dieses affectirte Gräcisiren in den Namen, die doch durch das Medium der lateinischen Sprache einmal in die unsrige übergegangen sind und mit der lateinischen Endung in dieser das Bürgerrecht erhalten haben) so vorzutragen seyn, dass man diese historische Seite übergeht, das reine Factum des Planes, den die Vorsehung durch ihn auf dem Erdkreise offenbar ausführte, vorträgt und ihn folglich als den höhern himmlischen Lehrer von Gott gekommen darstellt." (S. 21.) Beyläufig rügt der Vf. die zu hohen Vorstellungen, welche man häufig vom Moses hegte. „Ein auf andere Götter eifersüchtiger Obergeneral (2 Mos. 20, 5.), nicht der spätere Weltgott des Redacteurs und Ueberarbeiters des Pentateuchs (1 Mos. 1, 1.) war dem Moseh, nach seinem Zeitgeiste, noch sein Gott. — Er statuirte also gar wohl fremde Götter als nebenher für die Völker existirend, aber als minder mächtig (1 Mos. 35, 1. 2. 2 Mos. 3, 14. 15). Es ist gänzliche Ignoranz in der Geschichte der Menschheit, zu behaupten, dass M. blos wegen der Rohheit der Israeliten ihnen den Opferdienst liess. Er war von der Nothwendigkeit desselben vermittelst des Verhältnisses zu Gott so gut überzeugt, als die griechischen Heerführer u. s. w. Er änderte eigentlich nichts in der, nach der Meinung des Vfs. gröstentheils von den Aegyptern entlehnten, Religion seines Helotenvolks, und setzte durch bürgerliche Einrichtungen seiner Nation Schranken, die die geistige und körperliche Kraft lähmen." (S. 23.) Sehr gerecht würdigt er dagegen die Verdienste des Apostels Paulus, als des eigentlichen Stifters der echten christlichen Religionsgesellschaft, der dem Plane Jesu eine weitere Ausdehnung gab, den alten Bund ganz antiquirt wissen wollte, und durch Allegorisirung Juden und Heiden näher zu verbinden trachtete, ohne die letztern erst durch die Beschneidung aufzunehmen. Ganz unhistorisch aber wird (S. 27.) Alexander der grosse Mann genannt. Wenn (S. 29.) bemerkt wird, das Christenthum scheine der Tropfen gewesen zu seyn, der auch im Morgenlande durch christliche Secten auf uns noch unbekannten Wegen alle ältern Träume der Völker neu in Gährung brachte, und so möchten in mancher Fabel von *Budda*, *Krischnu* u. a. christliche Begriffe auf indische Art verkleidet gekommen seyn: so könnte man dagegen wohl mit eben dem Recht behaupten, dass dem Christenthum schon frühzeitig der orientalische Charakter aufgeprägt sey, dessen Merkmale sich in den andern asiatischen Volksreligionen wiederfinden. Die Vermuthung, dass man nach den Zeiten

des

Digitized by Google

des Anaxagoras in den grofsen Myſterien den Glauben an Einen Gott verkündigte, daſs aber in den älteſten Myſterien, ſo wie in ſpätern geheimen Verbindungen, nirgends etwas für eigentliche Wiſſenſchaft und Kunſt zu ſuchen ſey, ermangelt einer hiſtoriſchen Begründung, doch iſt der Wunſch nicht zu tadeln, daſs die eſoteriſche Weisheit ſich dem rohen exoteriſchen Volke nicht nackend zeige, noch daſs die Religion zu ſehr entſinnlicht werde; und daſs, um den Glanz der erſtern zu ertragen, wiſſenſchaftliche und moraliſche Cultur zugleich erfordert werde. Je mehr aber die letztere feſt gegründet und gefördert wird, deſto weniger bedarf der Menſch neuer ſinnlicher Ausſchmückungen des Religiöſen und Sittlichen, wie neuerlich nur zu oft mit Unverſtand gefordert iſt. „Heilig ſey uns die Wahrheit, und ewig verhaſst jedes Spiel mit derſelben, jede Superſtition dem, der nicht Weichling ſeyn will im Berufe, die Wiſſenſchaft weiter zu bringen. Möchten nicht die *Feßler*, *Stollberge* u. a. in dicken Büchern theologiſchem Nonſens wieder aufhelfen, noch die *Schlegels* (hier könnte wohl nur *Friedr. Schl.* gemeynt ſeyn) beyſtimmen. Der occidentaliſche Geiſt liebt die proſaiſche gerade Wahrheit, und nur da, wo der poetiſche Geiſt kalte und ernſte Prüfung hindert, konnten Myſticismus, Chriſtologie, platoniſche Mythen u. dgl. gedeihen und über intellectuelle Vermögen prädominiren." (S. 35.) Dabey verkennt der Vf. keineswegs den Werth des veredelten Chriſtenthums, wie es die geiſtvollſten Männer neuerer Zeiten als wahr und göttlich ausprägten, da es Religion der gebildeteſten Völker und Zeiten ſo geworden iſt, daſs Gottes wunderbare Vorſehung gerade in dieſe Chriſtus-Religion bis jetzt die Gelegenheit zur beſten Fortbildung religiöſer Ideen und die Keime des univerſellern Glaubens gelegt hat. Doch unterſcheidet er mit Recht von dieſem Chriſtenthum das hiſtoriſche, und ſelbſt das urſprüngliche, welches ſicher nicht ſo manche Unnatürlichkeiten hervorgebracht haben würde, und nicht noch gegenwärtig bey dem bey weitem gröſsten Theile ſeiner Bekenner in ſo unnatürlicher Geſtalt erſcheinen würde, wenn es gleich anfangs über den orientaliſchen Geiſt erhaben geweſen wäre. Mit kurzen, aber treffenden und kräftigen Zügen ſchildert der Vf. ſodann die Wirkungen der Religion überhaupt, welcher die Erde die Samenkörner aller höhern Cultur verdankt, die, in ſo fern ſie rein moraliſch iſt, den Menſchen erhebt, veredelt, beſeligt, und ihm Schonung, Duldung und umfaſſendes Wohlwollen gegen die Menſchheit einflöſst, aber auch als Superſtition, Irrglaube und ſogenannte Orthodoxie, blinder Glaube an die religiöſen Vorſtellungen der Väter, dem Prieſtertruge, den Bedrückungen und der Sittenloſigkeit Thür und Thor öffnet, und Ruhe und Glückſeligkeit der Völker untergräbt. Sehr richtig zeigt der Vf. gegen *Hume*, der alle polytheiſtiſchen Völker für duldſam, alle monotheiſtiſchen für verfolgend und bekehrungsſüchtig erklärte, daſs die Erfahrung häufig dieſer Behauptung widerſpricht.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

GESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Weidmann: *Codex epiſtolaris Rudolfi I. Rom. Regis*, epiſtolas CCXXX Anecdotas continens. Ex Cod. MSpto. membranac. bibliothecae publ. Trevirienſis eruit, — correctis inſuper et Supplemento auctis, a Gerberto editis, aliis XV. — Auctario duplici epiſtolar. et chartarum, ad res Bohemiae ſub Primisl. Ottocaro R. II. geſtas, — et ad electiones regum Germ. Saec. XIII et XIV. pertinentium ex tabulario Sanctiori Mogunt. et Colon. inſtruxit, — Luci publicae, commodisque utentium conſignavit *Franciſcus Joſeph. Bodmann*, jur. Dr. auguſtiſſ. tribunal. civ. diſtrict. Mogunt. depart. *mons jovis* dicti, Vicepraeſes, plurium Societ. litterar. Franciae et Germaniae Socius etc. etc. 1806. XVI u. 389 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Unter dieſem ſehr ausführlichen Titel liefert uns Hr. *B.* eine Sammlung ungedruckter Urkunden, wodurch er ſich um die Aufklärung der mittlern Geſchichte Deutſchlands ein ausgezeichnetes Verdienſt erwirbt. Der Vorrede zu Folge fand er dieſelben im J. 1805 in einem gleichzeitigen Codex, den die öffentliche Bibliothek zu Trier beſitzt, und wovon ihm, durch die Humanität ihres Vorſtehers, eine Abſchrift zu Theil wurde. Er verglich dieſe Urkunden mit dem vom Abte *Gerbert* im J. 1772 herausgegebenen *Codice epiſtoli Rudolphi*, und da ſich ergab, daſs derſelbe weit weniger vollſtändig war als der vorliegende: ſo faſste er den rühmlichen Entſchluſs, dieſen neu aufgefundenen Codex den Freunden diplomatiſcher und antiquariſcher Studien mitzutheilen. Sämmtliche Urkunden zerfallen in *zwey* Abtheilungen; die *erſte* enthält ſolche, die Rudolfs Regierungs-Angelegenheiten betreffen; die *andere* hingegen bezieht ſich meiſtens auf die innere Staatsverwaltung und auf die Privatwirthſchaft des Königs. Die Briefe ſelbſt haben kein Datum, und ſind, dem Inhalte nach, ſehr mannichfaltig, je nachdem die Verhältniſſe jener Zeiten den Stoff dazu an die Hand gaben. Nach der Meinung des Herausg. war der damalige königl. Kanzler *Gottfried*, welcher 1285 Biſchof zu Paſſau wurde, der Verfaſſer dieſer Briefe, welche für die Aufhellung damaliger Zeiten manches Datum liefern. — Uebrigens ſind dieſem Buche noch *zwey* Auctarien von Urkunden beygefügt. Das *erſte* hat die Ueberſchrift: *Fragmenta Chartarum quarundam, res bohemicas ſub epocha Primisl. Ottocari II. et Wenceslai R. illuſtrantium*; das *zweyte* hingegen bezieht ſich, unter der Rubrik: *Manipulus Chartar. Elect. regum Rom. illuſtr.* etc., auf die Königswahlen des 13ten und 14ten Jahrhunderts, woraus ſich noch manches über die Beſchaffenheit des damaligen Wahlreichs erläutern läſst.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

THEOLOGIE.

ERLANGEN, b. Palm: *Die bibliſche Theologie* oder *Judaismus* und *Chriſtianismus* — — Von Dr. *Gottl. Phil. Chr. Kaiſer* u. ſ. w.

(*Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Der *erſte* Haupttheil des Werks umfaſst den Glauben an das Göttliche und ſeine Wirkſamkeit in der Welt überhaupt und für die Menſchen insbeſondre, oder den *theoretiſchen* Theil der Religionen angewendet auf Judaism und Chriſtianism, und der *erſte* Abſchnitt das Glauben an die Exiſtenz und an die Attribute des Göttlichen, oder die Theologie im engſten Sinne, aus deren Gebiet zuerſt der Glaube an *viele* göttliche, oder doch höhere und übermenſchliche Weſen abgehandelt wird. Der Vf. bemerkt zuförderſt, daſs, da das Bild des echten Originalmenſchen verloren gegangen iſt, ſo wie das vieler Hausthiere, es dem heiligen ſtufenweiſen Gange der Natur und Gottheit nicht unanſtändig ſey, zu behaupten, daſs der Menſch, nachdem ſie erſt allmählig am Thiere ſeine Organiſation hinauf läuterte zur menſchlichen edlern Beſchaffenheit, ein dem oberſten Thiere zwar ähnliches, aus dem höhern Thiergeſchlecht entſproſſenes Geſchöpf geweſen iſt, das ſich aber von dieſem durch die (noch unentwickelten) Keime und Anlagen zur Humanität unterſchied, und daſs die Würde des Menſchen eben darin beſtehe, durch den Urkeim der Freyheit ſich entthiert zu haben durch ſich ſelbſt. Der gewöhnlichen Meinung zuwider behauptet der Vf.: „Es gab nie einen erſten *Einzigen*. In jedem Lande fanden die Ankömmlinge die Gegend ſchon beſetzt." Doch leugnet er nicht, daſs kein Volk beynahe urſprünglich geblieben, vielmehr alle Nationen entweder verpflanzt, oder mit andern vermiſcht worden ſind. Abſolute Religionsloſigkeit, im weiteſten Sinne genommen, gab es, dem Vf. zufolge, nie, doch ſcheint er zu weit zu gehn, wenn er ſagt: „Auch das aufſeufzende Thier iſt ergriffen in ſeinem Inſtincte von dem *heiligen* Schauer des wunderbaren Mächtigen, und man darf ihm *eine* Religion leihen, aber nicht *die* Religion" (S. 45.). Hierauf ſchildert der Vf. den Glauben an das Göttliche oder an viele göttliche Weſen und Geiſter: 1) auf der Erde, welchen Abſchnitt er dem bisherigen Sprachgebrauche zuwider, indem er nicht nur lebloſe Dinge und unſichtbare unſubſtantielle Wirkungen, ſondern auch *beſeelte* Weſen hieher zählt, mit dem Namen Geofetiſſologie im weiten Sinne bezeichnet, 2) am und im Himmel, oder Uranofetiſſologie, und 3) unter der Erde oder Hadofetiſſologie im weiteſten Sinne. Dieſe dem Vf. eigenthümliche Eintheilung iſt darauf gegründet, daſs die zuerſt erwachende Phantaſie des Menſchen dieſe drey Theile des Weltalls zunächſt unterſcheidet. Vortrefflich entwickelt der Vf. die Entſtehung der mannichfaltigen Religionsäuſserungen auf der erſten Stufe der Cultur, doch können wir ihm nicht in das Einzelne hier folgen. Gegen *Schelling*, *Kanne* u. a., welche den Zuſtand der Cultur für den erſten des Menſchengeſchlechts halten, aus dem ein Zurückſinken ſtatt gefunden haben ſoll, ſagt der Vf. ſehr richtig: „Auf der Erde iſt die Leiter menſchlicher Bildung mit dem Fuſse, und verliert ſich mit der Spitze in den Himmel ins Unendliche. Die Natur der Sache und ſelbſt die Geſchichte und Erdbeſchreibung bezeugt, daſs Fetismus, Verehrung der ſinnlichen Gegenſtände und Wirkungen der Natur die allererſte Religion der Nationen war" (S. 49.). Der Vf. führt mehrere Beyſpiele von der Fortdauer dieſes Naturdienſtes, ſelbſt bey Chriſten an; und die Erfahrung, ſelbſt die neueſte, hat es vielfältig beſtätigt, daſs Völker und Einzelne auch bey urſprünglich reinerer Religion doch in eine Art des Fetismus zurückfallen, von einem Monotheismus wieder herabfallen können in Polytheismus und Pantheismus. Um ſo weniger darf man ſich wundern, wenn man Spuren von Fetismus auch bey den Hebräern antrifft, wie der Vf. überzeugend darthut. Dem Vf. iſt nämlich der Pentateuch nichts anders als ein Gemiſch von ſpäter, im Exile erlangter, perſiſcher Aufklärung und von blinder Verehrung des zu ſeiner Zeit oft verworfenen Moſeh (5 Moſ. 34, 10 — 12.) mit dem frühern Aberglauben und auch ſelbſt mit perſiſcher Mythologie, die hernach durch das ganze A. T. in Verbindung mit wirklicher Geſchichte hindurch ſchimmert. Abrahams Gott iſt ihm ein Product, wie das der Kananiter, ähnlich den Idolen der übrigen Hordenanführer, der ein Menſchenopfer fordert, für welches aber der Hiſtoriker einen Widder ſubſtituirt, wie für die zu opfernde Iphigenia ein Hirſch von der Diana untergeſchoben wird. Jacob's Stein Bethel iſt dem Vf. zufolge ein Steinfetiſch, und die Dudaim, durch welche Lea ſchwanger wird (1 Moſ. 31, 34.), Fetiſche und Zaubermittel aus dem Pflanzenreiche. Mit Recht zweifelt der Vf., daſs Moſes in dem polytheiſtiſchen Aegypten die wahre Einheit Gottes hätte kennen lernen ſollen. Wenigſtens war der Gott der aegyptiſchen Epopten gewiſs noch kein Weltgott; auch ſind Moſes Vorſtellungen von Gott auffallend unvollkommen, wenn gleich immer daneben der Ordner des Pentateuchs, den Nationalgott der Iſraeliten, den der

Digitized by Google

der Stolz derſelben nach dem Exile und nach der Bekanntſchaft mit perſiſchen Ideen zugleich als Weltgott dachte, als den Schöpfer des Ganzen erſcheinen läſst. Aus dem Umſtande, dafs Moſes auf dem Altare des Jehova das ewige Feuer brennen liefs, wie in aegyptiſchen, griechiſchen, römiſchen u. ſ. w. Tempeln (Lev. 6.) ſchliefst der Vf., dafs ſein Gott auch das aegyptiſche Feuerweſen war. Wenn er ſagt: „Im ſpätern jüdiſchen und chriſtlichen Syſteme ſind anſtatt der fetiſtiſchen Götter der perſonificirten Naturkräfte, Engel die Maſchinen des Jehovah, die doch um nichts beſſer ſind, als die griechiſchen Götter. Auffallende Beyſpiele ſind Offenb. Joh. 17, 1 — 3. Engel der Winde = Aeolus, 16, 5. Der Waſſerengel = Neptun, 14, 18. Der Feuerengel = Veſta. Jedem Elemente war in der jüdiſchen Theologie ein Engel vorgeſetzt" (S. 62.): ſo glauben wir die Entſtehung des jüdiſchen Engelbegriffs mehr aus der Vorſtellung Gottes, als eines den orientaliſchen, mit zahlloſen Dienern umgebenen Fürſten, nachgebildeten Weſens herleiten zu müſſen, welches auch der Name Seraphim nach einer richtigern Ableitung (vergl. *Geſenius* Hebr. Wörterb.) als diejenige iſt, welche der Vf. beybringt, nämlich von dem aegyptiſchen Gotte *Serapis*, anzudeuten ſcheint. — Den Glauben an das Göttliche in den Thieren, deſſen Entwicklung ſehr ſchwerfällig Hiero-Geo-Zoologie genannt wird, leitet der Vf. davon ab, dafs die ſinnliche Attention und Phantaſie des Kind werdenden Urmenſchen (wie noch die Kinder ſich vorzüglich gern mit dem Lebendigen, dem Thiere beſchäftigen) durch das geheimnifsvolle Schweigen des Thiers, dem er tiefere Geiſtesfähigkeit, als ſeinem eigenen Geſchlechte zutraut, (wie dann noch die Neger glauben, dafs die Affen ſich nur ſtumm ſtellen, damit ſie nicht arbeiten dürfen) durch das unverſtändlich heilige Schreyen deſſelben, durch Zufälligkeiten, durch die Schnelligkeit, das äuſſerlich Sanfte oder gar Elektriſche (Katze), das Schreckende, oft übermenſchliche Stärke, durch Geſchicklichkeit und Kunſtmäfsigkeit, durch Gröſse, kurz durch alle ſinnliche Erſcheinungen am Thiere mehr noch, als bey Betrachtung der unbelebten Fetiſſe gereizt wurde, und die Spuren des Göttlichen und Höhern an ihnen unmittelbar finden laſſen, indem der rohe Verſtand Cauſal-Zuſammenhang ſucht. Die Schädlichkeit und Nützlichkeit mancher Thiere, die Achtung gegen manche thieriſche Körper als vermeinte Wohnungen von Menſchen-Seelen konnten ebenfalls den Thierdienſt befördern, der dann durch Tradition, Mode, Politik, Prieſtertrug erhalten wurde, und der ſich auch auf erdichtete Thiere, wie die Sphynx der Aegypter, der Greif der Nordländer, der Drache der Griechen, die Cherubim der Hebräer erſtreckte. Auffallend iſt es, dafs dieſer Glaube an Thiere faſt über den ganzen bewohnten Erdkreis verbreitet war, von den Sineſen und perſiſchen Nomaden (heiliges Pferd), von den Phöniziern (Dagon, Derketo, Fiſchweib), von den Indianern, Negern und alten Deutſchen bis zu den Mexikanern. Die Aegypter, bemerkt der Vf, würden nicht in den Ruf hoher Weisheit gekommen ſeyn, wenn nicht die Trümmer ihrer Alterthümer, und vorzüglich die Sagen der Griechen es dahin gebracht hätten. Hieroglyphen ſind nur der erſte rohe Verſuch des Verſtandes, der Zeichen ſucht, ſeine Gedanken zu erklären, und können nur als Beweiſe von Uncultur angeſehn werden. Beyläufig verwirft der Vf. mit Recht *Michaelis* Meinung, dafs den Juden die Schweine aus diätetiſchen Gründen unrein geweſen wären: „Nur dann findet man alle dergleichen Geſetze weiſe, wenn man alle lächerlichen Prieſterfabeln in Syſteme bringen, und Nationalgrillen, oder das Streben Moſes's, ſein Volk von andern Völkern abzuſondern, mit tiefer Naturkenntnifs verwechſelt. — Das Fleiſch der Schweine wird ja ſonſt in heifsen Ländern häufig genoſſen, und iſt dort nicht ungeſund, z. B. auf den Inſeln der Südſee" (S. 67.). Aber wer könnte dem Vf. beyſtimmen, wenn er die Sage der Profanſcribenten wahrſcheinlich findet, nach welcher die Juden den Seboth in Eſelsgeſtalt vorgeſtellt, oder einen goldnen Eſelskopf angebetet hätten, und wenn er Bakchus, σαβάζιος und Silen, den orientaliſchen Eſelgott Seboth, und den Herrn der Heerden und Sterne mit einander combinirt. (!)

Hierauf handelt der Vf. von dem Glauben an das Göttliche im Menſchen (Anthropotheologie). Ueberzeugend beweiſet er, wie einzelne, lebende oder todte Menſchen durch die Beſchäftigung der Phantaſie mit der Bewunderung der für den Verſtand unerklärbaren ungewöhnlichen Geiſtes- und Körperkräfte, z. B. der Verrücktheit, der Epilepſie, Tapferkeit, der Cultur eines Fremdlings, der zu den Fremden kommt, Glaube an Verwandlung und Verkörperung des Gottes in dem Menſchen und andere Urſachen zu Göttern erhoben wurden und noch werden, und wie die Verehrung der Vorfahren in Maſſe und der Todtendienſt beſonders unter ſolchen Menſchen entſtand, welche glaubten, dafs die Seelen derſelben (*Manes*) in ihren Wohnungen oder bey ihren Gräbern oder Bildern blieben und zuweilen zurückkehrten, und dafs ſie noch feindliche Kräfte beſäfsen, die man verſöhnen müſſe. Aus dem Judaismus werden nur wenige Spuren von Anthropolatrie angeführt, z. B. die religiöſe Ehrfurcht gegen die todten Vorfahren aus der Periode, wo Samuels Geiſt vom Könige Saul citirt wird, 1 Sam. 28. wo ein Todter durch Berührung der Gebeine des Eliſa lebendig wird, 2 Kön. 13. Jeſus wird wegen auſſerordentlicher Thatkraft ſchon bey Lebzeiten für ein höheres Weſen gehalten Luk. 5. Man berührt ihn und glaubt geſund zu ſeyn Matth. 9. Doch iſt die Incarnation des Logos in ihm erſt nach ſeinem Tode von einigen aus der platoniſch-jüdiſchen Lehre gebildet. Von den Apoſteln ſuchte man die Schweifstücher zu erhalten Act. 19., und legte die Kranken in ihren Schatten, ja man wollte zu Epheſus ihnen opfern, wenn dieſs nicht etwa Ausſchmückungen der Geſchichte ſind. Auch die gottesdienſtliche Verehrung der Märtyrer und ihrer Reliquien, die Seelenfeſte, der Todtendienſt der erſten Chriſten durch ſogenannte *oblationes* gehören hieher.

Wir

Digitized by Google

Wir wenden uns jetzt zu der Uranotheologie des Vfs., worunter er den Glauben an das Göttliche am und im Himmel verſteht. Zuerſt redet er von dem Zabäismus, der das Göttliche in dem wahrhaft lebloſen Dingen am Himmel und ihren unſichtbaren Wirkungen, in den Geſtirnen und dem Himmel ſelbſt ſucht. Er behauptet mit Recht gegen die gewöhnliche Meinung, daſs dieſer ſabäiſche Fetiſismus ſchon zugleich mit dem eigentlichen Fetiſſendienſte entſtand, wenn das Local eines Volks dazu günſtig und der Menſch nur etwas erſt entthiert war. In allen Mythologien findet man daher einen Anſtrich von aſtrolatriſchem Glauben. Abbildungen und Statuen der Sonne, des Mondes wurden für das Bezeichnete ſelbſt gehalten und verehrt, und mögen Veranlaſſung dazu gegeben haben, daſs man ſich endlich eigene von den Geſtirnen verſchiedene Sterngottheiten in menſchlicher Geſtalt dachte, woraus dann ſpäter als Alleinherrſcher Helios = שמש, *fumus*, (?) hervorgieng, da den Orientalen ſtets das Licht und Feuer der höchſte Gott blieb. Auch im Judaismus weiſet der Vf. ſabäiſche Vorſtellungen nach in den Elohim und deren Söhnen Gen. 6, 2. vergl. Hiob 2, 1. 38, 7. ſo wie in dem Ausdruck מצבא שמים. Auch bey griechiſchen Weiſen, ſpätern jüdiſchen Philoſophen, bey Origenes u. a. ſind die Geſtirne noch von Geiſtern beſeelt. Der Vf. unterſcheidet ferner Glauben an das Göttliche in vermeintlichen himmliſchen Thieren (Thierkreis) und in vergötterten in den Himmel verſetzten Menſchen und andern himmliſchen Gottheiten. Zu den erſtern zählt er auch den Jupiter, den er nicht mit *Herrmann* u. a. für ein bloſs allegoriſch gebildetes Weſen, ſondern urſprünglich für einen alten pelasgiſchen Fürſten hält, unter dem die griechiſche Cultur ihren Anfang nahm. So wenig ſich dieſs mit Sicherheit beſtimmen läſst, ſo gewiſs iſt dagegen die Bemerkung: „daſs alle Mythologien überhaupt ein in ihren Einzelnheiten nie ganz zu enträthſelndes Gemiſch aus Fetiſm, Zabäism u. ſ. w. aus hiſtoriſchen, fremden und einheimiſchen, philoſophiſch-phyſikaliſchen, dann bloſs (äſthetiſch-) poetiſch-ſpielenden Ingredienzien ſind, ſo daſs eine ausſchlieſsliche Erklärungsart nie die einzig richtige ſeyn könne, weder die einſeitige bloſs hiſtoriſche, noch die bloſs phyſiſche und philoſophiſche oder die phantaſirende, fabelhaft poetiſche. Eben ſo richtig iſt die Bemerkung, daſs die Philoſopheme der alten Welt zwar zum Weltgott, aber nicht zum Weltengott ſich erhoben, einer durch die Fortſchritte der Sternkunde vermittelten Idee, welche erſt die Phantaſie und Vernunft zum Unendlichen führt. Die ſpätere Ausartung des einfachen Chriſtenthums kann nicht einmal mehr für Glauben an den Weltgott gelten. „Denn wo die ewige Zeugung des Sohnes vom Vater, und ein Ausfluſs des göttlichen Geiſtes von beiden, wo drey Perſonen gelehrt werden, und noch dem vollkommenſten Weſen der Satan entgegen ſteht, auch Geiſter noch den Thron des orientaliſch-deſpotiſchen Beherrſchers zur möglichen Vollziehung ſeiner Befehle umgeben (wiewohl dieſe letztern Punkte auch vom urſprünglichen Chriſtenthum gelten) wo Heilige canoniſirt werden, da entſteht eine neue Mythologie, dieſs war die groſse zweyte Zerſplitterung des Göttlichen, und äſthetiſche Verzweigung, nur mit dem Unterſchiede, welcher der ſchönen Kunſt beym griechiſchen Sinne, und dagegen beym chriſtlich romantiſchen eine verſchiedene Richtung gab" (S. 94.). Der Vf. giebt hierauf noch einen ſehr intereſſanten Ueberblick mit Erläuterungen und Zuſätzen über die jüdiſch-chriſtliche Lehre vom Daſeyn Gottes. Er unterſcheidet in den Schriften des A. T., die vor dem Exil ſchon in ihrer Grundlage vorhanden geweſen zu ſeyn ſcheinen, ſelbſt in dem Pſalmen, nach denen (24, 3.) Jehovah noch, ganz wie Zeus auf Olympos, ſo auf dem Berge Zion wohnt, (vgl. Iſ. 14, 13. und Ezech. 28, 14.) eine doppelte Vorſtellungsart von dem göttlichen Weſen, eine grobſinnliche und eine reinere, welche letztere er von *einem* (mit gröſsrer Wahrſcheinlichkeit könnte man mehrere annehmen) ſpätern Ordner oder Ueberarbeiter jener Schriften ableitet. Uebrigens darf man nicht vergeſſen, daſs in einem Zeitalter der Uncultur oder einer noch ſchwankenden Halbcultur von einem und demſelben Vf. oder Sammler neben einzelnen richtigern Vorſtellungen auch noch manche unvollkommne rohſinnliche ausgegangen ſeyn können, — Der λογος iſt dem Vf. nicht blos Weisheit, ſondern auch Allmacht und Güte, als ſchaffendes Princip, welchen Begriff man in die Stelle Jeſ. 11, 2. hinein exegeſirte. Jeſus ſelbſt ſcheint ſich nach den drey erſten Evangelien weder für präexiſtirend noch mit dem Logos vereinigt gedacht zu haben, ob gleich auch der weiſe Pythagoras das Göttliche in ſich für präexiſtirend hielt und auch noch vor Jeſu viele Juden allen Seelen Präexiſtenz zugeſchrieben haben. Im Johannes ſcheint zuerſt die Anwendung des Logos auf den Meſſias geſchehen zu ſeyn. Die Behauptung des Vfs., daſs man ſich unter dem πνευμα αγιον nie einerley mit dem λογος dachte, iſt nicht wohl zu erweiſen; bey der mangelnaften Beſtimmung der religiöſen Begriffe des Alterthums konnte dieſs doch ſehr wohl der Fall ſeyn, da beide Vorſtellungen wenigſtens ſehr nahe verwandt geweſen ſind. Auch können wir dem Vf. nicht beyſtimmen, wenn er im N. T. unter dem πν. αγ. *durchgängig* eine beſondre Hypoſtaſe verſtanden wiſſen will, welches allerdings in den meiſten Stellen anzunehmen iſt. Zwar läſst ſich aus dem N. T. auf dieſe Weiſe eine Trias, drey Subjecte im göttlichen Weſen deduciren, doch ſo, daſs Sohn und Geiſt nicht von Ewigkeit neben dem Vater ſondern als vor der Schöpfung erſt von ihm ausgegangen gedacht wurden, welche Meinung auch bey den ältern Kirchenvätern vorherrſchend iſt. Unter dieſen Umſtänden und da unläugbar auch ein ganz antitrinitariſcher Lehrtypus in andern Stellen des N. T. enthalten iſt, muſs es äuſserſt befremden, wenn S. 105. gefordert wird, daſs von dem Religionslehrer unſrer Zeit, nach den tiefſten (?) Bedürfniſſen des menſchlichen Herzens, noch eine Dreyeinigkeit gelehrt werden ſolle, wenn dieſs gleichwohl nicht die kirchliche ſeyn kann: denn mit dieſer würde es ſich nicht vereinigen

Digitized by Google

nigen lassen, dass, wie der Vf. sagt, Jesus nur als *ein*, nicht als *das* Abbild der Gottheit, da andre Welten auch ihre Retter und Gottesbilder haben können, für uns dargestellt werden soll. Wann wird man doch den Wahn von einem tiefen Bedürfnifs einer Lehre aufgeben, welche als ein Product roher Vernunftbildung in keiner Form den echt religiösen Sinn befriedigen kann, und welche zur Schande der Menschheit so viel Unsinn und so manche Gräuel aller Art veranlafst hat. Uebrigens wollen wir damit keineswegs behaupten, dafs der öffentliche Religionslehrer nicht noch gegenwärtig bey der Behandlung und allmähligen Antiquirung dieser Lehre alle mögliche Vorsicht anzuwenden habe. — In einem besondern Excurs liefert der Vf. einen Abrifs der ältern noch sehr sinnlichen Lehre der Bibel von den göttlichen Attributen mit Parallelen aus Homer's Iliade, und sodann die spätere biblische Lehre darüber. Sehr auffallend ist die Aehnlichkeit in den hier bezeichneten religiösen Vorstellungen der alten Hebräer und Griechen, für welche der Vf. leicht noch mehr Parallelstellen in andern ältern Schriftstellern hätte benutzen können. So hatte der hebräische Gott ursprünglich eine menschliche Gestalt und einen Körper, und zwar einen colossalischen, wie die Götter der Griechen und andrer Nationen, er war eben so wie diese mit seiner Gegenwart an einen Ort gebunden, seine Stimme gewaltig, ungeheuer sein Fufstritt und schnell seine Bewegung. Sogar Bilder vom Zeugungsgeschäft hergenommen und eigentliche Kinder des Gottes, z. B. Gen. 6, 2. werden in den hebräischen Urkunden erwähnt, so wie überhaupt in den Mittel- und Vorderasiatischen Religionen ein Dualismus der Geschlechter des Göttlichen hervortritt. Der hebr. Gott lacht und spottet, ist schadenfroh, schwört, und doch ist er treulos und betriegerisch; er ist Urheber des Bösen, zornig und rachsüchtig, verführt die Menschen zum Bösen, reizt sie zum Schädlichen, läfst sich durch Opfer, Räucherung u. s. w. wieder besänftigen und erweichen, hat seine Freude an geputzten Priestern und an Liedern, ist eigennützig und eifersüchtig und für seine Lieblinge parteyisch wohlthätig, ganz so wie dies von griechischen Göttern in der Iliade erwähnt wird. Alle jene angegebenen Prädicate werden aus richtig erklärten Bibelstellen abgeleitet, und auf eben die Weise zeigt der Vf., wie die rohern Vorstellungen sich allmählig vervollkommnet und veredelt haben, doch ohne sich überall schon zu dem Grade von Reinheit zu erheben, welche ihnen die Aufklärung der neuern Zeit verliehen hat. Schon hieraus ergiebt sich, wie verwirrend der Grundsatz einer durchgängigen Analogie des Glaubens in der Exegese der biblischen Schriften werden mufste, da hiebey nicht nur die einzelnen Zeitalter nach der stufenweisen Ausbildung religiöser Ideen, sondern auch sogar die Begriffe einzelner biblischen Schriftsteller in einerley Zeitalter oft zu unterscheiden sind. Auch bemerkt der Vf. sehr richtig, wie wenig die ältern Theologen mit dem Vorwande des Anthropomorphismus, der θεοπρεπως verstanden werden müsse, bey den göttlichen Attributen ausreichen. Indefs wenn gleich jene Regel für die Exegese und biblische Theologie gar keine oder nur sehr eingeschränkte Gültigkeit hat, so kann doch in praktisch-religiöser Hinsicht zur Versinnlichung wohl Anthropomorphismus verstattet werden, nur nicht Anthropopathismus, da die Vorstellung von Gottes Leidenschaften, seiner Bestimmbarkeit durch Gebete, Gelübde u. s. w. praktisch schädlich ist, und die reinen erhabnen Ideen keineswegs das Herz kalt lassen. Nur darf kein loses Spiel mit anthropomorphistischen Vorstellungen und Floskeln getrieben werden, dergleichen man sich neuerlich selbst in Predigten wieder erlaubt hat. — Den Beschlufs des *ersten* Kapitels macht die Hadotheologie, welche den Glauben an das Göttliche unter der Erde, sowohl in leblosen heiligen Dingen und Wirkungen als in belebten Wesen umfafst. Dieser Abschnitt ist am kürzesten ausgefallen, doch wird noch in einem besondern Anhange von der Existenz der Götter und Geister, in so fern sie als gut oder böse betrachtet werden, und von den eigentlich bösen geredet (Kakotheologie). Die Lehre der Juden vom Satan leitet der Vf. erst von ihrer während des Exils erlangten Bekanntschaft mit dem chaldäisch-babylonisch-persischen Philosopheme ab, nach welchem man, um alles Böse von Gott zu entfernen, den Grund desselben nicht mit Plato in der Materie, sondern in einem bösen Demiurg suchte, dergleichen alle uncultivirten Völker zur Begründung ihrer Theodicee annahmen. Zugleich wird gezeigt, dafs die Juden, welche die Existenz der heidnischen Götter nach dem Exile als ganz grundlos und nichtig dachten, Jes. 40, 20 ff., doch mit der Zeit wieder geglaubt haben, dafs die Teufel (Dämonen) die wirklichen und eigentlichen Götter der Heiden wären, eine Vorstellung, welche auch durch Aeufserungen im N. T. und bey den Kirchenvätern bestätigt wird; wie dann die biblischen Vorstellungen überhaupt sehr viel Licht gewinnen durch Vergleichung mit den Ideen der ältesten Kirchenväter.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

Berichtigung.

A. L. Z. 1813. Nr. 185. S. 627. Z. 29. statt *Bruchstücke* ist zu lesen *Bruststücke*.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

THEOLOGIE.

ERLANGEN, b. Palm: *Die bibliſche Theologie*, oder *Judaismus* und *Chriſtianismus* — — Von Dr. *Gottl. Phil. Chr. Kaiſer* u. ſ. w.

(*Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Das *zweyte* Kapitel des *erſten* Abſchnitts handelt von dem echten und eigentlichen Glauben an ein einziges göttliches Weſen, dem *reinen*, nicht bloſs phyſicotheologiſchen, oder moraliſchen, oder myſtiſch-beſchauenden und äſthematiſchen, ſondern *univerſellen* Monotheismus im engſten Sinne. Weder die griechiſchen Weiſen, noch das orientaliſch-jüdiſch-chriſtliche Syſtem, welches zwar einen oberſten, unerſchaffenen Schöpfer, aber dabey doch niedere dienende Geiſter, und einen beſondern Urheber des Böſen annimmt, haben die Totalität des Begriffs von einem Gotte, dem Unendlichen, erfaſst, ſondern erſt die richtig geleitete reine und praktiſche Vernunft, bey vermehrter Erd-, Welten- und Menſchenkunde, iſt dahin gelangt, indem alle Seelenkräfte des Menſchen, Verſtand, Vernunft, Gewiſſen und Gefühl zuſammen wirken und ſo die einzig wahre und für uns als Menſchen die ideale, ewige univerſaliſtiſche Anſicht vom Daſeyn Gottes bilden. Religion und Moral ſind dabey innig verbunden; doch ſieht man nicht, warum der Vf. jene höher nennt, als dieſe, da jede Religion erſt durch dieſe ihre Weihe bekommt, und, wie der Vf. (S. 139.) ſelbſt ſagt, nur dem reinſten Herzen ſich die reinſte Religion entfaltet. Im Allgemeinen ſcheint ſich der Vf. *Jacobi's* religiöſer Anſicht vom Glauben zu nähern, denn er ſagt: „Glauben an Gott *muß* jeder, der mit ſich einig iſt, ſo wie der phyſiſche Menſch athmen muſs, und er muſs glauben zugleich als denkendes, als wollendes und fühlendes Weſen. Er muſs dem innigſten Entſchiedenſeyn des Ueberſinnlichen und ſeiner Ordnung und ſeiner abſoluten Realität Beyfall geben kraft ſeines eigenen Weſens, und er kann über dieſe zu ſeiner Natur weſentlich gehörige Beſchaffenheit gar nicht weiter grübeln." Wie ſchwer es übrigens hält, daſs ein Volk auch nur auf die niedrigſte Stufe eines Monotheismus ſteige, oder ſich auf derſelben erhalte, beweiſet das Zurückſinken des Chriſtenthums zu einer Art des Polytheismus. In der nun folgenden Eintheilung der göttlichen Attribute in *abſolute* und *relative*, oder ſolche, die ſich auf das Univerſum beziehn, ſtellt der Vf. durchgehends dichotomiſche Diviſa auf, wobey aber nicht paſſend Denken und Handeln als dem Fühlen entgegengeſetzt iſt. Wenn die Stellen der Schrift über die göttlichen Attribute oft einen ganz andern Sinn über das Göttliche grammatiſch-hiſtoriſch geben, als die Begriffe von den abſoluten Attributen, ſo will der Vf. jene Stellen theils zu einem religiös-praktiſchen Anthropomorphismus benutzt wiſſen, theils ſoll, wenn gleich eſoteriſch für die Eingeweihten ihr Sinn rein grammatiſch und hiſtoriſch bleibt, für das Volk eine Anwendung des Beſondern auf das Allgemeine, in ſo fern dieſs dem religiöſen Gefühle und der Erbauung zuſagt, Statt finden; wodurch aber die von *Kant* vorgeſchlagene moraliſche Auslegungsart nicht in ihrer ganzen Ausdehnung wieder begünſtigt werden darf. Der Vf. geſteht indeſs zu, daſs die chriſtliche Gotteslehre das Erhabene mit dem Liebenswürdigen und Schönen ſo vereinigt, daſs ſie auf die tiefſten Bedürfniſſe des Menſchen anwendbar iſt. In einem Anhange über Atheismus und Pantheismus, beſonders in Beziehung auf unſere Zeit, zeigt der Vf., wie der zum Manne herangereifte religiöſe Menſch leicht wieder zum miſsmüthigen und ſpitzfindigen Greiſe hinabſinkt, und durch die ſcheinbar allmählige Erklärung und Auflöſung des chemiſch-phyſikaliſchen Räthſels der Welt und des menſchlichen Daſeyns, oder durch die Unbegreiflichkeit des anfangsloſen göttlichen Seyns bewogen, theoretiſch atheiſtiſch wird, da er doch eben ſo wenig ſein eigenes Daſeyn und ſeine vermeinte Anfangsloſigkeit der Welt begreifen kann, oder der das All zu Gott macht und die Natur ſelbſt deificirt, wie der Fetiſſiſt. Wenn gleich ein poetiſch-ſchwärmeriſcher Pantheismus durch Zurückführung des Volks in myſteriöſe Superſtition leicht Barbarey und todten Mechanismus einer ſinnlichen Verehrung deſſen, was keineswegs das Abſolute iſt, und unduldſame Hierarchie aufs neue begünſtigen könnte, ſo erwartet doch der Vf. mit Recht von dem mit der Zeit mächtig fortſchreitenden Geiſte der Aufklärung und Cultur, insbeſondere aber von dem heilbringenden Geiſte des Proteſtantismus, daſs jener Fall nicht eintreten werde, wenn auch nur wenige Vernünftige feſt und männlich ihre Stimmen gegen die im ſteten Kreislaufe wiederkehrenden Verirrungen erheben.

Im *zweyten* Abſchnitt des *erſten* Haupttheils handelt der Vf. von dem Glauben an die Wirkſamkeit des Göttlichen überhaupt und für die Menſchen insbeſondre. Das *erſte* Kapitel umfaſst die bloſs ſpecielle Influenz des Göttlichen auf die Welt überhaupt und auf einzelne Nationen und Menſchen. Sehr ſcharfſinnig entwickelt der Vf. die Entſtehung und Ausbildung der Vorſehungsbegriffe, welche in gleichem Schritte mit den Begriffen von der Exiſtenz der Götter

ter oder des Gottes, so wie die physische und geistige Ausbildung des Menschen überhaupt nur langsam fortschreitet, und anfangs blofs Theophanien begreift, dergleichen die particularistische Theokratie der Hebräer, so wie die mythische Geschichte andrer Völker enthält, und zwar, wie aus den beygebrachten Beyspielen erhellet, mit auffallender Aehnlichkeit derselben unter einander. Doch blieb im biblischen Systeme, worunter der Vf. einen geschlossenen Umkreis von Begriffen und Sätzen versteht, der Gott, nachdem er aus einem Schutzpatron der Nomadenscheiks Abraham, Isaak und Jacob zum Nationalgott und späterhin zum Weltgott erhoben war, stets unmittelbar selbst, oder durch andere, aber noch nicht bey menschlicher Freyheit, blofs nach festen Naturgesetzen regierend, so dafs noch Paulus Röm. 9, 15. eine freye Verstockung anzunehmen scheint und sogar in neuern Zeiten noch das *decretum absolutum* als offenbares Blasphem vertheidigt werden konnte. Hierauf wird zuerst der Einfluss des Göttlichen auf die Welt in Rücksicht ihrer Schöpfung, Erhaltung und Regierung, die alte Lehre von der religiösen Kosmogonie, Kosmo*tyrie* und Kosmokratie dargestellt. Der noch rohsinnliche Mensch konnte sich nur die Bildung des bereits vorhandenen Stoffes denken, und so liegt eine modificirte urälteste Vorstellung allen übrigen zum Grunde, die auf ähnliche Weise bearbeitet wurde, weil alle auf ähnliche Ideen nach subjectiven und objectiven Ursachen kommen mufsten, nicht aber, weil jene Traditionen Verunstaltungen der mosaischen, als der allerersten, oder Verzweigungen einer ursprünglichen tiefen Weisheit in der Urtradition seyn könnten. Die Aehnlichkeit der römischen mit der hebräischen Tradition glaubt der Vf., etwas seltsam, auch aus der Sprachähnlichkeit von *pario*, *parare*, בר *filius*, ברא *creavit* — zu erkennen. Doch glaubt er mit Recht, dafs die 1 Mos. 1, 1. vorgetragene Lehre von der Schöpfung nach der wahren Absicht des alten Verfassers eine wirkliche Kosmogonie, nicht blofse Geogonie seyn solle. Was die Erhaltung und Regierung der Welt betrifft, so wurde gedacht entweder polytheistisch, wie in der griechischen Volksreligion, oder orientalisch durch Engel, oder nach philosophisch-griechischer Art, welche Gott als Weltseele denken liefs. Bemerkungen über die Meinungen der Alten von Kosmolyse und Kosmopalingenese beschliefsen diese Untersuchung. Im Folgenden wird der Glaube an speciellen Einfluss des Göttlichen auf die Nationen und Menschen, zunächst die Lehre von der Anthropogonie, Anthropokratie, Anthropostyrie (erie) und von der Revelation erläutert. Doch erlaubt uns der Raum nur noch einzelnes hieraus mitzutheilen. Gleich im Anfange verirrt sich der Vf. nach *Kanne's* Vorgange wieder in eitles Etymologisiren, wovon hoffentlich in einer *zweyten* Auflage dieses Werks nicht weiter die Rede seyn wird. Mit Uebergehung alles dessen, was hieher gehört, z. B. auch der längst verworfenen Ableitung des Adam von Edom, rother Erde, bemerken wir nur, dafs der Vf. die hebräische Anthropogonie für ein Philosophem oder einen Mythus hält, welcher aber unserm lieber. Erzähler schon für wahre Geschichte galt, von der ein unbefangner Forscher indefs keine Spur darin zu finden vermag. Die Lehre von der Erbsünde leitet der Vf. lediglich von dem verbrannten Gehirn des afrikanischen Augustin ab, indem er behauptet, die heil. Schriftsteller leiteten keineswegs die Geneigtheit zum Sündigen von der Sünde der ersten Menschen nach der Genesis so ab, dafs durch und wegen dieser Sünde die Natur und Nachkommen ganz verdorben und diesen jene erste Sünde so auch zugerechnet sey. Doch scheint diess allerdings eine Rabbinische und auch dem Paulus beyzumessende Meinung gewesen zu seyn. Nachdem die Idee einer allgemeinen Vorsehung Gottes für alle Völker im A. T. eingeleitet und durch das N. T. bestätigt ist, wird doch zugleich noch gelehrt, das Heil gehe von den Juden aus, denen Jehovah vom Anfang an geoffenbart war. „Wohl," setzt der Vf. hinzu, hat das jüdische Volk die Welt erobert, aber nicht politisch, sondern durch Wahrheit, durch Theismus. Als ein unreines Gefäfs ward dieses Volk von der Vorsehung benutzt, um durch dasselbe bessere Kenntnifs über viele auszugiefsen." (S. 178.) Die Administration der göttlichen Regierung ward aber selbst in dieser Periode noch gedacht, zwar nicht mehr als Theophanie, aber doch noch wenigstens als Nähe der göttlichen Gegenwart, die sich durch Symbol kund thut, oder durch Angelophanien, welche in den Christologien der Evangelisten eine bedeutende Rolle spielen. Auch scheint noch Paulus 1 Cor. 11, 10. die Engel in den christlichen Versammlungen nach der Schönheit der Weiber herabschauen zu lassen. Das Beziehen der göttlichen Wirksamkeit auf den sinnlichen Trieb des ungebildeten Menschen erregt den Glauben, dafs eine Kenntnifs des göttlichen Wirkens und Willens in andern Menschen Statt finde, den Glauben an Mittelspersonen, die mit dem Göttlichen in Verbindung stehen in ihrem Namen und als ihr Organ herrschen, die diese Verbindung durch Heilmittel und dergleichen, durch Wunder u. s. w. beweisen, zu denen die Fetischirer, Zauberer, Priester, Propheten; bey den Griechen die Dichter, gehören. Zum Erstaunen gleich unter allen Zonen findet man die Enthüller der Zukunft in dunkler Sprache und in Bildern, Vorhersehen der bessern Zeit im Elende, und der glücklichern als übergehend in die schlimmere, in allgemeinen Zügen. Mit dem γλωσσαις λαλειν, in so fern dadurch ein Hervorbringen unarticulirter Töne oder auch einzelner unzusammenhängender Wörter verstanden wird, vergleicht der Vf. das Stammeln der Begeisterten, wie man sich bey den Griechen einem heilig gehaltenen Wahnsinne überliefs. „Noch ist das lateinische Messesingen in der katholischen Kirche für das Volk ein heiliger Unsinn." (S. 185.) Da aber niemals die Priester, auch nicht einmal, im Ganzen genommen, die Propheten und Dichter eigentliche Aufklärer des Zeitalters gewesen sind, so ist dem Vf. der Glaube an diese einzelnen Weisen, als Organe Gottes zur Erleuchtung

der

Digitized by Google

der Menschheit in der unendlich dunkeln Wolkennacht, der einzig statthafte Glaube dieser Art, ein Glaube an göttliche Wirksamkeit durch Menschen. Hieher zählt der Vf. auch die Christologie, worunter er in weiterer Bedeutung die Lehre von der göttlichen Revelation durch ausgezeichnete Regenten, Religionsstifter und Lehrer versteht. „So könnte der Glaube an den ewigen Papst in Asien, als einen Gott, die Ideen von Muhamed, die Verehrung des Confucius bey den Sinesen zu einer allgemeinen Christologie gerechnet werden. Für uns hat die Idee eines Messiasreichs nur folgende Deutung. Wir glauben ein unsichtbares ewiges Reich aller Geister im All unter Gott, und wer dieses läugnet, schliesst sich selbst davon aus und spricht sich sein Urtheil der Verwerfung. Auch dem Volke darf der Religionslehrer diesen grosen Glauben an das Reich der Erlösung aller Geister, und an die Aufnahme und Rettung des Einzelnen in das Universum (die ganz etwas anders ist, als die Identitätslehre und der Pantheismus) nicht vorenthalten, obschon eine Erlösung für uns, für unsern Erdkreis insbesondere, durch den idealischen Jesus für den Exoteriker und für seinen Ideenkreis die gewöhnlichere Ansicht bleiben muss, um nicht in kraftlose Speculation auszuarten, die über das All sich und die Umgebungen vergisst." (S. 187.) Ausführlicher verbreitet sich hierauf der Vf. über die Revelation durch Wirkungen in der leblosen und belebten Natur, durch Vorbedeutungen und Anzeigen, Zauberey, Wunder der Menschen wegen, mit besonderer Rücksicht auf die biblischen Wunder. Sehr richtig bemerkt er, dass es durchaus einseitig sey, alle Wunder der Geschichte auf eine einzige Erklärungsart zurückzuführen, und dass man bey den meisten nie aufs Reine komme, woran aber auch gar nichts gelegen sey. Er zeigt sodann, wie theils physicalisch-historisch, z. B. bey der Wolken- und Feuersäule des Moses, theils psychologisch mit Rücksicht auf die Phantasie der Menschen eine natürliche Erklärungsart der Wunder Statt finden könne. Auch Jesus konnte keine Wunder thun, wo er kein Zutrauen fand (Marc. 6, 5. Matth. 13, 58.). „In der Individualität des imponirenden Charakters des Thaumaturgen, in der Phantasie des wundersüchtigen Morgenländers, in den Bedürfnissen des Zeitalters liegen die Wunder. Petrus imponirt, und Johannes der Sanfte sieht zu (Ap. Gesch. 3, 4.). — Propädeutisch für das Volk mag noch zur Zeit die natürliche Mittelursache bey den Wundern des N. T. unerklärt bleiben, und man kann mit Recht sagen, dass Gott wirkte, wo das Vertrauen zu Jesus gewirkt hat. — Aber die supernaturalistische Erklarung in den Schulen der ältern Theologen kann auf keine Weise mehr gerechtfertigt werden." (S. 196.) Von den natürlich zu erklärenden Wundern unterscheidet der Vf. noch die mythischen, theils historische Sagen vergrösert und in das Wunderbare gearbeitet, z. B. die ganze National- und Stammes-Sage der jüdischen Nation, die meistens mythisch ist, wie die ersten 500 Jahre der römischen Geschichte im Livius und die meisten Wunder des A. und N. T., theils analogisch und philosophisch-putativ aufgestellte, um sich Schwierigkeiten zu lösen, ohne dass etwas Factisches zum Grunde lag, z. B. die wundervolle Geburt Jesu, die Versuchungsgeschichte Jesu, deren Entstehung der Vf. nicht sehr wahrscheinlich aus 1 Kön. 19, 8. ableitet, theils allegorisch-poetische Fictionen, welche allmählig zu Historemen geworden sind, z. B. die Wunder beym Tode Jesu, theils durch gemischte mythische Ansicht entstandene, wenn um eines gewissen Zwecks willen, oder zufälliger Weise an eine historische Mythe eine philosophische oder poetische, oder die zweyte an die dritte sich anschliesst, oder die beiden ersten vereint in die dritte übergehn. Gleich liberale Ansichten äusert der Vf. über die Revelation durch Bücher, oder alte heilige Urkunden. In Beziehung auf die Verfasser der neutestamentlichen Schriften gesteht er mit Recht zu, dass sie die alttestamentlichen Stellen nach ihrem wahren Sinne oder nach einem darin verborgenen göttlichen Sinne (1 Petr. 1, 11.) erklärt zu haben glaubten, ob sie gleich oft auch wissentlich eine blosse Anwendung auf etwas Aehnliches gemacht zu haben scheinen (Ap. Gesch. 13, 40 f. Heb. 1, 5.). „Der Jünger nimmt im Kindesalter der Menschheit, so wie das Kind den Aeltern aufs Wort glaubt, aus dem Munde der gottvertrauten Lehrer und Scribenten das Wort als beglaubigt auf, besonders im Oriente, ohne Vernunftbeweis, wie der griechisch-philosophische Sinn, zu bedürfen. Nach diesem Zeitgeiste noch im Jahrhunderte Jesu musste also der Jünger das Neue, was er zu glauben Ursache fand, in die Offenbarungsschrift des A. T. hineinlegen, weil es ja der gottvertraute Prophet auch schon gewusst haben musste." (S. 209.) Schon der Umstand, dass nach den ältern Vorstellungen vom Kanon keine beträchtliche Veränderung der hebräischen Sprache innerhalb 1200 Jahren sollte vorgegangen seyn, hätte auf die Verlegung des angeblich frühern in die Zeit nach dem Exile führen sollen, dass erst nach dieser Periode aus dem Gedächtnisse oder alten Exemplaren, mit babylonischen Mythen gemischt, und mit grosser Priesterwillkür Esra's, ältere Urkunden wieder hergestellt, redigirt, interpolirt, und aufs neue in ein Tempelarchiv, dergleichen auch andere Völker hatten, niedergelegt und vermehrt wurden, als ein Gemisch von Mythik und Poesie, von Fiction und Geschichte, von Theologie und Lebensregeln zu einem Glaubens-Kanon um die Zeit der Makkabäer geschlossen, und dass sie von der Christensecte beybehalten, in der Folge mit dem N. T., welches eben so nach und nach entstanden, und bey verschiedenen Secten und Kirchen wieder einen verschiedenen Kanon hatte, und nur durch hierarchische Macht und Concilien unser jetziger Kanon werden konnte, verbunden worden sind. Nach den universalkirchischen Grundsätzen des Vfs. aber ist es gottlos zu wähnen, dass die Vorsehung sich in einer Periode einem Erdtheile entzogen, nicht in die Natur jedes vernünftigen Wesens die Kräfte gelegt habe, durch deren Gebrauch es seine Bestimmung erreichen kann,

und

Digitized by Google

und dafs eine universale Offenbarung durch alle Zeiten und Völker, nach den Gesetzen der Stetigkeit und Natürlichkeit, fortgehe. Gern stimmen wir dem Vf. bey, wenn er will, dafs die Exoteriker fernerhin an den belehrenden, bessernden und beseligenden Theil jener Religionsurkunden, eben weil dieser sich als solcher für alle Zeiten bewährt, als an ein Positives gewiesen werden sollen. Allein wenn er glaubt, dafs jene bey ihrem Mangel an Sprachenkenntnifs und an andern gelehrten Kenntnissen durchaus keinen Anstofs der Vernunft an einer Behauptung oder an einem Widerspruche in ihrem biblischen Kanon finden, so ist dieſs der allgemeinen Erfahrung durchaus zuwider, und es kann dem daraus hervorgehenden Uebelstande nur dadurch entgegen gewirkt werden, dafs man nicht die ganze Bibel als Offenbarung zu betrachten, sondern nur in der Bibel Offenbarung finden lehrt.

(*Der Beschluſs folgt.*)

OEKONOMIE.

ERFURT, in d. Hennings. Buchh.: *Garten - Handlexicon für Unerfahrne in der Gartenkunſt und Besitzer kleiner Gärten*, wozu sie keinen Kunstgärtner halten können oder wollen, von einem Liebhaber der Gartenkunst zum Selbstunterricht herausgegeben, durchgesehen und vermehrt von *J. V. Sickler*. 1811. VIII u. 336 S. 8. Mit Kpfrn. (1 Rthlr. 8 gr.)

„Der Herausg. hatte, laut der Vorrede, die Erfahrung gemacht, dafs wegen Mangel an hinlänglichen Kenntnissen seines Gartenbesorgers häufige Fehler vorfielen, und auch manches unterblieb, was sonst hätte geschehen können. Auch sahe er mehrere Gartenbesitzer in gleicher Verlegenheit sich beklagen, dafs ihnen kein Buch bekannt sey, worin man sich Raths erholen könne, da entweder nur weitläuftige sehr theure Werke, oder Schriften vorhanden wären, die blofs einen Zweig des Gartenbaues abgehandelt hätten. Er nahm sich daher vor, diesem Mangel abzuhelfen, und es entstand, mit Hülfe eines alten abgelebten, aber sonst sehr geschickten Kunstgärtners, dieſses Garten - Lexicon." Das Manuscript desselben übergab der Verleger Hn. *S.*, damit derselbe einige, besonders pomologische, Artikel durchsehen, und — wenn es nöthig wäre — mit Anmerkungen begleiten möchte. Ob nun dieſer gleich keinen Beruf in sich fühlte, Anderer Arbeiten zu verbessern, so fügte er doch, um nicht unwillfährig zu scheinen, die botanischen Namen, Klassen und Ordnungen, nach dem von *Thunberg* verbesserten Linneischen System, jeder aufgeführten Pflanze bey, und schaltete, um auch Liebhabern, welche gern neue seltene Pflanzen kennen lernen und ziehen wollen, zu genügen, mehrere derselben aus dem Allgemeinen Garten - Magazin ein. Ungeachtet alles dieſses verschiedenen Kraftaufwandes ist aber dennoch dieſses Buch nur ein mittelmäfsiges Product, und entspricht seiner Bestimmung bey weitem noch nicht. Zwar ist die alphabetische Ordnung, in welcher die Artikel auf einander folgen, für dergleichen Handbücher ohne Zweifel die beste, indem sie das Nachschlagen bey vorkommenden Fällen, wo man schnell Belehrung sucht, ungemein erleichtert; auch sind mehrere Artikel recht gut bearbeitet, indem sie mit Vermeidung unnützer Weitschweifigkeit gerade nur das Wichtigste und Beste, was über einen Gegenstand gesagt werden konnte, enthalten. Dagegen finden wir es aber auf der andern Seite wieder so äufserst unvollständig, dafs Unerfahrne in der Gartenkunst, und selbst Besitzer kleiner Gärten, für welche es doch eigentlich bestimmt ist, nicht selten beym Nachschlagen unberathen und unbefriediget bleiben werden. Denn viele Artikel fehlen ganz, z. B. Anis, monatliche Arbeiten, Ausarten, Baumwachs, Befriedigung, Einfassungsgewächse, Erdarten, Erdmagazin, Erdmandel, Düngung, Durchwintern, Frost, Frostableiter, Graben, Insecten u. s. w.; andere sind so äufserst mager und dürftig, dafs kaum das Allgemeine oberflächlich berührt ist. Dahin gehören unter vielen andern die Artikel Begiefsen, ein Geschäft, welches sowohl bey Pflanzen in freyer Erde, als auch besonders bey Topf- und Scherbengewächsen gewifs die gröfste Aufmerksamkeit erfordert, und daher wohl einen umständlichern Unterricht verdient hätte; ferner Apfelbaum, Birnbaum, wo für Besitzer kleiner Gärten wenigstens die vornehmsten Sorten hätten namhaft gemacht und gezeigt werden sollen, welche sich vorzüglich zu Zwergbäumen qualificiren, und welche dagegen mit gröfserm Vortheil hochstämmig gezogen werden müssen. Eben so unzulänglich ist das, was über die Cultur der Aurikel gesagt worden ist, und man sieht offenbar, dafs der Vf. diese Pflanzen noch nie aus dem Samen gezogen haben mufs, wenigstens wird es auf die hier gelehrte Art gewifs nicht gelingen. Und so könnten wir noch eine Menge anderer anführen, die gewifs jeden, der darüber Belehrung sucht, unbefriedigt lassen werden; allein schon diese wenigen sind hinreichend, unser oben ausgesprochenes Urtheil zu begründen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

THEOLOGIE.

ERLANGEN, b. Palm: *Die bibliſche Theologie*, oder *Judaismus* und *Chriſtianismus*. — — Von Dr. *Gottl. Phil. Chr. Kaiſer* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

In einem beſondern Excurs hat der Vf. ſeine Ideen zu einer kritiſchen Lebensgeſchichte des Jeſus *Meſchiach*, oder eine bibliſche Chriſtologie aufgeſtellt. Die Hoffnung eines Meſſias betrachtet er als ein politiſch-religiöſes Gemiſch aus Patriotismus und theokratiſch-frommen Sinne, und unterſcheidet ſehr zweckmäſsig die verſchiednen Modificationen derſelben nach den verſchiednen Zeitaltern. Durch Zertheilung und Unterjochung der Nation entwickelte ſich zuerſt die Idee an Wiederkunft der Daviden, und entweder hieraus oder aus ähnlichen morgenländiſchen, im Exile eingeſogenen Ideen der Glaube an einen einzigen groſsen Geſalbten, den zweyten Adam, im Hebräiſchen König, Κατ' ἐξοχην, der die Nation aufs neue beglücken ſollte, und je gedrückter dieſes Völkchen war, deſto excentriſcher und beyſpielloſer hoffte es. Die ſpätern Juden hatten ſich ein ganzes Syſtem über den Meſſias zur Zeit Jeſu gebildet, und beſaſsen eine eigene Methode, ihre Begriffe überall in den Propheten geweiſſagt zu finden, ob gleich der exegetiſche Sinn hiſtoriſch ein andrer war, und ſo wie ſie den Meſſias zuerſt als bloſsen Menſchen erwartet hatten, ſo legten ſie ihm ſpäterhin, wie Johannes und Paulus nach der Emanationsidee eine höhere Abkunft bey. Doch ſtimmten ſie auch zu Jeſu Zeit keinesweges in ihren Vorſtellungen vom Meſſias überein. Daſs ſie ſich um Jeſu Zeit den Meſſias als leidend gedacht hätten, hält der Vf. mit Recht für unerwieſen. Jeſ. 53. wurde von den Juden nicht auf den Meſſias, ſondern auf das jüdiſche Volk ſelbſt bezogen, das zum Beſten ſeiner Nachkommen gemartert war, welches auch dem Zuſammenhange am angemeſſenſten zu ſeyn ſcheint. Das Beſtreben der Chriſtianer, den zufälligen tragiſchen Ausgang des Schickſals Jeſu durch Stellen der alten Orakel zu rechtfertigen, hat jene Deutung auf den Meſſias veranlaſst, und ſo fanden nun auch die ſpätern Juden, ſelbſt der chaldäiſche Paraphraſt den Meſſias in Jeſ. 53., veranlaſst durch das Urgiren der Stelle bey den Chriſten, ſie träumten aber dann von einem doppelten Meſſias. Alle jüdiſchen und chriſtlichen Meſſiashoffnungen, welche der Geſchichte zufolge nie erfüllt wurden, und, wie die Vernunft ſagt, nie erfüllt werden können, betrachtet der Vf. mit Recht als das Product partikulariſtiſcher Begriffe von Gott und eines Gefühls, das nur Prüfungen im Elende ſah und künftige Herrſchaft über die Völker, und das eine Selbſtſtändigkeit ohne eignes Zuthun vom Jehovah erwartete. „Noch iſt jüdiſcher Patriotism eine knechtiſche Anhänglichkeit am alten Geſetze, wodurch dieſes Volk den Nationen lächerlich wird; es lebt und duldet in alle Länder zerſtreut, ein Geſchlecht ſchlauer Unterhändler vom Daniel an am perſiſchen Hofe, bis zu den heutigen Hofjuden, eine paraſitiſche Pflanze auf den Stämmen andrer Nationen ſeit ſeiner Entſtehung" (S. 222.). — Um eine richtige Anſicht von den Evangelien des N. T. zu gewinnen, ohne welche kein kritiſches Urtheil über die Lebensgeſchichte Jeſu, als des Meſſias, gefällt werden kann, benutzt der Vf. *Wolf's* Idee über die Entſtehung und Ausbildung der homeriſchen Werke, und leitet die Erzählungen des Lebens Jeſu ab aus mündlichen Ueberlieferungen und Sagen, die ſich von Lehrern zu Lehrern, beſonders durch die Evangeliſten, gleichſam meſſianiſche Rhapſoden nach Eph. 4, 11. und Apoſtelgeſch. 21, 8. fortpflanzten. Wenn der Vf. ſagt, daſs dieſe darum faſt wörtlich übereinſtimmten, weil die Traditionen in das Gedächtniſs faſt als wörtlich memorirter Unterricht gefaſst wurden, ſo glauben wir in dieſer Hypotheſe von der Entſtehung der Evangelien vielmehr eine Urſach der verſchiednen Abweichungen und Widerſprüche in denſelben zu finden, da mündliche Erzählungen weit mehr den Veränderungen unterworfen ſind, als ſchriftliche. Sehr paſſend erinnert der Vf., daſs man im Urchriſtenthum auch deswegen nicht an ſchriftliche Aufſätze dachte, weil nach der allgemeinen Meinung Chriſtus bald wieder kommen ſollte. Erſt ſpäterhin wurde daher für Miſſionsreiſen in entferntere Gegenden etwas Schriftliches abgefaſst. Keiner der Evangeliſten nützte, dem Vf. zufolge, eines der drey andern Evangelien, weil ſie ſonſt nicht ſo grobe Widerſprüche gegen einander enthalten würden. Der Vf. betrachtet die vier Evangelien als vier ganz verſchiedne von einander unabhängige Urkunden, im Kanon zuſammengeſtellt, wie etwa die widerſprechenden Aufſätze in der Geneſis, und alle Verſuche, ſie harmoniſiren zu wollen, als ein durchaus eitles Unternehmen, ſtatt deſſen man gegenwärtig vielmehr die Disharmonie der Evangelien kritiſch bearbeitet darſtellen ſollte. Wenn der Vf. hinzufügt, daſs die meiſten urſprünglichen ſchriftlichen Bruchſtücke dieſer Art ſyro-chaldäiſch *oder hebräiſch* abgefaſst waren, ſo ſollte für letzteres richtiger aramäiſch geſetzt ſeyn, da die hebräiſche Sprache, als eine damals ſchon ausgeſtorbene, nicht wohl zu ſchriftlichen Auf-

Digitized by Google

Aufsätzen gebraucht seyn mag. In eine zweyte Periode versetzte der Vf. die Ueberarbeitung der echten Bruchstücke, ihre Uebersetzung und Vermischung mit eigenthümlichen, individuellen Vorstellungsarten und mit Orakeln *post eventum* z. B. Joh. 21. von dem Kreutzestode des Petrus, als Zusatz des Redacteurs, für welchen der Vf. mit andern Auslegern Johannes den Presbyter zu nehmen geneigt ist, und in Matth. 23, 35., wo Jesus den Tod des Zacharias erwähnt, der nach Josephus erst kurz vor der Zerstörung Jerusalems statt fand. Sehr richtig bemerkt der Vf., dass es schon im zwölften Jahrhundert nicht mehr möglich war, durch Vergleichung der durch die Hände verschiedner Uebersetzer und Redactoren bey verschiedenen Gemeinen gegangenen Abschriften mit der Urschrift den wahren Gehalt der letztern auszumitteln, weil die Originale nur Localbestimmung hatten, ehe sie allgemeines Interesse erhielten, und dass auf diese Weise die Biographie Jesu immer reichhaltiger und durch angehängte Traditionen wunderbarer, durch Glossen immer *putativer* und mythischer wurde. Im Allgemeinen fällt der Vf. folgendes Urtheil über die Evangelien: „Sie geben Bruchstücke zum Erweise der messianischen Würde Jesu, und haben *Axiopistie* nur, wo sie in den ursprünglichen Stücken das öffentliche Leben Jesu als Zeugen oder von Zeugen unterrichtete darstellen. Das Uebrige enthält apokryphische, unklassische Sagen und Meinungen aus einem superstitiösem Zeitalter" (S. 229.). Der Vf. stellt sodann die wenigen Nachrichten über Jesu Leben, welche die Kritik aushalten, auf eine sehr interessante Weise und mit Hindeutungen auf ähnliche Erzählungen des Alterthums zusammen. Zuerst beleuchtet er mit kritischem Blicke die Geschichte Jesu vor seinem öffentlichen Leben, und zeigt, dass Jesus wahrscheinlich zu Nazareth geboren und Josephs Sohn gewesen sey, dass er sich nach der Zeitsitte durch die Askese der Resignation zum Weisheitslehrer vorbereitet und zum Landrabbinen bestimmt hatte, dass seine Bildung wahrscheinlich von innen heraus gieng, doch, wie wir hinzusetzen möchten, nicht ohne genaue Bekanntschaft mit dem Eigenthümlichen der jüdischen Secten, besonders der Essenischen, deren Einfluss wenigstens auf die spätere Gestaltung des Christenthums unverkennbar ist. Die nun folgende kurze, aber meistens treffende Charakteristik Jesu ist zwar von allem Wundervollen und Unbegreiflichen entkleidet, wie es die Natur einer historisch-kritischen Untersuchung forderte, doch ist sie mit reiner Achtung gegen Jesum abgefasst, dessen öffentliche Thätigkeit der Evangelien unbeschadet, wie der Vf. glaubt, eben so gut auf zehn als auf drey Jahr ausgedehnt werden könnte, so dass Jesus, nach Joh. 8, 57., bereits über vierzig Jahr alt den Tod erlitten habe. Nicht minder interessant sind die Bemerkungen des Vfs. über die Lehrart Jesu, welche er mit überzeugenden Gründen in den drey ersten Evangelien getreuer kopirt findet als beym Johannes, dessen Schriften er nicht unpassend mit Platos Werken über Sokrates vergleicht, besonders da in jenen unverkennbar auch platonisch-alexandrinische Begriffe enthalten sind. Die Lehrart in Parabeln und Gnomen war dem orientalischen Zeitgeiste eigen, nach welchem nicht sowohl zur Verdeutlichung, wie man gemeiniglich annimmt, sondern zur Verhüllung Parabeln und ähnliche Einkleidungen gebraucht wurden. Doch sieht man auch bey der Anwendung dieser Lehrart den prüfenden, unabhängigen und originellen Lehrer, der den Nationalunterricht wohl gefasst hatte und verarbeitete. Der Hauptpunkt alles Lehrens war Jesu das Evangelium, oder die Verkündigung des gekommenen Messias und seines nahen Reiches, wobey aber keine blosse Anbequemung des jüdischen Messiaspredicats auf sich überhaupt ohne eigne Ueberzeugung anzunehmen ist. Die Pharisäer tadelten daher auch nie die allgemeine Religionslehre Jesu, sondern nur seine Erklärung, dass er der Messias sey. Das Mosaische Gesetz wollte er so wenig aufheben, dass er es selbst im Ganzen beobachtete, es vervollständigen und ihm wieder Ansehn geben wollte. Für die Ueberzeugung Jesu selbst, in Absicht auf seine Messiaswürde, hatten die von ihm vollbrachten Staunen erregenden Thaten, in Verbindung mit den Orakeln in den Propheten seines Volks, Beweiskraft. „Denn nothwendig der Vorsehung musste es nach der Vorstellungsart seiner Zeit unmittelbar zugeschrieben werden, wenn er als Religiosor und Rabbi, mittelst der Phantasie der Kranken und ihres Zutrauens wirkte, wenn er das Satansreich zerstören konnte, 1 Joh. 3, 8. als der Messias, oder andre Umstände, die auf ihn Beziehung zu haben schienen, wundervoll waren, und jede Bewegung im Menschen wurde auf dem Punkte der Bildung, wo sein Zeitgeist stand, als durch etwas Aeusseres veranlasst, gedacht. Und auf diesem Standpunkte war sein Glaube vollkommen gegründet, und seine Handlungsart gewissenhaft und himmlisch, als gegeben durch Gott in ihrer Vollendung mit dem Charakter der Unbegreiflichkeit, des äussern und innern Göttlichen" (S. 245.). — Von den Weissagungen, welche Jesu in den Mund gelegt werden, zeigt der Vf. unwidersprechlich, wie sie erst nach dem Erfolge so bestimmt ausgedrückt sind. In der Erzählung der letzten Schicksale Jesu hätten wir einzelne Gegenstände noch ausführlicher erörtert zu sehn gewünscht, z. B. die Ursach des Todes Jesu, den er sehr passend mit dem ähnlichen Schicksal andrer Weisen und Religionsstifter paralleliśirt, den Verrath des Judas aus Kerioth (nicht aus Iskarioth, wie der Vf. schreibt), den er blos durch die von Jesu erfahrne Zurücksetzung veranlasst werden lässt. Was die Evangelisten als reines Factum von dem Verhör und dem Tode Jesu behaupten, scheint dem Vf. nur nach Conjecturen und Hörensagen geurtheilt zu seyn, so wie sie das Händewaschen des Pilatus, welches nur heidnische Lustration nach einer Verurtheilung war, ganz anders deuteten. Auf diese Weise lassen sich die mannichfaltigen Widersprüche der Evangelisten in der Erzählung der letzten Schicksale Jesu am leichtesten erklären, da keiner derselben, auch Johannes nicht, bey dem Verhör gegenwärtig war. Die Auferstehung

Jesu

Digitized by Google

Jesu nimmt der Vf. mit einigen neuern Theologen mythisch und allegorisch, doch scheinen uns die nachdrücklichen Berufungen der Apostel auf dieselbe als auf etwas factisches, eine wirkliche Wiederbelebung Jesu vorauszusetzen, welche auch einzelne Umstände der Erzählung wahrscheinlich machen. Eher möchten wir mit dem Vf. die Himmelfahrt Jesu für eine blofs mythische Apotheose desselben halten; da nur Markus und Lukas, beide aber auf verschiedne Weise, ihrer erwähnen, und da Matthäus und Johannes oder ihre Bearbeiter, offenbar eine andre Conjectur hatten, dafs nämlich der Auferstandene noch auf Erden unsichtbar unter ihnen wirke bis an der Welt Ende, d. i. bis zu seiner sichtbaren Ankunft zur baldigen Eröffnung seines Reichs, und nur zuweilen noch in Christophanien sich offenbare Matth. 28, 20. Joh. 21. (S. 261. vergl. 84.). Ueber das bekannte Pfingstwunder sagt der Vf., dafs dieſs „mehr Privat- und Familien-Auftritt war, veranlafst durch Sturm und Gewitter, an dem erst später der *exornirende* und idealisirende Historiker die ganze Stadt Antheil nehmen läfst nach gewöhnlicher hyperbolischer Art" (S. 262.). Im folgenden verbreitet sich der Vf. über die weitere Fortbildung des Lehrsystems der Jünger Jesu und des neutestamentlichen Kanons. So wird besonders die Versöhnungstheorie als eine erst im spätern Systeme der Jünger Jesu entstandne Lehre dargestellt; doch wenn der Vf. von Genugthuung und Stellvertretung im N. T. nichts erwähnt findet, so ist dieſs wohl nicht in aller Strenge zu nehmen, da wenigstens dunkle Vorstellungen von beiden der Versöhnungsidee offenbar zum Grunde lagen. Die apokalyptische Lehre vom tausendjährigen Reiche will der Vf. nicht mit *Herder* und *Eichhorn* für Poesie nehmen, sondern er erklärt sie richtig für eine in dem Zeitgeist gegründete Vorstellung, welche auch in andern biblischen Stellen, so wie in den Aussprüchen der meisten Kirchenväter, Bestätigung findet. Ueber die Heilsordnung in der christlichen oder messianischen Epoche giebt der Vf. nur kurze Andeutungen, da er die ausführlichere Abhandlung derselben dem *zweyten* Theile des Werks vorbehält, geht sodann über zu einer interessanten Erörterung des Glaubens an den Einfluſs des Göttlichen rücksichtlich der unterirdischen Verdammnifs, Hadokrisologie, und des himmlischen bessern Lebens, Makariologie. Hier hätte noch bemerkt werden können, dafs aus den Jesu im N. T. beygelegten Aeufserungen eine zweyfache Ansicht der Unsterblichkeit sich erweisen läfst, indem einige eine Auferstehung, oder einen mit dem Tode erfolgenden Uebergang des Geistes in ein künftiges Leben andeuten. Sehr richtig sagt der Vf. in der Anmerkung S. 280.: „Noch jetzt ist der Religionslehrer berechtigt, in einem gewissen, vernünftigen Sinne zu behaupten, dafs die Strafen des andern Lebens ewig sind, in wie fern der durch innere Strafen Gebesserte doch stets zurückbleibt in seiner Vollkommenheit, im Verhältnifs zu den früher Vollkommnen. Aber die krassen Lehren über Fegfeuer u. s. w. schänden die Vernunft. Die Aussicht auf einen Zustand der Vergeltung sogleich nach dem Tode, und auf unsterbliche selige Zukunft kann übrigens durchaus nicht von der religiösen Sittenlehre getrennt werden, wenn diese ihre ganze Kraft beweisen soll, und liegt in den tiefsten Bedürfnissen des menschlichen Herzen." Ein besonderer Anhang dieses Kapitels handelt von dem Einflusse des friedlich Göttlichen auf die Welt überhaupt und insbesondre auf das Schicksal der Menschen — Dämonophanie u. s. w. Da es unter die vorzüglichsten Geschäfte des Messias gehörte, die Werke des Teufels zu zerstören, so wird hier nochmals von den Eigenschaften und Wirkungen dieses bösen Princips und der zu ihm gehörenden Wesen geredet und unter andern gezeigt, wie nach jüdischen Vorstellungen dem Gottesreiche das Satansreich entgegen gesetzt ward, dafs durch den Messias Gott das Reich ganz wieder erwerben und herrschen sollte, wie Ormuzd nach den Zendbüchern herrscht und die Dews und Ahrimanen in Fesseln gelegt werden. Dafs auch Jesus an die Wirkungen des Satans glaubte, wie sie ihm von Jugend auf in den Synagogen der Juden beygebracht waren und auch in diesem Lehrpunkte nicht über seiner Zeit stand, beweiset vornehmlich der Umstand, dafs er nirgends einen Wink von Accommodation in dieser Lehre gegeben hat. „Hätte er nicht oft die beste Gelegenheit gehabt, seine Lehrjünger über die superstitiöse Furcht vor dem Teufel und den Gespenstern zu belehren? Aber eine solche Lection erfolgte nie Joh. 6, 20. Wie viel Unheil wäre dadurch bis auf die Zeit *Beckers* und *Thomasius* erspart worden" (S. 285.). Die Ursach, warum Johannes keiner Dämonischen erwähnt, will der Vf. nicht sowohl von der in Kleinasien verbreiteten Aufklärung, als vielmehr davon ableiten, dafs das Johanneische Evangelium nach seiner Tendenz keine Veranlassung zu solchen Geschichten von Dämonischen und zum Erweis der Vernichtung des Satansreiches vom Messias fand. Allein gerade der, auch von dem Vf. bemerkte Umstand, dafs der Glaube an die Geisterwelt, insbesondre an die Teufel und ihr Oberhaupt darin parallel läuft mit den übrigen Evangelien, Joh. 5, 4. 8, 44. würde hinreichende Veranlassung dazu dargeboten haben, und man mufs daher auf andre Ursachen jener Auslassung schliefsen. Auch diesem Abschnitt ist eine zweckmäfsige Anmerkung für den praktischen Religionslehrer angehängt.

Das *zweyte* und letzte Kapitel dieses Abschnittes kündigt an ein „Ideal der Providenzlehre beym physikotheologischen, moralischen und ästhematischen Monotheismus, nach der Gesammtheit der menschlichen Seelenkräfte und Bedürfnisse gedacht — religiöser Universalismus — das Ewige ist, so wie die Freyheit." Der Vf. geht davon aus, dafs so lange sinnliches Glück als höchster Zweck der Schöpfung gedacht wird, in der Providenzlehre die Disharmonie zwischen Tugend und Glückseligkeit ein Stein des Anstofses bleibt, welcher nur durch Annahme einer sittlichen Weltordnung entfernt werden kann, die sich als Thatsache in dem Gewissen des Menschen ankündigt. Im Ganzen giebt der Vf. hier mehr Declamation,

Digitized by Google

mation, die sich selbst hin und wieder den neuern philosophisch-mystischen Aeusserungen anzunähern scheint, als Deduction, welche freylich gerade über diesen Gegenstand ihre eignen Schwierigkeiten hat. So heisst es z. B. S. 288.: „Elender! der du in der ungeheuersten Consequenz des Natur- und Geisterreichs nirgends Consequenz siehst, als die dein schwaches Gemüth hineindichtet, etwa wegen der Noth eines Völkchens, oder gar eines Menschen, oder deines Ichs; in dir allein ist die Inconsequenz. — Der religiöse Mensch betrachtet alle Erscheinungen in der Zeit als nothwendig heilige Entwicklungen des Einen Grundlebens, des ursprünglichen, vollkommnen Seyns, also als Bedingung eines höhern Lebens, und daher thut er am meisten Einhalt dem Schrecken und der Besorgniss über Zeitereignisse, und den enggeistigen Betrachtungen darüber. Denn alle Erscheinungen stehen in Beziehung zu dem Ganzen und führen sicher zu dem edlern Leben. Religion will in so fern in allem Einzelnen und Endlichen, also auch im Menschen, nicht weniger anschauen, als das Unendliche." Doch setzt der Vf. hinzu, dass der Glaube an das göttlich Wirksame nicht Gefühl allein, nicht blos sich ergebendes und beschauendes, passives, sondern *Thatleben* in Gott, eine Thatsache des ganzen, und mit sich einigen Menschen nach der reinen Einheit sey. Ueber die Weltregierung sagt der Vf.: „Auch dem Einzelnen wird der Weltengenius Schicksalleitend zur grossen Harmonie der Welt, was der Geist auch anfange mit seiner gegebenen Freyheit, wie die Sonne die Erde zieht, was auch auf dieser vorgehe. Diese Freyheit der vernünftigen Geister ist Thatsache, so gewiss als das Wirken Gottes, doch unbegreiflich wie er. Der freye Mensch ist nicht ausser Gott, sondern in Gott, und der Universalwille ist entgegen dem bösen Eigenwillen der Creatur. — Allenthalben und wundervoll umgeben vom Göttlichen, und unaufhörlich durch Winke von ihm bedeutet, bleibt doch auf diesem kleinen sichtbaren Theile des Weltalls sein Wirken uns noch vielfaches Geheimniss, und im Uebel und Kampfe verbirgt sich die Ausführung des ewigen Plans." Ueber Unsterblichkeit äussert der Vf. im Allgemeinen: „Im göttlichen Leben soll für den Menschen beginnen das ewige, schon vor dem Tode, schon jetzt in der Ewigkeit, nicht blos für die Ewigkeit, und der Glaube an göttliches Seyn und an ein *Theilnehmen an Gott*, an eine Verwandtschaft, an Aehnlichkeit mit Gott, dem für das Gute ewig Thätigen, geht über in Glaube an eigenes unsterbliches Seyn, in ein Leben für dasselbe mehr, als in ein träges Speculiren über die unsterbliche Zukunft. — Tod ist nur Verhältnissbegriff, der sich auf flüchtige Formen und nur auf Daseyn bezieht; dem unendlichen Seyn kommt kein Tod zu. Dieser Glaube allein giebt Friede und Eintracht der in das Reich der Geister und zur ewigen Weltvernunft sich flüchtenden Seele, die schon jetzt ewig und selig lebt in der Welt des Wahren, Guten und Schönen, wenn auch nicht bauend auf weichliche Hoffnung, auch nicht einmal künftig ununterbrochenes Wohl hoffend. So vereint sich der Glaube an Gott und Ewigkeit in Einen" (S. 292.). Möge der Vf. diese Andeutungen bald im *zweyten* Theile seiner Schrift, welchem wir mit Verlangen entgegen sehn, klar und befriedigend weiter ausführen, und zugleich auf die wichtigsten Einwürfe dagegen sorgfältig Rücksicht nehmen.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Der Wundergürtel; die Nebenbuhlerinnen; Abdelazi* und *Asmolan;* vier Erzählungen nach dem Spanischen bearbeitet vom *Verfasser der Heliodora.* 1813. 180 S. 8. (18 gr.)

Durch diese vier kurzen Erzählungen, wovon drey im Geschmack der Tausend und eine Nacht sind, erhält die deutsche Literatur keine dankenswerthe Bereicherung. Weder Stoff noch Darstellung zeichnen sich aus; im Gegentheil hat alles ziemlich das Ansehn einer verlegenen Waare. Die dritte Erzählung, Abdelazi, wovon der Vf. nichts, als eine mittelmässige Uebersetzung nach Sarrazin geliefert zu haben scheint, ist unlängst von *Reinbeck* im *zweyten* Theile seiner *Winterblüthen* mit mehr Fleiss und Geschmack bearbeitet worden. Das ganze dünne und weitläufig bedruckte Bändchen lässt sich übrigens leicht in zwey Stunden durchlesen.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Todesfälle.

Am 25sten October starb zu Strassburg der durch mehrere Schriften, vorzüglich durch sein *Tableau des révolutions de l'Europe* rühmlich bekannte Rector der Akademie und Mitglied des protestantischen General-Consistoriums, *Christoph Wilhelm Koch*, in einem Alter von 77 Jahren.

II. Ehrenbezeugungen.

Der Kaiser von Oesterreich hat dem Professor der Mathematik an der königl. ungrischen Universität zu Pesth und Beysitzer der Gerichtstafel mehrerer Comitate, Hn. *Karl Hadaly v. Hada*, den Charakter eines Hofraths ertheilt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

LEMGO, in d. Meyer. Buchh.: *Von einigen der häufigſten und wichtigſten Herzkrankheiten*, ferner *vom Aneurysma der Bruſtaorta*, *von Pulſationen der Oberbauchgegend* und *dem ungewöhnlichen Urſprung und Verlauf einiger großen Arterien des menſchlichen Körpers*. Von *A. Burns*. Aus d. Engliſchen. Nebſt einer ergänzenden Abhandlung des Herausgebers über die blaue Krankheit. 1813. VIII u. 434 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Rec. hat in der jetzigen Lage des Buchhandels nicht Gelegenheit, das Original mit der Ueberſetzung zu vergleichen, indeſſen nimmt er keinen Anſtand, das Werk im deutſchen Gewande anzuzeigen, da ſchon der Name des talentvollen und durch mehrere intereſſante Aufſätze bekannten Ueberſetzers, Hn. Dr. *Naſſe* zu Bielefeld, für die Treue der Ueberſetzung bürgte, und er ſich beym aufmerkſamen Durchleſen derſelben mit Gewiſsheit davon überzeugt zu haben glaubt.

Der Vf. theilt die Herzkrankheiten in drey Klaſſen: 1) die ſympathiſchen, von dem Conſenſus deſſelben mit andern Organen herrührenden; 2) diejenigen, deren Weſen eine durch einen urſprünglichen Bildungsfehler bewirkte Vermiſchung des Venen- und Arterienblutes iſt; 3) die aus einem organiſchen Fehler entſpringenden, der aber die Miſchung und Eigenſchaften des Blutes nicht nothwendig verändert. Nur die zweyte und dritte Klaſſe betrachtet er in dieſem Werke. Die Symptome, welche die zweyte Klaſſe der Herzkrankheiten charakteriſiren, ſind indeſſen nicht bloſs Folgen von Miſsbildungen dieſes Organs, ſondern entſtehen oft auch in Folge von organiſchen Fehlern der Lungen, wodurch die normale Umwandlung des Blutes in dieſen, wenn es gleich durch ein regelmäſsig gebildetes Herz in ſie getrieben wurde, verhindert wird. Richtig bemerkt der Vf., daſs jene Symptome, auch wenn ſie in einem urſprünglichen Bildungsfehler begründet ſind, gewöhnlich erſt einige Wochen, ſelbſt Monate nach der Geburt eintreten. Als Zeichen ſtellt er die blaue Hautfarbe, einen kurzen, ſuffocativen Huſten mit geringem, bisweilen blutigem Auswurfe, mangelhafte Energie der thieriſchen Verrichtungen, verminderte Temperatur, Torpidität des Darmkanals, auf. Während der Anfälle, welche durch alles, was die Bewegung des Blutes beſchleunigt, anfangs ſeltner, dann häufiger, herbeygeführt werden, vermehren ſich die Beſchwerden bedeutend. Der Anfall entſteht durch die Ueberladung des Syſtems mit venöſem Blute, und die heftigen Reſpirations-Anſtrengungen während deſſelben werden das Mittel, das Gleichgewicht zwiſchen dem venöſen und arteriöſen Blute einigermaſsen herzuſtellen. Rec. glaubt kaum, daſs die Anfälle auf ſolche Art als Criſen eines lange daurenden Zuſtandes angeſehen werden können, indem ſie dann unſtreitig ſich weit häufiger einſtellen müſsten, ſondern hält ſie für zufällige Verſchlimmerungen, welche durch irgend eine ſchädlich einwirkende entfernte Urſache veranlaſst werden.

Der Vf. ſetzt, nach dieſer allgemeinen Betrachtung der Symptome der blauen Krankheit, *ſechs* Arten von Herzmiſsbildung feſt, welche dazu Veranlaſſung geben können, und die er nach der Reihe betrachtet; 1) Urſprung der Aorta aus dem rechten und linken Ventrikel; 2) Offenbleiben des eyrunden Loches und des Schlagaderganges; 3) Offenbleiben des erſtern mit Verſchlieſsung des letztern, oder regelwidrige Communication beider Kammern; 4) Verſchlieſsung der Lungenarterie; 5) Bildung des Herzens aus einer einzigen Kammer und Vorkammer, und Urſprung der Lungenarterie aus der Aorta; 6) fehlerhafte Bildung der Mitralklappen, wodurch die venöſe Oeffnung des linken Ventrikels bedeutend verkleinert wird. Die letzte Art gehört indeſſen ſchwerlich in dieſe, ſondern in die folgende Klaſſe von Krankheiten, indem dadurch nur die Circulation des Blutes gehemmt, nicht eine Vermiſchung des arteriöſen und venöſen bewirkt wird. Auch iſt wohl ſelten oder nie dieſe Abweichung angeborner Bildungsfehler. Dagegen hat der Vf. eine von *Baillie*, wenn gleich nur einmal beobachtete, merkwürdige Art von Herzmiſsbildung ganz übergangen, den Urſprung der Lungenarterie aus dem linken, der Aorta aus dem rechten Ventrikel, während die Venen ſich auf die normale Weiſe in die Vorhöfe ſenkten, wovon das Reſultat gänzliche Separation des rothen und ſchwarzen Blutes, allein dergeſtalt, daſs der Körper immer nur ſchwarzes, die Lungen immer nur rothes erhielten, geweſen ſeyn würde, hätte nicht der offene, aber doch enge Schlagadergang etwas rothes Blut in die Aorta geführt. Auch eine von *Steidele* beobachtete Miſsbildung, wo zwar das Herz regelmäſsig gebildet, aber die Aorta unterhalb der linken Schlüſſelpulsader völlig verſchloſſen war, mithin die abſteigende Aorta aus dem rechten Ventrikel entſprang und nur venöſes Blut erhalten konnte, hätte als eigne Art hieher gehört. Dagegen ſind die erſte und dritte zum Theil eins, indem der gemeinſchaftliche Urſprung der Aorta aus beiden Ventrikeln eben

Digitized by Google

in der Perforation ihrer Scheidewand begründet ist. Daher glaubt Rec. auch nicht, dafs die Perforation der Herzscheidewand nur dann nachtheilige Zufälle errege, wenn die Lungenarterie verengt ist, und wirklich fand auch die Verminderung der Calibers dieses Gefäfses in mehrern Fällen von blauer Krankheit nicht Statt. Richtig bemerkt der Vf., dafs der arteriöse Gang und das eyrunde Loch selten zugleich offen bleiben, führt indessen einen, besonders der langen, dabey Statt findenden Lebensdauer wegen, merkwürdigen Fall von gleichzeitigem Offenbleiben beider an, indem der Kranke ein Alter von 42 Jahren erreichte. Indessen fand Rec. in einigen Fällen beide zugleich offen, ohne dafs während des Lebens nachtheilige Folgen Statt gehabt hatten. Selten, sagt der Vf., aufser wenn die Capacität beider Herzhälften sehr verschieden ist, bringt das Offenbleiben des eyrunden Loches allein Zufälle der blauen Krankheit hervor, ungeachtet es häufig asthmatische Beschwerden veranlafst. Rec. will die Möglichkeit des letztern nicht läugnen, glaubt aber, wegen der gewöhnlichen Anordnung des eyrunden Loches, dafs das Offenbleiben desselben bey Asthmatischen richtiger für Wirkung, als Ursache asthmatischer Beschwerden zu halten ist, vorzüglich da organische Fehler der Lungen häufig zugleich damit verknüpft sind.

Da der treffliche Aufsatz des Uebersetzers mehrere Berichtigungen der *Burns'schen* Abhandlung über diese Klasse der Herzkrankheiten enthält, so geht Rec. zu der Betrachtung der dritten über. In den *Bemerkungen über die* (selten vorkommende) *gleichmäßige Vergrößerung* und *Erweiterung des Herzens* unterscheidet der Vf. richtig beide Zustände von einander, indem bisweilen, ohne Erweiterung der Höhlen, die Wände so ungeheuer verdickt sind, dafs das Herz mehrere Pfunde wiegt und umgekehrt, und beide ganz verschiedne Symptome, die für das active und passive Aneurysma von *Corvisart* angegebenen, haben, wobey indessen zu bemerken ist, dafs nicht selten, beym activen Aneurysma *Corvisarts*, Erweiterung und gleichmäfsige Verdickung zugleich vorhanden sind. Wenn der Vf. sagt, dafs in der Regel die Erweiterung und Vergröfserung des Herzens durch keine mechanische Einwirkung entstehe, so hat er die Erfahrung durchaus gegen sich, indem diese gerade das Gegentheil lehrt. Die in den *Bemerkungen über die partielle Erweiterung des Herzens* vorgetragene Behauptung, dafs die rechte Seite sich häufiger als die linke erweiterte, ist nur richtig, so fern vom passiven Aneurysma die Rede ist. Die blofse Erweiterung der rechten Seite ist nicht gefährlich, indem das Herz nicht das ganze Blutquantum, welches es enthält, in die Lungenarterie treibt. Nur unter Umständen, welche Beschleunigung des Blutlaufes veranlassen, zieht es sich kraftvoller zusammen und veranlafst dadurch Blutspeyen. *Ueber die chronische Herzentzündung.* Diese, welche man indessen wegen der Kürze ihres Verlaufes, der nie über einige Wochen, bisweilen sogar nur wenige Tage dauert, und nur, weil der entzündete Theil bey ihr ohne Schmerz ist, so nennt, und die davon abhängige Verwachsung des Herzbeutels mit dem Herzen ist sehr häufig mit Erweiterung des Herzens verknüpft, wo dann die Erweiterung des Herzens immer sehr schnell vorzurücken scheint, der Puls immer häufig, ungleich und schwirrend, immer Fieber und Schmerz im Unterleibe vorhanden ist. Der ungewöhnlichen Weichheit des Herzens, welche bey der Entzündung dieses Organs sich gewöhnlich findet, gedenkt der Vf. nicht, beschreibt auch die acute nicht, weil er sie nicht selbst beobachtete. Blutlassen schadete immer, dagegen schafften Blasenpflaster und ein Haarseil, auf das Brustbein gelegt, grofse Erleichterung. Sollte nicht, gegen die Meinung des Vfs., die passive Erweiterung häufiger eine Folge, als eine Veranlassung der Entzündung des Herzens seyn? Wirkliche *abnorme Kleinheit* des Herzens findet nach dem Vf. nur da Statt, wo der Herzbeutel zugleich kleiner als gewöhnlich ist.

In dem Abschnitte *über Abnormitäten im Bau des Herzens und deren Folgen* beweist der Vf. durch eigne und fremde höchst merkwürdige Fälle von gänzlicher Verknöcherung und anderweitige Umwandlung der Kammern, dafs die dabey verdickten Vorhöfe und die Arterien ihre Stelle einigermafsen ersetzen können. Gegen die im folgenden Abschnitte abgehandelte *Brustbräune*, welche der Vf. indessen wohl zu allgemein immer von verknöcherten Kranzpulsadern herleitet, da sich theils auch ohne Desorganisation derselben sehr bedeutende Schwäche des Herzens denken läfst, theils die Anwesenheit der Brustbräune, ohne diesen Zustand der Kranzpulsadern, von ihm selbst, wie er im folgenden Abschnitte bemerkt, mit Verknöcherung der Klappen von *Testa*, und andern, von diesem angeführten Schriftstellern (*Malatt. del cuore* T. III. p. 297 ff.) entweder ohne wahrnehmbare Veränderung der Structur, oder mit Ulceration, oder mit passiver Ausdehnung des Herzens, von *Johnstone* mit aufserordentlicher Weichheit, von *Jahn* mit beträchtlicher Vergröfserung (s. *Testa*, übersetzt von *Sprengel*, S. 326.), beobachtet wurde, empfiehlt er immer strenges antiphlogistisches Verfahren. Dafs, wie der Vf. in dem Abschnitte *über die Folgen eines Fehlers an den Klappen des Herzens und der grofsen Arterien* bemerkt, bey Verknöcherung der Vorhofsklappen immer auch die Arterienklappen verknöchert seyn, stimmt nicht mit den Erfahrungen des Rec. und andrer.

Im Abschnitte *von der Entstehung der Herzpolypen* erklärt sich der Vf. für die, wenn gleich seltene, Existenz derselben während des Lebens, *jedoch nur unter Umständen, welche das Blut in den Herzhöhlen zurückhalten.* So waren in einem von *Mano* beobachteten Falle die Wände der Herzkammer an der Stelle, wo der Polyp festsafs, membranös. Er selbst führt mehrere eigne Fälle von Herzpolypen an, von welchen er annimmt, dafs sie schon während des Lebens existirten, indem sie äufserst fest mit dem Herzen verwachsen waren, theils aus mehrern, ganz blutlosen Lagen von Faserstoff bestanden, theils mit einer

Digitized by Google

einer Membran bekleidet waren, und in dem einen Falle Erweiterung der respectiven Höhle, in dem andern Verknöcherung der Kranzarterien vorhanden war. In diesem letzten Falle befand sich sogar an der Verbindungsstelle des Polypen mit der Herzscheidewand ein Gefäfsnetz, und der Polyp enthielt einen bedeutenden Abscefs. Von der Diagnose gesteht er offenherzig, dafs sie, da der Polyp selten ohne andre Krankheiten vorkomme, unzuverlässig sey.

Der Abschnitt *von dem Aneurysma der Bruftaorte* enthält zuerst eine auf die Untersuchung von 13 Fällen gegründete Unterstützung der *Scarpa'schen* Theorie des Aneurysma, zugleich aber auch eine Einschränkung derselben, sofern *Sc.* behauptet, dafs bey der totalen Erweiterung der Aorta die Häute derselben nicht alienirt seyn, durch zwey andre Fälle, wo bey sehr beträchtlicher totaler Ausdehnung die Häute ganz auf die gewöhnliche Weise degenerirt und dennoch in dem einen nirgends eingerissen waren. Selbst ziemlich grofse Aneurysmen des Aortenbogens tödten oft den Kranken plötzlich, ohne dafs sie durch andre Zeichen als eine leichte Dyspnöe angedeutet gewesen wären. Nach drey Fällen dieser Art, welche Hr. *B.* selbst untersuchte, zu schliefsen, rührt diefs von dem Sitze des Aneurysma auf der rechten Seite der Aorta her, wodurch der Druck auf Luft- und Speiseröhre verhindert wird. Der Tod erfolgt in der Regel sehr schnell nach dem Einreifsen des aneurysmatischen Sackes, ungeachtet er unter gewissen Umständen auch ohne Berften desselben eintritt. Namentlich gehört hieher die Schwangerschaft und überhaupt erhöhte Thätigkeit des Uterus. So fand er bey zwey Frauen, die mit einem ungeborstnen Aneurysma starben, den Uterus im ersten Stadium der Schwangerschaft. Ueberhaupt scheinen Krankheiten des Gefäfssystems bey diesen Zuständen der Gebärmutter höchst nachtheilig zu wirken: denn in vier andern Fällen fand Hr. *B.* bey einem unerwarteten Tode mit zum Theil unbedeutender Herzkrankheit den Uterus schwanger, und in zwey andern war der Tod gerade zur Zeit der Menstruation eingetreten. Den Beschlufs dieses Abschnitts macht die Angabe einiger Krankheiten, vorzüglich der Erweiterung des Endes der innern Drosselvenen, welche mit dem Aneurysma der Bruftaorta verwechselt werden können, und ihrer Unterscheidungszeichen.

Ueber Pulsationen in der epigaftrischen Gegend. Diese haben ihren Grund nicht etwa am häufigsten, wie man gewöhnlich glaubt, in einem Aneurysma der Cöliaca, indem Hr. *B.* in mehr als 20 Fällen mit diesem Symptom diese, so wie alle Arterien, gesund fand, in dem einzigen ihm vorgekommnen Falle dieses Aneurysma's dagegen die Pulsation durchaus fehlte, sondern mehr in Verwachsung des Herzens mit dem Herzbeutel, Vergröfserung dieses Organs, Balggeschwülsten an der untern Fläche des Zwerchfells oder im Zellgewebe des Herzbeutels, Regurgitation des Blutes aus dem rechten Vorhofe in die untere Hohlader, abnormer Festigkeit des untern Theiles der Lungen, Verhärtungen im Unterleibe, Nervenleiden, auf welchen letzten Grund er vorzüglich durch unsers trefflichen *Albers* Schrift „über die Pulsationen im Unterleibe" geführt wurde.

Der Abschnitt *über den ungewöhnlichen Urfprung und Verlauf einiger grofsen und wichtigen Arterien* ist sehr reichhaltig, und enthält die genaue Angabe der wichtigsten, vorzüglich in chirurgischer Hinsicht interessanten Varietäten des Ursprungs und Verlaufs sowohl der aus dem Bogen der Aorta kommenden Gefäfse als der übrigen mit specieller Auseinandersetzung der Art, wie diese Abweichungen bey den verschiednen Operationen gefährlich werden können und daher unschädlich gemacht werden müssen, ist aber, seiner beträchtlichen Stärke (er geht von S. 318—366.), die durchaus nicht durch Weitläuftigkeit, sondern wahren Reichthum veranlafst ist, ungeachtet, keines Auszugs fähig, und dient zum Beweise, dafs auch in praktischer Hinsicht, in welcher der Vf. es allein aufgefafst hat, das genaue Studium dieser Abweichungen vom Normalzustande höchst lehrreich und wichtig ist.

Als Anhang hat der Uebersetzer einen Aufsatz *über die Folgen desjenigen Bildungsfehlers, wo venöfes Blut aus dem rechten Herzen, ohne seinen Weg durch die Lungen zu nehmen, in die Aorta übergeht, oder Burns zweyte Klasse von Herzkrankheiten*, gegeben, der zwar zum Theil, seiner physiologischen Tendenz nach, aus *Reil's* Archiv Bd. X. bekannt ist, allein doch, weil jenes Werk hier noch nicht angezeigt wurde, er sich durch mehr praktische Tendenz von jenem frühern unterscheidet und das Werk von *Burns* ergänzt, hier genau berückfichtigt werden mufs.

Zuerst vervollständigt Hr. *Nafse* die Lehre dieser Klasse von Herzkrankheiten durch genauere Angabe der Verschiedenheiten ihrer Symptome von denjenigen, welchen Lungenkrankheiten zum Grunde liegen, die, wie *Burns* bemerkte, ähnliche Erscheinungen hervorbringen. Beide unterscheiden sich vorzüglich dadurch von einander, dafs, wo die Lungen den Grund der abnormen Venosität enthalten, Husten und Dyspnöe beständig vorhandene Erscheinungen sind, im entgegengesetzten Falle aber nicht, so dafs sie unrichtig von *Burns* unter die Symptome einer reinen Herzaffection dieser Art gezählt werden. Dagegen werden den Symptomen der in einem Herzfehler oder in einem Lungenleiden begründeten abnormen Venosität andere, von *Burns* übergangene, namentlich besondere Neigung zu Blutflüssen, eine eigenthümliche Abweichung der letzten Finger- und Zehenglieder, welche nicht blofs in stärkerer Bläne, sondern Anschwellung besteht (ein in so fern merkwürdiger Umstand, als etwas ähnliches beym Embryo Statt findet), die nicht über den ganzen Körper, sondern nur auf die Hände sich erstreckende Verminderung der Temperatur, das nicht immer vorkommende Intermittiren des Pulses zugefügt. Darauf macht er auf den merkwürdigen Umstand aufmerksam, dafs sowohl der Eintritt als die Verschlimmerung und die Tödtlichkeit der abnormen Venosität an gewisse Perioden geknüpft ist, welche mit gewissen Entwicklungsperio-

Digitized by Google

rioden zusammentreffen, was also auf ein in diesen periodisch eintretendes höheres Oxygenbedürfniss im Körper hindeute, auf den Einfluss der Jahrszeit, gewisser Zustände des Körpers, vervollständigt sowohl die von *Burns* als andern Schriftstellern, die sich mit demselben Gegenstande beschäftigt hatten, gegebne Darstellung der *besondern* Bildungsabweichungen des Herzens und davon abhängigen Symptome, und theilt zuletzt die curative Behandlung mit, welche ihm, nach Beobachtung eines eignen Falles, den er unter seinen Augen hat, sowohl, als nach der Natur der Krankheit und den Beobachtungen anderer Aerzte, die zweckmäfsigste scheint. Er reducirt sie auf vegetabilische Diät, Anwendung gelinder Abführungsmittel, kleine Blutentleerungen bey allgemeiner Plethora oder partieller Blutüberfüllung des Herzens, passive Bewegung, äufsere Wärme, und schlägt zuletzt sehr sinnreich als ein mehr positives Mittel zur Verminderung der Venosität vor, den ganzen Körper des Kranken oder einen Theil desselben mit einem oberflächlichen oder blofsgelegten Gefäfse in die Sphäre der Voltaischen Säule zu bringen, während der Indifferenzpunkt aufserhalb des Körpers oder Körpertheils fiele.

Rec. glaubt, nach der gegebnen Anzeige des Zusatzes überhoben zu seyn, dafs *Burns's* Werk in den Händen eines jeden wissenschaftlichen praktischen Arztes seyn müsse, und dafs die Uebersetzung durch den Aufsatz des Uebersetzers bedeutende Vorzüge vor dem Original erhalten habe.

OEKONOMIE.

Leipzig, b. Engelmann: *Ueber Teichfischerey.* Von *Friedrich Teichmann*, praktischem Landwirthe. 1812. XX u. 168 S. 8. (16 gr.)

Hr. *T.*, der bereits durch mehrere gehaltvolle Aufsätze in *Sturm's* Jahrbuche und *Pohl's* Archiv der deutschen Landwirthschaft als denkender Oekonom bekannt ist, hat sich durch diese kleine Schrift um das ökonomische Publicum sehr verdient gemacht. Denn ob es gleich nicht an Schriften fehlt, in welchen dieser Zweig der Landwirthschaft so ausführlich als möglich abgehandelt ist: so ist uns doch keine bekannt, die mit so viel Sachkenntniss abgefafst wäre, als gerade diese. Jeder Abschnitt zeigt den geübten Teichwirth, der seine Kenntniss nicht blofs aus Büchern, sondern auch und vornehmlich aus der Erfahrung geschöpft hat. Angehenden Teichwirthen ist daher diese Schrift ganz vorzüglich zu empfehlen: denn sie vereinigt — ohne einen wichtigen Gegenstand ganz zu übergehn — Kürze und Gründlichkeit. Der Inhalt zerfällt in *drey* Abtheilungen, wovon die *erste* die Bestimmung der Teiche, die *zweyte* das Wesentliche der Teichfischerey, und die *dritte* einige die Teichfischerey betreffende Gegenstände abhandelt. Jede Abtheilung fafst wieder mehrere Abschnitte unter sich. Im *ersten* wird über die Lage und Beschaffenheit der Teiche der nöthige Unterricht ertheilt. Hier sind besonders folgende Gegenstände: 1) die Umgebungen der Teiche, 2) das Wasser, mit welchem sie angefüllt werden, 3) die Bestandtheile des Bodens und die Beschaffenheit der Oberfläche, 4) ihre Gröfse und Tiefe, und 5) die einzelnen Theile derselben, nämlich der Damm, das Zapfenhaus oder der Ständer, das Fluthbette und der Rechen, in nähere Erörterung gezogen. Im *zweyten* ist über die Eintheilung und Bestimmung der Teiche zur Erzeugung der Brut, zur Zuzucht des Satzes, zur Gewinnung der zum Verkauf tauglichen Fische und zur Auswinterung derselben, vorzüglich der ersten beiden Sorten, ziemlich ausführlich gehandelt. Im *dritten* Abschnitte werden über die Anfüllung der Teiche mit Wasser sehr bestimmte Regeln gegeben. Der *vierte* Abschnitt lehrt die Zuziehung der Fische und Besetzung der Teiche. Der Vf. hat sich hier einzig auf die Karpfen beschränkt, theils weil sie am besten zur Teichfischerey geeignet sind, theils aber auch, weil sie in den meisten Gegenden am häufigsten gesucht werden, und folglich am besten abzusetzen sind; doch hat er am Schlusse dieses Abschnitts auch noch Einiges über die Zuziehung der Hechte (*Esox Lucius*), Barsche (*Perca fluviatilis*), Schleyen (*Cyprinus tinca*) und Schmerlen (*Cobitis barbatula*) hinzugefügt. Es sind gröfstentheils eigene Erfahrungen, die er hier mittheilt, und wo er, vermöge derselben, den Behauptungen anderer widersprechen mufste, ist es mit Anstand und Bescheidenheit geschehen. Wir billigen es übrigens sehr, dafs der Vf. die Naturgeschichte der hier angeführten Fischarten nicht mit vorgetragen hat, indem das Buch dadurch nur unnöthiger Weise würde vertheuert worden seyn. In Ansehung der Schmerlen bemerken wir blofs, dafs sie, unsers Wissens, keineswegs in der Saale angetroffen werden. Diese Fischart eignet sich mehr für Bäche und kleine Bassins, wo sie von keinen Raubfischen aufgezehrt werden können. Der *fünfte* Abschnitt handelt von der Ablassung des Wassers von den Teichen; der *sechste* von der Ausfischung der Teiche; der *siebente* vom Sortiren, Abwiegen und Transportiren der Fische, und der *achte* von der Auswinterung der Fische. In allen diesen Abschnitten, so wie auch im folgenden *neunten*, wo von der nöthigen Aufsicht, von Reparaturen und andern Verrichtungen die Rede ist, zeigt sich der Vf. als Meister seines Faches. Vorzüglich aber hat uns der *zehnte* Abschnitt, welcher von der Buchführung bey der Teichfischerey handelt, gefallen: ein Gegenstand, der gewifs die gröfste Aufmerksamkeit des Oekonomen erfordert, und den der Vf. durch ein Beyspiel so deutlich als möglich zu machen gesucht hat. Im *elften* Abschnitte wird endlich noch über die Verbesserung der Teiche, die Anlegung der Rechen und Wehre, das Ausschlämmen und die Besaung der Teiche mit Feldfrüchten viel Nützliches gesagt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

PHILOSOPHIE.

FRANKFURT a. d. O., in Comm. d. akad. Buchh.: *Lehrbuch des Naturrechts*, von *Johann Chriſtian Friedrich Meiſter*, b. R. Dr. Königl. Preuſs. Criminal-Rathe und ordentlichem Lehrer der Rechte in (?) der Univerſität Frankfurt an der Oder (jetzt zu Breslau). 1809. XXVI u. 591 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Unter allen Lehr- und Handbüchern, welche ſeit ungefähr zwanzig Jahren über das Naturrecht erſchienen ſind, zeichnet das gegenwärtige Werk ſich durch eine vollſtändigere Angabe der Literatur aus. Rec. ſchlägt dieſes Verdienſt um ſo höher an, da er ſchon längſt gewünſcht hat, daſs *C. F. G. Meiſter's Bibliotheca juris nat. et gentium* einen Ergänzer oder Fortſetzer finden möchte. Nicht minder zeichnet ſich das Buch durch mehrere Beyträge, die es für die Geſchichte des N. R., beſonders aus den ältern Zeiten, liefert, rühmlich aus. So hoch aber auch Rec. des Vfs. hierin bewieſenen Fleiſs achtet, ſo ſchätzt er doch deſſen philoſophiſche Selbſtſtändigkeit noch höher. Denn der Vf. iſt eben ſo weit davon entfernt, ſein Syſtem nach der Mode des Tages zu formen, als dem Alten, weil es einmal hergebracht iſt, blindlings zu folgen. Von dieſer Selbſtſtändigkeit ſieht Rec. ſelbſt in dem Geſtändniſſe des Vfs. (§. 81.), daſs ſein Syſtem der Sittenlehre ſich noch ganz an die Wolfiſche Schule anſchlieſse, einen Beweis. Wie weit dieſes der Fall, und was hieraus übrigens zum Vortheile oder Nachtheile des Vfs. zu ſchlieſsen ſey, wird ſich vielleicht aus dem Verfolge dieſer Anzeige ergeben; nur die Anmerkung wird hier an ihrem Orte ſeyn, daſs das *Wolfiſche* Syſtem richtig verſtanden, ſich von dem *Kantiſchen* weniger entferne als die meiſten Beſtreiter deſſelben glauben, die daſſelbe ſelten in ſeinen Quellen, und am wenigſten die *Wolfiſche* allgemeine Lehre von der Vollkommenheit (*Wolf Ontol.* §. 503 ſeq.) ſtudirt haben mögen. Aus dieſem Grunde war, bey des Vfs. literariſcher Vollſtändigkeit, die S. 53. befindliche Nachweiſung der Quellen, aus welchen die Kenntniſs jenes Syſtems zu ſchöpfen iſt, zweckmäſsig. — Wenn Rec. dem Vf. auch nicht darin beyſtimmt, daſs das Naturrecht, wie es §. 40. ausgedrückt wird, das Syſtem der natürlichen Zwangsgeſetze ſey, ſondern vielmehr behauptet, das Naturrecht habe zu beſtimmen, welche Rechte dem Menſchen von allen poſitiven Geſetzen unabhängig zuſtehen: ſo iſt er doch mit demſelben darin einig, daſs das Naturrecht die Baſis der ganzen Rechtswiſſenſchaft, und daher mit demſelben das Studium derſelben am zweckmäſsigſten anzufangen ſey. Nicht allein aus dem, auch von dem Vf., §. 128 und 129., angegebenen, und oft nicht gehörig beherzigten Grunde, daſs das Naturrecht die allgemeinſten Rechtsbegriffe und Rechtsgrundſätze aufſtellt, die ſelbſt zum Verſtändniſſe poſitiver Geſetze unentbehrlich ſind; ſondern auch weil dieſe faſt bey jedem Schritte in dem Studium poſitiver Geſetze unentbehrliche Hülfsprämiſſen abgeben. Allein jener Grund ſcheint auch mehrere Naturrechtslehrer, beſonders unter den Juriſten, verleitet zu haben, das Naturrecht mit einigen Lehren zu überladen. Sie glaubten nämlich, alle Lehren des poſitiven Rechts, die mehr auf allgemeinen Vernunftgründen als auf Verfügungen poſitiver Geſetze beruhen, auch wenn von der Anwendung derſelben erſt unter Vorausſetzung einer poſitiven Geſetzgebung die Rede ſeyn kann, in dem Naturrechte abhandeln zu müſſen, wenn jene Lehren gleich auf andern als naturrechtlichen Gründen beruhen. Rec. rechnet hierher, was in den meiſten Lehrbüchern des Naturrechts von den ſogenannten Graden der Zurechnung, und in mehrern von dem juriſtiſchen Beweiſe geſagt wird, der allgemeinen Lehren vom Proceſs und der ihnen ähnlichen zu geſchweigen, welche von *Nettelbladt* und einigen andern in das Naturrecht gezogen ſind. Denn jene Lehren können zum Theil an dem Orte, welchen man ihnen in dem Naturrechte anweiſet, nicht mit der gehörigen Beſtimmtheit und Richtigkeit aufgefaſst werden, und dann auch verleitet dieſes Verfahren bey dem Studium der Rechte den Anfänger nur zu leicht zu der unſeligen Meinung, daſs alle zu demſelben nöthigen philoſophiſchen Vor- und Hülfskenntniſſe ſchon in dem Naturrechte enthalten ſeyn, und darüber wird dann von ihm nur zu leicht das gründlichere Studium jener Vorkenntniſſe, beſonders der Logik, ſo leicht verabſäumt. Von dem eben bemerkten Fehler iſt auch das gegenwärtige Werk nicht frey. Zwar ſagt der Vf. §. 373., die Lehre von dem Beweiſe ſey keine naturrechtliche ſondern aus der Logik zu entlehnen, allein am Ende des §. 375. werden mehrere für den Naturiſten (wie ſich der Vf., unſers Bedünkens, richtig ausdrückt, indem das allerdings ganz deutſche Wort *Naturrechtslehrer* eine zu ſpecielle Nebenidee bey ſich führt) wichtige Schriften von dem *Beweiſe* und den *Zeugen* angeführt, nachdem die Lehren von denſelben in den vorhergehenden Paragraphen im Umriſſe mitgenommen ſind. Daſs der Vf. §. 30—31. die Lehre von den Graden der Zurechnung mitgenommen, zu rügen,

Digitized by Google

rügen, würde aus einem schon vorhin angegebenen Grunde, unbillig seyn. Allein so dankbar der Criminalist dem Vf. auch für manche treffende Bemerkung in dieser Lehre seyn mag; so steht diese Lehre, die wohl nur in criminalrechtlicher Hinsicht wichtig ist, eben deshalb hier, wo der Vf. noch mit den Vorkenntnissen des Naturrechts, und besonders mit der allgemeinen praktischen Philosophie beschäftigt ist, ganz am unrechten Orte, wenn anders die moralische von der rechtlichen, und besonders der Zurechnung in criminalrechtlicher Hinsicht zu unterscheiden ist. Denn die Grundsätze der criminalrechtlichen Zurechnung können nur durch den Zweck der Criminalgesetzgebung bestimmt werden, der an diesem Orte nicht mit der gehörigen Bestimmtheit erörtert werden kann; bey der übrigen rechtlichen Zurechnung kann in naturrechtlicher Hinsicht wohl nie von Graden des Dolus, und nur in dem §. 329. von dem Vf. richtig bemerkten Falle, nämlich bey Vertragsverhältnissen, von Graden der Culpa die Rede seyn; in allen andern Fällen kommt es lediglich darauf an, ob eine Handlung überhaupt zurechnungsfähig sey oder nicht. Rec. würde diese Ueberladung des Naturrechts mit Stillschweigen übergehen, wenn zum Behufe der Lehre von den sogenannten Graden der Zurechnung nicht eine Menge von Begriffen und Sätzen mitgenommen werden müsste, die bey dem Naturrechte in keine weitere Anwendung kommen, und darüber von dem Anfänger des Rechtsstudium, da wo er von ihnen erst Gebrauch machen kann, vergessen sind. Diese Begriffe sind, wie es zu erwarten steht, übrigens von dem Vf. genau und bestimmt angegeben; allein in dem was der Vf. von dem *Dolus indirectus* sagt, kann Rec. ihm nicht ganz beypflichten, obgleich der Vf. hierüber mehr wahres sagt als man gewöhnlich darüber findet. Der Vf. sagt nämlich, wenn gleich nicht mit diesen Worten, *dolus indirectus* sey da vorhanden, wo eine Handlung von jemanden absichtlich unternommen wird, ob dieselbe gleich schlimmere Erfolge, auch nach der Einsicht des Handelnden haben kann, als der von ihm eigentlich beabsichtigten, und setzt hinzu, dass die von dem *Dolus indirectus* oft bestrittene Idee gleichwohl philosophisch wahr sey. — Ohne hier mit dem Vf. über den Ausdruck „philosophische Wahrheit" zu rechten, bemerkt Rec., dass dasjenige was man *dolus indirectus* nennt, wenn man darunter eine gesetzwidrig beabsichtigte Handlung versteht, allerdings kein Unding sey, und der Begriff von demselben also innere Wahrheit habe, es dennoch eine Ungereimtheit ist und bleibt, wenn man den Erfolg der Handlung um dessentwillen man sie *dolus indirectus* nennt, als beabsichtigt betrachtet. Deutlicher wird dieses vielleicht, wenn man zwischen dem *dolus* und der *actio dolosa* unterscheidet, und unter jenem die Beabsichtigung einer als gesetzwidrig erkannten Handlung, und unter dieser die so beabsichtigte Handlung selbst versteht. Denn alsdann fällt leicht in die Augen, dass da, wo jemanden ein sogenannter *dolus indirectus* zur Last fällt, derselbe zwar aus einer von ihm als gesetzwidrig erkannten Absicht gehandelt, seine Handlung so wie sie einmal erfolgt ist, gleichwohl nicht beabsichtigt, sondern vielmehr sein Absehen auf eine andere nicht so strafwürdige Handlung gerichtet hatte. Den letzten Punkt, welchen, so viel Rec. weiss, die Definitionen von den Handlungen *ex dolo indirecto* übergehen, ob gleich alle zum Behufe derselben angeführten Beyspiele darauf führen, giebt der Vf. in seiner, allerdings etwas weitschweifigen, Beschreibung derselben an, und deshalb glaubt Rec. in derselben mehr Wahres über diese Handlungen zu finden, als in den gewöhnlichen Definitionen. — Auch bey seiner Eintheilung des Naturrechts scheint der Vf. durch seine an sich richtige Idee, dass das Naturrecht die Basis des positiven Rechts sey, irre geleitet zu seyn. Er theilt dasselbe zuerst in das reine und angewandte Naturrecht. Das erste soll von dem an sich Erzwingbaren, oder, wie Rec. es ausdrücken möchte, von den Rechtsverhältnissen im Allgemeinen handeln; das zweyte die Lehren desselben auf die positiver Weise gebildeten Institute anwenden. (Es befasst die Lehre von den Gesellschaften überhaupt und die besondern Gesellschaften insbesondre.) Sein reines Naturrecht theilt der Vf. wiederum in das gemeine *(jus commune)* und das besondere *(jus singulare)*. Jenes betrachtet die Menschen, die den Gebrauch ihrer Vernunft haben, im Verhältniss zu einander; dieses den Rechtszustand der Menschen, die des Gebrauchs ihrer Vernunft nicht mächtig sind. Jenes theilt der Vf. wiederum in das theoretische und das praktische Naturrecht ein. Das erste handelt von den Rechten und den Rechtsverbindlichkeiten an sich, das letzte, von der Verfolgung der Rechte von dem Kriege, oder, wie der Vf. sich auch ausdrückt, von dem Processe des N. R. — Rec. hält es für unnöthig des Vfs. Eintheilung des Naturrechts (§. 171 — 182.) ausführlicher mitzutheilen, und bemerkt dass durch eine solche ganz nach der Eintheilung des positiven Rechts geformte Eintheilung des Naturrechts, wenn sie auch möglich wäre, so wenig für dieses als jenes, und am wenigsten für das methodischere Studium des letztern etwas gewonnen werde. Das letzte ist man seit geraumer Zeit durch sogenannte Systeme, auf eine rühmliche Art, zu unterstützen bemüht. Die Ordnung dieser Systeme ist die Ordnung der Classification, welche zunächst die Uebersicht der Materialien einer Wissenschaft, nicht die Einsicht in den Zusammenhang derselben erleichtert; weshalb ihr die Logik bey dem Vortrage von Vernunftkenntnissen nur so weit Raum lässt, als sie mit der Zusammenordnung derselben nach ihrem Zusammenhange bestehen kann. Dieses wird auch für den Vortrag des Naturrechts gelten, der also wesentlich verlieren muss, wenn man ihm die Ordnung der Classification, statt der Ordnung des Zusammenhangs aufdringt. Das Naturrecht wird also für das Studium des positiven Rechts um so leichter von seiner Brauchbarkeit verlieren, je mehr man ihm eine Abtheilung, die in diesem an ihrem Orte seyn mag, aufdringen will. Der Vf. hat dieses zwar

Digitized by Google

zwar mehr nur dem Scheine nach als in der That gethan, indem er Theile des Naturrechts nach Theilen des positiven Rechts nach einer zufälligen, ihnen nicht eigenthümlichen Aehnlichkeit mit jenen benennt. Allein dafs hiermit weniger als nichts für die Behandlung des positiven Rechts gewonnen werden könne, glaubt Rec. schon daraus schliefsen zu müssen, dafs ein und eben derselbe von dem positiven Rechte entlehnte Name bey verschiedenen Schriftstellern verschiedene Bedeutungen haben kann. Was der Vf. z. B. das praktische Naturrecht nennt, ist nur ein kleiner Theil von demjenigen was *Nettelbladt* unter diesem Namen befafste, und was *Nettelbladt* natürliches Criminalrecht nannte, möchte etwas ganz anders seyn, als was von dem Vf. §. 587. mit diesem Namen belegt wird. Rec. bemerkt hierbey mit Vergnügen, dafs der Vf. in seinem vorhin schon erwähnten sogenannten *jure singulari* den Gegenstand, welchen er demselben anweiset (§. 397—425.), genauer behandelt, als es gewöhnlich zu geschehen pflegt. — Zu dem Naturrechte kommt der Vf. erst nachdem er §. 1—90. besonders metaphysische und moralische Vorkenntnisse vorausgeschickt. Seinen Grundsatz, oder wie der Vf. sich ausdrückt, sein Urprincip des Naturrechts glaubt Rec. kurz so fassen zu können: *„Zwang ist unter Menschen nur in so fern moralisch möglich, als er nicht mit dem Sittengesetze: Vermindere nie fremde Vollkommenheit, im Widerspruche steht.“* Denn alles übrige, was die volle neun Zeilen lange Formel, wie der Vf. sie §. 97. giebt, enthält, ist, wenn es auch übrigens wahr ist, ein unnöthiger und um so fehlerhafterer Ueberfluss, da eine Formel, unter übrigens gleichen Umständen, um so vollkommener ist, je kürzer sie ist. Denn, dafs Zwang unter Menschen, als sinnlich vernünftigen Wesen, physisch möglich, die menschliche Natur eingeschränkt sey u. dergl. m., was jene Formel sagt, sind Dinge, die jeder der nach einer solchen Formel fragt, schon als ausgemacht voraussetzt. Rec. glaubt sich also an jenes Princip, wie er es eben ausgedrückt, halten zu dürfen, und bemerkt, ohne sich übrigens auf die Frage über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit jener Formel einzulassen, dafs die Frage von der moralischen Möglichkeit des Zwangs, wie überhaupt einer Handlung das Naturrecht gar nicht angeht, sondern in demselben nur die Frage von dem rechtlich erlaubten, oder was eben dasselbe sagt, von demjenigen ist, worauf man ein Recht hat. Das allgemeinste Princip für dieses wird also auch wohl das Princip des N. R. seyn; und hiermit stimmt auch der Vf. überein, wenn er §. 118. sagt, das gesammte Naturrecht sey die Analyse des menschlichen Seinigen. Denn soll dieses sagen, das Naturrecht habe zu erörtern, was der Mensch das Seinige nennen könne: so mufs es doch wohl von einem Grundsatze ausgehn, der dieses im Allgemeinen bestimmt. Dieses ist auch um so nöthiger nach dem Systeme des Vfs., nach welchem alle Zwangspflicht dahin geht, niemanden das Seinige zu entziehen. Rec. kann es an diesem Orte dahin gestellt seyn lassen, ob diese Behauptung allgemein genug gefafst sey, da es nicht allein eine Zwangspflicht giebt, niemanden das Seinige, in dessen Besitze er schon ist, zu entziehen, sondern auch eine Pflicht, jedem das Seinige zu leisten, und bemerkt nur, dafs der Vf. es wenigstens gefühlt zu haben scheint, dafs das Naturrecht eines Princips, welches im Allgemeinen bestimmt, was zu dem Seinigen eines Menschen zu zählen sey, nicht entbehren könne. Denn §. 187. sagt er, es komme im theoretischen Naturrecht alles darauf an, mit axiomatischer Gewifsheit den Realbegriff des menschlichen Seinigen zu fixiren. Rec. weifs zwar nicht was der Vf. hier unter dem Realbegriffe verstanden wissen will: denn er kennt nur einen Unterschied zwischen Real- und Nominaldefinitionen, wenn die ersten solche Definitionen seyn sollen, aus welchen die Möglichkeit des Definiti und also auch die innere Wahrheit des Begriffs von demselben unmittelbar erhellet, dahingegen bey einer Nominaldefinition dieses nicht der Fall ist. Allein er glaubt, dafs der Vf. mit dem obigen nichts weiter habe sagen wollen, als es komme alles darauf an, ein Princip für die richtige Anwendung des Begriffs von dem menschlichen Seinigen zu finden. Ob dieses Princip selbst axiomatische Gewifsheit haben müsse, oder ob es genug sey wenn es nur aus Gründen, die eine solche Gewifsheit haben, hergeleitet ist, kann Rec. hier dahin gestellt seyn lassen; nur darf er nicht unbemerkt lassen, dafs die Art, wie der Vf. hier verfährt, wohl schwerlich genügen werde. Denn um, wie sich der Vf. ausdrückt, den Realbegriff des menschlichen Seinigen zu finden, sagt er, müsse man alles Aufserwesentliche und Zufällige von dem Menschen abstrahiren, und denselben sich durchaus nur in seiner Wesenheit und dem Umrisse (dieses Wort braucht der Vf. hier und sonst oft für *Inbegriff*) derjenigen Vollkommenheiten, welche sein Wesen selbst, und unmittelbar bestimmt, denken. Dieses nennt der Vf. im folgenden 183 §. das *angeborne* Seinige des Menschen, nachdem er vorher bemerkt hatte, aus diesem Begriffe müsse das *zufällige* Seinige des Menschen, welches, und wie es, der Mensch erwerbe, abgeleitet werden. — Allerdings findet man auf diesem Wege, was wir als das angeborne Seine des Menschen, aber im physischen Sinne, von dem hier nicht die Rede ist, zu betrachten haben. Dafs dieses dem Menschen physisch Angehörige, ihm auch rechtlich zugehöre, oder, auch im rechtlichen Sinne, das Seinige, d. h. etwas sey, worauf er ein ausschliefsendes Recht habe, darüber entscheidet jene Abstraction nicht. Man kann hiergegen nicht einwenden, dafs es eine Zwangspflicht sey, niemanden etwas von seiner Vollkommenheit zu entziehen. Denn diese Pflicht gilt nur in Ansehung der Vollkommenheiten, auf welche jemand ein Recht hat. — Die gleich folgende Bemerkung, „dafs es zwar nicht nothwendig sey, den Naturstand, dessen verschiedene Bedeutungen unmittelbar vorher angegeben waren, als Thatsache zu behandeln, aber zur Vermeidung aller Logomachie nothwendig sey den Menschen auf dem Wege der Abstraction auf allen Standpunkten, wel-

welche man mit dem Namen des Naturſtandes bezeichnet, zu beleuchten," wäre wohl deutlicher ſo gefaſst, „daſs man ehe man den Menſchen in zufälligen Rechtsverhältniſſen, die nur zufolge zufälliger Thatſachen vorhanden ſind, betrachte, man ihn nach den Rechten, die er vor und unabhängig von jenen Verhältniſſen habe, betrachten müſſe, ohne deshalb zu behaupten, daſs dieſer letzte Naturſtand, als ein Zuſtand in welchem ſich *alle* Menſchen befinden, exiſtire." Rec. hätte dieſes um ſo mehr gewünſcht, da der Naturzuſtand nicht allein Anfängern, ſondern oft ſelbſt auch Männern Schwierigkeiten macht. Aus dieſem Grunde hätte Rec. gewünſcht, daſs der Vf., der ſonſt mit literariſchen Nachweiſungen und mit Anführungen andrer Schriftſteller nicht karg iſt, dasjenige, was *Köhler* und ſchon vorher *Thomaſius* über den *Begriff* des Naturſtandes geſagt, mitgenommen hätte. — Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daſs der Vf. mehrere ſpeciellere Rechtsfragen genauer, als es ſonſt zu geſchehn pflegt, entſchieden habe. Rec. rechnet hieher insbeſondre, was §. 258 – 265. von der Acceſſion geſagt wird. So ſehr Rec. in dem, was der Vf. §. 265. von der Specification ſagt, ihm beyſtimmt, ſo wenig kann er es in der Anwendung, die der Vf. davon §. 266. zum Beweiſe der Widerrechtlichkeit des Büchernachdrucks macht. Der Druck ſoll nämlich eine Specification — Rec. geſteht, nicht deutlich zu ſehen, ob der Handſchrift, oder des Buchs, als eines Geiſteswerks, oder beider — ſeyn. Unſtreitig iſt ſie aber keines von allem dieſen, da die Form die eine Sache durch die Specification erhalten ſoll, doch, um es mit der Schule zu benennen, eine innere und keine äuſsere Beſtimmung iſt. Eben ſo ſchwer als es zu begreifen iſt, wie der Druck eines Buchs eine Specification, es ſey nun der Handſchrift, oder deſſelben als eines Geiſteswerks, genannt werden kann, möchte es einzuſehen ſeyn, wie das Nichtſeyn §. 421. ein Zuſtand genannt werden kann. Denn daſelbſt will der Vf. die Zwangsverbindlichkeit der Aeltern zur Erhaltung ihrer Kinder daraus beweiſen, daſs das Nichtſeyn ein glücklicherer Zuſtand als der Zuſtand eines hülfloſen, von ſeinen Aeltern verlaſſenen Kindes ſey.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

Dresden, in d. Arnold. Buchh.: *Erzählungen* von *Karl Streckfuſs*. 1813. 201 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf., durch gelungene Arbeiten in verwandten Fächern ſchon vortheilhaft bekannt, tritt hier mit drey Erzählungen auf, die ihm einen Platz unter den guten Erzählern, vom zweyten Range ſichern. Der Schauplatz ſeiner Dichtungen iſt das bürgerliche Leben der neueſten Zeit, und ihr unterſcheidender Charakter nicht ſowohl romantiſche Verwickelung, als Darſtellung intereſſanter Gemüthszuſtände und der ſie veranlaſſenden Verhältniſſe des Lebens. Sie gehören zu derjenigen Gattung, an welcher Reflexion und Welterfahrung entſchiedenen Antheil haben, und die, ohne ſich gerade einen pſychologiſchen Zweck ſtrenge vorzuſetzen, doch demſelben eben ſo wenig zuwider iſt. Die Darſtellung des Vfs. iſt lebhaft und angemeſſen, die Reflexion drängt ſich nicht unbeſcheiden ein, die Sprache iſt rein und blühend, obwohl nicht in höherm Grade von eigenthümlichem Geiſte beſeelt. An den bearbeiteten Stoffen liegt es, warum dieſe Erzählungen weniger, als manche andere, das Gemüth des Leſers hinreiſsen; der Vf. hat zum Theil Verhältniſſe und Charaktere gewählt, die den undankbaren Rollen in den Theaterſtücken zu vergleichen ſind, deren Darſtellung gleichwohl oft mehr Kunſt, als die der dankbaren fordert. Dies gilt insbeſondre von der erſten und längſten Erzählung, *Verluſt* und *Erſatz*, die das Verhältniſs eines rechtlichen jungen Mannes zu einer Buhlerin behandelt, die er ohne ihren Charakter zu kennen, liebt und heirathen will. Der Vf. hat dieſen ſchwierigen Stoff mit Feinheit und auf eine anziehende Weiſe ausgeführt; daſs er ſich gleichwohl dem Gemüth des Leſers nicht ſehr einſchmeichelt, liegt an dem widrigen Hauptcharakter. Der Briefform bedient ſich der Vf., wie es immer geſchehn ſollte, auf eine freye Weiſe, ohne ſich dadurch Feſſeln anzulegen, und ohne Zweifel nur, weil dieſe Form die Darſtellung der innern Gemüthszuſtände erleichtert; es iſt nur eine Perſon, welche ſchreibt. Die zweyte Erzählung, *der Bräutigam aus Großmuth*, ſcheint uns am wenigſten gelungen; das Miſsverſtändniſs, auf welches die Großmuth des Majors ſich gründet, hat etwas unwahrſcheinlich romanhaftes, und das ganze Verhältniſs des Majors etwas Einengendes und Peinliches für den Leſer; auch hat der Vf. nicht wohlgethan, dieſe Geſchichte auf einem Hochzeitfeſte in Beyſeyn der Majorin, erzählen zu laſſen, und das Verſchwinden des Brautpaars am Schluſs iſt ein ganz willkürlicher Zuſatz, da man doch erwartet, es mit der Erzählung in eine Cauſalverbindung geſetzt zu ſehn. Der Erzählungston des Majors iſt ſonſt unterhaltend, erinnert aber an bekannte Vorbilder. In der dritten Erzählung, *die Liebenden wider Willen*, iſt der Stoff dankbarer, und die Aufgabe, welche ſich der Vf. geſetzt hat, alles Beyfalls werth; die Auflöſung aber ſcheint uns etwas raſch und kühn, und in dem ganzen Charaktergemälde mancher Zug überſprungen zu ſeyn.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

PHILOSOPHIE.

FRANKFURT a. d. O., in Comm. d. akad. Buchh.: *Lehrbuch des Naturrechts*, von *Johann Chriſtian Friedrich Meiſter* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

So ſehr Rec. des Vfs. Beſtreben ſchätzt, das Naturrecht zur Beantwortung ſpeciellerer Rechtsfragen anzuwenden: ſo wenig kann er demſelben (§. 447 u. 448.) in der Entſcheidung der Frage, ob in einer gleichen Geſellſchaft die Stimmenmehrheit, auch wo dieſes nicht ausdrücklich feſtgeſetzt iſt, gelte, beyſtimmen. Denn nach dem Vf. ſoll die Stimmenmehrheit auch in dem angenommenen Falle da entſcheiden, wenn ein Beſchluſs zu Stande kommen muſs, in ſo fern der geſellſchaftliche Zweck (Grundzweck nennt ihn der Vf.) der Geſellſchaft erreicht werden ſoll. Dieſes läſst ſich aber wohl nur behaupten, wenn jener Zweck durchaus, und nicht etwa nur unter gewiſſen Einſchränkungen, erreicht werden ſoll. — Rec. wünſchte hier von dem Vf. die Frage erörtert zu ſehn, welche Gegenſtände in einer gleichen Geſellſchaft, vorausgeſetzt, daſs die Stimmenmehrheit in ihr eingeführt iſt, derſelben unterworfen ſind. — Wie (§. 492.) das Verhältniſs zwiſchen dem Herrn und Diener eine Geſellſchaft genannt werden könne, da der Vf. eine Geſellſchaft (§. 427.), und richtig, durch ein vertragsweiſe eingegangenes Verhältniſs, einen *gemeinſchaftlichen* fortdaurenden Zweck zu verfolgen, erklärt, iſt ſchwer einzuſehn. Denn in jenem Verhältniſſe iſt kein *gemeinſchaftlicher* Zweck, zu deſſen Verfolgung beide Theile gegen einander verbunden wären, obgleich jeder von ihnen gegen den andern verpflichtet iſt, demſelben etwas zu leiſten. — Was der Vf. mit eben ſo viel Gründlichkeit als Anſtändigkeit (§. 452.) gegen die *Kantiſche* Lehre von der Ehe ſagt, unterſchreibt Rec. gern, wenn er gleich glaubt, daſs daſſelbe hätte kürzer gefaſst, und ſchicklicher in einer Anmerkung, als in einem beſondern Paragraphen beygebracht werden ſollen. — Auf einzelne Behauptungen des Vfs. im allgemeinen Staats- und Völkerrechte kann Rec., ohne die Grenzen einer Anzeige zu ſehr zu überſchreiten, ſich nicht einlaſſen; nur glaubt er auch hier bemerken zu müſſen, daſs auch dieſer Theil des Werks mit fremdartigen Materien aus der Politik überladen ſey. Das Gute, was der Vf. (z. B. §. 492 u. f.) über das Finanz- und Kameralweſen, und (§. 624 u. 631.) über die zweckmäſsigſte Regierungsform ſagt, gehörte nicht hieher; wenn es gleich an ſich zweckmäſsig ſeyn kann, daſs der Lehrer bey dem mündlichen Vortrage einer Wiſſenſchaft, bey einer ſchicklichen Gelegenheit, ſolche Materien aus angrenzenden Wiſſenſchaften, in kurzen Parentheſen, mitnimmt. Eine noch auffallendere Ueberladung iſt das Meiſte, was (§. 208—211.) von den Injurien beygebracht wird, dem der Vf., wenn er es für neu hielt, in einer andern Schrift leicht einen ſchicklichern Ort hätte anweiſen können. Rec. würde gegen ſolche Ueberladungen ſich ausdrücklich zu erklären für ſehr unnöthig halten, wenn er nicht beſorgte, daſs ſie, insbeſondere dem Anfänger, die Grenzen einer Wiſſenſchaft leicht ungewiſs machen, und überdieſs auch ſelbſt den Schriftſteller, der durch ſie leicht zerſtreut wird, zur Vernachläſſigung einer genauern Methode leicht verleiten können. — Gegen die Methode des Vfs. möchte in Rückſicht auf die Anordnung der Materien wenig einzuwenden ſeyn, wenn man gleich öfter eine ſchärfere Beſtimmung der Begriffe zu wünſchen berechtigt iſt. — Rec. beruft ſich des letzten wegen auf den *erſten* Abſchnitt des Buchs, der mit der richtigen Bemerkung anfängt, daſs die Begriffe des Möglichen, Wirklichen und Nothwendigen, wie Rec. es ausdrücken würde, Grundbegriffe der praktiſchen Philoſophie ſeyn. Denn in demſelben wird (z. B. §. 2.) Kraft durch die Möglichkeit, Veränderungen in und auſser ſich zu beſtimmen, erklärt. — Wozu hier 1) der Zuſatz: „in und auſser ſich?" und 2) wodurch unterſcheidet ſich die Kraft von dem Vermögen? — „*Moraliſch nothwendig* (heiſst es §. 6.) ſey dasjenige, deſſen Gegentheil dem vernünftigen Weſen zwar phyſiſch möglich wäre, aber unmöglich iſt vermöge des Verhältniſſes der bewegenden Urſachen, nach welchen ein vernünftiges Weſen, als ſolches, handelt." Was ſind, fragt man, hier Bewegurſachen? Denn in dem Vorhergehenden iſt man noch nicht darüber belehrt. Eben ſo wenig möchte man ſich in die aus dieſem Begriffe gezogene Folge, „daſs alles moraliſch nothwendig ſey, deſſen Gegentheil vernunftwidrig iſt," finden können. Denn alsdann wäre jeder in der Form richtige Schluſs moraliſch nothwendig. Auffallend iſt es, daſs der Vf. hier den Begriff von dem Moraliſch-Möglichen vorbeygeht, da dieſer doch, zum Behufe des von dem Vf. aufgeſtellten Rechtsprincips, wie aus dem Vorhergehenden erhellet, hätte beſtimmt werden ſollen. Anderwärts hat Rec. dieſen Begriff auch nicht auffinden können. — Die Literatur-Anzeigen geben dem Buche einen um ſo gröſsern Werth, da ſie ſich nicht allein über die ſpeciellſten Materien des Naturrechts, ſondern auch über die Hülfswiſſenſchaften des Naturrechts,

Digitized by Google

rechts, z. B. die Pſychologie (§. 169.), ingleichen auch andere an daſſelbe grenzende, oder doch ſolche Kenntniſſe erſtrecken, die durch das Naturrecht ein beſonderes Intereſſe gewinnen. So enthält §. 462. literar. Notizen über die Sitten der Völker in Anſehung der Ehe. Der Vf. zeigt in ſeiner Literatur nicht allein gröſsere für ſich erſchienene Schriften, ſondern auch in Zeitſchriften befindliche kleinere Aufſätze, oft ſelbſt Recenſionen an, welche für die Literatur wichtig ſind. Allein auch hier hätte ſich der Vf., der Vollſtändigkeit unbeſchadet, oft kürzer faſſen können, wenn er ſich bey einzelnen Materien oft darauf beſchränkt hätte, die Literatur derſelben, wie ſie andere Werke, welche beſondere Auskunft darüber geben, mittheilen, zu ergänzen. So verfährt der Vf. z. B. §. 672, wo er über die Literatur der Neutralität nur *v. Ompteda's* bekanntes Werk nachträgt; aber warum verfährt er z. B. nicht eben ſo (§. 267.) bey der Anführung der Schriften über den Büchernachdruck, die in „*Gräff's* Darſtellung des Eigenthums und der Eigenthumsrechte des Schriftſtellers und Verlegers, Leipzig 1794," mit ziemlicher Vollſtändigkeit verzeichnet ſind? Daſs dem Vf. dieſes Buch nicht bekannt geworden ſeyn ſollte, iſt bey ſeiner Aufmerkſamkeit auf die Literatur wohl nicht voraus zu ſetzen. Kleinere Auslaſſungen in der neueſten Literatur, wie S. 122. Nr. 57, wo die *zweyte* Auflage der *Rayd'ſchen* lateiniſchen Ueberſetzung von *Höpfner's* Naturrechte (Lingen 1803.), und S. 124. Nr. 76, wo von *Hoffbauer's* Naturrechte die *dritte* Aufl. 1804. nicht angeführt iſt, ſind zu leicht möglich, als daſs Rec. ihrer erwähnen würde, wenn er nicht des Vfs. auf die Angabe der Literatur gewandten Fleiſs gerühmt hätte. — Die Geſchichte des Naturrechts, welche Rec. nicht mit dem Vf. die Literaturgeſchichte deſſelben nennen möchte, hätte vielleicht ſchicklicher am Ende des ganzen Buchs, als am Ende des *erſten* Theils (§. 131 — 154.), ihre Stelle erhalten, da die Geſchichte einzelner Lehren in die Geſchichte des Ganzen einer Wiſſenſchaft eben ſo ſehr einflieſst, als dieſe in jene, und nicht eher verſtanden werden kann, als man mit denſelben ſchon bekannt iſt. Des Vfs. auch hier bewieſenen Fleiſs hat Rec. ſchon oben gerühmt. Um ſeine Anzeige nicht zu ſehr zu verlängern, ſchränkt er ſich auf zwey Bemerkungen über ſie ein. Zuförderſt hätte er über den, von dem Vf. (§. 135. Anm.) nur erwähnten, und gar nicht angegebenen, Unterſchied zwiſchen unſerm Naturrechte und dem *jus gentium* der Alten deſſen Gedanken um ſo mehr zu vernehmen gewünſcht, da, ſo viel er weiſs, der Ausdruck *jus gentium*, wenigſtens bey den verſchiedenen Schriftſtellern, aus welchen die Pandecten zuſammengetragen ſind, verſchiedene Bedeutungen hat, deren eine aber ganz mit dem Begriffe unſers Naturrechts zuſammenfällt. Zweytens hätte dem Vf. in der neueſten Geſchichte des Naturrechts die Anmerkung, auf welche ſchon das (§. 148.) aus *Schaumann's* Naturrechte wörtlich Angeführte den Kenner der frühern Geſchichte des N. R. bringt, daſs nämlich jetzt mehrere Schriftſteller über das N. R. daſſelbe jetzt ausdrücklich als eine Wiſſenſchaft, die Rechte zu beſtimmen habe, betrachtet, da man daſſelbe ſonſt, wenigſtens im Allgemeinen, als eine Pflichtenlehre betrachtet habe, nicht entgehen ſollen. Denn dieſe Bemerkung hätte auf die verſchiedenen Verſuche einer abſoluten oder relativen Deduction des Rechtsprincips, um ſie mit *Feuerbach* zu benennen, geführt. Der Unterſchied zwiſchen beiden verdient um ſo mehr Aufmerkſamkeit, da er auf die noch vor Kurzem als Preisaufgabe aufgeworfene Frage über die Unabhängigkeit des Naturrechts von der Moral hinweiſet. — Rec. glaubt das bisher angezeigte Werk, ſchon ſeines Umfangs wegen, mehr als ein Handbuch, denn als ein Lehrbuch betrachten zu müſſen. Dennoch hält er ſich zu dem Wunſche berechtigt, daſs der Vf. es ſich mehr hätte angelegen ſeyn laſſen, die das ganze Buch hindurch laufende Weitſchweifigkeit zu vermeiden, da dieſe ihn oft zu ſchielenden, falſche Nebenideen bezeichnenden Ausdrücken, oder nichtsſagenden Worten verleitet. S. 109. z. B. heiſst es: „Ich kann — — dem Geheimen Juſtizrath *Klein* das Prädicat eines Kantianers nicht *zugeſtehn*;" und §. 1: „Möglich, Wirklich und Nothwendig ſind auch die *groſsen* Grundbegriffe" u. ſ. w. Was ſind denn groſse Grundbegriffe? Eben dieſer Weitſchweifigkeit iſt es auch wohl beyzumeſſen, daſs der Vf. beynahe keinen irgend bedeutenden Namen eines Lebenden oder Verſtorbenen nennen kann, ohne etwas für denſelben Verbindliches ſagen zu wollen. Hie und da geſchieht es ſogar mit Verläugnung ſeiner Achtung für den guten Geſchmack. S. 70. z. B. heiſst es: „Ich bitte die Manen des groſsen Philoſophen um die Begünſtigung, daſs ich ſeine Worte entlehne und nachſchreibe." Redete der Vf. nicht von *Kant*, ſo wüſste man nicht, ob es Ernſt oder Satire ſeyn ſolle.

THEOLOGIE.

HALLE, b. Hemmerde u. Schwetſchke: *Das Leben Jeſu von Nazareth.* Ein religiöſes Handbuch für den Geiſt und das Herz der Freunde Jeſu unter den Gebildeten, von *Johann Chriſtoph Greiling*, Superintendenten u. Oberprediger zu Aſchersleben. 1813. 472 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. wollte, nach ſeiner eigenen Erklärung in der Vorrede, in dieſem Werke das Seyn und Leben Jeſu hiſtoriſch - pſychologiſch auffaſſen, ſein Göttliches nur in abglänzender Erſcheinung, als Thatſache der Geſchichte, ihn ſelbſt innerhalb der Schranken der Menſchheit, ſtehend unter ihren ewigen Geſetzen, als Menſchenſohn, darſtellen. Dieſer Abſicht gemäſs gaben ihm die Nachrichten der Evangeliſten die hiſtoriſchen Data, ſo wie ihm das Studium der Pſychologie den Geſichtspunkt zuführte, aus dem dieſe Nachrichten und Thatſachen zu betrachten und zu würdigen ſind. Daſs dabey nothwendig die Anſichten dieſer Thatſachen von denen, welche die Evangeliſten hatten, öfter abweichen und des Vfs. Urtheile nicht

Digitized by Google

nicht überall die Urtheile jener Männer seyn konnten, läßt sich leicht vermuthen, da diese die Begebenheiten mit andern Augen, als mit denen des philosophischen Forschers und Seelenbeobachters des neunzehnten Jahrhunderts betrachten mußten. Ob nicht aber eben dadurch der Vf. bey manchen Lesern, besonders bey den frommen weiblichen Gemüthern, in deren Händen er das Buch zu sehen wünscht, anstoßen werde, ist eine Frage, die Rec. eben nicht schwer zu beantworten scheint; so wie denn überhaupt, nach seinem Dafürhalten, für diese wohl nicht überall der Ton getroffen ist, indem sie in ihren Erbauungsstunden unterhalten seyn wollen. Es ist auch in der That nicht leicht, zur Zufriedenheit eines Publicums zu schreiben, dem Hr. *G.* das Buch gewidmet hat, besonders wenn man nicht allgemeine moralische Wahrheiten, sondern Thatsachen, die man aufhellen will und die aus sehr verschiedenen Gesichtspunkten angesehen werden können, zum Inhalt und Gegenstand der Betrachtungen macht. Betreffen nun vollends diese Thatsachen einen Mann aus sehr entfernter Zeit, mit mehr als einem Heiligenschein umgeben, haben seine gleichzeitigen Biographen selbst andere Ansichten, als der spätere in ganz andern äußern und innern Situationen und Umgebungen lebende Forscher haben kann, so wird das Geschäft desto schwerer, und man muß zuletzt überall anzustoßen fürchten. Nur dann wird es uns leichter, wenn man, wie Hr. *Kohlrausch*, in seinen Geschichten und Lehren der heil. Schrift der ursprünglichen Simplicität durchaus treu bleibt, und die Thatsachen, so wie sie von den Männern, welche diese aufgezeichnet haben, niedergeschrieben sind, überall wiedergeben will, damit vielleicht, wie Hr. Kanzler *Niemeyer* in der kleinen Vorrede zu jenen Geschichten sagt, die Leser nicht unbekannt bleiben mit dem Geist und Glauben der alten Welt. Aber bey dem Allen ist doch nicht zu läugnen, daß der Vf. mit diesem Buch recht vielen ein angenehmes Geschenk gemacht hat, und daß weder der Schriftforscher und Theolog, noch der sonst Gebildete und Denkende von der Lectüre desselben unbefriedigt weggehen wird. Für jenen ist es zwar zunächst nicht geschrieben, doch wird er gewiß manche Bemerknng wo nicht neu, doch prüfenswerth finden. Man vergl. z. B. S. 82. über die Harmonie zwischen der Religion des Jesaias und der Lehre Christi; S. 100 ff. über die Versuchungsgeschichte Matth. 4; S. 122, wo er den Ausruf Jesu am Kreuz: Mein Gott, warum hast du mich verlassen! darauf bezieht, daß Jesus seinen Plan, ein moralisches Eldorado zu errichten, nicht habe ausführen können u. s. w. Daß Hr. *G.* sehr oft in seinen gelehrten Erklärungen und Ansichten mit Hn. Dr. *Paulus* zusammenstimme, bekennt er selbst, doch weicht er auch öfter, besonders in der Stellung und Ordnung der Begebenheiten, von ihm ab. — Eben so findet man auch sehr viele feine und nicht alltägliche psychologische, moralische und ähnliche Bemerkungen, die zur Aufhellung der Lebensgeschichte Jesu allerdings beytragen. Man vergl. S. 38, wie dem sinnvollen Geiste und dem moral. Gemüthe Jesu die hohe Bedeutung seines Lebens in und durch seinen Namen aufgegangen und wie er in diesem eine äußere Bestätigung seines innern Berufes gefunden habe. S. 48. wie der Wohnort der Aeltern Jesu auf seine Bildung gewirkt habe. S. 54. über die Erziehung Jesu. S. 79. So wenig es einen Sokrates ohne die Sophisten gegeben hätte, eben so wenig einen Christus ohne die Pharisäer. S. 158. In Jesu, des Königs der Wahrheit, wohlthätigen Heilungen liegt für Obrigkeiten, welche die sittliche Cultur ihrer Länder heben wollen, die goldene Regel: Mildert zuvor das physische Elend der Menschen, um sie geneigt für höhere Seligkeit zu machen u. s. w. — Doch genug zur Empfehlung des vorliegenden Buchs, das immer unter den Biographieen Jesu einen ehrenvollen Platz einnehmen wird.

OEKONOMIE.

ERFURT, b. Knick: *Deutschlands Manufactur-, Fabrik- und Handels-Pflanzen*, oder vollständiger Unterricht in dem Anbau und der Gewinnung der deutschen Plantagen-Producte. Ein Hand- und Lehrbuch für die Freunde des Vaterlandes im Allgemeinen und der praktischen Landwirthschaft insbesondere, von *Johann Christian Gotthard*, Oberschulrathe, ordentlichem Professor der Privat- und Staatsökonomie und Inspector der öffentlichen Unterrichts- und Erziehungsanstalten. 1811. XII u. 227 S. 8. (18 gr.)

Bey der großen Verlegenheit, in welche unsere deutsche Landwirthe durch Einführung des Continental-Systems versetzt wurden, war gewiß die Frage sehr natürlich: Giebt es denn außer dem Getreide, dessen Abzugskanäle gesperrt sind, gar nichts weiter, durch dessen Anbau wir uns vor unserm gänzlichen Falle schützen können? Die hierüber angestellten Untersuchungen mußten nothwendig auf Gegenstände leiten, die zwar längst bekannt, aber bisher entweder vom Auslande bezogen, oder deren Cultur nur gewissen Gegenden ausschließlich überlassen, oder auch nur von einzelnen Personen im Kleinen betrieben, und daher auch von Seiten ihres Ertrages nicht in nähere Betrachtung gezogen worden waren. Darüber war man indessen bald einig, daß unter den Fabrik- und Handels-Pflanzen mehrere, wenn sie mit dem Getreidebau verbunden würden, den Ausfall des letztern decken könnten; gleichwohl aber wagten nur wenige, Hand an das Werk zu legen, theils weil es ihnen an der nöthigen Bekanntschaft mit der Culturmethode gebrach, theils aber auch, weil sie aus Mangel an Erfahrung keine sichern Berechnungen über den wirklichen Ertrag derselben machen konnten. Es war daher ein sehr beyfallswerthes Unternehmen, die Grundsätze der besten Culturmethode sämmtlicher Fabrik- und Handels-Pflanzen dem Publicum in einem eigenen Werkchen vorzulegen, und nicht leicht konnte dieses ein ökonomischer Schriftstel-

Digitized by Google

ſteller leichter thun, als Hr. Prof. *G.* in Erfurt. Denn bekanntlich ſind die meiſten dieſer Pflanzen ſeit undenklichen Zeiten in und um Erfurt herum mit dem gröſsten Vortheil im Groſsen angebauet worden. Ueberall ſtand alſo dem Vf. die Erfahrung zur Seite, und eben darum trägt auch ſein Unterricht ſo ſehr das Gepräge der Zuverläſſigkeit. Wir können ihn daher mit Grund als einen ſichern Wegweiſer allen den Landwirthen empfehlen, welche die Cultur dieſer oder jener Pflanze verſuchen wollen.

Daſs beym Anbau der hier abgehandelten Gewächſe auf ein genaues Verhältniſs zum Getreidebau und dem zur Gewinnung des Düngers nothwendig damit verbundenen Viehſtand, nächſtdem aber auf Klima, Lage und Boden Rückſicht genommen werden müſſe, hat der Vf. in der Einleitung ſehr richtig bemerkt. In *fünf* Hauptſtücken wird hierauf die Cultur, Aufbewahrung, Zubereitung und weitere Verarbeitung derſelben zum Handel mit möglichſter Ausführlichkeit beſchrieben. Das *erſte* handelt von dem Anbau und der Gewinnung der Oelgewächſe, nämlich des Mohns, ſineſiſchen Oelrettichs, Rübſen, der Sonnenblumen, des Leins, Dotters, Hanfes, Tabaks und Gartenampfers. — Die Gartenkreſſe (*Lepidium ſativum*), vorzüglich aber der engliſche Schnittkohl, hätten hier ebenfalls eine Stelle verdient, zumal da der letzte im Frühjahre einige Mal, ſowohl zur Speiſe als zum Futter für das Vieh, abgeſchnitten werden kann, an Saamen-Ertrag aber den Rübſen noch übertrifft. — Daſs der Vf. die Thauröſte des Flachſes der Waſſerröſte vorzieht, wundert uns ſehr, da die Auflöſung und Zerſtörung der Oberhaut dabey äuſserſt langſam und ungleichförmig von Statten geht, welches dann eine Ungleichheit der Baſtfaſern zur Folge hat, vieler andern Nachtheile nicht zu gedenken, welche alle bey der Waſſerröſte wegfallen. Dem Vf. waren ſie auch keineswegs unbekannt: denn er giebt ſolche bey der Thauröſte des Hanfes genau an. — Der Tabak hätte wohl mit gröſserm Rechte unter den Fabrikpflanzen abgehandelt werden ſollen, da der Saamengewinn nur beym aſiatiſchen Tabak Statt findet, und im Grunde eine bloſse Nebenſache iſt. — Das *zweyte* Hauptſtück handelt vom Anbau und der Gewinnung der Gewürzpflanzen, nämlich des Kümmels, Fenchels, Aniſes, Corianders, Senfes und Hopfens. Der Vollſtändigkeit halber hätte wohl auch des Baſilienkrautes, Thymians, Majorans u. ſ. w. gedacht werden ſollen, da ſie als Gewürzpflanzen ebenfalls ein wichtiger Gegenſtand des Handels ſind, und in Anſehung des Gewinns die gröſste Aufmerkſamkeit verdienen. — Das *dritte* Hauptſtück lehrt den Anbau der Arzneypflanzen, und zwar nur der Siebenzeiten, des Schwarzkümmels, des Süſsholzes, der Chamillen und der Rhabarber. Der Alant, Eibiſch, die Paeonien, Münze und Raute hingegen, die jetzt von den Droguiſten ſo ſehr geſucht werden, und einen ſo anſehnlichen Gewinn geben, ſind ganz übergangen, und doch läſst ſich der Anbau mehrerer äuſserſt vortheilhaft mit einander verbinden. — Das *vierte* Hauptſtück giebt Anleitung zur Gewinnung der Fabrikpflanzen, nämlich der ſyriſchen Seidenpflanze, des Waid, Wau, Safflor, Saffran, der Färberröthe und der Weberdiſtel. Uebergangen ſind die Scharte, die Skorzonere und die Zichorie, und doch machen letztere beide einen wichtigen Handelsartikel aus und lohnen den Anbau reichlich. So ſehr auch die ſyriſche Seidenpflanze als Surrogat der Baumwollenſtaude zur Anpflanzung empfohlen worden iſt, ſo iſt doch die Ausbeute an Seide nicht groſs: denn in vielen Jahren ſetzt ſie oft gar keine Saamenkapſeln an. Und was den Baſt der Stengel betrifft, ſo will das Röſten derſelben niemals recht gelingen. Rec. hat ſowohl die Waſſer- als Thauröſte verſucht, allein keine war vermögend, die Oberhaut zu zerſtören, ohne daſs nicht auch die Baſtfaſern mit zerſtört worden wären. — Im *fünften* Hauptſtücke endlich, wo über den Anbau und die Gewinnung der Futterpflanzen Unterricht ertheilt werden ſollte, iſt bloſs vom Kanarienſaamen gehandelt worden. Mit gleichem Rechte hätte auch die Cultur der Hirſe unter dieſen Abſchnitt gebracht werden können.

Aus dieſer kurzen Inhaltsanzeige ergiebt ſich, daſs der Vf. das Prädicat der Vollſtändigkeit für ſeine Schrift keineswegs in Anſpruch nehmen kann; allein er hat den Werth derſelben dadurch zu erhöhen geſucht, daſs er faſt jedem Artikel eine Berechnung des Aufwandes und Ertrages beygefügt hat. Genau ſind dieſe Berechnungen freylich nicht, und ſie verrathen überall einen Mangel an Praxis: denn nirgends ſind die Einſammlungs- oder Aerntekoſten, Dreſchlohn u. dgl. in Anſchlag gebracht; indeſſen können ſie doch — *mutatis mutandis* — als Baſis zur Ausmittelung des wirklichen Ertrages dienen.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Todesfälle.

Am 29ſten Julius ſtarb zu Reinerz in Schleſien im Bade der privatiſirende Gelehrte *Karl Chriſtian Traugott (Theophil) Heinze* an der Schwindſucht, geb. am 25ſten März 1765 zu Stargard, einem Dorfe in der Herrſchaft Amtiz bey Guben in der Niederlauſitz. Er hat ſich als Freund und Beförderer der altdeutſchen Literatur ſchon vor mehrern Jahren und bis an ſein Ende bekannt gemacht.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

ERDBESCHREIBUNG.

WEIMAR, im Verl. d. Induſtrie-Compt.: *Bibliothek der neueſten und wichtigſten Reiſebeſchreibungen* zur Erweiterung der Erdkunde, nach einem ſyſtematiſchen Plane bearbeitet und in Verbindung mit einigen andern Gelehrten geſammelt und herausgegeben von *M. C. Sprengel*, fortgeſetzt von *T. F. Ehrmann*. — *Ein und vierzigſter* Band. 1810. (2 Rthlr. 9 gr.) — *Zwey und vierzigſter* Band. 1810. 8. (2 Rthlr. 18 gr.)

Der 41ſte Band enthält: 1) *T. Speeleveldt's*, Mitglieds der Zeeländiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, *Briefe über die Inſel Walcheren*. Aus dem Holländiſchen überſetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet (136 S.). 2) *Meermann's*, Herrn *von Dalem* und *Vuren Reiſen durch den Norden und Nordoſten von Europa* in den Jahren 1797 bis 1800. Aus dem Holländiſchen überſetzt und mit Anmerkungen begleitet von *Rühs*. *Erſter* Theil (406 S.). Der *zweyte* und *letzte* Theil iſt in dem 42ſten Bande der Bibliothek enthalten (668 S.). Wir handeln zuerſt von *Speeleveldt's* Briefen. Sie haben von der Briefform nichts als die Ueberſchriften, und die 24 Briefe, worein das Werkchen getheilt iſt, könnten mit gleichem Rechte Abſchnitte genannt werden. Sie kamen im J. 1808 heraus, alſo ein Jahr vorher, ehe die Engländer die Inſel Walcheren eroberten, welche ſie aber noch in demſelben Jahre (1809) wieder zu verlaſſen genöthigt wurden. Alle die Verbeſſerungen, wodurch die Franzoſen nachher den Hafen von Vliſſingen gegen einen feindlichen Ueberfall geſichert haben, können hier noch nicht angeführt ſeyn. Aber es müſſen die Briefe, welche 1808 gedruckt ſind, vor dem 11ten November 1807 geſchrieben ſeyn. Denn an dieſem Tage wurde Vliſſingen mit einem Umkreiſe von 1860 Metern an Frankreich abgetreten, und von dieſer Abtretung geſchieht nirgends in dem Briefe Meldung. Was alſo von der fehlerhaften Einrichtung der Schiffsdocke zu Vliſſingen geſagt wird (Br. 2.), gilt von der Zeit, da dieſer Hafen noch in den Händen der Holländer war. Zur richtigen Würdigung der Briefe iſt dieſe Bemerkung, womit wir den Vorbericht des Herausg., Hn. *Ehrmann*, ergänzen, nicht ohne Nutzen. Eine ſyſtematiſche und vollſtändige Beſchreibung der Inſel ſucht man hier vergebens. Auch findet man nichts, was zur eigentlichen Statiſtik gezogen werden kann, keine Nachrichten von der Bevölkerung der Inſel, der Regierung und Verwaltung, der Gerichtsverfaſſung, der öffentlichen Einnahmen und Ausgaben u. dgl. m. Aber einzelne Bemerkungen über den phyſiſchen Zuſtand, die Luft, den Boden, die Alterthümer, die Sitten der Einwohner ſind ſchätzbar, und gewähren eine unterhaltende Lectüre. Wir wollen einige Proben davon mittheilen (Br. 5.). In Vliſſingen werden Hökenweiber, die betrügeriſches Maaſs gebraucht haben, in einen groſsen eiſernen Käfig herumgedreht oder getrillt, eine barbariſche Strafe, wogegen der Vf. mehr declamirt, als der Herausg. für gut gefunden hat, zu überſetzen. Wenn (S. 27.) geſagt wird, daſs das Weib, nachdem ſie ſich auf den eiſernen Stuhl geſetzt hat, auf das *allerſchönſte* herumgedreht ſey, ſo iſt das wohl ein Druckfehler ſtatt *allerſchnellſte*. Beyläufig gedenken wir noch eines andern Druckfehlers (S. 73.), wo in den Worten: *welche* (Nachforſchungen) *in dem gegenwärtigen Zuſtand von Zeeland dem Publicum mitgetheilt worden ſind*, es hätte bemerklich gemacht werden ſollen, daſs *gegenw. Zuſt. von Zeel.* der Titel eines Buches iſt, wovon, ſo wie von andern Citaten, eine nähere Anzeige dem Leſer willkommen geweſen ſeyn würde. — (Br. 6.) Die Dichtergaben der Madame *Wolf* und des Hn. *Bellamy* können wir nach den mitgetheilten Proben nicht ſo hoch anſchlagen, als der Vf. — (Br. 7.) Von den Dämmen, die den ganzen Umfang der Inſel einfaſſen und ſich an die Dünen anſchlieſsen. Jene ſind rund um Vliſſingen 14 bis 15 Fuſs hoch über das gewöhnliche Waſſer. Da der Seeſtrand und die Dünen immer mehr abnehmen, ſo hat man an allen den Stellen, welche am meiſten von dem Meere beſtürmt werden, eine Art von Vorgebirgen oder vorſpringenden Dämmen angelegt, an welchen ſich die Wogen brechen. Sie beſtehn aus einem dicht in einander geſchlagenen Pfahlwerke, das durch Klammern unter ſich verbunden, und auf dem Boden der See mit Faſchinen und ſchweren Steinen angefüllt iſt, und gehen rings um die Inſel herum. — (Br. 8.) Am gefährlichſten iſt dieſen Dämmen der Pfahlwurm, welcher indeſs nach den Verſicherungen, die der Vf. an mehreren Orten erhielt, ſehr abgenommen hat, und welchen der Vf. ſelbſt in den Dämmen bey Vliſſingen nicht hat auffinden können. — (Br. 9.) Der Meeresſtrand und die Dünen nehmen immer mehr ab, und die Gefahr iſt gröſser, als man ſie ſich gemeiniglich vorſtellt. Der Vf. war ſelbſt Zeuge, daſs im J. 1805 u. 1806 zwiſchen Vliſſingen und Weſtkapelle verſchiedene Dünen bis auf 6 Fuſs von dem Meere weggeſpült wurden. Da die bisherigen Mittel, dem Vordringen der See zu ſteuern, vergeblich geweſen ſind, und andere, die vorgeſchlagen worden, nicht

Digitized by Google

nicht ausführbar sind, so wundert sich der Vf. über die Anhänglichkeit der Einwohner an den vaterländischen Boden, und findet ähnliche Beyspiele in andern Ländern. — (Br. 11.) Die Stadt Middelburg liegt seit dem Anwachs des Jooslandes an der Ostseite der Insel, mehr landeinwärts, als ehemals, und ist hierdurch und durch die Zeitumstände sehr heruntergekommen. Der Ort ist auch weniger gesund, als Vlissingen. Da Middelburg und Vlissingen vielen Sklavenhandel trieben, so wird davon im 12ten Br. gesprochen, und dieser Handel als ein die Menschheit entehrender getadelt. — (Br. 15.) Dornburg, für die Liebhaber der vaterländischen Antiquitäten ein merkwürdiger Ort, wo ausser den Ueberbleibseln des Tempels der Göttin Nehalennia auch Inschriften aus den Zeiten der Römer ihre ehemalige Wichtigkeit, und den daselbst blühenden Handel bezeugen. Die Nachrichten, welche *Smallegange* davon gegeben, werden für zuverlässiger gehalten, als die von *van der Sloot*. Dass die unbekannte Göttin Nehalennia, die auf mehreren Steinen abgebildet ist, keine griechische oder römische, sondern locale Gottheit sey, hätte auch daraus bewiesen werden können, weil ihr Kopfputz mit dem, welchen man noch jetzt in Nord-Holland trägt, viele Aehnlichkeit hat. — (Br. 18. 19.) Arnemuiden hat sehr abwechselnde Schicksale erfahren. Im 17ten Jahrh. war die Stadt sehr blühend, und Flotten aus allen Theilen der Christenheit liefen in den Hafen. Allein in den Jahren 1645 bis 1671 ward durch Anschwemmung die Rhede zernichtet, und es entstand eine neue Strecke Landes, das Jooslaud, zwischen welchem und der Insel Walcheren nur ein schmaler Kanal offen gelassen wurde. Jetzt nähren sich die Einwohner vom Garneelenfange, sind übrigens gesund und munter, und frey von den Lastern, die in grossen Handelsstädten zu herrschen pflegen. — (Br. 20.) Die kleinen runden Hügel, Terpen oder Vliedberg genannt, scheinen nicht zu Zufluchtsörtern, sondern zu Begräbnissplätzen bestimmt gewesen zu seyn, obgleich man bey dem Nachgraben weder Aschenkrüge noch andere Ueberbleibsel, diese Vermuthung zu begründen, gefunden hat. Die Urnen, Thränenkrüge und Todtenlampen, welche man bey der Entdeckung der Dornburgischen Alterthümer vorgefunden hat, schreiben sich aus den Zeiten der Römer her. Zur Zeit der Ueberschwemmung, und diese konnte sehr oft eintreten, denn die Insel im Durchschnitt liegt ungefähr drey Fuss tiefer, als die Oberfläche des Meers, mögen diese Hügel auch zu Sicherheitsörtern gedient haben. Durch die englische Expedition 1809 ist die Insel wegen des ungesunden Klima's sehr berüchtigt worden. — (Br. 21.) Mehrere Zeugnisse, welche die Insel als das Grab der Fremden darstellen, werden angeführt. Obgleich die Eingebornen die Gesundheit der Luft, welche sie einathmen, rühmen, so ist doch gewiss, dass die Witterung unbeständig, die Winde sehr veränderlich, die Seewinde feucht, die Landwinde kalt sind, die Luft wegen der niedrigen Lage des Bodens dick, und den meisten, besonders den empfindlichen Menschen nachtheilig ist. Dazu kommen die Ausdünstungen des sumpfigen Landes, und der durch die in den neueren Zeiten vermehrten Baumanpflanzungen gehinderte freye Luftzug. Uebrigens ist Vlissingen gesünder als Middelburg. — (Br. 22.) Die häufigen Erdfälle am Rande der Meeresufer, und auch mitten im Lande, haben ihren Grund in dem Unterwühlen des Meeres und den unterirdischen Wasserkanälen. Sie haben aber durch die Verschlämmung der Gewässer längs der Insel hin und durch die Erhöhung des Meeresbodens am Ufer gar sehr abgenommen. Von den Früchten, welche die Insel hervorbringt, wollen wir nur diese Bemerkung des Vfs. anführen, dass sie nicht so schmackhaft sind, als die in andern Gegenden Hollands. — (B. 23.) Wenn wir dem Vf. glauben sollen, so sind die Insulaner von Walcheren in neueren Zeiten eben so, wie alle anderen Holländer, ausgeartet. Sollte diese Klage gegründet seyn, oder ist sie nicht wenigstens übertrieben?

Wir kommen jetzt zu den Reisen des Hn. *Meermann's*, die von dem Hn. Prof. *Rühs*, dem trefflichen Kenner der skandinavischen Geschichte und Literatur, übersetzt, und mit Anmerkungen begleitet sind. Das Original ist von einem andern Recensenten (A. L. Z. 1807. Nr. 247.) angezeigt. Der gegenwärtige kann sich nicht damit begnügen, in Ansehung des Inhalts auf jene Recension zu verweisen, sondern er glaubt, dem Leser einen Gefallen zu erzeigen, wenn er die gemachte Tour umständlicher beschreibt, und noch mehrere Ansichten und Urtheile eines so kenntnissreichen Reisenden aushebt, wobey es sich von selbst versteht, dass die in jener Recension befindlichen Auszüge in dieser nicht wiederholt werden. Die Länder Dänemark, Schweden, Russland und Preussen haben in der neuesten Geschichte eine so ausgezeichnete Wichtigkeit erhalten, dass der in diesen Reisen geschilderte Zustand derselben gegen Ende des 18ten Jahrhunderts, auch jetzt noch, wenn er gleich seitdem manche Veränderung erlitten hat, hohes Interesse hat. Der Vf. beginnt mit dem bey Lübeck gelegenen Dorfe Schwartnau, und reiset über Eutin, Plön, Kiel, Rendsburg, Schleswig nach dem kleinen Belt, und geht dann quer über die Insel Fünen nach Seeland. Hier machte er Excursionen in das nördliche und südliche Seeland von Kopenhagen aus, wo er 1797 u. 1798 sieben Monate weilte, die vornehmsten Städte, einige zweymal, auch die Inseln Amager oder Amar und Moen besuchte, und von Helsingör über den Sund nach Helsingburg in Schweden fuhr. Von Gothenburg machte er einen Abstecher nach Norwegen. Er kam aber in diesem Lande nicht weiter als bis Christiania. In Schweden, wo er sich acht Monate aufhielt, wovon sechs auf seinen zweymonatlichen Aufenthalt in Stockholm kommen, besuchte er die Provinzen Westgothland, Nerika, Westmanland, Dalekarlien, Gestrik, Upland, Südermanland, Ostgothland, Bleking, Schonen. Falun und Gefle sind die nördlichsten Punkte, die er gesehen hat. Die schönen Gegenden

an

Digitized by Google

an den Binnenſeen, Wener, Wetter, Hielmaren, Mäler, und die an ihnen gelegenen Städte muſsten einen für alles, was die Natur und Kunſt Schönes aufzuweiſen hat, ſo empfänglichen Reiſenden, als Hr. *Meermann* iſt, nothwendig an ſich ziehen. Er ſchiffte ſich in Neu-Geiſſelhamm in Upland ein, um auf dem kürzeſten Wege zur See über Aland nach Finnland zu kommen, und reiſte längs der Küſte über Abo, Helſingfors, Borgo, Friderichsham, nach St. Petersburg. Er verlebte anderthalb Jahr in Ruſsland, die meiſte Zeit in der Hauptſtadt. Jedoch hat er ſeine Reiſe bis nach Moskau ausgedehnt, auch Novogorod und andere Oerter zwiſchen den beiden Hauptſtädten des groſsen Reiches geſehen. Ueber Narva, Riga, Mitau, Libau gelangte er zu den preuſsiſchen Staaten. Als er über Königsberg, Danzig, Marienburg, Graudenz, Kulm nach Thorn gekommen war, wandelte ihn die Luſt an, Warſchau zu ſehen. Er blieb hier aber nicht lange über einen Monat. Mit ſeiner Ankunft in Poſen ſchlieſst die Ueberſetzung, aber nicht das Original. Denn dieſes enthält, zufolge der vorher angeführten Recenſion, eine Fortſetzung der Reiſe durch die deutſchen Länder an der Oſtſee, vielleicht bis in das Vaterland des Vfs. Der Ueberſ. hat nämlich, wie auch Hr. *Ehrmann* in dem Vorberichte geſteht, die Urſchrift hin und wieder abgekürzt, und das Bekannte und allzu Weitſchweifige weggeſchnitten. Beyſpiele davon hat er auch ſelbſt angezeigt. Th. 2. S. 332. hat er verſchiedenes weggelaſſen, was in *Storch's* Gemälden von Petersburg zu leſen iſt. — S. 467. iſt die 11 Seiten lange Erzählung von Beſtechlichkeit des Stadtmagiſtrats in Moskau, und wovon der Vf. ſelbſt in einem Proceſſe die Erfahrung machte, in der Ueberſetzung auf ſo viele Zeilen eingeengt worden. In der Vergleichung der Recenſion des Originals mit der Ueberſetzung ſind uns auch Exempel ſolcher vorgenommenen Abkürzung aufgeſtoſsen, die uns aufs neue in der Meinung beſtärkt haben, daſs das Epitomiren oft in eine Verkrüppelung ausarte. Th. 1. S. 155. *Zu Helſingör haben faſt alle Nationen zur Beſorgung ihrer Angelegenheiten ihre Conſuls, ſelbſt die Juden.* Wie können die Juden unter den Nationen einen Platz einnehmen? Der Ueberſ. hat von dem Originale etwas weggelaſſen, welches zur Vervollſtändigung des Sinnes unentbehrlich war, und in der Recenſion aufbewahrt iſt. *Unter den Conſuln ward auch ein Jude als Agent für etwanige türkiſch-griechiſche Schiffe genannt.* — S. 399. werden Stühle erwähnt, die der vorige König (Guſtav III.) ſelbſt gemalt hat. Aus der Recenſ. lernt man, daſs es die *weiß atlaßne Ueberzüge* der Stühle waren, die der König gemalt hat. — Th. 2. S. 26. Von der Bibliothek in Linköping: *Ein Geiſtlicher hatte etwa 20 Handſchriften in Folio hieher geſchenkt, die meiſtens Ueberſetzungen guter auswärtiger Werke enthalten.* Weit merkwürdiger iſt dieſes Geſchenk nach dem, was der Rec. aus dem Originale davon berichtet. Denn 1) ſind es nicht zwanzig, ſondern *achtzig* Folianten handſchriftlicher Ueberſetzungen von allerhand ausländiſchen Werken, z. B. von *Lavater's* Phyſiognomie; 2) dadurch zeichnet ſich dieſes Geſchenk vorzüglich aus, daſs es die Arbeit eines *einzigen* Mannes, eines Geiſtlichen in Linköping, iſt.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, im Kunſt- und Induſtrie-Compt.: *Charaktere*, oder *Gemälde nach dem Leben.* Von *Ludwig Schubart.* 1810. 214 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieſe kleine Schrift enthält *acht* Rubriken mit folgenden Ueberſchriften: *Ein altdeutſcher Kaufmann. Ein Landedelmann. Ein Spieler. Ein junger Britte. Ein Quaſi-Kapellmeiſter. Ein Mädchen. Ein Jüngling. Mein Großvater.* Schon dieſe Ankündigungen laſſen vermuthen, daſs der Vf. einen andern Weg, als *Theophraſt* und *La Bruyere*, betreten habe, und ſo iſt es in der That. Jene gehen von etwas *Allgemeinen, einer moraliſchen Eigenſchaft* aus, deren Aeuſserungen im Leben ſie in treffenden, von mehrern Individuen zuſammengeborgten Zügen darſtellen; unſer Vf. hat es mit *Perſonen* zu thun, deren äuſseres Anſehn und Haltung, ihre Geſinnungen, Bildungsgeſchichte, Umgebungen und Eigenheiten er ſchildert. Das letzte und bey weitem am beſten gerathene Gemälde von des Vfs. Groſsvater, dem Stadtpfarrer einer kleinen Reichsſtadt und Vater des bekannten Dichters auf Hohenaſperg, überzeugte Rec. durch manchen eingemiſchten hiſtoriſchen Umſtand, daſs der Vf. in ſeinen Gemälden, wenigſtens zum Theil, wirklich vorhandene Originale gezeichnet habe, was ihm anfangs, der Ungewöhnlichkeit der Sache wegen, nicht wahrſcheinlich vorkam. Er ſelbſt äuſsert ſich im Eingange des erſten Gemäldes auf folgende Weiſe: „So wie in einer Gemälde-Gallerie ein wohlausgeführtes Charakterſtück, ſelbſt wenn man das Original nicht kennt, ſeinen Werth ſo gut hat, wie das idealiſche Kunſtwerk, beſonders wenn der Künſtler mit Aehnlichkeit und Natur Idealität zu verbinden gewuſst hat; eben ſo laſſen ſich Gemälde aus dem Leben bis zum Kunſtwerth ſteigern, wenn der Schriftſteller Originale wählt und ſolche zu generaliſiren verſteht." Ohne uns bey dieſem, unter gewiſſen Modificationen allerdings gegründeten Satze näher zu verweilen, bemerken wir nur, daſs dem Vf. die Ausführung nicht ſonderlich geglückt iſt, und daſs er für ſeine Perſon beſſer gethan hätte, als Sittenzeichner ganz den Standpunkt des Hiſtorikers zu nehmen, wobey freylich manche bittere und harte Wendung den Umſtänden nach zu beſeitigen geweſen wäre. Sobald der Vf. jenen hiſtoriſchen Standpunkt verläſst, zeigt er ſich ſo durchaus ſchwankend und unſicher, neigt ſich oft auf eine ſo ſichtbare und ſo wenig lobenswerthe Weiſe zum Idealiſiren hin, daſs ſein Gemälde weder hiſtoriſche noch äſthetiſche Wahrheit behält, und der Leſer daran nothwendig irre werden muſs. Oder wer könnte wohl an folgendem Gemälde eines Mädchens Ge-

Digitized by Google

Gefallen finden (S. 118.): „Sie erinnert beym erſten Anblick an die holden Idyllenkinder der Bibel — an Salomons jüngſte der Töchter Iſrael, an Homers Nauſicaa mit ihren ſchüchternen Nymphen am beblümten Ufer des ſilberwirbelnden Stromes; an Theokrits und Geſsners reizende Hirtenkinder, ſpielend mit den jüngſten ihrer Lämmer, und von Wohlwollen und Liebe ſingend, im Blüthendunkel des Apfelbaums. — Sie iſt die Anmuth, die Grazie ſelbſt; und weifs doch ſo wenig darum — will doch ſo wenig davon wiſſen, dafs ſie zürnt bey der geringſten Anſpielung darauf. Nur *reine freye Natur* will ſie ſeyn; will bey all' ihren Vorzügen, bey all ihrer Bildung ſo wenig die Reize ihres Geiſtes, wie ihres Körpers merken laſſen, und beſiegt eben *dadurch* alle Männerherzen. Das Blümchen *Wunderhold* blüht täglich, wie das erſte Veilchen, an ihrem weifsen, zart aufknoſpenden Buſen: ihr Auge ſtrahlt Siriusglut (!!), wenn es Liebe, Mitleid, Wohlwollen ſpricht; nur Güte kann aus *dieſem* Munde kommen, wie Thau aus dem Schoofs der Morgenröthe. — Schlank iſt ihr Wuchs, zart ihr Fufs, geflügelt ihre Bewegung. Wie die ſchlanke Mayenblume beſcheiden unter ihren hochfarbigen Schweſtern ſteht und Balſam verhaucht: ſo ſteht *ſie* unter ihren Geſpielen — will ſich bergen unter der Menge, und wird auf den erſten Blick erkannt. Schwarze Locken umſpielen ihr Haupt — aus ihnen ſpringt, wie Elfenbein, die lichte Stirn hervor. Klein und ſanft gebogen (iſt) die zierlich geformte Naſe; einer Roſenknoſpe gleich der Mund — unwiderſtehlich, wenn er lächelt, wenn die perlengleichen Zähne zwiſchen dem glühenden Roth der geöffneten Lippen hervorſchimmern. Ein leichtes Grübchen ſitzt in der Mitte des weichgerundeten Kinns — wie etwa ein fallender Thautropfen auf dem Spiegel des Teichs (??). Ihre ſchwarzen Augen glänzen wie Mondlicht unter den leicht geſchweiften Bogen: in ihnen lebt und waltet die Seele des ſittſamen Mädchens wie ein Gott in ſeinem Olymp. — Wer kann dieſe Augen ſchildern, wenn ſie ihre beredte Sprache beginnen, oder wenn Empfindung aus ihnen ſpricht? Dieſs reine feuergleiche Dunkelhell; dieſe Seitenblicke der Liebe; dieſs Aufbeten zum Himmel; dieſs Niederſchmachten zur Erde; dieſs Hinausblitzen in Gottes weite ſchöne Natur; dieſe frohe Kühnheit des Blicks, wo es Wahrheit, Gröfse, Tugend gilt; dieſs halbe Zürnen, dieſs niedergeſenkte Entfliehen, wo ihre ſeltnen Vorzüge zur Sprache kommen." In dieſem Tone geht es noch mehrere Seiten fort: denn der Vf. hat den Farbentopf nicht umſonſt zur Hand genommen; er verbraucht ihn bis auf die letzten Reſte.

Von demſelben Geiſte eingegeben iſt die Schilderung, mit der Ueberſchrift: *ein Jüngling*, und zum Theil auch: *der junge Britte;* in den übrigen aber werden Originale, die im wirklichen Leben wohl ſo ziemlich verſchollen und antiquirt ſind, gröſstentheils mit ſo äuſserſt derben karikaturmäſsigen Pinſelſtrichen gezeichnet, dafs der Leſer, von allem ruhigen äſthetiſchen Wohlgefallen fern, verwundert fragen mufs: Wer iſt der Mann? Wir wollen unſern Leſern auch von dieſer Gattung ein Pröbchen mittheilen. „Ein Landedelmann (ſo beginnt S. 18. das zweyte Charakterſtück) reitet das Jahr über ein halb dutzendmal zur Stadt — begleitet von ſeinem Stallmeiſter (einem Exſtudenten) und ſeinem Kammerdiener — (einem Exfriſeur); mit deren Zuziehung er ſeine Bedürfniſſe einkauft; ſich die Komödie, die öffentlichen Plätze und die brillanteſten Boutiquen beſieht; ein ſtattliches Mahl einnimmt und des andern Morgens wieder in ſeine Burg zurücktrabt. Wo er irgend auftreten mag, da bleiben die Leute aller Klaſſen ſtehen, und gaffen ſeinen poſſierlichen Aufzug, und den ſeiner Begleiter an. — Er iſt ſchon bey Jahren, ſieht aber noch friſch, wie der heiterſte Herbſttag, aus. Er trägt eine gelbe Perücke (Perucken tragen faſt alle Perſonen des Vfs.), deren dünn auslaufender Zopf ihm bis auf die Hüften hinabreicht; eine grüne, mit Gold bordirte, Reiſemütze, mit goldenem herabhängendem Klunker; grünen weiten Rock mit kleinen Stahlknöpfen; rothe, breit mit Gold beſetzte Weſte, worin er ſein Geld führt; gelblederne Beinkleider; ſteife, vorn abgeſtutzte Kappenſtiefeln mit ſchweren ſilbernen Sporen; eine Klatſchpeitſche. Sein Geſicht iſt voll Ausdruck und verräth kühne Entſchloſſenheit; die Naſe ſpitz und hervorſpringend; das Auge blau, feuervoll, herausquellend u. ſ. f." Unſere Leſer mögen entſcheiden, was mit einem ſolchen Gemälde anzufangen, und wie die Generaliſirung dem Vf. gelungen ſey. Die Ungleichheit ſeiner Schreibart wird man ebenfalls aus dieſen Proben erkannt haben; indeſs möchte dieſer Fehler noch immer hingehen, wenn ſie nicht im Ganzen genommen auch matt, ohne rechten Geiſt und langweilend wäre.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Der Kaiſer von Oeſterreich hat den Domherrn des Fünfkirchner Domcapitels und Profeſſor des Kirchenrechts an der Univerſität zu Peſth, Hrn. *Michael v. Korbélyi*, wegen ſeiner Verdienſte im geiſtlichen und Schulfache zum Abte von Szer-Monoſtor ernannt.

Hr. Profeſſor *Matthias Sennovitz* zu Eperies in Ungern iſt von der Wetterauiſchen Societät für die Naturkunde zum correſpondirenden Mitgliede aufgenommen worden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

ERDBESCHREIBUNG.

WEIMAR, im Verl. d. Induſtrie-Comptoirs: *Bibliothek der neueſten und wichtigſten Reiſebeſchreibungen* zur Erweiterung der Erdkunde — — geſammelt und herausgeg. von *M. C. Sprengel*, fortgeſetzt von *T. F. Ehrmann* u. ſ. w.

(*Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Da der Vf. ſich in den Reſidenzſtädten Kopenhagen, Stockholm, St. Petersburg und Warſchau ſehr lange aufgehalten, durch ſeinen Stand und ſein Vermögen an den Höfen und in den vornehmſten Häuſern eine gute Aufnahme gefunden hat, ſo muſs man bey der Leſung des Buchs ſich daran erinnern, daſs zu ſeiner Zeit Chriſtian VII. in Kopenhagen, Guſtav IV. in Stockholm, Paul in Petersburg regierte, und Warſchau in der Zerſtückelung der Republik, an Preuſsen gefallen war. Wir wollen jetzt von den unſrer Meinung nach vorzüglich wichtigen Nachrichten einige unſern Leſern zur Ergänzung der Recenſion von dem Originale mittheilen. Th. 1. S. 18. die deutſchen Staaten des Königs von Dänemark bieten in jeder Hinſicht alle Zeichen der Wohlhabenheit dar. — S. 44. Die Aufrichtigkeit der Dänen wird gegen die Beſchuldigung der Schweden, daſs ſie falſch ſind, in Schutz genommen, nicht ſo ihre Schwerfälligkeit und ihr Eigenſinn. — S. 48. Das Zuchthaus in Kopenhagen hält 400 Züchtlinge, die nur von vier Perſonen bewacht werden, und keine Luſt bezeugen, ſich ſelbſt zu befreyen. Sie werden mit einer Menſchlichkeit behandelt, die gegen die Behandlungsart im Wiener Zuchthauſe ſehr abſticht, ſo wie auch die Ordnung, Aufſicht und Sauberkeit in jenem gerade das Gegentheil von dem iſt, was der Vf. in dieſem bemerkte. — S. 36. An dem Schulmeiſter-Seminarium daſelbſt wird getadelt, daſs die religiöſe Bildung der Seminariſten zu ſehr nach den neueren Anſichten gemodelt werde; und der Vf. befürchtet ſchlimme Folgen von der alles wegerklärenden Exegeſe in den Gemüthern der Bauern. Auch ſonſt hat der Vf. ſein Miſsfallen über die jetzige Bearbeitung der Theologie in Deutſchland zu erkennen gegeben. — S. 74. bemerkt er, daſs die däniſche Regierung ſich nicht ſtark genug fühle, der neuen theologiſchen Aufklärung durch Mittel, die ſonſt in der Gewalt einer jeden Regierung ſind, entgegen zu wirken. Hier möchte man fragen, welchen Damm die Regierungen dem Strome der Volksmeinung entgegen ſetzen können? S. 345. klagt er daſs der chriſtliche Deiſmus Deutſchlands zu viele Anhänger in Dänemark findet, und lobt Schweden, daſs in dem Lande die Saat, die einer und der andere hieher zu verpflanzen wünſchet, im Keime erſtickt wird. Der philoſophiſche Modegeſchmack, in welchem ein junger lutheriſcher Prediger in Moskau predigte, iſt ihm unausſtehlich (Th. 2. S. 434.). — S. 58. Das theologiſche Examen, was der Vf. in Kopenhagen anhörte, giebt keine groſsen Begriffe von der Geſchicklichkeit der däniſchen Candidaten. — S. 77. einige Anekdoten den König Chriſtian VII. betreffend. Aber über den wahren Zuſtand des Monarchen ſprach man nicht in den höhern Cirkeln; und in dieſen war der Umgang des Vfs. — S. 82. Das Ceremoniel am däniſchen Hofe iſt ſehr einfach, und wenige Höfe ſind auf einen ſo mäſsigen und ſo wenig koſtſpieligen Fuſs eingerichtet. — S. 92. Als der Vf. in Dänemark war, ſtanden die Banknoten mit dem baaren Gelde *al pari*, und die Nationalſchuld war ſeit 1787 nicht vermehrt. Wie hat ſich doch der Zuſtand des Landes nachher ſo ſehr verſchlimmert! — S. 106. Der letzte Beſuch der Engländer vor Dänemarks Hauptſtadt hat bewieſen, was trotz der Tapferkeit der Dänen ein geübter und mächtiger Feind gegen ihre ganze durch die Landbatterie unterſtützte Flotte auszurichten im Stande war. Der Vf. zielet auf die Seeſchlacht bey Kopenhagen, die Nelſon 1801 am 2. April gegen die Dänen gewonnen. — S. 107. Weil auf der Inſel Amagar oder Amak ſeit beynahe drey Jahrhunderten eine holländiſche Colonie angeſiedelt iſt, ſo wird die Geſchichte derſelben ſehr umſtändlich erzählt. — S. 124. Auf der Inſel Moen lebte im Zuchthauſe, wie dem Vf. geſagt wurde, eine natürliche Tochter Chriſtians VI. Daſs dieſe Perſon eine Betrügerin ſey, hat der Ueberſetzer in einer Beylage zum *zweyten* Theil aus einem däniſchen Schriftſteller dargethan. — Der Vf. hat nicht bloſs die vornehmſten Gebäude, Sammlungen, Inſtitute, Fabriken u. ſ. w. in den von ihm beſuchten Städten, ſondern auch die umliegende Gegend, Schlöſſer und andere merkwürdigen Plätze beſchrieben. Er bereiſte daher auch die Landſitze ſowohl im ſüdlichen als nördlichen Seeland (S. 131.). Zu den ſchönſten rechnet er das weitläuftige Landgut des Hn. v. Konink Drotninggaard, welches er auch Dronninggaard ſchreibt (S. 135.). Hr. *v. Ramdohr* in ſeinen Studien auf einer Reiſe nach Dänemark (S. 218.), nennet es Dromigaard. Es hatte aber nicht das Glück ihm in Ganzen zu gefallen. — Die Beſchreibung der in Jägerpreis, einem Gute des Prinzen Friederich zum

Digitized by Google

zum Andenken verdienstvoller Männer, insbesondere Dänen, gesetzten Monumente (S. 139.), hat uns desto mehr angezogen, weil wir uns nicht erinnern, dafs *Ramdohr* a. a. O. und *Anderfen* Fufsreife durch Seeland derfelben gedacht haben. — S. 160. Wie man fich zu einer Reife in Schweden einzurichten habe, und von den dortigen Poften. — S. 167. Die fchwedifchen Reichsfchuldzettel verloren 1797 gegen baares Geld ungefähr 10 Procent, fanken im folgenden Jahre weit tiefer. — S. 206. Das Waifenhaus und die Armen-Anftalten zu Chriftiania haben den Anfchein von *Schmutzigkeit*. Diefes undeutfche Wort bitten wir dem Ueberfetzer zu verzeihen, noch mehr aber, dafs er (S. 273.) das holländifche *Paus* für *Papft* hat ftehen laffen. — S. 209. Aufser der einzigen Buchdruckerey in Chriftiania, die nicht mehr als vier Arbeiter befchäftiget, giebt es in ganz Norwegen nur drey andre, und es würde jenem Buchdrucker fo wenig, als dem einzigen Buchhändler daferbft unmöglich feyn, von diefem Gefchäfte allein zu beftehen. Doch diefes wird fich, wenn die neue Univerfität gedeihet, bald ändern. — S. 214. In den allgemeinen Bemerkungen über Norwegen fteht unter den Klagen der Einwohner die über den Mangel einer Univerfität oben an. Dafs diefer nun abgeholfen worden ift, ift bekannt. — S. 228. In Marieftad hatte der Vf. einen Vorfall, woraus der Reifende die Folgerung ziehen mag, dafs das Anerbieten, die Fremden in Privathäufer aufzunehmen, nicht immer ohne uneigennützige Abfichten der Befitzer in Schweden gefchah. — S. 239. Von den fchwedifchen Städten wird überhaupt das Urtheil gefällt, dafs fie häfslich und fchmutzig find. In Weiterås, wo der Vf. fpät in der Nacht ankam, und alle Lichter ausgelöfcht waren, waren doch alle Hausthüren offen, und er vermuthet dafs auch die Stubenthüren nicht verfchloffen waren. In welcher Stadt Deutfchlands wird man wohl daffelbe antreffen? — S. 294. Der Fleifs der Studirenden in Upfala wird nicht fonderlich gerühmt, auch follen wenige von Adel die Univerfität befuchen, und die, welche da find, fich mehr auf die Künfte und Leibesübungen, als auf die Wiffenfchaften legen. Auch in der Hauptftadt ift keine grofse Liebe zu den Wiffenfchaften bemerkbar (S. 353.). Die treffliche Gruppe Amor und Pfyche fteht noch feit 20 Jahren unverkauft in der Werkftätte des grofsen Bildhauers, Sergel (S. 364.). — S. 320. Der Schwede, ob er gleich durch das rauhe Klima abgehärtet wird, ift doch rheumatifchen und andern Uebeln unterworfen, hüllet fich fchon im Spätherbft in Pelze, fchläft in eingeheizten Zimmern. Die Winter follen in Schweden feit einiger Zeit kürzer, gelinder und unregelmäfsiger geworden feyn. — S. 321. Das Eflen bey den beften Speifewirthen in Stockholm ift fchlecht, an Gemüfen ift Mangel, die Landfeen find nicht fehr fifchreich. Häringe werden in unbefchreiblicher Menge verzehrt. Auf dem Lande lebt man gröfstentheils von Milch mit Brod. Das fchwedifche Nationalbrod, Knakkebro genannt, konnte der Vf. nicht geniefsen. Weizenbrod ift aufser den Städten felten, noch feltner Wein, der durch Bier und Branntwein erfetzt wird. — Die Liften der unehelichen Geburten von 1769 bis 1789, und vom J. 1798 (S. 330.) beweifen die zunehmende Unkeufchheit in Stockholm, auch klagt man über zunehmende Diebereyen; und die Trunkenheit wird als ein allgemeines Laiter angegeben. — S. 345. Es gereicht der fchwedifchen Nation zur Ehre, dafs feitdem *Howard* den fchlechten Zuftand der Gefängniffe im Lande aufgedeckt hat, Verbefferungen darin gemacht find. — S. 373. Die Vermählungsfeyerlichkeiten des Königs Guftav IV. mit der Prinzeffin von Baden, denen der Vf. beywohnte, werden befchrieben. An dem Könige lobt er (S. 383.) Feftigkeit des Charakters, verbunden mit einem redlichen und Gerechtigkeit liebenden Herzen. — S. 395. Der Land- und Seekadetten-Schule, die auf dem ehemaligen Schloffe Karlberg errichtet ift, wird in Hinficht der Ordnung und äufserlichen Erziehung kein vorzügliches Lob gegeben. Bey der ganzen Einrichtung ift nicht viel auf Reinlichkeit gefehen.

Th. 2. S. 7. Naturforfcher kennen das Prachtwerk: *Muſeum Carlſonianum*, von *Sparrman* herausgegeben, das mit ähnlichen, die in Frankreich und England herausgekommen find, wetteifern kann. Der Vf. befuchte den nachher verftorbenen Befitzer der darin befchriebenen Vögelfammlung, den Kriegsminifter Carlfon auf feinem Landfitze Mälby unweit Gripsholm, und wurde durch die freundfchaftliche Aufnahme und vielen Sehenswürdigkeiten für die fchlechten Wege dahin entfchädigt. — S. 21. In Norrköping find Fabriken in Tuch- und andern Weberwaaren. Aber der Wohlftand der Stadt nimmt nicht zu, Schifffahrt und Handlung find von geringer Bedeutfamkeit, und verfchiedene Fabriken find bereits eingegangen. — S. 30. Das Verfahren in der Goldgrube zu Adelfors wird nach eigener Anficht befchrieben. Sie koftet der Krone weit mehr, als fie einbringt. — S. 34. In Calmar erhielt der Vf. von dem Landshöfding einen Befuch und Einladung zum Mittagseffen, ehe er ihm die Aufwartung gemacht hatte — ein Beweis von der zuvorkommenden Höflichkeit der Schweden gegen Fremde. Einen andern Beweis davon gab ihm der Bürgermeifter in Carlscrona (S. 39.), der für die gute Aufnahme in feinem Hafe keine Bezahlung annehmen wollte, obgleich er keine Empfehlung an ihn hatte. Alfo in einer Stadt von 14000 Einwohnern kein Wirthshaus, worin der Vf. abtreten konnte? Der Werft mit den Docken erregte Bewunderung, obgleich einige Zweifel gegen den erwarteten Nutzen nicht gehoben werden. Es arbeiteten nur 400 Mann an dem Werke welches noch lange nicht vollendet ift. Dafs 12 Linienfchiffe und 10 Fregatten zum Auslaufen bereit lagen, aufser vielen andern die ausgebeffert wurden, ward dem Vf. erzählt, wird aber nicht von ihm verbürgt. — S. 52. Was der Vf. auf dem Wege von Carlscrona nach Schonen

Digitized by Google

nen von der Provinz Blekingen sah, schien ihm nicht den Namen einer schönen Provinz zu verdienen. — S. 56. In Lund eine Bibliothek von 30 bis 40000 Bänden, und ein Professor, der zugleich Eigenthümer einer Buchdruckerey und eines Buchladens ist. — S. 71. Der Wettersee ist einer der lieblichsten Landseen in Schweden, der die schönsten Gegenden in der Runde und die herrlichsten Aussichten darbietet. Aus dem Munde eines Mannes, der Italien bereiset hat, ist dieses ein vollgültiges Zeugniss. — S. 74. Die Landstrasse durch die Insel Åland geht auf einem felsigen Boden, ist vortrefflich, mit vielen Tannen besetzt, und hat nur einzelne fruchtbare Flecken, wo das Korn schön stand. Die Menschen unterscheiden sich im Aeussern und in der Sprache nicht viel von den Schweden, und sind nicht zahlreich. — S. 80. Åbo, eine todte und unangenehme Stadt. Studenten 200. Professor *Porthán*, der über die Geschichte und Sprache Finnlands viel geschrieben hat, wird sehr gerühmt. — S. 92. In Åbo und Sveaborg wurden dem Vf. alle auf die Scheerenflotte Bezug habende Merkwürdigkeiten gezeigt, wozu ihn die Erlaubniss von der Regierung in Stockholm ertheilt war, und da diese wohl wenigen Reisenden gegeben wird, so gewinnt dadurch seine Beschreibung an Interesse. — S. 96. Die Grenze des schwedischen und russischen Finnlands wurde in Russland anders bestimmt als in Schweden. Als der Vf. im Begriff war, das Land der grössten Sicherheit und persönlichen Freyheit, wie er Schweden charakterisirt, zu verlassen, stellte er sich alle Möglichkeiten vor, womit die Zukunft für ihn schwanger seyn konnte. Von der Strenge, womit der Kaiser Paul regierte, und der grossen Wachsamkeit, womit alle Fremden beobachtet wurden, hat er nichts unangenehmes erfahren. Freylich ward er über die Absicht seiner Reise oft gefragt, seine Antworten protocollirt, um dem Kaiser vorgelegt zu werden, und auch solche unschuldige Gegenstände, als Kirchen sind (S. 131.), wurden ihm nicht ohne Begleitung eines Officiers zu sehen vergönnt. Er ist ihm auch bey dem gewöhnlichen Lever vorgestellt worden, hat aber nicht die Ehre gehabt, dass der Kaiser mit ihm gesprochen. Ausser der Schilderung, die er von diesem sonderbaren Monarchen gegeben hat (S. 280 — 296.), werden gelegentlich Anekdoten von ihm angeführt, die dem Geschichtschreiber zu empfehlen sind. Von der Schilderung seines Charakters hat der Rec. des Originals schon verschiedenes ausgezeichnet. Hier folgen noch einige zerstreute Züge, um jenes Gemälde vollständiger zu machen. Die Walzer wurden im Winter 1798 durch einen Ukas verboten (S. 176.). — Was bey der Beerdigung seines Vaters Peter III. versäumt war, wollte er auf eine imposante Art vergüten, ohne dabey die zarten Gefühle seiner jungen Kinder zu berücksichtigen (S. 214.). — Die Censur fremder Bücher war zu einer beyspiellosen Strenge gestiegen, und mit den offenbarsten Ungereimtheiten verbunden (S. 227.). — Die Adligen, die zu den Vorstellungen auf dem Theater Billets hatten, durften nur, wenn sie sich mit Krankheit entschuldigen konnten, wegbleiben (S. 270.). — Als der Vf. im November 1799 aus Moskau nach St. Petersburg zurückgekehrt war, ward der Taurische Pallast zu Kasernen für die Garde zu Pferde umgeändert, und er bedauert diese sowohl als andere Umgestaltungen, die aber doch nicht die Absicht erreichten mit den Fehlern der Mutter zugleich ihre grosse Eigenschaften in Vergessenheit zu bringen (S. 273.). — In dem Leben Pauls ist Madame Chevalier eine wichtige Person. Auch ihrer ist gedacht S. 172. — Einige Nachrichten flössen Hochachtung für seinen Charakter ein. Als er die Hospitäler im Quartier von Wiburg besuchen wollte, hatte er vorher das Räuchern verboten, um die natürliche Luft in den Krankenzimmern beurtheilen zu können (S. 187.). — In einem Armenhause hatte der Kaiser den Deutschen eine eigene Kapelle bewilliget, wo die protestantischen Prediger aus der Stadt Gottesdienst hielten, welches die Kaiserin Katharina nie hatte gestatten wollen (S. 189.). — Jedoch genug vom Kaiser Paul. Wir kommen zu dem, was auch in Ansehung Russlands, wo der Vf. 1½ Jahr lebte, die Hauptsache ist, Beschreibung der in Russland gesehenen Merkwürdigkeiten, und Bemerkungen über den Zustand des Landes. — S. 125. An der berühmten Reiterstatue Peters I. wird sowohl die Felsenmasse als die Stellung des Pferdes getadelt, übrigens zugegeben, dass der Bildhauer ein wahres Meisterstück geliefert hat. — S. 142. In Petersburg sterben bis zum 20sten Jahre weniger junge Leute als an andern Orten, hernach aber wird durch den übermässigen Genuss des Branntweins die Sterblichkeit in einem umgekehrten Verhältnisse viel stärker als in irgend einer andern Stadt. — S. 144. Gutmüthigkeit ist den Russen nicht abzusprechen. Die bey dem Erstürmen der festen Städte verübten Excesse werden den allzu despotischen Befehlen zugeschrieben, und doch sollen die Heerführer das Morden und Plündern nicht haben verhindern können. Den Widerspruch sind wir nicht zu heben im Stande. Bestechlichkeit, üppige Lebensart, schlechte Erziehung der Kinder sind Vorwürfe, die den Grossen gemacht werden. — S. 158. Obgleich in den Gastmälern und in dem Ameublement viel Luxus herrscht, so bemerkt man doch ausser den Besuchzimmern grosse Unreinlichkeit, Schmutz und Unordnung. — S. 175. Von den grossen Festen die in Petersburg während der Anwesenheit des Vfs. gegeben wurden. — S. 179. Von den guten Gesellschaften in denen er seine Zeit oft sehr vergnügt zubrachte. — S. 182. Von den wohlthätigen Stiftungen. Das Stadt-Hospital wird wegen der darin herrschenden Ordnung und Reinlichkeit gerühmt, das darin befindliche Tollhaus ist unreinlich, und die Patienten scorbutisch. Mit dem Hospital ist ein Zuchthaus verbunden. Die Lieberkühnschen Präparate, die in dem Hospital für die Kranken von der Garnison aufbewahrt werden (S. 187.), wurden nicht gezeigt. Es ist bekannt, dass *Beireis* in Helmstädt behauptete, die be-

Digitized by Google

beſten davon zu beſitzen. — S. 189. Das Findelhaus, eine der ſchönſten Stiftungen der Kaiſerin Katharina II. entſpricht vollkommen ſeiner Beſtimmung. Ein neues Hoſpital für verheirathete Kindbetterinnen war erſt kurz vorher angelegt. — S. 195. In dem Erziehungs-Inſtitut für adlige und unadlige Jungfrauen herrſcht viel Luxus. Sie werden in allen, am wenigſten in ſolchen Sachen, die zur Oekonomie gehören, unterrichtet. — S. 200. Von der Geiſtlichkeit, ihren Kenntniſſen, d. i. ihrer Unwiſſenheit, den kirchlichen Feſten, den Kirchen, und andern hieher gehörigen Dingen. — S. 222. Von den übrigen Religionen. — S. 225. Von den Lehranſtalten beſuchte der Vf. nur das Gymnaſium der Akademie der Wiſſenſchaften. — S. 229. Von der Akademie der Wiſſenſchaften die in Petersburg kein Aufſehen macht, ihrer Bibliothek, Muſeum, Buchladen. — S. 234. Von der ruſſiſchen Akademie die Paul ſehr begünſtigte, ökonomiſchen Societät, *Colleg. medic.*, von dem mediciniſch-chirurgiſchen Inſtitute, Apothekergarten, worin Vorleſungen über die Botanik gehalten werden, Seminarium für die Bergwerkswiſſenſchaft, und Mineralienkabinet, das ſehenswürdig iſt, und durch die Sammlung eines einſichtsvollen Mineralienhändlers, *Forſter*, vermehrt iſt, der kaiſerl. Bibliothek in der Eremitage, 70000 Bände ſtark, worin die Bücherſammlungen *Diderots* und *Voltaire's*, letztere noch in der Ordnung, wie ſie einſt zu Ferney ſtand, ſehr arm an guten Büchern und von keinem ſonderlichen Werthe. — S. 244. Von dem Muſeum des Grafen *Stroyonoff*, der Inſekten-Sammlung des Juweliers *Göbel*, dem botaniſchen Garten des Hn. *Blandow* u. ſ. w. — S. 251. Von der Akademie der Künſte, denen keine gröſsere Blüte als den Wiſſenſchaften zugeſtanden werden darf. In der Kunſtſchule bekamen 160 Penſionnärs Wohnung, Nahrung, Kleidung und Unterricht, wovon die meiſten ſich auf die Baukunſt legten. Die meiſten berühmten Künſtler in der Hauptſtadt ſind Fremde, die namhaft gemacht und gewürdiget werden. — S. 260. Von dem Michaels Pallaſt des Kaiſers Paul, den man kurz nach ſeinem Tode verlaſſen hat. — S. 263. Von der Eremitage des Winterpallaſtes und den darin aufbewahrten Sammlungen von Gemälden, Gemmen 12000 an der Zahl, welche die Kaiſerin Katharina zuſammen gebracht hat, und worin Stücke von der erſten Klaſſe ſind, Vaſen, Kopien aus den berühmten Logen Raphaels im Vatican zu Rom, Mineralien, u. dgl. m. welche ausgezeichnet treffliche Producte der Natur und Kunſt auf die vortheilhafteſte Art aufgeſtellt ſind. — S. 270. Von dem Marmorpallaſte, den Katharina II. für Orlow bauen lieſs. — S. 178. Vom Pallaſt des Prinzen Juſſupoff. — S. 296. Kaiſerlicher Hof. Er iſt glänzend, aber die Zahl der Beamten nicht übermäſsig groſs. Feſte am Hofe denen der Vf. beywohnte. — S. 300. Groſsmeiſterſchaft des Maltheſerordens dem Kaiſer Paul übertragen den 10. December 1798. Ruſſiſcher Neujahrstag. *Bal paré* bey Gelegenheit der Verlobung der beiden Prinzeſſinnen mit dem Erzherzog Palatin von Ungern und dem Erbprinzen von Mecklenburg Schwerin. — S. 311. Bemerkungen über die ruſſiſche Regierungsform, die der Vf. nicht aus Büchern geſchöpft, ſondern auf Erfahrung gegründet zu haben verſichert, über die Leibeigenſchaft, das Verhältniſs der Gutsbeſitzer zu ihren Bauern, die Recrutirung, die Art, wie ſie zu Stande gebracht wird. — S. 318. Von dem Magiſtrat der Reſidenz, der Polizey. — S. 322. Von Manufakturen und Fabriken in Petersburg. — S. 328. Von der Garniſon. Die Inſtitute für das Land- und Seekadetten-Corps hat der Vf. nicht geſehn. Ohne kaiſerliche Erlaubniſs wurden ſie niemanden gezeigt, und nach des Vfs. Rückkunft von Moskau 1799 wagte keiner, die Aufmerkſamkeit des Kaiſers auf ſich zu ziehen. — S. 334. Kaiſerliche Luſtſchlöſſer: Petershof. Oranienbaum. Czarſkoe-Selo. Eine franzöſiſche Grabſchrift auf einen Lieblingshund der Kaiſerin Katharina wird mitgetheilt. Pawlowsky jetzt von der Kaiſerin Wittwe bewohnt. Den Lieblings-Aufenthalt des Kaiſers Paul, Gatſchina, hat der Vf. nicht geſehn. — S. 354. Zwiſchen Petersburg und Novogorod ein elender Knüppeldamm. In den Dörfern ſucht man den Reiſenden ſo viel Geld abzuwacken, als möglich. Ohne einen Accord vorher zu machen, muſs man nicht in ihren Wohnungen abtreten. Bettzeuch iſt nicht zu haben. Glocken und Schlaguhren kennt man nicht. Zeitungen, ſelbſt die der beiden Hauptſtädte, ſind nicht zu haben. In Novogorod überall Spuren des Verfalls; kein Steinpflaſter, und daher viel Schmutz im Herbſte. Die meiſten Häuſer von Holz. — S. 369. Auf dem Wege nach Twer vergönneten die entſetzlich vielen Ratten in den Dörfern wenige Ruhe. Auch in dieſer Stadt waren die Spuren eines groſsen Verfalls überall merklich. Im Gouvernement Twer ſind die Dörfer ſelten und die Bauernhäuſer ſchlechter gebaut. Auf dem Wege zwiſchen den Hauptſtädten ſah der Vf. nur wenige Kutſchen, deſto mehr Kibitken und zahlloſe, mit allerley Waaren beladene Schlitten. Die Wirthshäuſer waren über des Vfs. Erwartung zahlreich und gut, ſelten mit Betten, jedoch mit einem Kanapee verſehen, worauf ſich der Reiſende in ſeinen Mantel gehüllt hinlegen konnte; die Nahrungsmittel erträglich und ohne Mühe zu bekommen.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

ERDBESCHREIBUNG.

WEIMAR, im Verl. d. Industrie-Compt.: *Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen* zur Erweiterung der Erdkunde — — gesammelt und herausgeg. von *M. C. Sprengel*, fortgesetzt von *T. F. Ehrmann* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Th. 2. S. 380. Wenn man in der Beschreibung von Moskau viel von der *weissen* und *irdenen* Stadt liest, so erinnere man sich daran, dass jene der mit einer weissen Mauer, die jedoch jetzt nicht mehr existirt, diese der mit Erdwällen umgebene Theil der Stadt sey. In dem Kreml wurden viele Seltenheiten gezeigt, die aber weder denen an andern Höfen, noch denen in der Petersburger Eremitage gleich kamen. — S. 369. Die vielen hölzernen Häuser liegen mitten unter den grössten und künstlichsten Pallästen, wodurch der Contrast desto grösser wird (und die Flamme im Jahr 1812 desto leichter um sich greifen und die ganze Stadt verwüsten konnte). — S. 409. Die Lustreisen, welche an gewissen Sommertagen so zu sagen die ganze Stadt Moskau zu machen pflegt, fielen dem Vf. sehr auf. Ein ähnliches findet aber auch in gewissen Städten Norddeutschlands Statt. — S. 413. Auf dem Theater werden blos russische Stücke gegeben. — S. 417. Nirgends fand der Vf. das Laster der Völlerey in einem so hohen Grade, als in Moskau, besonders an Sonn- und Festtagen. — S. 419. Der Gottesdienst ist bey Vielen ein blosses Ceremonien-Werk. Von den Kirchen, dem Ikonoposkischen Kloster, worin junge Geistliche erzogen werden; alle Collegia werden lateinisch (?) gelesen, der Zuhörer sind über 1000, wovon 200 in diesem und einem benachbarten Kloster wohnten, und andern Klöstern, auch einem Nonnenkloster. — S. 436. Von dem Findelhause, das keinem Institute der Art in irgend einem Lande nachsteht, jährlich 300,000 Rubel kostet, und worin man über 1000 Kinder zählte. — S. 441. Von den Hospitälern. Aerzte sind nicht viele. Der Vf. hatte die Wiederherstellung seiner Gesundheit (denn er sowohl als seine Frau wurden krank) einem deutschen Arzte zu verdanken. — S. 446. In den sechs oder sieben deutschen Buchläden waren wenig Werke von Werth. In dem Lectionscatalog der Universität waren keine Vorlesungen über die vaterländische Geschichte, die Statistik und das Staatsrecht Russlands angekündigt. — S. 458. Von dem kaiserlichen Pallast, den Katharina für den Prinz Bezborodko bauen liess; im Innern orientalischer Luxus mit vielem Geschmack verbunden; von dem Paskowischen Pallast, der Gemäldesammlung des Prinzen Gallizin, und des Grafen Muschin Puschkin. — S. 467. Umliegende Gegend um Moskau, Petrowsky, Ismaelofische Park, und etwa acht Landsitze, die so nahe bey der Stadt liegen, dass man sie in einem ganzen oder halben Tage bequem besehen kann. — S. 484. Das Kloster Troitza, eins der vornehmsten Mönchsklöster und Wallfahrtsplätze des Reichs, an dessen Spitze der Erzbischof von Moskau, der berühmte Platon stand. Zur Bibliothek fehlten die Schlüssel. Das Seminarium innerhalb den Mauern war von einigen 100 Zöglingen bewohnt. — S. 505. In der lutherischen Kirche zu Dorpat wird des Sonntags zuerst deutsch, und gegen Mittag esthnisch gepredigt. In der ersten Predigt waren nur 100 Zuhörer von der vornehmeren Klasse, in der zweyten war die Kirche gepfropft voll, aber unter den Zuhörern, vornehmlich den Männern, so viele missgestaltete Gesichter mit stuppigen Haaren, als man schwerlich sonst wo in Europa unter einer solchen Anzahl antreffen wird. — S. 507. Zu Teylitz, zwischen Dorpat und Wollmar, wo er wegen des angeschwollenen Flusses zwey Tage warten musste, unterhielt er sich mit dem französischen Feldherrn Dumouriez, der ihm über die Periode von 1793 manche Aufklärung gab, die er aber zu verschweigen für rathsam hält. — S. 516. Zu Riga dürfen in der Vorstadt keine steinerne, so wie in der Stadt keine hölzerne Häuser aufgeführt werden, weil sie für eine wichtige Festung gehalten wird. In dem städtischen Museum haben auch Privatpersonen ihre Schätze aufgestellt, eine Einrichtung, welche auch in andern Städten nachgeahmt zu werden verdient. Der alte kranke Suwarow feyerte hier das Osterfest mit der ihn auszeichnenden abergläubischen Religiosität. S. 621. wird eine Anekdote von ihm erzählt, welche beweiset, dass auch er menschliche Gefühle hatte. — S. 533. In dem Schlosse zu Mitau hielt sich die Familie des unglücklichen Königs von Frankreich, Ludwig, auf, zu deren Unterhaltung der Kaiser 200,000 Rubel bewilligt hatte. Der Vf. ward dem für einen König anerkannten Ludwig XVIII. vorgestellt, und lernte auch die Ducheſſe l'Angouleme kennen. Die Etikette war die nämliche, allein in einem sehr verjüngten Maasstabe, die der Vf. vor 25 Jahren

ren in Verſailles bemerkt hatte. — S. 553. Die Waſſerreiſe auf dem Kuriſchen Haff von Memel nach Schaken gab dem Vf. Anlafs, von der Kuriſchen Nehrung zu handeln. — S. 560. An wenig Orten ſah der Vf. ſo viele wohlgebaute Menſchen und ſo ſchöne Frauen, als in Königsberg; aber die Gaſtfreyheit ſtand der Ruſſiſchen ſehr nach. Ueber das Betragen der Studenten ward nicht geklagt, und ihr Aeuſseres war anſtändig. Experimental-Phyſik ward indeſs damals nicht geleſen. Sollte wirklich (nach S. 565.) in der Wallenrodt'ſchen Bibliothek ein hebräiſches Mſcpt. des alten Teſtaments vorhanden ſeyn, ſo iſt dieſes eins von denen, dergleichen man noch an andern Orten antrifft, die für *Kennicott's* Ausgabe des A. T. nicht verglichen ſind. In *Kant*, den er im May 1800 beſuchte, fand der Vf. einen Greis, deſſen phyſiſche und intellectuelle Kräfte bereits ſehr abgenommen hatten, der aber doch mit ihm über Thermometer und Politik ſprach. — S. 580. Die Zahl mifsgeſtalteter und häſslicher Menſchen, insbeſondere häſslicher alten Weiber in Danzig war auffallend grofs. Sollte der Vf. in dem, was von der Einquartirung und andern Laſten geſagt wird (S. 588.), nicht falſch berichtet ſeyn? — S. 595. Von den Hügeln nahe bey dem Kloſter Oliva: *ich erinnere mich nicht, zwiſchen Chriſtiania und Danzig eine ſo herrliche Ausſicht gefunden zu haben.* Und wie viele hundert Meilen war der Vf. nicht gereiſt! — S. 613. Die Ratten und Mäuſe verfolgten den Vf. in Polen nicht weniger, als in Rufsland. — S. 618. Warſchau iſt ihm eine Stadt von häſslichen Palläſten. Keine einzige Kirche enthält im Innern etwas Merkwürdiges. Alles verfällt ſichtlich immer mehr. Die grofsen Einkünfte, welche das Hoſpital von freywilligen Gaben hatte, haben aufgehört. Unter den Mifsgriffen der preuſsiſchen Regierung ſtehet oben an, daſs geborne Polen von bürgerlichen und militäriſchen Stellen ausgeſchloſſen worden. Nicht weniger unzufrieden war man mit den Auflagen. In Warſchau hörte der Vf., daſs begüterte Edelleute jährlich bis zu 60 Procent von ihren Einkünften an die Krone entrichten. In Stettin ward dieſs geläugnet, und verſichert, daſs in Süd- und Südoſtpreuſsen die Edelleute nicht mehr als 10 Procent bezahlten. Der Vf. glaubt der Wahrheit am nächſten zu kommen, wenn man von den 60 Proc. etwas abzieht, und zu den 10 eine *Menge* hinzufügt. Ueber die ſchlechte Aufnahme klagt er, und er frägt verhönend: *ob denn preuſsiſche Ungaſtfreyheit das einzige geweſen iſt, was die Nation von ihren Ueberwindern angenommen hat?* Bey der Beſchreibung des Weges von Warſchau nach Poſen (S. 641.), auf welchem die Städte, die den Privateigenthümern gehören, ſtark mit Juden bevölkert ſind, weil dieſe ihnen Abgaben entrichten müſſen, können wir uns nicht aufhalten. Poſen hatte ein ſehr heiteres Anſehn, und ſchien viel Nahrung und Wohlſtand zu verrathen. Die Güter, welche der Erbprinz von Oranien in Südpreuſsen gekauft hat, erlaubte die Zeit nicht zu beſchauen, oder ſeinen gelehrten Finanzrath *Tollius* zu ſprechen. Die Coloniſten, welche der Prinz aus dem Naſſauiſchen herholen lieſs, ſind zum Theil zurückgekehrt. Es war nicht alles zu ihrer Aufnahme hinlänglich vorbereitet.

Durch die unter den Text geſetzten Anmerkungen des Hn. Prof. *Rüks* hat die Ueberſetzung einen Werth erhalten, welcher ſie über das Original erhebt. Es werden darin oft Bücher nachgewieſen, die über das Abgehandelte mehr Auskunft geben. Der Hr. Prof. war ſowohl in Stockholm als Petersburg, und hatte dadurch Gelegenheit, Schriften kennen zu lernen, die aufser dieſen Städten ſelten ſind. Th. 2. S. 222. verweiſet er in Anſehung der Roskonilken, einer religiöſen Secte in Rufsland, auf *Schlözer's* Hann. Mag. Eine beſſere Quelle iſt *Henke* Geſch. d. chriſtl. Kirche, 4te Aufl. 4ter Th. S. 207—269; und das daſelbſt citirte Mag. von *Ständlin*, wo die beiden genannten ruſſiſchen Schriftſteller in Auszug gebracht ſind. In andern Anmerkungen wird *Meermann* berichtigt. Zuweilen werden die Berichtigungen in den Text eingerückt, wobey die Quelle der richtigeren Angabe angezeigt iſt, z. B. I. 288. 330. 337. 342. II. 42. An andern Stellen verbeſſern die Noten die falſchen Nachrichten im Texte, z. B. Th. I. S. 293. von dem Zuſtande der Univerſität in Upſala. II. 56. läugnet Hr. *R.*, daſs es ſchwer hält, die erledigten Predigerſtellen in Schweden zu beſetzen. S. 161. eine Anekdote vom Graf Scheremetew als unecht verworfen. S. 204. von der ruſſiſchen Bibelüberſetzung. S. 511. geläugnet, daſs der Eſthe auf einer untern Stufe der Menſchheit ſtehe. S. 580. die Einwohnerzahl der Einwohner in Danzig, welche der Vf. zu 60,000 angegeben, auf 50,000 und weniger heruntergeſetzt. Zuweilen ſchienen die Behauptungen des Vfs. ſo falſch zu ſeyn, daſs der Ueberſ. glaubte, ſie ganz weglaſſen zu müſſen, z. B. I. 285. hatte der Vf. die Kirche in Alt-Upſala mit einigen ſchwediſchen Antiquaren für Ueberbleibſel des Odinstempels gehalten. Der Ueberſ. hielt es nicht der Mühe werth, die Meinung zu widerlegen, ſondern ſtrich lieber die ſich darauf beziehende Stelle ganz aus. S. 386. Die Angaben des Vfs. von den ſchwediſchen Finanzen ſind wegen ihrer Unrichtigkeit unterdrückt. Das daſelbſt gegebene Verſprechen, ſie am Schluſſe in einer Beylage zu verbeſſern, hat der Ueberſ. (S. 659.) zurückgenommen, und verweiſet deswegen auf ſeine Beſchreibung von Schweden für die neue Auflage der Büſching'ſchen Erdbeſchr. Veränderungen, die ſich nachher zugetragen, werden bemerkt, z. B. I. 185. daſs der Kanal von Tralhätta, S. 288. daſs das Monument des Linné zu Upſala vollendet iſt. Erweiterungen der Nachrichten des Originals und Zuſätze zu ihnen ſind nicht ſelten, z. B. I. 351. von der ſonderbaren Secte der Skewiker in Schweden, einer Art Separatiſten. II. 24. von dem Zuchthauſe in Norrköping. S. 48. von den Werften in Carlscrona. S. 59. von dem

Digitized by Google

dem Knutsfaale und der Knutsgilde in Malmoe. S. 70. von den Linnenwebereyen in Wadſtena. S. 73. von der Inſel Ekerö nahe bey Aland. S. 82. von den Verdienſten des Profeſſors *Porthan* zu Åbo. S. 227. von den neueren Verbeſſerungen des Cenſurweſens in Rufsland. S. 231. von dem lebendigen Elephanten in Petersburg, den der Ueberſ. daſelbſt geſehen hat. S. 290. von dem Abbé Edworth, der Ludwig XVI. zum Schafot begleitete. S. 317. von der ruſſiſchen Leibeigenſchaft.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Breslau u. Leipzig, b. Korn: *Beyträge zur gerichtlichen Arzneykunde*, von Dr. *Wolf Fr. Wilh. Kloſe*, Königl. Preuſsiſchem Medicinal-Adjuncten oder Kreis-Phyſicus u. ſ. w. 1811. X u. 268 S. 8. (1 Rthlr.)

Der dem mediciniſchen Publicum ſchon bekannte Vf. tritt hier zum erſten Male auch als gerichtlicher Arzt auf, und liefert uns in vorliegenden Beyträgen gröſstentheils Obductionsberichte. Er zeigt ſich in dieſen als ein kenntnifsreicher und mit vieler Umſicht handelnder gerichtlicher Arzt, und verdient als ſolcher unſern Dank für die gelieferten Beyträge. Wenn auch nicht alle Obductionsberichte für den geübten Phyſiker gleiches Intereſſe haben, ſo kann Rec. doch auch dieſe angehenden gerichtlichen Aerzten als Muſter zum fleifsigen Studium mit voller Ueberzeugung empfehlen, um ſo mehr, da nach Rec. Erfahrung viele Aerzte, die gerichtliche Arzneykunde für eine ſo ſehr leicht zu erlernende Doctrin halten, ſich zu Phyſicatsſtellen drängen, denen ſie nicht gewachſen ſind, und nachher durch ihre gelieferten Obductionsberichte und Gutachten ſelbſt bey den Layen ſich lächerlich machen. Hier das Nähere.

I. *Obduction eines heimlich und lebendig gebornen, aber nicht lebensfähigen Kindes.* Eine ſehr vollſtändige Obduction; aber um ſo mehr nimmt es Rec. Wunder, dafs der Vf. bey der Section auf die Symptome des Erſtickungstodes nicht genug Acht gegeben hat, da Verdacht eines ſolchen Todes allerdings vorhanden war, und der Vf. auch die Unterſuchung darüber in ſeinem Gutachten führt. Die Luftröhre iſt gar nicht unterſucht, auch nicht angegeben, ob die Bronchien ſchaumige blutige Flüſſigkeit enthalten haben. — II. *Obduction eines heimlich gebornen und angeblich lebendig verſcharrten, eigentlich aber am Schlagfluſs von Erkältung verſtorbenen Kindes.* Im Ganzen gut bearbeitet; jedoch auch bey dieſem Falle hat der Vf. den Symptomen des Erſtickungstodes eine zu geringe Aufmerkſamkeit geſchenkt. Weder die Luftröhre, noch die Luftzellchen der Lunge, noch der Inhalt des Herzens ſind unterſucht, was doch in dieſem Falle nicht ohne Gewicht war. Intereſſant für die Phyſiologie iſt die Bemerkung des Vfs., dafs er bey allen von ihm vorgenommenen Oeffnungen von Rinderfötus im Magen eine dem ſafrangelben Fruchtwaſſer der Kühe ähnliche ſchaumige Flüſſigkeit gefunden habe, woraus er ſchliefst, dafs das Fruchtwaſſer zum Theil zur Nahrung des Fötus diene. Rec. iſt hiervon überzeugt, da man auch im *Meconium* vom Menſchenfötus jedes Mal verſchluckte *Lanugo* antrifft. — III. *Obduction der Ueberreſte eines heimlich gebornen Kindes.* Sehr gut ausgearbeitet, ſo wie auch IV. das *Gutachten zur Beſtimmung des Alters einer heimlich gebornen und ausgeſetzten Frucht.* — V. *Obduction eines von ſeinem Vater in die Oder geworfenen Kindes.* Dieſe Obduction hat, trotz des durch die Gerichte veranlafsten Nachtrags, Rec. nicht befriedigt. Der Vf. läugnet in ſeinem Gutachten, dafs das im Waſſer gefundene Kind an einem Stickfluſſe geſtorben ſey, und ſcheint überhaupt der Meinung zu ſeyn, dafs der Tod der Ertrunkenen immer ein Schlagfluſs ſey. Dieſer Meinung kann aber Rec. nach ſeinen Erfahrungen nicht beyſtimmen. Bey allen lebendig ins Waſſer Gekommenen und dann erſt Verſtorbenen, welche Rec. obducirte, hat er jedes Mal ſowohl Zeichen des apoplektiſchen als ſuffocatoriſchen Todes gefunden, wie dieſs auch nicht anders ſeyn kann, da die Reizbarkeit des Herzens und der Reſpirationsorgane durch den verhinderten Zutritt des Sauerſtoffgaſes zum Blute erliſcht, und mithin ſowohl Zeichen der Apoplexie als Suffocation eintreten müſſen. Die Zeichen der letztern hat der Vf. bey der Section bey weitem nicht genug beachtet. Er hat weder unterſucht, ob in der Luftröhre eine ſchaumige blutige Flüſſigkeit, noch ob in den Luftzellchen der Lunge eine dergleichen Flüſſigkeit enthalten geweſen. Bey allen vom Rec. lebendig ins Waſſer gekommenen Secirten hat er dieſe Erſcheinung, ſo wie *ſchwarzes* flüſſiges Blut in den Gefäſsen gefunden. Wenn der Vf. aus der blauen Farbe des Rückens und der untern Extremitäten mit auf Schlagfluſs ſchlieſst, ſo möchte Rec. ihm darin nicht beyſtimmen, da blaue Todtenflecke in jedem Leichname vorzüglich da entſtehen, wo ſich das Blut nach den Geſetzen der Schwere nach unten ſenkt. — VI. *Obduction eines in der Oder gefundenen jungen Mannes, der nicht ertrunken, ſondern durch einen Schuſs ums Leben gekommen war.* — VII. *Obduction eines ſich durch einen Schuſs aus einem alten Piſtolenlaufe entleibt habenden Jägers.* Merkwürdig wegen des ſehr unvollkommenen Mordinſtruments, welches der wahnſinnige Selbſtmörder angewandt hatte. — VIII. *Obduction eines kurz nach einer Schlägerey verſtorbenen Mannes, der vorher in einen Keller geſtürzt war.* Eine ſehr vollſtändige und mit Umſicht angeſtellte Obduction, obgleich der Vf., wie er auch ſelbſt in der Anmerkung zugiebt, im Gutachten die Zeichen des Stickfluſſes nicht beſonders gewürdigt hat. — IX. *Obduction eines nach einer Balgerey verſtorbenen Mannes, der aufser wichtigen Kopfverletzun-*

gen

Digitized by Google

gen eben ſo wichtige Fehler in mehrern edlen Eingeweiden hatte, und in ſeiner Milz einen Kirſchkern trug, nebſt der Krankheitsgeſchichte deſſelben (?). Wegen der mancherley Reſultate, welche dieſe Obduction lieferte, ſehr intereſſant. Wir ſtimmen mit dem Vf. überein, daſs der Tod nur *per accidens*, durch fehlerhafte Kunſthülfe erfolgt iſt, und können uns des Gedankens nicht erwehren, daſs der Kranke durch eine energiſche antiphlogiſtiſche Behandlung, Oeffnung der Jugularvenen, anhaltend angewandte kalte Fomentationen auf den kahlgeſchorenen Kopf u. ſ. w., auch da noch als der behandelnde Arzt die vorhergegangene Balgerey erſt ſpäterhin erfuhr, ob er gleich nach den angeführten Symptomen früher auf ein Kopfleiden und deſſen vorgegangene Urſachen hätte nachforſchen ſollen, vielleicht gerettet, die Extravaſate reſorbirt, und dem Brande der angeführten Eingeweide eben dadurch wäre vorgebeugt worden. Gern unterſchreiben wir daher die vom Vf. den praktiſchen Aerzten in dergleichen Fällen gemachte Erinnerung. Sehr intereſſant für die Phyſiologen und pathologiſche Anatomie iſt der in der Subſtanz der Milz gefundene Kirſchkern. — X. *Obduction eines zwar an einem Strick hängend gefundenen und durch Erſtickung geſtorbenen, aber dennoch nicht durch den Strick ums Leben gekommenen Mannes.* — XI. *Obduction einer erhängten Frau, bey der einiger Verdacht wegen Vergiftung Statt fand.* Es freute Rec. bey Durchleſung dieſes Obductionsberichtes, daſs der Vf. die Entzündung des Magens und der Gedärme nicht überſehen hat, und durch dieſen Umſtand auf die Möglichkeit einer Vergiftung geleitet wurde. Die chemiſche Unterſuchung der im Magen gefundenen Stoffe, wobey jedoch Rec. das *Cupr. ammon.* auf die angeführte Art nicht würde angewandt haben, zeigte aber, wie Rec. vorher vermuthete, die Abweſenheit jedes Giftes, und findet in dieſer Beobachtung eine Beſtätigung von *Beddoes* und ſeinen eigenen Erfahrungen, daſs ſich in der Regel bey Sectionen Entzündung des Magens und der Gedärme findet, wenn die Gefäſse des Gehirns mit Blut überfüllt ſind. Rec. hat bereits über dieſen Gegenſtand etwas niedergeſchrieben, was an einem andern Orte erſcheinen wird. Unter den Zeichen, ob ſich die Verſtorbne ſelbſt erhängt hatte, vermiſst Rec. den Schluſs aus der Leere der Urinblaſe, welche der Vf. im Sectionsprotocolle anführt. Um aber zu behaupten, daſs der eingetretene Schlag- und Stickfluſs, welchen letztern der Vf. nach Rec. Meinung, mit Unrecht, als vorhanden bezweifelt, da er unter andern den Inhalt der Luftzellchen in den Lungen nicht unterſucht hat, nur wegen Mangel an Kunſthülfe *per accidens* letal geweſen, hätte angeführt werden müſſen, wie lange nach dem Erhängen die Verſtorbne losgeſchnitten worden. Sehr gut iſt die Urſach der, trotz des eingetretenen Schlag- und Stickfluſſes, nur zum Theil vorhandenen Anfüllung des vordern Herzens und der Hohladern mit Blut entwickelt. — XII. *Obduction eines unter der Behandlung durch einen Pfuſcher verſtorbenen Mannes.* — XIII. *Obduction eines durch Arſenik vergifteten Kindes, und Gutachten über den Geſundheitszuſtand eines zugleich vergifteten größern Mädchens.* Bemerkenswerth iſt für den therapeutiſchen Arzt die hier abermals beſtätigte nachtheilige Wirkung der mineraliſchen Brechmittel bey Vergiftungen durch Arſenik, und für den gerichtlichen Arzt die völlige Abweſenheit von Fäulniſs in dem Cadaver. — XIV. *Obduction eines durch Arſenik vergifteten Mannes.* Die chemiſche Prüfung des im Magen gefundenen läſst Manches zu wünſchen übrig. — XV. *Obduction eines ertrunkenen, nicht aber, wie gewöhnlich, ex-, ſondern inſpirando geſtorbenen Mannes.* Dieſer Obductionsbericht iſt als Beytrag über die Todesart der Ertrunkenen gegen *Metzger's* und anderer gerichtlichen Aerzte Behauptung, daſs der Tod beſtändig *exſpirando* erfolge, merkwürdig, da derſelbe hier, wie ſehr natürlich, *inſpirando* erfolgt war. Schon *Hebenſtreit* behauptete dieſen phyſiologiſch richtigen Vorgang beym erfolgenden Erſtickungstode im Waſſer in ſeiner *Anthrop. for.* S. 488, und nur *Metzger's* Anſehen konnte ſeiner unrichtigen Behauptung Gewicht verſchaffen. Rec. macht hier noch auf ein Zeichen aufmerkſam, wodurch beſtimmt werden ſoll, ob ein Menſch todt oder lebendig ins Waſſer gekommen ſey. Nach Dr. *Schräge* nämlich (Europ. Beobacht. 1808. S. 21.) iſt ein Menſch todt ins Waſſer gekommen, wenn der Kehldeckel offen iſt. — XVI. *Obduction einer an Verblutung aus ungefähr 80 Wunden verſtorbenen Frau, und ihrer an Verblutung aus ungefähr 70 Wunden verſtorbenen Tochter, nebſt einem Gutachten über den Gemüthszuſtand des Mörders, ihres reſp. Gatten und Vaters.* Eine ſehr genaue Obduction der auf eine ſchauderhafte Art ermordeten Gattin und Tochter des wahnſinnigen Mörders, nebſt einem trefflichen Gutachten über den Gemüthszuſtand des letztern. — XVII. *Gutachtlicher Bericht über den Gemüthszuſtand, in dem ein Mann ſeine Ehefrau, mit einem dolchähnlichen Inſtrumente, verletzt hatte.* — XVIII. *Gutachten, eine vorgebliche ungeheure Fruchtbarkeit betreffend.* Der Vf. beſtätigt durch ſein Gutachten, daſs eine, wegen vorgeblichen Gebärens von 45 Kindern auf Ein Mal, in Unterſuchung gerathene Weibsperſon eine Betrügerin geweſen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

BIBLISCHE LITERATUR.

WIEN, b. Camesina: *Enchiridion hermeneuticae generalis tabularum veteris et novi foederis*, Auctore *Joanne Jahn*, Philos. et Theol. Dr. etc. 1812. 188 S. gr. 8.

Die Handschrift der vorliegenden allgemeinen Hermeneutik lag schon vor 8 Jahren so vollkommen zum Drucke fertig, dafs ihr verdienter Vf. in der bestimmten Voraussetzung, sie im Kurzen gedruckt zu wissen, ihrer in seiner biblischen Archäologie (§. 310 S. 492) als einer fertigen Schrift gedenkt und auf dieselbe verweiset. Bald aber stellten sich der Herausgabe mehrere Schwierigkeiten entgegen, und als der Vf. im J. 1806 sein academisches Lehramt verliefs, glaubte er um so eher ein Werk zurücklegen zu müssen, welches blofs diesem Zwecke bestimmt war. Bewogen durch Aufmunterungen seiner Freunde zog er es erst in den letzten Jahren wieder hervor, überarbeitete es, und gab ihm mit dieser Bestimmung für ein gröfseres Publicum den Namen eines Handbuches. Sein Zweck war, die gemeinschaftlichen Regeln, welche sowohl bey Erklärung des Alten als des Neuen Testaments gelten, klar aus einander zu setzen und ihre Grenzen genauer zu bestimmen; alles, was zur Specialhermeneutik des einen oder andern Theiles der Schrift gehört, bleibt mithin ganz ausgeschlossen. Diese genaue Grenzbestimmung ist um so wichtiger, da von vielen Hermeneuten die Grenzen ihrer Wissenschaft sehr überschritten worden sind, und eine Menge von Gegenständen in den Lehrbüchern der Hermeneutik (besonders bey *Meyer*) und der Einleitung in das A. T. doppelt vorkommen. Zur Uebung der vorgetragenen Grundsätzen verspricht der Vf. von Neuem die Herausgabe der *Exercitationes hermeneuticae* über dogmatische Beweisstellen und die messianischen Weissagungen, deren er schon 1805 in der Vorrede zum dritten Theile der Archäologie gedacht hatte. In dem Werke selbst wird zwar der Gelehrte vom Fach nicht grade viel finden, wodurch er seine Kenntnifs erweitern könne, allein man ist gewohnt, in dem Vf. überall einen selbstdenkenden und selbstständigen Schriftsteller zu finden, der aus eigner Beobachtung seine Regeln bildet und seine Beyspiele wählt, und so ist es auch hier. Unter den letztern sind manche eigenthümliche Auffassungen schwieriger Stellen, welche alle Aufmerksamkeit verdienen, und von denen wir unten einige ausheben werden. Uebrigens scheint verhältnifsmäfsig mehr auf das A., als auf das N. T. Rücksicht genommen zu seyn. Das *erste* Kapitel überschrieben: *de sensu* (§. 6—18) handelt vom Sprachgebrauche, von Erforschung desselben, von der Zulässigkeit eines symbolischen Sinnes u. s. w. Der Sinn, heifst es §. 13, beruht auf Kenntnifs des Sprachgebrauchs, und dieser auf einer Reihe verschiedenartiger Zeugnisse über jene ausgestorbenen Sprachen, worüber die Specialhermeneutik das Nähere lehrt. Oft aber kann der Schriftsteller selbst ein Zeugnifs für sein richtiges Verständnifs ablegen, nämlich durch den Zusammenhang und Parallelstellen, von welchen daher in den nächsten Kapiteln die Rede ist. Wir zeichnen zunächst eine Stelle aus §. 12 aus, welche für die hellen, liberalen Ansichten des Vfs. zeugt, und manche protestantische Bibelerklärer beschämt. Nachdem er bemerkt hat, dafs man einen durch den Sprachgebrauch begründeten Sinn festzuhalten habe, wenn er auch den Forderungen unseres Zeitalters, oder gar gewissen philosophischen Ideen, die man gern in der Bibel finden möchte, nicht entsprechen sollte, setzt er hinzu: *Quodsi sententiam sacrorum auctorum improbandam esse censent, saltem id ipsum, ut viros candidos, probos et integros decet, sine ambagibus profiteantur; nec verum authorum sensum malis artibus pervertant, ut nostra aetate non raro fit in interpretatione miraculorum, vaticiniorum et doctrinarum, quae rationis humanae limites excedunt etc.* Ueber den symbolischen und typisch-prophetischen Sinn erklärt sich Hr. *J.* dahin, dafs man vielleicht seit *J. D. Michaelis* typischer Theologie, und *Rau's* Widerlegung in Verwerfung desselben zu weit gegangen sey. Er bemerkt, dafs gewissen Gebräuchen im A. T. selbst eine symbolische Bedeutung gegeben werde, z. B. 2 Mos. 28, 38, wo dem Stirnblech des Hohenpriesters eine sühnende Kraft zugeschrieben wird, dafs mehrere Handlungen der Propheten nicht als solche, sondern ihrer symbolischen Bedeutung wegen dastehn, dafs mit gewissen Begebenheiten des N. T., z. B. dem Verfluchen des Feigenbaums, vielleicht derselbe Fall sey, und dafs es dadurch glaublich oder möglich werde, dafs durch gewisse Gesetze und Gebräuche des Mosaismus gewisse künftige Dinge angedeutet würden (*innui*), wenigstens insofern die Hebräer dadurch auf Jesu Institute vorbereitet werden sollen. Hier scheint eine gewisse Verwirrung der Begriffe, insofern die symbolische Bedeutung, welche ein alter Gebrauch (z. B. der des Sündenbockes) hatte, oder welche ihm untergelegt wurde, mit einer typisch prophetischen Bedeutung verwechselt wird, welche letztere auch mit der vom Verf. vorgeschlagenen Modification nicht zulässig ist. Das

Digitized by Google

Das *zweyte* Kapitel (§. 19 — 26) handelt vom Contexte, der Beweiskraft deſſelben, dem Zweck des Schriftſtellers u. ſ. w. Zuviel Auctorität wird hier dem poetiſchen Parallelismus eingeräumt, wie ſogleich aus dem erſten der angeführten Beyſpiele erhellt, wenn nämlich aus Pſ. 18, 11:

> er fährt einher auf dem Cherub und fliegt,
> er fliegt auf Fittigen des Windes

vgl. Pſ. 104, 3. 2 B. Moſ. 40, 35. Pſ. 91, 2. 97, 2. Jeſ. 19, 1 gefolgert wird. „*Cherub eſſe nubem, quae vento fertur*". So ſcheint es S. 76 Mifsbrauch des Zuſammenhanges, wenn פְּרָת Jer. 13, 4 — 7 (mit *Bochart*, *Reland*, *Dathe*) nicht vom Euphrat, ſondern von Ephrata verſtanden wird, weil am Euphrat kein Felſen ſey, in deſſen Ritze der Prophet ſeinen Gürtel habe verbergen können (?), und weil פְּרָת nie ohne נְהַר für Euphrat vorkomme." Aber *Bochart* ſelbſt, der die Erklärung, wiewohl zweifelnd vorträgt (*Opp.* T. II. S. 956, wofür hier verdruckt ſteht 9 — 58), nennt 3 ſolcher Stellen (Jer. 51, 61. 63. 2 Chron. 33, 26), und es möchte hier eine andere hermeneutiſche Regel entgegenſtehn, nämlich, nicht ohne Noth von der *erweislichen* Bedeutung einer Form abzugehn und eine *vermuthliche* anzunehmen. Den Grund, welcher die meiſten Ausleger zu dieſer Erklärung bewog, dafs die Reiſe nach dem Euphrat für den Propheten zu weit geweſen, läſst der Vf. ohnehin, wie es ſcheint, nicht gelten. Kap. 3. Von Parallelſtellen, deren Auffindung, der bey ihrer Benutzung nöthigen Vorſicht, den Citationen des A. T. im Neuen, und der *analogia doctrinae*. Nur einige Bemerkungen. Vieles, was §. 27 unter den Parallelſtellen aufgeführt wird, wäre wohl richtiger Haupt- oder Beweisſtelle für eine Bedeutung, *locus claſſicus*, zu nennen. Nach S. 37 ſoll 1 Moſ. 19 26: und ſie ward eine Salzſäule, durch die Parallelſtelle 1 Sam. 25, 37. 38 erläutert werden, wo von Nabal geſagt wird, „und er ward wie Stein", mit dem Zuſatze, dafs er am 10ten Tage darauf geſtorben. Aber am letzteren Orte iſt es bloſs figürlicher Ausdruck des ſtarren Entſetzens, wofür jenes auf keine Weiſe gehalten werden kann. Bedenklich iſt es ferner, wenn S. 88 Stellen der Bücher Samuels aus Verbalparallelen der Chronik erklärt werden, z. B. לְהַנְחִיל 2 Sam. 8, 18 durch רִאשׁוֹנִים לְיַד הַמֶּלֶךְ. Rec. glaubt nämlich durch Induction einer Menge von Beyſpielen zeigen zu können, dafs die Chronik, als zu einer Zeit verfaſst, wo das Ausſterben der althebräiſchen Sprache dem Verſtändnifs ſchwieriger Wörter ſchon Hinderniſſe entgegenſtellte, bey ihrem Beſtreben, die vorgefundenen Schwierigkeiten wegzuſchaffen und das Leichtere dafür zu ſubſtituiren, nicht immer glücklich geweſen ſey, und ſich nicht ſelten ein *Quid pro quo* erlaubt habe. Man vgl. nur z. B. 1 Sam. 31, 13 und 1 Chron. 10, 12; 2 Sam. 5, 24 und 1 Chron. 14, 15; 2 Sam. 8, 1 und 1 Chron. 18, 1; 2 Sam. 23, 11 und 1 Chron. 11, 13. A. a. O. ſcheint dieſes davon auszugehn, dafs es dem levitiſchgeſinnten Chroniſten nicht möglich oder zuläſſig ſchien, dafs Königsſöhne, mithin Nichtleviten, irgend eine prieſterliche Würde begleitet haben ſollen. Am mindeſten befriedigt, was §. 32 von der *analogia fidei* geſagt wird, wornach nämlich die Schriften des A. T. als ein von Einem Princip ausgehendes Ganzes gedacht, und hiernach die ſcheinbaren (?) Widerſprüche aufgelöſt werden ſollen. Wenn z. B. in den Pſalmen Flüche gegen die Feinde vorkommen, ſo habe man ſie mit Rückſicht auf die ſo oft eingeprägte Nächſtenliebe zu erklären (*ad ſummam doctrinae de dilectione proximi revocanda*). Wie hat man dieſes wohl anzufangen? Soll es mit dieſen Flüchen nicht ernſtlich oder überhaupt ſo ſchlimm nicht gemeint ſeyn? und will der Vf. überhaupt nicht Zeiten und Perſonen in der Bibel unterſchieden wiſſen? Kap. 4. Von Entſtehung, richtiger Anerkennung und Erklärung der Tropen, von dem Bilde, der Allegorie und Parabel. Mehrere Tropen werden, mit mehrerm und minderm Glücke, aus gewiſſen in den morgenländiſchen Dialekten gewöhnlichen Uebertragungen der Bedeutung erklärt, z. B. S. 104 und 1 Cor. 11, 24 κλωμενον, auf σωμα zu beziehn, vgl. die arabiſchen Verba *frangendi*, welche auf Verwundung übergetragen werden; 2 Cor. 2, 15: χριστου εὐωδια ἐσμεν *i. e. Chriſti exiſtimationem propagamus*, vgl. عِرْض, *odor bonus vel malus, exiſtimatio, fama*; פַּחַד יִצְחָק 1 Moſ. 31, 42. 53. vgl. ﺩﻫﻞ, *timor, numen* (ſehr zweckmäſsig!); endlich Sprichw. 25, 21, 22. Röm. 12, 20 von Sammeln der feurigen Kohlen auf dem Haupte des Feindes, nach dem Vf. zu erklären aus der Uebertragung von صلى *aſſavit, immiſit in ignem*, Conj. II. *flexibilem reddidit, precatus fuit Deum* (?). Zu der bekannten Bemerkung, dafs die Alten, und noch heut zu Tage die Morgenländer, in Vergleichung mit Thieren durchaus nicht das Unedle und Anſtöſsige finden, was ſie für uns haben, giebt der Vf. S. 105 einen artigen Beleg aus *Brown's* Reiſe (Th. 1 S. 309), wo der Herold zu Fue in Africa vor dem Throne des Königs ausruft: ſehet da den Büffel, des Büffels Sohn, den Stier der Stiere, den Elephanten gewaltiger Kraft, den mächtigen Sultan u. ſ. w. Auch in altſlaviſchen Gedichten fand dieſes Rec. So redet in einem Heldengedichte des 12ten Jahrhunderts Held Igor ſeinen Bruder an: du Auerochs Wſewolod, einziger Bruder, einziges helles Licht dem Igor! u. ſ. w. (Heldengeſang vom Zuge der Polowzer. Ins Deutſche überſetzt von *Joſ. Müller*. Prag 1811). — Kap. 5. Von Emphaſen, deren Eintheilung, wahren und falſchen. Die Conſtruction mit dem Infinitiv beym Verbo finito (אָמוֹר אֹמַר) möchte Rec. nicht immer mit dem Vf. S. 183 zu den erdichteten Emphaſen rechnen, da ſie, wenn nicht immer, doch häufig und auf mancherley Weiſe bedeutſam iſt. Am meiſten befangen in dogmatiſchen Vorurtheilen iſt Kap. 6. Von der Vereinigung der Scheinwiderſprüche (ἐναντιοφανα). Da es nicht möglich ſey, heifst es §. 46, dafs eine inſpirirte Perſon von demſelben Subjecte, in derſelben Hinſicht und zu derſelben

Digitized by Google

ben Zeit etwas Widerſprechendes prädiciren könne, ſo habe man eine Vereinigung ſolcher zum Schein widerſprechenden Stellen zu ſuchen, indem man zuſehe, ob nicht die eine Stelle corrupt ſey, oder falſch verſtanden, ob auch in beyden Stellen eine inſpirirte Perſon rede, oder ob vielleicht die eine nur Umſtände auslaſſe, welche die andere hinzufüge u. ſ. w. *Vater* und *de Wette*, heifst es S. 158, hätten gegen dieſe Regeln, welche man doch bey Erklärung der Profanſcribenten gewiſſenhaft befolge, gar häufig geſündigt. Wie unzureichend ſolcherley Mittelchen ſeyn, wird dem aufmerkſamen Leſer bey Vergleichung weniger Kapitel der Chronik mit den Büchern Samuels und der Könige einleuchten. Macht nicht der Vf. hier den Hermeneuten geradehin zum Diener oder Handlanger des Dogmatikers, wogegen er ſich anderswo ſorgfältig verwahrt? Schreibt er ihm nicht aus dogmatiſchen Vorurtheilen vor, *was* er finden, und was er ſich zu finden *nicht erlauben* ſoll? — Kap. 7. Von Anhörung und Leſung der Schriftausleger, und eigenen hermeneutiſchen Uebungen. Zuerſt eine kurze Geſchichte und Literatur der Schriftauslegung mit ſehr kurzen, aber meiſtens treffenden und beſcheidenen Urtheilen begleitet. Von *Roſenmüller* (*hiſt. interpret.* T. III. S. 329 ff.) wird bemerkt, daſs er über Hieronymus und einiger anderer Väter Verdienſte zu ſtreng geurtheilt habe. Flüchtigkeit, Inconſtanz und daher häufige Widerſprüche macht aber der Vf. ſelbſt dem Hieronymus zum Vorwurf. Von *Paulus* Commentar über das N. T. wird S. 176 geurtheilt: *in quo permultae ſunt interpretationes a longe petitae, quaeſitae, artificioſae, argutae, et hypotheſibus ſuperſtructae, ideoque diligenti examini ſubiiciendae. Iure merito quoque carpitur, quod quamplurima Graeca aliunde vel tironibus nota, ſupervacanea diligentia explicentur.* Hierauf folgen einige Rathſchläge für die Methode des exegetiſchen Studiums. Der angehende Exeget ſoll ein Hauptwerk z. B. *Roſenmüllers* Scholien, zum Grunde legen, und ſorgfältigſt ſtudieren, um die hermeneutiſchen Regeln anwenden zu lernen, dann allmählig zu andern, beſonders den ältern, fortſchreiten, einige ganz leſen, andere und in einzelnen Stellen vergleichen: dann ſollen eigene Verſuche in Abfaſſung von Scholien und Commentarien, Ueberſetzungen in die Mutterſprache, auch zuweilen Paraphraſen und Dispoſitionen der geleſenen Bücher folgen.

Leipzig, mit Vogel. Schriften: *De Verſione Pentateuchi perſica* Commentatio. Scripſit *E. F. C. Roſenmüller*, Ling. Orient. P. P. O. 1813. 54 S. gr. 4.

So ausführliche und gelehrte Unterſuchungen die Einleitungen in das A. T. über die übrigen alten Verſionen deſſelben enthalten, ſo kurz erwähnen dieſelben der perſiſchen Ueberſetzung, weil ihre Verfaſſer der perſiſchen Sprache unkundig, keine eigene Unterſuchungen darüber anſtellen konnten, und was der Engländer *Greaves* auf *Walton's* Erſuchen darüber zuſammengeſtellt hatte, iſt (T. VI, p. 48 der Londner Polyglotte) nur den Rubriken nach mitgetheilt worden. Es war daher ein äuſserſt verdienſtliches und dankenswerthes Geſchäft, welchem ſich Hr. Profeſſor *Roſenmüller* unterzog, indem er mit kritiſcher Kenntniſs der perſiſchen Sprache ausgerüſtet, hier die Reſultate ſeiner Beobachtungen über den exegetiſchen und kritiſchen Charakter dieſer Ueberſetzung mittheilt, mit den nöthigen Beyſpielen belegt, und ſo eine weſentliche Lücke unſerer Einleitungsſchriften ausfüllt. Die äuſsere Veranlaſſung dazu bot dem Vf. ſeine Beförderung zur ordentlichen Profeſſur der orientaliſchen Sprachen alter Stiftung, welche er am 4. Sept. d. J. durch eine Rede *de mythis Orientalium recte iudicandis* antrat und zu deren Anhörung er durch vorliegendes Programm einlud. Wir theilen jetzt den Inhalt der für jeden Bibelforſcher eben ſo unterrichtenden, als intereſſanten Schrift mit. Der Urheber der perſiſchen Ueberſetzung, *Jacob Ben Joſeph*, ein Jude aus *Tus* in Perſien, über deſſen Zeitalter und Leben nichts bekannt iſt, kann wenigſtens nicht vor dem Anfange des 9ten Jahrh. nach Chr. gelebt haben, da er 1 Moſ. 10, 10 für בָּבֶל Bagdad ſetzt, welche Stadt erſt im J. 772 gegründet iſt. Er hält ſich bey dieſer Arbeit ſo ängſtlich genau an den hebräiſchen Text, und läſst, gleich einem Aquila, keine Conſtruction, keine Partikel unausgedrückt, daſs ſeine perſiſche Schreibart dadurch meiſtens barbariſch geworden iſt, ſo z. B. wenn er für den Artikel ה durchgängig das Pronomen آن, für אֵת jedesmal را ſetzt, die Conſtruction אָבַל אָבֵל beybehält u. ſ. w. Einzelne ſchwierige hebräiſche Wörter, wie שָׁמִיר, die *Thiernamen Deut.* 14 u. ſ. w. hat er buchſtäblich aufgenommen. Gewiſſe, zum Theil bedeutende Lücken in ſeinem Texte, die ſchon *Hyde* ausgefüllt hat, rühren aber nicht von ihm, ſondern wahrſcheinlich von dem erſten Herausg. zu Conſtantinopel oder von ſchlechten Handſchriften her. Im dritten Abſchnitte, welcher den gröſsten Theil der Abhandlung ausmacht (S. 10 — 45), giebt uns der Vf. eine Auswahl merkwürdiger Erklärungen dieſes Ueberſetzers, aus denen man eine deutliche Einſicht in ſeinen Charakter gewinnt, und unter denen ſich mehrere neue oder wenig bekannte finden. In den meiſten Fällen ſchlieſst er ſich an *Onkelos* an, ſeltener ſtimmt er (vielleicht nur zufällig) mit *Saadias* überein, ſehr häufig aber erklärt er vollkommen unabhängig für ſich. Um nicht zu ausführlich zu werden, blieb der Vf. bey der *Geneſis* ſtehn. Der ganze Abſchnitt enthält aber viele treffliche und gelehrte Erläuterungen des Perſers, hier und da Verbeſſerungen ſeines Textes oder der Hydiſchen Ueberſetzung, auch belehrende Winke oder Entwickelungen über den Sinn dieſer und jener Verſion, beſonders des *Onkelos*, und des hebräiſchen Textes ſelbſt. Wir können begreiflich nur Einiges auszeichnen. Kap. 6, 3 überſetzt der Perſer mit *Saad. LXX. Hieron. non permanebit ſpiritus meus in homine in aeternum.* Den Sinn dieſer Ausleger zeigt der Vf. (ſehr glücklich) aus Pſ. 104, 30, nämlich: ich will den Lebenshauch von ihnen nehmen, ſie ſollen nicht lange mehr leben auf Erden, ſo daſs רוּחִי hier einerley iſt mit רוּחַ חַיִּים 7, 22. Daſs dieſe Ausleger יָדוֹן durch: *manebit* geben, erklärt der Vf. mit *Fuller* durch eine Ver-

Digitized by Google

Verwechselung mit לָנַח *accessit, adhaesit;* Rec. lieber mit *Capellus* (*Crit. sacra* S. 580 *ed. Vogel - Scharfenberg*), indem sie ידין für ידום nahmen, von נדם, bleiben, dauern. Als Sinn des hebräischen Textes selbst zieht Hr. R. jetzt vor: *non redarguet* (יָדִין = יָדִין) *spiritus meus homines in aeternum*, d. i. nicht ewig will ich die Menschen tadeln, ihre Vergehungen rügen (da es doch unnütz ist;) noch 120 Jahr will ich sie dulden, und dann, wofern nicht Besserung erfolgt, die verdiente Strafe an ihnen üben. 41, 40: עַל פִּיךָ יִשַּׁק כָּל עַמִּי *ad mandatum tuum alimenta comedet* (تغتذ خورن) i. e. *fustentetur omnis populus tuus.* Dass so, und nicht mit *Hyde sumtus edet* zu übersetzen sey, zeigt der Vf. ausführlich. So stimmt der Perser mit *Onk.* und *Jonath.* überein. Der Vf. selbst zieht (mit Rec.) die Erklärung vom Huldigungskusse vor. 41, 43 giebt der Perser אַבְרֵךְ mit *Onk.* durch: Vater des Königs. Beyde nahmen dieses, wie der Vf. mit Recht bemerkt, als Bezeichnung der Vezirwürde, wie das türkische *Atabeg*. Am vollständigsten sehe über diesen Titel *Jablonskii Opusc. ed. te Water* T. I. S. 206. Für das Wort selbst zieht Hr. R. *Jablonski's* Erklärung durch *ube - rek inclinate contra* (*sc. Josephum corpus vestrum*) vor. Leichter schien dem Rec. die von *Jgn. Rossius* durch *ape — rek inclinate caput.* Das vielbesprochene שִׁילֹה versteht der Perser ebenfalls vom Messias. Eine neue Erläuterung, welche sich zunächst an die *Vaterſche* anschliesst, giebt der Vf. Er erklärt es, Ruhe, Friede, von שָׁלָה, nach der Form קִיטֹר, צִינוֹק, und dann *abstr. pro concr.* Geber des Friedens und Glückes, *sospitator*, als Bezeichnung des Messias, wie auch שַׂר שָׁלוֹם Friedensfürst Jes. 9, 5 von demselben gebraucht wird. Eine Spur dieser Erklärung finde sich noch bey den Samaritanern, welche שִׁילֹה durch *Salomo*, d. i. den Friedlichen (1 Chron. 22, 9) erklären. Zu 49, 22 vindicirt der Vf. die Erklärung des Persers durch: ein fruchtbarer Sohn ist Joseph, ein fruchtbarer Sohn an der Quelle, die Töchter, d. i. Zweige schreiten über die Mauer. בֵּן פֹּרָת sey nicht *filius frugiferae* (dieses wäre בֶּן־פֹּרָה), sondern *f. frugifer*, das Wort בֵּן sey hier als *Fem.* construirt, als synonym von פֹּארָה, מֹארָה *ramus*, mithin dem Sinne, nicht der Grammatik nach; der Vers beziehe sich mithin auf die Fruchtbarkeit oder Volksmenge Josephs (Jos. 17, 14), nicht auf die seiner Mutter, welcher diese Eigenschaft gar nicht beygelegt werden konnte. Mehrere Deutungen des Persers haben noch die Eigenthümlichkeit, dass sie gewisse Gegenstände und Gewohnheiten des Alterthums durch neuere, bey den Persern gewöhnliche, erläutern. So giebt er עֵדֶן beständig durch بهشت *behescht*, eigentlich der Sitz des Ormuzd und der himmlischen seligen Geister; für מִגְדָּנִים 30. 14 setzt er دستنبويها (von دست Hand, und انبوى wohlriechend), d. i. kleine wohlriechende Kügelein (*pastilli*), welche die vornehmen Perserinnen in goldenen und silbernen Büchschen auf der Brust zu tragen pflegen, und welchen sie unter andern einen Reiz zur Liebe zuschreiben (*Hyde* hatte es ungenau durch *melones odorati* gegeben); am sonderbarsten ist die Uebersetzung der תַּרְפִּים 30, 19. 34. 35 durch اسطرلابها *astrolabia*, wodurch er auch קְסָמִים *divinationes* 4 Mos. 22, 7 ausdrückt. Er hielt sich hier, wie Hr. R. zeigt, an die von *Aben Esra* erwähnten Ausleger, welche darunter eherne Instrumente zur Abtheilung der Stunden, oder Bilder verstanden, welche unter gewissen Constellationen bereitet, unter besonderem Einfluss des Himmels und der Planeten stünden. Im 4 B ist aber اسطرلاب für Astrologie gebraucht, wie es auch sonst vorkommt. — Der 5te und letzte Abschnitt, welcher von dem kritischen Gebrauche dieser Uebersetzung handelt, zeigt, dass der Text, welchen der Uebersetzer vor sich hatte, man kann sagen, vollkommen der unsere war. Einige unbedeutende Abweichungen z. B. Hinzusetzung und Auslassung der *Copula* u. dgl. finden sich fast jedesmal an derselben Stelle auch in dem uns zugänglichen Variantenapparate. — Wir schliessen unsere Anzeige mit dem Wunsche, dass noch manche andere Lücke der altteſtamentlichen Isagogik durch so gehaltvolle und eindringende Monographieen ausgefüllt werden möge.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Die getrennten Geliebten. Die Rache gekränkter Liebe. Die Morgengesellschaft am Theetisch.* Drey Erzählungen. 1813. 174 S. 8. (16 Gr.)

Wahrscheinlich sind, obgleich die Quelle nirgends angegeben worden, diese drey Erzählungen sämmtlich aus dem Französischen übersetzt. Dies verräth hie und da der Stil, so wie die ganze Art der Behandlung, die allerdings etwas breit zu nennen ist. Wie dieses Kleeblatt hier zusammenkommt, ist nicht zu ersehen, es scheint vielleicht vorher sich einzeln in Taschenbüchern befunden zu haben. Am besten hat uns die letzte Erzählung gefallen, die recht gefällig naiv ist, und die Geschichte der Jugendliebe eines interessanten unschuldigen Pärchens enthält; nur ist das Vehikel des Theetisches, bey dem diese kleine Biographie erzählt wird, verbraucht und unpassend. Die erste Erzählung führt auch noch den Titel: *Der gute Kalif und seine Schwestern, eine Geschichte des Orients*, und ist wohl etwas zur Unzeit geschwätzig, doch nicht ohne Interesse. Am wenigsten gefällt uns die zweyte, eine sicilianische Scene: der Charakter der Signora Kuena ist überspannt, und unweiblich, selbst im glühendern Italien. Besonders ihre Unterredung mit dem Admiral Ruyter sehr unpassend herbeygeführt. Woher der Vf. den Namen Kuena hat, der ganz gegen die italienische Sprachregel durch sein K verstösst, wissen wir nicht. Uebrigens ist die Sprache fliessend und rein, und das Ganze wird nicht unangenehm unterhalten.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

GENUA, b. G. Bonaudo: *Esperienze e riflessioni sopra la carie de' denti umani* coll' aggiunta di un nuovo saggio su la riproduzione dei denti negli animali rolicanti di *F. Lavagna*, Dottore in medicina. 1812. XX u. 198. S. 8.

Ungeachtet vorzüglich der zweyte Theil dieses Werkes, der Versuch über die Reproduction der Nagethierzähne, neu und interessant ist, so verdient doch auch der erste eine ehrenvolle Anzeige.

Der Vf. bemüht sich, in demselben zu zeigen, dafs die gewöhnlich als entfernte Ursachen der Caries angesehenen Bedingungen, sowohl die äufsern, als die innern, keine strenge Kritik aushalten. Dafs das Abnutzen der Zähne, die Zerstörung des Schmelzes und selbst der Knochensubstanz durch Reibung, mit Unrecht dafür angesehen werde, beweist der Umstand, das die Backzähne häufiger cariös werden, als die Schneidezähne, ungeachtet hier der Schmelz am frühesten zerstört wird; dafs die obern Backzähne wieder häufiger cariös werden, als die untern; dafs nicht alle Personen Caries der Zähne bekommen, dafs diese selbst nach bis zur Zahnhöhle fortgehenden Zahnbrüchen sich nicht immer einfindet, dafs sie nicht an der Kronfläche, sondern an dem der Wurzel zunächst befindlichen Theile der Krone anfängt, und dafs die Zahnhöhle in dem Maafse durch neu erzeugte Knochensubstanz sich ausfüllt, als die alte zerstört wird.

Dafs saure und süfse Substanzen, Weinstein, Tabak, schneller Temperaturwechsel, Kälte, nicht als entfernte Ursachen der Caries anzusehen sind, folgert er aus dem ganz unschädlichen Gebrauche oder Vorhandenseyn mehrerer dieser Bedingungen bey einzelnen Personen und selbst ganzen Völkern, aus der langsamen Veränderung des Schmelzes selbst durch Mineralsäuren, aus dem Umstande, dafs die Nagethierzähne, die von Natur weicher, als durch Säuren erweichte Menschenzähne seyen, nicht cariös gefunden werden, und Erweichung der Zähne nicht mit Caries derselben verbunden ist. Die letztern Argumente sind indessen keine sehr starken, da die Vitalität der Zähne durch saure Substanzen so schnell umgestimmt wird, die gröfsere Weichheit der Nagethierzähne kein Beweis für die Identität ihres Zustandes mit dem Zustande menschlicher Zähne ist, auf welche im Leben saure Substanzen einwirken.

Die verschiedenen Schärfen, welche man als innere entfernte Ursachen der Caries ansieht, können nicht dafür gelten, weil Caries diese miasmatischen Krankheiten nicht nothwendig begleitet, und weil der Beinfrafs des Zahnes sich nicht, wie bey den übrigen Knochen, im weichsten, sondern gerade im härtesten Theile desselben vorzugsweise und zuerst entwickelt.

Als die fast einzige entfernte Ursache der Caries der Zähne sieht der Vf. dagegen die durch die genossenen Speisen an dieselben angebrachte Hitze an. Er sahe bey sich selbst und andern Zahnschmerzen und Caries in dem Maafse entstehen und verschwinden, als die Speisen mehr oder weniger heifs genossen wurden. Den Mangel von Caries an den Zähnen der untern Schichten von Leichen, welche in einem Begräbnisse gefunden wurden, in welchem die obern Schichten cariöse Zähne hatten, erklärt er aus dem häufiger gewordnen Genusse warmer Getränke um die Zeit, in welcher die Letztern gelebt hatten. Die Thiere und die Wilden leiden nicht an cariösen Zähnen, weil sie keine heifsen Substanzen geniefsen. Durch diese Annahme glaubt nun der Vf. mehrere Phänomene befriedigend erklären zu können, welche bisher zwar bekannt, aber nicht erklärt waren. Die Backzähne werden am häufigsten cariös, weil sich hier wegen des längern Kauens der meiste Wärmestoff entwickelt; die obern häufiger als die untern, weil er sich mehr nach oben als nach unten begiebt; der gleichnamige Zahn der einen Seite erkrankt, wenn der der andern cariös geworden ist, weil man nun, des Schmerzes wegen, mit jener Seite kauet; die Caries entsteht im Körper des Zahnes vorzugsweise, weil jener der Einwirkung der Wärme am meisten ausgesetzt ist, der ihn umgebende unbelebte Schmelz nicht die Fähigkeit hat, die übermäfsige Wärme der Nahrungsmittel zu zerstören, und überdiefs als der festeste Theil die Wärme vorzugsweise aufnimmt. Auch aus diesem Grunde werden wieder die Backzähne am häufigsten cariös, und unter ihnen die obern häufiger, als die untern, weil jene unter allen die festesten sind; die Milchzähne seltner, als die bleibenden, weil sie eine geringere Härte besitzen.

Als prädisponirende Ursache der Caries sieht der Vf. vorzüglich einen hohen Grad von Receptivität an. Der Widerspruch, welcher zwischen dieser Annahme und der Thatsache Statt zu finden scheint, dafs die Receptivität eines Organs desto gröfser ist, eine je lockrere Textur es besitzt, da doch die Caries nicht in der Jugend, wo die Zähne am lockersten sind, am häufigsten vorkommt, glaubt er durch die Bemerkung vollkommen zu heben, dafs die Zähne desto schlechtere Wärmeleiter sind, je lockerer ihre

Digitized by Google

ihre Textur ist. Als Ursache des Schmerzes bey der Caries des Zahnes, welche er in wahre und falsche eintheilt, von welchen aber nur die letztere Caries, jene dagegen Entzündung ist, sieht er stärkern Zufluss des Blutes zum Zahne an. Als Vorbeugungsmittel gegen die Entzündung des Zahnes sieht er, seiner Aetiologie zufolge, die Enthaltung von heissen Nahrungsmitteln an; als Heilmittel des Schmerzes bey wahrer oder falscher Caries schlägt er, ausser ableitenden Mitteln, eigner und fremder Erfahrung zufolge, die Compression der Antlitzarterie und das vom Kopfe aus über den ganzen Körper fortgesetzte Begiessen mit kaltem Wasser vor, wodurch, vorzüglich durch das zweyte, fast immer der Anfall augenblicklich verscheucht werde. Diese und andere schwächende Mittel, vorzüglich auch tiefe Scarificationen des Zahnfleisches, allein nur, wenn dasselbe entzündet ist, energisch angewandt, können auch die Bildung der Caries verhüten. Radicale Heilung der wirklich entstandenen Caries hält er fast immer für unmöglich. An der zahnschmerzstillenden Kraft mehrerer Käfer zweifelt er durchaus, und sieht die davon verzeichneten Fälle, vielleicht zu allgemein, ungeachtet auch Rec. sie nicht besonders in Schutz nehmen möchte, für zufällig oder in der Phantasie des Kranken begründet an.

Besonders wichtig ist der Aufsatz über die Reproductionsfähigkeit der Nagethierzähne, welche sich aus Versuchen des Verf. an Kaninchen, Hasen, Meerschweinchen, Mäusen und Schläfern ergab, nachdem schon *Mangili* zufällig dieses Phänomen an den Schneidezähnen des Murmelthiers entdeckt hatte. Bricht man die Schneidezähne oder die Backzähne dieser Thiere in querer Richtung ab, so erzeugen sie sich so schnell wieder, dass bey einem alten Kaninchen in drey Tagen ein dicht am Zahnfleisch abgebrochner Zahn seine vollkommne Länge wieder erreicht hatte. Es wird hiebey nicht etwa der in der Zahnhöhle enthaltene Theil blos hervorgestossen, indem der Versuch an demselben Zahn mehreremahle immer gelingt, und nie der neue Zahn kürzer, als der alte ist. Selbst wenn der alte Zahn ausgerissen ist, erzeugt sich ein neuer wieder. Doch ist diese totale Reproduction an gewisse Bedingungen geknüpft. Sie gelingt nämlich nur, wenn der gallertige, im Innern des Zahnes enthaltene Theil beym Ausreissen des Zahnes zurückgelassen wird. Im entgegengesetzten Falle füllt sich das Zahnfach vom Grunde nach vorn aus mit Knochensubstanz an. Es ist indessen auch im erstern Falle noch nicht ausgemacht, ob der neue Zahn vollkommen so gross, als der alte wird, und nicht vielleicht sogar immer im Zahnfache verborgen bleibt. Ungeachtet dieser grossen Reproductionsfähigkeit heilen doch Brüche der Zähne nicht, sondern das zerbrochne Stück wird abgestossen. Die Reproduction geschieht indessen nicht durch einen eignen, in Folge des Bruches eingetretnen Process, sondern nur durch den beständig vor sich gehenden Vegetationsprocess des Zahnes. Dieser wird nämlich unaufhörlich an seinem vordern Ende abgenutzt, und erzeugt sich dagegen von hinten nach vorn fortwährend wieder; eine Thatsache, welche sowohl das früher schon bekannte Phänomen der sehr schnellen und beträchtlichen Verlängerung der Nagethier-Schneidezähne nach Wegnahme der gegenüber stehenden, als das Fortrücken und das allmählige Verschwinden eingeätzter Stellen von der Basis des Zahnes gegen seine Spitze beweist. Durch das beständige Fortwachsen von der Basis zur Spitze, durch bedeutende Abnahme an Dicke und Härte von der Basis bis zur Spitze kommen die Zähne der Nagethiere auffallend mit den Nägeln überein, so wie sie überhaupt durch diese Eigenschaften, durch ihre Reproductionsfähigkeit, durch die Qualität des Geruches, welchen sie beym Verbrennen ausstossen, durch ihre Structur, sofern sie einen, von dem freyen Ende gegen die Stelle ihrer Befestigung allmählig weiter werdenden Canal enthalten, mit der hornartigen Theilen, den Klauen Nägeln, Federn, Haaren u. s. w. zusammenfallen. Den Einwurf, dass die Nagethierzähne nicht, wie das Horn, über glühenden Kohlen schmelzen, welchen sich der Vf. selbst macht, widerlegt er durch die Bemerkung, dass auch nicht jedem Horn diese Eigenschaft zukomme, und schliesst mit der Behauptung, dass man die Zähne den Knochen nicht beyzählen könne, weil nicht in der Mischung und Structur, sondern in den Lebenserscheinungen die Charaktere, nach welchen Organe zusammengestellt oder von einander abgesondert werden müssen, zu suchen sey. Ungeachtet indessen auch deutsche Physiologen schon vor dem Vf. die Analogie zwischen den Zähnen und den hornartigen Substanzen noch weit allgemeiner dargestellt haben, indem sie dieselbe über die Zähne aller Thiere ausdehnten, so glaubt doch Rec. nicht wegen der angeführten Erscheinungen beide geradezu in eine Klasse stellen und von den Knochen trennen zu dürfen, zumal da diese durch ihre grosse Reproductionsfähigkeit eben so sehr, als die Nagethierzähne, und weit mehr, als die Zähne der übrigen Thiere, den hornartigen Substanzen ähneln.

Ungeachtet ihrer grossen Reproductionsfähigkeit scheinen doch die Nagethierzähne nicht die Fähigkeit zu haben, wenn sie verpflanzt werden, ihre Vitalität zu behalten; wenigstens fand dies bey mehrern Versuchen dieser Art nicht Statt. Der in seine eigne Höle wieder eingesetzte Zahn wurde zwar in wenig Tagen so fest als der andere, allein in kurzer Zeit wandelte sich seine weisse Farbe erst in eine bläuliche, darauf in eine gelbliche um; und da die vor dem Einsetzen abgeschnittene Spitze desselben nicht wieder wuchs, so hatte er offenbar auch seine Reproductionsfähigkeit, mithin wahrscheinlich sein Leben vollkommen verloren. Indessen ist das aus diesen Versuchen gezogene Resultat des Vfs., dass unter dieser Bedingung immer der eingesetzte Zahn nur fest in das Zahnfleisch passe, nicht mit demselben verwachse und zu leben fortfahre, doch wohl etwas zu gewagt.

Den Grund der hohen Reproductionsfähigkeit findet er in der, der Oeffnung und Höhle des Zahnes ent-

Digitized by Google

entſprechenden, anſehnlichen Gröſse der Gefäſse und Nerven der Nagethierzähne.

In comparativ anatomiſcher Hinſicht wichtig iſt die Bemerkung des Vfs., daſs *Cuvier* die Zahl der Zähne der Haſen und Kaninchen unrichtig auf 24 angiebt, da in der That jene 28, dieſe 26 haben. Der Irrthum rührt daher, daſs *C.* bey beyden die kleinen hintern obern Schneidezähne, und beym Haſen einen kleinen hintern ſechſten Backzahn nicht mitzählte.

NATURGESCHICHTE.

BERLIN, in der Realſchulbuchh.: Diſſertatio anatomica de *organo vocis mammalium*, quam pro ſummis in med. et ch. bon. leg. imp. publ. def. auctor *L. Wolff.* 1812. X u. 46 S. 4. m. 4 Kpf.

Der Vf. dieſer wohlgeſchriebenen Diſſertation, ein Schüler *Blumenbach's*, beſchreibt und bildet in derſelben nach der Natur eine anſehnliche Menge Säugthierkehlköpfe ab, die er vorzüglich in den Sammlungen der Univerſität und Veterinärſchule zu Berlin zu unterſuchen Gelegenheit hatte, ohne jedoch auf den Einfluſs Rückſicht zu nehmen, welchen eine beſtimmte Form des Kehlkopfes auf beſtimmte Eigenſchaften der Stimme hat; alſo bloſs anatomiſch, und auch dieſs bloſs im vollkommnen Zuſtande. Da, wo er nicht ſelbſt Gelegenheit hatte, den Gegenſtand zu unterſuchen, führt er die Beſchreibungen und Abbildungen anderer Schriftſteller an. Selbſt beſchrieben und abgebildet hat er den Kehlkopf von *Simia ſabaea*, *Muſtela furo*, *Lutra vulgaris*, *Felis leo*, *Felis lynx*, *Hyaena ſtriata*, *Urſus arctos*, *Meles taxus*, *Didelphis opoſſum*, *Cavia cobaya*, *Lepus cuniculus*, *Caſtor fiber*, *Myrmecophaga didactyla*, *Bradypus tridactylus*, *Camelus bactrianus*, *Cervus elaphus*, *Cervus capreolus*, *Phoca vitulina*. Nach eigner Anſicht bloſs beſchrieben finden ſich die Kehlköpfe von *Vespertilio myotus*, *V. murinus*, *Felis catus*, *Canis domeſticus*, *Canis lupus*, *Erinaceus europaeus*, *Lepus timidus*, *Mus musculus*, *Mus rattus*, *Sus ſcroſa*, *Capra ovis*, *Bos taurus*, *Equus caballus*, *Equus aſinus*, *Mulus*.

Mehrere *Affenarten* ſind nach *Camper's*, *Cuvier's*, *Vicq d'Azyr's*, *Morgagni's*, das *Känguruh*, das *Stachelſchwein*, der *Aguti*, das *Murmelthier*, der *Tatu*, das *Schnabelthier*, das *Nashorn*, das *Nilpferd*, der *Elephant*, mehrere *Antilopen*, das *Rennthier*, *Quagga*, vorzüglich nach *Cuvier*, zum Theil nach *Pallas* und *Camper* angegeben.

Da der Vf. bey den Thieren, welche er auch nicht ſelbſt zu unterſuchen Gelegenheit hatte, dennoch aus andern Schriftſtellern die Beſchreibung entlehnte, ſo wundert ſich Rec., daſs er nicht, der Vollſtändigkeit dieſer Monographie halber, für den Kehlkopf der Cetaceen ein Gleiches that.

Die vorzüglichſten neuen oder die Beſchreibungen ſeiner Vorgänger verbeſſernden Angaben ſind ungefähr folgende: Bey *Veſpertilio myotus* und *murinus* fand der Vf. die Stimmritzenbänder und den Kehldeckel, welche *Cuvier* und *Vicq d'Azyr* dieſem Geſchlecht abſprach. Eben ſo liegen beym *Löwen* die hintern Enden der Luftröhrenringe nicht, wie dieſe Beobachter angeben, ſehr nahe, ſondern ziemlich weit von einander. Eben ſo wenig, als *Cuvier*, fand er bey den Katzen unter den hintern Stimmritzenbändern eigne, von *Vicq d'Azyr* angenommene Membranen, durch welche das *Schnurren* dieſer Thiere hervorgebracht werden ſollte. Beym *Opoſſum* fand er nicht, wie *Cuvier*, an der Grundfläche des Kehldeckels zwey membranöſe Fortſätze, welche eine ähnliche Beſtimmung haben würden. Die vordern Stimmritzenbänder, welche *Cuvier* dem *Haſen* und *Kaninchen* abſpricht, fand der Vf. auch beym erſten, wenn gleich ſchwach, angedeutet, und eben ſo auch die Seitenhöhlen des Kehlkopfes. Beym *Schweine* fand er, wie *Caſſerius* und *Heriſſant*, gegen *Cuvier*, die Seitenhöhlen weit deutlicher entwickelt, als beym Menſchen. *Cuvier* hatte ſchon bemerkt, daſs das *Lama* nicht, wie die übrigen Wiederkäuer, nur ein, ſondern zwey Paar Stimmbänder habe; wuſste aber nicht, ob dieſer Bau ſich auch über die übrigen Kameelarten erſtrecke, da er nur den Kehlkopf jener Species zu unterſuchen Gelegenheit hatte. Nach des Vfs. Unterſuchungen, der dieſelbe Bildung auch bey *C. Bactrianus* fand, ſcheint ſie dem ganzen Kameelgeſchlecht zuzukommen. Die unſymmetriſche Theilung der Luftröhre, welche *Meckel* beym *Pekari*, dem *Schweine*, dem *Schafe*, der *Ziege*, dem *Steinbocke*, den *Antilopen*, dem *Reh* gefunden hatte, und welche durch die frühere Abgabe eines Aſtes auf der rechten Seite bewirkt wird, ſahe der Vf. auſser den angeführten Thieren auch beym *Hirſche* und dem *Kameel*, nie aber bey andern Säugthieren, ſo daſs dieſe Bildung dieſen, auch durch andre Bedingungen ihrer Organiſation zu einer Gruppe vereinigten Thieren eigenthümlich zuzukommen ſcheint. Die Oeffnung, welche beym *Ochſen* dadurch entſteht, daſs ſich von dem obern Rande des Schildknorpels zum vordern Horne deſſelben ein Querband erſtreckt, kommt nicht, wie *Caſſerius* behauptete, bloſs dieſem Thiere, ſondern auch dem *Pferde*, *Kameele* und *Mauleſel* zu. Die inneren Oberflächen der Gieſsbeckenknorpel berühren ſich nicht, wie *Cuvier* anführt, in den Wiederkäuern. Die Stimmritzenbänder des Pferdekehlkopfes fand der Vf. nie, wie *Cuvier* angiebt, ſchmal, ſondern immer breit und ſtark. *Cuvier* hatte, gegen *Heriſſant*, behauptet, daſs der Kehlkopf des *Maulthieres* (*Mulus*) mit dem des Pferdes weit mehr, als mit dem des Eſels übereinkomme, indem die Oeffnung der Kehlkopfhöhlen und die der vordern Höhle weiter, als beym Eſel ſey; allein der Vf. tritt nach ſeinen Unterſuchungen *Heriſſant* bey, indem er den Schildknorpel länglicher, als beym Pferde, den hintern Bogen des Ringknorpels mit einem tiefen, beym Pferde nicht vorhandenen Einſchnitt verſehen, den Kehldeckel nicht, wie beym Pferde, ſtumpf, ſondern, wie beym Eſel, ſehr ſpitz zulaufend, und die Hölen und ihre Oeffnungen wie beym Eſelskehlkopfe angeordnet fand. Die Luftröhrenringe ſind beym

Digitized by Google

beym *Seehunde* nicht, wie *Cuvier* angiebt, vollständig, oder wenigstens gilt dieſs nicht für alle, indem an den meiſten nur die rechten Enden von den linken bedeckt werden. Beym *Ai* fand der Vf. doch einen kleinen Eindruck an der Stelle der Kehlkopfshöle. Da auch er, wie *Daubenton* beym *Unau* und *Meckel* beym *Ai*, die merkwürdige, auch nach ſeinem Zeugniſſe bey keinem andern Säugthier vorkommende Bildung der Luftröhre fand, welche durch Umbiegung ihres hintern Theiles gegen ſich ſelbſt von hinten nach vorn, ehe ſie ſich in die Luftröhrenäſte theilt, bewirkt wird, ſo muſs man ſie wohl für regelmäſsig anſehen.

Auſserdem finden ſich Corollarien über die merkwürdigſten Bedingungen, welche die einzelnen Theile des Kehlkopfes in den verſchiedenen Säugthieren darbieten, angehängt.

ERDBESCHREIBUNG.

BAMBERG, gedr. auf K. d. Verf.: *Bamberg und deſſen Umgebungen.* Ein Taſchenbuch vom Bibliothekar *Jäk.* Mit vier Abbildungen. 1812. 266 S. in 12. (1 Thl. 8 gr.).

Der Verf. iſt ſchon ſeit geraumer Zeit als Bambergiſcher Geſchichtſchreiber bekannt, und in dem vorliegenden Taſchenbuche findet man, gleich nach der Vorrede, ein langes Regiſter von Schriften, die er der hiſtoriſchen Aufklärung dieſes Fürſtenthums gewidmet hat. So viel wir aber wiſſen, haben ſie den Forderungen gründlicher Geſchichtskenner eben kein Genüge geleiſtet, und wir müſſen bekennen, daſs auch das gegenwärtige Produkt weder in topographiſcher, noch ſtatiſtiſcher Hinſicht unſerer Erwartung entſprochen habe. So rühmlich auch die Abſicht des Verf. iſt, den fremden Reiſenden ſowohl, als den — aus andern Theilen des Königreichs nach Bamberg verſetzten Staatsdienern ein Buch in die Hände zu geben, aus welchem ſie den neueſten Zuſtand dieſer Stadt mit ihren bürgerlichen Verhältniſſen und Umgebungen kennen lernen; ſo wenig können wir die Methode billigen, die Hr. J. bey ſeiner Beſchreibung zu wählen für gut gefunden hat. Sie gleichet der Erzählung eines Reiſenden, der aus der Oberpfalz über Nürnberg, Erlangen u. ſ. w. nach Bamberg geht, und daſelbſt von Gaſſe zu Gaſſe die vorzüglichſten Gegenſtände beſchreibt, die für In- und Ausländer einiges Intereſſe haben möchten. Wäre es dem Vf. gefällig geweſen, ſeine Nachrichten, welche auf 180 Seiten hinter einander vorgetragen werden, in eine zweckmäſsigere Form zu bringen, und dem Reiſenden, der ſich aus dieſem Taſchenbuche Raths erholen will, das Auffinden der einzelnen Gegenſtände durch beſondere Rubriken zu erleichtern; ſo würde ſeine Arbeit von gutem Nutzen ſeyn, und beſonders auf den Dank der Ausländer Anſpruch machen können. Was uns aber an dieſem Büchelchen am meiſten miſsfällt, iſt der affectirte Stil und der oft geſchmackloſe Witz, womit der Vf. ſehr freygebig iſt, und ſeiner Beſchreibung ein beſſeres Colorit zu geben vermeint. Z. B. wollen wir der zahlreichen Nymphen erwähnen, die (nach S. 25.) „in der Lindenallee die vorüberwandelnden Herren ſo lange necken, bis ſich das Poſſenſpiel mit einer Verlöhnungsſcene endigt." Auch das, was Hr. J. S. 32. vom Bambergiſchen Mauthamte ſagt, war uns um ſo auffallender, weil ſeine witzigen Aeuſserungen immer einen Angriff auf die Dienſtleiſtung der Mauthbeamten in ſich ſchlieſsen. „Mit fürchterlicher Miene, heiſst es, ſcheint der Neptun, wie Cerberus, vor dem *Weg-* und *Mauthamte* zu wachen, um jeden, der Contrebande verdächtigen Fuhrmann zu greifen und ins Waſſer zu werfen" u. ſ. w. — Wie empfindſam und mitunter geziert der Verf. die ſchönen Partien Bambergs ſchildere, kann man aus der Beſchreibung der Ausſicht vom ſogenannten *Nonnenſtege* erſehen, wo die Reiſenden mit ihrem Begleiter (S. 41.) aus innerſter Empfindung ausrufen: Ach wie ſchön iſt es hier! Stufenweiſe betritt man eine mildere Region, ein zartes Bild ſchlängt ſich liebkoſend um das andere — Frey ſich fühlend von allen Feſſeln küſst (?) der Geiſt die wohlthätige Ruhe des ſtillen Haines. — Laſſen wir uns hier auf die erſte Bank nieder. Eine Nachtigall wohnt in den nahe liegenden Gebüſchen; — gerade, mit kleinen einſpringenden Raſenbuchten windet ſich der breite Fluſs zu uns; in eine reizende Perſpective ſehen wir eine halbe Stunde hinauf; Oben ſchlieſst ſich die Krümmung des Ufers mit einem Dörfchen, *deſſen Häuſer uns traulich entgegen winken mit ihren feſtlichen Tänzen*".(?) — S. 43. „Lieblicher umweht uns die Kühlung des dichtern Waldes, in welchem wir jetzt wandeln — eine holde Licht- und Schattenwelt ſpielt im maleriſchen Gewande auf den duftenden Blättern; Bienen wiegen ſich auf den Buſen der geöffneten Blumen — Klar und friedlich, wie das Gewäſſer des Stroms, wohnt die Natur auf der lachenden Ebene, und wie die zarten Laute der drey Waſſerfälle ſinken (!) die grünen waldichten Anhöhen mit ihren beiden niedlichen Luſthäuschen zu uns hernieder und umarmen (?) uns mit herzlichem Frohſinn" u. ſ. w. Dieſs mag genug ſeyn, unſere Leſer mit der Manier bekannt zu machen, in welcher der Verf. die Merkwürdigkeiten von Bamberg und deſſen Umgebungen beſchreibt. Uebrigens enthält das Taſchenbuch noch einige Gedichte, die Namen der Gaſthäuſer, Advocaten, Aerzte u. ſ. w., ingleichen die Geſetze des Leſe-Inſtituts und der Harmonie, als einer zu Bamberg beſtehenden Geſellſchaft.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Ohne Anzeige des Druckorts: *Ueber das Continental-Syſtem und den Einfluß deſſelben auf Schweden*, von *A. W. S.* 1813. 109 S. 8.

Dieſe Schrift iſt mit ſo treffender Wahrheit, edler und anſtändiger Freymüthigkeit, und mit ſo reiner Eleganz abgefaſst, daſs man auf einen ſehr geiſtvollen Schriftſteller als Verfaſſer rathen müſste, wenn auch nicht die auf dem Titel ſtehenden Anfangsbuchſtaben ſeines Namens einen unſrer berühmteſten Dichter und Proſaiſten bezeichneten. Sie zerfällt in *zwey* Abſchnitte. Im *erſten* wird das Verderbliche des von dem Beherrſcher Frankreichs ſo vielen Staaten Europen's aufgedrungnen Continentalſyſtems gezeigt. Dieſe Betrachtung ergiebt (S. 87.) folgendes ſchrecklich wahre Reſultat: „Die untrüglichen Folgen des Continentalſyſtems für jeden Staat, der ſich ihm hingiebt, ſind der Untergang des Handels und der Gewerbſamkeit, erdrückende Auflagen, der Umſturz aller verfaſſungsmäſsigen Formen, ihrem Vaterlande fremd gewordene Heere, ſtets bereit die Waffen gegen ihre Mitbürger zu kehren, ewige eben ſo koſtbare als mörderiſche Kriege zum Vortheil andrer; Fürſten unfähig zu beſchützen, mit einer unbegrenzten Macht verſehn, ihre Unterthanen zu bedrücken, und ihrer Seits voll Furcht und Zittern vor dem Herrn, endlich mitten unter Schrecken, Elend und Schande die Verpflichtung Triumphſäulen zu errichten und Lieder der Schmeicheley zu ſingen."

Der Vf. beginnt mit den eben ſo allgemeinen als gerechten Klagen der Völker, über den tyranniſchen Druck einer nie zu erſättigenden Herrſchſucht. „Man überzeugt ſich, wenn man durch die neulich dem franzöſiſchen Reiche einverleibten Landſchaften, oder diejenigen Staaten reiſt, die von demſelben abhängig ſind, leicht, daſs die Völker ein ſehr richtiges Gefühl von ihrer Lage haben. Eine einmüthige Stimme des Bedauerns über die Vergangenheit, der Klage über die Gegenwart, und der Beſorgniſs für die Zukunft erhebt ſich überall. Es iſt kein Bauer ſo unwiſſend, um nicht den Urheber der Uebel zu kennen, die ſein Vaterland heimſuchen, ſich irren zu laſſen, oder nur den geringſten Zweifel darüber zu hegen. Wo iſt in Europa eine ſo arme, ſo einſame Hütte wohin Bonaparte's Name nicht gedrungen iſt: aber ſeit Jahrhunderten hat kein Sterblicher ſich einen ſo traurigen Ruhm erworben. Im alten Frankreich ſpricht die Meinung, wenn gleich im Ganzen dieſelbe, ſich mit mehr Zurückhaltung und Vorſicht aus. Einmal ſetzt die Sprache die Einwohner unmittelbarer unter die Aufſicht der Centralpolizey, für welche die fremden Sprachen noch ein Hinderniſs bilden; dann vergleicht man den gegenwärtigen Zuſtand nicht mit den friedlichen Annehmlichkeiten des achtzehnten Jahrhunderts, ſondern mit den Stürmen der Revolution die das Andenken derſelben vertilgt haben. Den ſo oft getäuſchten Hoffnungen einer groſsen Verbeſſerung in der geſellſchaftlichen Ordnung ſind der Unglaube und die Gleichgültigkeit in dieſer Hinſicht gefolgt. Viele Menſchen, vielleicht mit aufrichtiger Ueberzeugung, ſchreiben Napoleon die Rückkehr der Ordnung im Innern zu; man vergiſst, daſs die revolutionären Gräuel lange vor ſeinem Antritt aufgehört hatten, und daſs er eher eine ſchwache und ſchwankende, als eine unterdrückende Regierung erſetzte. Man droht den Franzoſen mit der Rückkehr des *Schreckens*, wenn dieſer Mann nicht mehr über ihre Schickſale wachte. Sonderbares Hirngeſpinnſt! Durch eine ſchimäriſche Furcht glaubt man die ſchwerſten Uebel in Wohlthaten zu verändern. Der Schrecken der Revolution zeigte ſich mit frecher Stirn; er forderte den Widerſtand auf, und konnte ſchon durch ſeine Natur nicht lange dauern; auch jetzt iſt es der Schrecken, aber ein heimlicher Schrecken, der den Muth entnervt, indem er die Gefahr verſteckt. Es iſt das Meiſterſtück der Politik Napoleons, daſs er einem wahrhaft gewaltſamen und unerträglichen Zuſtand einen Anſtrich von Feſtigkeit zu geben wuſste. Deſſen ungeachtet hört man auch in Frankreich das Lob Bonaparte's nur aus dem Munde ſeiner Diener, der Theilnehmer ſeiner Macht, derjenigen, die durch ihn die gröſsten Vortheile genieſsen, und die, wenn er geſtürzt würde, für ihre perſönliche Sicherheit zittern. Er hat nicht mehr nöthig, wie im Anfange ſeiner Laufbahn, das *Schweigen* der Redner und kühner Schriftſteller zu erkaufen, aber er bezahlt doch ſehr theuer das *Wort*. Dieſer Einklang ſchwülſtiger Lobſprüche, den er von einem Ende ſeines weiten Reichs bis zum andern mit ſo vieler Sorgfalt hallen läſst, koſtet ſeinen Unterthanen jährlich Millionen. Das geſetzgebende Corps und der Senat, die einzigen Trümmer republikaniſcher Formen, die er übrig gelaſſen hat, ſind müſsige Verſammlungen von Jaherrn geworden. Hier kündigt man, unter dem Poſaunenſchall einer ſchlechten Rhetorik dem Volke jedes drückende Geſetz, jede Erhöhung der Auflagen, jede Menſchenausſchreibung aus einer erſchöpften Bevölkerung, als eben ſo viele erhabne Einrichtungen an; jeden neuen Krieg der die Menſchheit verheeren ſoll, als einen Schritt zum allge-

Digitized by Google

gemeinen Frieden. Doch das Volk ist taub gegen diese ekelhaften Stimmen; es verschmäht den Purpur des Ruhms, womit man sein Elend verhüllen will; es ist höchst gleichgültig gegen die allgemeine Sache; und alle, die nicht nach Stellen streben, beschränken sich auf den Kreis ihrer häuslichen Angelegenheiten."

Dieſs ist alles buchstäblich wahr; viele Reisende, die das Innere von Frankreich kennen lernten, und sich nicht etwa bloſs in Paris aufhielten, bestätigen das Elend der Nation; sahen ganze Heerden zusammengetriebner Recruten mit Stricken an einander gebunden fortführen; auch verwünschten mehrere brave französische Officiere ihren Beruf, in einem Kriege zu dienen, der nur bestimmt war, für die Herrschsucht eines Einzigen, ihr Vaterland zu entvölkern, und fremde Länder zu verwüsten.

Der Vf. bereitet die Darstellung der traurigen Folgen des Continentalsystems vor durch eine kurze Erzählung der Begebenheiten, die Bonaparte's Erhöhung vorangiengen, und der mannichfaltigen Glücksfälle, und politischen Maafsregeln, welche ihn zu der Uebermacht führten, deren Bewuſstseyn in ihm den stolzen Entwurf einer europäischen Universalmonarchie erzeugte. Hier wird besonders die Schlauheit seiner Friedensschlüsse berührt. „Bonaparte hat sich immer gerühmt bey seinen Friedensschlüssen mäſsig gewesen zu seyn; und man muſs es bis auf einen gewissen Punkt zugestehn, es ist eine der geschicktesten Berechnungen seiner Politik. Zu harte Bedingungen konnten einen halb vernichteten Gegner zu dem Entschlusse treiben, sich eher bis aufs Aeuſserste zu schlagen, als nachzugeben; ein Entschluſs der das einzige Rettungsmittel gegen einen Feind seiner Art ist. Aber wenn eine Regierung sich nach grofsen Unglücksfällen in eine verhältnifsmäſsig erträgliche Lage versetzt sieht, so läſst die Erinnerung vergangner Gefahren, die Ueberzeugung von ihrer Schwäche sie in alles willigen, was nicht unmittelbar ihr Daseyn betrifft. So verspart Bonaparte die reichsten Aernten seiner Kriege für die Muſse des Friedens. So bald die Waffen niedergelegt waren, (die des Gegners, versteht sich, denn er legt die seinigen nie aus der Hand) geht er zu Handlungen über die auf die eine oder die andre Art seine Herrschaft erweitern. Er hat das Ansehn, allen Staaten, die sich ihm ohne Erfolg widersetzt haben, zuzurufen: „„Ihr seyd glücklich genug, daſs ich euch jetzt in Ruhe laſse; hütet euch, euch nicht in fremde Angelegenheiten zu mischen; mit Ausschluſs dessen, was ich euch durch den letzten Vertrag gelaſsen habe, ist das ganze übrige Europa auf meinen Theil gefallen, und die geringste Einwendung gegen dieſses unstreitige Recht wird als eine Kriegserklärung angesehn werden."" Die Mächte des Continents verstanden diese Sprache sehr gut; um einen kurzen Aufschub zu erkaufen, duldeten sie ohne Murren die neuen Angriffsmittel, die Bonaparte nach und nach zusammenhäufte. Dieſs ist in wenig Worten die Geschichte der letzten zehn Jahre."

Dagegen macht nun das Benehmen Englands einen bewundernswürdigen Contrast: „Man hat bemerkt, daſs die englische Regierung nach ruhmvollen Kriegen, oft nachtheilige Friedensschlüsse eingeht, weil das Ministerium das den Frieden schlieſst, ein andres ist, als das, welches den Krieg angerathen und geleitet hat. Der Friede von Amiens gehörte offenbar zu den nachtheiligen, und man eilte die begangne Unvorsichtigkeit zu verbessern. Es war seitdem leicht einzusehn, daſs die Gefahr für England nicht der Krieg, sondern der Friede war, daſs Bonaparte ihn nur als einen nützlichen Waffenstillstand betrachtete um seine Seemacht zu vermehren, und zu üben; daſs er, wenn ihn England gewähren liefs, die unermeſslichen Hülfsmittel des vergröſserten Frankreichs, und der abhängigen Länder, durch alle Triebfedern der unumschränkten Gewalt mit der ihm eignen ungeheuern Thätigkeit hervorrufen, daſs er also in wenigen Jahren eine Seemacht, fähig den Flotten Englands die Spitze zu bieten, erschaffen, und daſs es sich alsdann mit einem Angriff seines eignen Landes bedroht sehn würde. Bonaparte's Entwürfe hatten nur eine moralische Gewiſsheit, aber seine Handlungen während des kurzen Zwischenraums des Friedens waren mehr als hinreichend um den Wiederausbruch der Feindseligkeiten von Seiten der englischen Regierung zu rechtfertigen. (S. 26.) England war weit entfernt sich bey Bonaparte's Grundsatz eines Umsichgreifens ohne Grenzen zu beruhigen, es widersprach der Besetzung von Piemont, von Parma und Piacenza und der Insel Elba; es betrachtete den längern Aufenthalt der französischen Besatzungen in Holland, einer neuen Truppensendung nach der Schweiz als Verletzungen der Unabhängigkeit die diesen Freystaaten durch den Vertrag von Lüneville verbürgt war. In Hinsicht Hollands ist die Befürchtung des brittischen Ministeriums durch die spätern Ereignisse vollkommen gerechtfertigt worden. Nachdem er die Schweizer lange gedrückt und beläſtigt hatte, geruhte der erste Consul endlich ihnen eine Verfassung zu geben, ungefähr so, wie sie sich solche selbst gegeben haben würden, wenn es ihnen frey gestanden hätte. Aber sie sollten sie aus seiner Hand empfangen; und er nahm den Titel: *Vermittler der Schweiz*, an, gleichsam als hätte er einem Bürgerkrieg vorgebeugt, während das ganze Volk einmüthig gegen die durch das französische Directorium eingesetzte Regierung war. Wallis ward darauf von der Eidgenossenschaft getrennt, militärisch besetzt, und durch die Strafse über den Simplon bestimmt, dem französischen Reich einverleibt zu werden, wie seitdem geschehen ist. Es sey mit dem Ursprung dieses zweyten Kriegs beschaffen wie es will, England setzt ihn seit beynahe zehn Jahren, mit immer wachsendem Glücke fort, [und macht sich] verdient durch eine heldenmüthige Ausdauer, die die Geschichte zu würdigen wissen wird, wenn sie ihr die Unterwürfigkeit fast des ganzen übrigen Europa gegenüber stellt. England ist der Feind, vor welchem der Stern Napoleons erblafste. England zerschmetterte seine Flotten bey Abukir und Trafalgar,

Digitized by Google

gar, hielt den Lauf seiner Eroberungen in Aegypten, Sicilien, Portugal und Spanien auf. Bonaparte kehrte anfangs zu seinem alten Lieblingsentwurf einer Landung zurück; er verwandte darauf unermeßliche Summen, er beschäftigte sich länger als zwey Jahre damit, und gab die Unternehmung nicht eher auf als bis er sich von ihrer gänzlichen Unmöglichkeit überzeugt hatte. Nach so vielen pomphaften Ankündigungen würde er sogar in großer Verlegenheit gewesen seyn, sein Lager bey Boulogne aufzuheben, ohne etwas ausgerichtet zu haben, wenn ihm nicht der österreichische Krieg einen Vorwand dazu gegeben hätte. England zog aus diesen Drohungen den Vortheil seine Küsten zu befestigen, die es aus einem zu großen Vertrauen auf seine schwimmenden hölzernen Mauern vorher vernachläßigt hatte. Eine Landung läßt sich nur unter dem Schutz einer Flotte bewerkstelligen, die groß genug ist sich mit den englischen Geschwadern im Kanal zu messen, und nach so vielen erlittenen Niederlagen ist die französische Flagge fast von allen Meeren der Erde verschwunden, die jetzigen englischen Admirale müssen den unsterblichen Nelson beneiden, der noch Feinde zu bekämpfen fand. Die Ueberlegenheit der englischen Seemacht ist so groß, daß ihre Gegner einen Sieg davon getragen zu haben glauben, wenn eins ihrer Geschwader aus einem Hafen entkommen und sich glücklich längs der Küste in einen andern geschlichen hat. Vergebens gebot Bonaparte im Anfange des Kriegs über die Häfen Frankreichs, Hollands und Spaniens; vergebens bemächtigte er sich endlich der italienischen, Dalmatischen, und mehrerer im nördlichen Deutschland; vergebens ließ er eine Menge Kriegsschiffe auf allen alten und neuen Werften bauen; vergebens hat er eine Matrosenconscription eingeführt: so lange die Engländer den Krieg ohne Unterbrechung fortsetzen, haben sie nichts zu fürchten; die französischen Seeleute können sich aus Mangel an Erfahrung nicht bilden; und diese unermeßlichen Vorbereitungen sind wie Schwimmschulen auf trockner Erde."

Da nun auch nach und nach es ihm unmöglich wurde den Engländern durch Kaperey zu schaden, so hat er sich dahin gebracht gegen den Handel und Schifffarth der Engländer einen rein negativen Krieg zu führen, und durch das sogenannte Continentalsystem die englischen Schiffe und Waaren aus den Häfen Frankreichs und der unter seinem Einfluß stehenden Länder auszuschließen. Ehe nun der Vf. die Ungerechtigkeit, die Thorheit, und die traurigen Folgen dieses Systems darlegt, giebt er eine gedrängte Darstellung der Kriege, die seit 1803 Europa verwüstet haben, und der ungerechten Gewalthandlungen die sich Bonaparte seit dem Frieden von Lüneville erlaubte. Er beraubte den König von Sardinien seiner in Italien noch übrigen Staaten; er nahm Piemont, Parma und Placenza, er ließ ob gleich Georg III. ihm den Krieg 1803 bloß als König von Großbritannien und nicht als Kurfürst von Hannover erklärt, und keinen einzigen Mann aus seinen Erbstaaten gezogen hatte, um gegen Frankreich zu dienen, dennoch widerrechtlich das Kurfürstenthum Hannover besetzen, und verletzte dadurch den Frieden mit dem deutschen Reich; er fiel in das Gebiet des Kurfürsten von Baden ein, führte gegen die ersten Grundsätze des Völkerrechts den Duc d'Enghien gewaltsam hinweg und ließ ihn ermorden; nach der Annahme des Kaisertitels vernichtet er die Cisalpinische Republik und erklärt sich zum Könige von Italien; er vernichtet die Republiken Genua und Lucca, und zieht sie zum französischen Reiche; er greift unter erbärmlichen Vorwänden 1805 Oesterreich an. „Er mißt ihm ehrgeizige Absichten bey; aber man muß die Vergrößerungen, worüber es sich beklagt, mit dem Mikroskop suchen. Ja er ist gezwungen zu gestehen, daß Oestreich seine Erwerbungen Kraft alter gesetzlicher Rechte, oder durch Verträge erhalten hat. Mit einer seltnen Unverschämtheit, oder einem bittern Spott, wirft er ihm unter andern als eine für die Schweiz gefährliche Vergrößerung vor, daß es sich *Meiran*, eine kleine Insel im Kostnitzer See, etwa eine halbe Meile im Umfang, habe abtreten lassen, deren Besitz höchstens einen Liebhaber schöner Gegenden hätte reizen können, um darauf einen englischen Garten anzulegen." Der Friede von Presburg, den Oesterreich mit großem Verluste erkaufte, hatte noch andre weit schlimmere Folgen. Napoleon verjagte den König beider Sicilien; er erklärte zwey seiner Brüder, den einen zum König von Neapel, den andern zum König von Holland, die aber ungeachtet ihres Königstitels bloß seine Vasallen waren. „Die Krone, der Strahlenkreis womit er die Stirn seiner Brüder oder seiner Bundesgenossen umgeben zu wollen schien, war nur der letzte Ring einer Kette, wovon er das andre Ende hielt, und die er nach Belieben enger ziehen konnte." Indessen kam der Rheinbund zu Stande, eine wahre *societas leonina*, wobey gegen den bloßen Schutz, der den Bundesfürsten nur in seltnem Falle nöthig seyn konnte, sie sich gezwungen sahn mit Aufopferung ihrer Unterthanen und ihres Staatsvermögens dem Protector in allen seinen, ihnen ganz fremden Angriffskriegen beyzustehn. Ja, was der Vf. hier unberührt läßt, er schonte selbst zum Theil die Bundesstaaten nicht, er scheute sich nicht einigen derselben ihre Länder willkürlich zu beschneiden, und aus einem Protector ein Protector des Rheinbundes zu werden. Der für Preußen so unglückliche Krieg 1806 endigte sich mit dem Frieden zu Tilsit. „Seine unmittelbaren Folgen waren: die Gründung des neuen Königreichs Westphalen für die Dynastie Napoleon; der Beytritt der meisten norddeutschen Fürsten zum Rheinbunde; das Herzogthum Warschau, der Keim zur künftigen Wiederherstellung von ganz Polen, ein stets bewegliches Schreckbild in den Händen seines Erfinders, das er nach Belieben gegen Rußland oder Oestreich wenden konnte; die Wiederherstellung der Republik Danzig, deren Unabhängigkeit versichert, deren dauernde Unterjochung aber vorauszusetzen war, weil sie Frankreich einen Hafen an der Ostsee, und einen großen Waffenplatz gewährte; endlich den französischen Heeren vorbehaltne Kriegsstraßen,

Digitized by Google

ſtraſsen quer durch die preuſsiſchen Staaten, ſo daſs jetzt keine Schranke bis an die rüſſiſchen Grenzen ihren Zug aufhielt; dieſs waren die Bedingungen, die das Kabinet von St. Petersburg in einer unglücklichen Stunde unterſchrieb."

(*Der Beſchluſs folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

HEIDELBERG, b. Mohr und Zimmer: *Drey alte ſchottiſche Lieder* in Original und Ueberſetzung aus zwey neuen Sammlungen. Nebſt einem Sendſchreiben an Herrn Profeſſor *F. D. Gräter* von *W. C. Grimm*. 1813. 56 S. gr. 8. (8 gr.)

Die drey altſchottiſchen Lieder, welche durch ihre einfache Natürlichkeit des Abdrucks und der Ueberſetzung würdig waren, ſcheinen hier nur als Vehikel des darauf folgenden Sendſchreibens und der Antikritik abgedruckt zu ſeyn. Von dieſen Liedern iſt das erſte und letzte aus einer neuen Sammlung von *Scott*, und das zweyte aus einer Sammlung von *Jamieſon* genommen, wovon die erſtere zu Edinburgh 1810 in drey Bänden, und die letztere ebendaſelbſt 1806 in zwey Bänden erſchien. In einer Anmerkung werden beide näher beſchrieben; und in dieſer befinden ſich auch einige Ueberſetzungen der ſchönſten Lieder aus dem Kämpe-Viſer, wovon eins zur Probe mitgetheilt, und eine Auswahl verſprochen wird. Ihnen folgt nun ein Sendſchreiben an den Prof. *Gräter*, in welchem zwar dem Anſcheine nach demſelben viel Lob ertheilt wird; worin man aber die zum Grunde liegende Ironie nicht verkennen kann. Vermuthlich iſt auch von ihm die Recenſion der altdäniſchen Lieder, von Hn. *Grimm* herausgegeben, in den Heidelbergiſchen Jahrbüchern, wider welche die Antikritik den gröſsten Raum einnimmt. Schon in der *Idunna* des J. 1812 Nr. 17 u. 18. befand ſich von dieſem ein Aufſatz über die Lieder der ältern *Edda*, die im Morgenblatte von den Gebrüdern *Grimm* vorläufig angekündigt war. Jene Antikritik iſt jedoch vornehmlich gegen die gedachte Recenſion gerichtet, deren Urheber zwar nicht genannt, aber doch leicht zu errathen iſt. Es wurde darin die hinreichende Fähigkeit und die zu groſse Eilfertigkeit bey der Bearbeitung des noch ungedruckten Theils der Edda bemerkt; und wider dieſe und andere Vorwürfe lieſt man hier eine Vertheidigung, deren Ton oft ſehr ſchneidend und ſpöttiſch, mitunter auch etwas dunkel und ſchwerfällig iſt. In den Streit ſelbſt kann man in dieſer Anzeige ſich nicht einlaſſen, ſondern nur wünſchen, daſs wahre Verdienſte nicht verkannt, und die Bemühungen, welche gegenwärtig auf die nordiſche Literatur verwendet ſind, durch dergleichen Streitigkeiten nicht mögen gehemmt, oder wenigſtens verkümmert werden.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Univerſitäten.

Halle.

Gleich nach der höchſt erfreulichen Beſitznahme der Stadt Halle für die königl. preuſs. Regierung ſind durch ein Reſcript des königl. Militärgouvernements für die preuſsiſchen Staaten auf dem linken Elbufer, unterzeichnet von dem würdigen Hn. Civilgouverneur Geh. Staatsrath *v. Klewitz*, die Profeſſoren der Friedrichs-Univerſität, welche durch das weſtphäliſche Aufhebungsdecret proviſoriſch auf die Hälfte der Beſoldung geſetzt waren, wieder in den Genuſs ihres vollen Gehalts eingeſetzt worden.

II. Ehrenbezeugungen.

Von der Sachſen-Gothaiſchen und Meiningiſchen Societät für die Forſt- und Jagdkunde zu Dreyſſigacker iſt der Profeſſor, Hr. *Chriſtian Andreas Zipſer* zu Neuſohl in Ungern, zum correſpondirenden Mitgliede aufgenommen.

III. Todesfälle.

Am 21ſten Julius ſtarb zu Bern der durch mehrere zu ihrer Zeit mit Beyfall aufgenommene Schriften bekannte Arzt, Dr. *Daniel Langhans* im 86ſten Jahr ſeines Alters.

IV. Vermiſchte Nachrichten.

Am 20ſten October feyerte der Hr. Geheime Oberfinanzrath *Friedrich Burckhard von Pfaff* in Stuttgart ſein 50jähriges Amts-Jubelfeſt, unter mannichfaltigen Beweiſen der Liebe und Verehrung ſeiner Freunde, und einer zahlreichen Familie von Kindern und Enkeln. Der König von Würtemberg ehrte den Jubel-Greis durch deſſen Ernennung zum Commandeur des Civil-Verdienſt-Ordens.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1813.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Ohne Anzeige des Druckorts: *Ueber das Continental-Syſtem und den Einfluſs deſſelben auf Schweden*, von *A. W. S.* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Der Vf. berührt hierauf die fernern Gewaltſchritte Napoleons ſeit dem Tilſiter Frieden. Er riſs das Königreich Etrurien an ſich; er beſetzte Portugal, und erklärte, das Haus Braganza habe aufgehört zu regieren; eine Drohung, welche durch die weiſe Maaſsregel vereitelt wurde, daſs ſich der Hof von Liſſabon nach Braſilien einſchiffte; „durch die heilloſeſten Ränke wurde die königliche Familie von Spanien anfangs unter ſich getheilt, hernach nach Bayonne gelockt, und Ferdinand VII. zur Entſagung gezwungen, indem man ihm nur die Wahl lieſs, zu unterſchreiben oder zu ſterben. Seit fünf Jahren iſt in Folge dieſer ſchrecklichen Cabale Spanien das Grab der franzöſiſchen und verbündeten Truppen, der Schlund für Napoleons Schätze geweſen, und ſeine Unterjochung iſt jetzt weiter entfernt, als je. Dieſs ſchöne durch die Natur ſo begünſtigte Land iſt bis zu einem Grade verheert worden, daſs es an vielen Stellen den Anblick einer Wüſte darbietet, die Blüte der ſpaniſchen Jugend iſt hingemäht, und das alles, damit Joſeph Bonaparte, der ſchon im ruhigen Beſitze des Throns von Neapel war, ohne Zweifel ganz gegen ſeinen Willen Ferdinand den Siebenten auf dem Throne erſetzen ſollte." Durch den Frieden von Schönbrunn zwang Napoleon Oeſterreich, die Grenze des Inn, Salzburg, einen Theil von Gallizien, das Littorale, Striche von Kärnthen, Krain und Croatien theils an das franz. Reich, theils an ſeine Bundesgenoſſen abzutreten; er nahm den Kirchenſtaat weg; „bald darauf ſetzte er ſeinen Bruder, den König von Holland, ab, weil er nicht gut genug den Zollinſpector nach dem Verbotſyſtem, das ſeine Unterthanen an den Bettelſtab brachte, abgegeben hatte. Die Holländer waren ſo geſunken, daſs man ihnen im Angeſicht Europa's zu ſagen wagte, ſie bewohnten einen Boden, der nur eine Anſchwemmung franzöſiſcher, oder franzöſiſch gewordner Flüſſe ſey, ſie müſsten daher mit allem Recht (!) Frankreich einverleibt werden. Vielleicht das erſte Mal, daſs geologiſche Hypotheſen als politiſche Gründe gebraucht ſind!" Zuletzt wurden noch die Hanſeſtädte, nebſt den Küſten Deutſchlands von der Mündung der Ems bis zum Ausfluſs der Trave, nebſt einem groſsen Gebiet im Innern, Länder, die zum Theil ſelbſt Mitgliedern des Rheinbundes gehörig, ganz widerrechtlich beſetzt und mit dem franzöſiſchen Reiche vereinigt. So ging alles der Univerſalmonarchie raſch entgegen. Die unter franzöſiſchem Einfluſs beherrſchten Völker, ſagt Hr. *S.*, können lernen, was ſie in den Augen des Herrn ihrer Herren gelten, wenn ſie die Worte bedenken, die Napoleon ſeinem jungen Neffen bey der Einräumung des Groſsherzogthums Berg ſagte: „Erinnert euch ſtets, daſs ihr die *erſten* Pflichten gegen *mich*, die *zweyten* gegen *Frankreich*, die *dritten* gegen das eurer Regierung anvertraute Volk habt." Die Beyſpiele des in Spanien entthronten Zweigs der Bourbons, des in Holland abgeſetzten Ludwig Bonaparte lehren die verbündeten Fürſten, daſs man vergebens ein treuer Bundesgenoſſe iſt, vergebens durch die Bande des Bluts der neuen Dynaſtie angehört, daſs nichts vor dem allgemeinen Schickſal bewahren kann. Die Begünſtigten können von Napoleon höchſtens die Artigkeit Polyphems erwarten. Da ihm Ulyſſes ein Gefäſs mit köſtlichem Wein überreicht hatte, ſagte ihm der dankbare Cyklop: „Guter Freund, dafür will ich dich unter deinen Gefährten zuletzt freſſen." Der letzte Krieg gegen Rufsland war der ſchamlos ungerechteſte Angriff. Er verübelte Rufsland, daſs es unter neutraler Flagge einen geringen Theil ſeiner alten Handelsverhältniſſe herſtellte, und hatte doch ſelbſt früher die Verpflichtungen des Continentalſyſtems gebrochen, „indem er engliſchen Schiffen Licenzen gab, um den durch den Ausfall der Zölle verurſachten Mangel in ſeinen Finanzen zu decken, und ſich alſo der *Contrebande* als eines kaiſerlichen Monopols bemächtigte!!"

So entſtand nun der fürchterliche Kampf auf der einen Seite zwiſchen Rufsland allein, und auf der andern einem Völkergewühl, wie man ſeit Jahrhunderten nicht unter denſelben Fahnen vereinigt geſehn hat, von Deutſchen und Italiänern von allen Namen, Holländern und Kroaten, die franzöſiſche Unterthanen geworden ſind, Portugieſen und Spaniern ihrem Vaterland entriſſen, und dieſer verheerende Krieg, der die Jugend des weſtlichen Europa nach den Grenzen Aſiens reiſst — wird die Nachwelt es glauben? — kündigt ſich der Welt als einen Krieg an gegen Zucker und Kaffee, Perkane und Musline? Kann man ſich ſo über das menſchliche Geſchlecht luſtig machen? Und wie lange werden die aufgeklärteſten Völker ſich geduldig aufopfern, um die Langeweile eines einzigen Menſchen auszufüllen, ſeiner Eitelkeit zu ſchmeicheln, ſeinen Durſt nach Herrſchaft zu ſtillen?

Digitized by Google

Um nun zu zeigen, dafs die *Freyheit der Meere*, die als der Zweck der Aufopferung fo vieler hunderttaufend Menfchen, fo gräfslicher Verheerung der Länder, fo fchrecklicher Zerrüttung des blühenden Wohlftandes ganzer Reiche angegeben wird, ein blofses Fantom fey, führt der Vf. an, dafs in Friedenszeiten die Engländer keine Schifffahrt gehemmt oder beläftigt haben; dafs wenn auch England im Kriege die Neutralen bisweilen hart behandle, Napoleon hingegen durchaus nicht duldet, dafs man neutral fey, und bis auf den letzten Schatten die Rechte der Neutralität zerftört. Er beftraft die Neutralen für ihre Schwäche, die fie aufser Stand fetzt fich den Anmafsungen der brittifchen Regierung zu widerfetzen. Um diefe fchreckliche Ungerechtigkeit zu befchönigen, fagt er, dafs jeder Staat die Pflicht hat feine Unabhängigkeit zu behaupten. Allerdings; aber es ift eine Pflicht gegen fich felbft, nicht gegen *ihn*; wer giebt *ihm* das Recht, Rechenfchaft darüber zu fordern? Ueberdiefs erftreckt fich eine Verbindlichkeit niemals weiter als die Möglichkeit!" Sehr gut wird ferner das Vorurtheil entkräftet, als ob England, als handelnde Nation, je feine Rechnung dabey finden follte Unruhen anzufchüren, und die Uneinigkeiten des feften Landes zu verewigen; und dafs die allgemeine Sperrung des engliftchen Handels keineswegs zum Vortheil des innern Verkehrs und der landwirthfchaftlichen und verarbeitenden Gewerbfamkeit des feften Landes gereiche; dafs endlich die Fürften, die Napoleon zu Aufrechthaltung des Continentalfyftems entweder gezwungen, oder verleitet hat, keinen andern Vortheil für ihre Länder daraus ziehen, als dafs fie Menfchen und Geld, und Geld und Menfchen für feine Herrfchfucht verfchwenden.

Im *zweyten* Abfchnitte wird das Verhältnifs des Continentalfyftems gegen das Intereffe Schwedens kurz und bündig dargelegt. Wir zeichnen daraus nur die fchöne und wahre Stelle über den Kronprinzen von Schweden aus:

„Das fchwedifche Volk fo berühmt in der Gefchichte, hat das Gefühl feiner Würde, es hat das wirkfamfte Mittel ergriffen frühere Unfälle gut zu machen, indem es zur Thronfolge einen Fürften berief, dem gegenüber fich die Huldigung der Bewunderung mit der dem Herrfcher fchuldigen Huldigung verfchmilzt. Diefe Wahl ift für die Schweden die Morgenröthe eines neuen Tages des Ruhms und des Gedeihens. Die Tapferkeit eines Kriegers, der Geift und die Erfahrenheit eines Feldherrn find unerlafsliche Eigenfchaften für das Haupt einer durch die Stürme der Zeit erfchütterten Monarchie, denen fo viele Staaten erlegen find, weil die Fürften ihre Völker nicht zum Kampf zu führen wufsten. Während langer und blutiger Kriege konnten fich mehrere Feldherrn leicht den Ruhm: *ohne Furcht*, erwerben; aber es ift unendlich feltner in einem Zeitraume bürgerlicher Gährungen *ohne Tadel* geblieben zu feyn. Der Kronprinz von Schweden hat die Ritterfchaft im Republicanismus fowohl als im Königthum behauptet. Frankreich verdankt ihm feine Vertheidigung in den fchwierigften Zeiten, lange vorher, ehe die Rede von feinem jetzigen Beherrfcher war, der fich endlich durch taufend Künfte den Kriegsruhm zuzueignen wufste; die verfchiedenen Länder, Schauplätze feiner Thaten, haben feine Bemühungen gefegnet, um die Uebel des Kriegs zu mildern, und die leidende Menfchheit zu tröften: die Schweden fahen ihn, fo bald er ihren Boden betrat, fich ihrem Lande durch ein Gefühl der Vaterlandsliebe, das angeboren fchien, und woran ihn kein aus fkandinavifchem Blute entfprofsner Herrfcher je übertroffen hat, fich gleichftellen. Seit zwey Jahren haben das Vertrauen des Königs gegen feinen Nachfolger, und die Reinheit feiner Abfichten mächtig zur Wiederherftellung der Ruhe im Innern des Landes beygetragen. Man fah die Sicherheit mit der Achtung vor der öffentlichen Ordnung wieder entftehn; ein Geift der Mäfsigung und Eintracht herrfchte in den Verfammlungen der Stände, der Handel und die Schifffahrt gewannen ihre Thätigkeit wieder; die jungen Vertheidiger des Vaterlandes üben fich mit Eifer in den Waffen unter den glücklichen Zeichen eines Helden; das fchwedifche Volk wird fich mit einem unbegrenzten Vertrauen durch das Oberhaupt leiten laffen, das fich ihm ganz und gar geweihet hat; das ift alles was Noth thut, um es zur Höhe feiner Beftimmung zu erheben."

Wir befchliefsen diefe Anzeige mit einer andern fchönen Stelle, worin das grofsmüthige Benehmen des Kronprinzen von Schweden gegen den *Duc d'Enghien* mit der gewaltfamen Entführung und Ermordung deffelben durch Bonaparte in Contraft geftellt wird. „Die Umftände bey diefem Vorfall waren fo empörend, dafs Bonaparte dadurch allen gebildeten Völkern feine Verachtung des Völkerrechts, und feine Abficht, das menfchliche Gefchlecht mit Füfsen zu treten, laut zu erklären fchien. Was für ein Abftand zwifchen diefem wilden Betragen Bonaparte's gegen den Enkel des grofsen Condé und dem Edelmuth eines Feldherrn, der Napoleons Nebenkämpfer im Kriegsruhm, aber unter allen Verhältniffen das vollkommenfte Gegenftück von ihm ift. Der Herzog von Enghien kam im Sommer 1799, da Bonaparte noch in Aegypten war, nach Paris; die republikanifche Regierung hatte kein Anfehn mehr, und die Partey der Bourbons hoffte fich zu erheben. Der Kriegsminifter, General Bernadotte, zog damals die Blicke auf fich, fowohl durch den Glanz feines Rufs, als durch die fchnelle Entfchliefsung in gefährlichen Lagen, den wahren Charakter der Männer, die zu einer grofsen Rolle beftimmt find. Der Herzog von Enghien vertraute ihm durch einen gemeinfchaftlichen Freund feinen Aufenthalt in Paris, und liefs ihm zu gleicher Zeit den Marfchallsftab anbieten, wenn er die Bourbons auf dem Throne wieder herftellen wollte. „Ich kann Ihrer Sache nicht dienen" erwiederte der General Bernadotte, „meine Ehre bindet mich an den Willen des franzöfifchen Volks; aber da der Abkömmling eines Helden, da ein Menfch fich mir anvertraut hat, foll ihm nichts Uebles widerfah-

Digitized by Google

fahren. Der Herzog von Enghien mag alſo gleich abreiſen: denn in drey Tagen dürfte ſein Geheimniſs nicht mehr das meinige ſeyn; und ich müſste ihn dem Vaterlande aufopfern." So findet ein wahrhaft groſsmüthiges Herz immer das Mittel, die dem Anſchein nach widerſprechendſten Pflichten zu vereinigen.

Uebrigens war dieſe Schrift noch vor dem Einmarſch der Heere Napoleons in das ruſſiſche Reich abgefaſst. Die Vorrede iſt ſpäter geſchrieben, ſeitdem durch die ſchrecklichen Niederlagen derſelben in kurzer Zeit Europa ſeine Geſtalt verändert hat. Der Vf. ſchlieſst die Vorrede mit folgender ſehr wahren und nicht genug zu beherzigenden Bemerkung: „Die dem Joche Napoleons unterworfenen Völker haben bey dieſer Gelegenheit ihre Geſinnung auf eine unzweydeutige Weiſe an den Tag gelegt. Die Herrſcher brauchen nur den durch Ruſslands ruhmwürdiges Beyſpiel gegebnen Anſtoſs zu begünſtigen, um alle ihre Rechte wieder zu erlangen. Die Netze, wovon wir geſprochen haben, [der Vf. hatte vorher von dem in den officiellen franzöſiſchen Blättern eingeführten Syſtem der Täuſchungen und falſchen Vorſpiegelungen geredet] ſind grob und verbraucht, aber es ſind feinere Kunſtgriffe zu fürchten; die an den Höfen Europa's angeſponnenen Intriguen, um ſie durch Unterhandlungen hinzuhalten, um ihre Eiferſucht zu erwecken, um die Bundesgenoſſen zu entzweyen und ſie durch trügeriſche Anerbietungen von dem wahren Zwecke des Krieges abzuleiten. Ein tiefſinniger Geſchichtſchreiber ſagt: „„das Geheimniſs des Deſpotismus iſt, es dahin zu bringen, daſs jeder nur ſeinen Vortheil ſieht, und Niemand an die allgemeine Sache denkt."" Es iſt mit den Staaten, wie mit dem Einzelnen; das Geheimniſs der Univerſalmonarchie beſteht darin, den Eifer für das allgemeine Wohl durch die berechnende Selbſtſucht eines jeden Staates auszulöſchen. Der Gemeingeiſt Europa's wird, wir hoffen es, bey einem ſo mächtigen Aufruf erwachen, und die Völker werden ihre Unabhängigkeit wieder erlangen." Seitdem der Vf. dieſes ſchrieb, iſt, der Vorſehung ſey Dank, dieſe Hoffnung bereits durch die glücklichſten und preiswürdigſten Erfolge in ſolcher Maaſse erfüllt worden, daſs man dem herrlichſten Ausgange des Kampfes für Europa's Freyheit mit Zuverſicht entgegen ſieht.

NÜRNBERG, b. Schrag: *Erlangens Wichtigkeit für das Königreich Bayern.* 1810. 16 S. 8. (3 gr.)

Es iſt ganz natürlich, daſs eine Stadt, wenn ſie an einen andern Herrn übergieng, und bey einer etwa bevorſtehenden Veränderung einen ihr bisher wichtigen Nahrungszweig zu verlieren fürchten muſs, bemüht iſt, die Wichtigkeit deſſelben zu zeigen, und deſſen Exiſtenz zu retten. Dieſs iſt auch die Tendenz der vorliegenden Schrift. Die Abſicht des Vfs. iſt nicht, die Wichtigkeit Erlangens, als Stadt, zu zeigen, oder den Nutzen bemerklich zu machen, den ſie als gewerbreicher Fabrik- und Handelsort dem Königreiche Bayern gewährt. Ihm iſt es hauptſächlich nur um die Erhaltung der Univerſität daſelbſt zu thun, deren Vorzüge er ſowohl in Rückſicht auf ihre innere Einrichtung, als auch auf die dabey angeſtellten Lehrer hier ſchildert. Die Aufhebung oder Verſetzung der Univerſität würde nicht nur der Stadt, wie der Vf. glaubt, einen unerſetzlichen Erwerbszweig entziehen, ſondern auch dem ganzen Königreiche anſtatt eines Nutzens nur Schaden in ökonomiſcher, moraliſcher und literariſcher Hinſicht bringen. Bisher wurde bekanntlich noch keine Veränderung mit dieſer Univerſität vorgenommen. Ob des Vfs. Wort, oder ob andere Umſtände ſo kräftig gewirkt haben, können wir nicht entſcheiden. So viel aber können wir verſichern, daſs die Schilderung, welche der Vf. von den Vorzügen der Univerſität in Erlangen machte, nicht übertrieben iſt.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Rein: *Winterblüten.* Von *G. Reinbeck.* — *Erſter* Kranz. 1810. VIII u. 376 S. (mit Titelkupfer und Muſik). *Zweyter* Kranz. (hier beſagt der Titel: von Dr. *G. Reinbeck*, Königl. Wirtemb. Hofrath.) 1811. 355 S. 8. Mit 1 Kupfer und Notenblatt. (4 Rthlr.)

„Wenn um uns her jede Blüte erſtorben iſt, und die Natur unter dem zartgebleichten Lailaken ruht, doch nicht wie eine Leiche, ſondern wie eine entſchlummerte Braut, dann mag man wohl der Phantaſie einige Blüten entpflücken, und ſie über das bräutliche Lailaken hinſtreuen. Solche Winterblüten habe ich hier in einen Kranz geordnet, und biete ihn Jedem dar, der dafür Sinn hat, beſonders aber dem bräutlichen Geſchlechte. Möchte es dieſen Kranz würdig finden, den häuslichen Heerd damit zu ſchmücken, wenn die heilige Flamme, die nie verlöſchen möge! es um ihn verſammelt. — Iſt der Duft dieſer Blüten nicht ſo voll und ſüſs, ihr Farbenſpiel nicht ſo üppig und reizend, als von tropiſchen Gewächſen, ſo kann ihren Hauch wenigſtens die zarteſte Pſyche ohne Bedenken einathmen, und das einfachere Blümchen iſt deswegen nicht auch das ungefälligere." Mit dieſer etwas zu koſtbaren Ankündigung eröffnet der Vf. ſein Buch, und ob ſie gleich in dem Rec. eine nicht durchaus vortheilhafte Meinung von dem Ganzen erweckte, ſo las er daſſelbe doch mit der höchſten Unbefangenheit. Mit derſelben Unparteylichkeit wird er auch über den Inhalt des Buchs ſeine Meinung ſagen. Sichtbar iſt das eifrige Beſtreben des Vfs. und Verlegers, dem Publicum etwas Gefallendes und Willkommenes darzubringen, der Inhalt iſt abwechſelnd und mannichfaltig, das Aeuſsere einladend, ja ſchöner, als es den Unterhaltungsſchriften in Deutſchland gewöhnlich zu Theil wird; es fehlt weder an Titelkupfern, noch an Compoſitionen der eingewebten (nicht bedeutenden) Poeſien. Einige von den funfzehn Erzählungen hat der Vf.

Digitized by Google

Vf. aus Taschenbüchern und Zeitschriften hier wieder abdrucken lassen, doch keine ohne vorhergegangene bessernde Nachhülfe, andere erscheinen zum erstenmal; einige sind ganz sein Eigenthum, zu andern aber hat er den Stoff erborgt. Von den letztern bemerken wir nur im Allgemeinen, dass ihre Behandlung dem Vf. gelungen ist; Darstellung und Sprache sind so leicht und gerundet, dass man fühlt, er habe sich den Stoff völlig angeeignet. So trägt er unter andern durch die Bearbeitung der orientalischen Erzählung *Abdélazi* oder *der neue erwachte Schläfer* den Preis über den Vf. der Heliodora davon, der denselben Stoff kürzlich behandelt hat. Nur in der Wahl der fremden Vorbilder ist der Vf. nicht immer ganz glücklich gewesen; die biographische Skizze *Skaramuz*, sonst ohne Bedenken das Genialste in der ganzen Sammlung, passt doch weniger zu den Uebrigen, und widerstrebt zum Theil der sittlichen Grazie, deren Forderungen das ganze, dem zartern Geschlecht vorzüglich gewidmete Buch sonst so sorgfältig angemessen ist. *Das heimliche Sittengericht* hat etwas Unreifes, und einen Stoff, wie der, welcher dem *Familienbilde* zum Grunde liegt, hätte der Vf. ohne Mühe selbst erfinden können. Unter den eignen Erzeugnissen desselben verdienen den Vorzug diejenigen, in denen die Schilderung conventioneller Sitten der grösern und feinern Welt vorherrscht. Hier zeigt sich der Vf. an seinem Orte durch Feinheit und Schärfe im Auffassen, Gewandheit und Sicherheit im Darstellen. Den meisten Beyfall verdient nach unserm Urtheil die Erzählung: *weibliche Würde*, nächstdem *die glückliche Kur*, wo der Ton oft mit Glück ins Scherzende übergeht. Dagegen scheint uns der Vf. in der Schilderung tiefer und starker Gefühle, einfacher ungekünstelter Sitten weniger zu leisten. Hier fühlt man, dass der wahre Quell der Poesie ihm nicht reichlich fliesse; der Mangel eines eigenthümlichen kräftigen Bildnertalents verräth sich sowohl durch den Totaleindruck, als durch einzelne Missgriffe. So ist der Stoff mitunter zu einfach und arm an Momenten, so dass man das ganze Gewebe auf den ersten Blick durchschaut, oder auch zu gewöhnlich. Mehrmals ruft der Vf., statt Alles unvermerkt aus dem Gange der Sache zu entwickeln, den Zufall zu Hülfe, z. B. S. 22. des zweyten Bandes, wo ein Blitzstrahl den Knoten löst; S. 52. ebd. ein Sturz mit dem Pferde u. dgl. Der Darstellung mangelt es an strenger Eigenthümlichkeit, wie man am besten fühlt, wenn man die Erzeugnisse des Vfs. mit denen eines Heinrich von Kleist z. B. vergleichen will. Dort ist alles belebt, überall der eigenthümliche Charakter der Gegenstände, der Empfindungen durch die Rede streng ausgeprägt; bey Hrn. *Reinbeck* finden wir dagegen eine blühende, reiche und schöne Diction, die aber selten tief eindringt, scharf und kräftig zeichnet. In mehrern Erzählungen steht die Kunst des Vfs. ungefähr auf gleicher Höhe mit der des Vfs. der Heliodora in mehreren seiner neuern Producte, von denen Rec. hier nur gleich den Roman: *Edmund's Prüfungen*, nennen will. Liebende verweilen gern in der Einsamkeit der schönen Natur, süfse Herren flattern von einer Blume zur andern, Charaktere von innerm Gehalt ziehen sich aus dem unruhigen Weltleben in die ländliche Stille zurück, legen wenig Bedeutung auf den Unterschied der Geburt und des Standes u. s. f.; das alles sind wahre Züge, die aber noch lange kein gutes Gemälde geben. Wir finden sie bey unserm Vf. nur zu oft und allgemein gebraucht wieder. Auch die Wendungen verrathen vielfach eine Ansicht der Dinge, die sehr mit dem Gewöhnlichen zusammengrenzt. Wir meinen unter andern Stellen, wie S. 49. des zweyten Theils. „Amalie war jung, schön und edel, *drey Vorzüge, die nicht immer vereint sind.*" (Ganz recht); oder gleich auf der folgenden Seite: „Amalie trat dem Leidenden näher, ohne sich zuzudrängen; sie suchte gern Gelegenheiten auf, ihn seinem Hinbrüten zu entreifsen; ihm das verlorne Vertrauen auf Menschenwerth und Treue wiederzugeben, sein zerrissenes Herz wieder empfänglich zu machen für die Freuden des Lebens und für die Gefühle der Freundschaft, sie suchte ihm neuen Glauben an Frauenwürde einzuflöfsen, und — *wie konnte es ihr mifslingen?* (Mufs denn einer Dame alles gelingen? Solche Wendungen, welche alle Gegenwirkung ausschliefsen, sind unpassend: denn in der Kunst soll das freye Spiel der Kräfte nirgends gehemmt werden.) Sehr oft erzählt der Vf. auch, wo er die Personen selbst redend einführen sollte, und sein Erzählungston nähert sich, durch seinen zusammenhängenden Flufs und den Mangel an raschen Uebergängen, einigermafsen dem Lehrton. In den Charakteren ist, nach dem Vorgange bekannter Schriftsteller, ein zu durchgängiger Edelmuth herrschend; in der *dritten* Erzählung des *zweyten* Bandes trafen wir dagegen auch auf eine Bosheit, die zum Glück mehr dem Roman als dem wirklichen Leben ähnlich sieht. Dessen ungeachtet glauben wir, dass der Vf. seinen Zweck, besonders in dem von ihm zunächst erkornen Kreise, sehr gut erreichen werde, wenn es uns gleich aus mancher Rücksicht gerathen schien, seine Sammlung etwas strenger an die Forderungen der Kritik zu halten.

Digitized by Google

MONATSREGISTER

vom

OCTOBER 1813.

I.

Verzeichniſs der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recenſirten Schriften.

Anm. Die erſte Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an. Der Beyſatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.

A.

Angelii, Petr. Barg., quo ordine ſcriptorum hiſtoriae Romanae monimenta legenda ſint, libellus. Quem denuo excudi curatum verſione theodiſca ditavit Joſ. *Koller*. 245, 288.

Anſichten, aeſthetiſche. EB. 106, 841.

Anweiſung zur geheimen Correſpondenz ſyſtemat. entworfen von *J. B.* EB. 107, 855.

Auguſtin, Fr. L., Repertorium für die öffentl. u. gerichtl. Arzneywiſſenſchaft. 18 u. 22 St. EB. 112, 893.

B.

Baumann, Aeg., kurzer Unterricht in der Obſtbaumzucht. 2e mit einem Anhang über die gemeinnützigſten Pflanzen verm. Aufl. EB. 109, 870.

Becker, K. A. G., allgem. Weltgeſchichte u. kleine Erdbeſchreibung für Lehrende u. Lernende. EB. 115, 918.

Bendavid, Laz., über die Religion der Hebräer vor Moſes. 234, 199.

Bibliothek der neueſten und wichtigſten Reiſebeſchreibungen; herausg. von M. C. *Sprengel*, fortgeſ. von T. F. *Ehrmann*. 41 u. 42r Bd. enth. T. *Speeleveldt's* Briefe üb. die Inſel Walcheren; a. d. Holländ.; u. J. *Meermann's* Reiſen durch den Norden von Europa; a. d. Holländ. von Fr. *Rühs*. 21 u. 22r Th. 253, 345 — 365.

a *Birkenſtock*, J. Melch., Carmen poſtumum in Monumentum Aeternae Memoriae Mariae Chriſtinae Archiducis Auſtriae — — Acceſſit Interpretatio Germanica a Familiari tentata. 242, 257.

Bodmann, Fr. Joſ., ſ. Codex epiſt. Rudolfi I.

Burns, A., von einigen der häufigſten und wichtigſten Herzkrankheiten, vom Aneurysma der Bruſtaorta — — Aus dem Engl. mit einer Abh. über die blaue Krankheit (vom Dr. *Naſſe*). 250, 321.

C.

Codex epiſtolaris Rudolfi I. Rom. Regis, epiſtolas CCXXX Anecdotas continens. — Luci publicae commodisque utentium conſignavit Fr. Joſ. *Bodmann*. 246, 296.

a *Coelln*, D. G. C., Diſſert. exegetico - critica de Joelis prophetae aetate. 236, 215.

E.

Eckoldt, J. G., ſ. F. H. *Martens*.

Efterretninger fra Selſkabet for indenlandsk Kunſtflid. 10 — 12s H. EB. 115, 913.

Ehrmann, T. F., ſ. Bibliothek der Reiſebeſchreibungen.

Erlangens Wichtigkeit für das Königreich Baiern. 259, 397.

F.

Furthner, P. F. A., das Ganze der chriſtl. Sitten- und Glaubenslehre. 3r Jahrg. EB. 106, 848.

G.

Garten - Handlexicon für Unerfahrne in der Gartenkunſt und Beſitzer kleiner Gärten, durchgeſehn und verm. von J. V. *Sickler*. 248, 311.

Gaspari's, A. Ch., Indledning til Jordbeſkrivelſen. Aus dem Deutſchen mit Anmerk. von J. K. *Höſt*. EB. 109, 872.

Geiger, Fr. Xav., die Obſtbaumzucht. 1 — 4r Th. Der 2te Th. auch:

— — Unterricht in der Kunſt die Obſtbäume durch Pfropfen zu veredeln. Und der 4te Th. noch:

— — die Krankheiten der Obſtbäume zu heilen und die Feinde derſelben unſchädlich zu machen und zu vertilgen. EB. 113, 902.

Geliebten, die getrennten; die Rache gekränkter Liebe; die Morgengeſellſchaft am Theetiſche. Drey Erzählungen. 256, 376.

Geſpräche, neue franzöſiſche, für Deutſche. 2e verb. Ausg. EB. 106, 845.

Gotthard, J. Ch., Deutſchlands Manufactur-, Fabrik- und Handels-Pflanzen. 252, 342.

Grei-

Digitized by Google

Greiling, J. Ch., das Leben Jesu von Nazareth. 252, 340.
Grimm, W. C., drey alte schottische Lieder in Original u. Uebersetz. Nebst einem Sendschreiben an F. D. *Gräter*. 258, 391.

H.

Hacker, J. G. A., Communionbuch für Personen aus den gebildeten Ständen. EB. 106, 846.
Hartig, G. L., Anweisung zur Taxation und Beschreibung der Forste. 3e verm. Aufl. 1r od. theoret., 2r od. prakt. Th. EB. 113, 904.
Heindorf, L. F., s. *Platonis* Phaedo.
Horn, Fr., Luna. Ein Taschenbuch für das Jahr 1805. EB. 107, 849.
Höst, J. K., s. A. Ch. *Gaspari*.
Hutt's Lustspiele. 2s Bdch. EB. 114, 910.

I.

Jäck, J. H., Bamberg und dessen Umgebungen. Ein Taschenbuch. 257, 383.
Jacopi, G., Esame della dottrina di *Darwin* sul moto retrogrado dei liquidi nei vasi linfatici. EB. 109, 865.
Jahn, J., Enchiridion hermeneuticae generalis tabularum veteris et novi Foederis. 256, 369.

K.

Kaiser, G. Ph. Chr., die biblische Theologie, od. Judaismus und Christianismus. 1r od. theoret. Theil. 246, 289.
Kern, G. L., Dissert. de errore contrahentium. EB. 112, 891.
Klose, W. Fr. W., Beyträge zur gerichtl. Arzneykunde. 255, 365.
Koller, Joh., s. Pet. *Angeli Barg*.

L.

Lavagna, F., Esperienze e riflessioni sopra la carie de' denti umani. 257, 377.
Leisler, J. P. A., natürliches Staatsrecht. EB. 114, 905.
Lieder, drey alte schottische, s. W. C. *Grimm*.
Luna. Ein Taschenbuch, s. Fr. *Horn*.

M.

Magold, Maur., mathematisches Lehrbuch. 1r Th. 3e verm. Ausg. auch:
— — Lehrbuch der Arithmetik. EB. 112, 896.
Marezoll, J. G., Beyträge zur Belebung des religiösen Sinnes in Predigten. EB. 110, 873.
Märker, J. F., das A B C- und Lesebuch, wie es Lehrer wünschen werden. EB. 116, 928.
Martens, F. H., über eine sehr complicirte Hasenscharte, oder einen sogenannten Wolfsrachen, operirt von J. G. *Eckoldt*. EB. 107, 853.
Meermann's, J., Reisen durch den Norden u. Nordosten von Europa. Aus dem Holländ. von Fr. *Rühs*. 1 u. 2r Th., s. Bibliothek der Reisebeschreibungen von *Sprengel* u. *Ehrmann*. 41 u. 42r Bd.
Meister, J. Ch. Fr., Lehrbuch des Naturrechts. 251, 329.
Meusel, J. G., Lexicon der vom Jahre 1750 bis 1800 verstorb. deutschen Schriftsteller. 13r Bd. EB. 109, 868.
Michaelis, J. Fr., die Arithmetik, oder das bürgerl. kaufmännische Rechnen. 3e verm. Aufl. des berlinischen Rechenbuches. EB. 117, 936.

N.

Nasse, Dr., s. A. *Burns*.
Natorp, B. C. L., Entwürfe zu Predigten über die sonn- und festtägl. epistol. Perikopen. EB. 110, 878.

P.

Platonis Phaedo. Cum annotatione perpetua edid. L. F. *Heindorfius*. 244, 273.
Πλατωνος Φαιδων, *Platonis* Phaedon explanatus et emendatus Prolegom. et Annotat. Dan. *Wyttenbachii*. 244, 273.
Pohl, Fr., Anleitung zum Kochen und Braten im Wasserdampfe. Aus dem Archive der deutschen Landwirthsch. bes. abgedr. EB. 110, 880.

R.

Rätze, J. G., Kantische Blumenlese; nebst einer Abhandlung über die Hauptresultate der Kantischen Philosophie. 1s Bdchn. 2e verm. Aufl. EB. 107, 856.
Reinbeck, G., Winterblüten. 1 u. 2r Kranz. 259, 398.
Reinhard u. *Ammon* als Dogmatiker, oder kritische Bemerkungen über *Ammon's* Summa theologiae christ. mit Rücksicht auf *Reinhard's* Vorles. über die Dogmatik. 241, 261.
Remer, W. H. G., Lehrbuch der polizeylich-gerichtlichen Chemie. 2e verm. Aufl. EB. 108, 857.
Repertorium für die öffentl. und gerichtl. Arzneywissenschaft, s. Fr. L. *Augustin*.
Rosenmüller, E. F. C., de versione Pentateuchi persica Commentatio. 256, 373.
Roth, G. M., nonnullae observationes ad Tit. Digest d. juris et facti ignorantia. EB. 112, 889.
Rühs, Fr., s. Bibliothek der Reisebeschr. von *Sprengel* und *Ehrmann*. 41 und 42r Bd. oder, J. *Meermann's* Reisen durch den Norden von Europa. 1 u. 2r Th.

S.

Digitized by Google

S.

Sara Reinert, eine Geſchichte in Briefen; vom Verf. des Siegfried von Lindenberg. 1 — 4r Bd. EB. 115, 919.

Scherf, J. Ch., ſ. A. *Wienholt*.

Schreiben eines Oheims an ſeinen Neffen über die drückende Lage des Weltprieſterſtandes. 239, 239.

Schubart, Ludw., Charaktere oder Gemälde nach dem Leben. 253, 350.

Schulze, G. E., Leitfaden der Entwickelung der philoſophiſchen Principien des bürgerlichen u. peinlichen Rechts. 236, 209.

Schwedler, J. G., Worte des Herrn an die Freunde des Vaterlandes; Katechismus chriſtl. Vaterlandsliebe. 3e Aufl. Für Sachſen und andere Länder die 1ſte Aufl. EB. 111, 887.

Seltenreich, K. Ch., Predigtentwürfe üb. die acht neuen epiſtol. Texte im Königr. Sachſen. EB. 114, 908.

— — Predigtentwürfe üb. die gewöhnl. Sonn-, Feſt- u. Apoſteltags-Evang. u. Epiſteln in ausführl. u. abgekürzter Form. 1or Bd. EB. 114, 908.

— — Predigtentwürfe über die Leidensgeſchichte Jeſu nach dem Matth. u. Marcus in ausführl. u. abgekürzter Form. EB. 114, 908.

Sickler, J. V., ſ. Garten-Handlexicon.

Speeleveldt's, T., Briefe üb. die Inſel Walcheren, ſ. Bibliothek der Reiſebeſchr. von *Sprengel* u. *Ehrmann*. 41r Bd.

Spieker, C. W., chriſtliche Religionsvorträge; nebſt religiöſen Betrachtungen als Einleitung zu den Predigten. EB. 111, 881.

Sprengel, M. C., ſ. Bibliothek der Reiſebeſchreibungen.

Streckfuſs, K., Erzählungen. 251, 335.

T.

Teichmann, Fr., über Teichfiſcherey. 250, 327.

Treviranus, G. R., über den innern Bau der Arachniden. Herausg. von der phyſikal. med. Societät zu Erlangen. 1s H. 241, 249.

U.

Ueber das Continental-Syſtem und den Einfluſs deſſelben auf Schweden, von *A. W. S.* 258, 385.

V.

Vogel, P. J. S., Commentationis de Apocalypſi Joannis P. I et II. 235, 208.

W.

Weiſse, Ch. E., Geſchichte der kurſächſiſchen Staaten. 5r — 7r Bd. Auch:

— — neueſte Geſchichte des Königr. Sachſen, ſeit dem Prager Frieden bis auf unſere Zeiten. 1 — 3r Bd. Der 3te Bd. auch:

— — Geſchichte Friedr. Auguſts, Königs v. Sachſen, bis zum Poſener Frieden. EB. 116, 921. u. 936.

Weiſſer, Fr. Ch., kleine Satiren und Tändeleyen. EB. 115, 897.

Wenzel, Joſeph und Karl, über die ſchwammigen Auswüchſe auf der äuſsern Hirnhaut. 234, 193.

Wienholt's, A., ſieben Vorleſungen üb. die Entſtehung der Mifsgeburten; herausg. von J. Ch. *Scherf*. 237, 222.

Wilmſen, F. P., der Bibelfreund. Ein Anhang zum Brandenburg. Kinderfreunde. Auch:

— — die Lehren u. Gebote der Religion Jeſu Chriſti in Sprüchen und Liedern. EB. 116, 926.

Wolff, L., Diſſert. anatomica de organo vocis mammalium. 257, 381.

Wundergürtel, der; die Nebenbuhlerinnen; Abdelazi u. Asmolan. Vier Erzählungen nach dem Span. vom Verf. der Heliodora. 249, 320.

Wyttenbach, Dan., ſ. Πλατωνος Φαιδων.

Z.

Zimmer, J. C., phyſiolog. Unterſuchungen über Mifsgeburten, nebſt der Beſchreibung u. Abbildung einiger Zwillingsmifsgeburten. 235, 204.

(Die Summe aller angezeigten Schriften iſt 74.)

II.

Verzeichniſs der literariſchen u. artiſtiſchen Nachrichten.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Frank in Kiel 238, 231. *Hadaly v. Hada* in Peſth 249, 320. *v. Korbélyi* in Peſth 253, 351. *v. Pfaff* in Stuttgart 255, 392. *Schenkel* in Amberg 238, 232. *Sennovitz* in Eperies in Ungern 253, 352. *Zipſer* in Neuſohl in Ungarn 258, 391.

Todesfälle.

Buchhorn in Magdeburg 242, 263. *Grétry* in Ermenonville 245, 288. *Heinze* in Reinerz in Schleſien 252, 343. *Ith* in Bern 245, 288. *Koch* in Straſsburg 249, 319. *Langhans* in Bern 258, 392. *Loſſius* in Leipzig 245, 287. *Meyer* in Bremen 245, 287.

Uni-

Digitized by Google

Universitäten, Akad. u. andre gel. Anstalten.

Berlin, Universität, Verzeichniss der Wintervorlesungen vom Octbr. 1813 an 240, 241. *Christiania*, königl. Gesellsch. für Norwegens Wohl, Preisfr. in der naturwissenschaftl. und in der ökonom. Klasse 241, 255. *Halle*, Universität, Wiedereinsetzung des vollen Gehalts der Professoren daselbst durch ein Rescript des Königl. Preuss. Militärgouvernements. 258, 391. *Hanau*, Wetterauische Gesellsch. für die gesammte Naturkunde, Auszug aus den Verhandlungen derf., öffentl. Sitzung, Vorlesungen 243, 267. *Kopenhagen*, medicin. Gesellsch., Vorlesungen 243, 267. — Skandinavische Literaturgesellsch, Vorlesungen 243, 267. — Wissenschaftsgesellsch., Vorlesungen 243, 266. *Paris*, historische Klasse am kaiserl. Institut, Berichs über die diesjähr. Arbeiten derf. 243, 265.

Vermischte Nachrichten.

v. Pfaff in Stuttgart, Feyer seines 50jährigen Amts-Jubelfestes 258, 392.

III.

Verzeichniss der literarischen Anzeigen.

Ankündigungen von Autoren.

Meister's in Breslau 1r. Th. seines Juris Romani privati ejusque puri 240, 248.

Ankündigungen von Buch- u. Kunsthändlern.

Darnmann in Züllichau 240, 247. 248. *Gädicke*, Gebr., in Berlin 243, 271. *Gleditsch* in Leipzig 240, 247. *Goedsche* in Meissen 240, 247. *Kupferberg* in Mainz 243, 271. *Richter* in Leipzig 240, 247. *Steinacker* in Leipzig 240, 248. *Stiller* in Rostock 243, 272.

Vermischte Anzeigen.

Rosmässler's in Leipzig Antikritik gegen die Recension von seiner Anweisung Zeichnen zu lernen, in der A. L. Z. 1813, nebst Antwort des Recensenten 243, 269.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

THEOLOGIE.

LEIPZIG, b. Barth: *Analekten für das Studium der exegetiſchen und ſyſtematiſchen Theologie*, herausgegeben von *C. A. G. Keil* und *H. G. Tzſchirner*, Profeſſoren der Theologie in Leipzig. *Drittes* Stück. 1813. 204 S. gr. 8.

Vorliegendes dritte Stück dieſes verdienſtlichen exegetiſch-dogmatiſchen Magazins, deſſen erſte Stücke No. 60—62. dieſes Jahrganges beurtheilt worden ſind, beginnt mit dem ausführlichſten Aufſatze dieſer Sammlung überhaupt: I. *Ueber das Alter, den Inhalt, den Zweck und die gegenwärtige Geſtalt des Buches Hiob.* Verſuch eines Beytrags zur Einleitung in das alte Teſtament von *G. H. Bernſtein*, (Prof. zu Berlin). (S. 1—137). Die Wahl dieſes Gegenſtandes iſt um ſo glücklicher, da es in der That Noth thut, daſs endlich ein feſtes Urtheil beſonders über das Alter dieſes Buchs begründet, und dann allgemeiner angenommen, grundloſe Hypotheſen aber beſeitigt werden, zumal wenn einige derſelben von ihren Anhängern nur wiederholt werden ſollten, um eine einmal gefaſste oder ausgeſprochene Meinung nicht ſo leichten Kaufs wieder aufzugeben. Die Ausführung erregt ein ſehr günſtiges Vorurtheil für den richtigen Blick des Vfs., der, ſoviel wir wiſſen, im Fache der *bibliſchen* Literatur hier zuerſt auftritt, und zeugt von vertrauter Bekanntſchaft mit dem A. T., ſeinem Geiſte, und dem Beſſern, was darüber geſagt worden iſt. In hiſtoriſch-äſthetiſcher Rückſicht fanden wir am meiſten Annäherung an *de Wette's* Anſichten (Studien, B. 3. H. 2. S. 278 ff.), in philologiſcher Rückſicht an *Geſenius*, wiewohl es dem Aufſatze auch keineswegs an eigenthümlichen Vorſtellungen gebricht. Wir ſuchen jetzt den Inhalt deſſelben kurz darzuſtellen, und begleiten ihn mit einigen Bemerkungen. Der Vf. geht von der doppelten Bemerkung aus, daſs das Gedicht 1) vom Anfange bis zu Ende freye *Fiction*, 2) daſs es *rein iſraelitiſchen* Urſprungs ſey. Wiewohl darüber einig, daſs die Begebenheiten des Hiob (Cap. 1. 2. 42) poëtiſche Fiction ſeyn, lieſsen die meiſten Ausleger doch die Möglichkeit offen, daſs ein Hiob, berühmt durch Reichthum, Weisheit und plötzliche Unglücksfälle, wirklich im hohen Alterthume gelebt und den Stoff zu dieſem Lehrgedichte gegeben habe. Dieſe hat zwar der Vf. nicht ganz geleugnet, vielmehr S. 14. zugegeben, aber ſchon der bedeutſame, wahrſcheinlichſt mit Rückſicht auf den Inhalt des Buches gewählte Name dient ihm mit Recht zum Fingerzeig, daſs auch ſeine Perſon eine reinpoetiſche und erdichtete ſey. Er erklärt dieſen aber nicht aus dem Arabiſchen: *fero reſipiſcens*, ſondern ſehr treffend aus dem Hebräiſchen: (vom Schickſal) befeindet, von איב, nach der der Form איר Geborner. (Das ebenfalls angeführte איב Betrunkener gehört nicht hieher, denn hier iſt die Bedeutung ſo gut activ, wie in איב Starker). Von Wichtigkeit war hier vorzüglich Ezech. 14, 14, wo Hiob neben Noah und Daniel genannt wird, welche Stelle aber den Vf. bey ſeiner Anſicht in einige Verlegenheit ſetzen muſste. *Entweder* kannte Ezechiel den Hiob als eine hiſtoriſche Perſon unabhängig von dem Gedichte und vor demſelben, *oder* er kannte ihn nur aus dem Gedichte, und faſste ihn, wie damals ſchon gewöhnlich, hiſtoriſch auf; dann muſs aber das Buch Hiob älter ſeyn, als Ezechiel, was der Vf. nach der unten folgenden Ausführung nicht zugiebt. Er entfernt dieſe Schwierigkeit nicht ohne alle Willkür, indem er die ganze Stelle des Ezechiel verdächtig macht, und durch die Vermuthung, daſs entweder das ganze Orakel von jüngerer Hand ſey, oder daſs ſtatt Daniel und Hiob zwey andre Namen im Texte geſtanden, für welche man ſpäter dieſe geſetzt habe. Unter den (wiewohl leicht zu widerlegenden) Gründen für ſeine hiſtoriſche Exiſtenz hätte auch angeführt werden können, daſs das ſpätere Morgenland, z. B. der Koran, ihn allgemein als einen Propheten und Nachkommen des Eſau aufführt. Vollkommen gelungen iſt die Ausführung der zweyten Bemerkung über den iſraelitiſchen Urſprung des Gedichtes. Um dieſen mit einer gewiſſen arabiſchen oder idumäiſchen Farbe, welche man in dem Buche zu bemerken glaubte, zu vereinigen, hat man wohl (ſ. *Eichhorn's* Einleit., III, 576) den vermittelnden Weg eingeſchlagen, den hebräiſchen Verfaſſer wenigſtens in Arabien gehoren werden zu laſſen. Allein auch dieſes geſteht Hr. *B.* nicht zu, indem er dem Gedichte dieſe Annäherung an das Arabiſche abſpricht. Das Rauhe in der Sprache, das (nach *Eichhorn*) wie zwiſchen Felſen hervertönt, geſtand ſchon *Jahn*, nicht entdecken zu können, das Gnomenartige (ähnlich den arabiſchen *Conſeſſibus*) findet ſich in einem höhern Grade in den Proverbien, ohne daſs man dieſe deshalb aus Arabien herleiten wird; und ſo zeigt der Verf. überall, daſs alles als arabiſirend aufgeführte auch dem Ideen- und Phantaſienkreiſe eines paläſtiniſchen Iſraeliten vorſchweben konnte. Zu der hier berührten Unterſuchung über עוץ hat Hr. *B.* nichts beygeſteuert; er meint ſelbſt, daſs man das Damaſceniſche الغوطة beybehalten

halten könne, wenn gleich die drey Freunde (z. B. der Themanit Eliphas) etwas fern davon wohnten, denn bey einem Dichterproducte dürfe man nach dem Wie? nicht ängſtlich forſchen. Aber muſs nicht jeder Dichter wahrſcheinlich dichten? Auch gefällt es uns nicht, daſs der letztere Knoten dadurch zerhauen wird, daſs das Vaterland der drey Freunde (Themanit, Suchit, Naamathit) in den Ueberſchriften für unecht erklärt wird. — Nach dieſer Einleitung folgt I. *die Unterſuchung über das Alter des Gedichts*, der ausführlichſte Theil der Abhandlung (S. 37—121.), der zugleich zu den ſicherſten Reſultaten führen dürfte. Zuerſt werden die verſchiedenen, bekanntlich *ſehr* abweichenden Meinungen der Gelehrten angeführt. Gleich zu Anfang fehlt hier eine der älteſten, welche unter den Neuern *J. D. Michaelis* wieder ausſchmückte, daſs Moſe nämlich der Verfaſſer des Buches ſey; ſ. die Zeugniſſe in *Frid. Spanhem. hiſt. Jobi, cap. XIII. Carpzov Introd. II*, 51; und ungenau wird die in neuern Zeiten von *Herder* und *Eichhorn* empfohlne Anſicht, welche die Abfaſſung des Gedichts in die vormoſaiſche Zeit ſetzt, die älteſte und allgemeinſte genannt. *Spanheim* a. a. O. („Cap. VIII, S. 161 ff.") hat davon nichts, und *Carpzov* (II, 45) ſagt etwas ganz anderes, nämlich, daſs die meiſten Rabbinen das *Leben* des Hiob in die Zeit der ägyptiſchen Sclaverey verſetzten. Von der Abfaſſung des Buches redet er anderswo S. 51 ff. Er ſelbſt ſetzt auch weder das Leben Hiobs, noch die Abfaſſung des Buches, wie hier angegeben wird, in die Patriarchenwelt, ſondern (S. 46) ſein Leben zwiſchen die Begebenheiten der Geneſis und Exodus; die Abfaſſung aber theilt er, und läſst den poetiſchen Theil Hiob ſelbſt aufſetzen, den proſaiſchen Theil in Samuels Zeitalter, etwa von dieſem ſelbſt, hinzufügen. S. 56—58. Aehnlich *Calov* und unter den Alten *Pſeudoorigenes (Prolog. Comment. in Jobum)*, der das Buch von Hiob in ſyriſcher Sprache ſchreiben und von Moſe ins Hebräiſche überſetzen läſst. Der älteſte Behaupter einer vormoſaiſchen Abfaſſung ſcheint Origenes ſelbſt, ſ. *Carpzov* a. a. O. S. 52, nach welchem dieſe Meinung in neuern Zeiten durch *Herder* wieder aufgenommen worden iſt: Der Verf. ſelbſt erklärt ſich S. 48. für die letzten Zeiten des Exils oder die Zeit unmittelbar nach demſelben, und führt dieſen Beweis 1) aus dem jüngeren Sprachgebrauche, 2) dem Inhalte, und 3) dem Zwecke des Gedichtes. Unter jüngerem Sprachgebrauch verſteht er das Aramäiſchartige im Wortvorrath, Wortbedeutungen, Phraſen und Formen, welches in den Schriftſtellern nach dem Exil aus ihrer aramäiſchen Landesſprache mehr oder weniger durchſchimmert, und ſich in den Büchern Koheleth, Eſther, Daniel am klarſten ausgedrückt hat. Die Annäherung an den Sprachgebrauch dieſer Periode, wie ſie *Geſenius* (Vorrede zum hebr. Wörterb. Th. I. S. XXVII.) andeutete, wird hier durch Induction aller Beyſpiele dargethan, die nach der Reihe der Kapitel zuſammengeſtellt und zuweilen mit exegetiſchen Bemerkungen begleitet werden. Zweckmäſsiger würden ſie vielleicht unter gewiſſe Rubriken als: jüngere Wörter, Wortbedeutungen, Formen u. ſ. w. geordnet worden ſeyn, auch hätte in Rückſicht der Citate (z. B. S. 68) durch Verweiſung auf Lexica und Concordanzen mancher Raum geſpart werden können. Prolog und Epilog, ſo wie die Rede des Elihu, welche alle der Vf. für unecht oder ſpäter angefügt hält, hat er hier von der Unterſuchung ganz ausgeſchloſſen, was Rec. nicht billigen kann, da ſie offenbar in Rückſicht auf die Sprache mit dem übrigen Gedichte ein Ganzes ausmachen, und wenn auch von anderer, doch gewiſs nicht viel ſpäterer Hand ſind. Bey noch genauerer philologiſcher Durchforſchung würde der Vf. vielleicht manches, als nicht oder minder beweiſend, ausgelaſſen und anderes hinzugefügt haben. So gehören die grammatiſchen Formen, wie אֹתִי (*mit n parag.*) und מַחְשָׁבָה (*Verbalia* aus *Piel* mit *Kamez impuro*) S. 56. 57 keineswegs in ein ſpäteres Zeitalter, wenn ſich gleich ähnliche Formen auch im Syriſchen finden! Der Verf. erinnere ſich hier deſſen, was er S. 21 treffend gegen das Wittern der Arabismen in dieſem Buche bemerkt hat. Beyfügen wollen wir nur einige ſpätere Formen und Bedeutungen aus den erſten Kapiteln. 4, 13: שִׂעִפִּים Gedanken, v. Nachtgeſichten, Träumen (vgl. 33, 15), ſ. Dan. 2, 29, 30. 4, 16; 5, 8: דַּרְגָּה; 7, 3: מַנָּה; 9, 12: die Phraſe: wer ſagt zu ihm, was machſt du? vgl. 21, 22. Kohel. 8, 4, noch ſtärker Dan. 4, 32; 13, 13: מָה f. *quodcunque*, und als Negation 16, 6. 31, 1; 14, 9: מִיַּח מַיִם vgl. מִיַּח מוּר Dan. 3, 27 u. ſ. w. Von grammatiſchen Formen hätten die Schreibart מַיִץ 6, 27. für מָץ, מָאוּם 31, 6. vgl. Dan. 1, 4; מַיִם f. מַאִם und mehrere andere hervorgehoben werden können. Den Beweis für das jüngere Alter 2) aus dem *Inhalte* führt der Vf., indem er behauptet, daſs abgeſehen von dem („unechten") Prolog und Epilog in dem Gedichte ſelbſt nichts vorkomme, welches darauf führe, ſeine Scene in das patriarchaliſche Zeitalter hinauf zu verſetzen. Im Gegentheil ſpiegele ſich in dem Gedichte ein Leidender aus der Unglücksperiode der Unterjochung des iſraelitiſchen Staates, und ſeine Klagen ſeyn analog mit denen der meiſten Unglückspſalmen. Auch in dieſen, ſo wie in den Klageliedern, wird häufig das Unglück eines Einzelnen oder der Nation unter dem Bilde einer heftigen Krankheit geſchildert; ſo wie man aber jenes nur bildlich zu nehmen habe (vgl. *de Wette's* Einleit. zu Pſ. 6, 10. 22), ſo auch Hiob's Klagen, ſo daſs die Annahme einer wirklichen Krankheit, etwa der Elephantiaſis, ganz wegfalle, und nur dem Urheber des Prologs angehöre. Die Nachweiſung von Parallelſtellen aus den Klagepſalmen und den Liedern Jeremiä zu den Stellen, in welchen man Beſchreibungen ſeiner Krankheit gefunden hat, erregen allerdings Aufmerkſamkeit, und Rec. iſt immer der Meinung geweſen, daſs z. B. *Michaelis* (Einleit. ins A. T. S. 59.), dem die Meiſten gefolgt ſind, dieſe Stellen mit einem zu mediciniſch-techniſchen Auge angeſehn habe. Indeſſen möchten wir Hiob's Krankheit noch nicht gerade als „Vorurtheil" verwerfen. Daſs der Dichter in einem Zeitalter

Digitized by Google

alter lebte, wo Barbaren das Vaterland überschwemmt hatten, folgert Hr. *B.* unter andern aus 15, 19:

Denen allein noch überlassen war das Land,
Da noch nicht ein Barbar in ihre Mitte gedrungen.

Die Ideen von der Gottheit, den Engeln, das Erwähnen der Städte, der Werth, der auf Schätze gelegt wird u. s. w., alles dieses sey nicht patriarchalisch. Mit Recht wird bemerkt, dass man selbst missverstandene Stellen zur Unterstützung jener Meinung gemissbraucht habe; z. B. wenn Hr. Hofr. *Eichhorn*

29, 6: Da meine Füsse sich noch badeten in Milch
und der Fels mir strömte Bäche des Oels

von einem wirklichen Waschen der Füsse mit Milch versteht, und dabey erinnert, oder daraus schliesst, das Ganze winde sich patriarchalisch ab. (Rec. bemerkt nur, dass, wenn sich gleich in dem Gedichte selbst das Zeitalter seines Verfassers spiegeln sollte, dessen ungeachtet die Scene desselben in ein patriarchalisches Zeitalter, oder nach dem Prolog wenigstens in eine nomadische Gegend versetzt seyn könne.) Auf jenes spätere Zeitalter führte den Vf. 3) der *Zweck* des Gedichts. Dieser scheint ihm kein anderer, als die israelitische Nation in ihrem allgemeinen Leiden und ihr Betragen während jener Unglücksstürme darzustellen, den leeren Trost und Zuspruch zurückzuweisen, den das Volk nach langgewohnter, jetzt als unzuverlässig erkannter, das Gemüth nur noch mehr verwundender Weise von Einzelnen erhielt, und ihr Herz zu erheben zu einem bessern und höhern Glauben und einem festern Vertrauen an die allwaltende Gerechtigkeit." Hiobs Reden schildern hiernach die allgemeinen Leiden der Nation, ihre Stimmung während derselben, ihre Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung; in den Reden der drey Freunde finde man den gewöhnlichen Zuspruch der Propheten, gebaut auf den Glauben an Vergeltung; in den Reden Eloah's aber die Lösung der ganzen Aufgabe, die Stimme des Dichters: es stehe dem Menschen kein Urtheil über Gottes Wege zu: unverrücktes Vertrauen auf ihn gewähre die sicherste Stärkung im Unglück. Habe der Dichter unmittelbar nach dem Exile gelebt, so mache er aufmerksam auf diese unerwartete Wendung des Geschicks, um dadurch den Glauben an Gott für die Zukunft zu veredeln; habe er gegen das Ende desselben gelebt, so lege er, was der Vf. (mit Rec.) vorzieht, ohne erst den Erfolg abgewartet zu haben, sein Urtheil über die Wege der Weltregierung nieder, und suche dadurch sich und seine Leser zum unerschütterlichen Vertrauen zu stählen. — Eine ähnliche nationale Beziehung gaben dem Gedichte schon diejenigen, welche es den Mose zum Trost der in Aegypten gedrückten Israeliten schreiben liessen; z. B. unter den Neuern *Jahn*. Rec. gesteht, dass er in Rücksicht auf das Resultat über das Alter des Buches vollkommen mit dem Vf. übereinstimmt, dass ihm aber die ersten beiden Argumente die stärkeren scheinen. Mit der obigen Stelle des Ezechiel dürfte vielleicht auf andere Weise mit mehr Behutsamkeit auszukommen seyn. Von den diesem Abschnitte eingestreueten exegetischen Bemerkungen heben wir noch einige bedeutendere aus: S. 54. wird תּוּשִׁיָּה für *forma mixta* erklärt aus יָשַׁע helfen, helfen, und יָשַׁי, יָסַע weise, geschickt seyn (ist die letztere Bedeutung wirklich im Sprachgebrauche nachzuweisen?); Cap. 21, 24. wird עֲטִינָיו aus dem chald. עֲטִינָא erklärt (wie der Syrer und Hier.), dah. *seine Seiten sind voll Milch* d. i. mit Milch genährt, *fett*, insofern Milch Bild der Fülle und des Wohlstandes sey. (Allein das Bild bleibt immer sonderbar, wenn man nicht, was Rec. vorziehn würde, mit den Alten statt חָלָב, חֵלֶב Fett liest). 24, 5: נְגָרִים Vertriebene, als Apposition mit לו:

Die öde Steppe dient für sie zum Unterhalt, für die Vertriebenen;

24, 9. wird eine doppelte neue Erklärung des חָבַל עַל vorgeschlagen. Entweder: Fesseln anlegen, so dass es ein *denom.* von חֶבֶל Seil, Strick, sey, oder: misshandeln, vgl. חבל verderben, nach des Vfs. Voraussetzung, dass die Construction durch das thalmud. חָבַל, חָבוּל עַל Verderben über! zu erläutern sey, richtiger: Verderben bringen über. — Den andern Haupttheil der Abhandlung bilden II. *Bemerkungen über die gegenwärtige Gestalt des Buches*, deren Resultate schon in dem Vorigen öfter vorausgesetzt worden sind. Der Vf. behauptet die Unechtheit mehrerer Abschnitte unsers Gedichts, und wenn gleich dessen Urtheil nicht, wie es S. 127. heisst: als: „völlig begründet und nothwendig" erscheinen sollte, so wird man ihm doch zugestehn, dass er mehreres Gedachte und Treffende für seine Meinung gesagt habe. Zunächst 1) die Unechtheit des Prologs und Epilogs (nach *Stuhlmann* und *de Wette*). Bey dem anerkannten spätern Zeitalter des Gedichts konnte die Erwähnung des Satans, auf welchen die bisherigen Bestreiter des Prologs das Meiste baueten, kein Moment abgeben. Statt dessen sucht der Vf. zu zeigen, dass der Inhalt des Prologs und Epilogs mit dem des Gedichtes nicht übereinstimme. Der Zweck des Gedichtes selbst sey, das Thörichte des Ungestüms im Leiden darzustellen, und den gewöhnlichen Glauben an die Vergeltung des Innern durch Aeusseres niederzuschlagen. Statt dessen werde im Epilog dem Hiob sein voriges Glück den Grundsätzen der Vergeltung nach wiedergegeben, und die drey Freunde werden getadelt, da sie doch nach ihrer Ueberzeugung gesprochen und die göttliche Gerechtigkeit vertheidigt hätten. Im Prolog sey vorzüglich die Schwäche und Grausamkeit Jehova's anstössig, und von dem Wettstreit zwischen Jehova und Satan im Gedichte selbst keine Spur. Nebenbey enthalte 19, 17, wo der Kinder Hiobs gedacht wird, einen Widerspruch gegen Prolog und Epilog; auch sey der verschiedene Gebrauch des Gottesnamen auffallend. (Letzterer scheint fast allein aus der Verschiedenheit der gewöhnlichen und der Dichtersprache erklärlich. Die Namen אֵלוֹהַּ, אֵל, שַׁדַּי, sind in der Poesie viel gewöhnlicher, die beiden ersten ihr fast ausschliesslich eigen, יְהוָה und אֱלֹהִים dagegen im Prosa die herrschenden).

Kurz

Digitized by Google

Kurz, das Ganze werde durch diese beiden Abschnitte in den Kreis eines *gemeinen Mährchens*(?) herabgezogen, von einem spätern Juden herrührend, dem die Sphären des Gedichts zu hoch waren. Trage man Bedenken, anzunehmen, dass der Vf., jedermann ohnehin verständlich, unter Hiobs Namen seine Nation redend eingeführt habe, so möge man sich einen kurzen Prolog davor denken (der Vf. entwirft ihn S. 128. nach seinen Vorstellungen), dessen Einfachheit nachher entstellt und zu dem gegenwärtigen umgestaltet wurde. Ein Epilog sey aber ganz unnöthig, da Eloah sich erklärt hatte und Hiob in seine Schranken zurückgetreten war. Nur bemüht, des Vfs. Vorstellungen in der Kürze darzustellen, erlaubt uns der Raum keine ausführliche Gegenbemerkungen, deren sich mehrere darbieten. Wir bitten ihn indessen nur, zu bedenken, dass unsere Begriffe von einem „gemeinen Mährchen" und „faden Erzählungen" doch ganz andere seyn dürften, als die der biblischen Schriftsteller; und dass noch viel auffallendere Legenden (z. B. Jonas) benutzt wurden, um sehr zeitgemässe moralisch-religiöse Wahrheiten dadurch anschaulich zu machen. Des Vfs. Ansicht von der nationalen Tendenz des Gedichtes kann auch mit Beybehaltung des Prologs und Epilogs bestehn; nichts scheint aber dem sinnlichen, lebendigen, individualisirenden Morgenlande, welches alle vorzutragenden Lehren so gern in Erzählungen und Apologen, auch wohl in philosophische Discussionen, die aber immer durch ein bestimmtes, individuelles Factum veranlasst werden, einkleidet, nichts scheint diesem unangemessener, als ein so im Allgemeinen gehaltenes, wir möchten hinzusetzen, mageres Vorwort, wie es der Vf. a. a. O. dem Geiste des Dichters angemessener hält, als das vorgefundene. Kürzer ist der Vf. 2) bey der Unechtheit der Reden Elihu's, für welche aus sonst schon bekannten Gründen auch hier entschieden wird. Unter denselben wird auch erwähnt, dass weder der Prolog, noch Epilog des Elihu erwähne; was also beweisen würde, dass diese Reden noch später, als jene Stücke zugesetzt worden seyn. Etwas zu hart wird *Jahn* mit seiner Vermuthung angelassen, dass Elihu wahrscheinlich schon bey Hiob gewesen, und deshalb nicht besonders erwähnt werde, wenn es heisst: wir fragen ihn, woher er denn dies wisse? Eben daher, woher man überhaupt Dinge weiss, die sich nicht historisch darthun lassen, und deren doch auch der Vf. mehrere vorträgt. Mit dem Obelus bezeichnet unser Vf. 3) den Abschnitt 27, 7 bis 28, 28, wovon *Kennicot*, *Eichhorn*, *Stuhlmann* einen Theil (27, 11 — 23) dem Zophar zuschrieben. Das 28. Cap. passe weder in den Mund Hiob's, noch seiner Gegner, sondern wolle, gleich den Reden Elihu's, den Reden Eloah's vorgreifen. Es möge vom Verfasser der Elihuschen Abschnitte herrühren. Endlich 4) unterschreibt der Verf. *Stuhlmann's* Urtheil über die Beschreibung des Krokodils von 41, 4 — 26. Fast jeder Vers sey ein Verstoss gegen den Charakter unsers Dichters, und alles gleiche dem Schwülstigen und Zügellosen der Elihuschen Reden. Auch sehe man nicht, warum der Dichter nach einer Unterbrechung nochmals darauf zurückkomme. Es ist wahr, dass alle diese Bemerkungen nicht unveranlasst sind, dass auch, wenn man einmal die Reden Elihu's als eine Art von Interpolation anerkannt hat, die Annahme anderer von ähnlichem Geiste minder Schwierigkeit hat; indessen bleibt doch zu erwägen, dass die genaue Einheit und Concinnität, welche man durch diese kritischen Operationen im Gedichte hervorbringt, nicht die Sache der hebräischen Schriftsteller seyn dürfte, und dass es in vielen Fällen die richtigste Erklärung sey, dergleichen für Unvollkommenheiten, und Inconcinnitäten zu halten, aber als solche stehen zu lassen. — Durch etwas mehr Precision in der Darstellung und Vermeidung von Wiederholungen in Worten und Sachen würde der Vf. die Lesung seines schätzbaren Aufsatzes erleichtert, und hier und da anziehender gemacht haben.

(*Der Beschluss folgt.*)

MATHEMATIK.

BERLIN, b. Hitzig: *Kopfrechenbuch* zum Gebrauche des Lehrers bey den Uebungen der ersten Anfänger; von *J. C. F. Baumgarten*, Lehrer der Erwerbschule zu Magdeburg. 1812. 114 S. 8. (8 gr.)

Der Vf. glaubt, dass der glückliche Erfolg bey dem Unterricht im Kopfrechnen, so wie die Gewandtheit und Sicherheit in demselben, von frühzeitigen Uebungen im Zu- und Zurückzählen, in Erlernung und Anwendung des Einmal eins, so wie des Eins in Eins, desgleichen auch in der Reduction der Thaler in Groschen u. s. w. abhänge. In der gegenwärtigen Schrift findet man in verschiedenen Cursen nicht blos den stufenweisen Gang bezeichnet, den der Lehrer bey den Vorbereitungen nehmen kann, sondern auch eine zureichende Menge von Aufgaben, deren Lösung den Anfängern, welche die denselben voranstehenden Formeln ins Gedächtniss gefasst haben, um so leichter werden muss, je mehr der Lehrer die dabey gegebenen Fingerzeige der Beachtung werth findet. Für die späterhin nöthig werdenden Uebungen empfiehlt der Vf. seine frühern zu diesem Behuf herausgegebenen Handbücher, die wir zu seiner Zeit ebenfalls in der A. L. Z. angezeigt haben. Bey der ersten Uebung zählen die Schüler von Eins bis Hundert, indem sie immer Eins zur vorherigen Zahl hinzuthun. Um dieses nicht langweilig zu machen, sind Beyspiele gewählt, welche die Sinnlichkeit der Kinder beschäftigen. Bey den folgenden Uebungen werden noch 2 und 3 zugezählt. So wird es auch bey den übrigen Rechnungsarten gehalten. Der Vf. hat das Ganze in vier Cursus gebracht, wovon der letzte Aufgaben aus den Rechnungsarten mit ungleich benannten Zahlen enthält. Das Facit ist jedesmal beygesetzt. Die Lehrer werden dieses Werkchen gewiss sehr gut gebrauchen können.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

THEOLOGIE.

LEIPZIG, b. Barth: *Analekten für das Studium der exegetiſchen und ſyſtematiſchen Theologie*, herausgegeben von *C. A. G. Keil* und *H. G. Tzſchirner* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

II. *Ueber des hohen Liedes Sinn und Auslegung*, von *E. F. C. Roſenmüller*, (Profeſſor in Leipzig), S. 138—162. Dem Vf. drängten ſich ſeit längerer Zeit Zweifel gegen die Richtigkeit der ſeit *J. D. Michaelis*, *Herder* und *Eichhorn* gewöhnlichen ganz buchſtäblichen Auslegung dieſes bibliſchen Buches als einer Reihe kleiner erotiſchen Gedichte auf, und er überzeugte ſich endlich von ihrer Unrichtigkeit und der Wahrheit der früher beynahe allgemeinen Vorſtellung, daſs daſſelbe eine religiöſe Allegorie enthalte. (In den vorangeſchickten Literarnotizen hätte noch bemerkt werden mögen, daſs lange vor *J. D. Michaelis* ſchon Gregor von Nazianz, und nachher Caſtalio in Genf auf eine buchſtäbliche Auffaſſung deſſelben von bräutlicher und ehelicher Liebe drangen.) Rec. geſteht, daſs ſich ſein Geſchmack gegen jede allegoriſche Deutung dieſes Buches ſträube; er will jedoch die Vorſtellung des Vfs. nebſt ihren Gründen, mit einigen Bemerkungen begleitet, dem Urtheil der Leſer vorlegen. *Zuerſt*, bemerkt der Verf., ſey die Aufnahme eines Gedichtes von ſo profanem Inhalt in eine Sammlung von bloſsen Religionsſchriften, kaum denkbar. Auch mehrere profan ſcheinende Pſalmen ſeyn wegen ihrer meſſianiſchen Bedeutung aufgenommen worden, und eine unbefangene Anſicht des Canons widerlege die Meinung von ſelbſt, daſs dieſer eine Sammlung der Reſte hebräiſcher Literatur, ohne jene religiöſe Rückſicht enthalte. (Hiergegen ſind jedoch Rec. noch mehrere Zweifel aufgeſtoſsen, und auf jeden Falle bleibt der Weg offen, daſs die Sammler des Canon das Hohelied aufgenommen haben, weil man es damals ſchon allegoriſch deutete; was aber ſo wenig, als bey jenen Pſalmen, etwas für ſeine urſprüngliche Bedeutung beweiſet.) *Zweytens* enthalte das Gedicht ſelbſt mehreres, was die buchſtäbliche Auffaſſung nicht zulaſſe. Daſs die Geliebte ein Collectivum ſey, erhelle aus 1, 4 (ſehr füglich kann aber das Mädchen von ſich *und* dem Geliebten *und* ihren Geſpielinnen reden); es ſey ferner dem Coſtum des Morgenlandes zuwider, daſs das Mädchen zur Weinbergshüterin beſtellt wird (1, 5. 6), Nachts in der Stadt herumgeht (3, 1—3), von den Hütern verwundet wird (3, 2. 5, 3. 7), vgl. 8, 2. (Allein hätte auch ein allegoriſcher Dichter wohl ſo ganz gegen das Coſtum ſeines Landes verſtoſsen dürfen? Rec. kann dieſes aber keinesweges für einen Verſtoſs anerkennen, da die Angaben der Bibel höchſtens bey den Weibern der Könige und Groſsen auf eine gewiſſe Eingezogenheit ſchlieſsen laſſen, keinesweges bey den Weibern und Töchtern des gemeinen Mannes oder Hirten, von denen hier die Rede iſt). Die durch das Gedicht herrſchende, von der Geſchlechtsliebe hergenommene Allegorie gründe ſich demnach auf die Stellen der Propheten, in welchen Jehova's Verhältniſs zu dem Volke als ein eheliches geſchildert werde, (Ezech. 16, 23. Jer. 2, 2. Hoſ. 2, 15. 16. Jeſ. 54, 5. 62, 5), und man habe hier nur die Durchführung jenes Bildes zu ſuchen. (Wir bemerken nur, daſs dort überall die Allegorie vollkommen klar und unverkennbar ſey, indem Jehova immer ſelbſt in ſeinem Namen redet; hier aber erſchiene Jehova bald als liebender Hirt, bald als König, der die Geliebte in ſein Harem lockt. Ueberhaupt haben jene Stellen für des Rec. Gefühl gar nichts Paralleles mit dem Hohenliede, und können es höchſtens begreiflich machen, wie jüdiſche Ausleger, z. B. die Chaldäer und Jarchi, auf dieſe Deutung kommen konnten.) Nach Anleitung der chaldäiſchen Paraphraſe und Jarchi's nimmt nun der Vf. in dem Gedichte eine Durchführung der Geſchichte des Volks von der Geſetzgebung (d. i. dem Brautſtande) bis zu den meſſianiſchen Zeiten an, und verſucht dieſen Plan durch das Gedicht hindurchzuführen. Es wird hinreichen, Weniges auszuheben. Die erſten 4 Verſe drücken, heiſst es, den Wunſch des verwittweten Volkes aus, wieder als Gattin aufgenommen zu werden; von V. 5. an folgen die Anſpielungen auf das Jugendalter des Volks. V. 6. u. 7.:

> Seht mich nicht an, daſs ich ſo ſchwarz bin,
> daſs die Sonne mich verbrannt;
> meiner Mutter Söhne entbrannten gegen mich,
> ſetzten mich zur Weinbergshüterin,
> und meinen Weinberg, meinen habe ich nicht gehütet.

werden ſo paraphraſirt: „Verachtet mich nicht, ihr andern Völker, daſs ich ſchwärzer als ihr bin, indem ich, nach eurem Beyſpiele, Sonne und Mond anbetete; die falſchen Propheten verurſachten, daſs Jehova's Zorn gegen mich entbrannte. Sie lehrten mich eure Götter anbeten und eure Gebräuche beobachten. Dem Ewigen aber, welcher mein Gott iſt, diente ich nicht." Die Erklärung des Gedichtes ſteht hier bis 1, 15. (Die Fortſetzung ſoll folgen).

III. *Exegetiſche Bemerkungen über Matth.* 22, 34—40. und *Marc.* 12, 28—34.; von D. *J. G. Roſenmüller.*

Digitized by Google

müller. (S. 163—176.) Der Verf. zeigt, dafs diese beiden Abschnitte nicht, wie man allgemein annimmt, parallel sind, und aus einander erklärt werden müssen, dafs vielmehr Marcus eine andre Begebenheit (wir würden sagen: die Begebenheit anders), als Matthäus erzähle. Der εἷς τῶν γραμματέων bey Marcus 12, 28., welcher Jesu Urtheil über Nächstenliebe und Opfer so ausdrücklich billigte, und von ihm wiederum gelobt wurde, könne kein Pharisäer gewesen seyn, sondern wahrscheinlich ein Karäer, welche dem Wortverstande der Schrift im Gegensatz pharisäischer Traditionen zugethane Secte damals wenigstens der Sache nach gewifs existirt habe. Wäre es aber nicht eben so möglich, dafs dieser Schriftgelehrte ein über die Vorurtheile seiner Secte erhabener Pharisäer gewesen sey?

IV. *Allgemeine Ansicht der Stelle Matth. 25, 31—46 aus dem grammatisch-historischen Gesichtspuncte,* von *C. A. G. Keil.* (S. 177—204.) Schon im J. 1809 als akademische Gelegenheitsschrift erschienen, jetzt in mehreren Stellen verändert und erweitert. Nach Anführung der verschiedenen, zum Theil sehr gezwungenen Ansichten dieser Stelle, führt der Verf. seine eigene durch, die er nur von *Ammon* (s. *dessen* und *Hänlein's* theol. Journal, B. 1. S. 365.; Bibl. Theologie, B. 3. S. 365 ff.) ähnlich angedeutet findet, dafs nämlich hier nicht von einem allgemeinen Weltgerichte die Rede sey, sondern blofs von einem über die Nichtchristen zu haltenden, wobey diese in Rücksicht auf ihr Betragen gegen die Christen in Anspruch genommen werden sollten. Unter den „geringsten Brüdern Christi" seyen nicht die Apostel, sondern alle Christen zu verstehen. Als Realparallele werden die Aeufserungen Christi Matth. 10, 40—42 aufgeführt, auch erinnert, dafs schon die Juden eines von Gott über die übrigen Völker zu haltenden Gerichts erwähnen, bey welchem auf das Betragen derselben gegen die Juden vorzügliche oder ausschliefsliche Rücksicht genommen werden solle (vgl. Judith 16, 17. Sirach 32, 19).

BIBLISCHE LITERATUR.

FREYBURG und KONSTANZ, in der Herderschen Buchh.: *Das Hohe Lied, in einer noch unversuchten Deutung;* von *Joh. Leonhard Hug*, Dr., G. R. und Prof. an der hohen Schule zu Freyburg. 1813. 55 S. gr. 4. (12 gr.)

Abermals eine Deutung, und zwar eine sinnreiche Deutung des so oft mifsverstandenen hohen Liedes! Auch unser Vf. glaubt, wie so viele der frühern Ausleger, nicht bey einer buchstäblichen Deutung dieser lieblichen, durch ihre Herzenssprache ergreifenden Gesänge stehen bleiben zu dürfen, sondern legt einen geheimen, dem grofsen Haufen Jahrhunderte lang unbekannt gebliebenen Sinn hinein. Wenn wir nun gleich in der Hauptsache mit dem Verf. nicht einverstanden seyn können, und mehr sinnreiche Kunst, als Natürlichkeit in seiner Erklärung finden, so gestehen wir doch offenherzig, dafs wir viele sprechende Beweise von Scharfsinn, Geschmack und Gelehrsamkeit in dieser Schrift vereinigt gefunden habe. Sie erschien zuerst als Programm zu der feyerlichen Sitzung, in welcher die Professoren der neuerrichteten königl. würtembergischen hohen Schule zu *Ellwangen* die Doctorwürde in *Freyburg* erhielten. Auf Verlangen des Verlegers fügte der Vf. eine kurze Vorrede hinzu. Nach einer ausführlichen Einleitung folgt eine metrische Uebersetzung, und an diese schliefsen sich Anmerkungen über einzelne Stellen an, die der Verf. anders, als seine Vorgänger, auffafste; bisweilen fügte er auch noch Etwas zu andern schon vorhandenen Erklärungen hinzu. Wir reden von jedem dieser Theile besonders.

Die Hauptideen der Einleitung sind folgende: Das Salomonische Hohe Lied trägt diesen Namen nicht, weil Salomo sein Verfasser, sondern weil er der Held, der Gepriesene des Liedes ist. Die Gründe dafür sind die bekannten. Das Hohe Lied gehört in die Gattung der bukolischen Gedichte; es ist ein allegorisches Hirtengedicht, dergleichen man auch bey *Theokrit* und *Virgil* findet. — Hier kommt viel Treffendes über den Ursprung und die weitere Ausbildung des Hirtengedichts, über die Verwandtschaft des morgenländischen und abendländischen Hirtenliedes vor. — Das Hohe Lied hat eine mehr als zufällige Einheit, und wenn man darin den fortlaufenden Zusammenhang nicht finden konnte, so war dies wohl weniger die Schuld des Dichters, als seiner Erklärer. Der Vf. zeigt ausführlich, dafs Liebe zwischen Salomo und einem Hirtenmädchen, wie sie im Hohen Liede besungen sey, niemals Statt haben konnte, und nimmt daher die ganze Dichtung nur für Traumbilder des Mädchens. Rec. hält diesen Ausweg für unnöthig, betrachtet das Ganze als Darstellung der Liebe eines ländlichen Paars in zarten Wettgesängen, nur durch einige Traumscenen unterbrochen, die aber genugsam angedeutet worden. Die prächtige Schilderung des salomonischen Einzugs K. 3, 6 fg. steht nur um der Vergleichung willen da; so prächtig dieser Einzug *Salomo's* mit einer ausländischen Braut ist, so ist doch dem liebenden Mädchen die Gegenwart seines Geliebten, auch ohne Schmuck und Leibwache, ungleich erwünschter. Eben so enthält K. 7, 1 fg. den Nachruf eines lüsternen Städters, den das Mädchen im 10. V. mitten in seiner lobpreisenden Rede unterbricht. Nach Hrn. *H.* Ansicht erwacht das holde Mädchen nicht eher, als bis das ganze Stück abbricht. Er denkt sich um das Ruhebette der Hirtin einige Menschen versammelt, welche ihr durch Freundschaft und Mitgefühl angehören. Ohne sie wäre die Träumerin unbemerkt und die Gemüthskranke ungewartet. Dieser theilnehmende Chor bestand aus Hierosolymitanerinnen, welche sich bey ihrer leidenden Geliebten versammelten, und wenn der Traum heftig wurde, und die Kranke laut sprach, sie mit weiblicher Sorgfalt fragen oder ihr antworten wollten. Dabey ist der Dichter, als Haupt des Chors; er beobachtet die Schlafende, belauscht

Digitized by Google

lauscht ihre Träume, hört sie mit dem feinern dichterischen Ohre, oder nimmt sie aus den Bewegungen wahr, und weist das Frauenzimmer zur Ruhe, wenn es durch ein unzeitiges Geräusch die Träumerin, seine Muse, stören will, deren leise Einsprache seinen Geist so angenehm beschäftigt." (Sehr passend werden hier einige Stellen aus *Sophokles* Philoktet und *Euripides* Orest verglichen.) S. 14 fg. entwirft Hr. *H.* einen Grundriss des ganzen Stücks; sinnreich, jedoch nicht ohne mancherley Schwierigkeiten und Zwang im Einzelnen!

Alle diese Hirtenscenen sollen nun andere Menschen und andere Verhältnisse vorstellen. Das Hohe Lied ist, nach Hrn. *H.*, *eine Allegorie*. Die grosen Züge, mit welchen der Dichter das Bild der Hirtin ausgemalt hat, stellen etwas Gröseres, als eine einzelne Person vor; die Symbolik der alten Kunst hat unter Frauen und Jungfrauen *Völker*, *Länder* und *Städte* vorgestellt. Die Hirtin deutet das Volk der zehn Stämme, das Volk *Israel* an. Israel liebt den König von Juda, und wünscht mit ihm vereinigt zu werden. Der in dem hohen Liede vorkommende König ist der König *Hiskia*, „ein anderer *Salomo*, der sich, als Israel weggeführt wurde, glücklich durch die Gefahren, die auch das Königreich *Juda* bedrohten, durchgekämpft hatte." Dies fachte neue Hoffnungen in niedergebeugten Gemüthern an, und weckte einen Gemeingeist zur Erleichterung ihres Geschicks. Man sah es ein, wohin die Trennung beide Staaten geführt hatte; man fand es wünschenswerther, unter einem Herrscher, der ein Volksgenosse wäre, zu stehen, als den heidnischen Assyrern zu gehorchen. Israel erklärt nun, unter dem Bilde einer Hirtin, dem Könige von Juda seine Liebe, und den Wunsch, mit ihm vereinigt zu werden, damit der vereinigte Staat ein neues salomonisches Reich bilden möge, und der König erwiedert diese Liebe auf das feurigste. Die Brüder der Jungfrau, welche die Verbindung unthunlich finden, sind Judäer, welche die Zustimmung zu der Verbindung *Israels* mit *Juda* geben sollen. Sie verweigern zwar ihre Zustimmung nicht, glauben aber doch, es sey noch zu früh, so etwas zu versuchen; sie können sich nicht überzeugen, dass schon hinlängliche Hülfsmittel vorhanden seyen, um diese Unternehmung zu behaupten. Der schwache Ueberrelt Israels hatte sich binnen der kurzen Zeit, seit der Auflösung des Staates, noch nicht genugsam erholen können. Die Jungfrau fühlt sich dagegen stark genug, wenn ihr Antrag Beyfall finde, und bietet sogleich dem Könige ihren Weinberg an, ihn, gleich seinen Weinbergen, zu nutzen. Dieser Weinberg sind gewisse Leistungen, zu denen sich Israel anbietet, entweder zum Zwecke der Unternehmung, oder zur Befestigung des Einverständnisses. Der Schluss des Gedichts giebt den Wink, dass diese Angelegenheit für gewisse Menschen noch ein Geheimniss bleiben müsse, damit die beiderseitigen Hoffnungen nicht im Keime untergehen möchten. Frey liess sich über diesen Gegenstand damals nicht sprechen. Die damaligen Gebieter Israels durften solche Wünsche und Entwürfe nicht ahnden, wenn sie gelingen sollten; und doch mussten die Hoffnungen bey jenen verbreitet, unterhalten, genährt werden, deren Mitwirkung zur Ausführung des Plans nöthig war. Dieses konnte nur in einer allegorischen Hülle geschehen, die der Gutgesinnte bald (?) durchsah und der Böse nicht missbrauchen konnte. Nach dieser Ansicht (meint Hr. *Hug*) behauptet das hohe Lied mit Recht seinen Platz unter den heiligen Denkmälern des israelitischen Volks, denn sein Streben ist religiös, und seine Richtung heilig.

Auf diese hier in einem gedrängten Auszuge mitgetheilte Einleitung folgt eine metrische Uebersetzung des hohen Liedes, die sich an die trefflichen Verdeutschungen desselben, die wir seit einiger Zeit erhalten haben, anschliesst, die den Charakter der Urschrift treu und kräftig darstellt, und nur Stellenweise noch Manches zu wünschen übrig lässt. So ist gleich die erste Zeile des 1. V. von andern Uebersetzern viel besser, als hier, übersetzt worden, wo es, etwas gedehnt, heisst:

Küsste er mich doch mit seinen Küssen!

Eben so prosaisch heisst es K. 1, 4.:

Möchte der König mich führen nach seinem Harem;
Froh seyn wollten wir, uns deiner erfreuen.

K. 4, 16.:

Meinen Garten sucht mein Trauter heim,
Aese' er doch die köstlichsten seiner Früchte!

K. 5, 8.:

Saget ihm, dass ich krank bin vor Liebe.

K. 5, 9.

Wer ist denn dein Lieber, der so sehr Geliebte,
Wegen welchem du uns beschwöret?

Diese und einige wenige andre Stellen ausgenommen, welchen es an Kraft, Rundung, Harmonie und Numerus fehlt, ist der gröste Theil des herrlichen hohen Liedes trefflich übersetzt. Wir setzen, als Probe, einige der gelungensten Stellen hieher: K. 2, 8 fg.:

Ha, die Stimme meines Lieben! sieh, schon kommt er,
Hüpfend über Bergen, über Hügeln schwebend,
Mein Geliebter, der Gazelle, einem jungen Hirsche gleich.
Sieh ihn da, schon stehet er an unsrer Hütte,
Blicket strahlend durch das Fenster, durchs Geflecht hindurch!
Schon beginnt er, spricht mit mir mein Theurer:
Auf, und komme, meine Liebe, meine Schöne, komm doch;
Sieh, der Winter ist fürüber (vorüber),
Hingegangen ist der Regen, ist dahin;
Blumen sprossen aus der Erde,
Es erscheint die Zeit der Lieder;
Auf dem Felde tönt der Turteltaube Girren,
Schon erweicht der Feigenbaum die Winterfrüchte,
Und die Reben hauchen Blüthendüfte.

Die herrliche Stelle Kap. 8, 6. 7. ist sehr glücklich so übersetzt:

Drück' mich, wie ein Siegel, an dein Herz,
Wie ein Siegel an den Arm;

Mäch-

Mächtig waltet, wie der Tod, die Liebe,
Unbezwingbar, wie das Niederreich;
Glühend iſt ihr Eifer, wie die Glut der Flamme,
Von der Gottheit aufgefacht;
Nichts vermögen Waſſerſtröme, ſie zu tilgen,
Flüſſe nichts, die Liebe zu erlöſchen.
Böte jemand ſeines Hauſes ganzes Gut,
Mit Verachtung wies man ihn zurück! — —

Die *Anmerkungen* zur Rechtfertigung der gegebenen Ueberſetzung, oder zur Beleuchtung einiger Stellen, ſind ein ſchätzbarer Theil dieſer Arbeit, und ein ſprechender Beweis von der Gelehrſamkeit, dem Scharfſinn und Geſchmacke des würdigen Verfaſſers. Zur Erläuterung des Bildes K. 1, 9. wird, auſser den auch von andern Auslegern ſchon bemerkten Stellen des *Theokrit* und *Anakreon*, vorzüglich eine Stelle aus *Sonnini's* Reiſe nach Aegypten, II. Th. 34. verglichen. K. 1, 10. חֲרוּזִים, das man ſonſt durch *Perlenreihen*, *Perlenſchnuren* überſetzt, wie es auch im Rabbiniſchen vorkommt, wird von Hrn. *Hug* durch *Muſchelſchmuck* gegeben. Ein Perlenſchmuck, ſagt er, ſey für eine ländliche Schönheit zu viel. Im Arabiſchen halte man صَدَف gemeinhin für kleine Muſcheln, *conchae Veneris*, womit die Morgenländer ihr Reitzeug verzieren; bey *Edriſi* ſtehe der Ausdruck zwiſchen Metall und Glasperlen mitten inne; dieſes könne man von den Muſcheln behaupten. — Allein, warum ſollte nicht auch eine ländliche Schönheit, eine Hirtin *Glasperlen* tragen können? — K. 2, 1. wird חבצלת *Wieſenblume* überſetzt. Das W. iſt allerdings ſchwierig. Die LXX behelfen ſich in der Ungewiſsheit mit dem W. ἄνθος, *Blume*. Einige Ausleger haben an die *Narziſſe*, andre an die *Lilie*, noch Andre an die *Tulpe*, und wieder Andre an die *Herbſtzeitloſe* gedacht. Da das W. eigentlich *eine Blume* andeutet, *die etwas dicht iſt, aus vielen Blättern beſteht*, ſo könnte man wohl an die *Roſe* denken, die man in Paläſtina überall in grünen Thälern findet. K. 2, 1. בקעים überſetzt Hr. *H. Trinkgemach* (Pred. Sal. 7, 2. Eſth. 7, 8.), und verſteht darunter die Abtheilung des Hauſes, die zu Gaſtmälern beſtimmt war, und die man *a potiori* vom Trinken benannte. In dieſem Wunſche: „er führe mich ins Trinkgemach" ſoll die Hirtin ihre Sehnſucht nach der Verbindung mit ihrem Geliebten ausgedrückt haben, welche auch im Orient mit Gaſtmälern gefeyert wurde. Rec. findet, nach dem Zuſammenhange, in dem Ausdrucke: „er führt mich in das Haus des Weines", nichts anders, als: „er macht mich liebetrunken." דגלו überſ. der Vf. nicht, wie gewöhnlich geſchieht, *Panier*, *Fahne*, ſondern: *Brautſchirm;* er denkt an den *Traghimmel*, oder das ausgeſpannte Tuch, unter welchem die Braut einhergeht, wenn ſie in das Haus des Bräutigams geführt wird. Das Mädchen ſoll damit ſagen: „ſeine Liebe erſtatte mir die Feſtlichkeiten des Hochzeittages." Zu K. 4, 2.: „Deine Zähne eine Lämmerheerde, aus der Schwemme ſteigend" vergleicht der Vf. noch einige Stellen, welche ſich nicht nur auf die Weiſse der Zähne, ſondern auch auf die den Morgenländern angenehme Feuchte des Mundes beziehen. So heiſst es im 9. Ged. der Proben arabiſcher Dichtkunſt von *Reiske:* „Das Aufſchlagen ihrer Lippen entblöſst ein kühles friſches Waſſer, welches die hervorblinkenden weiſsen Zähne bethauet." Und im 17. Ged. heiſst es: „Sie küſste mich auf den Mund, da ſchmeckte ich Waſſer des Lebens auf ihren Lippen; berührte es den Staub, es könnte längſt verblichene Völker wieder erwecken." K. 4, 13. überſetzt der Vf.: „Deine Wangen ſind ein Paradies." Das W. שלח, ſagt er, könne hier nie einen Sinn geben, und die Bedeutungen, die man ihm aufgeheftet habe, ſeyen willkürlich. Er theilt daher ש--לחיך, und findet hier ein ש *praefixum*, für אשר--לחיך, nun iſt לחי bekanntlich die Wange, und das Gemälde wird poetiſch: „Die Wangen ſind ein mediſcher Luſtgarten voll ſchöner Blumen und wohlriechender Pflanzen." In demſelben Verſe lieſet er ſtatt מֵעֵין, מֵיַּיִן; die Wangen ſind Blumenbetten an dem Auge herab. Hiernach iſt באר מים eine Waſſerquelle, ein Born, von den Augen zu verſtehen, welche den Garten der Wangen begieſsen. So „begieſst bey *Aeſchylus* (*Prometh.* 399 fg.) der Quell thränender Augen mit heiſsen Strömen die Wange." Eine ſinnreiche Erklärung! — Eben ſo leſenswerth ſind des Vfs. Bemerkungen zu K. 5, 12., wo er überſetzt: „ſeine Augen wie die Tauben an den Bächen." Die Ueberſetzung K. 6, 12: „als auf einen Wagen mich warfen eines Beherrſchers Kriegsſchaaren", und wo er עַמִּי נדיב (Schaaren eines Herrſchers) punktirt, ſcheint uns noch nicht über alle Schwierigkeiten hinaus zu ſeyn. K. 8, 6. findet der Vf. in den Worten: „drücke mich, wie ein Siegel, an dein Herz" mit Recht nur den einfachen und bedeutſamen Gedanken: drücke mich an deine Bruſt, in deine Arme ſo nahe, ſo feſt, wie man ein Siegel aufdrückt." — Schade, daſs der ſonſt ſehr gebildete Vortrag des Vfs. durch einige Sonderbarkeiten des Stils und der Orthographie, wie z. B. *ſeyd* ſt. *ſeit*, *entgegen* ſt. *dagegen*, *ſie begegnen* ſt. *ihr begegnen*, *im ſelben* ſt. *in demſelben*, *wegen mir* ſt. *meinetwegen*, *fürüber* ſt. *vorüber*, *Horne* ſt. *Hörner* u. ſ. w. geſtört wird. Möge uns Hr. *H.* bald wieder mit einer ſo gründlichen, gelehrten und ſcharfſinnigen Arbeit, als die hier angezeigte iſt, beſchenken! —

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

PHILOSOPHIE.

HALLE und LEIPZIG, in d. Rufffchen Verlagsh.: *Verfuch über die Gefühle, befonders über die Affecten.* Von *J. G. E. Maaß*, Profeffor der Philofophie zu Halle. *Erfter* oder allgemeiner Theil. 1811. XXIV u. 551 S. *Zweyter* oder befonderer Theil. 1812. XXII u. 466 S. 8. (zuf. 3 Rthlr. 12 gr.)

Es giebt eine doppelte Weife, die Zuftände und Aeufserungen der menfchlichen Seele aufzufaffen und darzuftellen. Die eine nimmt von den Beziehungen, worin fie unter einander ftehn, nur fo viel auf als nöthig fcheint, um von ihnen aus in das Innere einzudringen, indem die Erkenntnifs der Seele felbft als der einen alle ihre Zuftände und Aeufserungen in fich einenden Mitte ihr Hauptzweck ift. Die andere fucht die gegenfeitigen Beziehungen der Zuftände und Aeufserungen der Seele zu erfchöpfen, und fo die Gefammterfcheinung des innern Lebens vorftellig zu machen, um diefs innere Leben felbft als die jener mannichfaltigen Wechfelbeziehung zum Grunde liegende und in ihr hervortretende Einheit wenig bekümmert. Wenn jene Betrachtungsweife bey einer befondern Gattung von Zuftänden oder Aeufserungen weilet, fo thut fie das, um zu erkennen, wie fich das innere eine Leben, die Seele, von diefer Seite hin kund thut. Diefe Betrachtungsweife hingegen, wenn fie irgend eine Gattung von Aeufserungen oder Zuftänden der Seele, die Vorftellungen z. B., oder die Leidenfchaften, oder, wie in vorliegender Schrift, die Gefühle zum Gegenftande ihrer Erörterung macht, haftet an diefen Aeufserungen oder Zuftänden felbft in ihrer äufsern Beftimmtheit, einzig bemüht, fie zu befchreiben, einzutheilen, in ihrer Wechfelwirkung mit den andern Beftandtheilen des menfchlichen Dafeyns darzuftellen, und ihren Einfluls auf Wohl und Wehe, Tugend und Lafter zu zeigen. Letztere ift die Weife unfers Vfs. Niemand wird ihm das Verdienft ftreitig machen, dafs er fie zu einer hohen Stufe von Vollkommenheit gebracht, und dadurch zu gröfserer Klarheit und Beftimmtheit pfychologifcher Erkenntniffe vieles beygetragen habe. Tiefes Eindringen in das Innere des Menfchenlebens aber darf man bey diefer Methode weder erwarten noch verlangen. Demnach ift es feinem Standpunkte ganz gemäfs, wenn der Vf. in vorliegender Schrift über die Erforfchung des *Wefens des Gefühls*, wovon er nach einer kurzen Einleitung im *fünften* §. zu handeln verfpricht, mit der gänzlich unbefriedigenden Bemerkung hinüber geht: das Wefen eines Gefühls beftehe darin, dafs es eine fubjective Empfindung fey — und fich darauf fogleich zu der Verhältnifsbetrachtung der Gefühle wendet. Denn dahin glaubt Rec. die Betrachtung über die Stärke der Gefühle, welche unmittelbar auf jene Bemerkung folgt, rechnen zu dürfen.

Der Gang des Vfs übrigens ift ganz derfelbe, den er in feinen frühern pfychologifchen Schriften, insbefondere in dem Werke über die Leidenfchaften, genommen hat. Er theilt die Lehre von den Gefühlen in *zwey* Theile, einen allgemeinen und einen befondern. In dem *erften* oder allgemeinen Theile foll von den Gefühlen überhaupt, in dem *zweyten* oder befondern von den einzelnen Arten der Gefühle insbefondre gehandelt werden. Jeder Theil wird in zwey Hauptftücke, ein theoretifches und ein praktifches, zerfället. Jenes foll die Gefühle kennen lehren, diefes foll zeigen, was wir in Hinficht auf diefelben thun follen. — In dem *erften* Abfchnitte des *erften* Hauptftückes des *erften* Theiles redet der Vf., nach der oben angeführten kurzen Bemerkung über das Wefen der Gefühle, von ihrer Stärke, Lebhaftigkeit, Klarheit und Dunkelheit, von geiftigen und körperlichen, wahren und falfchen, angenehmen, unangenehmen und gemifchten Gefühlen, von ihrem Ton, Rhythmus und Charakter, von Stimmung und Verftimmung der Seele, und fchliefst diefe Betrachtungen mit der Anwendung des allgemeinen Gefetzes der Stetigkeit auch auf die Gefühle. In dem *zweyten* gröfsern Abfchnitte diefes Hauptftückes wird von dem Zufammenhange der Gefühle mit den verfchiedenen Vermögen des Menfchen, dem Verftande, der Einbildungskraft, den Sinnen, und dem Körper gehandelt. Dabey werden folgende Gefetze zum Grunde gelegt: 1) Jedes Gefühl erzeugt leicht Zuftände und Veränderungen in der Seele, die mit ihm verwandt find (Gefetz der Verwandtfchaft); 2) jedes Gefühl erregt Beftrebungen der Seelenkräfte, die ihm zugehören, d. i. die zu ihm zufammenftimmen, wenn es ein angenehmes, oder ihm entgegen wirken, wenn es ein unangenehmes Gefühl ift (Gefetz des Zugehörs). In dem *zweyten* Hauptftücke, der praktifchen Gefühlslehre, wird als das höchfte und allgemeinfte Gefetz aufgeftellt: *Du follft deine Gefühle auf das rechte Maaß bringen.* Daraus werden folgende fpecielle Gefetze abgeleitet: 1) Die böfen Gefühle follen gänzlich verhütet oder wieder ausgerottet werden; 2) in Anfehung der gleichgültigen Gefühle als folcher follen wir dahin ftreben, dafs fie das rechte Maafs nicht überfchreiten; 3) in Betreff der guten Gefühle follen wir

Digitized by Google

wir nicht allein dahin ſtreben, daſs ſie das rechte Maaſs nicht überſchreiten, ſondern auch dahin, daſs ſie nicht unter demſelben zurück bleiben, und daſs ſie alſo, wenn dieſs der Fall iſt, gehörig verſtärkt und erhöhet werden. — In dem *zweyten* oder *beſondern Theile* werden die praktiſchen Vorſchriften mit der Theorie der einzelnen Gefühle verbunden. Dieſe werden unter drey Hauptklaſſen begriffen, als körperliche, geiſtige und animaliſche (d. h. ſolche, welche beides zugleich, zum Theil geiſtig, zum Theil körperlich ſind). Die Hauptklaſſe der geiſtigen Gefühle hat mehrere Unterabtheilungen. Zuerſt werden ſie im Allgemeinen in contemplative, praktiſche, und contemplativ-praktiſche getheilt. Als contemplative werden das Wahrheits- und das Schönheitsgefühl aufgeführt. Die praktiſchen werden in das moraliſche Gefühl und in phyſiſche Gefühle geſondert, welche letztere theils nach Verſchiedenheit der phyſiſchen Güter und Uebel ſelbſt, worauf ſie ſich unmittelbar beziehen, in eigne Gefühle und in theilnehmende Gefühle (Mitfreude, Mitleid), theils nach Verſchiedenheit der Zeit der phyſiſchen Güter und Uebel, worauf ſie ſich unmittelbar beziehen, in die Gefühle der Zufriedenheit, Fröhlichkeit, Hoffnung, und die der Traurigkeit, des Harmes und der Furcht getheilt werden. Die eigenen Gefühle, wie der Vf. diejenigen phyſiſchen Gefühle nennt, welche durch Güter und Uebel des Fühlenden ſelbſt erregt werden, ſind auch wieder in mehrere Klaſſen geſondert worden. Wenn die eigenen Güter und Uebel des Fühlenden in ſeiner eignen Perſon liegen, werden ſie als ideales Selbſtgefühl, reales Selbſtgefühl und Freyheitsgefühl, wenn die Güter und Uebel des Fühlenden in andern Perſonen liegen, werden ſie als Ehrgefühl und deſſen Gegentheil, Gefühle der Liebe und des Haſſes, und Gefühle der Herrſchſucht, endlich wenn die Güter und Uebel des Fühlenden in Sachen liegen, werden ſie als Genuſs und deſſen Gegentheil, und als Eigenthumsgefühl vorſtellig gemacht. — Es iſt dem Vf. gelungen, durch dieſe Claſſification die Haupterſcheinungen der unendlichen Menge der Seelenbeſtimmungen einer ziemlich bequemen Ueberſicht zu unterwerfen.

In jedem Abſchnitte werden ſich die Leſer dieſes Werks einer groſsen Menge belehrender Auseinanderſetzungen erfreuen. Daſs aber irgend ein Leſer, der eigner Ueberzeugungen fähig iſt, durch alles befriedigt werden ſollte, iſt um ſo weniger zu erwarten, als die einzelnen Gefühle bey jedem auf eigne Weiſe beſtimmt ſind, und daher auch jeder die gerade bey ihm darin vorherrſchende Beſtimmtheit in der Erklärung und Erörterung derſelben hervorgehoben zu ſehen wünſcht. Rec. möchte unter andern folgende Ausſtellungen machen: Schwärmerey, ſagt der Vf. §. 20., in der gewöhnlichen Bedeutung ſey das Miſsverhältniſs zwiſchen dem Verſtande und dem Gefühlvermögen, welches darin beſtehe, daſs das letztere herrſcht, wo der erſtere herrſchen ſollte. Rec. aber würde die Schwärmerey vielmehr aus dem Vorherrſchen der Phantaſie vor der Verſtandeskraft erklären. Denn daher kommt es, daſs Einbildungen Macht über die Seele gewinnen, ſtatt von ihr beherrſcht zu werden, und eben darin beſteht das Weſen jeder Art von Schwärmerey. Was der Vf. ſo nennt iſt das, was man ſonſt Myſticismus zu nennen pflegte. — Enthuſiasmus, heiſst es §. 39., iſt nichts andres als Aufwallung einer begehrenden Leidenſchaft. Hierdurch wird, dünkt Rec., die Bedeutung dieſes Seelenzuſtandes in das Gemeine herabgezogen. Denn in der Begierde und der Leidenſchaft äuſsert ſich der Naturtrieb; aber der iſt nicht das, was ſich in dem Enthuſiasmus wirkſam beweiſet, ſondern das iſt vielmehr das Göttliche im Menſchen, das Innerſte ſeines Lebens, das durch irgend eine Erſcheinung des Ewigen im Zeitlichen, oder durch irgend einen Entſchluſs der Verwirklichung des Ewigen im Zeitlichen angeregt die Kräfte des Menſchen über ihr gewöhnliches Maaſs erhebt. — Das Wahrheitsgefühl erklärt der Vf. als die Empfindung der Harmonie oder Disharmonie einer gegebenen Vorſtellung mit den Denkgeſetzen (§. 46. vergl. §. 96—100.), eine Erklärung, die offenbar zu weit iſt. Wir können etwas ganz übereinſtimmend mit den Denkgeſetzen finden, ohne darum geneigt zu ſeyn, es für wahr zu halten: denn das Wahrheitsgefühl geht nicht auf die formale, ſondern auf die materiale Wahrheit. Es iſt der Seelenzuſtand, welcher ſtatt hat, wenn der Menſch, was wahr iſt, unmittelbar und ohne Bewuſstſeyn von Gründen in ſich vernimmt. Das Wahre, das er in dieſem Gefühle als ſolches vernimmt, iſt entweder das ſchlechthin Wahre, wofür es keine Gründe giebt, ſondern das unmittelbar als ſolches vernommen werden muſs; oder es iſt das zwar mittelbar Wahre, deſſen Wahrheit aber von dem Menſchen im Wahrheitsgefühle ohne Bewuſstſeyn von ihrer Mittelbarkeit in und aus dem unmittelbar Wahren, als wäre ſie ſelbſt unmittelbar, vernommen wird. Letzteres iſt das Wahrheitsgefühl im engern Sinne. Es wird erregt, wo die Darſtellung des mittelbar Wahren einfach iſt, und zugleich auf das unmittelbar Wahre, aus welchem es ſeine Wahrheit hat, hinweiſet. Dann vernimmt das empfängliche Gemüth in dem mittelbar Wahren nur einen Ausdruck des unmittelbar Wahren. Daher kommt es, daſs das Wort Wahrheitsgefühl oft auch die Empfänglichkeit ſelbſt, in allem das unmittelbar Wahre unmittelbar zu vernehmen, bezeichnet. — Das dritte der oben angeführten, in der praktiſchen Gefühlslehre von dem Vf. aufgeſtellten Geſetze will, daſs die guten Gefühle, wenn ſie unter dem rechten Maaſse zurückbleiben, gehörig verſtärkt und erhöhet werden ſollen. Wie aber wird dieſs Geſetz zu erfüllen ſeyn? Die meiſten von dem Vf. zu dem Ende gegebenen Regeln ſcheinen zum Zwecke zu haben, gute Gefühle zu erzwingen. Das iſt aber nicht allein an ſich unmöglich, ſondern der Menſch muſs ſich auch, wenn nicht von der Schauſpielerkunſt, ſondern von dem Leben ſelbſt die Rede iſt, hüten, ſich hierin Gewalt anzuthun, um nicht falſch gegen ſich ſelbſt zu werden. Nur das ſtärkt überhaupt das Gefühl, was entweder die ganze Le-

ben-

Digitized by Google

bendigkeit des Menſchen ſtärkt, oder was ſie nöthigt, von der vorherrſchenden Richtung nach aufsen ſich in das Innere zu wenden. — Der Vf. unterſcheidet (§. 88.) die Gefühle der Zufriedenheit, der Fröhlichkeit und der Hoffnung, ſo wie auch die der Traurigkeit, des Harmes und der Furcht ſo von einander, als wenn die beiden erſten dieſer Gefühle nur auf das Vergangene, die beiden mittlern nur auf das Gegenwärtige, die beiden dritten nur auf das Zukünftige ſich bezögen. Dieſe Unterſcheidung ſcheint, was die beiden erſten dieſer Gefühle betrifft, nicht durch den Sprachgebrauch begründet. Denn zufrieden oder traurig heifst der Menſch eben ſo wohl in Beziehung auf ſeine gegenwärtige Lage, auf gegenwärtige Güter oder Uebel, als auf vergangene. Nur als niedere Stufen des Gefühls des Wohlſeyns und des Uebelſeyns ſcheinen ſich Zufriedenheit und Traurigkeit von Fröhlichkeit und Harm zu unterſcheiden. — In dem 107ten §. (S. 193. des *zweyten* Theiles) ſucht der Vf. das Wohlgefallen am Lächerlichen auf folgende Weiſe zu erklären: Wenn uns etwas Mannichfaltiges gegeben wird, ſo beſtrebt ſich der Verſtand, daſſelbe zuſammen zu faſſen. Sobald er nun durch eine, wahre oder ſcheinbare, Widerſinnigkeit darin überraſcht wird, ſo ſteht ſein Beſtreben plötzlich ſtill. Dieſes plötzliche Aufhören einer Anſtrengung iſt angenehm. Daher wird die Operation ſchnell wiederholt, und eben der ſchnelle Wechſel dieſer entgegen geſetzten Zuſtände, das plötzliche Ueberſpringen aus dem einen in den andern, macht eine gewiſſe Erſchütterung in der Seele, die ſich dem Körper mittheilt und in der Erſcheinung des Lachens offenbar wird. Dieſe Erſchütterung nun iſt diejenige Lebensäuſserung, und das Gefühl davon dasjenige Lebensgefühl, welche das Eigenthümliche bey dem Vergnügen am Lächerlichen ausmachen, und um ſo lebhafter empfunden werden müſſen, da die gedachte Erſchütterung auch im Körper eine behagliche, ſogar der Geſundheit förderliche Veränderung iſt." Durch dieſe Erklärung kann ſich Rec. nicht befriedigt finden. Denn das plötzliche Aufhören der Beſtrebung des Verſtandes, das Mannichfaltige zuſammen zu faſſen, welches durch eine erſcheinende Widerſinnigkeit verurſacht wird, iſt keineswegs angenehm, vielmehr unangenehm, ſo fern dadurch die dem Verſtande nothwendige Erkenntnifsthatigkeit gehemmt wird. Der Vf. ſchiebt, wahrſcheinlich weil er dieſen Einwurf ahndete, das Wort Anſtrengung unter. Aber erſtlich iſt keineswegs jedes Beſtreben des Verſtandes, das Mannichfaltige zuſammen zu faſſen, eine Anſtrengung; zweytens iſt das Aufhören einer Anſtrengung des Verſtandes nur dann angenehm, wenn ſich die Schwierigkeiten, die ſich ſeinem Erkenntnifs bezweckenden Thun entgegen ſtellten, löſen, nicht aber, wenn dieſs Thun durch das Vortreten des Widerſinnigen plötzlich zum Stocken gebracht wird. Rec. würde den Grund des Wohlgefallens am Lächerlichen in der mit der Erſcheinung des Widerſinnigen verbundenen oder doch gleich darauf folgenden Einſicht ſuchen, daſs es mit dieſer Widerſinnigkeit nur ein Schein iſt. Dieſe Erkenntnifs der Nichtigkeit einer ſcheinbar vortretenden und dem Verſtande zugemutheten widerſinnigen Vereinigung ſcheint ihm der eigentliche Quellpunkt jenes Wohlgefallens.

Berlin, b. Schöne: *Abel Bürja's Lehren der hylodynamiſchen Philoſophie von der Körperwelt, von Gott, und von der menſchlichen Seele.* 1812. 133 S. 8. (16 gr.)

Der Vf., der kein Freund von der Leibnitziſch-Wolfiſchen, aber auch nicht von der neueſten Philoſophie und beſonders dem Idealismus iſt, hat ſich ein eignes philoſophiſches Syſtem gebildet, welches er das *hylodynamiſche* nennt, weil er in demſelben zweyerley Weſen annimmt, einen *Körperſtoff*, Materie (ὕλη), welcher den Raum erfüllt und ihn undurchdringlich macht, und *Kräfte* (δυναμεις), welche auf den Körperſtoff wirken, im Raume exiſtiren und in demſelben ihre Thätigkeit äuſsern ohne doch ihn anzufüllen und undurchdringlich zu machen. Der Körperſtoff iſt leidend, die Kräfte ſind thätig oder figürlich, der erſte iſt weiblich, die zweyten männlich. Beide machen das Grundweſen der Natur aus. In der vorliegenden Schrift hat er die Hauptſätze dieſes Syſtems theils zur Wiederholung für diejenigen, welche ſeine Vorleſungen angehört haben, theils für diejenigen, welche keine Gelegenheit hatten, denſelben beyzuwohnen, und ſich mit dem Eigenthümlichen ſeiner Philoſophie bekannt zu machen, zuſammengeſtellt. Er legt ſie mit groſser Beſcheidenheit als ſeine ſubjectiven Anſichten, ohne alle Anmafsung und Stolz dem Publicum vor, mit der Erklärung, es ſey das Zeichen eines ſehr eingeſchränkten Verſtandes, ſeine oder eines andern Meinung für die einzig zuläſſige oder unfehlbare zu halten. Um jede einſeitige Beurtheilung oder Annahme zu verhindern, fügte er bey jeder einzelnen Lehre die Anſichten der berühmteſten alten und neuen Philoſophen bey, meiſtentheils aus *Büſchings* Geſchichte der Philoſophie. Dieſe Anſpruchloſsgkeit der Mittheilung heifst die ſcharfere Beurtheilung ſchweigen, ſo viel ſie auch nicht nur über die *Hylodynamie* überhaupt, ſondern auch über einzelne Lehren derſelben zu erinnern finden würde. Wir begnügen uns, durch Aushebung der wichtigſten Lehren das Syſtem des Vfs. kenntlich zu machen, und das Urtheil jedem, der Luſt dazu hat, zu überlaſſen. Dieſes kann auch um ſo füglicher dadurch erreicht werden, da von ſyſtematiſcher Form wenig zu ſagen iſt.

Die Philoſophie iſt die Wiſſenſchaft, die uns richtig und gründlich denken lehrt über alle Gegenſtände des menſchlichen Wiſſens. Man kann ſie eintheilen in die reine und angewandte. Die reine zerfällt in Denklehre oder Logik und Weſenlehre oder Ontologie. Die Sphäre der angewandten Philoſophie kennt keine Grenzen; es giebt aber drey Gegenſtände, welche den menſchlichen Verſtand unabläſſig beſchäftiget haben, die *Körperwelt*, *Gott* und *die menſchliche Seele*. — Das Weltgebäude, ſo weit wir es kennen, beſteht aus Sternhaufen. Jeder Sternhaufen aus Sonnen, Erden, Mon-

Digitized by Google

Monden und Schweifsternen. Die Körper beſtehn aus Materie, d. h. aus etwas das im Raume exiſtirt und dem Raum anfüllt und ihn undurchdringlich macht. Die Materie iſt geſtaltfähig, theilbar und beweglich. Bis jetzt haben die Chemiker etwa vierzig Arten Materie oder Elemente entdeckt, woraus die uns bekannten Körper zuſammengeſetzt ſind. Die *Materie* wird beweget durch *Kräfte*, d. h. durch Etwas, das im Raume exiſtirt, im Raume wirkt, ihn aber nicht anfüllet und undurchdringlich macht. Dahin gehören die Kraft des Zuſammenhangs, die zurückſtoſsende und anziehende Kraft, die magnetiſche Kraft, die Elektricität, der Galvanismus, die chemiſche Verwandtſchaft, das Pflanzenleben, das thieriſche Leben. Die Kräfte ſind an ſich unkörperlich, aber mit dem Aether verbunden, mittelſt deſſen ſie auf die übrige Materie wirken. — Die Natur kündigt einen Gott an. Denn man bemerkt allenthalben Mittel und Zwecke, welche ein denkendes Weſen zu erkennen geben. Es iſt nur ein Gott. Denn alles in der Natur ſteht in genauer Verbindung, und machet nur ein Werk aus, welches von einem einzigen Meiſter angeordnet ſeyn muſs. Man hat einen moraliſchen, ontologiſchen, kosmologiſchen (aus den Mitteln und Zwecken, die wir in der Natur bemerken) Beweis vom Daſeyn Gottes. Der kosmologiſche iſt der beſte. Gott iſt eine Kraft, die im Raume exiſtirt, ohne ihn undurchdringlich zu machen; die erſte aller Kräfte, die Quelle aller übrigen Kräfte; eine ewige, unendliche, denkende Kraft, welche die Welt anordnet und regieret. Gott wirket auf die gröbere Materie mittelſt des Aethers und der Kräfte, die mit dem Aether verbunden ſind. Diejenige Wirkung Gottes, wodurch er die Mittel zu ihren Zwecken hinlenket, heifst die Vorſehung. Sie geht nicht blofs auf das Allgemeine, ſondern erſtreckt ſich auch auf das Einzelne. Schickſal, Natur, Glück ſind im Grunde nur andere Benennungen der Vorſehung oder Gottes ſelbſt. Da wir den Zweck des Ganzen nicht wiſſen, ſo kommt es uns nicht zu, zu entſcheiden, ob es Uebel, d. i. Dinge, welche dem Zwecke nicht entſprechen, in der Welt gebe. Vermuthlich giebt es keine. Die unangenehmen Empfindungen und Leiden, denen wir unterworfen ſind, beweiſen nur, daſs unſer Vergnügen nicht der Hauptzweck bey der Welteinrichtung iſt. Sie haben überdieſs ihren Nutzen, indem ſie uns zur Thätigkeit reizen. Es giebt oft Hülfsmittel gegen dieſelbe. Die moraliſchen Uebel beweiſen weiter nichts, als daſs der Menſch einen gewiſſen Grad von Freyheit hat, den er manchmal miſsbraucht. — Die *Seele* iſt eine denkende Kraft, ein Ausfluſs der unendlichen Kraft, und ſie wirket auf den Körper mittelſt der Lebensgeiſter, die ein Theil des Aethers ſind. Die Lebensgeiſter bringen der Seele Nachricht von der Gegenwart der Gegenſtände, die von der Seele verſchieden ſind. Einige leugnen das Daſeyn der Lebensgeiſter, und meynen, das Wahrnehmen und Empfinden durch die Sinne geſchehe dadurch, daſs die Nerven in eine ſchwingende Bewegung gerathen. Allein die Nerven ſind ja weich. Man muſs alſo Lebensgeiſter annehmen, die entweder in den Nerven ſtrömen, oder die beſtändig in denſelben vorhanden ſind. Man muſs ſich dieſelben als ſehr elaſtiſch denken. Wenn alſo etwas am Körper vorgeht, ſo entſteht in den Lebensgeiſtern eine Bewegung, die entweder fortſchreitend oder blofs ſchwingend iſt, und die bis zum Gehirn fortgeſetzt wird. Dort machet ſie Eindrücke, welche die *Vorſtellungen* der Dinge ſind. Dieſe Vorſtellungen bleiben eine lange Zeit, daher die Einbildungskraft und das Gedächtniſs. Dieſelben Vorſtellungen ſind oft ſo beſchaffen, daſs die Dinge, die ſie uns abbilden, wenigſtens dem Scheine nach, für uns mittelbar oder unmittelbar erhaltend oder zerſtörend ſind. Im erſten Falle empfinden wir Luſt, im andern Schmerz. Daher das Gemüth. Dieſe Vorſtellungen wirken nun auf die Lebensgeiſter zurück, und verurſachen im Körper Bewegungen, deren Zweck es iſt, dasjenige, was Luſt verurſachet, zu erhalten oder zu behalten, und dasjenige was Schmerz verurſache, zu vermeiden oder zu entfernen. Alſo iſt die Subſtanz, mit welcher die niederen Seelenkräfte verbunden ſind, nichts andres, als jene der Lebensgeiſter oder der Nervenflüſſigkeit, und vermuthlich ein Theil des Aethers, mit welchem Theile auch das Vermögen, Vorſtellungen und Empfindungen zu bekommen, verbunden iſt. Was die höheren Seelenvermögen anbelanget, als das Dichtungsvermögen, das Abziehungsvermögen, den Verſtand und den Willen, ſo ſetzen ſie eine Kraft voraus die dasjenige bearbeitet, was die Lebensgeiſter und die ihnen beywohnende Kraft hervorgebracht haben, die aus den blofsen Vorſtellungen Gedanken macht, und an die Stelle der Gemüthsbewegungen einen vernünftigen Willen ſetzt, einen Willen, der oft den Gemüthsbewegungen widerſteht und ſie unterdrückt. Dieſe Kraft kann nicht mit jener, der ſie oft entgegen arbeitet, einerley ſeyn, ſondern hier muſs eine ganz andere Kraft wirken. Dieſe kennen wir nicht, und wir müſſen uns begnügen zu ſagen: es giebt im Menſchen eine vernünftige Seele, eine Kraft, welche die Ideen bearbeiten und die Gemüthsbewegungen lenken kann. Ob es noch eine verborgnere Subſtanz giebt, auf welcher vielleicht ſowohl die Materie des Körpers, als die Lebensgeiſter und die vernünftige Seele beruhen, iſt eine Frage, deren Beantwortung hoch über die menſchlichen Erkenntniſſe geht. — Der rationalen Seelenlehre iſt ein Abriſs der Erfahrungsſeelenlehre angehängt, in welcher bey aller Kürze doch faſt zu umſtändlich von der *Mnemonik*, der *Paſigraphie* und *Paſilalie* gehandelt wird. Die Anführungen fremder Meinungen, welche nicht immer beſtimmt und treffend ſind, machen einen groſsen Theil des Büchleins aus.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG, b. Fleischer d. j.: *Bildergeographie.* Eine Darstellung aller Länder und Völker. *Erster* Band. *Asien.* 1810. VIII. u. 354 S. Mit 21 Kupfern und 1 Karte. *Zweyter* Band. *Afrika.* 1810. VIII. u. 332 S. Mit 20 Kupfern und 1 Karte. *Dritter* Band. *Amerika* und *Australien.* 1813. VII. u. 488 S. Mit 19 Kupfern und 2 Karten. 8. (7 Rthlr. 12 Gr.).

Es ist nicht zu läugnen, dafs das Studium der Erdkunde mehrere, dieser Wissenschaft eigenthümliche Schwierigkeiten hat. Der unsichere, fast an jedem Tage veränderte Zustand unserer Erde und der seit 20 Jahren besonders so häufige Wechsel der Verfassungen und Regenten in einem grofsen Theile von Europa erzeugen hier Erscheinungen, die in andern historischen Wissenschaften weniger sichtbar sind. Doch gilt dieſs mehr von dem politischen, als von dem ethnographischen Theile der Geographie. Völker verändern sich nur langsam; ihre Sprache, ihre Beschäftigungen, ihre Vergnügungen, ihre Art zu denken und zu handeln, ihre Verhältnisse zu ihren Nachbaren u. s. w. sind weniger Veränderungen unterworfen, als ihre politischen Einrichtungen. Dieſs brachte in neuern Zeiten mehrere denkende Jugendlehrer auf den Gedanken, das Politische ganz aus dem jungen Leuten bestimmten Unterricht in der Erdkunde zu trennen, und sie mehr mit dem Bleibenden, Unveränderlichen und, namentlich in den aufsereuropäischen Erdtheilen, Nationalen bekannt zu machen. Diese Ansicht veranlafste wahrscheinlich auch den uns unbekannten Vf., diese Bildergeographie für Unkundige (nach S. 12. des ersten Theils) zu schreiben, in der er weniger auf den politischen, als ethnographischen Theil der Geographie Rücksicht genommen hat, und man kann ihm das Zeugnifs nicht versagen, dafs er das zu seinem Zwecke dienliche gut gesammelt und vorgetragen habe. Neues erwartet man hier nicht. Warum der Vf. mit den fernen Erdtheilen angefangen hat, darüber hat er sich nicht erklärt; doch ist dieſs nicht schwer einzusehen. Europa liegt seit mehrern Jahren in einer grofsen Krisis, und noch hat sich der Arzt nicht gefunden, der diesen fast unheilbar scheinenden Kranken zu heilen unternähme. In den bisher erschienenen Bänden beschreibt daher der Vf. die fremden Erdtheile, im *ersten* Asien, im *zweyten* Afrika und im *dritten* Amerika und Australien. So ist also Europa, so wie die allgemeine Einleitung noch übrig. Um dem Vf. die Aufmerksamkeit, mit der wir sein nützliches Buch gelesen haben, zu bezeugen, wollen wir ihn auf einige Stellen aufmerksam machen, die uns Unrichtigkeiten zu enthalten scheinen. Der Vf. wird bey Ausarbeitung des vierten Bandes seine Sorgfalt verdoppeln, da Fehler in Lehrbüchern für junge Leute mehrfach schädlich sind. Nach S. 10. des ersten Bandes sind „einige Punkte des Libanon an 5000 Fufs hoch"; die gröfste Höhe dieſes Gebirges im 34° B. ist 9600 Fufs. Bey Bursa (S. 14.) fehlt der Meerschaum, der in dem Gebirge Eskischehir hinter dieſer Stadt 700 Arbeiter beschäftigt, ohne die Bohrer und eigentlichen Arbeiter. Wenn nach S. 44. der türkische Piaster (richtiger Grusch) nicht höher als 8 Groschen gerechnet wird, „indem jeder Sultan das Geld um die Hälfte schlechter ausprägen läfst, als der Vorgänger"; so würde aus dem angeführten Grunde folgen, dafs das Geld nach wenigen Regierungen keinen Werth hätte. Der Landeswerth des Grusch (ohne Zweifel von Groschen abzuleiten) ist 40 Para oder 120 Asper, welches etwa 17 Groschen Conv. beträgt; nur die ältern, bessern schätzt man zu 21 Groschen. Auch giebt es halbe, Viertel- und Achtelpiaster, Ighirmischlik, Onlik, Beslik. Die Nachrichten des Vfs. von den Druſen (S. 53 f.) sind nur unvollständig. Ihr Ursprung aus den Sekten der vom Vf. nicht erwähnten Ismaeliten (einst Assasinen genannt) und Nosairern (Nassaräern) hätte dem Vf. manches enträthselt, so wie z. B. die vom Vf. angeführten Kälber (auch Esel) ursprünglich für die Druſen das Sinnbild der Kalifen waren, welche Ali und seine Nachkommen befeindeten. Bey den Völkerschaften der asiatischen Türkei hätten aufser den Bewohnern der beyden Dörfer Kestin und Martavan (S. 56.) auch die Griechen, Mutualis u. s. w. genannt und kurz beschrieben werden sollen. Auffallend war es uns, dafs der Vf. bey der Schilderung der Sitten der Araber (S. 67 f.) die bey ihnen seit Jahrtausenden gewöhnliche Blutrache, die auch in Corsica nicht unbekannt ist, ganz übergangen, oder doch nicht auf Caucasien, wo er sie beschrieb, verwiesen hat. Bey der persischen Provinz Irak Adschemi (S. 78.) fehlt die jetzige Hauptstadt Westpersiens (das überdiefs nicht mit Ostpersien nach S. 77. ein Oberhaupt hat) Teheran, und unter den Einwohnern Persiens mufsten aufser den (S. 80.) genannten auch die Kurden, Turkomannen, Zigeuner, Banjanen, Juden, Armenier, Russen und die muhamedanischen Räuber Nomurdy in Sindy wenigstens angeführt werden. Uebrigens gehört die eben angeführte Provinz Sindi nicht (nach S. 96.) zu den Län-

Digitized by Google

Ländern der Seihks, da ihr muhamedanischer Fürst ein zinsbarer Vasall vom Schach von Kandahar ist; auch existirt die hohe Schule für die Hindus in Tatta oder Sindi schon längst nicht mehr. Die Pagode von Jagrenat (S. 104. vgl. S. 113.), die eine umständliche Beschreibung verdiente, liegt nicht im englischen, sondern im marattischen Antheile an Oriffa. Bey den Einwohner Ostindiens (S. 111.) hätten, wenn auch nicht beschrieben, doch genannt werden sollen, die Afghanen oder Patanen, die andern Asiaten (Perser, Chinesen, Araber u. s. w.) und die Afrikaner von verschiedenen Nationen. Eine besondere Schilderung verdienten die Tamuler und Malabaren, die in ihren Gebräuchen und Sitten manches Abweichende von den Hindus haben. Die Bewohner des birmanischen Reichs (S. 130 f.) bilden nicht ein, sondern mehrere Völker: denn man unterscheidet unter ihnen die kraftvollen Birmanen oder Miama, die ihnen ähnlicher Peguaner, die Carianen, ein harmloses Hirtenvolk, die Cassaier (im Norden von Arrakan, vorzügliche Reiter und Waffenschmiede); die tapfern Jus und die Kainer (ursprünglich Arrakans Bergbewohner). Auch von der Industrie, dem Handel und der Religion der Birmanen konnte der Vf. noch manches Interessante anführen. Die neuern Verhältnisse des Kaiserthums Tunkin, das aus den Provinzen Tunkin, Cochinchina, Chiampa, Camboja, Laos und Lac-tho besteht, und über 23 Millionen Einwohner zählt, waren dem Vf. unbekannt; daher müssen mehrere Stellen (S. 139 f.) berichtigt werden. Die Engländer haben nicht (nach S. 160.) viele Besitzungen im Reiche Banjermassing (richtiger Bagnar Mesim). Nach *Tombe* stehen die Franzosen; wie vormals die Holländer, mit dem Könige des genannten Reichs in einem Bündnisse, und haben eine Besatzung in dem Fort Tatas. Die Nachrichten von China und der Tatarey müssen aus den später, nach des Vfs. Arbeit erschienenen Reisebeschreibungen von *Krusenstern* und *Klaproth* sehr verändert werden. Sarepta hat nicht (nach S. 254.) nur 900 Einwohner, sondern schon vor mehrern Jahren 2600 Einwohner. Auch hätte der Umstaud, dass diese blühende Herrnhuterkolonie eine deutsche und russische Unterrichtsanstalt hat, und unmittelbar unter der Tutelkanzley in St. Petersburg steht, bemerkt zu werden verdient.

Zweyter Band. Dass (nach S. 21.) die ägyptischen Beys dem Grosherrn zu Constantinopel 650000 Rthlr. und nach Mecca zur Moschee jährlich 420000 Rthlr. senden, beruht nur auf sehr unsichern Angaben. Nach den genauesten Untersuchungen, die man in der vortrefflichen *Description de l'Egypte* etc. findet, betrugen die Einkünfte bis auf Aly Bey, der dem Grosherrn zuerst sie verweigerte: 4,114,699 Fr. 47 Cent. und davon die Verwaltungskosten von 3 522,690 Fr. 74 Cent. abgezogen, kamen 592,008 Fr. 73 Cent. in den Schatz zu Constantinopel. In der Folge ward zwar wieder der Tribut entrichtet; aber Ibrahim Bey wusste allerhand Ausgaben vorzuspiegeln und unterschlug grosse Summen. Tafilet hat (nach S. 67) 1500 und (nach S. 69) 2500 Häuser. Das Wahre lässt sich schwerlich ausmitteln; aber die Differenz der Angaben auf so nahen Blättern ist doch zu gross; auch hätte von einer Stelle auf die andere eine Rückweisung gegeben werden sollen. Die Stadt Suakem, (nach S. 95.) „reich und wohlgebaut", ist neuern Nachrichten zufolge jetzt fast in Trümmern. Die Juden in der abyssinischen Provinz Samen stehen nach *Salt* nicht mehr unter eigenen Königen, wie der Vf. (S. 117.) anführt, und treiben fast ausschliessend das Maurerhandwerk; sie heissen Falasa, welches so viel als Verwiesene bedeuten soll. Bey der Darstellung des Handels von Tombuctu (S. 139.) hat der Vf. den merkwürdigen Umstand vergessen, dass dieser Handel grossen Veränderungen unterworfen ist, und gröstentheils von einer Gesellschaft von Spekulanten und Kapitalisten in Fez abhängt. Auch liegt Tombuctu nicht an einem Arm des Niger, sondern 12 englische Meilen von diesem Fluss entfernt, und ist nicht die Hauptstadt, sondern die wichtigste Handelsstadt des Landes. Der Regent, König von Bambarra genannt, residirt gewöhnlich zu Jinnie. Guinea fängt nicht (nach S. 158.) beym weissen Vorgebirge an, da der Vf. selbst richtig (S. 79) das Cap Blanc zu Sahara gerechnet hat, sondern bey der Sierra Leona oder genauer dem Cap Verga, und ist daher nicht 930, sondern nur 630 Meilen lang. Bey den Bemerkungen über den Sklavenhandel (S. 240 f.) hätte der Vf. nothwendig bemerken sollen, dass nach dem rühmlichen Vorgange der Dänen und Nordamerikaner auch das englische Parlament im J. 1807. das Gesetz angenommen hatte, dass vom J. 1808. an der Sklavenhandel abgeschafft seyn sollte, obgleich erst einige Jahre später diess Gesetz ausgeführt wurde. Die Beschreibung der Kafern- und Hottentottenländer (S. 252 f.) ist nach den trefflichen Nachrichten von *Lichtenstein* gröstentheils umzuarbeiten. Neuern Nachrichten zufolge leben auf der Insel Bonaparte nicht (wie der Vf. S. 311. anführt) 48000, sondern an 100000 Sklaven; auf der Insel St. Helena nicht (nach S. 315.) ausser 200 brittischen Familien, 24000 Einwohner und nicht viel Sklaven, sondern nur 2000 Menschen, meistens Engländer, worunter 500 Mann Garnison und 600 Neger, die hier alle frey sind; auf den kanarischen Inseln nicht (nach S. 323.) 420000, sondern nach *Ledru* nur 174000 Menschen. Teneriffa hat nicht 300 Quadratmeilen Flächeninhalt, sondern nur 65 Meilen im Umfange; ihr Hauptort ist nicht Santa Cruce, sondern St. Christoval de la Laguna oder nur Laguna mit 8000 Einwohnern. Lancerota (S. 326.) ist nicht 3 Meilen lang und 1 Meile breit, sondern hat nach derselben Quelle 38 Meilen Umfang, und ausser dem vom Vf. angeführten Hafen Naos noch den Hafen Arecifa.

Dritter Band. Das Treibholz an Grönlands Küsten (S. 10.) besteht meistens aus Stämmen von Kiefern, Espen u. s. w., die der Vf. nicht erwähnt; die andern Holzarten sind seltener. Nach (S. 19.) waren in Grönland im Anfange des jetzigen Jahrhunderts nur noch 5600 Eingeborne, und nach (S. 44.) ist es noch eine Frage, ob jetzt noch an 10 bis 12000 Grönlän-

Digitized by Google

länder vorhanden sind. Dieser Widerspruch ist dadurch zu berichtigen, dass im J. 1805. 6046 Einwohner lebten, die aber im J. 1808. durch Menschenblattern wieder verringert wurden. Alaschka ist nicht (nach S. 52.) eine Insel, sondern eine Halbinsel. Die englischen Besitzungen am Nutkasund haben (S. 54.) nur eine sehr dürftige Beschreibung erhalten; weder der Name der einzelnen Provinzen, noch selbst der Umstand, dass sie England nach dem Vertrag von Eskorial gehören, ist bemerkt worden. Die Beschreibung von Canada (S. 63 f.) hätte aus *Lamberts travels through Canada* etc. sehr berichtigt werden können. So beträgt die Zahl der Einwohner nicht 170 — 180000, sondern wenigstens 300000 Seelen, wovon Untercanada $\frac{3}{4}$ meistens französischer Abkunft enthält, und nach altfranzösischen in der Coutume de Paris aufgezeichneten Gesetzen regiert wird; dagegen die 100000 Einwohner Obercanada's Engländer oder englische Abkömmlinge sind, englisch sprechen und nach englischen Gesetzen regiert werden. Obercanadas Hauptstadt York ist nicht erwähnt worden. Eben so würden *Lewis* und *Clarke travels from St. Louis by way of the Missouri and Columbia Rivers of the pacific ocean* etc. über den Fluss Missuri (S. 76 f.) und die durch ihn zu bewirkende Verbindung des atlantischen und stillen Meeres bedeutende Aufschlüsse gegeben haben. Von der Volkszahl des Freystaats giebt der Vf. (S. 85.) nur eine ältere Angabe vom J. 1800; im J. 1810. betrug sie ungefähr 7,240000 Seelen, wovon 1,200000 Sklaven. Auch waren in dem genannten Jahre nicht 20 Staaten, sondern nur 18, ausser 6 Territorien, die noch nicht die zu einem Staat erforderliche Volkszahl besitzen. Eben so beziehen sich die Angaben über Staatsausgaben und Landwehr nur auf wenigstens 10 Jahr alte Verhältnisse, und sind bey dem mächtig fortstrebenden Staatenverein jetzt ganz anders zu bestimmen. Wir übergehen die vielen Berichtigungen, welche des Vfs. Angaben von den einzelnen Staaten und deren merkwürdigen Orten nothwendig machten, da uns dies zu weit führen würde. Bey den Völkern des innern Amerika hätte der Vf. die *Exploratory travels through the western territories of North America* von *Pike* benutzen und namentlich über die gar nicht genannten Osagen am Missuri sehr interessante Nachrichten mittheilen können. Von Neucalifornien führt der Vf. (S. 186.) nur eine ältere Seelenliste vom J. 1767 an; nach der neuesten bekannt gewordenen vom J. 1802 lebten in 18 Dörfern 15562 Indier und 36 Franziskaner, die hier mit einigen Soldaten das Land regieren. Die Beschreibung von Alt-Mexico (S. 190 f.) hätte sehr gewonnen, wenn der Vf. des unsterblich verdienten *Humboldt* Schriften benutzt, und über die Beschaffenheit des Bodens und der Produkte, über die zahlreichen Völker dieses Landes und ihre verschiedenartige Kultur, über die wichtigern Städte u. s. w. die Aufklärungen dieses Reisenden mitgetheilt hätte. Eben so kann der Vf. über die Wichtigkeit der Besitzungen der Engländer auf der Halbinsel Yucatan, deren Fortdauer er (S. 197.) bezweifelt, sehr befriedigende Aufschlüsse finden in *Wright memoir of the Mosquito Territory* etc. London 1808. 8. und in *Henderson account of the british settlement of the Honduras* etc. London 1811. 12. Ungeachtet der dagegen sprechenden Verträge haben die Engländer hier Forts angelegt, und unterhalten eine Militärmacht daselbst, die im J. 1800. sich auf 5000 Mann belief. Selbst im Lande der kriegerischen, aber treulosen Muskito Indianer (welche der Vf. nicht erwähnt) haben sie eine feste Niederlassung. S. 218. erwähnt der Vf. den See Parima und die an demselben liegende Stadt der Indier, deren goldne Dächer die Fabel vom El Dorado oder Goldlande veranlasst haben sollen, ohne den Ursprung dieser Fabel zu bemerken, dass nämlich die Ufer des Sees und einige Inseln desselben aus Talkstein bestehen, der in der Sonne wie Gold und Silber glänzt. San Sacramento ist (nach S. 309.) als der Hafen von Buenos Ayres zu betrachten; bekanntlich verschütteten die Spanier im J. 1777., wo sie nach langem Streite den Portugiesen diese Kolonie entrissen, den Hafen und schleiften die Festungswerke. Brasiliens Volksmenge ist (S. 332.) viel zu niedrig auf eine Million angegeben; nach den gewöhnlichen neuern Angaben steigt sie auf 2,200000 Seelen, von denen der sechste Theil Portugiesen sind. Auch die Abtheilung des Landes in 9 Statthaltereyen (S. 336.) ist die alte; nach der vortrefflichen Karte von *Faden* (*Columbia prima* etc. London 1807.) sind 19 Kapitanias. Die grösere der Juan-Fernandez-Inseln, gewöhnlich de Tierra genannt, ist nicht (nach S. 354.) unbewohnt. Man findet hier seit 1767. einen von Spaniern bewohnten Flecken an der Cumberlandsbai mit 40 Häusern. Der Vollständigkeit wegen hätte auch der Vf. S. 372. die vom Kapitän *Krusenstern* entdeckten Orlowsinseln, so wie die schon früher bekannten Neu- oder Südgeorgien und Sandwichland erwähnen sollen. Das Fort de France auf Martinique (S. 384.) ist von den Engländern geschleift worden. In Trinidad, das nicht 144 Quadratmeilen (nach S. 386.), sondern nur 78¼ Quadratmeilen Flächeninhalt hat, leben weder 60000, noch 22000 Einwohner; nach *Ledru* betrug ihre Anzahl im J. 1807. 31000 Seelen, wovon 21000 Sklaven. Bey den Marquesasinseln (S. 475 f.) hat der Vf. die eigentlichen Marquesas- oder Mendozasinseln, und die durch *Krusenstern* bekannter gewordenen neuen Marquesas oder Washingtonsinseln vereinigt, deren Einwohner in verschiedenen Punkten völlig von einander abweichen, was aber hier nicht weiter ausgeführt werden kann. Der Vf. erwähnt öfters die Breitengrade, ohne dieselben zu erklären. Gesetzt auch, der Vf. wollte diesen und ähnliche Gegenstände der mathematischen Geographie in der Einleitung erklären, die den Beschluss des ganzen Werks (nach der Vorrede zum ersten Bande S. III.) machen soll, so musste doch für die unkundigen Leser, denen der Vf. sein Buch widmete, schon früher eine kurze Darstellung dieses Punktes gegeben werden.

Mit der Bearbeitung selbst kann man grösstentheils zufrieden seyn; nur zwey Wünsche legen wir dem

Digitized by Google

dem Vf. ans Herz, überzeugt, dafs er ihre Richtigkeit einſehen wird. Zuerſt ſcheint der Vf. an manchen Stellen jene goldne Regel des *Juvenal: Maxima debetur puero reverentia*, nicht ſtets vor Augen gehabt zu haben. In den beiden erſten Bänden erinnern wir uns nichts dagegen gefunden zu haben; aber der dritte Band liefert mehrere Beweiſe, z. B. S. 108. 117. 171. 177. 229. 233. Sodann ſind Sprachfehler in einem jungen Leuten gewidmeten Buche doppelt anſtöſsig. Mit Vergnügen geſtehen wir, dafs der Vf. ſich ziemlich davor gehütet habe; doch ſind uns auch zuweilen Fehler aufgefallen, *quos fudit ineuria* etc., z. B. 1., 292. „ſie ſehen gelbbraun", ſtatt ſie ſehen gelbbraun aus; eben ſo 2, 34. 195. 3, 325 u. ſ. w. Auch ſagt der Vf. mehrmals, z. B. 3, 202. „einigen Orten" ſt. an einigen Orten.

Die dem Werke beygelegten zahlreichen Kupfer ſtellen theils Nationaltrachten, theils Gegenden, merkwürdige Gebäude u. ſ. w. dar, und geben einen anſchaulichen Begriff von den im Buche ſelbſt beſchriebenen Gegenſtänden. Nur ſelten z. B. 1, 50. ſtimmen Abbildung und Beſchreibung nicht genau überein. Aber gewünſcht hätten wir, dafs der Vf. die Quellen dieſer Kupfer, eben ſo wie die Verfertiger der Landkarten angegeben hätte; das Zutrauen wird dadurch verſtärkt. Was die Karten betrifft, ſo ſind ſie im Ganzen ziemlich richtig, jedoch zu ſehr mit Namen von Oertern überladen, die im Buche ſelbſt nicht angeführt ſind. Auch hier ſind wir auf einige Unrichtigkeiten geſtoſsen. So iſt z. B. auf der Karte von Aſien die Lage von Ceylon zu öſtlich; die Inſel Kodjan heifst hier Adjak u. ſ. w. Ein Regiſter wird der Vf. vielleicht dem letzten Bande beyfügen; da vielleicht noch Jahre vergehen, ehe das empfehlungswerthe Buch geendigt iſt, ſo würde es gut ſeyn, zur Erleichterung des Gebrauchs der erſchienenen Theile jedem Bande ein Regiſter beyzufügen.

KIRCHENGESCHICHTE.

ERLANGEN, mit Kunſtmanns Schriften: Commentationis de *canone Euſebiano* P. I. II. III. Auctore *P. J. S. Vogel*, Theol. P. P. O. Erlangenſi. Drey Feſtprogrammen von den Jahren 1809 — 1811. 7 Bogen. 4.

Eine wiederholte vielſeitige Prüfung des berühmten Euſebianiſchen Zeugniſſes über den neuteſtamentlichen Kanon (K. Geſch. 3, 25), welche auch nach dem, was *Weber* (Beyträge zur Geſchichte des neuteſtamentlichen Kanons S. 142), *J. E. Chr. Schmidt* (*Henke's* Magazin B. 5. S. 451), vornehmlich aber *Flatt* (Magazin f. Dogm. B. 7 S. 227. B. 8. S. 75) zu ſeiner Erklärung und Beurtheilung geleiſtet haben, nicht überflüſſig erſcheint. Der Vf. theilt die Unterſuchung in drey Theile, deren jeder in einem der vorliegenden Programmen behandelt wird. Vorangeſchickt iſt die Stelle ſelbſt mit mehrern philologiſch-exegetiſchen Erläuterungen. I. Ob *Euſebius* a. a. O. ſein eigenes Urtheil über den Kanon vorgetragen habe, oder vielleicht (nach *Schmidt*) den Kanon ſeiner Gemeinde, oder (nach *Münſcher*) die Reception ſeiner Zeit überhaupt zum Grunde gelegt habe. Der Vf. erklärt ſich mit *Flatt* für das erſtere, doch ſo, dafs er auf den Kanon der paläſtinenſiſchen Kirche, insbeſondere der zu Cäſarea, Rückſicht nahm. Auserdem zeigt er gegen *Flatt*, dafs unter der εκκλησιαστικη παραδοσις nicht das Zeugniſs chriſtlicher Schriftſteller, ſondern das Urtheil der ältern Kirche vom apoſtoliſchen Zeitalter an zu verſtehen ſey, wiewohl *Euſebius* dieſes allerdings meiſtens nur aus Schriften kennen lernen konnte. Gegen den Vorwurf der Nachläſſigkeit und Unbeſtändigkeit in ſeinem Urtheil, welchen *Weber*, *Chr. Fr. Schmid* und die meiſten übrigen dem *Euſebius* gemacht haben, ſucht der Vf. dieſen Schriftſteller ſorgfältig zu vertheidigen. Dem Rec. ſcheint er von dieſem Fehler nicht ganz frey, und er möchte es nicht vollkommen unterſchreiben, wenn es S. 19 heifst: *Eſt, quod noſtro judicio diffidamus, ſi ſupinae negligentiae culpam contraxiſſe et ſecum ipſe pugnare nobis viſus fuerit. Et, ſi ita explicari poteſt, ut culpa vacet et ſibi conſtet, iſta explicatio pro vera et certa eſt habenda.* Wir dürfen einmal die Genauigkeit und Kritik unſeres Zeitalters nicht von jenen Schriftſtellern verlangen, und den Mangel derſelben nicht zu hoch anrechnen. II. Worin ſein Urtheil beſtehe? nämlich, wie viele Klaſſen von Büchern er annehme, und von welchem Geſichtspunkte er bey ſeiner Eintheilung ausgegangen ſey. Abweichend von allen bisherigen Auslegern der Stelle nimmt Hr. V. an, dafs *Euſebius* die Ausdrücke αντιλεγομενα und νοθα gleichbedeutend gebrauche, und mithin nur drey Klaſſen von Schriften, die ομολογουμενα, αντιλεγομενα oder νοθα, und die αγραπα ſtatuire. Dafs dieſe beiden Ausdrücke, obgleich ihrem Urſprunge und ihrer eigentlichen Bedeutung nach verſchieden, von *Euſebius* gleichbedeutend gebraucht wurden, ſchliefst der Vf. daraus, dafs er ein und daſſelbe Buch an der einen Stelle zu den Antilegomenis, an einer andern zu den Unechten (νοθοις) rechne, ſo z. B. den Brief Jakobi und den zweyten Petri III, 25, vgl. II, 23. III, 3. Allein, dafs ſie an unſerer Stelle unterſchieden ſind, ſcheint Rec. allzuklar, und ſollten nicht jene Stellen natürlicher für ein Beyſpiel von einem gewiſſen Schwanken des Kirchenvaters in ſeinem Urtheile gehalten werden? III. Was ihn bey ſeinem Urtheile geleitet habe (*cur ita judicaverit*)? Der Grundſatz, dafs nur inſpirirte Schriften in den Kanon gehörten. Für ſolche hielt er aber nur apoſtoliſche. Ihre apoſtoliſche Abkunft aber ſuchte er durch das Zeugniſs der ältern Kirchen, und durch Rückſicht auf Sprache und Inhalt dieſer Schriften herauszubringen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

LITERATURGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Köhler: *Literatur der Theologie, hauptsächlich des neunzehnten Jahrhunderts*, von *Chr. Fr. Liebeg. Simon*, Domdiaconus in Merseburg. 1813. X. u. 646 S. gr. 8.

Auch unter dem Titel:

Fortsetzung von J. A. Nösselts Anweisung zur Kenntniss der besten allgemeinern Bücher in allen Theilen der Theologie.

Die *vierte* und letzte Ausgabe der *Nösselt*schen Bücherkenntniss erschien bekanntlich schon im J. 1800, seit welcher Zeit für die Besitzer dieses Buches natürlich eine Menge von Nachträgen nöthig geworden waren. Es war also im Allgemeinen der Plan nicht zu misbilligen, diese Nachträge, wenn nicht Hoffnung zu einer neuen Auflage vorhanden war, in einer Fortsetzung des *Nösselt*schen Werkes, welche sich an den Plan desselben anschlösse, zusammenzustellen; wiewohl nicht zu läugnen ist, dass gerade die Form des geschätzten Werkes, die Einkleidung in Paragraphen, das Einschalten der Büchertitel in einen fortlaufenden Text etwas Unbequemes und Schleppendes hatte; dass ferner durch den *vierten* Theil der *Niemeyer-Wagnitzi*schen Predigerbibliothek und *Erschens* Literatur der Theologie jenem Bedürfnisse zum grösten Theil abgeholfen war. Da das *Nösselt*sche Werk nur zu Vorlesungen bestimmt, das Urtheil über die Bücher mithin grösstentheils dem mündlichen Vortrage, woran doch nur wenige Theil nehmen konnten, überlassen war, so war vorzüglich zu wünschen, dass ein kenntnissreicher theologischer Literator, der sich dieser Fortsetzung unterzöge, zugleich auch diese Lücke ausfüllte, und jedem wichtigern Werke eine gedrängte Characteristik beygäbe, welche dem Leser über dessen Inhalt, Geist und Tendenz zum Fingerzeige dienen, und auf deren geprüfteste Wahrheit und Unparteylichkeit er bauen könnte.

Der Ausführung dieses Plans unterzog sich in vorliegender Schrift Hr. *S.* Er erklärt sich darüber in der Vorrede nicht ohne einige Selbstgefälligkeit also: „In *Sache* (?), Anordnung, und *Ausführung* (?) ist freylich gar *Mancherley* anders" (versteht sich, *besser* und *zweckmäfsiger*) „geworden, wie dem sachkundigen Leser nicht entgehen kann, und hat anders werden müssen, als in jenem Werke, wovon man, ohne grofse Mühe die Gründe leicht selbst auffinden, und daher die umständliche Erörterung derselben um so leichter dem Vf. erlassen wird." Zu diesen Einrichtungen wird die Aufnahme der natürlichen Moral, die ausführliche Behandlung praktischer Theologie, „welche in *Nösselt's* Werke nicht sowohl abgehandelt, als kurz und leicht abgethan war", die andere Stellung der Beicht- und Communionbücher, die Aufnahme der Schriften über specielle dogmatische Gegenstände (welche aber in eine *allgemeine* Bücherkenntniss nicht gehören), gerechnet, und „überhaupt noch da und dort Manches, welches nach den eignen Ansichten des Vfs., *auf eine eigene Weise anders* bearbeitet worden." Ferner habe *Nösselt bey aller angewandten Sorgfalt* dennoch mehrere, des Anführens wohl werthe, Bücher, *übersehn*, die hier nicht füglich übergangen werdan durften. Aus beidan Gründen habe der Vf. nothwendig gefunden, auch ältere Bücher aufzunehmen. Der Wunsch des Publicums habe ihn ferner bestimmt, häufiger, als *N.*, über ihm selbst bekannte Schriften *seine eigenen*, und über andere die *besten* in kritischen Blättern bekannt gewordenen Urtheile, aufzuführen. Ueber das Mehr und Weniger lasse sich nicht sicher entscheiden (zumal ohne einen festen Plan); es sey aber für die Benutzer eines solchen Handbuches (auch für dessen Compilator) wohl besser eine Numer *zu viel*, als *zu wenig* (sonst hätte auch schwerlich die einen so geringen Zeitraum umfassende Fortsetzung beynahe denselben Umfang erhalten können, als das Hauptwerk selbst).

Nach diesen Vorerinnerungen des Vf. gehen wir zur Beurtheilung des von ihm Geleisteten über. Der Werth einer solchen literarischen Arbeit wird nach des Rec. Urtheil durch zweyerley bedingt: durch festen *Plan* in Rücksicht auf Anordnung und Auswahl, und höchste *Genauigkeit* in Rücksicht auf literarische Angaben aller Art. Werden auch *Urtheile* in den Plan aufgenommen, so versteht sich von selbst, dass dazu eine eingehende Kenntniss aller Theile der theologischen Wissenschaften, lange Beschäftigung mit der Literatur, dabey Festigkeit und Gediegenheit des Urtheils unumgänglich nöthig, dass mithin in einem alle Fächer der theologischen Literatur umfassanden Werke die Aufgabe nicht leicht sey. Man darf indessen des Vfs. Arbeit nur flüchtig ansehn, um sich zu überzeugen, dass sie auch minder strengen Forderungen nicht im mindesten entspreche, und dass höchste Ungenauigkeit der literarischen Notizen, Planlosigkeit, Mangel an Auswahl und Kenntniss der angeführten Bücher, den Gebrauch des Werkes aben so unzuverlässig machen, als die meistens im Allgemeinen gehaltenen oder zusammengestoppelten, mit unter-

Digitized by Google

falschen Urtheile und Inhaltsanzeigen. Um unser Urtheil mit Beyspielen zu belegen, zuerst eine Anzahl ungenauer und falscher Literarnotizen, die, obwohl schwerlich in einem Werke von einigem Umfange *ganz* vermeidlich, hier von der Art sind, dafs sie schon allein einen hinlänglichen Begriff von dem Ganzen machen. Wie sehr *N.* diese Forderung gekannt und deren Erfüllung sich zur Pflicht gemacht hat, zeigt dessen Vorrede (welche der Vf. überhaupt entweder nicht gelesen oder nicht beherzigt haben mufs) S. 9, wo es heifst: „Mein vornehmstes Bestreben war, *zuverlässige* Nachrichten zu geben. — Ich habe daher kein Buch erwähnt, das ich nicht selbst genau, entweder, weil ich es bey der Hand hatte und brauchte, oder aus recht zuverläfsigen und geprüften Nachrichten kannte; und defswegen lieber etwas ganz übergangen, ehe ich etwas, so ich nicht kannte, hätte anführen sollen. Nur bey wenigen Büchern und ihren Ausgaben, deren ich nicht habhaft werden konnte, und die doch von Kennern als wichtig empfohlen wurden, mufste ich eine Ausnahme machen. Alsdenn aber kann man es allemal daran erkennen, dafs ich den Titel nur ganz allgemein, oder durch ein: Es soll, angegeben habe". Auch Hr. *S.* redet Vorrede S. VIII von möglichster Genauigkeit in Angabe der *Büchertitel* und *Preise*, worauf er bey den letztern besonders verweilt. Beynahe scheint es, als habe er die *Namen* der *Autoren* recht muthwillig von dieser Aufmerksamkeit ausgeschlossen: denn hier sind der Fehler und Verstümmelungen wirklich Legion. *Bruns* (P. J.) heifst bald *Jos. Bruns* (S. 37), bald *Brun* (im Genit. *Brun's*, S. 44), bald *Brunns* (im Register); *Alex. Geddes* beständig *Gedde*, auch im Register und S. 83 unmittelbar vor dem englischen Büchertitel: (*by Alex. Geddes*); für *Gronewond* (den Fortsetzer von *Scheidii Lex. hebr.*) liest man S. 74 *Greuewoud*, sonst *Greuewoud*; S. 165 *Konyburg* f. *Konynenburg*; S. 98 *Amende* für *am Ende*; im Register müssen sich sogar *Schleiermacher*, *Michl* (*A.*), *Tzschucke*, *Volborth*, in *Schleiermann*, *Mühl* (ein aus der Predigerbibliothek abgeschriebener Druckfehler), *Tzschuk* und *Volbarth* umtaufen lassen. Fehler, wie *Berthold*, *Henßler*, *Kollrausch*, *Kuhnhardt*, *Wehland*, *Carpzow*, *Schaw* u. s. w. für *Bertholdt*, *Hensler*, *Kohlrausch*, *Kunhardt*, *Weland*, *Carpzov*, *Shaw*, die stete Verwechselung von *Hermann* und *Herrmann* (beide werden auf die erste Weise geschrieben), fallen unter den vorigen minder auf, so wenig man sie sonst dem geringsten Lehrling im Buchhandel verzeihen würde. Wenn den Hauptnamen so übel mitgespielt wurde, so läfst sich von selbst auf das Schicksal der Vornamen schliefsen, durch deren gänzliche Vernachlässigung eben so unverzeibliche, als seltsame und lustige Irrthümer entstanden sind. *Hänlein* (*Heinr. Karl Alex.*) erscheint S. 28 auf derselben Seite als *H. C. A. Hainlein*, und (vor einem andern Buche) als *C. Fr. A. Hänlein*; aus *Dahl* sind (im Reg.) zwey Gelehrte gemacht, *J. C. G.* und *J. C. W.* (weil er sich deutsch Wilhelm, lat. *Guilelmus* schrieb); der verdiente *Lorsbach* (*G. W.*) erscheint gar ebend. unter drey verschiedenen Hypostasen, einem *J. Lorsbach* wird der Antheil an der lutherischen Bibelausgabe, einem *J. W. Lorsbach* (S. 134.), werden die neuen Beyträge zu den Apokryphen des N. T. zugeschrieben, dem *G. W.* die übrigen Schriften; der bekannte *Chr. Benedict Michaelis* heifst §. 55 und öfter *Chr. D. Michaelis*; auch hat das *D.* (für *Doctor*), welches hier als unwesentlich ganz auszulassen war, Hrn. *S.* häufig irre geführt, indem er es z. B. bey *Ewald*, *Gesenius* zum Vornamen rechnet, anderswo z. B. die Abbreviatur *D. J.* (*David Julius*) *Pott* in *Dr. J. Pott* auflöst. An Unterscheidung zwischen *C.* für *Caspar* oder *Christoph* ist natürlich gar nicht zu denken, so nothwendig sie in literarischen Werken ist; so wird denn *Th. A. Dereser* in *Theod.* (st. *Thaddäus*) *A. D.* aufgelöst, und was der Mifsgriffe mehr sind. Es ist möglich, dafs mehrere Fehler dieser Art auf Rechnung des Registerfabrikanten oder Correctors kommen, wenn diese Personen anders vom Verfasser verschieden sind, was bey einem literarischen Werke, das in der Nähe des Vfs. gedruckt wird, durchaus nicht der Fall seyn sollte. Allein alle drey Personen haben sich in Rücksicht auf Nachlässigkeit und Ἀγραμματία so sehr die Hand geboten und zeigen soviel Geistesähnlichkeit mit einander, dafs wir sie billig nur als Eine betrachten, und falls sie verschieden seyn sollten, ihnen überlassen müssen, ihren gegenseitigen Antheil an ihren literarischen Sünden zu vindiciren. Das Publicum hält sich an das, was ihm geliefert wird. Wir nennen jetzt noch andere Unrichtigkeiten, die uns beym Durchblättern der ersten 100 Seiten aufgefallen sind. S. 4. Die allgemeine deutsche Bibliothek schlofs nicht mit 1801, sondern 1806. — S. 30. Der Vf. der Abhandlung: *de critica sacra V. T. Tiguri* 1797, 4., heifst nicht *Ch. Teller* (der unsers Wissens nicht existirt), sondern *J. Tobler*. — S. 31 steht sinnlos: *Cod. Offenbachiani — recensus et specimen mere exsculptum*, soll heifsen: *aere exsculptum* (der Vf. desselben ist *Henke*). — S. 32. *Jahn's* hebr. Bibel besteht nicht aus 3 Bänden, wovon der letzte zwey Abtheilungen hat, sondern *vier*. Der Druck kann wohl nicht, wie es heifst. *deutsch* seyn, aber *deutlich*. (Solcher Druckfehler findet man häufig, und am Ende (S. 601) keinen verbessert. — S. 47. *Volney's* Reise ist nicht *ganz* von *Paulus* übersetzt, sondern die falsche Angabe ist dahin zu verbessern, dafs 2 Theile schon Jena 1788 erschienen, 1800 aber der dritte Theil von *Paulus*, welcher die Zusätze der dritten franz. Originalausgabe und andere durch die französischen Expeditionen veranlafsten Beobachtungen enthält. Von *Brown's* Reisen erschien nicht *eine* Uebersetzung zu Leipzig, *eine* (bessere) zu Gera und nicht diese ist in *Sprengels* Bibliothek abgedruckt, sondern die zu Gera (und Leipzig) herausgekommene ist verschieden von der *Sprengel*schen, Weimar 1800, welche zur Bibliothek der Reisebeschreibungen gehört. Der in demselben §. erwähnte *Ante* heifst nicht so, sondern *Antes* — S. 54. Die *Schachtische* Schrift ist keine neue Ausgabe von *Jhenii antiquitt. hebr.*, sondern ein Commentar über dieselben, ohne bedeutenden Werth. —

S.

Digitized by Google

S. 80 ist aus den Titeln von zwey *Schleußner*schen Schriften einer gemacht worden. Der angeführte *libellus animadversionum ad Photii Lexicon* erschien 1810, verschieden davon sind *Ejusd. curae novissimae s. Appendix notarum et emendationum* in *Photii Lexicon.* 1812. — Ebend. ist *Wolf de agnitione ellipseos* nicht eine *Commentatio*, sondern eine schätzbare Folge von eilf Programmen, 1800—1808, wovon die sechs ersten in *Pott's Sylloge Comment. theolog.* wieder abgedruckt sind. — S. 88. §. 93. Die Vff. des Bibelcommentars aus der *Hezelischen* Schule haben sich nicht genannt, und waren daher, wenn sie angegeben wurden, einzuschliefsen. — S. 134 steht falsch: *A. Birch Codex apocryphus N. T.* aufgeführt. Der richtige und vollständige Titel: *Auctarium codicis apocryphi N. T. Fabriciani* steht schon S. 60, dort aber am unrechten Orte. Dieses doppelte Aufführen vollständiger Titel ohne Verweisung ist bey unserm Vf. etwas ziemlich gewöhnliches. So steht *Nitzsch de testamentis duodecim patriarcharum* §. 58 und §. 109. An beide Orte gehört es nicht, sondern §. 127 zu den Apokryphen aufser der Bibel. Eine Abhandlung von *Paulus* über die Versionen des *Micha* steht S. 36 und 2 Seiten später 38 gleich ausführlich ausgeschrieben. — S. 95. *Gaab's Hiob* ist nicht in *Lübeck*, sondern in *Tübingen* herausgekommen.

Für einen *zweyten* Hauptmangel des vorliegenden Buches erklärten wir schon oben Planlosigkeit und Mangel an Auswahl und Kenntnifs der angeführten Bücher, wovon denn falsche Anordnung unzertrennlich ist. Nicht ein Zusammenschleppen aller möglichen Büchertitel unter dem gleifsenden Vorwande von Vollständigkeit gehört für ein solches Werk, sondern Plan und Prüfung des Werthes jedes aufgenommenen Buches. Wir lassen wiederum den verewigten *Nöfselt* reden. Vorrede S. 7. „Es kann niemanden daran liegen, *ob* worüber, sondern *was* darüber *gut* geschrieben ist? Wer daher Gutes und Schlechtes durch einander wirft, ohne mir auch nur einen Wink zu geben, dafs es dieses oder jenes sey, oder, welches einerley ist, wer so *ins Allgemeine* von Büchern urtheilt, dafs man leicht sieht, um so zu urtheilen, brauche man nicht einmal das Buch geprüft zu haben (hiervon unten), wie kann mir der zumuthen, dafs ich ihn zum Führer annehmen solle?" S. 12. „Beynahe die gröfste Schwierigkeit machte die Untersuchung desjenigen, was *nicht* gesagt, der Bücher, die *nicht* angeführt werden sollten. Diese Vorbeylassung ist eine unsichtbare Eigenschaft, die der, welcher eine Anweisung zur auserlesenen Bücherkenntnifs geben will, wissen, aber andern davon keinen so lebhaften Begriff machen kann, als er selbst davon hat. Ich sage dieis nicht aus Unbescheidenheit, was habe ich mehr gethan, als was jeder ehrliche Schriftsteller, der nicht *unverschämt* ist, thun sollte?" Durch die obigen Aeufserungen *Nöfselt's* erscheint zugleich das Urtheil des Vfs., dafs dieser „aller Sorgfalt ungeachtet Vieles übersehn" habe, in seinem wahren Lichte. Eben in dieser unsichtbaren Eigenschaft besteht aber nächst der Genauigkeit der Werth solcher Schriften, z. B. *Erschens* Literatur der Theologie, welche §. 1 hätte angeführt werden sollen. Dabey drängt sich leicht die Bemerkung auf, wie die Kenntnifs der Bücher aus dem letzten Decennio Etwas ohne allen Vergleich leichteres sey, als die des ganzen Umfangs der Literatur. Nun einige Beyspiele. S. 17 trägt der Vf. *Ch. C. Paalzow's* Einleitung in die Geschichte des Kanons 1794 nach, ohne Urtheil, also mit dem stillschweigenden, dafs *N.* das Buch übersehn habe. Und doch kennt Hr. *S.* nach S. 147 diesen eben so flachen, als frivolen und anmafsenden Schriftsteller, hätte sich also die Rubrik ersparen müssen. Uebrigens hat sich *Paalzow* auf dem Titel gar nicht genannt, sondern erscheint, wie gewöhnlich, als Vf. des *Hierocles*. Dafs ebend. die Schriftsteller *für* und *gegen* ein Urevangelium mit der Seitenzahl ihrer Schriften citirt werden, gehört ebenfalls nicht in eine allgemeine Bücherkenntnifs. — Hätten die kleinen Schriften über Beurtheilung und Verbesserung der alten Versionen einmal genannt werden sollen, was hier kaum zweckmäfsig, so mufste nicht eine oder zwey, wie §. 24. 25, sondern alle nachgewiesen werden. Und warum sind denn *Schleußner's Opuscula*, die ganz hierher gehören §. 28 nicht einmal förmlich angeführt? — §. 39 steht unter den Schriften über Varianten des A. T. „*P. J. Brun's* (*Bruns*) Beyträge zur kritischen Bearbeitung alter Handschriften u. s. w." (!!). Eine unglückliche Combination aus dem halb notirten Titel des Buches und *Bruns* bekannten Verdiensten um dieses Fach. Unten mehrere dergleichen Vermuthungen. Daneben steht *Knapp de version. Alex.* auch nicht am gehörigen Orte. — Fast lustig sind die Nachträge zu §. 42 (bey *Nöfselt* §. 63), wo von verschiedenen *Interpunctionen*, Conjecturen, Interpolationen und verschiedenen Kapitelabtheilungen des *N. T.* (denn nur von diesem ist §. 61 — 64 die Rede) gehandelt wird. Hr. *S.* bemerkt: „*hierher gehöre* auch: *Bellermann de usu palaeographiae hebraicae*, *verglichen* mit *J. M. Hartmanns* Vorschlägen zur Erleichterung der *hebräischen Punctation* (*Eichhorns* Biblioth. B. 8. St. 1), und *Spitzner's Vindiciae originis et auctoritatis divinae punctorum vocalium et accentuum* (!!). Wir fordern den Vf. auf, die empfohlene *Vergleichung* zwischen diesen Schriften selbst anzustellen und die Resultate derselben, besonders für den Inhalt des *Nöfseltschen* §., die Interpunction des N. T., mitzutheilen! §. 48 von den *Karten über Palästina* wäre kaum der kleine *Vieth-Funk*ische Atlas, der einen Nachstich der *D'Anville-Paulus*schen Karte enthält, nachzuweisen gewesen; dagegen diese Karte selbst (Sammlung der Reisen in den Orient Th. 1), und die schöne an Ort und Stelle aufgenommene, jene berichtigende Karte von *Peräa* nach *Seetzen's* Zeichnungen in *Zach's* monatl. Correspondenz B. 22 (Gotha 1810). Vgl. den Commentar dazu in B. 18 und 19 dess. Werkes. Auch enthalten die Ansichten von Palästina keine „*genauere*" Beschreibung dieses Landes. — Was soll §. 50 *Fuhrmann's* (dürftige) Abhandlung über die Begräbnifsplätze, insbesondere der Christen, unter den allgemeinern Nachrichten über die Verfassung

fassung der jüdischen Nation"? Gleich chaotisch ist der ganze Abschnitt §. 50—57, über biblische Alterthümer. Der dritte Theil von *Heerens* Ideen (§. 52) gehört gar nicht mehr hieher. *Hartmann's* Hebräerin gehört nicht zu §. 57, sondern recht eigentlich §. 54, neben *Schröder de vestitu*. Hier, nämlich über Privatleben und ökonomische Umstände der Alten (vielmehr der alten Morgenländer), wusste der Vf. nicht zu empfehlen, als: *Büntings* (ganz unbedeutende) Berechnungen der Münzen, Maasse und Gewichte, und *Räders* Beschreibung der *Klippen und Nothmünzen*, welche zwar mit jenem (Halle 1806) zusammen gedruckt, aber auch besonders zu haben ist. In *Siebenkees* Archäologie §. 57 kommt (ausser dem negativen Urtheile in zwey Zeilen S. 112) so wenig von jüdischer Kunst vor, als in *de Launoy's* mineralogischem Werke (§. 55) über Kenntnis des Mineralreichs bey den Juden. Ueber den erstern Gegenstand hätte eher *Bellermann's* Handbuch der bibl. Literatur Th. I. genannt werden können. Und warum ist *Hirt's* Tempel *Salomo's* (Berlin 1809) übergangen worden, welcher so ganz hierher gehört hätte? §. 69 steht die *Kölle*sche Schrift gegen *de Wette* falsch unter der Hermeneutik, und §. 74 heisst es, zu den Wörterbücher und Concordanzen „gehöre zum Theil auch *Bellermann's* Handbuch der biblischen Literatur." Nach §. 76 soll zur Erläuterung sämmtlicher biblischen Bücher aus den Profanscribenten dienen: *Marcus Antoninus ed. J. M. Schulze*, Vol. I. Schlesw. 1802. Diese Ausgabe enthält einen Abdruck des Textes mit kritischen Anmerkungen und *Gatakers* Einleitung über die philosophischen Systeme der Stoiker u. s. w. Für den angegebenen Zweck haben wir nichts entdecken können, und können nicht errathen, wie der Vf. zu dieser Notiz gekommen sey. §. 80 soll man zur Erläuterung des N. T. aus alten christlichen Schriftstellern *Vater's* zwey Programme vergleichen, da doch der Titel deutlich genug aussagt, dass sie blos die Kritik (*critica*, nicht *crisis*, wie Herr *S.* verschrieben), angehn. Dieses wird dennoch S. 384 und 417 wiederholt, wiewohl in der ersten Stelle ungewiss. Statt dessen hätte sich Hr. *S.* aus mehreren erschienenen Anzeigen von dem Gehalt und Zweck ders. unterrichten können und sollen! §. 98. Zu den „Commentarien über mehrere historischen Bücher" kann wohl nur sehr uneigentlich das erste Buch von *Justi's* Blumen althebr. Dichtkunst gerechnet werden, und doch soll dies „ganz vorzüglich" hierher gehören. — §. 99 werden sogar die Bearbeitungen der Geschichte *Ruth's* von *C. Pichler* und *Streckfuss* unter der Rubrik von Commentaren aufgeführt, oder wenigstens durch die Bemerkung, dass jene den Stoff idyllisch, dieser mehr episch bearbeitet habe, nicht als freye poetische Behandlungen bezeichnet. Sie gehören hierher so wenig, als die Messiade oder einige vorhandene Mosaiden zu den Bearbeitungen der Evangelien und des Pentateuchs. — §. 102 sollte bey *Stuhlmanns* Psalmenübersetzung statt alles Andern gesagt seyn, dass sie im lyrischen Versmaasse verfasst sey. — §. 128. Zu den Sammlungen von Erläuterungen einzelner Bibelstellen durch mehrere Vff. gehört nicht: *Lorsbach's* Archiv für morgenländische Literatur, welches hier falsch als Archiv für *bibl. und* morgenländische L. angegeben wird. Dieses Werk enthält *gar nichts* Unmittelbares für Bibelerklärung, ist auch von *L.* allein verfasst, nicht von ihm „und Andern", wie es heisst. (Die Notiz scheint aus *Ersch* zu seyn, wo sie ebenfalls zu verbessern ist.) — §. 145 steht unter den Schriften, welche das göttliche Ansehn der Bibel aus den Wundern *darthun: De miraculis ἐγχειρίδιον.* Zwickau 1805, mit der Bemerkung, die Untersuchung sey nicht nur etwas zu unvollständig; sondern auch zuweilen mit etwas zuviel Animosität und Parteylichkeit angestellt. Vorzüglicher sey *Heubner de miraculis* etc. Woher hat der Vf. dieses aus der Luft gegriffene Urtheil? Schon die Rec. unserer A. L. Z. (E. B. 1811. Nr. 1) hätte ihn belehren können, dass das Buch mit vieler *Freymüthigkeit* die Wunder und den Beweis aus denselben *bestreite*. — §. 150 steht unter den Schriften, welche *von Juden* für ihre Religion und *wider das Christenthum* geschrieben sind: *Priestley's* Vergleichung der mosaischen Gesetze mit denen der Hindus, übersetzt von *Ziegenbein*. Hält der Vf. den ehrwürdigen Dissenter für einen Juden, und kann er in der Schrift gehässige Blicke auf das Christenthum nachweisen? — Nach §. 226 finden sich in *Wegscheider's dissert. de Graecorum mysteriis religioni non obtrudendis* „schätzbare Untersuchungen über die griechischen Mysterien". Richtiger, als aus dem missverstandenen Titel, hätte der Vf. den Inhalt dieser Schrift schon aus der Stelle errathen können, die ihr *Ersch* (Literatur der Philologie, Philosophie und Pädagogik S. 198) angewiesen hat. Die Conjecturen des Vfs. aus den Büchertiteln, über welche seine Gelehrsamkeit selten hinausgeht, sind gewöhnlich eben so unglücklich, als *kühn*. Ein Beyspiel des letztern giebt noch §. 232. „Nachrichten über die Lamaische Religion enthalten auch wohl (!) *v. Diez* Denkwürdigkeiten u. s. w. (1 Rthlr. 16 Gr.)". Was hilft ein solches *wohl*, wo man bestimmte Angaben verlangen kann? Das angeführte Buch enthält aber davon kein Wort. Eben so wenig haben wir in *Arnoldi* (übrigens trefflichen) *Specimen* zu Verbesserung des Abulpharag (1805. 4.) entdecken können, dass der zweyte Theil der Schrift (den wir nicht kennen), die Amtsführung der Patriarchen *erzähle*, wie uns §. 336 belehrt.

(*Der Beschluss folgt.*)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

LITERATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Köhler: *Literatur der Theologie, hauptsächlich des neunzehnten Jahrhunderts*, von *Chr. Fr. Liebeg. Simon* u. s. w.

Auch unter dem Titel:

Fortsetzung von J. A. Nösselt's Anweisung zur Kenntniss der besten allgemeinern Bücher in allen Theilen der Theologie.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Da aus dem Vorigen hinlänglich erhellet, dafs Hr. *S.* den Inhalt der von ihm empfohlnen Bücher gewöhnlich nur so ungefähr aus dem Titel errathe, und sich dabey zuweilen auf eine lächerliche Art täusche: so weifs man im Voraus, was von den *Urtheilen* über dieselben zu erwarten seyn werde. Bey weitem in den meisten Fällen hat der Vf. seine Phrasen so zu wählen gewufst, dafs er in keinem Falle etwas dabey zu wagen schien. Man liest meistens, dafs ein Buch ehrenvolle Erwähnung verdiene, schätzbar, gehaltreich sey, dafs der Zweck desselben im Ganzen glücklich erreicht worden, wobey Hr. *S.* gewöhnlich von dem allgemeinen Rufe eines Schriftstellers ausgegangen ist; zuweilen wird auch wohl eine eben so nichts sagende Einschränkung, wie „dafs noch Manches zu wünschen übrig bleibe" u. dgl. eingeschaltet. Viele Urtheile zeigen auch die (zuweilen wörtliche) Abhängigkeit von denen der Predigerbibliothek. Der Probe wegen heben wir noch einige ausführlichere aus. S. 83. heifst es von *Geddes* Anmerkungen zur Bibel, dafs sie in kritischer und exegetischer Hinsicht von den vielseitigen Kenntnissen, dem Scharfsinn und Geschmack, so wie von der Unbefangenheit des würdigen Verfassers zeigten (zeugten); wenige Seiten darauf (S. 91.) bey Gelegenheit des *Vater*schen Commentars heifst es von ebendenselben: dafs sie keine grofse Ausbeute gewährten, die *Vater*schen aber desto wichtiger seyn. Wir könnten mit geringer Mühe die beiden Recensionen nachweisen, aus denen der Vf. diese widersprechenden Urtheile gedankenlos zusammenschrieb. S. 92. heifst es von *Hasse*'ns Entdeckungen *im Felde* der ältesten Erd- und Menschengeschichte, dafs sie sich durch echte orientalische Gelehrsamkeit, vertraute Bekanntschaft mit den Schriften der Alten, eine glückliche Combinationsgabe, einen freyen Gang seines eigenen Nachdenkens und einen gebildeten Geschmack auszeichneten. Der Vf. würde doch wohl den Mund etwas weniger voll genommen haben, hätte er gewufst oder bedacht, dafs *H.* in dieser Schrift den Beweis für das Paradies in Preufsen führte. *H.* hatte die angeführten Eigenschaften (Geschmack ausgenommen) allerdings, benutzte sie aber häufig zur Ausschmückung der lächerlichsten Paradoxieen. — Dem Abdollatiph von *Wahl* werden S. 50. nur eine Menge von Druckfehlern nachgesagt. — *Kelle's* geschmacklose und von Vorurtheilen strotzende „vorurtheilsfreye Würdigung" ist nach S. 69. mit Scharfsinn, Wahrheitsliebe und Gelehrsamkeit angestellt; die bestrittene *de Wettische* Schrift soll dagegen nach S. 26. Manches enthalten, was schwerlich Probe hält. — Wir schliefsen mit dem Urtheil über *Paulus* und *Thiefs*'ens Commentarien über das N. T., welches ziemlich sonderbar und zum Theil als Nachhall mündlicher Urtheile klingt: „Des *Neuen* (?), *Aechtphilologischen* und *Haltbaren* findet man in beiden weniger, als man mit Recht erwarten sollte. Am gelungensten ist ohne Zweifel der historische Theil, am allerwenigsten hingegen befriedigt der philologische. (Von welchen von beiden ist hier die Rede?) *Auch Wolf* meinte (also *mit* Hrn. *S.*): *Paulus* sey mit den *Aoristis* über den Fufs gespannt. Die *meisten* Citate und Parallelstellen sind aus mehrern bekannten gröfsern Sammlungen dieser Art genommen." — „Uebrigens ist *Paulus* ein trefflicher Kopf, der auch mit sehr schätzbaren Kenntnissen ausgerüstet ist. Es fehlt also diesem C. nicht an *Goldkörnern*. Von diesen findet man im *Thiefs* (den Dürftigkeit drängte) weniger." Die Aeufserung über *Th.* ist indessen undelicat und gehört nicht hieher. Was drängte Hrn. *S.*, ein Buch zusammenzuschreiben, in welchem sich weder Kopf, noch schätzbare Kenntnisse, noch Goldkörner entdecken lassen, gar leicht aber, wie Hr. *S.* mit der theologischen Gelehrsamkeit des 19ten und der vorigen Jahrhunderte mehr über den Fufs gespannt sey, als es Hr. *P.* mit den griechischen *Aoristis* seyn dürfte.

Zu den obigen Bemerkungen mögen hier noch einige Nachträge folgen. Im Autorenregister werden aufser den Artikeln: Etwas, Diöcesanblatt, auch die Schriftsteller *Cölestion*, *Elisa*, *Hierocles* aufgeführt. An den citirten Stellen findet man aber: *Elisa*, das Weib, wie es seyn sollte, und Schriften *vom Vf.* des Hierocles. — Die *Vollständigkeit* des Werks wird besonders in Ansehung der letzten Jahre in Anspruch zu nehmen seyn; so fehlt z. B. *de Wette's* Commentar über die Psalmen, 1811. und mehrere Schriften dieses Jahres, was in einer Schrift von 1813. nicht seyn sollte. Dagegen werden die Vorgänger hier und da insofern an Vollständigkeit übertroffen, als auch wohl ein nicht existirendes Buch (aus den Mefscatalogen oder

Digitized by Google

oder voreiligen Novitätenzetteln der Buchhändler) aufgenommen ist. Dahin gehört S. 53: *Fabri's* biblischer Atlas. 1—4s Heft. Halle 1802., welcher nie erschienen ist.

Da wir klar gemacht zu haben glauben, dafs sich der Leser weder auf seine Angabe, noch auf Auswahl und Urtheil unsers schnellfingrigen Compilators verlassen könne, ohne in Gefahr zu seyn, sich die gröbsten Verstöfse anzueignen: so ist damit das Urtheil über die Unzweckmäfsigkeit und Unbrauchbarkeit dieser Schrift von selbst ausgesprochen, und der Vf. hat darin wenig Achtung für ein Publicum gezeigt, welches er so ungewissenhaft behandelt hat.

ERDBESCHREIBUNG.

1) Königsberg, gedr. b. Degen: *Einleitung in die Wissenschaft der reinen Geographie* für Erzieher, Lehrer und gebildete Eltern zur Vorbereitung auf den Gebrauch des Lehrbuchs der reinen Geographie für Schulen, von *Heinrich Gottlob Hommeyer*, königl. Preufs. Hauptmann und Lehrer der Mathematik bey der Kriegsschule zu Königsberg in Preufsen. 1811. VI und 63 S. 8. (8 gr.)

2) *Ebendas.*, gedr. b. Haberland: *Reine Geographie von Europa*, oder allgemeine Terrain-Beschreibung der europäischen Erdfläche, herausgegeben von *H. G. Hommeyer*, königl. Preufs. u. s. w. *Erste* Lieferung. 1810. XIV und 146 S. Mit einer Karte. *Zweyte* Lieferung. 1810. 191 S. 8. Mit einer Karte. (1 Rthlr. 16 gr.)

Die grofsen Veränderungen in der politischen Geographie seit der französischen Revolution, welche den Unterricht in der Erdkunde eben so beschwerlich als oft unnütz machten, riefen in mehreren Männern den Gedanken zurück, den einst der vielfach gebildete *Polykarp Leyser* in einem Helmstädter Programm äufserte, die politischen Verhältnisse der Erde aus dem Unterricht ganz zu verbannen, und bey einer natürlichen Eintheilung der Erde vorzüglich auf Gebirge und Flüsse Rücksicht zu nehmen. Da das Allgemeine und Bleibende dem Besondern und Wechselnden immer vorgeht, so erkennt man leicht den grofsen Vorzug der rein-geographischen Methode, die allein nach Flufsgebieten und Höhenzügen die Erdfläche beschreibt. Auch Hr. *Hommeyer* hat sich in den anzuzeigenden Schriften um diese in ihrer Ausführung neue Wissenschaft bedeutende Verdienste erworben, und in seinen „Beyträgen zur Militairgeographie der europäischen Staaten" (Breslau 1805.) zuerst eine rein-geographische Beschreibung eines Landes, namentlich der Schweiz, gegeben. In No. 1. kündigt er ein noch nicht erschienenes Lehrbuch der reinen Geographie für den Schul- und Privatunterricht an, das nach dem dargelegten Inhalt, aufser der Totalansicht der Oberfläche der Erdkugel, eine allgemeine Beschreibung der asiatischen und europäischen Länderfläche (also keine vollständige Geographie, wie doch der Titel vermuthen liefs,) enthalten soll. Die gegenwärtige Schrift soll auf den Gebrauch des Lehrbuchs vorbereiten, und demnach theils das Wesen dieser neuen (?) Disciplin der beschreibenden Wissenschaften angeben, theils die Methode auseinander setzen, nach welcher der Unterricht in der Geographie am zweckmäfsigsten vorbereitet, eingeleitet und ausgeführt wird. Nachdem der Vf. in dem *ersten* Hauptstück eine Vergleichung der historischen und beschreibenden Wissenschaften mit einander angestellt hat, bestimmt er im *zweyten* den Begriff der Geographie und ihre Eintheilung in mathematische, physische, politische und reine, schildert den Vorzug der letzteren durch Höhen- und Wasserzug bestimmten Disciplin wegen ihrer Beständigkeit vor der blofs politischen, und zeigt im *dritten* Hauptstück ihre Möglichkeit und Nützlichkeit umständlicher. Im *vierten* und in den beyden folgenden Hauptstücken werden dann die Begriffe: Terrain, Terraingegenstand, Gegend, Landschaft, Landesbezirk, Land, Länderfläche, Staats- und natürliches Land, Höhenzug, Stromgebiet, Küsten- und Landstrom, Landhöhe, Gebirgsstock u. s. w. kurz und deutlich erklärt. Das *sechste* und *siebente* Hauptstück bestimmt hierauf den mathematisch-, rein-, physisch-, politisch-, ästhetisch- und militairisch-geographischen Charakter einer Landschaft, und zeigt, wie in einem nach politischen Gränzen bestimmten Staate das Oekonomische, Technische und Merkantilische, das Staatswirthschaftliche, das Literarische, Artistische, Pädagogische und Kirchliche, das Medizinische, das Militair-Constitutionelle und das Historische dargelegt werden mufs. Das *achte* Hauptstück endlich enthält des Vfs. Gedanken über die Methode des Unterrichts in den Elementarkenntnissen überhaupt und in der Geographie insbesondere, die zwar nicht neu sind, aber viel Gutes enthalten. Besonders dringt der Vf. auf die beständige Verbindung der Geometrie und reinen Geographie, die für die Erweckung und Bildung der Denkkraft überaus günstig ist.

In No. 2. hat der Vf. angefangen, eine allgemeine Terrainbeschreibung der ganzen europäischen Erdfläche zu bearbeiten. Jede der beiden bisher erschienenen Lieferungen (deren überhaupt 12 erscheinen sollen) enthält eine allgemeine Beschreibung einiger Stromgebiete und der darin liegenden wichtigeren Orte; eine Anweisung, nach welcher man das aus diesen Gebieten zusammengesetzte Land selbst zeichnen kann, und die erste Lieferung noch anhangsweise die Anzeige des politisch-geographischen Charakters des beschriebenen Landes. Warum in der zweyten Lieferung nicht eine ähnliche, S. XI. der Vorrede zur ersten Lieferung versprochene Darstellung der politischen Verhältnisse des beschriebenen Landes mitgetheilt worden ist, hat der Vf. nicht angegeben. Nachdem Hr. *H.* in der ersten Lieferung in der Einleitung die in der reinen Geographie vorkommenden Begriffe von Höhenzug, Höhenarm u. s. w. erklärt (kürzer, als in der unter No. 1. angezeigten Schrift), und die Eintheilung der Geographie in die reine und politische dargestellt hat: so liefert

er

Digitized by Google

er in dem erſten Abſchnitte von S. 21 — 116. eine allgemein-geographiſche Beſchreibung der Pyrenäen nebſt den Stromgebieten Garonne und Ebro mit den dazu gehörigen Küſtenländern, mit vieler Genauigkeit, obgleich man im Einzelnen hin und wieder mehr Vollſtändigkeit wünſcht. So vermiſsten wir ungern bey der Schilderung der Pyrenäen S. 23. die für Militairperſonen, für welche der Vf. vorzüglich gearbeitet hat, unumgänglich nothwendige Darſtellung der fünf Heerſtraſsen und der wichtigern geographiſchen Gegenſtände auf denſelben. Eben ſo hätte die Topographie genauer und den gegenwärtigen Verhältniſſen gemäſser bearbeitet werden ſollen; z. B. Bordeaux (oder, wie der Vf. weniger richtig ſchreibt, Bourdeaux) hat nicht nach S. 30. 110,000 Einwohner; bey der letzten bekannt gewordenen Zählung vom J. 1806. fand man nur 99,896 Einwohner. Auch hat ſie, eben ſo wie Toulouſe und Montpellier, keine Univerſität, da alle Inſtitute dieſer Art in Frankreich während der Revolution aufgehoben worden ſind. Der Südkanal iſt nicht nach S. 50. zwiſchen 60 und 32 Fuſs breit; er iſt oben 60 und unten 32 Fuſs breit. In dem Anhange giebt Hr. *H.* die politiſche Eintheilung des Garonne-Gebietes an, die vor der Revolution gewöhnlich war (mit den ökonomiſchen und induſtriellen Verhältniſſen, die aber früher in die ausführliche Beſchreibung aufgenommen werden muſsten), und die neuere Abtheilung in 22 Departements, bey welchen der Vf. aber nur ältern Angaben gefolgt iſt. So enthält z. B. das Departement der Oſtpyrenäen nicht nach S. 75. 118,000, ſondern 126,626 Einwohner; das Departement des Aude nicht 226,000, ſondern 240,993 Einwohner; das Departement des Arriège nicht 192,000, ſondern 222,936 Einwohner, das Departement der obern Garonne nicht 432,000, ſondern, nach der bereits 1808. geſchehenen Bildung des neuen, vom Vf. nicht angeführten Departements Tarn und Garonne, (mit 238,882 Einwohnern) nur 367,551 Einwohner u. ſ. w. Für den Plan des Vf. war es ferner nothwendig (wie er ſelbſt einmal in der *zweyten* Lief. S. 94. auch gethan hat), die in militairiſch-hiſtoriſcher Rückſicht merkwürdig gewordenen Orte vollſtändig zu bezeichnen; z. B. Tudela (S. 96.) wegen der Schlacht am 23. Nov. 1808; Saragoſſa (S. 98.) wegen des heldenmüthigen Widerſtandes der Einwohner unter Palafox bey der Belagerung im J. 1809., wobey die Stadt durch die unterirdiſchen, in ihrer Art einzigen Operationen faſt ganz zerſtört ward; bey Tortoſa (S. 102.) die beiden Forts Balaguer und St. Jordi, von denen jenes, ein zweytes Gibraltar, auf einem hohen Felſen liegt; bey Rojas (S. 103.) die Belagerung im J. 1808. Bey Figueras (S. 104.) verdiente das Kaſtell San Fernando, das von Ferdinand VI. mit ungeheuern Koſten angelegt worden, eine umſtändliche Beſchreibung. Es hat die Geſtalt eines unregelmäſsigen Fünfecks, und beſtreicht die ganze weite Ebene, von wo aus die ſich einander deckenden Wege nicht überſehen werden. Die Mauern ſind gröſstentheils in Felſen gehauen, und die Graben ſehr breit und tief. Magazine, Caſernen, Lazarethe u. ſ. w., alles iſt caſemattirt. Wegen ſeiner Lage auf einem ſteilen Felſen können in ſeinen Umgebungen keine Laufgraben eröffnet werden. Es kann daher als ein verſchanztes Lager von 17—20000 Mann angeſehen werden. Dieſe von den Spaniern für unüberwindlich gehaltene Gränzfeſtung ging 1794. durch Capitulation an die Franzoſen über, und kam auch neuerlich durch Macdonald wieder in ihre Hände. Gerona (S. 105.) hat ſich nach einer Belagerung von faſt einem Jahre am 11. Dec. 1809. an Augereau ergeben. Bey Barcelona (S. 109.) fehlt die Angabe der tapfern Vertheidigung im J. 1714. Auch ſteht die Citadelle dieſer merkwürdigſten Stadt im ſüdöſtlichen Spanien mit dem Meere in einer verdeckten Communicationslinie, an deren Ende das Fort Mongat den Eingang des Hafens beſtreicht. Tarragona endlich (S. 110.) wurde durch Marſchall Suchet nach fünf Stürmen erobert. S. 111 f. theilt Hr. *Hommeyer* die ehemalige politiſch-geographiſche Abtheilung des Ebro-Gebietes mit. Allein die in neuern Zeiten gewöhnliche Eintheilung in Provinzen hat er nicht angegeben; auch konnte er die neueſte, durch das Dekret vom 17. April 1810. bekannt gewordene Eintheilung Spaniens in 38 Präfecturen, eben ſo wie die durch das Dekret vom 23. April deſſelben Jahres zum Befehl der bewaffneten Mannſchaft und zur Verwaltung des Kriegsweſens beſtimmten 15 Militairabtheilungen, natürlich nicht benutzen. Die Volksmenge Cataloniens beträgt nicht nach S. 112. eine Million Menſchen, ſondern, zufolge der neueſten Angabe, nur 814,412 Seelen. — Der *zweyte* Abſchnitt S. 117 f. enthält eine ſehr genaue Anweiſung zum Zeichnen der Pyrenäen nebſt den Stromgebieten Garonne und Ebro und den dazu gehörigen Küſtenländern. Die dieſer Lieferung beygefügte Zeichnung dieſes Terrains enthält einige gewiſs nur aus Schuld des Kupferſtechers entſtandene Fehler. So iſt durch ihn eine Vereinigung der Flüſſe Ter und Tet zwiſchen Gerona und Perpignan, und eben ſo der Flüſſe Nive und Arga in der Nähe des Meerbuſens von Biscaya bewirkt worden, da die Flüſſe jeder auf ſeiner Seite am Fuſse der Pyrenäen entſpringen.

Die *zweyte* Lieferung enthält bis S. 146. die Beſchreibung der Stromgebiete Duero, Tajo, Guadiana und Guadalquivir nebſt den dazu gehörigen Küſtenländern, mit derſelben, faſt noch gröſsern, Genauigkeit abgehandelt, die wir ſchon bey der erſten Lieferung rühmten. Doch wünſchten wir zur beſſern Ueberſicht der Gebiete der einzelnen Flüſſe, daſs der Vf., wie in der erſten Lieferung, bey jedem Hauptfluſs die Nebenflüſſe, die ihm von beiden Ufern zuſtrömen, angegeben hätte; man ſucht ſie jetzt nur mit vieler Mühe zuſammen. Wir wollen auch hier Einiges bemerken, was uns beym Leſen auffiel. Die Univerſitäten zu Avila (S. 18.) und zu Orihuela (S. 128.) ſind ſchon 1807. nebſt neun andern aufgehoben worden. Bey Medina del Rio Seco (S. 23.) konnte die folgenreiche Schlacht vom 14. Aug. 1808. angeführt werden. Das königl. Schloſs Buen Retiro (S. 53.)

iſt

Digitized by Google

ist mit den nächst angränzenden Gebäuden in den J. 1809. und 1810. in eine Citadelle unter dem Namen Fort Retiro verwandelt worden. Bey Talavera de la Reyna (S. 61.) fehlt die Angabe der merkwürdigen Schlacht am 27. und 28. Juli 1809. Die militairisch-wichtige Stadt Santarem, eigentlich Santa Irem (S. 76.), verdiente eine genauere Beschreibung, welche manche Dunkelheiten der neuesten Kriegsgeschichte aufklären würde. Der Ort hat nordöstlich schroffe Felsen und südöstlich den Tajo, beherrscht die grosse östliche Heerstrasse, und dient zur Vertheidigung der Hauptstadt gegen einen Feind, der von der spanischen Gränze kommt, und in dieser durch Natur und Kunst gleich starken Position sehr aufgehalten werden kann. Bey Badajoz (S. 86.) konnte der wichtige Umstand bemerkt werden, dass die Gegend um die Stadt, deren beträchtliche Festungswerke aber bisher nicht erhalten worden sind, durch den Guadiana unter Wasser gesetzt werden kann. Auch siegten hier im J. 1661. die Spanier über die Portugiesen, von denen ein grosser Theil im Fluss ertrank. Bey Xeres de la Frontera (S. 113.) konnte der Vf. theils die sehr bedeutende Volksmenge, 8000 und mit dem Stadtgebiete, das neun deutsche Meilen lang und vier breit ist, 40,000 Einwohner, die viel Wein, Oel und Baumfrüchte gewinnen, theils die wichtige Schlacht von 712. anführen, wo die Araber über die Gothen siegten, und dadurch Spaniens Schicksal auf Jahrhunderte entschieden. Auf ebenderselben Seite fehlen bey Puerto Real die 69 Salinen, welche jährlich über 21 Millionen Centner Salz liefern, wovon Cadiz allein für 20 Millionen Franken ausführt. Bey der ziemlich genauen Beschreibung der wichtigen Stadt Cadiz (S. 115.) konnte der Vf. den mit einem ungeheuern Aufwande aufgeführten Steindamm bemerken, vor dem ganze Felsenstücke versenkt sind, und der nicht weniger die Stadt von der Seeseite schützt, als das Durchschneiden der Erdzunge von der Landseite, wo der schwächste Punkt war, sie jetzt vorzüglich sichert. Bey dem Vorgebirge Trafalgar S. 117. fehlt die Anzeige der merkwürdigen Seeschlacht am 21. Oct. 1805, eben so bey der vortrefflichen Beschreibung von Gibraltar (S. 118 f.) das unvergessliche Bombardement im J. 1781. und besonders 1782., wo Elliot die schwimmenden Batterien der Spanier und Franzosen durch glühende Kugeln vom Felsen hinunter vernichtete. Bey Carthagena (S. 127.) vermisst man die Schiffswerfte von sehr grossem Umfange und das Seearsenal, nach dem in Ferrol, das das grösste in Spanien ist. Murcia (S. 128.) hat nicht 15,000, sondern an 44,000 Einwohner. Bey Murviedro (S. 139.) konnte Hr. *Hommeyer* das im October 1811. merkwürdig gewordene Fort anführen, das auf isolirten felsigen Anhöhen liegt, und die ganze Ebene beherrscht. Von S. 146. an folgt dann die Anweisung zum Zeichnen der in dieser Lieferung beschriebenen Stromgebiete, und der dazu gehörigen Küstenländer. Ein Register ist unentbehrlich bey dieser interessanten Schrift, und wir ersuchen den Verf., jeder Lieferung ein solches Register beyzufügen, und bey der dritten Lieferung, der wir mit Vergnügen entgegensehen, auch das Register für die beiden ersten Lieferungen nachzuholen.

MATHEMATIK.

LEIPZIG, b. Fleischer d. j.: *Gemeinnützige Anweisung zum gründlichen Rechnen*, nebst einigen wichtigen Erleichterungsarten bey demselben, von *Aug. Heinr. Christ. Gelpke*, Dr. d. Phil., Lehrer d. Astr. und des Glasschleifens am Coll. Carol. u. s. w. zu Helmstädt. *Erster* Theil. *Arithmetik*. 1812. 234 S. 8. (12 gr.)

Dieses Rechenbuch empfiehlt sich durch seinen deutlichen Vortrag und eine gute Ordnung der darin abgehandelten Lehren. Zuerst werden die Begriffe entwickelt, dann die Regeln mit ihren Gründen angegeben und mit ausgerechneten Exempeln erläutert. Vornehmlich ist der Vf. bedacht gewesen, Verfahrungsarten anzugeben, wodurch das Gesuchte leichter als auf die gewöhnliche Art gefunden wird, und dieses besonders bey der Multiplication mit Factoren, welche aus grossen Zahlen bestehen, wo indessen den Grund des Verfahrens nicht mitgetheilt, sondern auf die Buchstabenrechenkunst verwiesen wird. Den Grund des Ansatzes der verkehrten Regel de tri setzt der Vf. darin, dass er die beiden gleichnamigen Zahlen als Brüche ansieht, welche zu ihren Zählern *A* haben, und sich deshalb verkehrt wie ihre Nenner verhalten; eine Ansicht, die dem Rec. neu war. Das Ganze ist in 9 Abschnitte getheilt; 1. von dem Grundbegriffe der Zahlen und Ziffern nebst dem Werthe derselben. 2. bis 5. Von den 4 Rechnungsarten in ganzen Zahlen. Bey jeder wird gefragt: z. B. was heisst addiren? u. s. w. Wie heissen die Grössen, die dabey vorkommen? Welches ist das Zeichen dieser Rechnungsart? Welches ist die gründliche Verfahrungsart? wo auch die Anwendung auf benannte Zahlen gezeigt und Manches zum Vortheil des Lehrers beygebracht wird. 6. Von der Regel de tri, wo die Erklärung von Verhältniss und Proportion vorausgeschickt ist. 7. Von gebrochenen Zahlen. Sehr ausführlich. 8. Nähere Anwendungen der vorhergehenden Rechenübungen auf die welsche Praktik, die Gesellschafts- und Kettenrechnung, und bey der letztern wieder auf die Reductions-, Gewinn- und Verlustrechnung u. s. w. 9. Allgemeine Uebersicht der verschiedenen Maasse, Handelsgewichte und Münzsorten, besonders in Beziehung auf das neue französische Decimalsystem. Von Decimalbrüchen, Progressionen ist nur beyläufig etwas erwähnt. In der Vorrede hat der Vf. viel Nachahmungswerthes von seiner fast 20jährigen Unterrichtsmethode und dem dadurch erlangten Nutzen angegeben. Er gedenkt auch noch Tabellen zu diesem Buche und eine ähnliche Behandlung der Geometrie nachzuliefern.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

RECHTSGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Abriß eines Syſtems der Pandecten*, nebſt Bemerkungen über die *ſyſtematiſche Behandlung* dieſer Diſciplin, von *Friedrich Bergmann* (ordentl. Prof. d. Rechtswiſſenſchaft). 1810. IV u. 235 S. 8. (16 gr.)

Unter ſo vielen in neuerer Zeit erſchienenen Verſuchen einer ſyſtematiſchen Behandlung des römiſchen Rechts verdient der vorliegende Abriſs um ſo mehr eine rühmliche Erwähnung, da der Vf. ſeine Arbeit nicht ohne vorhergegangenes gründliches Nachdenken begonnen und die Reſultate deſſelben in einer beſondern am Ende hinzugefügten Abhandlung uns mitgetheilt hat. Wir glauben daher dem Vf. unſere Achtung am beſten dadurch beweiſen zu können, wenn wir aus den (S. 139—235.) hinzugefügten Bemerkungen über die ſyſtematiſche Behandlung der Pandekten dasjenige ausheben, was ſeinen eigenthümlichen Ideengang vorzüglich zu beurkunden ſcheint.

I. Der Vf. theilt (§. 3 fg.) zunächſt vorläufige Bemerkungen über den Gegenſtand der ſogenannten Pandekten mit. Das Reſultat ſeiner Unterſuchung beſchränkt ſich darauf, daſs er die Grenzen der Pandekten, nach der Abſicht, eine unmittelbar praktiſch-wichtige Diſciplin darzuſtellen, dahin feſtſetzen zu müſſen glaubt: daſs man die Dogmatik desjenigen Privatrechts darin zuſammenfaſſe, welches auf der Juſtinianiſchen, vom ehemaligen deutſchen Reiche recipirten Legislation beruhet, mit Hinzufügung deſſen, was durch das kanoniſche Recht und deutſche Normen daran direct geändert, und mit Weglaſſung alles deſſen, was durch das Wegfallen der Objecte unbrauchbar geworden iſt. — Daſs alles öffentliche Recht von dem Umfange der Pandecten ausgeſchloſſen bleiben und bloſs Privatrecht darin enthalten ſeyn müſſe, wird gewiſs ein Jeder zugeben, der mit dem Vf. einverſtanden iſt, daſs man einen proviſoriſchen ſchlechten Zuſtand einer Wiſſenſchaft nicht begünſtigen dürfe, ſobald es uns erlaubt und möglich iſt, denſelben zu verbeſſern. Zweifelhafter aber möchte es ſcheinen, ob man nicht bloſs die reine Juſtinianiſche Legislation, ſondern auch die durch das kanoniſche Recht und deutſche Normen begründeten *directen* Abänderungen derſelben in die Pandekten aufnehmen müſſe. Der Vf. iſt der Meinung, daſs man, nach Aufhebung der deutſchen Reichsverfaſſung, die Pandekten von dem ſogenannten *jus privatum germanicum* ſo unterſcheiden müſſe: daſs jene eine Diſciplin ſeyen, bey welcher das römiſche Recht überall zum Grunde liegt und die kanoniſchen und deutſchen Rechtsnormen nur theilweiſe einwirken, während dem ſogenannten *jus privatum germanicum* alles dasjenige überlaſſen bleibe, wobey urſprünglich deutſche Normen die Grundlage ausmachen, und wobey das römiſche und kanoniſche Recht nur als Aushülfe erſcheint. Durch das ſtete Einmiſchen abändernder Beſtimmungen des kanoniſchen und deutſchen Rechts muſs indeſſen der eigenthümliche Geiſt des in den Pandekten eigentlich zum Grunde liegenden römiſchen Rechts nothwendig verloren gehen. Der Anfänger kann gar leicht in Verſuchung gerathen, gerade dieſe Abänderungen, die doch niemals ein vollſtändiges wiſſenſchaftliches Ganze ausmachen, für die Hauptſache zu halten. Ueberhaupt aber iſt Rec. überzeugt, daſs ſich drey ſo ſehr heterogene Legislationen wohl niemals in einer wiſſenſchaftlichen Darſtellung vereinigen laſſen. Wollte man auch das röm. Recht als Hauptſache betrachten und aus dem kanoniſchen und deutſchen nur abändernde Zuſätze entlehnen, ſo würden die letztern doch aus dem urſprünglichen Ganzen geriſſen, nothwendig ihre wahre Bedeutung ſehr oft verlieren müſſen. Die Diſciplin des römiſchen Rechts macht in ſich ſelbſt ein geſchloſſenes Ganze aus, und bey dem akademiſchen Vortrage dürfte es wohl gerade mehr darauf ankommen, die Wiſſenſchaft in ihrer für ſich beſtehenden Einheit conſequent durchzuführen, als eine Menge ſich zwar darauf beziehender, aber ihrem echten Geiſte fremder Materialien zu ſammeln. Die Idee der praktiſchen Brauchbarkeit dieſer eingeſtreuten Fragmente kann, nach unſerm Dafürhalten, für den *wiſſenſchaftlichen* Werth derſelben nicht entſcheiden. — Eben weil wir nun aber überzeugt ſind, daſs in einer echt wiſſenſchaftlichen Darſtellung das römiſche Recht in ſeinem wahren urſprünglichen Geiſte, fern von allen fremdartigen Beſtandtheilen und Zuſätzen, aufgefaſst werden müſſe, können wir uns auch nicht davon überzeugt halten, daſs alles dasjenige weggelaſſen werden müſſe, was durch das Wegfallen der Objecte unbrauchbar geworden iſt. Die Rechtsinſtitute, welche jetzt geradezu keine Anwendung mehr finden, hören darum noch nicht auf, ein wiſſenſchaftliches Intereſſe zu haben, und auf das letztere ſollte der akademiſche Vortrag, wenn auch nicht ausſchlieſſend, doch vorzüglich berechnet ſeyn.

Die ferner vom Vf. hinzugefügte Unterſuchung, ob die angegebene Beſtimmung des Begriffs der Pandecten auch für eine Zukunft berechnet ſey, „wo vielleicht in allen deutſchen Territorien das franzöſiſche allgemeine Privatrecht dem Umfange derſelben die

die Geſetzeskraft nehmen werde, hat allem Anſchein nach in unſern Tagen ihr praktiſches Intereſſe verloren. Aber wenn auch dieſes nicht der Fall wäre, ſo würde es, nach unſerer Ueberzeugung, allerdings hinreichend ſeyn, das *reine* römiſche Recht kennen zu lernen, um den vom Vf. angegebenen Zweck zu erreichen: eine im Einzelnen ausgebildete Legislation zu kennen, und als Anleitung zum conſequenten Denken bey der Anwendung des C. N. zu gebrauchen. Der Vf. behauptet, daſs es nur beym erſten Anblick ſcheine, als wenn es nicht nothwendig ſey, ſich mit den ſo oft inconſequenten Abänderungen des kanoniſchen Rechts, mit den oft willkürlichen, auf Miſsverſtändniſſen beruhenden, Meinungen der deutſchen Praxis zu befaſſen, daſs es aber aus einer doppelten Urſache für die Zukunft in einem hohen Grade wichtig werde: theils weil gerade die Umformungen des römiſchen Rechts in *manchen* Fällen der Theorie des Code Nap. ſehr viel näher, als das reine römiſche Recht, verwandt ſeyen; theils weil ſich mit der Zeit eine neue Praxis neben dem C. N. ausbilden werde, welche nicht ſowohl als conſequente Reſultate aus den allgemeinen Beſtimmungen der neuen Legislation, ſondern bey weitem mehr als Folgerungen, aus der Anhänglichkeit an das Bisherige erſcheinen würden. Im Allgemeinen ſcheint jedoch der vom Vf. ſelbſt aufgeſtellte Zweck (eine in ihrem Detail ausgebildete Legislation zu kennen und als Anleitung zum conſequenten Denken beym C. N. zu gebrauchen) geradezu verfehlt zu werden, wenn man auf *inconſequente* Abänderungen und *willkürliche* Meinungen Rückſicht nehmen wollte, und, was die beſondern von ihm angeführten Gründe betrifft, ſo ſcheinen ſie mehr vom Zufall entlehnt zu ſeyn, als aus dem Weſen der Sache ſelbſt zu folgen. Wenn es nämlich auch wahr iſt, daſs in *manchen* Fällen die Umformungen des röm. Rechts dem C. N. viel näher ſtehen, als das reine römiſche Recht, ſo läſst es ſich doch nicht läugnen, daſs in ungleich mehr Fällen das reine römiſche Recht als die Grundlage des Napoleon. Geſetzbuches betrachtet werden muſs. Von *manchen*, d. i. wenigen, Fällen ſollte man überhaupt keine Methode für das Ganze abſtrahiren, zu geſchweigen, daſs dieſe Fälle ſich immer doch mehr an die franzöſiſche, als an die deutſche Praxis anſchlieſsen werden. Der andere hypothetiſche Grund aber, der von einer künftig ſich auszubildenden Praxis entlehnt iſt, ſollte gänzlich verſchwinden, indem man gerade durch ein conſequentes Studium des reinen römiſchen Rechts verhindern müſſe, daſs ſich eine ſolche Miſsgeburt nicht von Neuem erzeuge. Doch, wie geſagt, dieſe ganze Unterſuchung wird wohl künftig in unſerm deutſchen Vaterlande nicht mehr zur Sprache kommen, indem vom Code Napoléon dieſer uns aufgedrungenen, höchſt mangelhaften Legislation in den wiſſenſchaftlichen Werken deutſcher Gelehrten keine Rede mehr ſeyn wird. *Das gänzliche Verſchwinden des Code Napoléon auf deutſchem Grund und Boden ſoll und muſs für uns das frohe Signal ſeyn, zur echt wiſſenſchaftlichen Behandlung des Privatrechts, wie es bey den Römern war und wieder bey uns werden muſs, zurückzukehren!*

II. Die Bemerkungen über die ſyſtematiſche Behandlung der Pandekten (§. 13 fg.), welche den andern Theil der ganzen Abhandlung ausmachen, hat Rec. mit ſehr vielem Intereſſe geleſen. Nachdem nämlich Hr. *B.* in dem Vorhergehenden die materiellen Grenzen der Disciplin zu bezeichnen verſucht hat, wendet er ſich nun auch zum Aeuſsern, oder zur Form derſelben. Der Vf. beſchränkt ſich jedoch hier bloſs darauf, ſeine eigene Anſichten zu vertheidigen und in der Kürze anzugeben, wo er die Ideen Anderer benutzte. Er proteſtirt feyerlich dagegen, daſs es ſeine Abſicht habe ſeyn können, die verſchiedenen Meinungen über dieſen Gegenſtand vollſtändig zuſammenzuſtellen, weil er glaubt, daſs eine ſolche Zuſammenſtellung zu leicht den Schein hervorbringen würde, als wollte er ſeinem Syſtem einen Vorzug beylegen, und allen bisherigen Verſuchen dieſer Art entgegenſetzen. Rec. glaubt, daſs Hr. *B.* in ſeiner Beſcheidenheit hier wohl etwas zu weit gehe, denn eine kritiſche Zuſammenſtellung der bisher erſchienenen Syſteme zu liefern, würde eine ſehr intereſſante Aufgabe geworden ſeyn, ohne daſs der Vf. genöthigt worden wäre, dadurch ſein eigenes Syſtem geradezu als das beſte aufzuſtellen. Dieſe Aufgabe war indeſſen, in anderer Hinſicht nicht für den vorliegenden Zweck geeignet, da ſie viel zu ausführliche Unterſuchungen veranlaſst haben würde, und der Vf. doch bloſs ſich und dem Publicum über *ſeine* Methode Rechenſchaft geben wollte.

Um nun eine möglichſt leichte Ueberſicht der Pandekten, dieſes Inbegriffes ſo mannichfaltiger Rechtsinſtitute zu erreichen, bemerkt Hr. *B.*, daſs man ſich hierbey entweder nach der bloſsen Rückſicht der Bequemlichkeit, oder zugleich auch nach beſtimmten logiſchen Theilungsgründen richten könne. Unter Rückſicht der Bequemlichkeit verſteht der Vf. die natürliche Stufenfolge, wo man, den Bedürfniſſen des Lernenden gemäſs, von dem Leichteren zum Schwerern übergeht, und etwa diejenigen Verbindungen beyzubehalten ſucht, welche nach natürlichen Anſichten, nach den Anſichten des gemeinen Lebens als paſſend erſcheinen. Der Vf. ſelbſt will nicht, daſs dieſe Methode einziger Beſtimmungsgrund des Syſtems ſey, da ſie in ihrer Ausführung immer nur eine in dem Gedächtniſs etwa leicht zu bewahrende Ideenfolge, aber nicht, wie die auf logiſchen Theilungsgründen beruhende Methode, eine durch den Verſtand zu begreifende, in allen ihren Theilen zuſammenhängende Anordnung hervorbringen werde. Rec. muſs aufrichtig geſtehn, daſs ihm der Ausdruck: *Rückſicht der Bequemlichkeit*, nicht ganz paſſend gewählt zu ſeyn ſcheint, und daſs er ſich überhaupt unter natürlicher Ordnung nicht gut eine andere denken kann, als die welche auf den regelmäſsigen Geſetzen des Denkens beruht. Natürliche Ordnung iſt mit logiſcher oder wiſſenſchaftlicher völlig identiſch, und das, was der Vf. unter Natur der Sache oder, wie er ſich erklärt, unter den Begriffen des gemeinen Lebens, im Gegenſatz zu den logiſchen

Thei-

Digitized by Google

Theilungsgründen verſteht, dürfte keinen ganz klaren Begriff gewähren. Daſs man mit der logiſchen, d. h. mit einer conſequenten Anordnung irgend zu weit gehn könne, möchten wir ebenfalls bezweifeln. Von einem vollendeten Syſtem, als Ideal betrachtet, ſollte man allerdings verlangen können, daſs durchaus in keinem einzigen Falle die logiſche Conſequenz verletzt werde. Auch der kleinſte Rechtsſatz kann nur da vorkommen und erörtert werden, wo er in das wiſſenſchaftliche Ganze eingreift, wo er durch das Geſetz der logiſchen Einheit bedingt iſt.

Eben ſo wichtig, als das Vorhergehende, ſcheint uns noch die §. 17. aufgeworfene Vorfrage zu ſeyn: ob man ſich gegenwärtig bey der Anordnung des Syſtems nach denjenigen Begriffen der einzelnen Rechtsinſtitute richten ſolle, welche die Rechtsquellen mit ſich bringen, oder ob man in einem Colliſionsfalle zur Beſtimmung des Syſtems die durch deutſche Praxis umgeänderten Begriffe vorziehn müſſe? Eigentlich gehört dieſe Frage nicht hieher, wo §. 13. zufolge, das Aeuſsere oder die Form der Disciplin näher erörtert werden ſoll, ſondern vielmehr zu der vorhergehenden Rubrik, d. i. zu den vorläufigen Bemerkungen über den *Gegenſtand* der Pandekten. Doch hiervon abgeſehn iſt Rec. keinen Augenblick zweifelhaft, bloſs die eigentlichen *Rechtsquellen* als Beſtimmungsgrund des Syſtems unbedingt vorzuziehen, nur die aus ihnen gleichſam hervordringende Form kann mit Sicherheit befolgt werden! Der Vf. führt ſelbſt als Zweifelsgrund der von ihm vertheidigten entgegengeſetzten Meinung, den Umſtand an, daſs die durch die Praxis hervorgebrachten Umformungen ſich ſo ſelten für mehrere deutſche Länder mit gleicher Wahrheit anführen laſſen. Auch früherhin (S. 168.) brachte er ſchon, den nach unſerm Dafürhalten ſehr gegründeten Zweifel vor, daſs es nicht nothwendig ſcheine, ſich mit den oft willkürlichen, auf Miſsverſtändniſſen beruhenden Meinungen der deutſchen Praxis zu befaſſen. (Noch viel überflüſſiger — fügen wir hinzu — ſie bey der wiſſenſchaftlichen Anordnung, bey der Beſtimmung des Syſtems zu berückſichtigen.) Endlich hegt auch der Vf. die, wie wir überzeugt ſind, nur zu wahre Beſorgniſs, daſs man durch die Praxis in Gefahr gerathen könne, auf die genaue Kenntniſs des römiſchen Rechts nachtheilig zu wirken. Aber all' dieſer Gründe und Beſorgniſſe ungeachtet, ſucht er dennoch das Gegentheil zu behaupten. Er glaubt jene Unſicherheit der Praxis werde verſchwinden, wenn man ihr nicht unvorſichtiger Weiſe Begriffe aufzubürden ſuche, welche nicht wirklich angenommen ſeyen, und wenn es auch nicht ganz unwahr ſey, daſs man bey einer Syſtematiſirung nach den Ideen der Praxis, den Geiſt des römiſchen Rechts auſser Augen ſetzen werde, ſo ſey dieſs bey dem Zwecke der Diſciplin, die Dogmatik des römiſchen Rechts nach den in Deutſchland angenommenen Abänderungen kennen zu lernen, unvermeidlich, es ſey inconſequent bey den noch praktiſchen Inſtituten des römiſchen Rechts die unpraktiſche Seite zuerſt hervorheben zu wollen u. ſ. w. Rec. kann aus den bereits oben (unter I.) angeführten Gründen, womit die gegenwärtige Unterſuchung auf das Genaueſte zuſammenhängt, in dieſer Anſicht mit dem Vf. nicht ganz übereinſtimmen. Wollte man der Praxis ſogar einen Einfluſs auf die wiſſenſchaftliche Darſtellung des römiſchen Rechts geſtatten, ſo würde der wiſſenſchaftliche Charakter deſſelben, wie wir glauben, ganz und gar unterdrückt werden, und wir in die für die Wiſſenſchaft gewiſs ſehr traurige Schule der ſogenannten Praktiker zurückkehren müſſen.

Was nach allen dieſen vorläufigen Anſichten und Bemerkungen das von dem Vf. gewählte Syſtem ſelbſt betrifft, worüber er uns (S. 195 fg.) gründliche Rechenſchaft giebt, ſo iſt nicht zu läugnen, daſs es ſehr viele Vorzüge an ſich trägt. Wir wollen hier zum Beſchluſs unſerer Anzeige nur Folgendes dem Leſer zur Ueberſicht mittheilen. — Der Vf. geht von der richtigen Bemerkung aus, daſs in der *Einleitung* nur ſolche Gegenſtände vorkommen müſſen, welche keinen Beſtandtheil der Diſciplin ſelbſt ausmachen, aber zum Verſtehen derſelben unumgänglich nothwendig ſind, und dennoch, ſo wie ſie in der Einleitung vorkommen, nicht als aus andern Diſciplinen bekannt, vorausgeſetzt werden können. Der Vf. nimmt darin nur dasjenige auf, was nothwendig ſcheint, den Begriff der Pandekten theoretiſch und praktiſch zu beſtimmen und die zu beobachtende Methode feſtzuſetzen. Alles dasjenige bleibt ausgeſchloſſen, was in hiſtoriſcher und literariſcher Hinſicht oder aus andern Diſciplinen des poſitiven Rechts neben den Pandekten zu wiſſen wichtig und nöthig iſt, weil dieſes ein unnöthiger Eingriff in andere, dem Juriſten nicht zu übergehende Doctrinen ſeyn würde. Namentlich die Lehre von der Geſetzgebung, von den Hülfsmitteln der Pandekten u. ſ. w. — In dem *allgemeinen Theile* werden diejenigen Rechtsinſtitute abgehandelt, deren Kenntniſs bey allen, oder bey den meiſten rechtlichen Verhältniſſen, die im beſondern Theile näher erörtert werden, vorausgeſetzt wird. Der Vf. redet zunächſt von den Rechtsverhältniſſen des Privatrechts im Allgemeinen, namentlich von den Beſtandtheilen der Rechte und Arten derſelben, von der Erwerbung und dem Verluſt, eben ſo von dem Beſitz der Rechte. Sodann von den Subjecten und Objecten der Rechte, d. i. von den Perſonen, Sachen und Begebenheiten. — Der *beſondere Theil* aber zerfällt in *acht* Bücher, deren ſyſtematiſchen Zuſammenhang der Vf. (S. 212.) uns in folgender kurzen Tabelle überſehen läſst: I. *Regelmäſsige Grundſätze (jus ſtrictum)*: *A.* Rechte, deren entferntes Object kein Vermögen iſt (*erſtes* Buch oder *Perſonenrecht*). *B.* Rechte, deren entfe. ntes Object Vermögen iſt: 1) einfache Vermögensrechte: *a*) an Sachen in engerer Bedeutung (*zweytes* Buch oder *Sachenrecht*); *b*) an Handlungen (*drittes* Buch oder *Obligationenrecht*); *c*) gemiſcht von beiden (*viertes* Buch: *Pfandrecht*); 2) zuſammengeſetzte Vermögensrechte: *a*) Einleitung; *b*) Rechte des Vermögens eines Abweſenden; *c*) Rechte des Vermögens eines Verſchuldeten (auf dieſe drey Punkte bezieht ſich das *fünfte* Buch); *d*) Einfluſs der Fami-

Digitized by Google

Familienrechte auf das Vermögen (*sechstes* Buch); *e*) Erbrecht (*siebentes* Buch). — II. *Billigkeitsausnahmen* von dem strengen Rechte durch *restitutiones in integrum* (*achtes* Buch).

Rec. bedauert, dafs er diese ohnehin schon etwas weitläuftig gewordene Anzeige hier abbrechen und seine etwanigen Bemerkungen über die besondere Anordnung des Bergmann'schen Systems bis zu der hoffentlich bald eintretenden Zeit versparen mufs, wo der achtungswürdige, denkende Vf. uns mit einer neuen Auflage beschenken wird.

PHYSIK.

Karlsruhe, in Macklot's Hofbuchh.: *Der untrügliche Wetterprophet*, oder gründliche Anleitung zur Witterungsbeobachtung und Vorhersagung. Ein gemeinnütziges Volksbuch zur Belehrung und Unterhaltung für den Bürger und Landmann. 1812. 130 S. 8. (12 gr.)

Man sieht schon aus dem Titel, dafs es dem Vf. mit dieser Schrift vorzüglich um die Verbreitung der Witterungsbeobachtungslehre und die Ermunterung zu ihrem Studium bey dem gemeinen Manne zu thun war. Er hat deshalb keine umständliche Theorie aus physisch-astronomischen Lehren entwickelt, sondern vorerst blofs eine praktische Ansicht mit einer Anzahl von bewährten Regeln für die Witterungsveränderungen, zum Nothbedarf, gegeben. Darauf folgt eine Anleitung, wie man künstliche Witterungsbeobachtungen anstellen, und zweckdienliche Instrumente dabey gebrauchen soll. Zum vollendeten Studium soll dann die Ansicht unseres Weltgebäudes, und überhaupt der astronomisch-physikalische Abschnitt, Anleitung geben. Der Vf. rühmt hiebey vornehmlich die *Mannheimer meteorologischen Ephemeriden* und die Werke des Hn. Dr. *Haberle*, woraus gewissermafsen die vorliegende Schrift als ein wohlfeiles Compendium erwachsen ist. Die Einleitung zeigt den Nutzen und die Methode, nach welcher der Vf. seinen Gegenstand behandelt hat. *Erster* Abschnitt. Witterungs-Vorhersagungs-Kunde, aus einfachen Naturerscheinungen, die sich ohne künstliche Instrumente von selbst darbieten. Der Vortrag ist wirklich unterhaltend, selbst blühend und dabey wirklich belehrend. Die Witterungsregeln sind sehr vollständig zusammengetragen. Was der Vf. umständlich vom Laubfrosch, als Wetterpropheten, anführt, hat der Rec. nicht durchaus bestätigt gefunden. Wie könnte auch ein Thier von so geringer Empfindlichkeit, zumal in seinem mit Papier verbundenen Glase, im meist verschlossenen Zimmer, mit dem Luftkreise so in Verbindung stehen, dafs dessen Veränderungen sogleich sichtbar an ihm würden? — Weit sicherer ist das, was nach *Quatremère d'Isjonval* von der Winkelspinne, so wie von reizbaren Menschen, zumal wenn sie ein körperliches Gebrechen an sich haben, gesagt wird. Ein sehr sicheres Zeichen von bevorstehender nasser Witterung ist das Flackern der Sterne, wenn sie nach Art der Irrlichter wankend erscheinen. *Zweyter* Abschn. 1) Gebrauch der meteorologischen Instrumente, wozu mit Recht auch scharfer Beobachtungsgeist und unermüdeter Fleifs erfordert wird. Warnung vor den Barometern und Thermometern der Hausirer und Nachweisung von guten. 2) Verzeichnifs, Einrichtung und Gebrauch der meteorol. Instrumente. Zum ganzen Apparat werden nicht weniger als 19 Artikel gerechnet, worunter auch Senkbley und Nivelle, astronomische Karten, ein Sonnensextant, mit zugehörigen Tafeln, u. a. begriffen sind. Geschichte und wissenschaftliche Einrichtung der Thermometer. Die neueste, von *Lalande* getroffene, Einrichtung hätte hier billig auch mit beschrieben werden sollen. Der Centesimalscale ist ebenfalls nicht gedacht, ob sie gleich jetzt die herrschende zu werden beginnt, da sie die französ. Physiker durchaus gebrauchen. Wünschenswerth wäre auch eine wissenschaftliche Beschreibung des Barometers gewesen, wovon hier zu wenig gesagt ist; indessen kommt das Nöthige von seinem sorgfältigen Gebrauche vor. Eben so vom Hygrometer und Anemometer, welche vier zu den nöthigsten meteorol. Instrumenten gerechnet werden. Manometer u. a., wo sich zum Theil Druckfehler in die Namen eingeschlichen haben, werden auch zur Nothdurft beschrieben. Unzulänglichkeit der mehresten meteor. Instr. Nachweisung guter Schriften. 3) Von den Beobachtungen selbst; Ort, Zeit, Art der Aufzeichnung. Auch Vorschriften zur Zeitbestimmung. Etwas zu weit treibt wohl der Vf. das meteor. Studium, wenn er am Ende dieses Kapitels nicht blofs auch die herrschenden Krankheiten, sondern selbst die Volksfeste, z. B. Pfingstbiere, Fluhrzüge, Kirmsen, Vogelschiefsen u. a. aufgezeichnet wissen will, weil sich da Mancher durch Ausschweifung und unmäfsigen Genufs übernehme, wodurch der Keim zu Krankheit und Tod entwickelt werde; — da müfste aber auch selbst die Beobachtung des Appetits mit zum meteor. Studium gehören, zumal da er wirklich bey manchen Zuständen der Atmosphäre stärker oder schwächer, als sonst, zu seyn pflegt. (Wer hat nicht von durstigem Wetter gehört! —) *Dritter* Abschn. Kurze Ansicht der merkwürdigsten Naturbegebenheiten — zur Erläuterung der Witterungsbeobachtungslehre. Hier wieder sehr Vieles aus *Haberle*, besonders dessen Ansicht von der Wechselwirkung der Himmelskörper, der elektrischen Spannung und Rückwirkung auf dieselbe durch die Gravitation. Astronom. Erklärung der Jahrszeiten, wobey wir bemerken, dafs das schiefe Auffallen der Sonnenstrahlen im Winter die Wärme nicht blofs dadurch vermindert, dafs die Strahlen weniger dicht beysammen sind, sondern auch noch besonders dadurch, dafs nach der Zerlegung im Parallelogramm ein Theil der Wirksamkeit von jedem einzelnen, als vor der Erdfläche vorübergehend, anzusehen ist.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

PHILOSOPHIE.

ZÜLLICHAU, b. Darnmann: *Johann Chriſtian Friedrich Meiſter über die Gründe der hohen Verſchiedenheit der Philoſophen im Urſatze der Sittenlehre bey ihrer Einſtimmigkeit in Einzel-Lehren derſelben.* Eine von der kaiſerl. königl. Societät der Wiſſenſchaften zu Harlem in der Sitzung vom 23. May 1812 gekrönte Preisſchrift. Nebſt einer Zugabe einer Abhandlung verwandten Stoffs: *über die, wo möglich, noch gröſsere Verſchiedenheit der Urſätze des Naturrechts und eine verhältniſsmäſsig gleich groſse in Einzel-Lehren deſſelben.* 1812. 76 S. 4. (1 Rthlr.).

Der Gegenſtand, welcher in dieſer Preisſchrift behandelt wird, verdiente mit allem Recht wegen ſeines wichtigen Intereſſe die ſorgfältige Unterſuchung forſchender Gelehrten, und ſie ſelbſt die Auszeichnung, welche ihr zu Theil geworden iſt. Der Vf., deſſen Gelehrſamkeit und Scharfſinn, deſſen Intereſſe für gründliche Forſchung und Wahrheitsliebe ſchon mehrere Schriften, beſonders aber ſein Naturrecht hinlänglich bekannt gemacht haben, hat die aufgegebene Frage deutlich aufgelöſt, und die Gründe der Verſchiedenheit in den Principien, ſo wie der Einigkeit in einzelnen Lehren der Sittenlehre, oder beſtimmter der Moral, faſt durchgängig befriedigend nachgewieſen. Wenn man gleich wünſchen muſs, daſs die Unterſuchung noch tiefer eingedrungen ſeyn, nicht bloſs die nächſten, ſondern auch die entferntern Urſachen entwickelt, und mit möglichſter Vollſtändigkeit erſchöpft haben möchte: ſo hat ſie doch das Verdienſt, durch die Erörterung einiger vorzüglich der nächſten Urſachen die gründlichere Unterſuchung vorbereitet zu haben.

Der Vf. hat folgenden Gang gewählt. In der *Einleitung* giebt er *eine kurze ſyſtematiſche Ueberſicht der Verſchiedenartigkeit der ältern wie der neueſten Schulen in der Darſtellung des Urprincips der Sittenlehre*, und geht dabey von dem Gedanken aus, daſs alle, welche die Realität der Moral annehmen, ſie als ein Syſtem von Vernunftwahrheiten betrachten, den Charakter des ſittlich guten und böſen in der Vernunftangemeſſenheit oder Vernunftwidrigkeit ſetzen, und ohne die Verpflichtung, der Vernunft gemäſs zu handeln, weiter zu deduciren, ſogleich anfangen, den oberſten Grundſatz näher zu beſtimmen. Hier fängt nun auch ſogleich die Trennung an. Es giebt zwey Hauptklaſſen der philoſophiſchen Uranſichten der Sittlichkeit und der Moralſyſteme. In einigen Syſtemen wird der Grundſatz der Sittlichkeit als ein Product der Vernunft, welches auch durch ſie ſelbſt ausgeſagt wird, betrachtet, in andern kündigt die Vernunft nur ein Etwas auſser ihr an, was in die Grundbeſtimmung der Sittlichkeit aufgenommen wird. Die letzte nennt der Vf. die *mittelbaren*, die erſten die *unmittelbaren* Grundanſichten der Sittlichkeit. Zu den mittelbaren rechnet er nicht nur die auf den göttlichen Willen und auf den moraliſchen Sinn gegründeten Syſteme, ſondern auch das Platoniſche, weil es auf etwas auſser der nächſten objectiven Sphäre der Sittlichkeit, nämlich auf den Staat verweiſt, um an dieſem, als an einem Gleichniſs und wie in einem Spiegel das Weſen der Sittlichkeit zu erkennen. Dieſe ſymboliſche Erkenntniſs kann aber kein Grund ſeyn, dieſs Syſtem aus der Reihe der folgenden Klaſſe auszuſchlieſsen, wohin es eigentlich gehört. Die erſte Klaſſe der unmittelbaren Uranſichten begreift in zwey groſsen Unterabtheilungen die *materiellen* und *formellen* Grundſätze. *Vollkommenheit* oder *Glückſeligkeit* ſind die beiden Zwecke, welche von der Vernunft als höchſter Grundſatz aufgeſtellt werden können. Daher die Syſteme der *Vollkommenheit*, der *Glückſeligkeit* mit mehreren Unterabtheilungen. Zu den formalen Moralprincipen werden das Ariſtoteliſche, das Clarkſche, Wollaſtonſche und Kantiſche gerechnet. Dieſe Eintheilung iſt nicht ganz vollſtändig, denn es fehlen diejenigen Syſteme, welche einen äuſseren Urſprung der Sittlichkeit, als die Erziehung, den Staat annehmen, auch nicht ganz richtig, indem die Doppelſinnigkeit des einzutheilenden Begriffs durch die ganze Sphäre der Eintheilungen fortläuft, und ganz entgegengeſetzte Syſteme als verwandte neben einander geſtellt werden. Wir übergehen die weitern Bemerkungen, welche das Einzelne dieſer Ueberſicht treffen, und fügen nur noch dieſes hinzu, daſs der Vf. ſich für das Vollkommenheitsſyſtem erklärt, indem er ſich immer mehr überzeugt hat, daſs die Vernunft vermöge ihrer Weſenheit die eigne Vollkommenheit als den allgemeinen und unbedingt nothwendigen Zweck der Handlungsweiſe aller vernünftigen Weſen mit ſtrenger Ausſchlieſsung aller Rückſicht auf Glückſeligkeit aufſtelle, und daſs er das Kantiſche Formalprincip aus mehreren nicht ſehr gewichtvollen Gegengründen, welche theils die Wahrheit, theils die Neuheit, theils die Reinheit deſſelben anfechten, verwirft. In dem erſten Kapitel beantwortet er die Frage: *woher die Verſchiedenheit der Urprincipe der Sittenlehre?* Die Verſchiedenheit wird theils aus *objecti-*

Digitized by Google

jectiven, theils aus *subjectiven* Gründen erklärt. Zu jenen gehört die Schwierigkeit eines oberſten Princips, welches alle einzelnen Beſtimmungen der Sittlichkeit, wie in einem Brennpunkte zuſammenfaſſen, die Gewiſsheit eines Axioms oder Poſtulats haben, oder auf das ſtrengſte aus den Begriffen und Grundſätzen der Metaphyſik erwieſen ſeyn muſs, daſs dieſer Grundſatz einer der abſtracteſten und univerſalſten der menſchlichen Denkkraft, und eben daher eine gewiſſe Unſicherheit und Vielſeitigkeit der möglichen Anſichten von ihm unzertrennlich iſt; die groſse Verſchiedenheit der Syſteme und die groſse Zahl der Streitfragen in der Metaphyſik, weil ohne Prämiſſen aus den Tiefen dieſer Wiſſenſchaft ſich der erſte Grundſatz der Sittenlehre nicht erforſchen läſst. „Wie will man, ſagt der Vf., die ſittliche Natur des Menſchen nicht nur erkennen, ſondern auch das *Höchſte* und *Erſte* von ihr ausſagen, ohne von dem ſchwerſten metaphyſiſchen Begriffe — dem der *Subſtanz* — auszugehen, und ihn nach der vielſeitigſten Hinſicht zu zergliedern? Auch nach der *äuſsern* — der der Verhältniſſe der Weſen unter und gegen einander — des *Coexiſtential-Verhältniſſes*"? Daher kommt der enge, oft leiſe und unmerkliche Zuſammenhang der Moralſyſteme und ihrer Principe mit den Eigenheiten der theoretiſchen Philoſophie ihrer Urheber. Daher erhellet nun auch der Einfluſs *ſubjectiver* Gründe, als der Sinnesart und Gemüthsſtimmung der Philoſophen auf die Beſchaffenheit ihrer Moralſyſteme und ihrer Principe. Der entſchiedenſte Metaphyſiker und wer gewohnt iſt, die Wahrheit auſserhalb aller Sphäre der Erfahrung zu verfolgen und ſie *a priori* zu erkennen, wird am erſten zu den rein formalen Principien ſich hinneigen, wie Ariſtoteles und ſein Geiſtesverwandter Kant. Wo die vorherrſchende Stimmung die empiriſche iſt, da wird Selbſtliebe und Glückſeligkeit das Grundprincip werden. Der Vf. beſchlieſst dieſes Kapitel mit einem Rückblick auf die mannichfaltigen Verſuche ein Moralſyſtem aufzuſtellen, welche nach *Kant* gemacht worden ſind, um den Einfluſs der Individualität der Erkenntniſskraft zu zeigen. (Die objectiven Gründe der Verſchiedenheit liegen, wie uns dünkt, in der verſchiedenen Richtung zur Aufſuchung des letzten Princips und in dem Grade von Reflexion und Abſtraction, den dieſe Unterſuchung vorausſetzt. Je reiner und vollſtändiger die Thätigkeiten und Beſtrebungen der praktiſchen Vernunft in dem Bewuſstſeyn ſich darſtellen, je klärer ſie aufgefaſst werden, und je ſteter und ununterbrochener die Aufmerkſamkeit auf ihre Ergründung gerichtet wird, deſto reiner und beſtimmter wird auch der Grundbegriff des Sittlichen gefunden und von aller metaphyſiſchen Speculation entfernt gehalten werden. Wie ſchwer aber das letzte iſt, ſiehet man ſelbſt an dem Beyſpiel des Vfs., der die Metaphyſik als die Grundlage der Moral betrachtet, und die letzte von dem Zuſtande der erſten abhängig macht. So iſt es freylich nach dem Zeugniſs der Geſchichte geweſen, aber ſo ſoll es nicht ſeyn. Die Moralität iſt ein Grundfactum, was von jeder Speculation unabhängig iſt, wenn auch zur vollſtändigen wiſſenſchaftlichen Expoſition in dogmatiſcher und polemiſcher Hinſicht metaphyſiſche Begriffe und Sätze unentbehrlich ſind. Wegen dieſer Anſicht hat ſich der Vf. die tiefere Erforſchung der Urſachen, warum man von der Metaphyſik zur Moral fortſchritt, und die praktiſchen Regeln als Folgeſätze von der Natur des Subjects und ſeines Verhältniſſes zu der Objectenwelt betrachtete, abgeſchnitten. Bey den ſubjectiven Gründen hätte er nicht allein auf die Individualität des Denkens, ſondern auch des Gefühls und Wollens, die Eigenthümlichkeit des theoretiſchen und praktiſchen Charakters Rückſicht nehmen ſollen, wenn er nicht bloſs einige, ſondern die hauptſächlichen Urſachen erſchöpfend darſtellen wollte, wie es die Aufgabe zu erfodern ſcheint.) Daſſelbe Urtheil gilt auch von dem *zweyten Kapitel*, welches die Frage: *woher die Einſtimmigkeit der meiſten Sittenlehrer in der Angabe der Pflichten und der Begriffe einzelner Tugenden und Laſter, bey der unläugbaren Verſchiedenheit des Urſatzes der moraliſchen Schulen?* beantwortet. Die Haupturſache dieſer Einſtimmigkeit findet der Vf. mit Recht darin, daſs die Menſchheit, ehe ſie den Grad von Cultur erreicht hatte, ein Moralſyſtem zu ſuchen, längſt ſchon in einzelnen Fällen über die Frage: was gut und böſe ſey, entſchieden hatte; daſs das Sittlichgute mit bekannten Grundtrieben (als der Geſelligkeit, dem ſympathetiſchen Gefühle) in inniger Harmonie ſteht, und das Herz für ſie beſtimmt ehe noch die Reflexion den ſittlichen Werth derſelben zu beſtimmen verſucht hat; daſs die Erziehung den Sinn für das Sittliche vom Einzelnen her zu wecken, zu ſchärfen, zu beleben ſucht, ehe an ein philoſophiſches Syſtem gedacht werden kann. Dieſe, durch das Einzelne vorher beſtimmten und ausgebildeten ſittlichen Gefühle und Begriffe machen, daſs kein Urprincip erfunden oder angenommen werden kann, welches nicht die zuvor bereits erkannten und empfundenen Einzelbegriffe des Sittlichen zum Reſultate gäbe. Vielmehr wird die Sicherheit und Leichtigkeit dieſe aus dem Principe abzuleiten, deutlich oder dunkel als der eigentliche Probirſtein ſeiner Echtheit und innern Wahrheit vorgeſtellt. Da endlich die Principe oft nur in dem Ausdrucke und Darſtellung von einander abweichen, dabey aber weſentlich gleichen oder ähnlichen Inhalt und Gehalt haben, ſo erſchwert ihre Verſchiedenheit um ſo weniger dieſe Einſtimmigkeit. So werden das Syſtem der Vollkommenheit und der Glückſeligkeit, ſo ſehr ſie auch von einander abweichen, dennoch in der Specialtheorie ungefähr auf dieſelben Reſultate führen, da Vollkommenheit eines Weſens nicht gedacht werden kann, ohne die Glückſeligkeit zum Producte zu geben. Hat doch ſelbſt *Kant*, ungeachtet ſein Formalprincip am weiteſten von allen materialen Grundſätzen abſteht, dennoch in der Tugendlehre eigne Vollkommenheit und fremde Glückſeligkeit als Zwecke, die zugleich Pflichten ſind, aufgeſtellt. Man wird den Werth dieſer ſcharfſinnigen Reflexionen

nicht

Digitized By Google

nicht verkennen, aber doch zugleich wünschen, dafs der Vf. noch mit mehr Tiefe diesen Gegenstand erschöpft haben möchte, theils in der schärfern Unterscheidung derjenigen Seiten, worin die Moralisten in dem Einzeln mit einander übereinstimmen oder divergiren, z. B. des Materialen und Formalen, des Umfangs der Strenge oder Laxität, woraus merkwürdige Abweichungen in Absicht der Pflicht der Mäfsigkeit, der Wahrhaftigkeit hervorgehen, theils in der nur durch jene Unterscheidung möglichen bestimmteren Nachweisung eines innern Princips, welches Uebereinstimmung und Einigkeit in den sittlichen Urtheilen trotz der Verschiedenheit der Grundsätze, ja oft mit Aufopferung der Consequenz zuwege bringt. Dann würde er auch den Widerspruch vermieden haben, dafs er in dem ersten Kapitel eine reale Verschiedenheit der Principe behauptet, in dem zweyten aber wieder gröfstentheils läugnet, indem er sie auf eine blofse Verschiedenheit in dem Ausdrucke und in der Darstellung reducirt. Einige gute Bemerkungen über das leere Formelspiel und den Systemengeist, der das Besondere so lange dehnt oder verstümmelt, bis es in die angenommene Form pafst, machen den Beschlufs. Hätte doch aber der Vf. anstatt eines Beyspiels aus *Hufelands* Naturrecht von dem Zwecke des Staats, Beyspiele aus der Moral gegeben, und diese dazu benutzt, die Kennzeichen der wahren und scheinbaren Einstimmigkeit in dem Moralischen festzusetzen.

Die Zugabe über *die noch gröfsere Verschiedenheit der Urfätze selbst der Einzellehren des Naturrechts*, nebst einem neuen *Versuche einer Darstellung seines Grundbegriffes in der ihm eigenthümlichen Würde*, enthält noch gediegenere Bemerkungen über einen verwandten Gegenstand, mit welchem der Vf. durch persönliches Interesse und Beruf noch vertrauter war. Aus der Geschichte dieser Wissenschaft wird gründlich gezeigt, dafs aufser den Urfachen, welche die Verschiedenheit in der Moral bewirken, und auch in dem Naturrecht Einfluss haben, noch eine gröfsere Verschiedenheit dadurch entsteht, dafs man über den Inhalt und die Grenzlinien dieser Wissenschaft nicht einig werden konnte, sondern ihren Inhalt mit Moral, positivem Rechte und Politik auf mannichfaltige Weise vermengte. Es hat daher vier Hauptbegriffe von dem Naturrechte gegeben, welche zum Theil noch herrschend sind, woraus ein vierfach verschiedenes Naturrecht hervorging. I. Ein Naturrecht, welches die gesammte Pflichtenlehre an sich zog und der Ethik nur die Anwendung derselben überliefs. II. Ein Naturrecht, welches aufser der Vermischung des Ethischen eben so stark in das Gebiet des positiven Rechts eingreift, so dafs jede philosophische Beleuchtung oder Entwickelung eines gegebenen positiv rechtlichen Stoffes auch Naturrecht heifst. III. Eine freye Zurückführung des positiven Rechtes als eines solchen unter eine rein philosophische Ansicht, was mehr Philosophie des positiven Rechts und ein Theil der Politik und Gesetzgebungskunde ist. IV. Ein Naturrecht, welches nichts mehr noch weniger ist, als die Vernunfttheorie des Erzwingbaren unter den Menschen. Natürlich mufs hieraus eine grofse Abweichung in Ansehung der Principe der Wissenschaft entstehen. Doch auch diejenigen, welche in der Ansicht von dem Inhalte und Umfange der Wissenschaft einstimmig sind, werden doch durch den Einfluss subjectiver Maximen noch in manchen Hauptpunkten sich um so mehr trennen, weil das Naturrecht ein freyeres Feld philosophischer Speculation ist, in welcher man ungleich weniger durch gewisse Grundempfindungen des menschlichen Gemüths gehemmt und beschränkt wird, und der Philosoph schon in dem Gebiete der Ethik geübt und gewöhnt ist, im Geiste seiner Philosophie über die Handlungsweisen vernünftiger Wesen zu urtheilen. So wollte *Kant* nach seiner Ansicht des Apriorischen auch das Naturrecht über alles Empirische weit hinaus setzen und gleich der Ethik als eine Gesetzgebung für alle vernünftige Wesen betrachten. Nach des Vfs. Ueberzeugung gilt aber das Naturrecht nicht für alle vernünftige Wesen, sondern nur für Menschen als sinnlich vernünftige Wesen auf der in der Erfahrung beruhenden Stufe der Unvollkommenheit und Eingeschränktheit: denn Zwang ist nur physisch möglich in der Sphäre sinnlich vernünftiger Substanzen und er verliert auch seine moralische Möglichkeit in dem Umkreise vernünftiger Wesen, welche nur um zwey Stufen höher stehen als die Menschheit. Dieser Ueberzeugung werden aber diejenigen nicht seyn, welche über den Grund des Naturrechts tiefer nachgedacht und erkannt haben, dafs es, wenn es gleich für die Sphäre sinnlich vernünftiger Wesen gilt, dennoch in der Gesetzgebung der reinen Vernunft gegründet ist, und seine Gültigkeit weiter reicht als der Umfang seiner Anwendung. Die Bemerkungen, welche der Vf. weiter hin über die Würde des Naturrechts als einer Vernunfttheorie des Erzwingbaren oder des Rechts macht, heben zum Theil jene Urtheile über die beschränkte Gültigkeit des Naturrechts wieder auf, und führen auf die richtigere Ansicht. Es fehlt uns hier an Raum noch Mehreres aus dieser Zugabe anzuführen. Wir hoffen aber, dafs kein Denker, welcher von Interesse für die philosophische Ethik und Rechtslehre erfüllt ist, diese Schrift ungelesen lassen wird, weil er vielen interessanten Stoff zum weitern Forschen und zur Vervollkommnung beider Wissenschaften findet. Aus diesem Grunde wird man auch manche Sonderbarkeit in dem Ausdrucke, so wie in dem Titel und der Dedication an das Volk der Bataver gern übersehen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

RIGA und DORPAT, b. Meinshausen: *Livona*. Ein historisch-poetisches Taschenbuch für die deutsch-russischen Ostseeprovinzen. 1812. X und 267 S. 16. (1 Rthlr. 12 Gr.)

Die Vorrede giebt den Zweck dieses neuen Taschenbuches, dessen Herausgeber, wiewohl ohne Zweifel dort nicht unbekannt, sich nicht genannt hat,

Digitized by Google

hat, kurz und bestimmt an. Sie soll vor allen das Merkwürdigste aus der Vergangenheit und Gegenwart der auf dem Titel benahmten Länder in einer leichten und gefälligen Darstellung vortragen. Mehrerer Mannichfaltigkeit wegen soll das *Interessanteste aus der schönen Literatur jenes Nordens aufgenommen* (dies ist wohl etwas zu viel gesagt), und von den reizendsten Gegenden, Ruinen, Alterthümern, Münzen und denkwürdigen Männern sollen getreue Abbildungen geliefert werden. Auch andere historische Aufsätze werden nicht ausgeschlossen, so bald sie nur *von Einheimischen* verfasst sind. Das Aeussere der (bey Vieweg in Braunschweig gedruckten) Livona ist empfehlend, nett ohne Prunk; die kleinen Landschaftsstücke, welche meistens Ruinen alter Schlösser darstellen, sind von *Veith* vortrefflich gestochen. Den wichtigsten Theil des Inhalts machen die *prosaischen* Aufsätze aus, ihrer sind acht. 1. *Bruchstücke aus einer historisch malerischen Reise durch die schönen Gegenden Livlands.* Lyrische Ergiessungen, Beschreibung der Gegenstände und historische Blicke in die Vergangenheit wechseln in diesen Bruchstücken ab; gleichwohl sind sie für den auswärtigen Leser etwas ermüdend, theils weil der Vf. zu reichlich giebt, theils weil er den fremden Leser nicht gehörig in die Bekanntschaft mit seinen Gegenständen einführt, sondern diese zum Theil voraussetzt. Die alten Schlösser, Treiden, Wenden und Kokenhusen sind hier vornehmlich beschrieben und alle drey abgebildet. 2. *Das Schloß Helmet in Livland.* Nebst Abbild. Unbedeutend. 3. *Einige Bemerkungen über den Zustand des weiblichen Geschlechts im ältern Russland*, vom Hofrath von *Pöschmann*. Es sind in der That nur *einige* Bemerkungen, welche indess die Hauptzüge enthalten. Der Vf. holt zu weit und zu wortreich aus. Die ältere russische Geschichte kennt sehr wenig Frauen von Auszeichnung und Einfluss. Die Chevalerie des westlichen Europa blieb den Russen fremd. Mit den slavischen Nationalbegriffen von der Bestimmung des weiblichen Geschlechts, welche diesem nicht günstig waren, verschmolzen sich seit den mongolisch-tatarischen Eroberungen orientalische Ansichten, welche nichts besserten, eher verschlimmerten. Die Frauen der Vornehmen wurden nun auf ihre Zimmer beschränkt. Die grosen Veränderungen seit dem siebzehnten Jahrhundert werden vom Vf. nur angedeutet, nicht weiter berührt. Dies verdanken wir ihm, der Aufsatz würde durch den Contrast an Interesse und überdies auch an Fülle gewonnen haben. 4. *Etwas über die Trachten, Sitten und Gebräuche der Livländer im sechszehnten Jahrhundert.* Widrige Züge von Sittenlosigkeit, Völlerey und Prachtliebe mit Rohheit und Ungeschmack vereinigt. Charakteristisch ist ein Beschluss der Adelsversammlung zu Wolmar vom Jahr 1545, des Inhalts; „*der Adel möge zum Beyspiel für andere alles Oegen* (*Aeugeln*) *und Küssen mit den Damen im Tanze unterlassen, die adelichen Jungfrauen sollten sich des Gassens und Scherzens enthalten, und die gemeinen Diener sich nicht der unschicklichen Handgriffe mit den Fräulein bedienen.*" Die ehrliche alte Zeit! 5. *Budberg. Eine biographische Skizze.* Vom Herrn Gen. Super. *Sonntag.* Flüchtige Skizze des Lebens und Charakters eines edeln und liebenswürdigen Mannes, der noch in der Erinnerung seiner Mitbürger lebt. Das wohlgestochene Bildniss Budbergs (geb. den 8. Oct. 1740., gestorben den 3ten Julius 1784.) dient der Livona zum Titelkupfer. 6. *Ueber die Volkslieder* (*Singes*) *der Letten.* Von *G. T — nn.* Ein wohlgeschriebener und durch die mitgetheilten Proben besonders interessanter Aufsatz. *Hippel* in den Lebensläufen nach aufsteigender Linie sagt nicht zu viel, wenn er behauptet, dass die lettische Sprache schon halb Poesie sey. Die Dichtungen der Letten schildern nur Gegenstände aus ihren Umgebungen; solche, welche Thaten der Vorfahren verkündigten, hat man noch nicht aufgefunden. Die Lieder, welche sie extemporisiren, sind meist satyrisch, die mitgetheilten Proben sind aus den gedruckten, dem Rec. nicht zu Gesicht gekommenen Sammlungen des Pastors *von Bergmann* zu Ruien genommen. 7. *Schilderungen und Züge aus der nordischen Vorzeit.* Mannichfaltig und interessant. 8. *Fahrt von Lausanne nach Vevay* den 27. und 28. Julius 1809. Vom Hofrath *von Morgenstern.* Meist Beschreibung des landschaftlichen, geschickter, die Erinnerung zu beschäftigen, als ursprünglich ein Bild der Gegend zu erwecken.

Poetische Beyträge enthält die Livona, ausser mehrern Räthseln und Charaden, noch zwanzig, worunter eine Anzahl Gelegenheitsgedichte. Die mit *G. T — nn* unterzeichneten Beyträge sind leicht und fliessend versificirt; in denen von *M. E. R.* dagegen ist der Versbau mangelhaft. *Karl Grafs* erinnert zum Theil an *Matthisson*, in dessen früherer Manier er nicht unglücklich dichtet. Ein hier mitgetheiltes früheres Gedicht von *Herder* ist nicht besonders gelungen und hatte matte Stellen. Aus der *Sehnsucht nach dem Süden* von *Schlippenbach* spricht nicht das freyere, zur Idee des Schönen geläuterte Sehnen, sondern ein wilder schmerzlicher Drang und ein tiefer bitterer Unmuth über die Wirklichkeit in der Heimath. So gleich im Anfang:

> Nur von ewigkalten, rauhen Lüften
> Wie von einem Todeshauch umweht,
> Wo die Blume auf den öden Triften
> Tief gebeugt von wilden Stürmen steht,
> Ach, Erlösung von der kalten Erde!
> Rettung fleh' ich, dass mir Rettung werde.

Nach unserm Urtheil entspricht der gröfsere Theil des Inhalts der Livona völlig ihrem Zwecke. Es ist schwer ein Institut dieser Art lange bey Interesse zu erhalten, wir wünschen, dass dies der Anstrengung und den Einsichten des Herausgebers gelingen möge.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Vermischte Anzeigen.

Der Herausgeber „der Zeiten" an sein Publicum.

Als der Herausgeber im Jahre 1805 diese Zeitschrift begann, befand er sich in den günstigen Verhältnissen, welche erforderlich sind, um ein Institut, wie dieses, nach seinem Plane und Sinne, seyn und werden sollte, zu begründen. Seine Hoffnungen und Erwartungen wurden erfüllt; er sah sein Institut schnell und glücklich gedeihen, und sich in dem Besitz eines, zwar vielleicht nicht so grossen, aber doch so würdigen und achtenswerthen, Publicums, als es irgend eine andere deutsche Zeitschrift nur besitzen konnte.

Die unglückliche Katastrophe vom Jahre 1806 trat ein und veränderte die Verhältnisse des Herausgebers, wie die ganze Lage von Europa; dennoch gelang es ihm, sein Institut und sein Publicum und — wie er zu glauben berechtigt ist — sich auch die, ihm gewordene, Achtung zu behaupten.

Allein, auch in diesen neuen Verhältnissen blieb es nicht so, wie es war. Es kann von Niemanden, der gerecht seyn will, in Abrede gestellt werden, dass die westphälische Regierung im Anfange, in Hinsicht auf Literatur und Pressfreyheit, einen Geist der Liberalität offenbarte, der freylich seitdem nicht mehr wahrgenommen wurde, da dem *Generalinspecteur der Gensd'armerie* die Oberaufsicht über Literatur, Schriftstellerey und Buchhandel übergeben war und die hohe Polizey diese Oberaufsicht besonders zu einem Objecte der geheimen Staatsinquisition machte.

Die Lage, worin der Herausgeber „der Zeiten," als solcher, dadurch versetzt werden musste, wird sich im Allgemeinen leicht beurtheilen lassen. In ihrer nähern Ansicht dürfte sie einen, gewiss nicht uninteressanten, Beytrag zu der Geschichte der deutschen Literatur, in dieser Zeitperiode, geben; daher wir auch wenigstens einige Hauptmomente daraus, in der Folge, mittheilen werden.

Der Herausgeber konnte sich, in diesem seinen Wirkungskreise, freylich nicht mehr so frey, als vorher, bewegen; und es musste dies natürlich von dem aufmerksamen Leser leicht wahrgenommen werden. Indessen hält er sich doch überzeugt, und hat Beweise davon erhalten, dass von diesem ebenfalls nicht unbemerkt und unanerkannt geblieben ist, dass er den Zweck und Geist dieser Zeitschrift stets festzuhalten suchte. Wenn der Geist sich nicht überall mehr so aussprechen konnte, als er es wünschte und als es vormals geschah: so konnten doch den Unbefangenen auch die Andeutungen nicht entgehn, und von dem Denkenden musste er — so schmeichelte er sich — auch da erkannt und verstanden werden, wo ihn der Nichtdenkende oder Befangene freylich wohl manchmal hätte missverstehn können. — Den Zweck aber betreffend, in so fern er darin bestand, die Hauptgegenstände der neuesten Staatengeschichte und Politik, wie in einem Archive, zu sammlen: so wird man uns gewiss zugestehn, dass davon im Allgemeinen nie abgewichen worden; und dass, was die partielle Erreichung desselben anbetrifft, nur in so fern eine Beschränkung wahrgenommen werden konnte, als die politischen Verhältnisse nicht gestatteten, manche Gegenstände zu berühren; oder die Darstellungen derselben einseitig waren, weil nur gestattet war, einseitige Quellen zu benutzen.

Dass und was seine Zeitschrift, nichts desto weniger, durch die beschränkende Lage, worin sich der Herausg. befand, verlieren musste und verloren hat, ist gewiss von Niemanden eher und mehr erkannt worden, als von ihm selbst. Es wurde diese Erkenntniss zu einem Hauptbestimmungsgrunde, in dem Laufe dieses Jahres, wo die Beschränkung seiner Lage sich noch vermehrte, die Stücke sich anfangs langsamer folgen zu lassen, und dann ihre Besorgung, bis zu der Katastrophe, die als nahe vorauszusehn war und an deren glücklichen Lösung er nicht zweifelte, ganz zu suspendiren.

Diese Katastrophe ist nun eingetreten. Die Verhältnisse des Herausgebers sind dadurch wieder dieselben geworden, welche sie waren, da er dies Institut gründete. Die Fesseln sind gefallen; eine geheime Polizey umgiebt ihn nicht mehr; er freut sich wieder des Schutzes einer Regierung, die — nicht den Schein liberaler Gesinnungen annehmen möchte, sondern — wirklich sie hegt. Mit neuem und erhöhtem Muthe geht er nun wieder an sein Geschäft. Die neue Epoche ist die wichtigste, die es gegeben hat. Das höhere Interesse, was ihn und alle denkende und fühlende Menschen für die Ereignisse der neuesten Geschichte erfüllt, muss ihn auch mit einem neuen Interesse für diese Arbeit beleben; indem es ihm auch zugleich die Zuversicht gewährt, dass sein Publicum, in ihm, den alten Herausgeber der Zeiten wieder erkennen und er, in seinem Publicum, wieder ganz das vormalige wahrnehmen wird.

Die

Digitized by Google

Die zurückgebliebenen Stücke werden nun, mit möglichster Beschleunigung, nachgeliefert werden. Wenn die Monatsbezeichnungen zu manchen Theilen des Inhalts derselben scheinbare Anachronismen bilden sollten: so wird man daran hoffentlich keinen Anstofs nehmen. Die Monatsbezeichnungen deshalb zu ändern, dürfte andere Uebelstände veranlassen. Aber da, bey dem Nachschlagen, in den Registern, in Zukunft, dadurch, dafs die Stücke und Bände zurückgeblieben sind, vergebliche Mühe gemacht werden konnte, so hat man für besser erachtet, die Register der einzelnen Bände, in diesem Jahrgange, wegzulassen, und, am Ende desselben, *eins*, über alle *vier* Bände, zu liefern.

Der Herausg. hat dieser Mittheilung nichts weiter hinzu zu fügen, als, im Allgemeinen, eine Erinnerung an die Grundsätze, die ihm, von Anfang an, bey der Redaction dieser Zeitschrift, Gesetz und Vorschrift gewesen sind. Es sind die Grundsätze der Wahrheit und Gerechtigkeit; er hat nie aufgehört, eingedenk zu seyn, dafs er für die Geschichte arbeitet. In die glückliche Lage wieder gesetzt, diesen Grundsätzen gemäfs, sich wieder freyer und offner aussprechen zu können, wird er diefs, dem Werthe gemäfs, benutzen, den er auf den Beyfall und die Achtung seines Publicums legt. Politische Parteygängerey hat seine Zeitschrift, so wie politische Kannegiefserey, stets ihrer unwürdig gehalten; sie kann wohl in Zukunft weniger als je sich in dem Falle befinden, diesem Grundsatze untreu zu werden. Eben so wird sie dem moderaten und anständigen Tone nicht entsagen, den sie dem guten Tone und der feinen Bildung ihrer Leser schuldig zu seyn glaubt. Wenn die Maxime, welche die französische Kabinetspolitik aufstellte: dafs nur Regenten und Staatsmänner berechtigt seyn könnten, öffentlich über politische Gegenstände zu urtheilen, mit Recht zu streng und herrisch befunden wurde: so bleibt doch die dagegen nur gerecht, dafs, was von andern, über politische Gegenstände, öffentlich geäufsert wird, so geäufsert seyn müsse, dafs Regenten und Staatsmänner es ohne Aergernifs und Anstofs lesen können und mögen; und Regenten, die keine Despoten sind (wie wir sie in Deutschland jetzt nicht mehr haben), und Staatsmänner, die keine Despotenknechte sind (wie wir sie, aus demselben Grunde, nicht mehr haben können), werden alles ohne Anstofs und Aergernifs lesen, was mit Einsicht und Ruhe, mit Bescheidenheit und Würde, in der Sprache der gebildeten Welt geschrieben ist. Sie werden solches lesen, den Spruch vor Augen habend: Prüfet alles, und das Beste behaltet. So war es, in Deutschland, in der guten alten Zeit; sie ist zurückgekehrt; es wird sonach wieder so seyn.

II. Ankündigungen neuer Bücher.

Hr. Staatsrath v. *Dohm*, seit er von den Geschäften zurückgezogen in ländlicher Ruhe lebt, hat sich mit einem Werke beschäftigt, das vorzüglich in jetziger Zeit der Aufmerksamkeit des Publicums werth ist: *Denkwürdigkeiten meiner Zeit.* Es wird alle merkwürdige Begebenheiten, deren Zuschauer der Verfasser war und an deren manchen er selbst Theil genommen, mit unparteyischer Wahrheitsliebe und im Zusammenhang entwickeln. Das Werk wird mit dem Bayerschen Erbfolgestreit anheben, und die *erste* Abtheilung geht bis zum Tode K. Friedrich II. im J. 1786. Diese erscheint im gemeinsamen Verlage der Helwing'schen Hofbuchhandlung zu Hannover und der Meyer'schen Buchhandlung zu Lemgo zu der Ostermesse 1814. Die darin enthaltene Erinnerung an die Belebung des deutschen Gemeingeistes durch den grofsen Friedrich und den Fürstenbund wird kräftig beytragen, die patriotischen Gefühle zu stärken, welche in unsern Tagen die Freyheit Deutschlands glorreich wieder errungen haben, und um deren Erhaltung es Noth ist, um jene dauerhaft zu gründen!

Das allgemein beliebte:

Taschenbuch für das Jahr 1814: *Der Liebe und Freundschaft gewidmet;* herausgegeben von *St. Schütze.* Mit 12 Vignetten und 6 Kupfern, gezeichnet von *Ramberg* und gestochen von *Jury.*

ist erschienen und durch alle Buchhandlungen, in verschiedenen Einbänden, zu 1 Rthlr. 12 gr., 2 Rthlr. 12 gr. und 4 Rthlr. zu beziehen. Dichter, Zeichner und Kupferstecher haben vereint alles gethan, um auch diesem 14ten Jahrgang bey seinen Freunden eine gütige Aufnahme zu verschaffen.

Frankfurt a. M., den 1. Sept. 1813.

Friedrich Wilmans.

Schulkalender für das Jahr 1814
oder
Tage- und Taschenbuch
für Rectoren, Schulinspectoren, Vorsteher und Lehrer an gelehrten und Volksschulen
zur Erleichterung und nützlichen Führung ihres Geschäfts.

Der Schulkalender soll dem Lehrer und Erzieher, wie Jedem, der dem Jugendunterricht als Aufseher und Führer vorgesetzt ist, theils ein Hülfsmittel zur Erhaltung und Beförderung der Ordnung in seinem Amtsgeschäft, theils ein Vereinigungspunkt nützlicher Mittheilungen aus dem Gebiete des praktischen Schul- und Erziehungswesens seyn.

Als *Hülfsmittel der Ordnung* hat er es *zunächst* mit dem Mechanismus des Schulgeschäfts zu thun, der, tiefer als Einige zu glauben scheinen, in die Schulzucht und damit in die Geistes- und Charakterbildung der Jugend eingreift, und nur durch vorzügliche Regelmäfsigkeit dem Lehrer leicht und dem Schüler gedeihlich werden kann. Daher enthält der Kalender die Abschnitte zu dem, was in dem täglichen Klassenleben eines Schulmannes und dem Amtsgeschäft eines Schul-

Digitized by Google

Schulvorſtehers und Aufſehers vorzukommen pflegt, oder, was er in Beziehung darauf ſich augenblicklich zu merken wünſcht.

Als *Vereinigungspunkt nützlicher Mittheilung* ſoll er theils den Austauſch bewährter Anſichten und Erfahrungen in der Erziehungskunde und in dem Lehrgang fördern, theils geſchichtliche Nachrichten von Schulverfaſſungen, Verordnungen, Geſellſchaften, Schulmännern u. ſ. w. aufbewahren, und den Inhalt der merkwürdigſten Einladungsſchriften in einer jährlichen Ueberſicht darlegen.

In beiden Beziehungen ſtellt dieſer Kalender in der Wirklichkeit dar, was bisher hie und da gedacht, gefühlt und gewünſcht, zu keiner Zeit aber ausgeführt worden iſt.

Die Schwierigkeiten der Ausführung nicht verkennend, und wohl wiſſend, daſs die Idee, wie ſie in dem Kopf des Herausgebers ſich geſtaltet, nur durch gütige und freundliche Mitwirkung erfahrner Schulmänner und Erzieher ganz und vollſtändig ausgeführt werden könne, wird der *erſte* Jahrgang 1814 auch nur einen Theil von *dem* geben, was die folgenden Jahrgänge unter hoffentlich günſtigern Zeitumſtänden werden darbieten können. Der Herausgeber betrachtete daher dieſen Jahrgang immer als eine Einleitung, die erſt die Aufmerkſamkeit auf die Sache ſelbſt anregen, Meinungen entwickeln, und Anſichten aufſtellen ſoll, um das Bild eines Schulkalenders in ſeinem ganzen Umfange künftig darſtellen zu können. Für das J. 1814 wird der Kalender, ſo weit der Raum es geſtattet, folgende Abſchnitte erhalten:

I. Einen Kalender auf das Jahr 1814.

II. Eine Ueberſicht der Kriegs-, Gelehrten- und höhern Volksſchulen des Preuſsiſchen Staats.

III. Schemata zu Lehrplanen.

IV. Einen ausgeführten Lehrplan für eine Gelehrten-Schule, nebſt Angabe der Lehrabſchnitte (Penſa) für jede Klaſſe.

V. Erinnerungstafeln, für Namen und Wohnungen der Lehrer, für Conferenztage, Schulprüfungen, Lehrer-Beſchlüſſe u. ſ. w.

VI. Namenliſte der Schüler, nach Klaſſen geordnet.

VII. Inſpections-Tabellen, nach Tagen geordnet, für Fehlende, Nachläſſige, Fleiſsige, Verſetzungswürdige u. ſ. w.

VIII. Reviſions-Tabellen der Schularbeiten, nach Vollſtändigkeit, innerem und äuſserem Werth.

IX. Tabellen über die Ferienarbeiten.

X. Zwey Tabellen für Volksſchulen, und zwar 1) über die Zahl der Schüler in dem Schulbezirk und die Beſchaffenheit des Locals, und 2) über die Lehrmittel und Lehrbücher.

XI. Brauchbare Lehrbücher für die einzelnen Unterrichts-Gegenſtände (Sprachen u. Wiſſenſchaften).

XII. Sammlung von Aufgaben zu Ausarbeitungen, nach drey verſchiedenen Bildungsſtufen geordnet.

XIII. Landesherrliche Verfügungen, Schulen und Lehrer betreffend.

XIV. Vermiſchte Bemerkungen.

Obwohl, wie ſich aus Nr. II. und XIII. ergiebt, der Schulkalender zunächſt die Preuſsiſchen Staaten angeht, ſo iſt ſein Plan doch keineswegs bloſs auf dieſe beſchränkt. Denn, nicht zu gedenken, daſs die meiſten darin vorkommenden Abſchnitte in allgemeiner Beziehung auf das Schulweſen überhaupt ſtehen, hofft er ſogar ſchon in dem *zweyten* Jahrgang, bey wiederhergeſtellter Ruhe in Deutſchland, auch Nachrichten von den Schulen der benachbarten Staaten aufnehmen zu können. Er wird alſo hoffentlich auch dem Schulſtand in Sachſen, Mecklenburg u. ſ. w., und beſonders in den wiedererlangten Provinzen der Preuſsiſchen Monarchie, nicht ohne Nutzen ſeyn.

Berlin, im November 1813.

Theodor Heinſius, Profeſſor.

Vorſtehender Anzeige fügen wir nur noch hinzu, daſs wir den Verlag dieſes Schulkalenders übernommen haben. Er wird in Mittel-Octav, nach Kalenderart geſtaltet und gebunden, gegen Ende December erſcheinen, und ſich auch durch ſeine typographiſche Schönheit dem Publicum empfehlen. Der Verkaufspreis dieſes Jahrgangs iſt 1 Rthlr. Pr. Cour., wer aber bis zur Mitte December bey uns direct auf 5 und mehrere Exempl. in portofreyen Briefen pränumerirt, erhält dieſen Jahrgang zu 18 gr. Pr. Cour.

Berlin, den 12ten Novbr. 1813.

Maurer'ſche Buchhandlung.
Poſtſtraſse Nr. 29.

Für die Sächſ. Länder nimmt die Heinr. Gräff'ſche Buchhandlung in Leipzig Beſtellung an. Der Preis in Sächſ. Courant.

In einigen Wochen erſcheint in unſerm Verlage, und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber die Natur und Behandlung des Typhus, in ſeinem regulären und anomalen Verlaufe, vom Doctor *Wedemeyer* zu Blankenburg am Harz. Pr. 1 Rthlr.

Der Herr Verf. führt in ſeiner vortrefflichen Abhandlung

1) die vorzüglichſten ältern und neuern Meinungen über die Natur und den Charakter des Typhus an, liefert zugleich eine Beurtheilung derſelben, und ſucht das, was in jenen irrig und falſch, oder gut und wahr iſt, darzulegen, wobey auch der Theorie des Hn. *Marcus* gedacht, und ihr Irriges gezeigt wird.

2) Er ſetzt das Weſen des Typhus in eine allgemeine entzündliche Affection des ganzen Nervenſyſtems, welche ſich vorzüglich im Gehirn, als dem Hauptorgan deſſelben, ausdrückt, und ſucht hieraus abzuleiten, wie es komme, daſs gerade im Typhus

Digitized by Google

phus (wie in keinem andern Fieber so sehr), auf das anfänglich inflammatorische Stadium ein nervoses (indirect-asthenisches) folge, und wie sich hieraus das Entstehen des sogenannten Faulfiebers aus dem gewöhnlichen Typhus erklären lasse.

3) Führt er an, worin nach seiner Meinung das Wesen des *gelben Fiebers* bestehe, und wie es sich als Anomalie des Typhus vom regulären Typhus unterscheide.

4) Bey der Diagnostik giebt er besonders an die Unterscheidungszeichen des Typhus vom eigentlichen Nervenfieber (oder der *Febris nervosa versatilis*), als eine vom Typhus verschiedene Krankheit. Ferner des Typhus von der reinen Hirnentzündung, vom gastrischen, und allen exanthematischen Fiebern.

5) Bey der Behandlung geht er alle Methoden der Heilung durch, zeigt ihr Gutes und Nachtheiliges, führt die Fälle an, in welchen sie nützen und schaden, und kömmt endlich zu seiner eigenen Behandlungsart des Typhus zurück, welche bey übrigens günstigen Umständen stets glücklich seyn *muß* und wirklich ist, und gröstentheils mit derjenigen Heilmethode übereinkommt, welche er in seiner *Diss. de febre petechiali*, Gött. 1812. (s. die Recension davon in der Leipz. Lit. Zeit. vom 17ten u. 18ten März 1813.), beschrieben hat.

Halberstadt, im November 1813.

Büreau für Literatur und Kunst.

Die aus 32 Bänden bestehende *Histoire générale des Voyages* par *Laharpe* ist bereits seit einigen Jahren vergriffen, und können compl. Exempl. nicht unter 62 Rthlr. angeschafft werden. Man veranstaltet daher eine neue Ausgabe davon in Paris, die in 26 Bänden in kl. 8. ganz vollständig seyn wird. Die zwey ersten sind bereits erschienen; jeden Monat folgen zwey nach, so dass in einem Jahre das Ganze beendigt seyn wird. Unten genannte Buchhandlung nimmt bis Ende dieses Jahrs Subscription zu 22 gr. Sächs. für jeden Band an. Nach Verfluss dieser Zeit wird der Preis auf 1 Rthlr. 3 gr. Sächs. pro Band festgesetzt werden.

Thurneysen'sche Buchhandlung in Cassel.

Naturlehre. Herausgegeben von *G. H. C. Lippold.* Mit Kpfrn. Bey Heinrich Büschler in Elberfeld, 1814. 1 Rthlr. Sächs. oder 1 Fl. 48 Kr.

Wenn die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften von der einen Seite den augenscheinlichsten Nutzen für das bürgerliche Leben hat, so giebt es von der andern Seite kaum ein Gebiet in den menschlichen Erkenntnissen, das unserm Geiste ein so mannichfaltiges Interesse darbietet. Und das nicht allein. Wer dürfte sich zu den gebildeten Menschen unserer Zeit zählen, der nicht bis zu einem gewissen Punkte mit dem, was wir über die Natur wissen, bekannt wäre? Die Gesetze, nach denen die Veränderungen in der Welt vor sich gehen, die Urstoffe aller Körper, die auffallendsten Erscheinungen, welche Luft, Elektricität, Magnetismus u. s. w. geben, die viel versprechenden Versuche, welche man z. B. mit Aerostaten angestellt hat — wem dürften sie fremd seyn, der auch nur einem gebildeten Gespräche gewachsen seyn will?

Man hält es für schimpflich, in seinem eigenen Hause nicht Bescheid zu wissen. Die Natur ist das grosse Haus der Menschheit. In ihm ein Fremdling seyn, heisst, sich selbst beschimpfen.

In dem vorliegenden Werkchen werden schon der Jugend die Schätze dieser Kenntnisse eröffnet. Es ist für Kinder geschrieben. Aber nicht in dem Sinne, als ob es nur für diese bestimmt wäre, sondern in dem, dass es keine weitern Vorkenntnisse voraussetzt, als Kinder haben. Die gewöhnlichen Schriften dieser Art setzen schon einiges mathematisches und experimentales Wissen voraus. Das ist hier nicht der Fall. Der junge Kaufmann, welcher ernste Lectüre liebt, der Geschäftsmann, welcher sich in freyen Stunden über den grosen Haushalt Gottes in der Welt belehren will, findet hier angemessenen Unterricht. Er wird in einer anziehenden Darstellung gegeben, die mit manchen geschichtlichen Erzählungen ausgeschmückt ist. Der Verfasser ist mit seinem Gegenstande vertraut; und keiner wird bedauern, zu seinen Füsen gesessen zu haben.

Für Forstmänner und Freunde der Botanik.

In der Schüppel'schen Buchhandlung in Berlin sind kürzlich erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Abbildung der deutschen Holzarten für Forstmänner und Liebhaber der Botanik, herausgegeben von *Fr. Guimpel*, Maler und Kupferstecher; mit Beschreibung derselben von *C. L. Willdenow*, nach dessen Tode fortgesetzt von Dr. *Fr. Gottl. Hayne*, 11tes u. 12tes Heft. Mit 12 ausgemalten Kupfern. gr. 4. Jedes Heft 1 Rthlr. 12 gr.

III. Auctionen.

Das Verzeichniss der Bibl. des verstorb. Hrn. Prof. *G. J. Dindorf's*, welche, nebst einem Anhange von Büchern aus allen Wissensch., Kupferst., mathem. Instrum., den 24sten Jan. 1814 zu Leipzig versteigert werden soll, ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten. Commissionen werde ich übernehmen.

Leipzig, im November 1813.

Univers. Procl. Weigel.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

LITERATURGESCHICHTE.

Göttingen, b. Röwer: *Chriſtian Gottlob Heyne.* Biographiſch dargeſtellt von *Arn. Herm. Ludw. Heeren.* 1813. XVIII u. 522 S. 8. (2 Rthlr.)

Das bekannte Urtheil eines franzöſiſchen Schriftſtellers, daſs das Leben der Gelehrten in ihren Werken enthalten ſey, und es ſich nicht verlohne, mehr von ihnen zu wiſſen, als das Geburtsjahr, hat einen Anſchein von Wahrheit. Mit mehrerm Rechte aber bemerkt einer unſrer gröſsten Dichter, daſs die Denkungsart, die Neigungen und der Charakter des Mannes auf alle ſeine Werke, und ſogar auf ſeine Bemühungen in Wiſſenſchaften, die ganz reines Erzeugniſs des Verſtandes zu ſeyn ſcheinen, auf ſeine Anſichten, ſeine Entdeckungen, ſein Syſtem, einen geheimen, aber ſehr groſsen Einfluſs haben. Rec. erinnert an dieſen trefflichen Gedanken des Hn. *von Goethe* (zur Farbenlehre Band 2. S. 477.) mit ſo viel gröſserem Vergnügen, weil es dieſem auf ſein Zeitalter ſo tief einwirkenden Schriftſteller bis dahin gefallen hatte, uns das Gegentheil, ſogar in Beziehung auf Werke der Einbildungskraft und des Geſchmacks einreden zu wollen. Die Bekanntſchaft mit dem Perſönlichen ausgezeichneter Gelehrten erhält dadurch ein groſses Intereſſe: und bey akademiſchen Lehrern, deren einfache äuſsre Verhältniſſe ſelten Stoff zu Bemerkungen geben, wird das Individuelle in ihrer Denkungsart, wegen des Umfangs ihres Einfluſſes, um ſo viel wichtiger. Durch die Ideen und den Geſchmack, welche die Lehrer ſehr beſuchter Univerſitäten unmittelbar, und durch ihre zu Lehrern gebildeten Schüler, wieder in neuen Kreiſen verbreiten, regieren ſie im Grunde die Welt. Denn von ihnen erhält die groſse Klaſſe der mächtigen Häupter und untergeordneten Diener der Regierungen die Grundſätze, nach denen ſie die öffentlichen Angelegenheiten und die Völker behandeln. In militäriſchen Deſpotieen ſieht man die öffentlichen Lehranſtalten nur für Inſtitute an, brauchbare Werkzeuge der Verwaltung zu bilden: und wenn es möglich wäre, daſs den Regenten und Adminiſtratoren ſolcher Staaten jener höhere Geſichtspunkt, den ſie nicht ahnden, einleuchtete, ſo würden ſie ihre ganze Macht anwenden, um eine für ihre Zwecke viel zu freye Thätigkeit des Geiſtes zu erſticken.

Nach der ganzen Verfaſſung und Denkungsart der deutſchen Völker, ſind die Univerſitäten in ihr von gröſserer Wichtigkeit, als bey andern. Es hat zwar auch ſehr bedeutende Nachtheile, daſs die Bildung des Geiſtes bey uns faſt ausſchlieſslich von den Schulen ausgeht. Aber da uns die groſsen Mittel der Nationalbildung fehlen, welche in der brittiſchen Staatsverfaſſung liegen; da es ſo ſchwer iſt, dieſe durch eigne Veranſtaltungen zu erſetzen, welche immer nur von unſichern beſchränkten und langſamen Erfolge ſeyn könnten, ſo haben wir vor allem darauf zu denken, das Gute was wir beſitzen, zu erhalten.

Die Univerſitäten ſpielen in der Geſchichte der Cultur von Deutſchland eine groſse Rolle. Wittenberg, Leipzig, Helmſtädt, Halle, haben ihre Periode gehabt, in welcher ihre Lehrer einen ausgebreiteten und tief eingreifenden Einfluſs auf die ganze Nation hatten. In der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts iſt Göttingen der Punkt geweſen, von dem eine den Umſtänden der Zeit angemeſſene Entwicklung des deutſchen Geiſtes in wiſſenſchaftlicher Hinſicht ausgieng. Dieſe in einem groſsen Sinne gedachte, und mit groſsem Geiſte ausgeführte und unterhaltene Anſtalt, hat einen ewigen Ruhm errungen, den ſie den Bemühungen einer anſehnlichen Zahl der gröſsten Männer und der Leitung verdankt, wodurch die individuellen Anſtrengungen ſo vieler, vereinigt worden ſind. Die Umſtände, unter denen die Georg Auguſtus-Univerſität errichtet iſt, und beſtanden hat, ſind ſehr günſtig geweſen. Sie gehörte einem Lande an, in welchem nicht, ſo wie in manchen andern bedeutenden Staaten, das Militärweſen prädominirte; und welches dennoch durch andre Verhältniſſe des Regenten, in die Reihe der groſsen Mächte von Europa trat, unter welchen es durch eignen Umfang und Kräfte keinen Platz hätte erhalten können. Es iſt aber für öffentliche Anſtalten gar nicht gleichgültig, ob ſie einem Staate angehören, in welchem das Selbſtgefühl herrſcht, das nicht ohne äuſsere Bedeutung beſtehen kann. Einzelne Gelehrte vermögen es wohl, ſich in ihrem einſamen Studierzimmer über alles Kleinliche zu erheben. Als Mitglieder von Corporationen können ſie es nicht leicht, ohne jene Unterſtützung.

Ferner nimmt jede öffentliche Anſtalt in einem Lande unvermeidlich den Charakter an, der das Ganze beſeelt. Der edle Geiſt der brittiſchen Freyheit, der in die Verwaltung der deutſchen Staaten des Königs von England übergegangen iſt, hat ſich auch der Univerſität mitgetheilt, die unter Georg dem Zweyten durch ſeinen Miniſter Münchhauſen errichtet ward. Die Abſichten die dieſer gehegt hat, als er zuerſt den Entſchluſs dazu faſste, ſind aus Mangel handſchriftlicher Nachrichten nicht bekannt. Wenn ſie aber auch

Digitized by Google

auch anfangs nur darauf gerichtet gewesen seyn sollten, den kurz vor ihm ansehnlich vergrösserten Staaten seines Herrn eine eigne hohe Schule zu geben, so hat seine grosse Seele doch bald gefühlt, was eine unter dem Schutze des brittischen Throns entstehende Akademie werden könnte. Freye Ausbildung des menschlichen Geistes durch gelehrte Forschungen und wissenschaftliche Untersuchungen aller Art zu befördern: das war der Zweck seines Unternehmens. Deswegen sorgte er zwar dafür, dass auf seiner Universität kein Zweig des menschlichen Wissens vernachlässigt, jeder nach seiner eigenthümlichen Art gepflegt wurde: aber die alte akademische Form der Facultäten und Nominal-Professuren ward nur so weit beybehalten, als zur Aufrechthaltung der Ordnung nothwendig war. Jedem ward so viel Freyheit gelassen, als damit bestehen konnte: und die in das gröfseste Detail gehenden Bemühungen des Curators waren nur darauf gerichtet, jeden anzutreiben, dass er das leiste, was gerade er am besten leisten konnte. So ist Göttingen angelegt, und in diesem Sinne ist es fortwährend regiert worden.

In die Geschichte dieser edeln Anstalt ist, beynahe funfzig Jahre hindurch, das Leben eines Mannes innigst verwebt, der sich mit der Universität identificirt hatte, in ihr, für sie, lebte und wirkte, und durch sie wieder auf sein Zeitalter einen ausnehmend grofsen Einfluss gehabt hat. Als *Heyne* dem Rufe Münchhausens folgte, zog er in die Heimath edler Geister, die nur in der Luft leben können, wo grofse und gute Absichten mit freyer Thätigkeit ausgeführt werden. Sie erkannten bald in einander die Gleichheit der Gesinnungen und der auf die liberale Beförderung grofser Zwecke gerichteten Neigungen, welche das stärkste Band ausmacht, welches Menschen mit einander verbinden kann. Und als auch nach Münchhausens Tode in seinem Geiste fortgehandelt ward, so hat *Heynens* Einfluss sich ebenfalls nicht nur gehalten, sondern noch zugenommen.

Dieses ist hinlänglich, um die Stelle zu bezeichnen, die er in der Geschichte einnimmt. Von dem Persönlichen des Mannes, der diesen Platz auszufüllen vermochte, wünscht man mehr, und recht viel zu wissen. Dieser Wunsch wird durch seinen Schüler, Freund und Mitarbeiter an dem Wohl der Universität, die jenem so sehr am Herzen lag, in vorliegender Schrift befriedigt.

Dieses Werk ist keine eigentliche Biographie, und enthält keine förmliche Charakterschilderung. Die Anstrengung die es allemal kostet, einer mit künstlerischem Fleisse ausgearbeiteten Darstellung zu folgen, schadet dem Interesse an dem Gegenstande: die Charakterschilderungen, worin manche Schriftsteller sich so sehr gefallen, geben selten ein individuelles Bild. Hn. *Heerens* Buch besteht in einer Erzählung der wichtigsten Begebenheiten aus *Heynes* Leben, in welche eine Darstellung seiner frühern Lage von der Hand des Verstorbnen selbst, Auszüge aus Briefen, die er mit den Geschäftsmännern in Hannover gewechselt, welche die Universität dirigirten, und einige Aufsätze von der Feder seiner Gemahlin verwebt sind, welche durch die Sprache der innigsten Zuneigung und die Feinheit eines sehr gebildeten Ausdrucks anziehen. Der anscheinend lose Faden, woran jenes alles gereihet ist, zieht in das Leben des Mannes selbst mit hinein: und am Ende steht ein vollständiges Bild um so viel lebendiger vor dem Leser, da dieser nicht bemerkt, dass man ihm eines vorführen wollte. Es ist zu hoffen, dass recht viele Jünglinge, die den Keim des Edlern und Bessern in sich fühlen, und vorzüglich solche, die mit äufsern Umständen zu kämpfen haben, es zu ihrer Erbauung und Ermunterung lesen. Sie werden Trost und Muth daraus schöpfen, wenn sie sehen, dass nicht blofs die grösten Widerwärtigkeiten, sondern was weit schlimmer ist, sogar der Druck des äufsersten Mangels und Elends, die Springfeder des Geistes nicht haben lähmen können, durch deren Elasticität *Heyne* einer der eminentesten Männer der Nation geworden ist.

Der Vf. hebt es mit Recht als etwas eigenthümliches heraus, dass dieser nicht allein in seiner Wissenschaft selbst einen neuen Ton angegeben, sondern auch das Verhältniss derselben zu andern Wissenschaften und zu der ganzen Literatur verändert hat. Die sogenannte Philologie, die vormals selbst bey den bessern Gelehrten mehrentheils nur ein verständiges Sprachstudium war, ist in den neuesten Zeiten zu einer wahren Alterthumskunde, zu einem Studium der alten Völker, ihre Denkart und Sitten erhoben. Hieran hat *Heyne* grofsen Antheil. Die Entdeckungs-Reisen, die allgemeine Aufmerksamkeit auf die dadurch erweiterten geographischen, historischen und philosophischen Kenntnisse und Ideen, machten das Zeitalter empfänglich. *Heyne* trat von Seiten der Gelehrsamkeit hinzu, und eignete sich und ihr das an, was aus jenen Unternehmungen des politischen und den Kenntnissen des gemeinen Lebens, zur Beförderung richtiger Beurtheilung, gründlicher Einsicht, und eines bessern Geschmacks, dienen konnte. Und eben hiedurch erhielt die Philologie einen Einfluss auf andre Wissenschaften, der für den Geschmack in der Behandlungsart, und für ihre Beziehungen zu dem menschlichen Geiste im Ganzen, sehr vortheilhaft ausfiel.

Der Leser wünschte wohl, etwas mehr davon zu hören, wie diese Ansichten in *Heyne* entstanden sind. Wir erfahren nur, dass er in Leipzig, bey *Christ*, Vorlesungen über alte Kunst gehört, die seinen Sinn für diesen damals sehr vernachlässigten Zweig der Wissenschaften geweckt; und dass er bey *Ernesti* eine vernünftigere Interpretation kennen gelernt hat, als vorher üblich war. Dieses führt noch nicht weiter. Denn wie manche haben bey *Christ* und *Ernesti* Nützliches gelernt! Aber die nähern Veranlassungen zu der Entwickelung der Denkungsart, wodurch *Heyne* sich auszeichnet, könnte man nur etwa aus Papieren von

ihm

ihm selbst erfahren, wenn dergleichen aus der frühern Zeit sich noch fänden.

Die literarischen Streitigkeiten (wenn anders einseitige Angriffe für Streitigkeiten ausgegeben werden können) wodurch man den Ruhm des schon zu lange gepriesenen *Heyne* zu verkleinern gesucht hat, und die sich durch eine seltne Bitterkeit, Unbilligkeit und Grobheit auszeichnen, werden erwähnt: aber so wie sie es verdienen, sehr kurz. In der That, bey manchen Streitigkeiten der heutigen Philologen über die Metrik und Declamation einer längst ausgestorbnen Sprache, die kein Mensch mehr hören kann, fällt dem Leser *Lichtenbergs to bäh or not to bäh, that is the question*, ein: und wahrscheinlich werden *Heynes* Schriften und *Heerens* Lebensbeschreibung gelesen werden, wenn die Systeme des heutigen Tages über Prosodie, nach welchen man die griechischen Dichter zurecht schnitzelt, uud über die ideale Geographie, zu ihren Vorgängern versammelt sind.

Es würde überflüssig seyn, hier mehr vom Inhalte eines Buchs mitzutheilen, das jeder den das gegenwärtige Blatt interessirt, gelesen hat, oder lesen wird. Aber das Interesse, welches Rec. an dem vortrefflichen Manne selbst, an denen die mit ihm in genauer Verbindung gestanden haben, und an seinen öffentlichen Verhältnissen nimmt, machen es ihm gewissermafsen zur Pflicht, noch einiges hinzuzufügen, welches theils nicht in Hn. *Heerens* Gesichtspunkte lag, theils von ihm in seiner Lage nicht wohl gesagt werden konnte.

Zuvor mag indessen hier noch eine Bemerkung Platz finden, die sich dem Rec. aufgedrungen hat, da er die Antwort las, die *Ruhnken* auf den an ihn gelangten Antrag zu der Stelle eines Professors *eloquentiae* in Göttingen gab. *Warum man in der Fremde suche, was man im Vaterlande selbst habe?* Er und *Hemsterhuis* hatten in den ersten noch unvollkommenen Versuchen *Heynes* über den Tibullus und Epiktetus, einen Geist erkannt, der den Wissenschaften eine neue Richtung geben würde, und dessen Ruhm sich bald über ganz Europa verbreiten müsste. Wie viel Ehre macht diesen beiden Männern, ihren Einsichten, ihrer Beurtheilung, ihrem Chrakter, eine solche Empfehlung des aufkeimenden Genies, von dem sie ahndeten, dafs sie selbst bald dadurch verdunkelt werden würden. Wahrlich, wenn *Burmanns* Invectiven und kritische Zänkereyen in den Annalen der holländischen Philologie berühmt bleiben, weil in diesen Streitschriften doch wenigstens schöne Latinität zu lernen ist, so verdient jener Zug mit gröfserem Rechte einen Platz darin.

In der Unterhandlung über den ersten Ruf nach Göttingen kann die Genauigkeit und Sparsamkeit des Ministers in Ansehung der Bedingungen, auffallen. Aber man muss sich erinnern, dafs es im Jahre 1763, unmittelbar nach dem Frieden war, der einen Krieg beendigte, wodurch die hannöverischen Lande sehr hart mitgenommen, alle Kassen erschöpft, die Einflüsse derselben geschmälert waren. Nur durch eine weise Sparsamkeit, emsiges Aufsuchen aller Hülfsmittel, konnte dem Lande wieder aufgeholfen, und die Verwaltung in dem Geiste fortgesetzt werden, in dem vorher regiert war.

Georg der Dritte verabscheute, so wie sein Vorgänger, den Geist der Fiscalität, der den Charakter des Volks den Zwecken der Regierung aufopfert. Dieser Monarch wollte als ein guter Hausvater regieren: und hat so regiert, als wenn er von der Verwaltung seines angeerbten Gutes, seinem Lande Rechenschaft geben müsste. Seine Regierung seiner deutschen Länder hat sich durch eine unausgesetzte Beharrlichkeit in der Beobachtung wohlthätiger Grundsätze, gewissenhafte Pflege aller bestehenden öffentlichen Anstalten, und Schutz aller Privatbemühungen, mehr als durch glänzende Unternehmungen ausgezeichnet: und durch diese lange anhaltende Sorgfalt, ist sein Land während seiner Regierung von den Uebeln die der Krieg in dem er es verwickelt fand, ihm zugefügt hatten, geheilt, und zu einem hohen Grade des Wohlstandes gestiegen. Aber zu Anfange war eine bis zur Aengstlichkeit getriebene Oekonomie unvermeidlich. Der König und das Land hatten das seltne Glück, während dieser ersten schweren Jahre in Münchhausen einen Chef der Staatsverwaltung zu besitzen, der die Erhabenheit der Gesinnungen und der Zwecke, mit der Genauigkeit eines emsigen Haushalters, welche jenen so leicht nachtheilig wird, und mit einer richtigen Schätzung aller grofsen und kleinen Mittel verband.

Späterhin haben Münchhausen und seine Nachfolger, bey Gelegenheit der Anträge fremder Staatsmänner, dem um die Universität so hoch verdienten *Heyne*, Vermehrung seiner Einkünfte bewilligt, die sich jedoch zufolge der Nachrichten die das vorliegende Buch enthält, nie höher belaufen haben, als auf 1500 Rthlr. Besoldung, und mit Einschlufs aller aus öffentlichen Kassen erfolgten Einkünfte, 2000 Rthlr. jährlich. Dieses kann im Verhältnisse zu seinen Verdiensten und dem Umfange seiner Geschäfte, sehr mäfsig scheinen, wenn man es mit den Summen vergleicht, die ausgezeichneten Männern hin und wieder an andern Orten zugestanden, oder angeboten sind. Aber die Gelehrten, die mit gröfsern Gehalten berufen wurden, um eine oder andre Universität zu heben, kamen aus der Fremde. Ihre Berufung war eine Maafsregel, die auf die übrigen Verhältnisse keinen oder wenig Einfluss haben konnte. Göttingen war so glücklich, eine ansehnliche Zahl von Männern zu besitzen, die in andern Fächern, ähnlichen, vielleicht gleichen Ruhm erworben hatten. Wer hätte diese zufrieden stellen mögen, wenn sie einen aus ihrer Mitte, über alles Verhältnifs hinaus, begünstigt gesehen hätten? Alle Leidenschaften wären dadurch auf das höchste gereizt worden: und die Schilderung die Hr. *Heeren* von *Heyne* macht, wird den Rec. rechtfertigen, wenn er dreist versichert, *Heyne* selbst hätte jede anderweite Vermehrung

Digitized by Google

rung seines Gehalts mit Unwillen abgewiesen. Es würde ihn tief geschmerzt haben, seinen Vortheil auf Kosten seines gröfsern Interesse für das Wohl der Universität befördert zu sehen, welches verlangte, dafs er von jener Seite über alle Vorwürfe erhaben bliebe. Der Wunsch, in spätern Jahren einer höhern Einnahme durch ein Beneficium versichert zu werden, dessen Hr. *Heeren* (S. 379.) gedenkt, war natürlich: und es ward billig gefunden ihn zu gewähren. Die Bemühungen seiner Gönner wurden inzwischen dadurch vereitelt, dafs der König Georg III. den Gedanken gefafst hatte, jene Präbende gehöre für die Geistlichkeit. Es ist bekannt, wie fest dieser König an allen seinen Grundsätzen über öffentliche Angelegenheiten hieng; und wie tief in ihm alles gegründet war, was Beziehung auf den geistlichen Stand hatte. Ein Geistlicher, ein Mann von Verdiensten, und Vater einer zahlreichen Familie hat die gedachte Präbende erhalten.

Noch ein Umstand, der *Heyne's* Thätigkeit für die Universität so sehr begünstigte, seine nahe Verwandtschaft mit den Männern in Hannover, in deren Händen die Geschäfte derselben sich befanden, machten es noch unmöglicher, in pecuniärer Rücksicht mehr für ihn zu thun. Hätten andre auch noch das vorbringen können, dafs Schwiegervater und Schwager, ihm persönliche Vortheile, über das billig scheinende Verhältnifs zu andern Mitgliedern der Universität hinaus zuwendeten, so wäre ein falsches Licht auf sie alle gefallen. *Heyne* ward in wahrem Ernste unwillig, als ihm sein Schwager Brandes, den Titel eines Geheimen Justiz-Raths auswirkte, und konnte nur durch die Vorstellung beruhigt werden, dafs dieses nothwendig gewesen, um die Universität gegen die Landesbehörden, und die philosophische Facultät, zu der er gehörte, gegen die andern, in den Titeln, die nach dem damaligen Tone ungefähr bedeuteten, was in den spätern Zeiten, Ordensbänder, in gehörigem Verhältnifs zu erhalten. Sein edler Geist ward völlig befriedigt, durch das uneingeschränkte Zutrauen, welches das Curatorium in ihn setzte: durch den grofsen, und wegen der indirecten Folgen, über alle Beschreibung grofsen Einflufs, den man ihm verstattete; den er ganz vollkommen frey, nach eigner Einsicht, und nach seiner auf alles Gute, und nur auf das Gute gerichteten Neigung ausübte. Dieses war es, was ihn an Göttingen fesselte, und wodurch er dort das reinste Glück genossen hat, das es für ihn auf der Erde gab. Und deswegen war er auch der Regierung, die ihn durch ihr uneingeschränktes Zutrauen den Genufs dieses Glücks gewährte, recht von Herzen ergeben. Endlich mufs noch erinnert werden, dafs seine grofsen Bemühungen, die Universität, die ihm besonders empfohlnen Institute, seine Wissenschaft, zu heben, auf seine äufsern Umstände zurückwirkten; und dafs seine, wie andrer Göttingischen Lehrer, häusliche Lage, dadurch sehr ansehnlich gewann. Wenn man alles dieses erwägt, so wird man finden, dafs die administrative Klugheit der vorgesetzten Behörde hier nicht weniger Billigung verdient, als die bescheidne Mäfsigung dessen, den sie zu ihrem vertrauten Rathgeber erwählt hatte.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GÖRLITZ, b. Anton: *Friedrich Gotthelf Jäsrichs Selbstbiographie*, nebst einigen Geistesarbeiten desselben in Prosa und in Versen, entworfen in der Frohnfeste zu Mufskau, und herausgegeben von *Christian Gottlieb Laugner*, Archidiaconus und Wendischem Prediger daselbst. *Zweyte* Auflage. 1812. VIII u. 202 S. 8. (10 gr.)

Zwar gut gemeint, aber ziemlich unnatürlich und redselig ist der Predigtton in der Vorrede des Herausgebers, dem man es jedoch verzeihen kann, wenn er der deutschen Schreibart und des guten Geschmacks nicht ganz mächtig ist. Diese Fehler sind schon seltener in der allerdings merkwürdigen Lebensgeschichte des Inquisiten selbst, die er zum warnenden Beyspiel aufgestellt hat, und woraus man die Wahrheit auf's neue bestätigt sieht, wie sehr Spielsucht und schlechter Umgang in der Jugend nicht blofs zum Leichtsinne, sondern zu wirklichen Verbrechen verleiten können. Freylich wäre diese Erzählung, die manche sonderbare Umstände enthält, noch anziehender, wenn in ihr manche unnütze Weitschweifigkeit und leere Declamation vermieden wäre, die man aber ihrem, übrigens müfsigen, Vf. verzeihen mufs. Auch in der Communion-Andacht und der Prüfung vor dem Genusse des Abendmals wird man mehr die guten und frommen Gesinnungen, als die Einkleidung billigen. Von den beygefügten poetischen Versuchen, die sehr mittelmäfsig sind, enthält der *erste* Theil geistliche Lieder, und moralische Gedichte, denen in den beiden folgenden andere Verse vermischten Inhalts hinzugesetzt sind. Sie sind aber alle von keinem sonderlichen Werthe; und man wird auch hier Anlafs finden, das traurige Schicksal ihres Vfs. zu bedauern, und ihm in dieser Hinsicht manches, was an sich kein Verdienst hat, gern zu Gute halten.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

LITERATURGESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Röwer: *Chriſtian Gottlob Heyne*, biographiſch dargeſtellt von *Arn. Ludw. Heeren* u. ſ. w.

(*Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Die letztgedachten Umſtände führen auf die Verhältniſſe, wodurch *Heyne* ſo lange Zeit einen beyſpielloſen Einfluſs auf die Leitung der Angelegenheiten der Univerſität, und dadurch auf das wiſſenſchaftliche Intereſſe von ganz Deutſchland, und vielleicht noch mehr, gehabt hat. Die Nachrichten, die Hr. *Heeren* vom Hofrath *Brandes* mittheilt, ſind ſehr intereſſant. Sie machen mit einem Manne näher bekannt, der der literariſchen Welt durch ſeine Sammlungen und durch ſeine Proben von Kunſtkenntniſſen ſchon bekannt, und für ſie durch ſeinen Antheil an der Führung der Univerſitäts-Angelegenheiten ſehr wichtig iſt. Er hatte, wie Hr. *Heeren* erzählt, von ſeinen Studien in Leyden her, recht ſolide Kenntniſſe der alten Literatur mitgebracht, und ſein Geſchmack und ſeine Liebe dafür, mitten in allen Zerſtreuungen des Lebens in der groſsen Welt und in den Geſchäften, immer erhalten. Durch ſeinen Geſchäftsverſtand und ſeine Arbeitſamkeit hatte er bey dem Premierminiſter *von Münchhauſen* einen hohen Grad von Vertrauen erworben; und dieſer erkannte in ihm den Mann, dem er die Fürſorge für ſeine geliebte Tochter (wie Georg der Zweyte die Univerſität nannte) hinterlaſſen könne. *Münchhauſen* war in Hannover tief verehrt. Von wenigen Miniſtern mögen die ſie zunächſt umgebenden Geſchäftsmänner bey ihrem Tode in ſolchem Tone der Achtung und innigen Anhänglichkeit geſprochen haben, als der Hofrath *Brandes* hier von ſeinem Gönner ſchreibt. (S. 134.) Das Vertrauen, welches der Stifter der Univerſität in Jenen ſetzte, erhielt ſich unter den folgenden Curatoren, und ſie fühlte unter dieſer von *Heyne* und *Brandes* geleiteten Regierung den Verluſt ihres Vaters faſt gar nicht. Als aber der alte *Brandes* ſtarb, trat eine gefährliche Criſis ein. Hannover iſt überhaupt kein Terrain für Intrigue, und die Hannoveraner haben ſie eigentlich nie recht gekannt. Die Geradheit, welche reinen Geſinnungen ſo leicht wird, die pflichtmäſsige Sorge für den anvertrauten Geſchäftskreis, in welchen jeder zurückgewieſen ward, der in andre Angelegenheiten einzugreifen verſuchte, charakteriſiren die Verwaltung, die ſich allemal ſehr wohl dabey befand, ſo oft ein Fach dem rechten Manne in die Hände gefallen war. In jenem Augenblicke aber trat ein Mann auf, der weit ausſehende Plane hegte; die geiſtlichen Angelegenheiten des menſchlichen Geſchlechts, und durch dieſe vielleicht demnächſt auch weltliche zu revolutioniren dachte; und der ſich vortrefflich darauf verſtand, ſolche Zwecke zu verfolgen. Einer von den Gegenſtänden, auf welche *Koppe* ſein Augenmerk vorzüglich richtete, war die Univerſität, die in groſse Gefahr gerieth, in einen Schwindel der Reformen hinein gezogen zu werden. Von Göttingen aus wurden ſeine Bemühungen von *Spittler*, und vielleicht von Andern, weit mehr unterſtützt, als Hr. *Heeren* zugeben will. Gelangen dieſe Bemühungen, ſo war es um den ganzen Einfluſs geſchehen, den *Heyne* auf die Univerſität bis dahin gehabt und auf eine ſo wohlthätige Art gebraucht hatte. Auch ohne das hätte *Heyne* die Leitung der Sachen nicht in dem Maaſse in Händen behalten können, wenn ihm nicht der Nachfolger des alten *Brandes* zu Hülfe gekommen wäre. Für dieſen war es, zumal anfangs, eine ſchwere Aufgabe. Die Curatel war nach und nach an verſchiedne Miniſter übergegangen. Das Vertrauen, das *Brandes* der Vater, als alter Mann, durch eine lange Reihe von Jahren erworben hatte, muſste der Sohn ſofort erobern, um ſich in Beſitz zu ſetzen; und es war die ganze Kraft des Geiſtes, die Stärke des Willens, in Verbindung mit der Gewandtheit des Verſtandes, die den jüngern *Brandes* auszeichneten, erforderlich, um den Platz zu behaupten. Dieſes hat er durch die Unbefangenheit ſeines Geiſtes vermocht: und es gereicht dem Charakter derer, die dieſes Vertrauen zu ihm faſsten, zur Ehre, daſs ſie es ihm ſchenkten und dabey beharreten.

Es war noch nicht genug, die Stelle einzunehmen, die ſein Vater mit ſo vielem Ruhm ausgefüllt hatte. In ihr muſste jetzt etwas ganz Anderes geleiſtet werden, als vormals. Der Verlauf vieler Jahre führt allemal nach und nach groſse Veränderungen herbey, wenn ſie gleich oft eine Zeit lang unmerklich bleiben. Mehrere groſse und kleine Regenten in Deutſchland waren auf die gelehrten Anſtalten aufmerkſam geworden. Durch ihre Rivalität ſtiegen die Forderungen der Gelehrten. Bey den unruhigen Bewegungen in der Literatur war eine groſse Feſtigkeit der Geſinnungen nöthig, um auf dem rechten Wege zu bleiben. Die Zeit des Revolutionirens trat ein, in den Wiſſenſchaften, wie in der politiſchen Welt. Es ward ein richtiges ſcharfes Urtheil erfordert, nicht eben über jedes einzelne neue metaphyſiſche, mediciniſche, theologiſche Syſtem; aber über die Menſchen, die dergleichen betrieben, und über, ihre

Digitized by Google

ihre Wirkung in der Welt: ein gegen Zudringlichkeiten der Schmeichler, wie gegen den Terrorismus der Sectenhäupter gestählter Charakter.

Die Wahl anzustellender und beyzubehaltender Lehrer fand nicht allein immer gröfsere Schwierigkeiten, je unsicherer und leidenschaftlicher die öffentliche Stimme ward; auf der Universität selbst konnte alles auch nicht so gemächlich fortgehen, als von *Münchhausen's* Tode bis zu dem Tode des alten *Brandes* (von 1770 bis 1791.). Unter den jetzt eingetretenen Umständen mufste mehr regiert werden; und das konnte nur von Hannover aus geschehen. Der Rath dessen, der am Orte selbst sahe und prüfte, war unentbehrlich: aber die Maafsregeln, die in Beziehung auf die Verhältnisse in der höhern Region nöthig waren, mufsten vom Sitze der Regierung ausgehen: und auch die innern Verhältnisse erscheinen oft in einiger Entfernung vollständiger und deutlicher.

Von dem, was *Brandes* der Sohn in dieser Absicht geleistet hat, finden sich nur wenige Spuren in seinem an sich sehr schätzbaren Buche: *über den Zustand der Universität Göttingen.* (Göttingen 1802.) Dieses Buch mufs in Beziehung auf die Absichten und die Verhältnisse des Verfassers beurtheilt werden. Man kann es nicht mit andern Schriften über denselben und verwandte Gegenstände vergleichen. In dem *Raisonnement über die protestantischen Universitäten* des Ritter *Michaelis* spricht ein geistvoller erfahrner Mann, mit der Freyheit eines unabhängigen Gelehrten, über die Bedürfnisse der Lehranstalten, und mitunter über die delicatesten Verhältnisse, die der Regierung derselben oft die gröfsesten Schwierigkeiten erregen. Auch *Meiners* hatte bey der Bekanntmachung seines Buchs über die Universitäten, das so viele schätzbare Beobachtungen enthält, einen freyeren Standpunkt. Obschon er, als beständiger Assessor der Universitätsdeputation, näher mit dem Curatorio verbunden war, als *Michaelis*, so brauchte er dennoch in seiner unabhängigen Lage als berühmter Gelehrter, — *o fortunatos nimium, sua si bona norint!* — wenig Rücksichten zu beobachten. *Brandes* wollte dem Könige, dem Ministerio, den Curatoren, dem ganzen Publico, eine Darstellung vorlegen, von allem, was unter dem mächtigen und erleuchteten Schutze des erhabnen Regenten, durch die Sorgfalt und weise Haushaltung der Curatoren, mit beschränkten Hülfsmitteln, zu Stande gebracht war. Die Resultate seiner Bemühungen legte er dar. Die Grundsätze, nach denen er gehandelt; die Schwierigkeiten, die er zu überwinden gehabt hatte; die Mittel sie zu besiegen, — waren lauter Geheimnisse seines Berufs, der durch die leiseste Andeutung schon gefährdet worden wäre. Hätte denn irgend einer von denen, die grofse Dinge in der Welt leisteten, und beschrieben haben, was sie gethan, die Erzählung, während des geschäftigen Lebens selbst, bekannt machen dürfen?

Brandes sollte, wollte und mufste die Universität regieren: er fühlte sich zum Regieren geboren. Eben dazu war *Heyne* geboren und berufen. So grofs die Harmonie unter ihnen gewesen ist, so mögen solche Köpfe doch wohl manchesmal hart an einander gestofsen haben: und wie Hr. *Heeren* bemerkt, war *Heyne* eben so wenig geneigt, im handelnden Leben Unrecht einzugestehen und zurückzugehen, als *Brandes*. Wohl mögen sie also hart an einander gestofsen haben, so wie Männern von solcher Kraft eigen ist. Aber das gemeine Wesen hat nie darunter gelitten; und was jene Männer recht charakterisirt: es ist nie bemerkt. Wer da im einzelnen Falle nachgegeben hat; wie sie es ausgeglichen haben; das ist gleichgültig. Jeder achtete im Andern den ihm gleichen Geist; und wie *Heyne* seinen Schwager geliebt hat, davon mag seine *Memoria* zeugen, die am 23. Junius 1810. in der Societät der Wissenschaften verlesen, und in den Commentarien derselben gedruckt ist; und der rührende Aufsatz der Frau Geheimen Justizräthin *Heyne*, den Hr. *Heeren* S. 455. mittheilt; dessen Schlufs er, seiner Verhältnisse wegen, im Buche nicht hat abdrucken lassen dürfen; den Rec. aber sich gedrungen fühlt, hier hinzuzufügen.

„Wir sprachen", heifst es, „noch Manches über die letzten Schicksale dieser ihm so theuren Georgia Augusta. Oft denke ich, sagte er, dein Bruder und ich sind die letzten Römer gewesen. Wer wird sich nach uns so für diese Zierde Europens interessiren? so unermüdet für ihr Bestes arbeiten? und wird sie ohne diese Liebe, diesen Eifer bestehen können?"

Rec. hat den Charakter und die öffentliche Wirksamkeit des Geheimen Cabinets-Rath *Brandes*, eines Mannes, den sein Vaterland in diesem Augenblick sehnsuchtsvoll zurückwünscht, in diesen Blättern (1810. Nr. 173—175.), der Gerechtigkeit, der Vaterlandsliebe und der Freundschaft zu Ehren, dargestellt. Die Hoheit des Geistes und der Gesinnung, deren auch Hr. *Heeren* gedenkt, waren ihm angeboren, und im Umgange mit der Welt, durch die innere Kraft und Tüchtigkeit seiner Seele ausgebildet; nicht aus dem Umgange mit der vornehmen Welt geschöpft, worin man sie leichter verliert als erwirbt. Da Hr. *Heeren* das Verhältnifs mit *Burke* erwähnt, so ist es vielleicht nicht unschicklich, hier noch etwas mehr darüber zu sagen. Im Jahre 1785, als der Geheime Cabinets-Rath *Brandes*, damals ein junger Mann von 26 Jahren, sich ein halbes Jahr lang in London aufhielt, war *Burke* als eines der thätigsten Mitglieder der damaligen, so eben aus dem Ministerio verdrängten Oppositions-Partey bey Hofe sehr verhafst. Rec. hat das Wesentlichste dieser Verhältnisse, eine der wichtigsten Begebenheiten der neuern Geschichte, für jeden, der diese aus einem moralischen Gesichtspunkte ansieht, in seiner Beurtheilung eines posthumen Werkes von *Fox*, dargestellt. (A. L. Z. 1812. Nr. 271—274.) Ein hannoverischer Staatsdiener durfte nicht wagen, eine Verbindung mit Männern von jener Partey zu suchen. Es war fast unmöglich, einen Weg dazu zu finden. *Brandes*, dem seine Kenntnifs der englischen Politik das lebhafteste Interesse für den grofsen und edeln Mann eingeflöfst hatte, konnte sich die Befriedigung, ihn zu sehen, nicht versagen, und schrieb ihm, ohne

wei-

Digitized by Google

weitere Einleitung oder Vermittlung. *Burke* erlaubte dem Fremden einen Befuch, und fand in dieſer erſten Unterredung einen ſolchen Reichthum von Kenntniſs brittiſcher und deutſcher Angelegenheiten, ſolche Beurtheilung, ſolche Geſinnungen, daſs ein fortgeſetzter Umgang entſtand, der, ohne eben gefliſſentlich verborgen zu werden, doch nicht laut angekündigt werden durfte. Sie blieben in Briefwechſel, und im Jahre 1788, als die erwartete Regierungsveränderung die Ausſicht zu einem Miniſterial-Wechſel erregte, bey welchem *Burke* wieder Mitglied des Cabinets geworden wäre, wünſchte er auf dieſen Fall, ſeinen deutſchen Freund für die Leitung der auswärtigen Geſchäfte zu benutzen, welcher ſchon damals die ſchreckliche Criſis von ferne drohete, die bald darauf eingetreten iſt.

Von der Correſpondenz, die *Heyne* mit ſeinem Schwiegervater und Schwager, und durch ihre Vermittlung mit dem Curatorio geführt hat, läſe man gern wenigſtens einen Theil. *Heyne's* Briefe ſind, nach Hrn. *Heeren's* Verſicherung, in Hannover vernichtet: aber die Antworten allein würden ſchon für Leſer, die, wie *Galiani* ſagt, auch das ſehen, was zwiſchen den Zeilen ſteht, ſehr lehrreich ſeyn. Manches in ihnen möchte wohl unbedeutend ſcheinen: aber man würde dadurch eine lebendige Anſicht davon erhalten, worin die ungemeine Geſchäftigkeit beſtanden hat, in welcher *Heyne* von Hrn. *Heeren* dargeſtellt wird. Seine Aufmerkſamkeit war auf alles gerichtet, was die innern Angelegenheiten und die äuſsern Verhältniſſe der Akademie anging. Ueber alles, was dahin gehörte, ward er befragt; und er war der Mann, der über alles ein zuverläſſiges Gutachten abſtatten konnte. Er war weit entfernt von der Anmaaſsung mancher Männer, die in der Literatur-Geſchichte unter der eignen Rubrik: Polyhiſtoren, aufgeführt werden, und die alles einzuſehen glaubten, weil ſie alles wuſsten: er hat über keinen ſeiner eignen Wiſſenſchaft fremden Gegenſtand etwas geſchrieben: aber er beſaſs treffliche Einſichten in das Weſen aller einzelnen Zweige der menſchlichen Erkenntniſs. Er überſahe ihren Zuſammenhang, ihren Einfluſs auf einander: und weil er die Menſchen eben ſo gut kannte, als die Wiſſenſchaften, ſo war ſein Urtheil über die Mittel, dieſe zu befördern, Bemühungen zu erwecken und zu leiten, ſo zuverläſſig und ſo ſchätzbar für eine Regierung, die ſich die Sache der Gelehrſamkeit und der Aufklärung ſo angelegen ſeyn lieſs, als der König *Georg der Dritte*, als *Münchhauſen* und ſeine Nachfolger. Durch *Heyne's* Bemühungen ward jedem andern Lehrer ein Wirkungskreis eröffnet, in welchem ſeine Kräfte für das Beſte der Nation und für die Ehre der Univerſität ſich frey entwickeln konnten. Aber ſeine unaufhörliche Sorgfalt für die Mittel, deren ſie bedurften, und Aufmerkſamkeit auf die Verhältniſſe unter ihnen ſelbſt, die ihre Arbeiten ſtören konnten, muſste für ſie wachen. So weit reichte ſein Verſtand, ſeine Unerſchrockenheit den Vorgeſetzten die Wahrheit zu ſagen, ſeine reine Erhabenheit des Charakters. Aber ſein Intereſſe für die Univerſität forderte noch mehr. Wer Geſchäfte kennt und die Menſchen, weiſs, daſs die Ideen nur die Hälfte leiſten, und daſs derjenige, der etwas Groſses realiſirt ſehen will, ſelbſt die Ausführung leiten muſs. Auf Mitwirkung von Männern von Kopf kann man ſelten viel rechnen: Denn dieſe wollen nach ihrem eignen Willen thätig ſeyn, ſchaffen ſich ihren Kreis, und überlaſſen alles, was ein Anderer beginnt, ſeinen Bemühungen um ſo viel ruhiger, je mehr Vertrauen ſie in ſeine Fähigkeiten ſetzen. Auf ihm laſtete alſo das zeitfreſſende Detail vieler Sachen, in welchen der gute Wille mancher ihm herzlich ergebenen treuen Gehülfen ihm doch nicht die Bemühung erſparen konnte, ſelbſt von Allem Kenntniſs zu nehmen.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

GESCHICHTE.

HEIDELBERG, in Comm. b. Mohr und Zimmer: *Beyträge zur Vaterlandsgeſchichte*; von *Julius Lampadius*. 1811. 243 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Der ſehr unbeſtimmte Titel ſollte heiſsen: Beyträge zur *Badiſchen Geſchichte:* denn nur damit beſchäftigt ſich dieſe Schrift, und zwar in folgenden Abhandlungen. I. *Denkmale von Veränderungen des Rheinlaufs.* Enthält manche aus guten Quellen geſchöpfte Nachrichten von dem Laufe, welchen dieſer Strom ſeit den älteſten Zeiten bey Breiſach, Kehl, Kloſter Hohnau, Rhinau, Arnulfsau, Selz, Neuburg und Germersheim genommen hat. Bey der letztern Stadt nahm der Rhein im 14ten Jahrhundert eine ſolche Richtung, daſs die Lage derſelben von Tage zu Tage bedenklicher wurde; weswegen Pfalzgraf Ruprecht II. für nöthig fand, dem Fluſſe, zur Rettung der Stadt, ein neues Bett zu verſchaffen, und das alte verſchütten zu laſſen. II. *Zur Geſchichte der Rhein-Goldwäſcherey im 18ten Jahrhundert.* Zuvörderſt bemerkt der Vf. die Goldführenden Gewäſſer, unter welchen der Rhein die vorzüglichſte Stelle behauptet, und giebt ſodann eine leſenswürdige Beſchreibung von der Behandlung, wodurch das Rheingold gewonnen wird, und von den Anſtalten, die man für die Goldwäſche in Baden getroffen hat. Eben ſo intereſſant ſind die Nachrichten über den Ertrag, Gehalt und Verwendung des Rheingoldes. In den Jahren 1804 bis 1807 wurden in Baden-Baden 328 Kronen 19 Gr. und in Baden-Durlach 902 Kronen 57 Gr. gewonnen. — III. *Neptun, der Ettlinger Abgott.* Dieſes römiſche Monument wurde 1480 unweit der Ruinen des Schloſſes Fürſtenzell, von einem Ettlinger Bürger entdeckt und in der Stadt aufbewahret, wo daſſelbe noch jetzt ſeinen Platz behauptet. IV. *Ein Badiſcher lutheriſcher Biſchof.* Ein Beytrag zur Badiſchen Reformations-Geſchichte. Marggraf Ernſt hatte zwar im J. 1556 beſchloſſen, in ſeinen Landen einen lutheriſchen biſchöflichen Stuhl zu errichten; es muſste aber, wegen unüberſteiglicher Hinderniſſe, unterbleiben. V. *Die böſen Weiber im Amt Frauen-*

Digitized by Google

Frauenalb. Enthält einige Actenstücke aus dem 16ten Jahrhundert über Verbrennung einiger der Hexerey verdächtigen Weiber. VI. *Die Russen in Grezingen;* 1733. VII. *Proben aus einer genealogischen Geschichte des freyherrlichen Geschlechts von Gemmingen;* in kurzen Charakteristiken von 12 Rittern und 2 Frauen von Gemmingen, die im 15ten und 16ten Jahrhundert lebten. VIII. *Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Badischer Fürsten.* Am interessantesten sind die Nachrichten, die der Vf. von den Regenten-Handlungen des Marggrafen Karls III. mittheilt, der während seiner Regierung vom J. 1709 bis 1738 sich als Vater seiner Unterthanen, als Beschützer der Musen, als Erbauer von Karlsruh, als Stifter des Hausordens der Treue und durch andere gute Anstalten sehr vortheilhaft auszeichnet. IX. *Erziehung des Prinzen Ludwig von Baden-Baden.* Unter dieser Rubrik findet man weiter nichts, als zwey Instructionen seines Vaters, des, als Erbprinz im J. 1669 verstorbenen, Ferdinand Maximilian, über die Art, wie man bey seiner Erziehung verfahren solle. X. *Kriegsübel in Offenburg am Ende des 17ten Jahrhunderts.* Der Schaden, den diese Stadt von 1688 an bis 1696 durch die Franzosen erlitten hatte, belief sich auf 1,169,691 (Thaler oder Gulden?). XI. *Nachrichten über einige Breisgauische Dichter des Mittelalters.* XII. *Merkwürdiger Brief einer Badischen Fürstin*, der Markgräfin Catharina an ihren Sohn Christoph. Ein Beytrag zur Charakteristik des 15ten Jahrhunderts. XIII. *Vasallen-Trutz.* Dieser Aufsatz hat für die Badische Geschichte wenig Interesse; er enthält blos die Erzählung einer Mifshelligkeit, die im 14ten Jahrh. zwischen dem Marggrafen Bernhard I. und dem Ritter Heinrich von Tiefenau entstanden war. XIV. *Die Burg Zähringen.* Nach einer kurzen Bemerknng der vorzüglichsten Schicksale, die dieses Schlofs im Mittelalter betroffen haben, beschreibt der Vf. den jetzigen Zustand der Ruinen desselben, welche man auf dem Titelkupfer abgebildet sieht. XV. *Leben des Franz Friedlieb, genannt Irenikus aus Ettlingen.* Ein dankeswerther Beytrag zur Gelehrten-Geschichte Badens, worin sich der Vf. über das politische Leben des *Irenikus* und über dessen Schriften ausführlich verbreitet. Zum Grunde liegt die *vita Irenici*, welche der dritten Ausgabe seiner *Exegesis Germania* voran stehet. XVI. *Catalogus Abbatum, portae coeli, vulgo Tennenbach, ord. cisterc.* vom J. 1158 bis 1803.

MATHEMATIK.

FREYBURG u. CONSTANZ, in d. Herder. Buchh.: *Tabellen zum Gebrauche bey Höhenmessungen mit dem Barometer*, womit man ohne Logarithmen die Höhen aus den beobachteten Barometerständen berechnen kann. (Von *M. von Lori*, k. baier. Hofrath und Landgeometer zu Straubing.) 1811. 30 S. gr. 8. (4 gr.)

Hr. Prof. *Schultes* in Krakau hatte in den allg. geogr. Ephem. den Wunsch geäufsert, „dafs irgend ein Mathematiker Tafeln berechnen möchte, nach welchen man für jeden Stand des Barometers von $\frac{1}{4}$ zu $\frac{1}{4}$ Linien, nach den verschiedenen Graden der Temperatur, von — 20 bis + 30° Réaum. die Höhe des beobachteten Ortes über der Meeresfläche finden könnte, da es unmöglich sey, dafs ein Reisender unter seinem gewöhnlichen schon zahlreichen Apparat auch eine logarithmische Tafel mitschleppe, um Höhen an Ort und Stelle, was oft wichtig sey, — berechnen zu können." — Späterhin geschah daselbst die Ankündigung, dafs der Bergcomm. *Rosenthal* sich dieser Arbeit unterzogen habe, wovon indefs dem Rec. nichts zu Gesichte gekommen ist. Eine solche Arbeit hält unser Vf. für schwierig, weil nach *Schultes* Plan über 15,000 Rechnungen erforderlich seyn würden, die 720 Druckseiten einnähmen. Der Rec. mufs aber hiebey bemerken, dafs ihm die Temperaturgrenzen von — 20° bis + 30° viel zu weit ausgedehnt scheinen, und dafs sie von — 10 bis + 20 überflüfsig hinreichen. — Der Vf. bemerkt übrigens selbst, dafs ein solcher Band noch viel beschwerlicher mitzunehmen seyn würde, als einer mit logarithm. Tafeln, die man jetzt in der Gröfse eines Taschen-Kalenders haben kann. Die Arbeit wurde indessen doch von des Vfs. Sohn angefangen, aber durch den Krieg unterbrochen. Der Vf. sann deshalb auf eine andere Methode, und bediente sich dabey der Formel, die *Mayer* in seiner prakt. Geom. 2r Th. S. 376. anführt. Den Anfang des Barometerstandes nahm er von 250 Linien. Die Leichtigkeit seiner Berechnung zeigt der Vf. an einem Beyspiele, wozu er eben das wählt, was *Mayer* a. a. O. mit Logarithmen berechnet hat. Es ist bey demselben der Stand am Fufse des Berges 27″ 8‴ = 332‴; auf dem Gipfel 26″ 4‴ = 316‴. Sucht man diese beiden Stände unter ihrer Rubrik, so findet sich bey 332 die Zahl 1231981, und bey 316 die Zahl 1017471, wovon die Differenz 214510 ist. Nach Abschneidung der 3 letzten Ziffern erhält man 214 Toif. $\frac{510}{1000}$, welches die logarithmische Rechnung auch giebt. Bey der Verbesserung wegen Einwirkung der Temperatur auf das Queckfilber in der Barometerröhre, wird der Normalpunct mit *de Luc* auf 16¼ Gr. Réaum. gesetzt, und die Veränderung von 0 bis 80°; wo sie 5‴, 5 nach der gemeinen Bestimmnng ist, angenommen. Die Berechnung selbst geschieht nach einer hierzu angegebenen Formel. Die erste Tab. enthält nun in der ersten Spalte den Barometerstand, die 2te die Höhe des Orts; fängt, wie oben erwähnt worden, mit 20″ 10‴ = 250‴ an, und geht von Zehntel zu Zehntel-Linien bis auf 28″ 5‴ = 341‴, als den ungefähren Barometerstand am Ufer des Meeres. Es folgen auch noch Nachtragstabellen. Indem nämlich die vorerwähnten Tafeln nur für Höhen von 1348 Toisen über der Meeresfläche zureichen, so hat der Vf. noch andere für gröfsere Höhen mitgetheilt. Sie fangen mit 210‴ Barometerstand an, und schliefsen mit obigen 250‴. Auch hier sind Beyspiele zur Erläuterung angeführt, und mit der logarithmischen Operation verglichen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

LITERATURGESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Röwer: *Christian Gottlob Heyne.* Biographisch dargestellt von *Arn. Herm. Ludw. Heeren* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die heftigste Katastrophe in *Heynes* Leben trat ein, als alle diese Verhältnisse im Jahre 1807 zerrissen wurden, da der Theil des hannöverischen Landes, worin Göttingen liegt, vom Eroberer zum Königreiche Westphalen geschlagen wurden. Diese freche Gewaltthätigkeit, über ein im Kriege erobertes Land definitiv zu verfügen, es willkürlich einer neu geschaffenen Regierung zu übergeben, alle innern Verhältnisse zu zerreissen und zu vernichten, neue Verfassung, Verwaltung, und andre Gesetze einzuführen, ehe noch ein Friedensschluss die Befugniss zu einer solchen Disposition eingeräumt hatte, musste eine unheilbare Feindschaft mit dem Regenten einer mächtigen und nicht überwundnen Nation, dem die eroberten Provinzen angehörten, nach sich ziehn. Die Verhältnisse in denen der Vf. dieser Zeilen sich damals befand, gaben ihm den Beruf, der intendirten Trennung der Provinzen Göttingen und Grubenhagen vom hannöverischen Lande entgegen zu wirken, wenn diess möglich gewesen wäre. Aber wer hätte es wagen dürfen, dem, der sich Herr der Welt und Stellvertreter des Schicksals zu seyn wähnte, solche Dinge vortragen zu lassen? Es war eben die Absicht des Herrn von Frankreich, sich selbst die Versöhnung unmöglich zu machen, und der Welt anzukündigen dass sie dieses sey. Der Ruin der Universität, der damals besorgt ward, ist glücklich abgewandt. Es ist für sie vortheilhafter gewesen, im Jahre 1807 zu dem Königreiche Westphalen gezogen zu werden, als mit dem übrigen hannöverischen Lande unter einer feindlichen Administration zu bleiben, die von Tage zu Tage drückender, und erst alsdann aufgelöst ward, da durch sie nichts mehr herauszupressen, und durch die Domänen-Verschenkungen alles vollzogen war, wodurch man das Land auf ewig zu vernichten dachte. Sey es die hohe Achtung bey allen wissenschaftlich gebildeten Franzosen, und der erklärte Wille Napoleons, das Institut zu schützen, welches die Verehrung von ganz Europa genoss, wie der Armee selbst so gut bekannt war, dass Rec. mehrere male von den Generalen, die den Kaiser umgaben, angeredet ist, *votre pays est fameux, Gottingue est le premier Institut literaire de l'Europe;* auf welches das nachtheilige Urtheil nicht anwendbar war, welches Napoleon mit Recht von einem grossen Theile der deutschen Literatur fällete: oder es sey, dass die Eitelkeit der neuen Herrschaft zu Cassel den Vorwurf scheuete, sie lasse verfallen, was unter der hannöverischen Regierung geblüht hatte: genug, für die Georg-Augustus Universität ward gesorgt, wie für nichts andres. Aber die Geschichte der Staaten, der menschlichen Cultur, der Wissenschaften, der Künste, die Beobachtung des geselligen Lebens, alles beweiset, dass die Angelegenheiten des Geistes, nur durch den Geist selbst leben und gedeihen: dass dieser auch mit schlechten Werkzeugen etwas Grosses leistet, wo er von der Liebe zur Sache und innerm Berufe getrieben wird; dass aber aller Aufwand für äussere Hülfsmittel für sich allein nichts vermag, und der Thätigkeit, die er anfangs belebte, sogar gefährlich wird, indem der Trieb zur Erkenntniss unter dem Reichthume von Hülfsmitteln erliegt.

Was diese Regierung geben konnte, hat sie gegeben: das ist, Geld. Aber die Akademie musste sich in das eiserne System fügen, das den Staat, dem sie für den Augenblick angehörte, so wie alle aus der französischen Revolution hervorgegangne Staaten erdrückte, und von dem ihre Regierungen selbst gefesselt wurden. Die Universität hatte unter einem Curator gestanden, der Mitglied des Staats-Ministerii war. Im Namen dieser höchsten Landesbehörde ergiengen alle Verfügungen an sie: und der anständige Ton der in allen inländischen Verhandlungen des hannöverischen Ministerii von jeher geherrscht hat, ehrte diejenigen, an welche die Befehle ergiengen, eben so sehr als die, welche sie erliessen. Mit welcher feinen Schonung Brandes, der Referent in Universitäts-Sachen, die Persönlichkeit aller Mitglieder des Instituts behandelte; wie viel Rücksicht er auf jedes dort blühende oder aufkeimende Talent, jedes sich entwickelnde Verdienst nahm; davon sind alle, von seiner Zeit her noch lebende, Zeugen. Wenn ihm je einer etwas übel genommen hat, so konnte es nur die Aufmerksamkeit seyn, die er einem andern bewies, und die jener für sich allein verlangte. Jetzt aber ward Göttingen mit allen andern hohen und niedern Lehranstalten, einer Generaldirection untergeben. Zuerst versahe sie ein grosser Gelehrter, und trefflicher Denker, der *Heyne's* ganzen Werth zu schätzen wusste, und ihm mit der Liebe zugethan war, die in einem solchen Geiste gar nicht fehlen konnte. Als aber der edelgesinnte und gefühlvolle *Johannes Müller* sich in einem Berufe, der seiner natürlichen Bestimmung nicht angemessen war, todt geärgert hatte, fiel die Direction der Universität in andre

andre Hände. Es entſtanden Miſsverhältniſſe die *Heyne* zunächſt trafen, von deſſen wohlthätigem aber läſtigem Einfluſſe man ſich gern losgemacht hätte. Nicht jeder verſteht es ſo wie Brandes, das was man ſich ſelbſt ſchuldig zu ſeyn glaubt, mit der Achtung gegen Verdienſt und Genie zu vereinigen. In dem achtzigjährigen *Heyne* mag es bittre Empfindungen erregt haben, als er die Auflöſung ſo vieler von ihm ſorgfältig angeknüpften und unterhaltnen nützlichen Verbindungen voraus ſah. Es fiel zwar anders aus, als manche dachten. Es iſt nicht ſo leicht, ſich von einem Manne loszumachen, der alle Fäden eines künſtlichen Gewebes in der Hand hält; wenn man nicht die Abſicht hat, dieſes zu zerſtören. Sehr bald hat man gefühlt, es ſey unvermeidlich, ihm einen Theil wenigſtens, des vormaligen Einfluſſes zu geſtatten. Aus dem Geſchäfte welches ganz eigentlich dem Profeſſor *eloquentiae* zukommt, ward er indeſſen verdrängt. Gelegenheits-Schriften haben gewöhnlich nur ein Intereſſe des Augenblicks. Die Anſchläge, Ankündigungen, Programme, wie man ſie zu nennen pflegt, welche nach dem alten Herkommen der Univerſitäten, bey allen feyerlichen Gelegenheiten erſcheinen, ſind mehrentheils nur als Proben lateiniſcher Beredſamkeit merkwürdig. *Heyne* wuſste ihnen einen bleibenden Werth zu geben, indem er die hervorſtechendſten Begebenheiten und Verhältniſſe des Tages, durch Vergleichung mit dem was ſeine ausgebreitete Kenntniſs aller Zeiten und Schriftſteller darbot, in den Geſichtspunkt ſtellte, der ſeinen Zeitgenoſſen der lehrreichſte war. Seine edle Freymüthigkeit machte alles höchſt anziehend, was aus ſeiner Feder kam. Aber es giebt Zeiten, in denen auch die anſtändigſte Freymüthigkeit nicht geduldet wird. Unter der hannöveriſchen Regierung durfte *Heyne* frey ſchreiben, weil er nichts zu ſagen hatte, wodurch ſie beleidigt werden konnte. Die Regierungen hingegen, die in Bemerkungen über die Verhältniſſe der Völker zu ihren Regenten, über die Maximen dieſer, und die Neigungen der Groſsen, allenthalben Anſpielungen auf ſich ſelbſt beſorgen müſſen, ſind nicht einmal mit dem beſcheidnen Schweigen zufrieden. Mit Schmeicheleyen muſs von ihnen Schonung erkauft werden. — Das Geſchäft der öffentlichen Verkündigungen ward *Heyne* abgenommen.

In vielen Geſchichtbüchern iſt zu leſen, wie hochverdiente Männer mit äuſsern Ehrenbezeugungen überhäuft werden, indem man ihre Macht Gutes zu wirken, lähmt. Sie ſollen nicht über Zurückſetzung klagen dürfen: die Welt ſoll nicht klagen, daſs man ihr die Stütze wohlgeſinnter Menſchen, und fruchtbringender Anſtalten entziehe. Man will vielmehr den Ruhm, das Verdienſt geehrt und belohnt zu haben, mit der Befriedigung aller eignen Leidenſchaften verbinden. *Heyne* erhielt die Decoration des Ordens der weſtphäliſchen Krone. Er kündigte dieſe, wie er ſagte, nicht ihm, ſondern der Univerſität widerfahrne Auszeichnung, in dem 57ſten Stück der Göttingiſchen Anzeigen des Jahres 1810 auf eine Art an, darin ſich das edle Gefühl eignen Werthes, ohne alle affectirte Geringſchätzung äuſsrer Ehre, ohne unwürdige Schmeicheley äuſsert: und das mit eben der Unbefangenheit, mit welcher er, wie Hr. *Heeren* erzählt, in engliſchen öffentlichen Blättern die Nachricht ſeines auswärtigen Ruhms mit Verwunderung las. Hier iſt weder ein Plato, der auf ſeidne Teppiche ſtolz iſt, noch ein Diogenes, der eitler als Plato, den Stolz des Plato mit Füſsen tritt.

Uebrigens war auch das weſtphäliſche Adminiſtrations-Syſtem eingeführt: und die Einrichtungen deſſelben trafen wieder *Heyne* mehr als irgend ein andres Mitglied der Akademie: da ihm die Sorge für mehrere öffentliche Inſtitute oblag. Was für Rückſicht nimmt ein Präfect, der mit Allgewalt, aber unter der ſtrengſten Verantwortlichkeit, aufgeſtellt iſt, die vorgeſchriebnen Formen der Verwaltung zu handhaben, und der dieſer Verantwortlichkeit nur dadurch entgeht, daſs er die gröſste wie die kleinſte Angelegenheit nach der vorgeſchriebnen Form beſorgen läſst: was für Rückſicht nimmt der auf perſönliches Verdienſt und dadurch erworbne Achtung! Er kennt nur Behörden, und Figuren die ſie ausfüllen.

Heyne hat das Vergnügen gehabt, einen koſtbaren Bibliothekbau vollendet zu ſehen, und wenn man weifs, welche Sorgfalt er an dieſe Bibliothek gewandt hatte, ſo wird man ſich leicht ſagen, wie viel Freude ihm der Anblick gewährt haben mag. Aber er hat ſich davon unmöglich blenden laſſen können. Prächtige Bibliothek-Säle, Bau des Obſervatorium, Geſchenke von zuſammengeraubten Büchern; höchſt ſelbſt eingeſammelte Raritäten aus Weſt-Indien: — es iſt alles vergeblich. Wie kann eine Univerſität beſtehn, deren Curator auf einen tüchtigen Lehrer Verzicht leiſten muſs, weil er dieſem die verlangte Conſcriptions-Freyheit für ein Paar den Wiſſenſchaften gewidmete Söhne nicht auszuwirken vermag. Das machen keine Ritter-Ornate *Ventre de biche* mit antiken Parazonium wieder gut. Hinunter in den Abgrund, der die ganze cultivirte Welt zu verſchlingen drohte, und den der Ehrgeiz der Militär-Gewalt grub! — Mitten in dieſen trüben Ausſichten ward *Heyne*, in einem Augenblicke, aus ſeiner raſtloſen Thätigkeit für groſse und gute Zwecke, hinüber in die ewige Ruhe verſetzt. Die Nachricht von dem Tode des zwey und achtzig jährigen, in voller jugendlicher Kraft des Geiſtes hingeſunknen Mannes hat ſeine Freunde und Verehrer erſchreckt. Ihre nächſte Empfindung war Freude darüber, daſs ihm das bittre Gefühl erſpart worden, ſich ſelbſt zu überleben. Selbſt diejenigen, die ſo wie der Vf. dieſes Blattes, wünſchten, mit ihm die Morgenröthe eines Tages zu erleben, der zu neuer Thätigkeit aufforderte, muſsten Gott für ein ſo beneidenswerthes Ende eines bewundrungswürdigen Lebens danken.

Die Penſion, welche ſeiner Wittwe von der hannöveriſchen Regierung zugeſichert war, als er groſse Vortheile im Auslande, ſeiner Liebe zu der Univerſität aufopferte, iſt von der weſtphäliſchen Regierung zu Caſſel, ohne Rückſicht auf das wohlerworbene Recht, von vierhundert Thalern, auf achthundert Franken her-

Digitized by Google

herabgesetzt. Eine der letzten Handlungen ihrer usurpirten Autorität.

Das Buch ist mit einem wohlgetroffenen Bildnisse des Verstorbenen geziert, von Wilhelm Tischbein im Jahre 1799 gemalt. Der Kupferstecher hat einen Anachronism begangen, indem er das Ordensband hinzugefügt, welches *Heyne* erst im Jahre 1810 erhalten, da er schon eilf Jahre älter war, als ihn das Porträt darstellt.

GESCHICHTE.

BERLIN, b. Schöne: *Preussisch - Brandenburgische Geschichte* für Jünglinge und Mädchen, nebst einer chronologischen Tabelle der Brandenburgischen Regenten aus dem Hause Hohenzollern von 1415 bis 1811. Von *A. F. Stein.* 1811. 290 S. 8. (18 gr.)

Abermals ein mühseliges Product des mehrnamigen Vielschreibers, der seit einigen Jahren gewöhnlich unter dem angenommenen Namen *Karl Stein*, hier als *A. F. Stein* auf dem Titel figurirt. Nach einigen sehr seichten Bemerkungen über das Angenehme und Nützliche der Geschichte überhaupt und der vaterländischen insbesondre, welche die Stelle einer Vorrede zu vertreten scheinen, und ohne von den Hülfsmitteln zu sprechen, deren sich der Vf. bediente, um seiner Geschichte Glaubwürdigkeit zu verschaffen, erzählt er (von S. 42. an) die brandenburgisch - preussische Geschichte in den gewöhnlichen vier Zeiträumen, deren *erster* die Geschichte der Mark Brandenburg bis auf Albrecht den Bär, der *zweyte* die Geschichte der anhaltischen, bayerschen und luxemburgischen Regenten, der *dritte* die Geschichte der hohenzollernschen Kurfürsten, und der *vierte* die Geschichte der preussischen Könige enthält. Neues erwartet man hier nicht; das Bekannte ist bis auf einige Sprachfehler (so sagt der Vf. z. B. S. 207. sich dem Bündnisse entsagen, und S. 212. sich des Rechtes entsagen, anstatt dem Bündnisse, Rechte entsagen) ziemlich gut erzählt. Nur entstellen viele Fehler das Buch, von denen wir nur einige anführen wollen, theils um vor dem Gebrauch des Buches zu warnen, da die Leser, für welche das Buch bestimmt ist, nicht im Stande sind, das Wahre und Falsche zu sondern, theils um den Vf. zu mehrerm Fleiss bey seinen künftigen historischen Arbeiten zu ermahnen, die er doch nicht unterlassen wird. S. 56. hätte dem Worte Grenzstatthalter die eigentliche Benennung Markgraf beygefügt werden sollen, damit dieser in der Folge gebrauchte Titel für keine neue Würde gehalten werde. Warum der Vf. (S. 74.) nur den ältesten und jüngsten Sohn Albrechts des Bären und ihren Antheil an der Erbschaft anführt, und die Prinzen Hermann, Albrecht und Dietrich übergeht, sehen wir nicht ein. Nicht sowohl für die Schutzgerechtigkeit, welche der Erzbischof von Magdeburg über die Mark hatte, (S. 78.) zahlte die treffliche Mathilde ihm 1900 Mark Silber, als vielmehr für die durch den Tod ihres Gemals dem Kaiser Friedrich II. zugefallenen und von diesem dem Erzbischof von Magdeburg geschenkten unmittelbaren Reichslehen. — Nicht einen Theil des Fürstenthums Camin trat (nach S. 79.) der Herzog Barnim I. von Pommern an die Markgrafen Johann und Otto ab; sondern genauer die Ukermark, bis auf einen Theil, der dem Bisthum Camin gehörte. Waldemar behielt ausser den (S. 86.) angeführten Bezirken in dem Vertrage mit dem deutschen Orden auch den Strich zwischen den Flüssen Kuddo, Netze und Drage, der die Städte Krone, Friedland, Filehne, Slope u. s. w. begriff. In dem Vergleich vom Jahr 1317 (S. 87.), der zu Weissenfels geschlossen wurde, welchen Umstand der Vf. nicht anführt, versprach Friedrich ausser den angeführten Punkten, die brandenburgischen Markgrafen in dem Besitz von Dresden, Hain und Tharand nicht zu beeinträchtigen. Ausser den (S. 102.) angeführten Städten blieben auch die Neumark und Lausitz, ein Theil des Adels und vorzüglich die Johanniterritter dem Kurfürsten Ludwig I. getreu. Nicht ganz Bayern sollten (nach S. 105.) Ludwig der Römer und Otto haben, wenn Ludwig der Aeltere ohne Erben stürbe, sondern zufolge des luckauer Vergleichs nur Oberbayern. Das merkwürdige Handbuch, das uns die erste geographische Beschreibung der Mark Brandenburg giebt, und des Kaisers Karl Lieblingsplan, die Verbesserung des Nahrungsstandes, ausführen sollte, hat der Vf. (S. 123.) nur genannt, ohne es genauer zu würdigen. Eben so wenig bestimmt er (S. 126.) den Umfang des Burggrafthums Nürnberg, und sagt nur, dass es damals schon eine fürstliche Würde war. Den fabelhaften Ursprung der Ketzerdörfer führt der Vf. (S. 131.) noch immer als wahr an. Jene Ketzer- oder eigentlich Kietzerdörfer sind Fischerdörfer (von dem wendischen Worte Kietz (d. i. Fisch), und führen den Namen zum Unterschied der Bruchdörfer an den niedrigen Ufern der Oder. Nach derselben Seite existiren die Johanniterritter in Sonnenburg noch immer fort; der Vf. kannte also nicht das königl. Edict vom 30. October 1810, nach dem alle Klöster, Dom- und andre Stifter, *Balleyen* und Commenden u. s. w. als Staatsgüter betrachtet und nach und nach eingezogen werden sollen. Nach S. 133. vereitelt der Tod der Prinzessin Catharina von Sachsen die Hoffnung des Kurfürsten Friedrich II., König von Polen zu werden! Die friedliche Beylegung des Krieges in Schlesien, welche die Veranlassung war, dass der Kurfürst Johann den Beynamen Cicero erhielt, geschah nicht (nach S. 147.) während seiner Regierung, sondern während seiner Statthalterschaft in der Mark, noch bey Lebzeiten des Vaters Albrecht Achilles, im J. 1474. Nicht 70 Edelleute (S. 151.) liess Joachim I. hinrichten, sondern über 70 Räuber, unter denen 40 von Adel waren; und zu den adligen Räubern, welche damals in die Litaney eingeschlossen wurden, gehörten nicht blos die vom Vf. angeführten Lüderitze und Itzenplitze, sondern auch die Krachte und Köckeritze. Von den Folgen, welche der vom Vf. (S. 155 u. 188.) nur unvollständig geschilderte krakauer Vergleich für das neue Herzogthum Preussen hatte, sagt der Vf. nicht ein Wort, so wichtig und nothwendig dies auch ist. Nicht alle verlassenen Stifter und Klöster wurden von dem Kurfürsten Joachim II. und seinem Bruder Johann (nach S. 171.) in Kammergüter verwandelt; ein Theil derselben

Digitized by Google

ben wurden Lehngüter für Adlige, ein Theil, besonders die städtischen, wurden in Schulen umgeschaffen, deren es damals nur sehr wenig gab. S. 176. 178 u. 179. finden sich mehrere bedeutende historische Fehler, die alle umständlich zu berichtigen der Raum verbietet. Weder durch Erbschaft, noch durch das geraische Grundgesetz erhielten die Prinzen Christian und Joachim Ernst Bayreuth und Ansbach, sondern durch den ansbacher Vergleich vom J. 1609. Auch lebt der Markgraf Christian Friedrich Karl Alexander nicht mehr; er ist schon am 5. Januar 1806 gestorben. Das Fürstenthum Jägerndorf hat der König Friedrich der Grosse nicht zurück bekommen, wie der Vf. (S. 193.) erzählt; es gehört noch den Fürsten von Lichtenstein, und steht nur, was den preussischen Antheil betrifft (denn ein Theil des Fürstenthums liegt in Oestreichisch-Schlesien), unter der Souveränetät des Königs von Preussen. Der Inhalt des Prager Friedens ist (S. 196.) nur unvollständig angegeben. Nicht blofs die Bestätigung der Ansprüche des Kurfürsten auf Pommern (welche durch das vom Vf. nicht angeführte Reservat zwischen Gustav Adolf und Bogislav XIV. beschränkt waren), sondern auch der Umstand, dafs der Kaiser die Kirchengüter nicht zurückfordern wollte, und also für Brandenburg von dem Restitutionsedict vom J. 1629 abstand, und einige andere für Brandenburg vortheilhafte Bedingungen verdienten gewürdigt zu werden. Auch der Vf. schreibt (S. 198.) dem Grafen von Schwarzenberg die Absicht bey, die Kurwürde an sich zu bringen, obgleich der Consistorialrath *Cosmar* im preussischen Hausfreund 1810 Nr. 78 u. 79. die Unwahrscheinlichkeit dieser Angabe hinlänglich gezeigt hat. Nicht die ganze Herrschaft Hohenstein (S. 201.) erhielt der Kurfürst Friedrich Wilhelm im westphälischen Frieden, sondern nur die Aemter Lohra und Klettenberg. Nicht zu Libau (S. 204.) sondern zu Labiau in Ostpreussen wurde der Vertrag geschlossen, welcher den Kurfürsten von Brandenburg zum souveränen Herzog in Preussen erklärte. Der Kurfürst Georg Wilhelm starb den 21. November 1640, nicht (nach S. 197.) den 1. December; die dreytägige Schlacht bey Warschau war nicht (nach S. 204.) vom 18 bis 20. Junius, sondern vom 26—28. Julius, und der Friede von Welau (ebendaselbst) ward nicht am 19. November, sondern am 19. September geschlossen. Die gewöhnliche Erzählung vom Stallmeister Froben, welche der Vf. (S. 210.) ohne alle Prüfung aufnahm, hätte aus *Klaproths* Staatsrath u. s. w. (S. 37 f.) sehr berichtigt werden können. Ganz falsch ist (S. 212.) die Darstellung des Friedens von St. Germain. Nach dem Vf. gab der Kurfürst Friedrich Wilhelm alle schwedischen Besitzungen zurück, ausser Dam (lies Damm) und Golno (lies Gollnow); nach dem Tractat selbst gab der Kurfürst Vorpommern an Schweden zurück, und erhielt die Städte Garz, Camin, Greifenhagen, Wildenbruch und alle die Orte, welche jenseit der Oder lagen, *Damm und Gollnow ausgenommen, welche bey Schweden blieben.* Die Zahl der nach Widerrufung des Edicts von Nantes in die preussischen Staaten eingewanderten Franzosen betrug nicht (nach S. 213.) 20000, sondern bis zum J. 1700, also ungefähr zwölf Jahre nach dem vom Vf. angenommenen Zeitraum nur 13105 Seelen, nämlich 9271 in der Kurmark, 2626 in Magdeburg und Halberstadt, 559 in Preussen und Pommern, und 649 in den westphälischen Provinzen. So gegründet auch die Rechte des Königs Friedrich I. auf Neufchatel und Vallengin (oder wie der Vf. immer schreibt Valangien) waren (nach S. 222.), so überliefs er doch den Ausspruch dem Obergericht und Tribunal der sogenannten drey Stände von Neuenburg. Auch in der Geschichte der spätern preussischen Könige, die der Vf. aber meistens sehr kurz und mit Weglassung vieler merkwürdigen Umstände erzählt (so wie er überhaupt von dem Regierungsantritt der Hohenzollern an nur eine gewöhnliche Regentengeschichte geliefert hat, ohne, wie in den vorhergehenden Abschnitten auf die Fort- oder Rückschritte der Cultur der Nation Rücksicht zu nehmen), finden sich mehrere Irrthümer. So erliefs Friedrich der Grosse nach Beendigung des glorreichen siebenjährigen Krieges, nicht (nach S. 262.) den Beamten die Hälfte der Pacht auf 6 Jahre; sondern er that ihnen die Hälfte dessen, was ihnen der Feind genommen, gut, und stand ihnen noch 6 Pachtjahre ohne Erhöhung zu. In der ersten polnischen Theilung bekam Friedrich II. nicht blofs (nach S. 263.) das polnische Preussen, Danzig und Thorn ausgenommen, sondern auch den District von Grofspolen bis an die Netze (das ehemalige Pomerellen). Auch hat der Vf. (S. 272.) bey der zweyten und dritten polnischen Theilung zwar die dadurch von Preussen erworbene Provinz Südpreussen genannt, aber Neuostpreussen und Neuschlesien ganz mit Stillschweigen übergangen, obgleich bey der Darstellung des Tilsiter Friedens (S. 282.) diese Provinzen genannt werden. — Nicht wenige Druckfehler, die vielleicht nicht alle auf die Schuld des Setzers kommen und nicht angezeigt worden, vollenden endlich die Unbrauchbarkeit dieses Machwerks. So liest man *Alois* statt *Alcis*; *Julni* statt *Julin*; *Keole* statt *Krole*; *Pom's* statt *Pauen*; *Stakko* statt *Nakko*; S. 130. *Gebiet* statt *Geleit*; S. 170.: 1551 statt 1571; S. 211. *Hom* statt *Horn*; *Splitter* statt *Spilter*; S. 230. *Lechinsky* statt *Leszczinski*; S. 243. *Henneberg* statt *Hennersdorf*; S. 246. *Brovus* statt *Browne*; S. 272. *Grodov* statt *Grodno*; *Koschinsko* statt *Kosciusko* u. s. w.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

THEOLOGIE.

STUTTGART und TÜBINGEN, in der Cotta'schen Buchhandlung: *Die Religionslehren der Bibel aus dem Standpunkt unsrer geistigen Bedürfnisse* betrachtet von *Johann Ludwig Ewald*, Doctor der Theologie u. s. w. *Erster* Band, welcher die Religionslehren der *ältern heil. Schriften* enthält. 1812. X u. 259 S. *Zweyter* Band, welcher die Religionslehren der *neuern heil. Schriften* enthält. 1812. XXVI u. 324 S. gr. 8. (2 Rthlr. 8 Gr.).

Es ist einem für sein lange kränkelndes Kind besorgten Vater, der schon manche an ihm versuchte Kur hat fehlschlagen gesehen, nicht zu verdenken, wenn er, oft mit eigner Einsicht im Widerspruch, zu jedem, auch dem verzweifeltsten Mittel seine Zuflucht nimmt. Wer möchte es daher dem Vf. verübeln, wenn er seinen Glauben an eine äussere Offenbarung Gottes zu retten sucht, wie unstatthaft auch seine Rechtsgründe seyn mögen? Das aber mag man tadeln, auch wenn der Vf. nicht das Befugniss dazu ertheilt hätte, dass er nach einem 15jährigen Nachdenken, Forschen und Sammeln nicht richtiger gedacht, tiefer geforscht, so einseitig gesammelt, und seinen Beweis so oberflächlich, verwirrt, in halbwahren Sätzen, unbestimmt und schielend dargelegt hat. Das Buch besteht aus Text und Noten und der Inhalt ist dem Wesentlichen nach folgender. Religion ist ein inneres Gefühl, welches sich durch den sich selbst überlassenen Verstand und das moralische Gefühl ausspricht und entwickelt; das ewige Wesen offenbart sich durch dasselbe, als *unmittelbare* Thatsache dem geistigen Theile unsers Ichs. Die Erkenntniss der Gottheit, welche wir dadurch erlangen, ist höchstens eine symbolische, blos menschlich subjective; das Object bleibt uns völlig unbekannt. Anthropomorphismus ist daher immer unentbehrliche Vorstellungsart des Unendlichen für den Menschen, und Gott kann wohl ein ganz anderes Wesen seyn, als wir es uns denken. Der Mensch muss also auf Erkenntniss rein objectiver Wahrheit verzichten, und doch hat er, wenn er bis auf einen gewissen Grad gebildet ist, einen innern Trieb, Wahrheit zu erkennen. Der Grund dieses Triebes liegt in gewissen Bedürfnissen, die wir in uns fühlen, oder in einer in unsrer Natur begründeten Nothwendigkeit, gewisse äussere Dinge uns zuzueignen, wenn wir unsere Menschenbestimmung erfüllen wollen. Die Tendenz aller dieser Bedürfnisse ist unsere höchst mögliche Vervollkommnung, oder Ruhe, Sittlichkeit und Glückseligkeit. Was diese Bedürfnisse erfüllen soll, muss den Menschen mit allen seinen Kräften umfassen, und ihm durch ein Medium, welches von der einen Seite an die Gottheit, von der andern aber an unsere Natur gränzt, zu einer nähern Erkenntniss von dem Wesen führen, was er für den Schöpfer des Universums und seinen Wohlthäter hält, ihm Aufschlüsse über die Entstehung des Bösen, Gewissheit, dass wir die Gegenstände unsrer Liebe ewig um uns haben werden und der Vergebung der Sünden geben, seine sittlichen Kräfte erhöhn, ihm Trost im Unglücke ertheilen und ihn versichern, dass die Wünsche seiner Liebe erfüllt werden sollen. Die Vernunft kann uns diese Gewissheit nicht geben, noch uns Kräfte ertheilen. Wir dürfen also hierüber eine Offenbarung von dem Schöpfer unsers Wesens erwarten, aber nur eine mittelbare, welche um den ganzen Menschen zu erfassen, Geschichte seyn muss. Dieses sind dem Vf. die negativen Erfordernisse einer göttlichen Belehrung, Wunder und Weissagungen ihre positiven. Nach dieser Entwicklung folgt denn die Erklärung der Bibellehren A. und N. Testaments, zum Beweise, dass nur im Christenthum eine göttliche Offenbarung anzutreffen sey. So sicher nun auch der Vf. seiner Sache zu seyn glaubt, und so wegwerfend er auf Philosophie und Vernunftgebrauch in der Religion herabblickt, so möchte er dazu wohl keine grosse Ursache haben. Entweder sind die Bedürfnisse, auf deren Befriedigung er die Nothwendigkeit einer Offenbarung baut, nothwendig in der menschlichen Natur gegründet, und der Mensch kann seine Bestimmung nicht erreichen, wenn sie nicht erfüllt werden; dann bedarf es keiner Offenbarung. Die Aufschlüsse und Kräfte, welche der Mensch bedarf, sind als nothwendige Postulate dieses Bedürfens mit demselben gegeben und gehn unmittelbar aus demselben hervor, so dass man mit Recht, wie der Vf. in Rücksicht der Zahlformeln (S. 66.) fragen kann: Was sollen uns Wunder zur Bestätigung von Behauptungen, die aus Gründen bis zur höchsten Evidenz erweislich sind? Gott thut nichts Ueberflüssiges. Oder sie haben in zufälligen Bestimmungen der menschlichen Natur ihren Grund; dann kann der Vf. sein Postulat durch nichts gegen den Einwurf retten, mit welchem *Wizenmann Kants* Postulate der praktischen Vernunft zu seiner Zeit bestritt: Ein Verliebter könne aus dem Hirngespinnste einer Idee von Schönheit, worin er sich vernarrt habe, keineswegs schliessen, dass seine Prinzessin irgendwo existiren werde. Möchte aber der Vf., der geneigt ist die Reflexion für das

Digitized by Google

Grab des religiöfen Sinns anzufehen, fagen, diefe Nothwendigkeit werde nicht erfchloffen, fondern nur durch das Gefühl kund; fo müffen wir ihm feine innere Anfchauung, oder Ahndung, oder wie er fonft diefe Art feiner Ueberzeugung nennen will, wohl laffen, können aber nicht umhin, jeden Verfuch, fie allgemein geltend zu machen, für eine Anmafsung zu erklären, welche nothwendig in fich felbft zerfallen mufs, weil es dazu an jedem Mittel fehlt. Laffen wir aber auch diefe Art eines Beweifes gelten, wie viel er gelten mag; fo läfst es fich doch gar nicht einfehen, wie es dem Vf. einfallen konnte, die Befriedigung der in der vernünftigen und fittlichen Natur des Menfchen gegründeten Bedürfniffe nur für ein negatives Erforderniis der Göttlichkeit einer Offenbarung auszugeben, und über diefes noch Wunder und Weiffagungen zu verlangen. Die Kraft diefes Beweifes beruht ja felbft für den Augenzeugen auf einer Reihe von Schlüffen, die, find Vernunftfchlüffe, wie der Vf. behauptet, überhaupt in Gegenftänden der Religion höchft trüglich, hier befonders leicht irre führen müffen, da fie von Vorausfetzungen ausgehen, die fo viele Kenntniffe erfordern und fo mancherley Täufchungen zulaffen, bey entfernteren Zeitaltern aber auf lauter hiftorifche Beweife hinauslaufen, wie fie zum Theil S. 203. des zweyten Theils aufgeftellt worden, und doch am Ende nur eine Wahrfcheinlichkeit bewirken, die der Vf. doch nie den Schlüffen aus nothwendigen Bedürfniffen des Menfchen, und noch weniger feinem Gefühle, welches, wie er meint, allein vor Verirrungen des Verftandes fchützen kann, gleich fetzen wird. Wodurch aber der Vf. das lockere Gewebe feiner Argumentation, oder wie er fonft diefe feine Betrachtungen nennen mag, vollends unhaltbar gemacht hat, ift gerade das, wodurch er die Faden recht feft zu verbinden glaubt. Er fahe den Grundfatz der kritifchen Philofophie, dafs alle unfere Vorftellungen durch urfprüngliche Formen des Anfchauens und Erkennens beftimmt werden, als ein fehr erwünfchtes Hermäon für feine Meinung an und faft noch erwünfchter kam ihm während feiner 15jährigen Prüfung der Bibel die von *Fries* in die Philofophie eingeführte Ahndung entgegen. Die blofse Ahndung kann ja den nach Wahrheit ftrebenden Geifte nicht gnügen, wie anders kann fie aber zur Gewifsheit erhoben werden, als durch eine äufsere Offenbarung. Und da fich nun von der Gottheit an fich nichts erkennen läfst, fo war ja ein Medium der Gotteserkenntnifs nothwendig, und da diefe nur anthropomorphifch feyn kann, fo mufste Gott in menfchlicher Geftalt erfcheinen, um die geiftigen Bedürfniffe des Menfchen zu erfüllen. Ein von Vorurtheilen freyer und felbftdenkender Geift würde von jenen Vorausfetzungen zu einem Refultate geführt feyn, welches dem Chriftenthum die ihm gebührende Werthfchätzung bey Jedem, dem es nicht an Gemüth fehlet, fichert. Allein unfer Verfaffer wollte, wie die zu Babel, einen Thurm bauen, deffen Spitze bis an den Himmel reichte, und dazu, wie jene (nach S. 183.) neue Werkzeuge brauchen, das gab hier wie dort eitel Verwirrung, und wenn auf jenen Thurm, wie er meint, fpäterhin Semiramis vollendete (wir lefen hiervon im Herodot, auf welchen er fich beruft, nicht ein Wort), den Seinigen wird weder eine Semiramis noch eine Aspafia jemals ausbauen. Wenn unfere Erkenntnifs Gottes lediglich fubjectiv ift, unfere Vorftellungen von ihm durch gewiffe Denkformen beftimmt werden und wir gar nicht zu einer objectiven Gottheit hinaus können, ja wenn es überall (nach S. 5.) kein Mittel giebt, die objective Gültigkeit unfrer Erkenntnifs durch Vergleichung unfrer Vorftellung mit ihrem Gegenftande nachzuweifen, wie will der Vf. das Geringfte von der Gottheit, ihrer Exiftenz, ihren Zwecken und ihrer Wirkfamkeit unabhängig von den nothwendigen Beftimmungen des Bewufstfeyns erkennen, und, wie er es doch überall darauf anlegt, erweifen. Die durch diefe Subjectivität einmal beftimmte Vorftellung des Unendlichen kann nur das feyn und werden, wozu die Bedingungen in den nothwendigen Formen des Anfchauens, Denkens und Erkennens liegen. Ift fie nur Ahndung, fo bleibt fie diefes, und keine Gottheit kann fie je über fich felbft erheben, ohne zugleich das ganze Vorftellungsvermögen fo zu verwirren, dafs auch das Unendliche ferner nicht einmal mehr geahndet werden kann. Diefes hat der Vf. ausgefprochen, fo bald er einen Organismus des menfchlichen Geiftes und Gemüths, wie S. 6. 7. 49. und an mehrern Stellen anerkennt. Er liebt Gleichniffe; fo ändere er doch nur das Kleinfte an dem Mechanismus einer guten Uhr, ob nicht ihr ganzer Gang unrichtig wird. Und nun follen wir gar bey diefer Subjectivität aller Erkenntniffe, bey diefem unfern gänzlichen Unvermögen, das Ueberfinnliche an fich zu faffen, Wunder wahrnehmen und fie als Wirkung Gottes beurtheilen. Wie wahrnehmen, was nicht wahrgenommen werden kann, fo lange es Form und Gefetze der Wahrnehmung giebt, wie als Gottes That beurtheilen, was jeden Maafsftab diefer Beurtheilung zernichtet? Der Vf. fcheint diefes auch gefühlt zu haben; er will daher nicht von fogenannten Wundern erfter Ordnung verftanden feyn (2. Th. S. 213.). Die Natur foll an demjenigen, was er Wunder nennt, immer noch einigen Antheil haben. Allein die Einrede bleibt immer diefelbe. So weit etwas nach den Gefetzen der Natur erfolgt ift, ift es kein Wunder, fo weit es aber durch höhere, als natürliche Kräfte bewirkt worden (S. 213.), kann diefes Höhere nicht mehr zur Wahrnehmung und Erkenntnifs durch die Gefetze derfelben beftimmt, mithin nicht mehr wahrgenommen werden. Ein gehörig organifirter Menfch kann daher auch nach des Vfs. Vorausfetzung keine Erfcheinung für ein Wunder halten. Eben fo wenig rettet fich der Vf., wenn er wiederholt Wunder für Begebenheiten erklärt, welche nach Gefetzen erfolgen, die allen Menfchen unbekannt find, oder für folche, welche alle Menfchenkräfte übertreffen. Denn woher weifs er es, dafs ein Gefetz allen Menfchen unbekannt ift, und dafs Etwas alle Menfchenkräfte übertrifft?

Nicht

Digitized by Google

Nicht aus der Erfahrung: denn durch die wird ja (2. Th. S. 210.) immer etwas Neues entdeckt, und sie hat im Magnetismus uns einen bisher völlig unbekannten Zusammenhang der Erscheinungen kennen gelehrt; und es könnte solchergestalt wohl dahin kommen, dafs das, was bisher als Wunder eine Offenbarung positiv hätte begründen sollen, bald als ein natürlicher Hergang erkannt, und dadurch der darauf gestützte Glaube ein eitel nichtig Ding würde. Seine Behauptung, es gebe Dinge, die *offenbar kein* Mensch thun *könne*, stützt sich also, wie auch der Ausdruck anzeigt, auf ein durch die Bestimmung der Menschennatur gegebenes Unmögliche. Da ihm dieses Unmögliche doch nur durch die Gesetze des Denkens und Erkennens kund werden konnte: so hat er durch diese behauptete Unmöglichkeit des Thuns auch zugleich die Unmöglichkeit des Wahrnehmens und Erkennens ausgesprochen. Bey der Widerlegung *Humes* hat er zu zuversichtlich dem ehrlichen *Leß* getrauet, der jenen scharfsinnigen Denker einer Verwirrung der Begriffe des Conträren und Contradictorischen beschuldigt, da ihm doch nicht unbekannt seyn durfte, was seit der Verbreitung der Grundsätze der kritischen Philosophie jeder weifs, der seinen philosophischen Cursus auch nur nothdürftig absolvirt hat. *Hume* liefs bekanntlich das Princip der Causalität aus einer durch alle Jahrhunderte und alle Weltalter befestigten Gewöhnung hervorgehn, welcher durch ein Wunder nicht widersprochen werden könne, ohne zugleich alle Causalität aufzuheben. Nach ihm blieb freylich dieses Princip immer einem Bruche gleich, dessen Nenner gegen den Zähler *fast* verschwindet. Was thut aber unser philosophischer Religionslehrer? Er erklärt es an mehreren Stellen mit den kritischen Philosophen für ein in dem menschlichen Denk- und Erkenntnifsvermögen begründetes Gesetz, läfst mithin den Nenner völlig verschwinden; der Bruch wird eine ganze Zahl, und der Grundsatz der Bewirkung steht so unwandelbar fest, als nur immer eine Zahlformel stehen mag. Indem er nun (S. 166.) behauptet, keine Zahlformel könne durch ein Wunder aufgehoben werden, hat er, wenn er nicht die Consequenz, wie Th. 2. S. 210. die Anwendung jenes Princips, auch für eine gelehrte Klügeley erklären will, allen Wundern unvermeidlich den Stab gebrochen. Wegen dieser Aeufserung wird Hr. *Ewald* den Rec. nun wohl auch mit *Göthe's Mephistopheles* (nach S. 208.) in eine Reihe stellen, und ihm die Vergebung seiner Sünde in dieser und der künftigen Welt absprechen. Aber wir hoffen denn doch dem Herrn am wenigsten zur Last zu seyn, weil wir dem Vf. zum Gesellen zugegeben worden, ihn, wo möglich, vor völliger *Erschlaffung* zu bewahren, und seinem unheiligen Verdammen redlicher Wahrheitsforscher nach Vermögen zu begegnen. Alle Hoffnung dazu haben wir nicht aufgegeben, weil der Vf. noch nicht völlig zu einer *unbedingten Ruhe* eingegangen zu seyn scheint, und nach einem 15jährigen Nachdenken noch nicht zur Einheit mit sich selbst gekommen ist. Wir wissen nicht, war es Unbedachtsamkeit oder eine andere Ursache, weswegen er sich uns andern Menschenkindern entgegensetzet und Wunder, welche er (nach S. 69.) für alle Menschen nothwendig fordert, um sich von der Wahrheit einer göttlichen Offenbarung zu überzeugen, zu seiner eigenen Ueberzeugung für überflüssig erklärt (Vorrede S. VI.). Nach demjenigen, wie er sich überall ankündiget, möchten wir lieber für das Erste stimmen: denn überall stöfst man auf höchst befremdende Beweise von Unbestimmtheit, Mifsverstand, Inconsequenz und Widersprüchen. Bald läfst er es unentschieden, ob die Offenbarung mittelbar oder unmittelbar sey, dann behauptet er geradehin eine unmittelbare Offenbarung sey unmöglich, weil alle unsere Anschauungen durch unsere innere oder äufsere Empfindungsart modificirt werden; und doch sollen Wunder positive Kriterien einer göttlichen Offenbarung seyn und sich erkennen lassen. Nach S. 2. soll Moralität bey einem nicht zarten Gewissen (was dachte sich doch der Vf. unter Moralität?) ein Hindernifs der Religiosität seyn, und doch soll sie für den religiösen Glauben empfänglich machen und das Interesse für Religion erhöhn. Blofs aus moralischen Bedürfnissen soll sich die Religion nicht befriedigend ableiten lassen, und wird doch gleich auf der folgenden Seite zum Theil wenigstens davon abgeleitet, wenn es heifst, ohne Religion würde uns unter andern eine unabhülfliche Verlegenheit mit unserm Streben nach Sittlichkeit übrig bleiben; in der Erkenntnifs ist sie also zum Theil Folge, und nicht, wie S. 2., blofs Ursache. Als Erkenntnifsgrund der Wahrheit der Religion erscheint auch die Sittlichkeit, wenn gesagt wird, dafs Gott sich uns hinreichend wahr geoffenbaret habe, werde uns dadurch wenigstens wahrscheinlich, dafs wir dadurch sittlicher werden. Wie wenig der Vf. hierin mit sich selbst übereinstimmt, zeigt sich auch in der Vorrede des zweyten Th. S. IX. Ein Freund hatte ihm bemerkt, aus der Liebe, dem unermüdet zum freudigen Gutesthun aufstrebenden Sinn, der sich aber auf keiner Stufe, die er erreicht habe, selbst genüge, gehe der Glaube an das Christenthum hervor. Eben dieses hatte nun auch der Vf. im ersten Theile behauptet, wo er das Verlangen, die Wünsche der *Liebe* erfüllt zu sehn, als ein Bedürfnifs aufstellte, welches durch eine Offenbarung befriedigt werden müsse. Die Liebe ging also dem Glauben voraus. Dagegen behauptet er nun der Glaube an das Christenthum müsse erst diese Liebe wecken, und doch wird wiederum Th. 2. S. 144. dieser Glaube auf das wiederkehrende sittliche Gefühl gestützt. Eben dieser sein umsichtiger Freund behauptet, der Redliche werde bey jedem Vergehn bekennen müssen, dafs es ihm möglich gewesen sey, immer seiner Pflicht getreu zu bleiben; das straft nun unser Vf., weil dabey das Bedürfnifs einer göttlichen Unterstützung keine Statt finde; und erinnert sich nicht, dafs nach dem ersten Theil dieses Bedürfnifs dem Menschen fehle, der nicht überzeugt ist, dafs er noch redlicher werden, noch sorgfältiger wachen, noch ernster kämpfen müsse und *könne;* nicht, dafs bey der Unmöglichkeit einer Pflichterfüllung auch alle Verpflichtung,

Digitized by Google

tung, alle Zurechnung, und folglich auch das Bedürfniſs der Sündenvergebung wegfalle. So wenig, wie ſich ſelbſt, verſteht unſer Vf. auch ſeine Gegner und ſeine Freunde. Welcher Idealiſt unſrer Zeit, und die in unſern Tagen aufgeſtellten Grundſätze will Hr. *E.* doch nach der Vorrede nur in Anſpruch nehmen, hat das Seyn für eine Bedingung unſers ſinnlich vernünftigen Denkens erklärt. (S. 13.) *Fichte* ſetzte es bekanntlich in das reine Denken und unterſcheidet es vom Daſeyn; unſerm gelehrten Manne ſind aber beides gleichgeltende Ausdrücke. Und was ſind das für welche, die der Gottheit die höchſte Vernunft mit Bewuſstſeyn abgeſprochen und ſtatt deſſen eine vernunft- und bewuſstloſe Kraft unter dem Namen des Univerſums aufgeſtellt haben? Warum that der Vf. nicht einen, auch nur flüchtigen, Blick in eine der neuern Schriften *Schellings*, den er doch vermuthlich hier zu Rechte weiſen will? Und bey *Fries* mag er es verantworten, wenn er ihn (S. 27.) ſagen läſst, jede Art von *Deduction* gehe von einer Hypotheſe aus, die ſelbſt nicht begründet iſt. Der Reflexion iſt der Vf. gar abhold, mag es doch aber auch nicht ganz mit ihr verderben. Je mehr die Religion dem Reflexionsvermögen einſeitig näher gebracht wird, deſto kälter ſollen ihre Verehrer werden (S. 4), alſo an Intereſſe dafür verlieren; und doch ſoll dieſes Vermögen das religiöſe Gefühl wahrnehmen, dollmetſchen, die religiöſe Ahndung als Idee ausſprechen, doch ſoll die Vernunft dieſes Intereſſe erhöhn, doch ſich das religiöſe Gefühl in dem Reflexionsvermögen ausſprechen. Alſo dadurch, daſs ein Gegenſtand wahrgenommen wird u. ſ. w., verlöre ſich das Intereſſe für denſelben. Das hinzugefügte *einſeitig* ſoll nun zwar den Widerſpruch dem Auge des Leſers entrücken. Was aber wäre denn hier das Mehrſeitige? der Vf. will doch nicht, daſs wir mit dem Verſtande fühlen, und in den Momenten religiöſer Andacht reflectiren ſollen. Höchſt eigenthümlich iſt die Manier, wie der Vf. ſeine bloſs ſubjective Religion zur Objectivität zu bringen verſucht. Die Religion, allgemein und ſubjectiv, heiſst es (S. 4.), iſt urſprüngliche Anlage unſrer Natur, wodurch ſich das ewige Weſen dem geiſtigen Theil unſers Lebs offenbaret, und *als dunkle Ahnung* des Unendlichen den Menſchen berührt. In ihr (der dunklen Ahndung) ſoll uns mitgetheilt werden eine erhabene Ahndung von ihm ſelbſt (als dunkler Ahndung), von unſerm Verhältniſs zu ihm, von unſrer Beſtimmung und dem Wege, ſie zu erreichen. Das iſt in der That von einer dunklen Ahndung Viel und Nichts verlangt, beſonders da (nach S. 105.) die Ausbildung und Entwicklung dieſer dunklen Ahndung nicht mehr zu jener unmittelbaren Offenbarung gehört. Es darf uns alſo nicht wundern, wenn der Vf. an ihr vielfältig irre wird. Sie bildet den Menſchen erſt zum Menſchen, ſoll ſich im Reflexionsvermögen, dem Verſtande, dem moraliſchen Gefühl ausſprechen, und nicht vermögend ſeyn, (nach S. 104.) die Bibel auszulegen, und (nach S. 101.) war ſie nie und nirgends zureichend, den Menſchen religiös zu machen. Sie giebt dem Verſtande Alles, was er in eine Idee faſſen ſoll, und doch ſoll die Theologie, wenn ſie in die mit der Region des Göttlichen unbekannte Reihe der Ideen tritt, uns mit unfruchtbaren Hypotheſen beſchenken (S. 105.). Nach S. 17. iſt ſie keine Anſchauung, nach S. 30. aber muſs ſie zur Anſchauung gehören. Sie ſoll die Urſache der Moralität ſeyn, und doch war (S. 239.) *Bileam* ein religiöſes Genie, hatte *Sinn* für das Göttliche, aber keine Moralität. Noch ungewiſſer iſt unſer Vf., was er mit der Philoſophie und den Vernunfterkenntniſſen anfangen ſoll. Bald ſchilt er nur den philoſophiſchen Syſtemen, und die Philoſophie wird einigermaſsen in Schutz genommen, dann wird wieder die Philoſophie wegen ihres Erfrechens ſich in die Theologie zu miſchen, hart gezüchtiget; ja an einem Orte ſetzt ſich der Vf. in hoher Perſon mit einem: Wir aber, der geſammten Philoſophie entgegen. Nach S. 6. hat ſich uns Gott durch die Denkformen, und unſere ganze Organiſation hinreichend wahr geoffenbaret, wir ſehen es ein, daſs die Idee des Unendlichen ſich aus unſrer Vernunft entwickelt, als Bedürfniſs, wenn unſer Denken irgend eine Totalität haben ſoll. Nach S. 7. können wir die Haupteigenſchaften Gottes aus den allgemeinen Weltverhältniſſen darthun. S. 43. fällt es in die Augen, daſs alles mit Weisheit gemacht ſey. Und doch ſtimmen (S. 7.) die Werke und Wege Gottes ſehr unvollkommen zu unſern Begriffen von Gottes Eigenſchaften. S. 9. ſind die Beweiſe der göttlichen Eigenſchaften aus der Schöpfung hergenommen, nicht zuverläſſig. S. 98. citirt er eine lange Stelle aus *Pascals penſées* zum Beweiſe, daſs Gott nicht aus der Natur erkannt werden könne, und S. 102. hat er dieſes wieder vergeſſen, da hat die Natur, welche vor Aller Augen lag, Gott Allen offenbaret. S. 11. liegt die Einheit einer oberſten Weltурſache in dem Einheitsprincip auf Vernunft, und doch ſoll nach S. 49. aus der Vernunft nicht erhellen, daſs es keine zwey Urweſen gebe. S. 9. erklärt er ſich gegen alle a prioriſtiſche Demonſtration, und S. 11. will er die Idee der Exiſtenz aus der Idee des Unendlichen demonſtriren, und beweiſet (S. 42.) friſch darauf los, daſs die Welt einen Anfang gehabt haben müſſe, worüber wir denn doch (S. 49.) wieder durch eine Offenbarung belehrt werden müſſen. S. 158. zweifelt der Vf., ob ſich je auch ein mehr entfalteter Geiſt ohne Leitung und Bildung von aufſen zu dem Begriffe eines Weltſchöpfers erhoben habe und S. 51. hatte Pherecydes doch ſo viel Wahres von Gott und Natur geſchrieben und Confucius die Chineſen Verehrung des höchſten Weſens gelehrt. Die Philoſophie ſoll von der unſichtbaren Welt nichts wiſſen, und doch ſollen *Baco* und *Leibnitz* durch ſie davon unterrichtet ſeyn; und obgleich das Ewige ſeiner Natur nach gar nicht von dem Zeitlichen erkannt werden kann, ſo ſoll es ſich doch im Zeitlichen darſtellen.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

THEOLOGIE.

STUTTGART u. TÜBINGEN, in d. Cotta. Buchh.: *Die Religionslehren der Bibel aus dem Standpunkt unsrer geistigen Bedürfnisse* betrachtet von *Johann Ludwig Ewald* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Begriffe des Vfs. über Offenbarung und Bibel möchten sich auch schwer mit einander vereinigen lassen. Er findet in den Schriften der Bibel eine göttliche Offenbarung, welche durch Wunder und Weissagungen bestätigt ist, und behauptet doch (S. 68.): Nichts habe der Bibelerklärung mehr geschadet, als die beständige Rücksicht darauf, dass die biblischen Bücher göttlich seyn sollten. Er will sie mithin als menschliche Schriften erklärt wissen. Und doch will er keine allmählige Entwicklung religiöser Ideen, wie sie aus der fortschreitenden Ausbildung des menschlichen Geistes hervorgehen konnten, sondern einen davon unterschiedenen zusammenhängenden Plan Gottes darin finden, trägt Begriffe aus Büchern, die 2000 Jahre jünger sind, in die so viel ältern hinüber, und erklärt (S. 70.) die Untersuchung der Echtheit eines biblischen Buchs für völlig überflüssig, weil alle Lehren und Pflichten in mehrern dieser Bücher auf die mannichfaltigste Weise vorgetragen wären. Die Offenbarung soll (nach S. 102.) irgendwo und zu einer Zeit geschehen, das heisst doch wohl, durch die Art und Stufe der Cultur, auf welcher ein gewisses Volk zu einer gewissen Zeit stand, bestimmt seyn; und doch soll diese Offenbarung für alle Zeiten und Nationen geeignet seyn, und keine Kenntniss der Vorwelt, sondern nur gesunden Menschenverstand zu ihrer Auslegung bedürfen.

Wir haben nur im Allgemeinen ausgehoben, was der Vf. alles ohne Widerspruch glaubt vereinigen zu können. Im Einzelnen hat der Wirrwar nun vollends kein Ende. Da sind das Unendliche und Nothwendige gleichgeltende Begriffe, auch das Subjective und Symbolische, und unter dem Steigern ins Unendliche, dem Aggregiren endlicher Eigenschaften und dem Anhäufen der Quantität ist kein Unterschied. Das Steigern ins Unendliche soll eine Täuschung seyn, weil aus einem Aggregat von endlichen Eigenschaften kein Unendliches hervorgehen könne, und doch soll es in unsern Denkformen liegen so zu steigern. Wenn wir zu Gott, dem höchsten Geiste, kommen wollen, müssen wir von unserm Geiste ausgehn (S. 10.), und doch können wir (nach S. 8.) einen Gott, der mit unserm Geiste in eine Kategorie gehört, nicht mehr als Gott erkennen. Nach S. 10. widerspricht die Persönlichkeit der Unendlichkeit, und doch wird uns sogar nach der Subjectivität unsrer Vorstellungsart die Idee eines existirenden freyhandelnden Wesens, und mithin der Gottheit, vernichtet, wenn wir sie uns ohne Persönlichkeit zu denken versuchen wollen. Woher hat der Vf., wenn alle unsere Gotteserkenntniss lediglich subjectiv ist, diess Zeug, um das Erste in objectiver Rücksicht zu behaupten, und hat er es, wie kann er alle unsere Gotteserkenntniss für blos subjectiv ausgeben? In der Vorrede des *zweyten* Theils (S. XV.) will er dieses nun verbessern, und erklärt sich dahin, dass der Begriff einer persönlichen Existenz eine Beschränkung durch Zeit und Raum in sich schliesse, welches wir, wenn wir die Gottheit personificiren, beseitigen. Da verhält sich aber die Sache, wenn man nicht die Worte verdrehen will, um überall Recht zu behalten, gerade umgekehrt. Eben indem die Gottheit personificirt wird, wird die Beschränkung menschlicher Wirksamkeit auf dieselbe übertragen. Was der Vf. so genannt wissen will, wäre ein Idealisiren. Den Begriff der Existenz hat der Vf. sonderbar verwirrt, oder der Begriff ihn. Nach S. 11. liegt die Idee der Existenz schon in der des Unendlichen, obgleich der Begriff von lauter endlichen Dingen übertragen ist, und kurz vorher wurde uns gesagt, alles Steigern ins Unendliche und Aggregiren endlicher Eigenschaften sey eine Täuschung. Die Existenz soll bey Gott die Fähigkeit ausdrücken, frey zu handeln, und unbeschränkt von allen Seiten zu wirken, wie existirende Geschöpfe die Fähigkeit haben, beschränkt zu wirken; weder Endlichkeit noch Unendlichkeit liessen sich aber von einem Wesen behaupten, dem die Fähigkeit, frey zu handeln, fehle. Bey aller Fähigkeit des Vfs., beschränkt zu wirken, und wie auch das Subjective und Objective bey ihm durcheinander laufen mag, bleibt es doch unbegreiflich, wie er so etwas auch nur einen Augenblick mit einander meynte reimen zu können. Wenn weder Endlichkeit noch Unendlichkeit sich von einem Wesen behaupten lässt, dem die Fähigkeit, frey zu handeln, fehlt, den existirenden Geschöpfen aber diese Fähigkeit fehlt: so können diese ja nicht einmal gedacht werden. Hatte denn der Vf. nie von einem *Principio exclusi medii* gehört? Noch weniger aber kann von diesen der Begriff der Existenz abstrahirt, und auf die Gottheit übertragen werden; er verliert ja allen Inhalt, indem er eine völlig entgegengesetzte Bestimmung erhält. S. 13. war ausdrücklich gesagt, unser Begriff vom Daseyn passe gar

Digitized by Google

gar nicht auf die Gottheit, und doch sollen wir bey der Ausbildung der Idee von dem Unendlichen an die allgemeine menschliche Denkform gebunden bleiben, und der Gottheit die Existenz zukommen, damit sie kein leeres Gedankenbild bleibe (S. 14.). Auch lesen wir hier: Die Behauptung, ein Wesen kann nicht existiren, hat, so wie die, es muss existiren, keine Realität; aber die Behauptung, es existirt, kann nicht blos Idee seyn, wenn ihm keine Realität zum Grunde liegt; und finden das Letzte eben so unverständlich, als das Erste nach der Voraussetzung des Vfs. unrichtig ist. Denn geht dieses Können und Müssen aus der Beschaffenheit unsrer Denkformen hervor, so muss es auch für uns existiren, und die Realität haben, die in den Gesetzen liegt, nach welchen unser Ich es construirt (S. 78.). Wo nicht, und soll es von der Erkenntniss dessen, was an sich ist, genommen werden, so würde man es für unmöglich halten, dass Jemand, seiner beständigen Behauptung zuwider, von dem Seyn oder Nichtseyn eines Wesens an sich etwas zu behaupten sich getraue, wenn nicht dieses Buch fast auf jeder Seite das Gegentheil zeigte. So beweiset unser Vf. (S. 42.), dass die Welt einen Anfang gehabt haben müsse, aus dem Princip der Causalität, welches in einer mit jedem Momente geschlossenen Weltreihe nicht ohne Ende angewandt werden könne, da die Unendlichkeit einer Reihe darin bestehe, dass sie durch successive Synthesis niemals vollendet werden könne, und sieht nicht, dass er nur vermittelst der Anwendung dieses Grundsatzes auf das *an sich* Existirende so zu schliessen, sich herausnehmen könne, und hebt, weil er dieses nicht sieht, die Anwendung desselben (S. 96.) wieder auf, indem er sie geradezu für eine Spielerey erklärt. Wenn der Vf. deswegen, weil Gott sich nicht unmittelbar kund machen könne, nur eine mittelbare Offenbarung zulässt, so nimmt er diesen Ausdruck nicht in der Bedeutung, den er in allen hierher gehörigen Untersuchungen bisher immer gehabt hat, für eine Belehrung über religiöse Wahrheiten, welche die Vorsehung durch die richtige Anwendung der Geisteskräfte des Menschen veranstaltet hat; sondern er setzt sie darin, dass das, was nicht durch geringere und mehrere Media rein symbolisirt werden konnte, in einem göttlich erhabenen und doch menschlichen Wesen den Menschen gegeben worden, und meynt, die Philosophie, welche sich vor allem entsetzt, was den Namen *unmittelbare* Wirkung Gottes trägt, müsse dieses sehr *natürlich* finden. Er stelle aber sein Medium, *Jesus* den Gottmenschen, auch noch so nahe an die Gottheit hin: eine Offenbarung ist von Seiten Gottes in Rücksicht seiner immer immediat, und also nach der Voraussetzung unmöglich; und ist die Wirksamkeit des λογος der Wirksamkeit Gottes gleich, wie er Vorrede 2. Th. will, so folgt diese Unmöglichkeit in Rücksicht *Jesus* des Menschen, der Apostel und der übrigen Menschen nicht weniger. Befremdet hat es uns hierbey, um dieses beyläufig zu bemerken, dass es einem Doctor der Theologie unbekannt war (Vorr. 2. Th. S. XX.), dass die Gnadenwirkungen von einer blos mittelbaren Wirksamkeit der Gottheit unterschieden werden. Er hätte es doch wissen sollen, dass man dieses Unterscheidens wegen die Lehrer seiner Kirche für *Schwenckfeldianer* erklären wollte.

In der Erklärung der Religionslehren, welche der Vf. im A. T. findet, haben wir keine neue Ansichten angetroffen, wohl aber Mangel an Einheit der Erklärungsgrundsätze. So soll die Schlange nicht gesprochen haben, sondern die Gedanken, welche der Eva erregt wurden, sollen poetisch als ein Sprechen der Schlange vorgestellt werden; Gott aber soll zu den Menschen gesprochen, und diese an seinen Mienen und seinem Ton gesehen, dass ihnen mit den Worten: Welches Tages u. s. w., eine unbekannte und furchtbare Strafe gedrohet werde. Es soll sich im Paradiese ein Baum der Erkenntniss und des Lebens gefunden haben, und der Vf. sucht die fortwährende Existenz des Letztern nach seiner Art durch allerley Fragen (S. 172.) zu erweisen, möchte also künftig den gelehrten Reisenden in unbekannte Gegenden auch wohl das Nachforschen nach diesem Baume auftragen. Der Cherub mit dem flammenden Schwerte aber soll nur ein Bild seyn. Wir dächten, wo Gott spricht und Mienen macht, und ein Lebensbaum wächst, und die Menschen Dinge verstehn, von denen sie noch keinen Begriff haben konnten, da liesse sich auch wohl ein Riesenengel mit einem flammenden Schwerte hinstellen.

Man kann im Voraus erwarten, der Vf. werde die Bedürfnisse, welche ihm das Verlangen nach einer göttlichen Offenbarung erregen, völlig im N. T. befriedigt finden. Was man in einem für göttlich gehaltenen Buche sucht, findet man auch leicht in demselben. Es sind aber diese Bedürfnisse zum Theil auch in den Anlagen der vernünftigen und sittlichen Natur des Menschen so gegründet, und werden sich in den mehresten religiös bestimmten Gemüthern auf eine ähnliche Art, wie bey dem Vf., entwickeln, dass jede religiöse Belehrung sie minder oder mehr berücksichtigen wird. Auch musste ein richtiges Gefühl, ein echt religiöses Genie und dessen Einfluss auf diejenigen, welche sich nach ihm bildeten, im Gange einer allmählig fortschreitenden Cultur zu einer Darstellung führen, wie sie der Vf., und gegenwärtig, der Hauptsache nach, immer allgemeiner Jeder in den Schriften des N. T. findet. Nur durfte der Vf. sich damit nicht über eine durch die Subjectivität bestimmte Realität herauswagen, wenn er mit sich selbst nicht in Widerspruch gerathen wollte; er hätte die Individualität des Zeitalters, welches diese Schriften erzeugte, berücksichtigen, diesem gemäss das allmählige Entstehn der Vorstellungsarten derselben entwickeln, diese, so wie ihre Erzählungen, von dem Standpunkte der Evangelisten und Apostel aus auffassen und erklären, und *Jesus*, den *Christus* des Matthäus nicht in allen Stücken gleich dem des *Johannes* und *Paulus* aufführen sollen, wenn er eine gelehrte

Digitized by Google

lehrte Erklärung des N. T. und kein Erbauungsbuch schreiben wollte. Ueber die Erklärung einzelner Stellen mit dem Vf. zu rechten, möchte wenig frommen; doch können wir unsere Befremdung nicht zurückhalten, dafs er den Geist Gottes, der doch nach Joh. 16, 13. 14. nur redet, was er gehört, und verkündiget, was er empfangen hat, nach dieser und manchen ähnlichen Personificationen weniger für eine Person will gelten lassen, als den Satan, nach den S. 169. angeführten Stellen.

MATHEMATIK.

HALLE u. BERLIN, in Comm. d. Buchh. d. Hallischen Waisenh.: *Geodaesie*, oder *vollständige Anleitung zur geometrischen und ökonomischen Feldertheilung*, von *J. P. Grüson*, K. Pr. Prof. bey dem adel. Cadettenc. u. d. L. Bauakad. u. s. w. 1811. 640 S. gr. 8. Mit 34 Kpfrt., worauf sich 265 Figuren befinden. (3 Rthlr. 12 gr.)

Der verdienstvolle Verfasser hat in diesem Werke nicht blofs alles, was man bisher über seinen Gegenstand kannte, in systematischer Ordnung zusammengefafst, sondern auch noch Vieles aus eignen Mitteln hinzugethan, und manches Fehlerhafte seiner Vorgänger — in wie fern es für die Praxis nachtheilig werden konnte — berichtigt. Aufser der Klarheit, die in den Aufgaben und Auflösungen sich allenthalben zeigt, und den noch mehr erläuternden Rechnungsbeyspielen, haben noch die häufigen Anmerkungen und Zusätze einen eignen Werth, indem sie theils mannichfaltige Anwendungen und zweckmäfsige Abänderungen andeuten, theils weitere literarische Nachweisungen von andern guten Schriften geben. Der Vollständigkeit wegen kommen zwar eine Menge Fälle in besondern Aufgaben vor, wovon der Praktiker wenig oder keinen Gebrauch machen wird; desto schätzbarer sind sie aber für das theoretische Studium und zur Uebung der Anfänger. Dabey sind die zugehörigen Figuren nett und instructiv. Zur leichtern Uebersicht des Werks hat der Vf. eine tabellarische Inhaltsanzeige vorausgeschickt. — Anfangs wollte er blofs die geometrische Vertheilung der Felder in *drey* Kapiteln liefern, spätherhin aber sah er sich bewogen, auch die ökonomische Feldervertheilung beyzufügen, und dafür verdient er besondern Dank, da, nach des Rec. Ueberzeugung, dieser Theil gerade der gemeinnützigste und am meisten gesuchte ist. Zu den vorzüglich hier benutzten frühern Schriftstellern gehören *Späth's* Geodäsie, *Christiani's* Bearbeitung der dänischen Schrift von *Niels Morville* über geom. und ökonom. Vertheil. der Felder, und *Tobiesen* in der Uebers. der *Buggeschen* Feldmefskunst. Das *erste* Kap. enthält die Theilung der dreyseitigen Figuren; erstlich durch bestimmte oder willkürliche Linien, zweytens durch Linien aus den Scheiteln, drittens aus Punkten in den Seiten u. s. w., viertens aus einem Punkt innerhalb, und fünftens aus einem Punkt aufserhalb der Figur. *Zweytes* Kap. Theilung der vierseitigen Figuren, auf eben so verschiedene Art, wie vorhin. *Drittes* Kap. Theilung der vielseitigen Figuren; eben so. *Viertes* Kap. Anwendung der bisher beygebrachten Theilungsmethoden auf mancherley im gemeinen Leben vorkommende Fälle, z. B. es ist ein Acker von 2 *a* Quadr. Ruthen vorhanden, der aus Theilen von verschiedener Güte besteht, und zwey Besitzern, *A* und *B*, gehört, wo man zugleich weifs, dafs beide gleich viel Aussaat bedürfen. Wenn nun die Güte der einzelnen Stücke im Verhältnifs von *b* zu *c* ist, so fragt es sich, wie viel Quadr. Ruthen ein jedes hat? — Die Auflösung ist zuerst algebraisch gegeben, und wird dann durch Ziffernrechnung erläutert. Zur Vergleichung ist auch eine arithmetische Auflösung beygefügt, wo sich dann zeigt, dafs die erstere kürzer ist. *Fünftes* Kap. Von der Bestimmung des ökonomischen Werths der Ländereyen. Hier wird bey Vertheilung derselben auf ihre natürliche Beschaffenheit und die daher rührende Verschiedenheit Rücksicht genommen, und diese beruht sowohl auf der Benutzungsart derselben, ob sie z. B. in Wiesen, Aeckern, Triften u. s. w. bestehen — als auch auf ihrer localen Güte, d. h. auf dem mehrern oder mindern Ertrage, bey gleichem Flächenraum und einerley Art der Benutzung. Aufser der Rechnung wird denn auch auf alle sonstigen Umstände Rücksicht genommen und das Nöthige angegeben. Die erste Aufgabe ist hier: Zu bestimmen, wie grofs das Stück Ackerland von schlechterer Art seyn mufs, welches jährlich eben so viel einbringt, als das von besserer Art? — wo im Zusatze auch gezeigt wird, was zu thun sey, wenn nach diesem berechneten Werthe der Ländereyen die Pachtung bestimmt werden soll. — Berührt wird zwar auch noch der Umstand: auf welche Art das Feld die erste Zeit nach dem Ankauf, oder nach der Pachtung genutzt werden könne; — aber in Absicht der hiebey zu führenden Rechnungen verweiset der Vf. auf *Tetens* Berechnung der Leibrenten, *Florencourt's* Abhandl. aus der juristischen und politischen Rechenkunst, und *Christiani's* Staatsrechenkunst. *Sechstes* Kap. Von der mehr oder weniger vortheilhaften Gestalt der Theile. *Siebentes* Kap. Von dem gehörigen Verhältnifs zwischen den Wiesen und Aeckern eines und desselben Antheils. Die Aufgabe für die genaue Bestimmung von dem Werth eines Waldes hat hier der Vf. nach Möglichkeit gelöst; auch vom Werthe der Torfmoore das Nöthige angegeben. Bey Vertheilung der Inseln in einem Flusse sind auch die gesetzlichen Vorschriften berücksichtigt und von juristischen Schriftstellern Nachweisungen gegeben. *Achtes* Kap. Von der Vertheilung auf der Karte und auf dem Felde. Enthält eigentlich Anwendungen der bereits vorgetragenen Lehren; der Vf. giebt aber vorher eine Uebersicht von den Bedingungen, worauf man bey einer Vertheilung zu sehen hat. Am Schlusse dieses Kap. wird noch folgender Fall berührt: Ein ganzes Landgut, dessen drey Ackerfelder in der Figur verzeichnet sind, dergestalt einzutheilen, dafs jeder einzelne Besitzer

von

Digitized by Google

von der Strafse in seine Abtheilung fahren könne und zugleich auch jeder einen gewissen Theil von dem guten und von dem schlechten Lande bekömmt. *Neuntes* Kap. Von der Vertauschung der Zehnten gegen Ländereyen. Man muss hier die Gröfse eines Feldes suchen, welches jährlich eben so viel reinen Gewinn giebt, als sonst der Zehnte gewährte. Eine sehr lehrreiche Aufgabe ist die, wo ein Dreyeck durch Rechnung in eine Anzahl gleicher Theile so getheilt werden soll, dass alle Theilungslinien aus einem innerhalb desselben angegebenen Punkt auslaufen — wo die Gründe nirgends sonst so kurz und überzeugend angegeben sind. Mit dieser Methode hat der Vf. auch die viel weitläuftigere und leicht zu Abweichungen führende, welche die Feldmesser gewöhnlich anwenden, verglichen. Bestimmte Linientheilungen, die man in vielen mathematischen Lehrbüchern vergebens sucht, kommen ebenfalls vor.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN u. STETTIN, b. Nicolai: *Der Gesandte*, oder *die Vermählung durch Procuration*. Ein Roman aus der Fürstenwelt, von *Julius von Voß*. 1812. 300 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf., ein Freund des Ungewöhnlichen, hat diesmal seinem Roman eine Vorerinnerung und Nacherinnerung, beide nur von wenigen Worten, zugegeben. Die erstere besagt blos, dass hier keine Beziehung oder Deutung auf etwas Vorhandenes, sondern alles aus dem Gebiet der Traumwelt dichtend entlehnt sey, eine Behauptung, welche das Werk selbst bestätigt; in der letztern bemerkt der Vf. kurz, wie ihm die Vermälung eines Herzogs von Braunschweig mit einer Prinzessin von Dänemark im sechszehnten Jahrhundert den Gedanken an diesen Roman erweckt habe. Nur von der Idee dieses Romans im Allgemeinen ist dies zu verstehen, das Uebrige verdankt der Vf. sich selbst; sein Werk ist durchaus freye, mit wirklicher Geschichte in keiner Verbindung stehende Dichtung. Mag aber die an sich sehr einfache Idee herrühren, woher sie wolle, der Vf. hat sie trefflich genutzt und ganz eigentlich erst zu höherer Bedeutung gestaltet. Die Kenntnis mancher seiner frühern Schriften, nebst dem Titel der gegenwärtigen, liessen Rec. vermuthen, seine Satire möchte sich diesmal das Hofleben und die Hoffitte zum Gegenstande gewählt, und in beiden besonders das Unnatürliche, wohin die eheliche Verbindung durch einen Stellvertreter deutet, aufgefafst haben. Diese Behandlungsart wäre die sich am ersten darbietende, gleichsam am Wege liegende, gewesen; aber der reiche Geist des Vfs. verschmähte sie, und wusste, von höhern Ansichten geleitet, dem Stoffe eine ernste, ja tiefe Bedeutung zu geben. Seine Fürstenwelt, eben so wenig streng nach der Wirklichkeit copirt, als durch zu hohe Idealisirung ins Leere und Unkenntliche gezogen, bietet an sich schon kein abschreckendes Gemälde dar, dessen Ganzes jedoch gegen die glänzend hervortretenden Hauptpersonen in Schatten zurückstehn mus. In ihnen erscheint die höchste Gluth der Leidenschaft gegenüber der Ruhe gebietenden Würde der Majestät, und nachdem beide sich bekämpft und von beiden Seiten ihre eigenthümliche Glorie reichlich entfaltet haben, werden sie zur Beruhigung und Freude des Lesers auf eine reizende Art in Einigung gebracht. Dieses thut der schöne ergreifende Schlus, in den sich die Richtungen des Ganzen concentriren, so wie überhaupt das Ganze eine streng dramatische Einheit hat und gewis mit Glück auch die dramatische Form annehmen würde. Die Würde der Majestät erscheint hier der Leidenschaft gegenüber keineswegs in so tiefem Schatten, als bey andern, selbst ausgezeichneten Dichtern, z. B. *Schiller* (Don Carlos); vielmehr ist es recht eigentlich Bestreben des Vfs., diese Schatten zu entfernen und sie auf dem Gebiet der Dichtkunst in ihre Rechte einzusetzen. Hierin ist er ohne Zweifel auf einem bessern Wege, als so viele andere, besonders Romandichter der gewöhnlichen Art, deren Fürsten entweder die Hoheit der Majestät freywillig ablegen, oder bey ihrem Glanze doch ohne alle wahre Würde erscheinen. Unserm Vf. aber sind die Herrscher nicht blos mit Würde angethan, sondern auch durch Muth und Geisteskraft die ersten, obgleich seine Forderungen, die er in dem Roman *ins* über die Grenzen der Wahrscheinlichkeit hinaustrieb, hier weit gemäfsigter sind. Dass übrigens auch in diesem Buch manches keck und gewagt dastehe, wird man sich von selbst bescheiden; genug dass der Geist des Ganzen von gediegener Vorzüglichkeit ist. Schade, dass auch diese Dichtung gröfstentheils nicht leicht und ohne Zwang dem Gemüth des Vfs. entflossen zu seyn scheint, und die Sprache, besonders im Anfang, viel Starres und Eckigtes hat. Ein unbehülfliches Wort trafen wir an: *Grundsatzlosigkeit;* auch gebraucht der Vf. zu unserem Befremden das Wort *fühlbar* in der Bedeutung von *fühlend, gefühlvoll* (vor 30 Jahren sagte man *empfindsam*), z. B. S. 68. diese Ilmen war ein junges schönes *fühlbares* Mädchen; S. 190. einen so holden, sanften, *lebendig fühlbaren* Sinn. Kaum scheint es nöthig, ihn, dessen Sprache einen so hohen Grad von Bildsamkeit zeigt, auf einen so merklichen Fehlgriff erst aufmerksam zu machen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, in Comm. b. Bruder: *Archiv der gerichtlichen Arzneywiſſenſchaften für Rechtsgelehrte und Aerzte.* Herausgegeben von *Fr. Gottl. Heinr. Fieliz*, der Phil., Med. und Chir. Doctor, ausübendem Arzte, Wundarzte und Geburtshelfer, Stadtphyſicus u. ſ. w. *Erſten* Bandes *erſtes* Stück. 1812. Mit der Vorrede 180 S. 8.

Wenn wir gleich, wie der Herausg. in der Vorrede ſelbſt zugiebt, keinen Mangel an Zeitſchriften für die Staatsarzneykunde haben, ſo hielt er doch die Herausgabe dieſes Archivs für nöthig, weil noch keine Schrift vorhanden ſey, deren Zweck die Löſung derjenigen Aufgabe wäre, die ſich die Arbeiter an dieſem Archive mit dem Herausgeber deſſelben zum Ziele ihrer gemeinſchaftlichen Bemühungen geſetzt haben. Der eigenthümliche Zweck dieſes Archivs iſt nämlich, nach Hn. *F's.* eigenen Worten: auf die Abſtellung aller der Gebrechen hinzuwirken, die theils auf Seiten der Aerzte, in der Anwendung, welche ſie von der Arzneykunde auf die Rechtspflege zu machen haben, theils auf Seiten der Rechtsgelehrten in der Benutzung und Behandlung ſolcher ärztlichen Vorarbeiten und gerichtlich medicinischen Ausſprüche vorkommen, und vorzüglich aus dem Mangel einer gehörigen, mit zweckmäſsiger, gegenſeitiger Beziehung unternommenen Bearbeitung aller der Theile der Jurisprudenz und der Arzneywiſſenſchaft, in denen ſich dieſe beiden Wiſſenſchaften gegenſeitig berühren, entſpringen. — Nur durch eine ſtärkere und beziehungsvollere, wiſſenſchaftliche Annäherung der Aerzte und Rechtsgelehrten, nur durch ein lebhafteres Intereſſe jeder Partey, ſowohl an ihrer eigenen Wiſſenſchaft, als an denjenigen Lehrſätzen der Wiſſenſchaft der andern Partey, die mit denen der ihrigen in gewiſſen Beziehungen ſtehen, und durch deren gemeinſchaftliche Anwendung beide Theile auf einen oder denſelben Zweck hinzuarbeiten beſtimmt ſind, könne diejenige Einſeitigkeit gehoben werden, die die Quelle ſo vieler in medicinisch-gerichtlichen Fällen, bald auf Seiten des gerichtlichen Arztes, bald auf Seiten der Rechtsgelehrten vorkommender Irrthümer und Fehler und ſo vieler auffallender Sonderbarkeiten und egoiſtiſcher Lächerlichkeiten ſey. — Den Plan, nach dem in dieſem Archive auf Heilung jener Gebrechen hingearbeitet werden ſoll, giebt der Herausg. ſo an, daſs geliefert werden ſollen: I. Originalabhandlungen und Aufſätze, gerichtlich-medicinischen Inhalts überhaupt, mit ſteter Hinſicht auf die Tendenz dieſes Archivs abgefaſst. Daher beſonders: 1) Bearbeitungen aller Materien der gerichtlichen Arzneywiſſenſchaft, eines Theils mit vorzüglicher Rückſicht auf das Bedürfniſs des angehenden Rechtsgelehrten, in Anſehung der bey dieſem nicht vorauszuſetzenden Vorkenntniſſe aus der Anatomie, Phyſiologie, Chemie u. ſ. w., und andern Theils mit beſonderer Hinſicht auf diejenigen Grundſätze der Rechtswiſſenſchaft, die der Arzt bey Anwendung ſeiner Wiſſenſchaft auf die Rechtspflege vor Augen haben muſs. 2) Aufklärungen noch dunkler und zweydeutiger Materien der gerichtlichen Arzneywiſſenſchaft überhaupt. 3) Anweiſungen zur juriſtiſch-praktiſchen Behandlung der in die gerichtliche Arzneywiſſenſchaft einſchlagenden Criminalfälle. 4) Berichtigungen gewöhnlicher Irrthümer und Sonderbarkeiten, welche von ärztlicher Seite bey gerichtlichen Unterſuchungen und Urtheilen vorkommen u. ſ. w. II. Obductionsberichte — *viſa reperta* — und zwar: 1) mit Bemerkung über deren Mängel, und wie ſie durch dieſe, auf die Unterſuchung und Entſcheidung des Falles, nachtheiligen Einfluſs hatten: oder 2) mit Nachweiſung ihrer beſondern Vorzüge und deſſen, was der Gang des Proceſſes dadurch gewann. III. Unterſuchungen über den Gemüthszuſtands und darüber ausgeſtellte Fundſcheine mit ſtrenger Kritik, ſowohl: 1) in Hinſicht auf die pſychologiſchen Gründe, durch welche ſie veranlaſst wurden, als auch, 2) in Hinſicht auf die gelungene oder miſslungene Ausführung derſelben. IV. Gerichtlich-medicinische Gutachten aller Art und von jedem Inhalte, von ganzen medicinischen Facultäten und von einzelnen Aerzten, immer aber mit Hinſicht auf die unter II. angedeuteten Geſichtspunkte. V. Vernehmungsregiſtraturen in gedrängten Auszügen mit Kritik, in ſo weit ſie diejenigen Seiten des Thatbeſtandes berühren, bey deren Entwickelung der Inquirent von gewiſſen Grundſätzen der gerichtlichen Arzneywiſſenſchaft ausgehen muſste. VI. Vertheidigungsſchriften — in ſo weit dieſelben nämlich denjenigen Theil des Thatbeſtandes berühren, deſſen Beſtimmung gewiſſe Sätze der gerichtlichen Arzneywiſſenſchaft zum Grunde liegen, alſo nur in Auszügen und 1) mit rühmlicher Darſtellung der muſterhaften Benutzung gewiſſer, von der gerichtlichen Arzneywiſſenſchaft unterſtützter, Vertheidigungsmomente, ſo wie 2) mit deutlicher Nachweiſung der offenbaren Vernachläſſigung oder falſchen Anwendung ſolcher Defenſionsgründe, und 3) mit praktiſchen Winken, wie die phyſiſchen Thatſachen, die in dem gegebenen Falle ſich zu Vertheidigungs-

Digitized by Google

gungsgründen eigneten und darboten, beſſer hätten benutzt und behandelt werden ſollen. Endlich 4) mit Ausſchluſs aller, in ſo vielen Defenſionen auffallenden, unnützen Declamationen gegen die Aerzte, und alles ungegründeten Tadels an dem Verfahren derſelben bey Sectionen und dergl. VII. Urtheile mit ihren Zweifels- und Entſcheidungsgründen, vollſtändig und auszugsweiſe, je nachdem ſie ſich für den Zweck dieſes Archivs eignen; je nachdem ſie alſo durchaus, oder nur zum Theil, eine beſonders inſtructive Beziehung auf die Concurrenz der gerichtlichen Arzneywiſſenſchaft in den ihnen unterliegenden Fällen haben. VIII. Kritiſche Anzeigen und Auszüge aus hierher gehörigen, gerichtlich-mediciniſchen, neuen Schriften. IX. Gegenſtände der noch ſo wenig bearbeiteten gerichtlichen Veterinär-Medicin. Sie mögen nun in Abhandlungen und kurzen Aufſätzen, oder in praktiſchen Fällen und Auszügen hierher gehöriger Schriften beſtehen.

Wenn nun auch bey Befolgung des angegebenen Plans, dieſem Inſtitute eine lange Dauer und gehörige Theilnahme der intereſſirten Parteyen zu wünſchen wäre, ſo fürchtet Rec. doch, daſs das Unternehmen bald, aus Mangel an Theilnahme der Criminaliſten, ins Stocken gerathen möchte, da es unter dieſen immer noch zu wenige giebt, die mehr als die Oberfläche der gerichtlichen Arzneykunde kennen. Eben deshalb war es auch gut, daſs Hr. *F.* ſein Archiv mit folgender Abhandlung eröffnete: 1) *Ob und wie der Rechtsgelehrte die gerichtliche Arzneywiſſenſchaft, und, in Beziehung auf dieſe, der Arzt gewiſſe Theile der Jurisprudenz, ſtudiren ſoll?* Vom *Herausgeber*. Mit Anm. vom Hn. geh. Hofr. und Prof. Dr. *Gruner* in Jena. — Rec. ſtimmt mit dem Vf. überein, wenn er durchaus verlangt, daſs der Juriſt und vorzüglich der Criminaliſt Kenntniſſe in der gerichtlichen Arzneykunde beſitzen ſoll. Allein man verlange auch nicht zuviel. Gründliche Kenntniſſe in der gerichtlichen Arzneykunde wird ſich der Criminaliſt nur ſelten erwerben und erwerben können, weil es ihm an den gehörigen Vorkenntniſſen zu derſelben fehlt, und ihn das Studium ſeiner eignen Wiſſenſchaft ſchon hinreichend beſchäftigt. *Meiſter's* Vorſchläge, welche dieſer gelehrte Criminaliſt und nicht oberflächliche Kenner der gerichtlichen Arzneykunde, vor zwanzig Jahren als Ideen und Träume gab, ſind bis jetzt, der Mehrzahl unter den Juriſten nach, immer noch Ideen und Träume geblieben. Genug iſt es nach Rec. Ueberzeugung, wenn der Criminaliſt nur ſo viel von der gerichtlichen Arzneykunde verſteht, daſs er den gerichtlichen Arzt nicht miſsverſtehe. Die Prüfung eines mediciniſch-gerichtlichen Gutachtens, wenn der Criminaliſt mit demſelben wegen Mangelhaftigkeit nicht ſollte zufrieden ſeyn können, wird dann doch immer von einem andern Sachverſtändigen geſchehen müſſen. Damit aber der Juriſt ſich hinlängliche Kenntniſſe in der gerichtlichen Arzneykunde erwerben könne, gebe man ihm auch auf der Univerſität Gelegenheit dazu, und verlange nicht, daſs er ſeine Kenntniſſe in denſelben Vorleſungen ſammlen ſolle, wo der Mediciner ſeine gerichtliche Arzneykunde hört. Es freut Rec., daſs der verdienſtvolle *Hempel* in Göttingen jetzt Vorleſungen über die gerichtliche Arzneykunde bloſs für Juriſten hält, und es wäre ſehr zu wünſchen, daſs dieſs auf allen Univerſitäten geſchehen möchte. — Auf der andern Seite möchten auch wohl die Forderungen des Hn. *F.* an die Aerzte zu hoch ſeyn, wenn er verlangt, daſs ſie auſser Philoſophie überhaupt (deren Kenntniſs ſich aber ſchon von ſelbſt verſteht), *Criminalphiloſophie* und vorzüglich *Criminalphyſiologie*, auch auſser Moral und Naturrecht, den poſitiven Theil der peinlichen *Rechtswiſſenſchaft* und die dahin gehörigen Grundſätze des *Civil-* und *canoniſchen Rechts* wiſſen ſollen, da der gerichtliche Arzt doch immer nur in concreten Fällen als Sachverſtändiger zu Hülfe genommen wird. Der Staat ſorge dafür, daſs nur bloſs gründliche und ihr Fach ganz kennende Aerzte als gerichtliche Aerzte angeſtellt werden und die ſchlechten und mangelhaften Gutachten werden bald verſchwinden. Uebrigens vergleiche man dasjenige, was *Kopp* im *erſten* Jahrg. ſeines Jahrb. d. St. A. über dieſen Gegenſtand ſehr gut geſagt hat. — In der II. Abhandlung: *Ob und in wie weit eine geſetzliche Beſtimmung gewiſſer Vorſchriften für das, in gerichtlichen Sectionsfällen, von den Aerzten zu beobachtende Verfahren thunlich und rathſam ſey?* erklärt ſich der Vf. dafür, daſs den Obducenten allerdings eine vom Staate ſanctionirte Norm vorzuſchreiben ſey, wie ſie ihre Obductionen vorzunehmen haben. — Jedoch kann dieſs nur im Allgemeinen geſchehen, und geht hierin das allgemeine Criminalrecht für die preuſsiſchen Staaten (*erſter* Theil Criminalordnung. Berlin 1806.) mit einem muſterhaften Beyſpiele voran. Eine ganz ſpecielle Norm, wie ſecirt werden ſoll, möchte auch wohl nicht gut anzugeben ſeyn, da ſie nicht auf alle mögliche vorkommende Fälle vorher berechnet werden kann, und der Secant für vorkommende beſondere Fälle auch ein beſonderes Verfahren wählen muſs, um den Thatbeſtand richtig und zweckmäſsig aufzunehmen. Wer nur *Autenrieth's* und *Fleiſchmann's* Anleitungen ſtudirt hat, wird bey Sectionen nicht leicht in Verlegenheit kommen, und gewiſs alles, die normale Beſchaffenheit der unterſuchten Theile, wie die abnorme im Sectionsprotocolle, richtig angeben. Das allgemeine Verfahren bey Obductionen hat der Vf. in III. *Materialien zu den Vorſchriften, durch welche das in gerichtlichen Sectionsfällen zur Erlangung möglichſter Gewiſsheit über die Todesart dem Anſchein nach gewaltſam getödteter Perſonen, zu beobachtende Verfahren geſetzlich beſtimmt werden könnte*, vollſtändig und gut angegeben. — IV. *Bedeutende Rüge einer ziemlich herrſchenden Mangelhaftigkeit in der Erhebung des Thatbeſtandes eines Giftmordes.* Von *J. C. D. Meiſter*, B. R. D. Königl. Preuſs. Criminalrathe und Prof. Mit Recht dringt der Vf. darauf, daſs, wie bey Obductionen auch bey den chemiſchen Prüfungen der des Giftgehalts verdächtigen Subſtanzen eine Gerichtsperſon gegenwärtig ſeyn ſoll, um dem ganzen Acte die nöthige Glaubwür-

Digitized by Google

würdigkeit zu geben. — V. *Merkwürdige, für Inquirenten, Defensoren, und gerichtliche Aerzte gleich instructive Verurtheilung einer Giftmischerin eines, an ihrem Ehemann verübten, Giftmordes wegen.* Hier wird im Auszuge aus den Acten ein merkwürdiger Fall erzählt, wo eine Giftmischerin von der Todesstrafe losgesprochen und gelinder gestraft wurde, weil die Obducenten versäumt hatten, den Kopf des Verstorbenen zu öffnen, und daher, trotz der übrigen vorhandenen Beweise der Vergiftung und des eigenen Geständnisses der Inquisitin, Zweifel übrig blieben, ob nicht vielleicht eine Ursache des erfolgten Todes in der Schädelhöhle würde angetroffen seyn. Man sieht daher, wie wichtig es ist, auch bey Auffindung einer Todesursache in einer der drey Höhlen des Körpers, die Oeffnung der übrigen nicht zu versäumen. — VI. *Anzeigen von neuen Schriften.* Wenn der Herausg. seinem Plane getreu bleibt, so ist die Fortsetzung dieses Archivs allerdings für Juristen und gerichtliche Aerzte zu wünschen.

PÄDAGOGIK.

HANNOVER, b. Helwing: *Beobachtungen und Gedanken über Erziehung und über Volksschulen.* Ein hauptsächlich auf eigene Erfahrungen gegründeter Versuch. Nebst einem Anhange: über Legalität und Moralität in Rücksicht auf Erziehung und Bildung der Kinder. Von *Ernst Karl v. Reiche*, zu Nienburg im Hannöverschen. 1810. XXII u. 565 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Dienst- und Familienverhältnisse gaben dem Vf. vorliegender Schrift Veranlassung, über Erziehung und Volksschulen nachzudenken, darüber Beobachtungen anzustellen und Erfahrungen einzusammeln. Als er anfieng, dieselben niederzuschreiben, war es blos seine Absicht, davon für seine Verhältnisse Gebrauch zu machen. Zufällige Umstände bewogen ihn indefs, seine auf Beobachtung und Erfahrung gegründeten Ideen einsichtsvollen Männern zur Beurtheilung vorzulegen. Wenn sie ihm nun gleich nicht überall beystimmen konnten, so munterten sie ihn doch auf, den Gegenstand durch den Druck öffentlich zur Sprache zu bringen. Da nun auch eine, in dem Anhange zu dieser Schrift wiederum abgedruckte Abhandlung: *über Legalität und Moralität* u. s. w., welche der Vf. in das neue Hannöversche Magazin einrücken liefs, mit Beyfall aufgenommen wurde: so wagte er es, öffentlich mit seinen Ansichten und Meinungen hervorzutreten. Nun läfst sichs zwar nicht leugnen, dafs diese Schrift viel Gutes enthält und manche, immer noch nicht genug beherzigte Wahrheiten vorträgt, auch überall ein für die gute Sache der Erziehung und Jugendbildung erwärmtes Herz offenbart; wer aber im Schul- und Erziehungsfache nur etwas bewandert ist, wird durchaus nichts Neues aus derselben lernen. Die Ansichten, welche der Vf. vorträgt, gehn leicht und natürlich aus der gewöhnlichen Empirie hervor; die Grundsätze der Erziehung, die er aufstellt, bieten sich dem gesunden Menschenverstande von selbst dar; die Methoden, die er beym Unterricht befolgt wissen will, sind in den bessern Elementarschulen längst angenommen und ausgeführt; die Vorschläge, die er zur Verbesserung des Landschulwesens macht, finden sich in hundert andern Schriften einleuchtender und fester begründet vorgetragen. Dazu kommt noch eine ermüdende Weitschweifigkeit und eine viel zu weit getriebene Compilation. Hätte der Vf. die Kunst verstanden, seine Ideen kurz und gedrängt vorzutragen und alles Triviale abzuschneiden; hätte er die vielen, oft bogenlangen Stellen aus andern Schriften unabgeschrieben und die lästigen Titulaturen der citirten Schriftsteller unangeführt gelassen: so würde zwar seine Schrift auf den vierten Theil ihres jetzigen Bestandes zurückgebracht worden seyn, aber auch sehr viel an Werth und Interesse gewonnen haben. Es wäre ein löblicher Beweis aufrichtiger Freundschaft gewesen, wenn einer der sieben Herren, welchen der Vf. seine Schrift zur Durchsicht mittheilte, ihn darauf aufmerksam gemacht und ihm zum Wegwerfen des entbehrlichen Ballastes Muth eingeflöfst hätte. Sonderbar genug stehn jene sieben Männer (ein Minister, zwey Professoren, ein Schuldirector, zwey Consistorialräthe und ein Arzt) mit ihren Empfehlungsschreiben, gleich einer Schutzwehr am Eingange der Schrift, als wollten sie jedes ungünstige Urtheil mit Gewalt zurückweisen.

Damit der Leser indefs wisse, was er in diesem Buche zu suchen habe, so wollen wir den Inhalt desselben in gedrängter Kürze angeben. In der *Einleitung* werden einige allgemeine Gedanken über die Volksschulen vorgetragen und dann die besondern Gründe angegeben, welche den Vf. vermochten, seine Meinungen und Erfahrungen schriftlich aufzusetzen. Nachdem in dem *ersten* Abschnitt (welcher die Beobachtungen und Gedanken über Erziehung enthält) der Zweck jeder Erziehung ziemlich umständlich und ausführlich angegeben ist, wird das rechte Verhalten der Mütter während der Schwangerschaft angegeben, und dann das Kapitel von der physischen Erziehung abgehandelt. Hierauf werden die vielen Sünden, die in Absicht der sittlichen Bildung sowohl bey der häuslichen als öffentlichen Erziehung begangen werden, angedeutet, Lehren und Vorschriften zu einer vernünftigen Kinderzucht gegeben; es wird über die Heilmittel jugendlicher Fehler, Unarten und Verkehrtheiten gesprochen, jede körperliche Züchtigung aus den bekannten Gründen verworfen, und zuletzt (von S. 288 bis 329.) ein Erziehungsgemälde aus dem Kreise der glücklichen und geachteten Familie des Kleant aufgestellt. Dieis Gemälde, das gewifs aus dem wirklichen Leben genommen ist, hat den Rec. sehr angezogen: denn es trägt das Gepräge der Wahrheit unverkennbar an sich, und macht uns den Segen einer liebreichen und vernunftgemäfsen Erziehung recht anschaulich. Irren wir nicht, so ist es das eigne häusliche Leben, das uns der ehrwürdige Vf. in diesem Bilde aufstellt. — Hierauf geht Hr.

Digitized by Google

Hr. *v. R.* zu der Erziehungsart der niedern Stände, besonders des Bauernstandes über, schildert die traurige Beschaffenheit derselben, und giebt die Gründe an, warum die Prediger nicht so wohlthätig auf die häusliche Erziehung wirken können, wie wohl zu wünschen wäre. Von S. 366 bis 390 wird das Schreiben eines würdigen Landgeistlichen eingerückt, worin er die Mittel angiebt, durch welche er auf die Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens in seiner Gemeine so wohlthätig gewirkt hat. Ein lesenswerthes, von trägen und muthlosen Landpredigern wohl zu beherzigendes Schreiben.

Den *zweyten* Abschnitt (die kleinere Hälfte der Schrift) nehmen Beobachtungen und Gedanken über Volksschulen und Seminarien ein. Sie enthalten nichts eigenthümliches, da fast alles aus *Schwarz* Erziehungslehre, aus *Prechtls* Schrift über die gewöhnlichen Fehler in der Erziehung der Kinder, aus *Holschers* Anleitung für Lehrer und Lehrerinnen in Industrieschulen, aus einer Recension in unserer Allg. Lit. Zeitung, aus dem Revisionswerke, aus dem Hannöverschen Magazin, aus den *Weillerschen* und mehrern andern Schriften, ohne Zweck und Ordnung zusammengetragen ist. Am lesbarsten ist das Schreiben des vorerwähnten Landgeistlichen über den Religionsunterricht in Volksschulen (S. 407 — 422.). Ungern sieht man sich hie und da durch Wiederholungen und Tautologien aufgehalten. An Unrichtigkeiten in der Schreibart fehlt es auch nicht: so schreibt der Vf. z. B. *religieus* statt *religiös*, und verwechselt bisweilen die Präpositionen *vor* und *für*. — Die angehängte Abhandlung: *über Legalität und Moralität in Rücksicht auf Erziehung und Bildung der Kinder*, ist mit sichtbar gröfserem Fleifse und Nachdenken geschrieben, zeichnet sich aber weder durch Schärfe des Urtheils, noch durch Klarheit in der Darstellung aus.

ERDBESCHREIBUNG.

Erfurt, b. Müller: *Meine Wanderungen aus Schwaben durch die Maingegenden und Thüringen nach Sachsen*, im Frühjahr 1810 und Sommer 1811. 1811. IV u. 276 S. kl. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

In einem gar armseligen schmutzigen Gewande erscheint diese neue Reise, mit häfslichen Druckfehlern (z. B. Malibakus durchgängig für Melibocus) durch und durch verunziert. Rec. will diefs indefs dem Vf. nicht anrechnen, vielmehr weifs er aus eigner Erfahrung, wie unangenehm eine solche, zumal unverschuldete, Entstellung einem Schriftsteller wird; aber auch der innere Gehalt des kleinen Buchs erreicht kaum das Mittelmäfsige. Was Rec. bewegt, ihm noch so viel zuzugestehn, ist gröfstentheils die moralische Eigenthümlichkeit des Vfs.: denn sonst ist aus seiner Reise, wie es mehrentheils geschieht, weder ein fest bestimmter Zweck, noch ein reicher gehörig vorbereiteter Geist, noch weniger ein Grad von Kunst in der Darstellung abzunehmen. Aber er läfst wenigstens gröfstentheils Humanität und Billigkeit, so wie einen Grad von Bescheidenheit in seinen Urtheilen blicken — und nichts ist wohl widriger und einer schärfern Rüge würdig, als der so gangbare, anmaafsende, vorlaute und absprechende Ton der Reisebeschreiber, nichts verdriefslicher, als einen Menschen zu sehen, der sich durch körperliche Indisposition, schlechte Bewirthung, zufällige Umstände und daraus entspringende Stimmungen zu schiefen unwahren Urtheilen über Länder, Oerter und Individuen verleiten läfst, die zuweilen selbst nicht ohne Folgen bleiben. Unserm Vf. ist wenigstens eine ziemlich beständige gute Laune und Geradsinn eigen; auch scheint es ihm Ernst, sich durchaus als reifen gebildeten Mann zu zeigen, doch will diefs nicht durchaus gelingen, und es blickt noch an einigen Orten ein unreifes studentenmäfsiges Wesen hervor, z. B. S. 196. wo er die studentische Eintheilung der jungen weiblichen Welt zu Jena in *Floe*, *Minken Besen* und *Knochen* anführt. Selbst von der für den Rec. unbegreiflichsten aller Erbärmlichkeiten, zu erzählen, was man in ganz gewöhnlichen Gasthöfen an ganz gewöhnlichen Speisen und Getränken unter ganz gewöhnlichen Umständen genossen hat, ist der Vf. wenigstens nicht ganz frey; auch nicht von der Anmaafsung, die Physiognomie eines Ortes in Hinsicht auf Bildung, geselligen Ton u. s. f. nach sechs- oder zwölfstündigem Aufenthalt zeichnen zu wollen, wenn es gleich nicht eben im absprechenden Ton geschieht. Sein Witz ist ebenfalls unbedeutend und oft schlecht. So wird von Eisenberg (in Thüringen) erzählt: „Eine Gesellschaft Sauspieler (hoffentlich ein Druckfehler) trieb unter Direction eines gewissen Herrn L. eben ihr Unwesen im Rathhause. Die Vaudeville Oper, Rochus Pumpernickel, jetzt der Abgott des Tages, weil der herrschende Conversationston und Kunstgeschmack *viel Pumpiges* und die Moral *viel Nickelartiges* angenommen hat, wurde auch hier u. s. f. aufgetischt." Und in diesem Tone geht es noch ein paar Seiten fort. Unter der grofsen Menge von Gegenständen, welche der Vf. gröfstentheils nur im Fluge berührt, sind es die Städte *Erfurt*, *Weimar*, *Jena*, *Gera*, *Rudolstadt*, das Mufikfest zu Erfurt, die Herren *Arnold*, *Falk*, *Vulpius*, über welche hie und da eine Notiz vorkommt, die für das Uebrige längst und allgemein bekannte einigermafsen schadlos hält.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

PHILOSOPHIE.

KIEL, b. Schmidt: *Grundlegung einer Synonymik für den allgemeinen Sprachgebrauch in den philosophischen Wissenschaften;* von *Karl Leonhard Reinhold*, Prof. d. Philos. zu Kiel u. Mitglied d. Akad. d. Wissenschaften zu München. 1812. XXXII u. 320 S. 8. (1 Rhlr. 16 gr.)

Der achtungswürdige Denker, der den gröfsten Theil seines literarischen Lebens daran gewendet hat, dasjenige auszufinden, was der Philosophie nöthig ist, um Wissenschaft zu werden, mit rastlosem Eifer diesen wissenschaftlichen Bau zu vollenden strebte, und mit edler Selbstverleugnung viermal das Geständnifs ablegte, dafs er sich übereilt und zu früh sein εὕρηκα gerufen habe, tritt in diesem Werke zum fünften, und nach seiner eignen Versicherung zum letztenmal auf, um das wichtigste Hindernifs, welches die Philosophie nicht gleichen Schritt mit ihrer Schwester, der Mathematik, halten liefs, zu heben, und ihr ein festes, für alle Zeiten unwandelbares Fundament zu geben. Seine Wahrheitsliebe, sein redlicher Eifer, sein Talent, seine durch vier vergebliche und erfolglose Versuche erworbene Erfahrungen, die Wichtigkeit der Sache — alles vereinigt sich, diesem letzten Versuche des Vfs. ein grofses Interesse zu geben. Ist das Ziel, wonach er so lange gestrebt hat, diesmal glücklich erreicht, dann wird das Publicum, welches sich für Philosophie interessirt, sich freuen und Hrn. *Reinhold* viel Dank wissen — eine Freude, welche wir dem Vf. gerne wünschen möchten — ist das aber nicht der Fall, so ist doch das Bemühen des Vfs. nicht ganz vergeblich gewesen, und aufser andern wenigstens die Einsicht gewonnen worden, dafs auch dieser Weg nicht zu dem erwünschten Ziele führt — eine Erkenntnifs, welche, obgleich von negativer Art, doch von grofser Bedeutung ist. Es ist nicht genug, dafs ein originaler Geist den wahren Weg zeigt; gewöhnlich wird er nicht verstanden, oder die Gründlichkeit seiner Entdeckung bezweifelt. Je mehr Denker nach ihm aufstehen, welche nach dem Drange ihres originalen Geistes, oder aus Affectation der Originalität andere Bahnen öffnen wollen, desto mehr nahert sich der menschliche Geist durch die Entdeckung ihrer Falschheit dem Richtigen, und kommt zuletzt nach mancherley Abwegen auf die einzig richtige Bahn. Wir wollen nun durch unsern Bericht das Publicum in den Stand setzen, selbst zu urtheilen, welches Verdienst, das positive oder das negative, diesem Werke zukomme.

Ueber seinen Ideengang, Veranlassung und Absicht giebt der Vf. in dem an *Jacobi* gerichteten ausführlichen Vorbericht Rechenschaft. Einige merkwürdige Stellen dieses trefflichen Denkers, besonders in der Zugabe zu *Allwill's Briefsammlung*, Königsberg 1792, gaben ihm die erste Veranlassung, über den Hauptmangel der Philosophie tiefer nachzudenken. *Jacobi* sagte: „Werde ich es sagen, endlich laut sagen dürfen, dafs sich mir die Geschichte der Philosophie je länger je mehr als ein Drama entwickle, *worin Vernunft und Sprache die Menaechmen* spielen. Dieses sonderbare Drama, hat es eine Katastrophe, einen Ausgang? oder reihen sich nur immer neue Episoden an? Ein Mann, den nun Alles, was Augen hat, grofs nennt, schien den Gang der Verwicklungen dieses Stücks erforscht zu haben, und ihm ein Ende abzulehen. Mehrere behaupteten: dieses Ende sey nun schon gefunden und bekannt." So viele Systeme nach *Kant* haben die Aufgabe der Philosophie nicht nur für auflöslich, sondern auch täuschend für wirklich aufgelöst gehalten. Ich selbst, sagt der Vf., habe mich während dieses Zeitraums nicht weniger als *viermal* jener voreiligen Behauptung schuldig gemacht, indem ich anfangs der *Kantischen Kritik der reinen Vernunft*, hierauf *meiner Theorie des Vorstellungsvermögens*, dann der *Fichtischen Wissenschaftslehre*, und endlich dem *Bardilischen Grundrisse der ersten Logik* mit freudiger Zuversicht das εὕρηκα nachgerufen habe. Aber die Menaechmen haben fortgespielt, spielen immer fort, und das langwierige Drama, welches gegenwärtig schon fast ohne Zuschauer aufgeführt wird, droht immer langweiliger, unverständlicher und unverständiger zu werden, während die eine seiner Hauptpersonen, die Sprache, immer nur hinter den Coulissen ihr geheimes Spiel treibt, und die Vernunft unter wechselnden Verkleidungen auf die Bühne hervortritt, ohne dafs es der immer nur sich selber kritisirenden, bald deducirenden, bald construirenden, bald demonstrirenden, bald rekritisirenden — endlich gelingen könnte, die eigentliche Anstifterin des alten Mifsverständnisses und aller Verwicklungen desselben aus ihrem Hinterhalte auf den Schauplatz hervorzuziehen. *Jacobi* glaubte, „es fehle nur an einer *Kritik der Sprache*, die eine Metakritik der Vernunft seyn würde, um uns Alle über Metaphysik eines Sinnes werden zu lassen." Daran, fährt *R.* fort, fehlt es noch immer, und eben darum ist die Philosophie über ihre erste Aufgabe in ihren Sachwaltern mit sich selbst uneinig geblieben; darum haben die Wahrheitforscher den gesuchten Grund der wahren Gewifsheit und gewissen Wahrheit vergeblich

Digitized by Google

geblich gesucht: darum ist die *Erfahrung* und das *Gewissen* durch die Kritik der Vernunft, das *Bewusstseyn* durch die Theorie des Vorstellungsvermögens, das *Selbstbewusstseyn* durch die Wissenschaftslehre, das *Denken als Denken* durch die Bardilische Logik, das *absolute Anschauen* durch das Identitätssystem u. s. w. mit gleicher Vergeblichkeit aufgeboten worden.

Der Grund aller Missverständnisse der Philosophie, des Misslingens aller Versuche und Bemühungen der Wahrheitsforscher, ist die unbemerkte aber nicht unmerkliche Einwirkung der *Wandelbarkeit* und *Vieldeutigkeit des Sprachgebrauches*, weil die Wörter, welche dem Denken dienen sollten, dasselbe beherrschen, und die Vernunft in die ihrem Werkzeuge, der Sprache eigenthümliche Wandelbarkeit und Dienstbarkeit hineinziehen. Was der unvertilgbare Glauben an die Wahrheit ohne Kritik der Sprache bisher vermochte und vermag, das bezeugt die Geschichte der Philosophie; was er mit derselben und durch dieselbe vermögen wird, das muss erst noch erprobt werden.

Die Philosophie hat noch keinen allgemeinen Sprachgebrauch, sondern nur in der Metaphysik oder speculativen Philosophie nur besondere von einander abweichende und einander widersprechende Sprachgebräuche. Die Logik hat nur einen *gemeinen* Sprachgebrauch aufzuweisen, der sich zwar für den allgemeinen ausgiebt, aber seine Gemeinheit schon dadurch beurkundet, dass er sich nach dem Sinne eines jeden der mit einander streitenden Sprachgebräuche drehen und deuten lässt. Durch die dadurch entstehende Vieldeutigkeit und Willkürlichkeit des Ausdrucks ist das Fundament und die Wissenschaftlichkeit der Philosophie bis auf den heutigen Tag streitig. Jeder Streiter auf dem Gebiete der Philosophie hält seinen besondern Sprachgebrauch für den allgemeinen, oder strebt doch, ihn zum Range desselben zu befördern. Der wahrhaft allgemeine wird dadurch für die unbefangenen Zuschauer immer ungewisser und räthselhafter. Mitstreiten und siegen kann dieser Sprachgebrauch nicht, so lange er selbst noch streitig, unentschieden, problematisch ist, nur auf gerathewohl gesucht, oder gar für unmöglich gehalten wird. Aber er siegt ohne allen Streit über die, eigentlich nur mit einander streitenden, besondern Sprachgebräuche und über den Urheber ihres streitenden Daseyns — den gemeinen; er siegt unausbleiblich nach und nach in jedem endlichen Forscher nach dem Grunde der wahren Gewissheit, sobald er nur erst in dem Einen oder Andern dieser Forscher zum deutlichen Bewusstseyn gelangt ist, sobald er sich endlich einmal und irgendwo *ausdrücklich* und *öffentlich* ausgesprochen hat.

Man hält jene Vieldeutigkeit und Willkürlichkeit darum für *unvermeidlich* und *unüberwindlich*, weil die Philosophie auf diejenige Unterstützung ihrer Wortbedeutungen Verzicht thun muss, welche den mathematischen und allen auf äussere Erfahrung sich beziehenden Wissenschaften in Figuren, Zahlzeichen, Bildern und Wahrnehmungen zu Gebote steht. Allein die wissenschaftliche Philosophie ist eines andern Ausdrucks, als durch bilderlose Wörter, eben so wenig bedürftig als fähig, und der Mangel eines feststehenden Sprachgebrauchs in der Philosophie hat einen ganz andern Grund, als jene Bilderlosigkeit, nämlich die herkömmliche, gemeinübliche, unbemerkte aber nicht unmerkliche *Vermengung der Bedeutungen der sinnverwandten Wörter* (Synonymen) und der *gleichnamigen Begriffe* (Homonymen), welche eben die unentbehrlichsten, gebräuchlichsten und geläufigsten Wörter und Begriffe der allgemein geltenden Logik ausmachen, aber deren eigenthümliche Bedeutungen immer nur *stillschweigend* als bekannt und sich selbst verstehend vorausgesetzt, nie *ausdrücklich* im Bewusstseyn ausgesprochen, und daher immer nur *undeutlich* vorgestellt werden. Die Katastrophe der philosophischen Menaechmen kann also nur in der *Kritik der Sprache* bestehen. Das erste Geschäft dieser Kritik, die Arbeit, mit welcher das wissenwollende, aber noch nicht wissenkönnende Philosophiren aufhört, und das wissende beginnt, muss ein erklärendes Verzeichniss der höchst merkwürdigen Synonymen und Homonymen aufstellen. — Diese Worterklärungen dürfen eben so wenig dem gemeinen, als irgend einem besondern Sprachgebrauche aus dem Munde genommen seyn; die erklärenden und die zu erklärenden Wörter dürfen weder in der gehaltlosen Unbestimmtheit des gemeinen, noch in der willkürlichen Bestimmtheit irgend eines nur besondern Sprachgebrauchs angenommen und gebraucht werden. Bey diesem ganzen Geschäft darf die formale Logik so wenig, als irgend ein metaphysisches System, als ausgemacht zum Grunde gelegt werden. Eben darum müssen die aufzustellenden und den allgemeinen Sprachgebrauch aussprechenden Worterklärungen schon allein dadurch *verständlich* seyn, dass sie *ausdrücklich ausgesprochen* werden. Jede derselben muss einem jeden mit seiner Muttersprache nur einigermaßen vertrauten, und auf die von ihm bisher unbeachtete Synonymität und Homonymität der zu erklärenden Wörter aufmerksam gewordenen Forscher durch sich selbst einleuchten, und insofern sich von selbst verstehen.

Man sieht hieraus, was der berühmte Vf. mit seiner *Synonymik für den allgemeinen Sprachgebrauch in den philosophischen Wissenschaften* will, aus welchen Gründen er in derselben die Hauptbedingung des Aufhörens alles Widerstreits, aller Uneinigkeit und Missverständnisse auf dem Gebiete der Philosophie siehet, und von ihr sich den Anfang des goldnen Zeitalters derselben, wo die allgemeingültige Philosophie auch allgemeingeltend wird, verspricht. Dieselben Hoffnungen und Aussichten, welche er in der ersten Periode seiner wissenschaftlichen Laufbahn hatte, haben sich jetzt bey ihm erneuert; sein Streben und Wirken ist sich während der ganzen Zeit gleich geblieben, nur die Richtung hat sich geändert. So wie er es früherhin für möglich hielt, dass sich ein gewisses System oder ein Grundsatz als an sich gewiss allen Denkern durch sich selbst darstellen,

und

Digitized by Google

und vermöge des consequenten Denkens durch Abstraction und Reflexion, durch Analyse und Synthese derselbe Zusammenhang von abgeleiteten Sätzen aus der Grundwahrheit für alle Denker ergeben werde, und sein ganzes Streben darauf gerichtet war, dieses System als allgemeingültig darzustellen, und durch Hebung der Missverständnisse allgemeingeltend zu machen: so ist er jetzt überzeugt, dass eine Uebereinstimmung aller Denker in dem philosophischen Sprachgebrauch möglich sey; und er strebt dahin, diesen Sprachgebrauch, der allgemein werden kann, wirklich zu dem allgemeinen zu machen. So viel ist gewiss, dass, wenn ein allgemeiner Sprachgebrauch unter den Philosophirenden wirklich würde, damit auch das Streiten und die Uneinigkeit aufhören würde. Da hier aber keine blinde, mechanische, sondern eine auf Selbstdenken mit Einsicht und Ueberzeugung verbundene Einhelligkeit in dem Philosophiren gemeint seyn kann, so fragt es sich: ist die Einhelligkeit in dem Sprachgebrauch Wirkung oder Grund der Einhelligkeit in dem Denken? Ist nun nicht das zweyte, sondern das erste Verhältniss das wahre, indem die Sprache ein Werkzeug des Verstandes ist, so kann man nicht durch die Einhelligkeit des Sprachgebrauchs Einhelligkeit des Denkens, sondern vielmehr umgekehrt durch Einhelligkeit des Denkens Einhelligkeit des Sprachgebrauchs bewirken. So sehr wir auch die Wahrheitsliebe und das Talent des Verfassers ehren und hochachten, so wenig können wir uns doch des Gedankens erwehren, dass ein reger Eifer für ein unabläßig verfolgtes Ziel ihn in Ansehung der Erkenntniss der Ursache des Uebels irre geführt, und dass er die nächste und entfernte Quelle desselben nicht scharf genug unterschieden habe. Die Uneinigkeit der philosophischen Welt rührt von dem verschiedenen Grade des Interesses für Wahrheit, von der Verschiedenartigkeit der Talente, von dem Einflusse subjectiver Gründe auf die Ueberzeugung, und dann insbesondere von den verschiedenen Ansichten über das Wesen, den Zweck, Gründe, Nothwendigkeit, Quelle der philosophischen Erkenntniss, von den verschiedenen Wegen, objective Ueberzeugung für sich und Andere zu gewinnen, her. Die Grundsätze und Maximen des Philosophirens sind verschieden, folglich müssen es auch die Resultate seyn. Die Wandelbarkeit und Vieldeutigkeit der Wörter als Gedankenzeichen folgt hieraus durch eine natürliche Folge von selbst. Wäre es möglich, dem Sprachgebrauch Festigkeit und Unwandelbarkeit zu geben, so würde dadurch doch die innere Quelle der Uneinigkeit der Philosophen nicht verstopft. Es ist daher auch das vorgeschlagene Mittel, die Kritik der Sprache und die Synonymik ein verkehrtes Mittel, den beabsichteten Zweck zu realisiren, und ein Hysteron Proteron. Denn wie soll denn ein bestimmter unwandelbarer Sprachgebrauch gefunden werden? Wer soll das Recht und die Macht haben, ihn aufzustellen? Doch wohl die Denker, deren wissenschaftliche Thätigkeit er befördern soll. Diese suchen Zeichen für ihre Gedanken nach Maassgabe ihres geistigen Talents und Bedürfnisses im Zusammenhange mit ihrem Systeme und ihrer Methode, aus dem Sprachschatze schon vorhandener Sprachen, welcher zum Theil schon im gemeinen Leben und zu dem wissenschaftlichen Gebrauche angewendet worden. Andere prüfen die gefundenen Zeichen in Rücksicht ihrer Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit ebenfalls wieder nach ihren Ansichten und Einsichten. Bey beiden, sowohl den erfindenden als prüfenden, tritt aber eben der unbemerkte, aber nicht unmerkliche Einfluss subjectiver Bestimmungsgründe ein, durch welchen allgemeine Einstimmung gehindert wird. Wer sich auch ganz frey von diesen Einwirkungen glaubt, wird oft am meisten das Spiel derselben. Mit einem Worte: es ist nicht abzusehen, wie ein philosophischer allgemeingeltender Sprachgebrauch unabhängig vom Denken und Philosophiren, und ohne allen Einfluss der Subjectivität gefunden und in Gang gebracht werden soll. Man stelle uns erst ein allgemeingeltendes System der Philosophie auf, man werde einig in der Erkenntniss der Kraft und Unmacht des Erkenntnisses, des Vermögens und Unvermögens der Vernunft, ihrer Bestimmung und Sphäre; man verständige sich über den Anfangs- und Endpunkt der Philosophie und die Methode des Philosophirens, dann wird sich auch mit demselben ein allgemein einstimmiger Gebrauch der Sprache einfinden; vor jenem ist dieser nicht möglich. Es ist unbegreiflich, wie Denker von anerkanntem Talent und von dem redlichsten Eifer für Wahrheit erfüllt, einen Weg nach dem andern versuchen, um der Philosophie den Rang evidenter Wissenschaft zu geben, wie sie sich vergeblich in Entdeckung allerley Mittel erschöpfen, und darüber das, was vor den Füßen liegt, was ganz natürlich sich darbietet, übersehen, und aus einem Abweg in den andern gerathen, ohne zum einzig richtigen Wege umzulenken. *Kant* hatte den richtigen Weg eingeschlagen, welchen man nicht so bald hätte verlassen sollen; er hatte die lebendige Quelle entdeckt, aus welcher gewisse Erkenntniss zu schöpfen war. Die nach ihm gefolgt sind, graben lieber wasserlose Brunnen, und ihre ganze Kunst besteht in dem Blendwerke, dass für Quellwasser gehalten werde, was sie erst durch die Kunst in dieselben hineingebracht haben. Die Kritik der Sprache kann nur das Resultat der Kritik des Erkenntnissvermögens seyn. Rec. verkennt keinesweges die Vortheile und das Interesse einer solchen Kritik, und einer Synonymik für den wissenschaftlichen Gebrauch, wenn er gegen die überspannten Vorstellungen davon seine Stimme erhebt.

Der Versuch einer Synonymik, welchen der Vf. in dieser Schrift dem Publicum vorgelegt hat, ist nicht von der Art, dass die Ueberzeugung des Rec., wie er sie eben ausgesprochen hat, umgeändert werden konnte; sie ist vielmehr durch die Ausführung vollkommen gerechtfertigt worden. Was er ebenfalls bey der ersten Ansicht des Hauptgedankens vermuthete, dass der Vf. von einer gewissen subjectiven Ansicht eingenommen, nur die eine, aber nicht die an-

Digitized by Google

andere Seite des Gegenſtandes erwogen, und von einer gewiſſen Selbſttäuſchung gehalten, nicht mit ganzer ungetheilter Kraft des Geiſtes die höchſte Angelegenheit der Philoſophie durchforſcht habe, auch dieſes wurde ihm bey dem ferneren Studium dieſer Schrift zur vollen Ueberzeugung. Die Haupttendenz ſeiner philoſophirenden Vernunft iſt und war immer das Streben, ein Syſtem von Philoſophie aufzuſtellen, und *negative* die demſelben entgegenſtehenden Hinderniſſe wegzuräumen. Aus dem letzteren Syſteme, das er mit ungetheilter Liebe angenommen hatte, dem rationalen Realismus, ſind mehrere Hauptſätze ihm geblieben, die er als ausgemachte Wahrheiten betrachtet, beſonders der, daſs das reine Denken nicht bloſs auf formale, ſondern auch auf materiale Weiſe aller Erkenntniſs zum Grunde liege, und daſs die Logik, als Wiſſenſchaft des formalen, aber inhaltsleeren Denkens ein bloſses Blendwerk ſey. Da die verſuchte Demonſtration dieſer Sätze nicht recht gelingen und keine allgemeine Ueberzeugung hervorbringen wollte, ſo glaubte der Vf., es müſsten derſelben Miſsverſtändniſſe zum Grunde liegen, welche aus dem bisherigen philoſophiſchen Sprachgebrauch entſtänden, und er ſuchte dieſes Hinderniſs theils durch Kritik des bisherigen, theils durch Aufſtellung eines neuen Sprachgebrauchs aus dem Wege zu räumen. Indem er annimmt, daſs das reine Denken real ſey, ſucht er die Worte, welche die allgemeinſten Functionen des Denkens ausdrücken, dieſer Anſicht gemäſs zu beſtimmen, daſs ſie einen realen Inhalt bekommen und Begriffsformen zu Objecten werden. Dieſes iſt die ſubjective Anſicht, welche den hellen Verſtand des Vfs. umnebelt hat, daſs er ſelbſt ſich nicht bewuſst wurde, wie ſehr er der von ihm ſelbſt aufgeſtellten Hauptbedingung der Synonymik, daſs ihr kein metaphyſiſches Syſtem als ausgemacht zum Grunde liegen dürfe, entgegen gehandelt habe, und wie wenig die Beſorgniſs, es werde hier der *rationale Realismus* nur mit andern Worten wiederholt (S. XXVIII.), ganz beſeitigt worden. Wir bedauern dieſes um ſo mehr, da die Idee einer philoſophiſchen Synonymik ſonſt ein ſehr verdienſtliches Unternehmen hätte werden können, und der Vf. auch in der verfehlten Ausführung ſehr viele treffliche Wahrheiten in Anſehung des Philoſophirens überhaupt, und der verſchiedenen philoſophiſchen Syſteme in Anſehung einiger Hauptbegriffe der Wiſſenſchaft aufgeſtellt hat, deren Kraft durch ſeine Einſeitigkeit geſchwächt worden iſt.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

TÜBINGEN, b. Heerbrandt: *Zwey Theaterſtücke* vom Freyherrn *von Thumb*. 1813. 138 S. 8. (12 gr.)

Der Ausdruck: Theaterſtück, dürfte ſchwerlich vielen Beyfall finden; der allgemeinere Ausdruck: Schauſpiel, wäre gewiſs beſſer, wenn man nur die Leſer von der Nebenidee abbringen könnte, daſs ſie ſtets darunter die *comédie larmoyante* der Franzoſen verſtanden wiſſen wollen. Dieſs Bändchen enthält zuerſt: *Täuſchung und Wahrheit*. Schauſp. in 3 Akten. Sichtlich haben dem Vf. dabey *Kotzebue's* Stricknadeln vorgeſchwebt. Die Charaktere des Geheimenraths, Helenen's, der Fräulein Erneſtine, Graf Fraſens und ſelbſt des Bedienten Heinrich, ſind dem des Baron, der Baronin, der Mutter des Barons, des Grafen Eslingen und des alten Chriſtian faſt ganz ähnlich, und eben ſo iſt es auch die ganze Zuſammenſtellung, in welche dieſe Charaktere kommen; nur daſs die Entwicklung durch die neu hinzugekommene Intrigue mit Helenen's Mutter ſich etwas anders formt, und Fräulein Erneſtine eine gemeine Frömmlerin, nicht die biedere, altſittliche, fromme Mutter, wie in jenem Stücke iſt. Gerade dieſe Wendung aber miſsfallt uns, ſo wie die ganze Liebesgeſchichte derſelben mit dem albernen Baron von Randau, worin ſich auf der einen Seite allzuſehr Mannſucht und ekelhafte Koketterie bey erheuchelter Frömmigkeit, und auf der andern zu ſehr ausgeſprochene Gemeinheit vereinen. Auch iſt der Charakter des Grafen Fraſen im 3ten Akte zu ſehr in gemeine Gewinnſucht gezogen, ſo wie überhaupt diele ganze Scene mit Helenen zu ſtark aufgetragen. Wer ſo, wie dieſer Graf, Helenen um 16,000 Thaler prellen will, kann ſich unmöglich ſo weit verſtellt haben, um dieſer edlen Frau Freundſchaft und Vertrauen vorher zu gewinnen, und ihr Hingeben an ihn motivirt ſich dann zu wenig, oder ſtellt ihren Charakter zu ſehr in Schatten, was doch der Vf. wieder nicht will. Am gelungenſten ſind die Scenen zwiſchen dem Geheimenrathe und Helenen, ſo wie überhaupt die Schilderung des erſten in ſeiner ernſten, edlen Liebe und verhaltenem Schmerze recht brav iſt. Dieſs gilt auch vom Schluſſe, wo Helene ihre Mutter wieder findet. Unnatürlich und den Sitten höherer Stande zuwider iſt es dagegen, wenn im erſten Akte der Graf und Baron Helenen von dem Maskenballe ſehr ſpät nach Hauſe begleiten, und ſie noch eine lange Unterredung mit ihnen im Vorſaale hat, ſogar Thee ſervíren läſst, und der Baron ſelbſt dabey einſchläft. Zu derb ſind auch die Dinge, welche die Stiftsdame Helenen in der 5ten Scene des 2ten Akts ſagt. Tadeln wollen wir nicht, daſs man am Schluſſe nicht erfährt, was aus dem Verhältniſſe der Stiftsdame und des Barons wird; aber manche Leſer, die alles gern aufs Reine gebracht wiſſen, werden es deshalb an Vorwürfen nicht fehlen laſſen. Das zweyte Stück: *Die Heimlichkeiten*, Luſtſpiel in 1 Akte, iſt ziemlich unbedeutend; doch kann es bey raſchem Spiele gefallen. Der Verwalter Brummer iſt ein neues Beyſpiel für unſre vorhin angedeutete Regel.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

PHILOSOPHIE.

KIEL, b. Schmidt: *Grundlegung einer Synonymik für den allgemeinen Sprachgebrauch in den philosophischen Wissenschaften*, von *Karl Leonhard Reinhold* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Das Werk besteht aus drey ungleichen Theilen. An der Spitze steht eine *Kritik des Sprachgebrauchs in der Philosophie aus dem Gesichtspunkte der Sinnverwandtschaft der Wörter und der Gleichnamigkeit der Begriffe*, eine Abhandlung, welche den wichtigen Gegenstand nicht erschöpft, und nur zur Einleitung der darauf folgenden *Verwandtschaftstafeln der vornehmsten Familien sinnverwandter Wörter und gleichnamiger Begriffe* dienet. Die Hauptgedanken dieser Kritik enthalten folgendes: Das Sprechen und Denken steht in einem Zusammenhange, indem das Denken nicht ohne Sprechen und das Sprechen nicht ohne Denken möglich ist; aber beide sind auch wieder von einander verschieden, ob gleich noch keiner philosophischen Analysis es gelungen ist, diesen Unterschied wissenschaftlich aufzuweisen. (Ist dieses wirklich niemals geschehen?) Der *Sprachgebrauch* besteht nach der gemeinen Ansicht in der *Wechselwirkung des Denkens und der gewissen Gedanken gewisse Wörter beygesellenden Gewohnheit.* Bey dem gemeinen vulgären und gedankenlosen Sprachgebrauche des grossen Haufens ist es die sich von aussen aufdringende Gewohnheit, was sich für das *Denken* ausgiebt und den Sinn der Wörter bestimmt. Bey dem angeblich *philosophischen*, in der That aber nur sophistischen und particulären Sprachgebrauche einer Sekte ist es die durch die Phantasie und Willkür der Tonangebenden angenommene, und durch sein Ansehn und seine Geschicklichkeit durchgesetzte Gewohnheit, was den Schein eines *veredelten Denkens* annimmt, ungeachtet es nicht einmal ein *wirkliches* Denken ist. In beiden scheint das Denken und die Gewohnheit sich wechselsweise zu bedienen und zu beherrschen; aber das Denken, welches der Gewohnheit dient, kann doch nur der Schein des Denkens seyn, und so ist doch nur die Gewohnheit das allein Herrschende. So wie es aber einen wesentlichen Unterschied zwischen dem wirklichen und scheinbaren, zwischen dem allgemeinen und particulären Sprachgebrauch geben muss, so kann das Eigenthümliche des allgemeinen Sprachgebrauchs nur in der *Unterordnung* der Gewohnheit unter das Denken bestehn, dass dieses herrsche, jene diene. Eine eigentliche Wechselwirkung findet dagegen nur zwischen der Gewohnheit einerseits und der Phantasie und Willkür andrerseits Statt. (Darin hat der Vf. unstreitig die Wahrheit auf seiner Seite, dass zum allgemeinen Sprachgebrauch nur derjenige werden könne, der durch das wirkliche, oder welches eben das ist, das richtige Denken und Erkennen, welches der Vf. nicht gehörig von einander unterscheidet, bestimmt worden ist. Es entsteht aber nur die Frage: *welches dieses wirkliche richtige Denken und Erkennen sey?* Und hier findet sich sogleich wieder die Uneinigkeit, welche durch den allgemeinen Sprachgebrauch gehoben werden soll, ein, indem jeder Denker sein subjectives Denken für das richtige und allgemein geltende ansiehet und als solches geltend machen will. Eben dieses that auch der Vf.) Der Vf. betrachtet hierauf den Sprachgebrauch in der Metaphysik, der sich durch unaufhörlichen Wechsel auszeichnet (er nennt daher witzig den abwechselnden Krieg und Sieg der Metaphysiker einen *Wortwechsel*), und in der Denklehre, welcher sich bey der noch so grossen Veränderlichkeit in der Philosophie in seiner Allgemeinheit unveränderlich behauptet hat. Er findet den Grund von dieser Allgemeinheit in der *Gehaltlosigkeit* der in der bisherigen Logik aufgestellten *Denkformen*, welche sich durch die Geschmeidigkeit, Biegsamkeit und Fügsamkeit beurkundet, womit sie sich an jeden noch so verschiedenen Inhalt des gemeinen und speculirenden Vorstellens anschmiegen und jedem der einander widersprechenden Lehrgebäude dienen. Eben daher sey auch die Logik an den Streitigkeiten auf dem Gebiete der Metaphysik gar nicht unschuldig, weil sie die unaufhörlichen Missverständnisse nicht nur nicht aufheben und verhindern könne, sondern sie selbst herbeyführe und unterhalte, und zwar durch die Beschaffenheit ihrer Denkformen, indem das eigentliche Wesen ihrer *Gehaltlosigkeit* in der unläugbaren aber unbekannten *Vieldeutigkeit* derselben bestehe. Dass aber diese Vieldeutigkeit bis jetzt noch nicht als der wesentliche Fehler der Logik erkannt worden, dieses sey die Folge theils von der *unlogischen Abstraction*, indem man von dem *Unterschiede des Denkbaren* als dem vermeintlichen Inhalte wegsehe und auf den *Nichtunterschied des Denkbaren* als auf die vermeinte Form hinsehe, theils von der scheinbaren Bestimmtheit, Haltbarkeit und Brauchbarkeit, welche von diesen Denkformen in den exacten Wissenschaften dadurch erschlichen werde, dass ihre Vieldeutigkeit auf den Feldern dieser Wissenschaften durch Figuren, Zahlzeichen, Bilder und sinnliche Evidenz niedergeschlagen werde, theils endlich

Digitized by Google

lich und hauptſächlich von der *Synonymität* der unentbehrlichſten Wörter, durch welche dieſe Denkformen unmittelbar oder mittelbar bezeichnet werden. Die bisherige Unbeſtimmtheit des Begriffs der *Synonymität* iſt Urſache, daſs dieſe Synonymität, in welcher das eigentliche *Geheimniß der geheimen Vieldeutigkeit der Denkformen*, und das eigentliche *Geheimniß der vergebens geſuchten Wiſſenſchaftlichkeit der Philoſophie* enthalten iſt, bisher entweder gänzlich unbeachtet, oder wenigſtens ununterſucht geblieben iſt. [Die Denkformen wurden vieldeutig, eben ſowohl durch den Mangel an Beſtimmtheit und Mangelhaftigkeit der Reflexion als durch den ſpeculativen Gebrauch, den man von ihnen zu machen ſuchte. Nachdem die Logik als Wiſſenſchaft des Denkens der Form nach betrachtet wurde, muſste das Blendwerk aufhören, als könne ſie der Philoſophie Gehalt geben, und als wäre es möglich, aus Begriffen das Weſen der Dinge zu erkennen und durch das Denken reale Wiſſenſchaft des Ueberſinnlichen zu erlangen. Diejenigen, welche nach einer wiſſenſchaftlichen Philoſophie auch in demjenigen, was nur geglaubt werden kann, ſtreben, beſchuldigen die Logik, daſs ſie nur der Schein einer Wiſſenſchaft ſey, weil das Denken, was ihren Gegenſtand ausmacht, inhaltlos ſey, und ſie verlangen, daſs die Formen des Denkens einen Inhalt haben ſollen, weil ſie ſonſt für den Zweck ihrer Speculation nichts mit denſelben anzufangen wiſſen. Anſtatt daſs nach der Anſicht der erſten die Denkkraft nach einer gewiſſen Geſetzmäſsigkeit verfähret, worin das Formelle des Denkens beſtehe, welches durch Reflexion und Abſtraction gefunden und zum Behuf der Wiſſenſchaft in das deutliche Bewuſstſeyn aufgefaſst und von dem Inhalte unterſchieden werden muſs, ſo daſs dieſes Formelle an ſich nichts weiter iſt, als die allgemeine Bedingung der Erkenntniſs, ohne ſelbſt reale Erkenntniſs zu ſeyn, wiewohl es mittelbarer Weiſe die Form jedes erkennbaren Gegenſtandes, inſofern er gedacht wird, ausmacht, woher der Unterſchied der reinen formalen und materialen Logik entſteht; wollen dieſe, daſs die Denkkraft nur in einem Hinſehen auf reale Objecte beſtehe, um an demſelben das Allgemeine und das Beſondere zu unterſcheiden, und daſs die Denkformen eben jenes Allgemeine an dem Beſonderen zum Gegenſtande haben, wodurch ſie einen realen Inhalt gewinnen. Auſserdem, daſs dieſe Anſicht, ſich nur auf ein ſpeculatives Bedürfniſs beziehet und ſonſt durch nichts erwieſen werden kann, hat ſie noch das gegen ſich, daſs die Nothwendigkeit und Allgemeinheit dieſer Begriffe auf dieſe Weiſe unerklärlich bleibt, und daſs die Objectivität derſelben, wie ſie hier angenommen wird, doch nur in einem Gedacht werden beſteht, welches kein reales Seyn iſt. Wenn man indeſſen auch die Möglichkeit und die Realität dieſer Anſicht zugiebt, ſo müſſen die Anhänger derſelben doch ein Denken derſelben annehmen, welches in einer gewiſſen Verknüpfung der Vorſtellungen beſteht, folglich auch eine gewiſſe Form dieſer Thätigkeit, wobey von dem Inhalte derſelben abgeſehen werden kann. Es iſt alſo gar nicht abzuſehen, wie ſie eine formale Denkwiſſenſchaft läugnen wollen.]

Da nach dem Vf. an der Vieldeutigkeit jener Denkformen die Unbeſtimmtheit des Begriffs Synonymität den gröſsten Antheil hat, ſo ſucht er erſt dieſen Begriff zu beſtimmen, wozu ihm die Prüfung der Ariſtoteliſchen und Eberhardiſchen Erklärung der Synonymität und Sinnverwandtſchaft den Weg bahnet. Nach Ariſtoteles iſt die *Gleichnamigkeit* das Gemeinſchaftliche der Synonymität und Homonymität. Gleichnamigkeit mit Einerleyheit des Begriffs iſt Synonymität; Gleichnamigkeit mit Verſchiedenheit des Begriffs Homonymität. Nach dem heutigen Sprachgebrauch, welchem *Eberhard* folgt, bedeutet das Wort Synonym aber nur die Sinnverwandtſchaft zwiſchen den Bedeutungen verſchiedener Wörter, und die Gleichnamigkeit ſcheint ausgeſchloſſen. Aber beide Begriffe ſind zu enge. Gleichwie die Bedeutungen verſchiedener Worte wegen ihrer nahen und unbeſtimmt vorgeſtellten Aehnlichkeit oft vermengt und verwechſelt werden; ſo werden auch die Unterſchiede derjenigen Begriffe, welche der Sprachgebrauch um ihrer Aehnlichkeit willen durch einerley Wort zu bezeichnen pflegt, eben dieſer Einerleyheit wegen nicht ſeltener aus dem Auge verloren. Bey den Erklärungen des Eigenthümlichen jener verſchiedenen Wörter wird die Verwandtſchaft derſelben durch gleichnamige Begriffe ausgeſprochen, welche in der That ſelbſt wieder nur ſinnverwandt ſind, aber bey der Unbeſtimmtheit ihrer Verwandtſchaft und wegen ihrer Gleichnamigkeit als gleichbedeutend angenommen werden. So erklärt Ariſtoteles die *Einerleyheit* durch *Einheit des Weſens*, *Aehnlichkeit* durch *Einheit der Beſchaffenheit*, *Gleichheit* durch *Einheit der Gröſse*. Allein der Begriff Einheit erklärt eben ſo wenig die Verwandtſchaft dieſer Begriffe als die Worte Weſen, Beſchaffenheit und Gröſse ihre Eigenthümlichkeiten richtig angeben. Denn es giebt eben ſowohl gleiche als ähnliche Weſen, Beſchaffenheiten und Gröſsen. *Eberhard* bedient ſich nicht des Begriffs Einheit, ſondern *Einerleyheit*, um die Verwandtſchaft der Begriffe Aehnlichkeit und Gleichheit auszuſprechen. Dinge ſind *gleich*, ſagt er, welche einerley Gröſse, *ähnlich*, die einerley Beſchaffenheit haben. Nach dem beſondern Sprachgebrauch der Mathematiker iſt freylich Aehnlichkeit Gleichheit der Beſchaffenheit bey ungleicher Gröſse und Gleichheit Gleichheit der Gröſse bey ungleicher Beſchaffenheit; aber in der urſprünglichen eigenthümlichen Bedeutung iſt Gleichheit die *Einerleyheit in der Vielheit*, die *Aehnlichkeit* weder Einerleyheit noch Gleichheit, ſondern nur die *Angränzung*, *Verwandtſchaft*, *Annäherung des Beſondern in ſeinen Beſonderheiten*. [Wenn man nun aber weiter fragt, was Angränzung, Verwandtſchaft, Annäherung ſey, ſo kommt man doch nothwendig auf den Begriff der Einerleyheit zurück.] Die Wörter *Einheit* und *Einerleyheit*, *Verſchiedenheit* und *Unterſchied* ſind unter allen in der Denk- und Weſenlehre gebräuchlichen Wörtern die

ge-

Digitized by Google

gebräuchlichſten und unentbehrlichſten, weil ſie die höchſten Denkformen, die oberſten Stammbegriffe bezeichnen. Aber gerade bey ihnen iſt die Verworrenheit am gröſsten, und man ſieht ſich in den Logiken vergeblich nach einer Erklärung derſelben um. In der Kategorieentafel des Ariſtoteles fehlen ſie ganz. Bey *Kant* findet man zwar die *Einheit* unter den Kategorieen, die Einerleyheit unter den Reflexionsbegriffen aufgeführt, aber ohne allen Aufſchluſs über die ſinnverwandten Bedeutungen dieſer Worte. Wie ſich Einheit von Einerleyheit unterſcheidet, iſt mit keinem Worte berühret. Die Einheit tritt mit der Vielheit und Allheit als ein Charakter der Quantität auf. Die Einheit wird alſo mit der quantitativen Einheit verwechſelt, und es wird vergeſſen, daſs es auch qualitative und abſolute quantitätloſe Einheit gebe. Die Einzelheit iſt ebenfalls vergeſſen oder mit der Einheit verwechſelt. Es iſt vergeſſen worden, daſs es eine *Einheit über der Vielheit*, *eine Einheit in der Vielheit*, und eine Einheit in der Einzelheit giebt, und daſs dieſe gleichnamigen Einheiten nicht einerley Einheit, ſo wenig als die bloſse Einerleyheit ſelbſt ſeyn können. Der vieldeutige Begriff der Einheit, welcher durch ſeine gehaltloſe Geſchmeidigkeit unter mancherley Charakteren und Benennungen auftritt, ſpielt nebſt dem eben ſo vieldeutigen Begriffe des Unterſchiedes in der Kantiſchen und den darauf folgenden Philoſophieen die Hauptrolle. Die Doppelſinnigkeit der Wörter Einheit und Einerleyheit war auch Urſache, daſs der Verſuch, welchen der Vf. in *ſeinen Anfangsgründen der Erkenntniſs der Wahrheit in einer Fibel für noch unbefriedigte Forſcher nach dieſer Erkenntniſs.* Kiel 1808. machte, in der Hauptſache miſslang. Erſt die Beſchuldigung *Schellings* in ſeinen philoſoph. Schriften S. 408, daſs niemand mehr als *Reinhold* Einheit mit Einerleyheit verwechsle, machte ihn nach S. 262, auf dieſen Unterſchied aufmerkſam. Zuletzt giebt der Vf. noch die Eigenthümlichkeiten dieſer Synonymik an, welche ſchon gröſstentheils in der Vorrede vorgekommen ſind, daſs ſie nämlich weder den vulgären Sprachgebrauch, noch das Blendwerk der formalen Denklehre, noch irgend einen der particulären Sprachgebräuche aus irgend einem philoſophiſchen Syſteme zum Grunde legen dürfe, ſondern lediglich dem *Wahrheitsgefühle* das in jeder gebildeten Sprachgenoſſenſchaft lebendigen Geiſtes vertrauen müſſe, daſs ſie keine neuen Bedeutungen erfinden, ſondern nur die eigenthümlichen und als ſolche urſprünglichen und wechſelloſen Bedeutungen, welche von jeder ſtillſchweigend, aber eben darum noch nie ausdrücklich, nie deutlich, ſondern nur verworren vorausgeſetzt worden, durch wörtliches, ausdrückliches, deutliches Ausſprechen aus ihrer Verworrenheit und Dunkelheit hervorzuheben habe; daſs ſie nicht die alphabetiſche, ſondern diejenige Ordnung befolgen müſſe, welche auf natürlichem Zuſammenhange beruhe.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

GESCHICHTE.

1) Dresden, in der Beger. Buch- u. Kunſth.: *Hiſtoriſche Nachricht von der Elbbrücke zu Meiſsen*, von ihrer Erbauung bis zu der am 12ten März 1813 erfolgten Verbrennung. Eine Beylage zu den Abbildungen derſelben, wovon die eine ſie in ihrem gegenwärtigen Zuſtande, die andere im Augenblicke des Brandes darſtellt. Ein in zwey Columnen getheiltes Blatt in gr. Querquart, nebſt den beiden Abbildungen von gleicher Gröſse.

2) *Ebend.*, b. Moraſch u. in Comm. in der Walther. Hofbuchh.: *Die beiden Elbbrücken von Meiſsen und Dresden*, ſeit dem 12ten und 19ten März 1813. 4 und 8 S. in Querquart, nebſt 2 radirten Kupfern.

3) *Ebend.*, in der Arnold. Buchh.: *Erklärung zur Anſicht der geſprengten Dresdner Elbbrücke, im Augenblicke der Exploſion.* Nach dem Berichte eines Augenzeugen vom Brühl'ſchen Garten herab beobachtet. Ein Blatt Text in Querfol. nebſt einem dergleichen Kupfer von *Wizani* d. J.

4) In derſ. Buchh.: *Die Elbbrücke zu Dresden*, hiſtoriſch und maleriſch vorgeſtellt, von *C. A. W.* 1813. 40 S. in 8. Mit einem Kupfer in Querfol. von *Veith.*

5) *Ebend.*, in der Beger. Buch- und Kunſth.: *Hiſtoriſche Nachricht von der Dresdner Elbbrücke*, von ihrer Erbauung an, bis zu der den 19ten März erfolgten Sprengung; nebſt einer Abbildung derſelben nach dieſem Ereigniſſe. 1 Blatt in Querfol. mit zwey geſpaltenen Columnen. Das Kupfer ſoll von C. A. Richter gezeichnet und geſtochen ſeyn.

6) *Ebend.*, in der Hilſcher. Buch- u. Muſikh.: *Baugeſchichte und Beſchreibung der berühmten Elbbrücke zwiſchen Alt- und Neu-Dresden*, von ihrer Entſtehung an bis zu ihrem Ruin am 19ten März 1813. Nebſt Abbildung nach der erfolgten Sprengung in Querfol. Die Beſchreibung macht 2 Blätter in 4.

Nr. 1. und 2. beſchäftigen ſich mit der *Meisner* Elbbrücke; und zwar giebt uns Nr. 1. gröſstentheils die Geſchichte derſelben von ihrer erſten Entſtehung an, um eine kleine Ueberſicht von der ganzen Geſchichte dieſer Brücke zu liefern, erzählt aber auch den neuen Vorfall hinlänglich. Nr. 2. hingegen erwähnt bloſs ihre neuere Geſchichte, und auch davon nur ſo viel, als der Zuſammenhang erfordert, um den Faden an dieſe neue Begebenheit zu knüpfen. Beide bilden alſo ein Ganzes, das man nicht ohne Vergnügen lieſet. — Dieſe Brücke iſt zu drey verſchiednen Malen abgebrannt worden. Das erſte Mal geſchah es im J. 1547., da der überraſchte Kurfürſt Johann Friedrich, um ſeine Flucht vor dem zürnenden Kaiſer Karl V. und dem blutdürſtigen Herzog von Alba zu decken, ſie anzünden lieſs. Das zweyte Mal im ſiebenjährigen Kriege den 25ſten Aug. 1756, und das letzte Mal im Monat März dieſes Jahrs.

Was

Digitized by Google

Was die Kupfer anlangt, so wird Rec. weiter unten davon sprechen. — Nr. 2. beschäftigt sich zugleich auch mit der *Dresdner* Elbbrücke, erwähnt aber auch hier nur so viel von der Geschichte derselben von August II. an, als dazu gehört, die Sache in einer richtigen Uebersicht darzustellen. — Nr. 3. hat, so wie auch die folgenden, blos die Dresdner Brücke zum Gegenstande, und giebt in einer kurzen Erzählung die Sache blos so an, wie sie geschah, und zeigt uns also gewissermafsen blos das in seiner Beschreibung, was uns der Künstler auf seinem Blatte zeigt. — Nr. 4. vergleicht anfangs diese Brücke mit andern Brücken Deutschlands, und giebt ihr den verdienten Vorzug. Die darauf folgende Beschreibung derselben ist ausführlicher, als die übrigen, und liefert uns, in einem angenehmen Vortrage, eine hinlängliche Uebersicht derselben von ihrer ersten Entstehung bis auf unsere Zeiten. Nr. 5. und 6. geben eine kürzere Uebersicht des Ganzen, doch geht letztere noch weiter, d. h. bis auf den allerersten Ursprung zurück, so weit dieses möglich ist; in beiden findet man eine gedrängte, aber nicht undeutliche, Kürze, die den Leser nicht ohne Theilnahme läfst. — Doch nun zu den damit verbundenen Kupfern.

Unter den ersten fünf Numern, die alle in einem recht gefälligen Stile gezeichnet und gestochen sind, zeichnet sich das sehr fleifsig gearbeitete Blatt von *Veith* Nr. 4. besonders aus; aber den Nichtkenner werden die wirklich gut illuminirten Blätter von Nr. 1. 3. und 5. mehr befriedigen; am wenigsten glücklich ist das zu No. 6. gehörige Blatt ausgefallen; indessen wird auch dieses seine Liebhaber finden, weil das Herüber- und Hinüberfahren der Dresdner Bewohner auf der Elbe, nach der Sprengung der Brücke, darauf vorgestellt ist, welches alle übrige Blätter nicht haben.

Aufser diesen Blättern mit Text, sind über diesen Gegenstand noch viele andere Blätter ohne Text erschienen, davon mehrere Erwähnung verdienen. Da die mehrsten Namen dieser Künstler schon durch ihre Arbeiten bekannt sind, so können unsere Leser schon daraus auf den verschiednen Werth derselben schliefsen. Darstellungen von der *Meisner* Brücke ohne Text, *während des Brandes*, kennt Rec. von *Sprink*, und von *Köhler* und *Böttger*; *nach dem Brande* von *C. A. Richter*, und auch von *Sprink*. Abbildungen von der *Dresdner* Brücke, welche Erwähnung verdienten, *während der Explosion*, kennt Rec. nicht, das oben erwähnte Blatt von Wizani ausgenommen; aber Vorstellungen von derselben *nach der Explosion*, und ohne Beschreibung, hat man mehrere, und zwar *illuminirte* von *Laurin*, *Balzer*, *C. T. Beyer*, *Sprink*, *C. A. Richter*, *Wessel* und eins von *Hammer* und *Gränicher*, das bey dem Kunsthändler Rittner in Dresden erschienen ist. Dieses Blatt zeigt uns nicht die ganze Brücke, sondern nur die mit dem gesprengten verbunden gewesenen Pfeiler, deswegen auch die Hauptsache hier am meisten detaillirt ist und wie in der Nähe, erscheint. Hier findet sich das bestätigt, was man von Kunstfreunden und Kunstkennern oft rühmen hört, nämlich, dafs man unter den Kunstarbeiten, die in dieser Handlung herauskommen, nicht leicht etwas Mittelmafsiges, und nie etwas Schlechtes, finden wird. — *Schwarze*, oder *nicht illuminirte* Blätter dieser Art kennt Rec. von *Klette*, *J. T. Beyer* und *C. T. Beyer*, *Gottschick* (durch schöne Blätter in Beckers Augusteum bekannt), *Müller* und *Wessel*. Ueberdiefs dieselbe Brücke von den *Russen* wieder gangbar gemacht, 2 verschiedene Blätter von *J. T. Beyer* und von *Klette*; von den *Franzosen* ergänzt, nach Abbrennung der russischen Brücke, auch 2 Blätter von *J. T. Beyer* und von *Kleinig*; und endlich noch der Uebergang der Franzosen auf Leitern, nach der Abbrennung der russischen Brücke, ein illuminirtes Blatt von einem Ungenannten. Rec. könnte noch einige andere Blätter anführen, aber sie schienen ihm nicht wichtig genug. Allerdings sind unter den hier angeführten Blättern auch einige von noch nicht bekannten Künstlern, aber diese sind von hoffnungsvollen Zöglingen der Dresdner Kunstakademie, deren Namen schon deswegen Erwähnung verdienen, weil sie Anlage in ihren Arbeiten zu höherer Ausbildung zeigen.

SCHÖNE KÜNSTE.

GIESSEN, b. Tasché: *Aminta*, Favola Pastorale di *Torquato Tasso*. Mit einem erklärenden Wortregister zum Selbstunterricht von *Johann Heinrich Emmert*, Prof. zu Tübingen 1813. 178 S. 8. (16 Gr.).

Schon sehr oft ist dieses Schäferspiel auch in Deutschland im Originale abgedruckt worden (die beste einzelne Ausgabe davon mit zahlreichen Anmerkungen hat *Menage* zu Paris 1655. 4. besorgt). Unstreitig verdiente dieses Stück den grofsen Beyfall, den es überall erhalten hat; und die Lobsprüche der Italiäner, so beredt sie sind, scheinen doch im Ganzen nicht übertrieben zu seyn. Natürliche Schreibart und Leichtigkeit des Vortrags, verbunden mit angenehmer Versification, machen dieses Gedicht auch für solche lesbar, die noch keine grofse Fortschritte in der italiänischen Poesie gemacht haben. Man kann es daher nicht mifsbilligen, dafs es in dieser Absicht von neuem abgedruckt ist; und durch das am Ende beygefügte Wortregister, welches sich auf die Seiten bezieht, und mit unter manche gar zu bekannte Wörter enthält, wird dieses Lesen desto mehr erleichtert, da der Ausländer sehr leicht in den gewöhnlichen Wörterbüchern eine Bedeutung antrifft, die in den Zusammenhang derjenigen Stelle, wo dieses Wort vorkommt, gar nicht pafst.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

PHILOSOPHIE.

KIEL, b. Schmidt: *Grundlegung einer Synonymik für den allgemeinen Sprachgebrauch in den philosophischen Wissenschaften*, von *Karl Leonhard Reinhold* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Der zweyte Haupttheil der Schrift enthält die *Verwandtschaftstafeln der vornehmsten Familien sinnverwandter Wörter und gleichnamiger Begriffe.* Die Ordnung, in welcher die acht Familien auf einander folgen, ist diese: I. *Einheit, Einerleyheit und Einheit an sich.* II. *Unterschied und Verschiedenheit.* III. *Vereinigung, In- und Durcheinander- (Mischung), Zusammenhang.* IV. *Die ursprüngliche Einheit an sich, die Vielheit, Einzelheit* und die *Mannichfaltigkeit.* V. *Seyn, Möglichkeit, Wirklichkeit, Nothwendigkeit.* VI. *Wesen* und *Äußerwesentliches, Urwesen, Einzelwesen* und *Wesen der Dinge im Allgemeinen.* VII. *Gewissheit als solche, Gewissheit des Wesens, des Äußerwesentlichen.* VIII. Die *reine, empirische* und *scheinbare Gewissheit.* Die *Wahrheit, Wahrscheinlichkeit* und der *Schein der Wahrheit.* Das Talent des Analysirens und des Scharfsinnes hat der Vf. auch hier wieder, wie in allen seinen Schriften, auf eine vorzügliche Weise bewiesen. Die Analytik der Begriffe, die schärfere Unterscheidung verwandter Begriffe und die bestimmtere Bezeichnung derselben hat unstreitig gewonnen. Wenn hier aber auch Alles geleistet wäre, was sich nur von menschlicher Denkkraft erwarten läßt, so könnten wir doch nicht mit dem Vf. die überspannte Hoffnung theilen, als wenn damit die wahre Philosophie gefunden wäre, und sogleich als allgemeingeltend angenommen werden würde. Denn durchaus bestimmte Begriffe und Gedankenzeichen, durch die Hülfe der Synonymik gewonnen, sind doch nur das Werkzeug der philosophirenden Vernunft, welche nach sehr verschiedenen Ansichten, Grundsätzen und Methoden von ihnen Gebrauch machen kann. Es hat aber diese Synonymik, auch davon abgesehen, ihre eigenthümlichen Mängel und Unvollkommenheiten, welche alle daraus entspringen, dass der Vf. einestheils die Unterscheidung und Bestimmung der verwandten Begriffe unternommen hat, ohne die auf die Erforschung der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des Erkenntnissvermögens abzielende Theorie und Kritik zum Grunde zu legen, vielmehr diese auf den von ihm für allgemein gehaltenen Sprachgebrauch gründet, anderntheils, anstatt von allen Systemen der Philosophie zu abstrahiren, was er als eine der vornehmsten Erfordernisse einer Grundlegung des allgemeinen philosophischen Sprachgebrauchs betrachtet, vielmehr das System, dem er zuletzt seine Beystimmung gegeben, nämlich den rationalen Realismus allenthalben zum Grunde legt, und nur zur Bekräftigung desselben die Bestimmung und Unterscheidung der Begriffe und ihrer Zeichen vorgenommen hat. Daraus entspringt Einseitigkeit, Unverständlichkeit, theils durch die Umkehrung der natürlichen Ordnung, theils durch die Zurückhaltung des Hauptpunktes, um welchen es dem Vf. vorzüglich zu thun war. Erst in den Anmerkungen und Folgerungen wird derselbe, nämlich der rationale Realismus, und auch hier nur theilweise, nicht vollständig und im Zusammenhang entwickelt. Da aber die Resultate die Verwandtschaftstafeln, und diese jene wieder voraussetzen (daher auch der Vf. am Ende des Vorberichts S. XXXI. fordert, diejenigen Leser, welche nicht Philosophen von Profession sind, sollten die Erörterungen von dem Eigenthümlichen der Gewissheit der Wahrheit im Gewissen und im philosophischen Wissen, welche in der achten Familie vorkommen, und unter den Anmerkungen die achtzehnte vom Gewahrwerden, Aufmerken, Wegsehen, Hinsehen und Wahrnehmen, als einen wesentlichen Bestandtheil des einleitenden Vorberichts vor der Kritik der Sprache und den Verwadtschaftstafeln lesen), so kann durch diesen Zirkel keine deutliche Einsicht, noch weniger philosophische Ueberzeugung entstehen. Nach dem Systeme des Vf. giebt es keine formalen Begriffe, sondern die dafür ausgegebenen Begriffe sind entweder völlig leere Worte oder Begriffe von einem Gedenkbaren (als wenn das Formelle der Thätigkeit des Verstandes nicht auch etwas Denkbares wäre); er sucht also hinter den Begriffen von *Einheit, Einerleyheit, Unterschied, Allgemeinheit* u. s. w., welche entweder die Function des Verstandes, einen Verbindungsact oder einen Act der Reflexion zum Gegenstande haben, noch etwas Reales, welches die Vorstellkraft durch Hinsehen und Wegsehen wahrnimmt, verwandelt eben dadurch das Vorstellen und die im Vorstellen sich beweisende Thätigkeit in rechte Objecte um, und versäumt eben dadurch, die wirklichen Merkmale aufzusuchen, wodurch sie sich denken und unterscheiden lassen, woraus eine neue Quelle der Unverständlichkeit entspringt. Wir wollen zum Belege den Anfang der ersten Verwandtschaftstafel hier mittheilen. „Die *Einheit* in ihrem Unterschiede von der *Verschiedenheit* ist die *Einerleyheit*. Die *Einheit* in ihrem Unterschiede von der *Einerleyheit* ist die *Einheit an sich.*

Das

Digitized by Google

Das Wort Einheit in diesen Worterklärungen drückt durch die Gleichnamigkeit der Bezeichnung nur die Verwandtschaft der Wörter Einerleyheit und Einheit an sich aus, deren eigenthümliche Bedeutungen durch die beiden Erklärungen ausgesprochen werden. Die Einheit ausser ihrem Unterschiede von der Verschiedenheit, in welchem sie nur die Einerleyheit — und ausser ihrem Unterschiede von der Einerleyheit, in welchem sie die Einheit an sich ist und bedeutet, angenommen — die Einheit ohne diese Unterschiede vorgestellt, die *blosse Einheit* ist nichts weiter, als ein völlig leeres Wort, ein gedankenloses Gedankenzeichen; aber eben durch seine Leerheit geschickt, die mancherley verworrenen Begriffe aufzunehmen, welche demselben durch Phantasie, Gewohnheit und Willkür untergeschoben werden, und in welchen dasselbe, unter andern, insbesondere auch bald die verworren vorgestellte Einerleyheit, bald die verworren vorgestellte Einheit an sich, bald beides ohne Unterschied bedeutet. Die *Einerleyheit* wird aber unvermeidlich verworren vorgestellt, gelangt nicht als das, was sie ist, nicht als die Einerleyheit zum Bewusstseyn, wenn dieselbe nicht als die Einheit in ihrem Unterschiede von der Verschiedenheit, sondern entweder als die Verneinung der Verschiedenheit (als blosse *Nichtverschiedenheit*), oder als die Verneinung des Unterschiedes (als *Nichtunterschied*), oder als die Einheit an sich, oder als dieses Alles durch einander vorgestellt wird. Die *Einheit an sich* wird unvermeidlich verworren vorgestellt, wenn dieselbe nicht als die Einheit in ihrem Unterschiede von der Einerleyheit, sondern entweder als die Einerleyheit selbst, oder als die Verneinung der Einerleyheit des Unterschiedes und der Verschiedenheit (als Nichteinerleyheit, Nichtunterschied, Nichtverschiedenheit), oder als dieses Alles durch einander vorgestellt wird."

In der Folge zeigt der Vf., wie man in dem deutlich werdenden Begriffe von der klar gewordenen Vorstellung der Einerleyheit zu der klar werdenden Vorstellung der Einheit an sich aufsteige, in dem deutlich gewordenen Begriffe aber die Einerleyheit auf die Einheit, und die Verschiedenheit auf die Einerleyheit folge. Wechsellos, sagt er, steht die Einheit an sich über der unter ihr stehenden Einerleyheit, und diese über der unter ihr stehenden Verschiedenheit, und nur in dieser unterordnenden Ordnung sind die besagten drey Charaktere, was sie sind. — *Die Einheit an sich, und nur diese, ist durch sich selbst, und nur durch sich selbst gesetzt; aber durch dieselbe, und zwar nur unter, nicht vor, oder über, oder neben derselben ist auch die Einerleyheit, und unter, nicht vor, oder über, oder neben dieser auch die Verschiedenheit gesetzt.* Er bestimmt sorgfältig die Missverständnisse und Folgen, welche daraus entstehen, wenn diese Begriffe nicht nach diesem aufgestellten Unterschiede genommen, wenn durch Verwechslung oder Vermischung die unterordnende Ordnung nicht beobachtet wird. Aber ehe man dem Vf. in seinen Folgerungen nachgeben kann, entsteht natürlich die Frage: was ist denn die *Einheit an sich*, die *Einerleyheit*, die *Verschiedenheit?* Er giebt zuerst *Worterklärungen*, welche nur die Verwechselung dieser Begriffe verhüten sollen, negativ, aber nicht positiv sind. Er bleibt bey diesen Worterklärungen stehen, und braucht sie in der Folge unvermerkt als Realerklärungen. Allein dadurch wird die Frage: was ist denn die Einheit an sich ausser ihrem Verhältnis zur Einerleyheit? gar nicht beseitigt. Soll man sie von dieser unterscheiden, so muss sie etwas an sich seyn, gewisse Merkmale haben, wodurch sie eben in dem deutlichen Bewusstseyn von dieser sich unterscheidet. Die Frage kehrt in verdoppelter Stärke zurück, wenn man sieht, dass die Einheit an sich unabhängig von dem Denkvermögen betrachtet, und als ein denkbarer Gegenstand gesetzt wird; wenn man sieht, wie behauptet wird, die Einheit sey durch sich selbst gesetzt, und setze unmittelbar die Einerleyheit, mittelbarer Weise die Verschiedenheit. Müsste nicht der Unterschied, weil durch ihn die Einheit von der Einerleyheit, und diese von der Verschiedenheit unterschieden wird, noch über beide als das erste Denkbare gesetzt werden? Man sieht sich vergeblich nach einer Antwort auf diese und andere Fragen um, und daher erscheint dieser Versuch einer Synonymik und als Grundlage eines durchaus bestimmten, mit sich einigen und consequenten philosophischen Sprachgebrauchs, ja selbst als die Basis der allein wahren und gewissen Philosophie als unzureichend, weil dasjenige, wodurch alle Vieldeutigkeit gleichnamiger Begriffe und sinnverwandter Wörter aufgehoben und deutlich gemacht werden soll, zuletzt nur auf einem undeutlichen Bewusstseyn eines Etwas, was durch das Wort Einheit angedeutet wird, beruhet. Zwar beruft sich der Vf. zuletzt (S. 189.) auf den gemeinen Sprachgebrauch, und auf ein Wahrheitsgefühl (S. 199. 200.), wodurch die eigentliche Bedeutung dieser Wörter von sich selbst einleuchten soll; allein diess sind keine zureichenden und zuverlässigen Gewährsmänner der gewissen und untrüglichen Gewissheit. Ist nicht jeder Philosoph von der Wahrheit seines Princips und seines Systems überzeugt, und appellirt er nicht auch an das Wahrheitsgefühl seiner Mitmenschen? Es kann aus demselben Grunde auch hier die Beziehung auf das Gewissen nicht entscheidend seyn. Denn wiewohl Wahrheit und Sittlichkeit in einem engen Bunde stehen, so sind ihre Grundbedingungen in der menschlichen Seele doch verschieden, und Gewissenhaftigkeit kann bey den verschiedensten einander gerade entgegengesetzten philosophischen Systemen Statt finden. Wir verkennen zwar nicht, dass die Hauptsätze des rationalen Realismus, zu welchem sich der Vf. bekennt, z. B. dass Gott der Schöpfer der Natur, der Urgrund alles Seyns und Wesens ist — ein Satz, welcher klarer denselben Gedanken enthält, welcher oben durch das unterordnende Verhältnis der Einheit, Einerleyheit, Verschiedenheit dunkler ausgedrückt war — von der Art sind, dass sie mit der Gewissenhaftigkeit am das innigste zusammenhängen und harmoniren. Allein es kommt bey einem philosophischen System

nicht

Digitized by Google

nicht allein auf die einzelnen Wahrheiten, sondern auch auf das Princip und die Art der Verknüpfung, auf die Methode, das Princip aufzustellen und aus demselben abzuleiten, oder demselben unterzuordnen, an; es giebt eine materiale und formale Wahrheit, was auch der Vf. gegen die letzte sagen mag; es gilt das Verhältnifs des Glaubens und Wissens, des gemeinen und philosophischen Wissens, und die Einsicht in die Gründe und Bestimmungsgründe. In Ansehung aller dieser Punkte kann ein System höchst unvollkommen seyn, wenn auch die einzelnen Sätze Beystimmung finden und verdienen. Dieses ist der Fall mit dem rationalen Realismus des Vfs. Wenn auch alle Menschen durch den religiösen Glauben von Gottes Daseyn und der Schöpfung der Welt durch ihn überzeugt sind, so werden doch nicht Wenige die Behauptung des Vfs. S. 147.: *die Gewifsheit Gottes, als die Offenbarung des denkenden Schöpfers am Weltall, ist die ursprüngliche gewisse Wahrheit und wahre Gewifsheit, die Gewifsheit des Urwahren an dem Wahren und des Wahren durch das Urwahre im Allgemeinen*, so wie sie hier ausgesprochen ist, bezweifeln, und in der Art und Weise, wie durch diese Stammtafeln, an deren Spitze die *Einheit* und *Einerleyheit* steht, die Gegenstände des religiösen Glaubens hergeleitet werden, nichts als Erschleichungsfehler finden.

Doch wir haben es mit diesem Systeme selbst hier nicht zu thun, sondern kamen auf dasselbe nur zu sprechen, in sofern es der Schlüssel und das verborgene Ziel dieser philosophischen Synonymik ist. Dafs diese nicht leisten kann, was sich der Vf. von ihr verspricht, noch wirklich ist, was sie seyn soll, da der Vf. anfangs unmerklich, dann immer offner in dem Geiste des rationalen Realismus, gegen die Forderungen, die er selbst aufstellte, die gleichnamigen Begriffe und sinnverwandten Wörter erklärt und bestimmt — dieses, glauben wir, gehet aus dem, was wir bemerkt haben, deutlich hervor. Ungeachtet aber dieser Versuch im Ganzen mifslungen ist, so werden doch redliche Forscher der Wahrheit dem Vf. um so weniger ihre Achtung wegen seines hohen, mit echter Humanität im Bunde stehenden Interesses für Wahrheit um so weniger versagen, je mehr aus einem grofsen Theile dieses Werkes und besonders auch des letzten Theiles, welcher Folgerungen und Anmerkungen enthält, seine philosophische Denkart, sein heller Verstand und sein Scharfsinn hervorleuchtet, je mehr er häufig genug den wahren Zustand unserer Philosophie trefflich geschildert, die Fehler und Abwege der philosophischen Forscher mit Ruhe und Kälte auf humane Weise aufgedeckt und zur Aufhebung der Sprachverwirrung manchen nicht unwichtigen Beytrag gegeben hat.

LITERATURGESCHICHTE.

Ohne Druckort (München): *Andenken an die beiden jüngst verstorbenen Mitglieder der Akademie der Wissenschaften zu München*; Grafen *Anton von Törring zu Seefeld*, Sr. Maj. des Königs von Baiern Oberstthofmeister, Grofskreuz des St. Huberti-Ordens u. s. w., und *Joh. Nepomuk Gottfried von Krenner*, Commandeur des Ordens der baier. Krone, königl. Baier. wirkl. geheimen Rath, Chef des Heroldenamtes und Directors der königl. Central-Bibliothek. Vorgelesen in einer öffentlichen Versammlung der Akad. am 28. März 1812 von dem Geh. Secretär derselben (*F. Schlichtegroll.*) 1812. 24 S. 4.

In einer eleganten Schreibart und mit ruhiger Wahrheitsliebe erzählt hier der Vf. die vornehmsten Lebensumstände zweyer sehr verdienter Männer. Der erstere, *Anton Graf von Törring Seefeld*, geboren am 22. Junius 1725, ein Mann von liberalen Ansichten und hellem Geist, diente seit dem 16ten Jahre seines Alters bey der Armee 14 Jahre hindurch bis zum Rittmeister. Als sein älterer Bruder ihm (1755) die Rechte der Erstgeburt abtrat, verliefs er den Kriegsdienst. Der Kurfürst Karl Theodor ernannte ihn späterhin zum wirkl. geheimen Rath, zum bevollmächtigten Gesandten beym Friedenscongrefs zu Teschen, dann an dem Hoflager in Preufsen, hierauf zum Kammerpräsidenten und Finanzminister; der jetzige König von Baiern ertheilte ihm zuletzt das oberste seiner Hofämter. Seitdem er seine Güter angetreten hatte, beschäftigte er sich mit dem Feldbau. Die Akademie der Wissenschaften zu München nahm diesen regsamen, beyspielgebenden Landwirth unter ihre Mitglieder auf, und bald erhielt die von ihm beantwortete Frage: *ob der baiersche Hopfen dem böhmischen an Güte gleich sey?* den Preis. Als hierauf die landwirthschaftliche Gesellschaft zu Alten-Oetting entstand, die später nach Burghausen versetzt wurde, war der Graf *Törring Seefeld* eines ihrer thätigsten Mitglieder. Von seinem Eifer für die Aufnahme der Landwirthschaft zeugt nicht nur seine Schrift *über die Verbesserung der Wiesen* im 9. *B. der philosophischen Abhandl. der Akad. der Wissensch. zu München*, sondern auch der Umstand, dafs er 1789 eine eigene Feldbausocietät auf seiner Herrschaft Seefeld stiftete. In den Siebenzigern des vorigen Jahrhunderts versuchte er sich auch in einigen dramatischen Arbeiten. Durch rege Theilnahme an Verbindungen zu gemeinnützigen Zwecken erwarb er sich 1780 die Ernennung zum Vicepräsidenten, und 1793 zum Präsidenten der Akademie. Frohsinn, Geselligkeit, Wohlthätigkeit, wovon sein vieljähriger Vorsitz in der mildthätigen Gesellschaft zu München allein schon Beweis ist, einfache Lebensart und Härte gegen sich selbst begleiteten ihn bis in sein 87stes Jahr. — Zu dieser biographischen Skizze gehören zwey am Ende dieser Schrift abgedruckte Beylagen, wovon die erste eine Nachricht von der literarisch-ökonomischen Gesellschaft erst zu Altenöttingen, dann zu Burghausen von 1766 bis 1800, und die zweyte eine Nachricht von der Ackerbausocietät zu Seefeld enthält.

Durch eigentlich gelehrte Forschungen war *Joh. Nep. Gottfried von Krenner* noch enger mit der Akademie

Digitized by Google

demie verbunden, ehrwürdig durch seine Kenntniss der ganzen verwickelten Gesetzgebung und Herkömmlichkeiten Deutschlands, durch seine gründliche Gelehrsamkeit in vaterländischen Angelegenheiten und Geschichten, durch Redlichkeit und Treue in seinen Berufsgeschäften. Stammend von einem in ansehnlichen Aemtern stehenden Vater, und geboren in München (1759, 11. Jul.), erhielt er einen zweckmäfsigen Privatunterricht, besuchte hierauf die Universität zu Ingolstadt, und gieng im 20sten Jahre seines Alters nach Göttingen, um sich in den Fächern des Staatsrechts, der Diplomatik und der Staatenkunde noch mehr auszubilden. Das Ansehen, welches *Pütter*, *Gatterer* und *Schlözer* als akademische Lehrer genossen, trug vorzüglich dazu bey, dafs auch er sich dem akademischen Lehrstuhle bestimmte. Zuvor aber wollte er noch mit der theoretischen Kenntnifs die eigne Uebung verbinden, und verweilte ein Jahr (1780) in Wetzlar, um sich mit dem Gange der Geschäfte am Reichskammergerichte bekannt zu machen. Noch an diesem Orte erhielt er von der Akademie der Wissenschaften zu München das Diplom als aufserordentliches Mitglied der historischen Klasse. Sogleich nach seiner Zurückkunft wurde er zum öffentlichen Lehrer der deutschen Reichsgeschichte, des baierischen Staatsrechts und der europäischen Staatenkunde auf der Universität zu Ingolstadt ernannt. Er war der erste, der dort Vorlesungen über die Statistik hielt. Eine Folge seiner grofsen Kenntnisse war es, dafs er im J. 1792 zum Fiscal bey dem Reichs-Vicariats-Hofgericht; ein Jahr darauf, nachdem er in den Adelstand erhoben worden, zum wirklichen Oberlandesregierungsrath mit Beybehaltung seiner Professur ernannt, und 1798 als baierischer Legationsrath zu dem Friedenscongress nach Rastadt abgeordnet wurde. Unter dem gegenwärtigen Könige wurde er für beständig nach München versetzt, bekleidete dort ansehnliche Staatsämter, fafste aufser seiner *Anleitung zur nähern Kenntnifs der baierischen Landtage des Mittelalters* u. s. w. (*München* 1804, im Auftrage seines Monarchen mehrere staatsrechtliche Schriften ab, und hatte Antheil an vielen organischen Verordnungen, wodurch das neue Königreich Baiern seit 1805 eine andere Einrichtung erhielt. Zuletzt trat er, seinem Wunsche gemäfs, noch in die Akademie der Wissenschaften als frequentirendes Mitglied ein, und die Direction der königl. Central-Bibliothek setzte ihn im letzten Jahre seines Lebens in eine noch engere Verbindung mit derselben. Seine letzte gelehrte Arbeit war eine Abhandlung *über die Siegel vieler Münchner Bürger-Geschlechter, bereits in dem Anfange des XIV. Jahrhunderts. München* 1811. 4. Diese Abhandlung, sagt der Vf. in der dritten Beylage, welche ein Verzeichniss aller Schriften des Hrn. *von Krenner* liefert, finde sich in dem *Vten Bande* der neben den Denkschriften herausgegebenen *historischen Sammlungen der Akademie der Wissenschaften*. Leider ist aber dieser Vte Band bis jetzt (October 1813.) nicht erschienen. Unter den Schriften des Verstorbenen zeichnet sich, aufser den oben angeführten besonders eine Abhandlung *über Land-, Hofmarks- und Dorfgerichte in Baiern u. s. w., nebst einem Urkundenbuche; erstes Stück. München* 1795. 4. als wichtig aus. Das *zweyte* Stück soll in der Handschrift fertig liegen.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

LAUSANNE, b. Hignou u. Comp.: *Le censeur, ou lettres d'un patriote Vaudois à ses concitoyens.* 1808. 200 S. 8.

Eine *Censur* trifft alle fünf Jahre die zwar wieder von neuem wählbaren Mitglieder des *grofsen Raths* des Cantons *Waat;* da nun im J. 1808 dieser durch die Mediationsacte gebildete neue Canton das Recht dieser Censur zum ersten Male ausübte, so zeigte der ungenante Vf. dieser Briefe seinen Mitbürgern, was es damit auf sich habe, und wie äufserst wichtig für das gemeine Wesen es sey, dafs die von dem Volke gewählten Wahlmänner als verständige und rechtschaffne Männer bey diesem Geschäfte zu Werke gehen. Er fordert von einem zu wählenden Mitgliede des grofsen Raths, dafs er ein *ehrlicher*, gerader, realer Mann sey, dafs er ein *gesundes Urtheil* habe, dafs er sich durch Achtung für die *Sitten* empfehle, („*La gravité des moeurs est pour la magistrature, ce qu'est la pudeur pour la jeune beauté; la considération qu'on lui porte en dépend.*"); dafs er durch Anhänglichkeit an die *Verfassung* Zutrauen einflöfse, dafs er endlich mit diesen Eigenschaften noch anerkannte *Talente* und eine *liberale Erziehung* verbinde. Dabey erinnert er zugleich, dafs man sich durch den *Schein* von diesem allen nicht täuschen lassen dürfe. Es gebe, sagt er, Subjecte, die nur von Frieden und Eintracht sprechen, und immer sagen, dafs alle Parteyen sich vereinigen müssen, die jedoch, wenn es auf das Handeln ankomme, eine zweydeutige Rolle spielen. Andre, heifst es, sähen es gerne, wenn man die Grundsätze der Gleichheit übertriebe, und Gebildete wie Ungebildete, brave Leute und Schelmen in Eine Linie stellte, wofern man nur sie selbst auszeichnete. Dem neu zu wählenden grofsen Rathe werden Winke gegeben, was ihm noch zu thun übrig bleibe; es sey, sagt der Vf., zwar wenig Pöbel in dem Canton *Waat;* allein man müsse doch stets auf seiner Hut seyn, damit sich kein Pöbel, zumal in den Städten, ansiedle; ein jeder Contonsbürger habe freylich das Recht, sich, wo er wolle, in dem Canton niederzulassen, allein unter der Voraussetzung, dafs er an dem gewählten Aufenthaltsorte *ein bestimmtes Gewerbe* treibe; *Betteley* sey aber *kein Gewerbe*. So findet man noch manches Gute und Vernünftige in diesen Briefen, und der Vf. hat durch seine Schrift den Namen eines Waatländischen Patrioten, den er sich zueignet, hinlänglich gerechtfertigt. *Mihi quidem*, konnte er bey der Herausgabe derselben mit Cicero sagen, *esse beatus videbor, si modo constanter ac perpetuo placebit hoc consilium, ut relatam putem gratiam pietati meae.' Quid enim est melius, quam, memoria recte factorum et libertate contentum, negligere humana?*

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

ERDBESCHREIBUNG.

DORPAT, auf Koſten d. Vfs. b. Grenzius, und LEIPZIG, in Comm. b. Kummer: *Auszüge aus den Tagebüchern und Papieren eines Reiſenden*, von Dr. *Karl Morgenſtern*, Ruſſ. Kaiſ. Hofrath, ord. Profeſſor der K. Univerſität zu Dorpat, Director der Bibliothek und des Muſeums der Kunſt u. ſ. w., *Reiſe in Italien*. — *Erſten* Bandes *erſtes* Heft. *Neapel* 1811. XXII u. 200 S. Mit einer Kupfertafel. *Zweytes* Heft. *Florenz*. 320 S. 8.

Nach der leſenswerthen enggedruckten Vorrede zu den vorliegenden Heften, (deren Anzeige ſich verzögert hat, in Erwartung der verheiſsenen baldigen Erſcheinung der folgenden *vier* Hefte, welche mit dieſen beiden *zwey* Bänden füllen ſollen,) nahm Hr. Hofr. *M.*, auf Veranlaſſung von Familien-Angelegenheiten und zur Wiederherſtellung ſeiner im Norden zerrütteten Geſundheit, einen Reiſe-Urlaub auf ſechs Monate, welcher ihm zweymal auf andere ſechs Monat verlängert wurde; er bat noch um eine dritte Verlängerung, aber ohne Erfolg. Er machte dieſe Reiſe auf eigene Koſten, ſogar mit Aufopferung des Gehalts für die letzten zwölf Monate; doch wurde ihm das Quartiergeld für die ganze Zeit ſeiner Abweſenheit, in Folge des Zeugniſſes von dem Curator der Dorpatſchen Univerſität, „für ſeine Einrichtung der Bibliothek und für den Nutzen, den er durch ſeine Reiſen der Univerſität gebracht" vergütet. — Nach einem ſolchen Zeugniſſe hätten wir von der liberalen ruſſiſchen Regierung wohl auch die Gehaltsauszahlung erwartet, und bey liberalen Geſinnungen des Curators würde dieſe wohl nicht entſtanden ſeyn. — Dieſe Reiſe nahm den Zeitraum vom $\frac{24.\ \text{Julius}}{5.\ \text{Auguſt}}$ 1808 bis zum $\frac{12.}{24}$ Februar 1810 ein. Sie gieng erſt durch Liefland, Kurland, Preuſsen, Pommern nach Berlin. Hier hörte Hr. *M.* von der Kaiſerzuſammenkunft in Erfurt, und konnte dem Hange zu ſchauen, der, (wie er ſagt,) neben dem Hange zu einſamer Beſchäftigung von früher Jugend bey ihm rege war, nicht widerſtehen: er gieng daher von dort nach Dresden; dann über Leipzig, Halle, nach ſeiner Vaterſtadt Magdeburg; von hier über Halle, Jena, Weimar nach Gotha; dann nach Caſſel, und über Marburg, Frankfurt a. M., Mainz, nach Paris, wo er vom 25. Januar bis 14. Junius 1809 verweilte. Von Paris reiſte er dann nach Lyon, Genf, durch die Schweiz nach Italien, und zwar über Mailand, Florenz nach Rom. Hier ſchlug ihm die Hoffnung einer nochmaligen Verlängerung des Urlaubs, um den Zweck einer Reiſe ganz zu erfüllen, welche er ſich ſchon vor der Annahme der Stelle in Danzig (wo er bekanntlich früher Profeſſor der morgenländiſchen Sprachen war) — und dann auch in Dorpat, ausbedungen hatte, fehl, und er machte alſo blofs einen Ausflug nach Neapel, und gieng dann wieder zurück nach Rom, von wo er die gänzliche Rückreiſe am 17. December antrat, über die Apenninen an das adriatiſche Meer hinab nach Venedig, von dort über Verona durch Tyrol nach München; und dann über Erlangen, Bamberg, Coburg, Saalfeld, Gera, Leipzig, Deſſau nach Magdeburg, und von dort über Berlin nach Dorpat, wo er zugleich mit ſeinen übrigen Collegen die Vorleſungen des erſten akademiſchen Semeſters begann. Für den Umfang dieſer Reiſen und bey gelehrten Zwecken war die Zeit allerdings ziemlich genau zugemeſſen. Bey der Ausreiſe dachte Hr. *M.* nicht daran, die Zahl gedruckter Reiſebemerkungen zu vermehren; um ſo weniger, da er auf eine ſo umfaſſende Reiſe damals nicht denken und alſo ſich auch nicht beſonders darauf vorbereiten konnte; allein die Aufforderung einiger Freunde, und dann der Wunſch, ſich manches für die Zukunft beſtimmter zu merken, brachten ihn zu dem Entſchluſſe zur Herausgabe von Auszügen aus ſeinen Reiſepapieren, ohne welchen Entſchluſs, „bey andern nahe liegenden, zum Theil dringenden Beſchäftigungen, er (wie er beſtimmt ſagt und wir ihm gern nach eigener Erfahrung glauben) gewifs nicht dazu gekommen wäre, den Haufen kleiner mit Bleyſtift beſchriebener, erſt nach ſeiner Zurückkunft von ihm zum Erſtenmale geleſener oder vielmehr entzifferter Taſchenbücher zu ordnen und die darin befindlichen Lücken zu ergänzen, um ſich ſelbſt eine vollſtändige Ueberſicht ſeiner Reiſe zu verſchaffen." Durch dieſes Geſtändniſs verwahrt ſich Hr. *M.* beſcheiden vor jeder zu hohen und ausgebreiteten Anforderung. „Er kann und wird nur (ſagt er) gelegentliche Reiſebemerkungen geben: Beyträge zu hundert Beyträgen; einzelne Steine zu jenem faſt unermeſslichen, ohnehin ſo oft ſich verändernden Gebäude, das die Geographen und Statiſtiker, die Archäologen und die Kunſtkenner überhaupt, endlich die allumfaſſenden Reiſebeſchreiber, bereits lange genug aufführen." — Um jeden Anſpruch auf ein Ganzes im höhern Sinne beſtimmt auszuſchlieſsen, wählte er die Abtheilung in nach einander folgenden Heften, wodurch er ſich auch ſtillſchweigend die Freyheit in Rückſicht der Form (Briefe, Fragmente, räſonnirende Verzeichniſſe von Kunſtſammlungen u. ſ. w.) ausbedungen zu haben glaubt.

Digitized by Google

glaubt. Vorerſt beginnt er die Erinnerungen ſeiner Reiſe mit Italien, welches *zwey* Bändchen, jedes von *drey* Heften, einnehmen ſoll. — Wenn dieſer Beyfall erhalten, ſo wird er in einem *dritten* abgeſonderten Bändchen ſeine Erinnerungen aus *Frankreich* mittheilen, zumal aus Paris, wo er, wie er ſagt: „Einiges wenigſtens — wie zu ſeiner Zeit ſich ergeben wird — nicht ſo flüchtig ſahe, als zu gleicher Zeit mancher andre Reiſende." — Ein *viertes* Bändchen gäbe dann ſeinen Aufenthalt in der *Schweiz* „voll Erinnerungen an die ſchönen und groſsen Naturſcenen des Landes, und an einige edle, ſie belebende Menſchen, todte und noch lebende." — Ein letztes *fünftes* endlich ſeinen Aufenthalt in *Deutſchland*, „bey welchem er aus guten Gründen ſich vergönnen würde, zuweilen in frühere Jahre ſeines Aufenthalts im geliebten Vaterlande zurück zu gehen, und einiges von merkwürdigen Perſonen, zumal von Männern, deren Name die deutſche Literatur ziert, zu erzählen, in deren Nähe ihn ehemalige Lebensverhältniſſe führten, und in Bezug auf welche er wohl dieſs und jenes nicht ganz Unwillkommene mitzutheilen Gelegenheit fände, ohne darum ſich tadelnswerther Indiscretion ſchuldig zu machen, die auch ihm verhaſst iſt." — Literatur und Kunſt, merkwürdige Menſchen und Orte, waren ſein Hauptaugenmerk. Wenn ſich über Kunſt in dieſen Blättern mehr findet, als über Literatur, ſo liegt dem kein Mangel an gleichem Intereſſe zum Grunde, ſondern: „weil Gegenſtände dieſer Art ihrer Natur nach ein ſchnelleres Auffaſſen, wenigſtens des Totaleindrucks, in jener kurzen Zeit, die dem Reiſenden vergönnt war, erlauben, als eigentlich literariſche." — „Nach dieſem allen, (ſagt er,) iſt's überflüſſig zu bemerken, daſs der Vf. himmelweit entfernt iſt, für den Geographen, Statiſtiker, Politiker, Militär, Naturforſcher, Oekonomen, Technologen u. ſ. w. geſchrieben zu haben." — Bey der Folge, in welcher er ſeine Erinnerungen giebt, hat weniger das Frühere oder Spätere ſeines Beſuchs, als das Intereſſe des Leſers zu Rathe gezogen. Er fängt mit Neapel an und läſst im *zweyten* Hefte Florenz folgen. Zur bequemern Ueberſicht der Reiſen verheiſst er am Schluſſe des *zweyten* Bandes ein vollſtändiges Regiſter, ſo wie jedem einzelnen Hefte eine ziemlich ins Einzelne gehende Inhaltsanzeige angefügt iſt. — Wenn er aber auch auf äuſsere Vollſtändigkeit Verzicht leiſtet, ſo hofft Hr. *M.* doch, daſs ſein Streben nach *Genauigkeit* nicht werde verkannt werden, und mit vollem Rechte erwartet er den Dank mancher Reiſenden für die kurze Erwähnung von Planen und Wegweiſern der Städte, von Paſsberichtigungen, Lohnlakeyen und Reſtaurateuren u. ſ. w., obgleich dieſe Dinge zu den wandelbaren gehören, die leicht veralten. — „Dann ſchien es auch dem Vf., (ſagt er,) als ob genaue Angabe von Zeit, Ort, Namen auch bey an ſich gleichgültigen Dingen, Schriften dieſer Art, die doch *hiſtoriſchen* Stoff (verſteht ſich, im weiteſten Sinne des Worts) behandeln, den Charakter gröſserer Zuverläſſigkeit in nicht gleichgültigen Dingen gebe; zumal in ſolchen, die, aus guten Gründen, nur von fern angedeutet werden durften." — Vergleichungen eigener Beobachtungen mit denen anderer, ſo wie Bemerkungen über daher gehörige Worte, ſind zweckmäſsig in lehrreichen Anmerkungen beygebracht.

So weit die Vorrede, deren nähere Anzeige wir nicht unnöthig geachtet, da ſie beſtimmt den Geſichtspunkt angiebt, aus welchem der Vf. ſeine Arbeit will betrachtet wiſſen, die aber aufserdem noch manche beherzigungswerthe und geiſtreiche Winke für Reiſende und Reiſebeſchreiber enthält.

Das Werk ſelbſt führt im *erſten* Hefte den beſondern innern Titel: *Zwölf Tage in und bey Neapel*, an Hn. *v. Matthiſſon* in Wörlitz. Nebſt fünf Beylagen. — Der Brief ſelbſt, der aber zum Abſenden nicht beſtimmt war, enthält eine Art Tagebuch über ſeinen Aufenthalt in Neapel, etwas weitläuftig, aber angenehm. Was von höherm oder wiſſenſchaftlichem Intereſſe, iſt in die Beylagen vertheilt. Schlechtes Wetter und die Kürze des Aufenthalts bey der fehlgeſchlagenen Hoffnung auf einen verlängerten Urlaub, lieſsen den Vf. nur einen Vorgeſchmack von dem genieſsen, was hier zu genieſsen iſt, und er führt eine lange Liſte von dem auf, was er gern geſehn hätte, aber nicht geſehn hat. Er fand hier die bekannte würdige Frau Etatsräthin Brun mit ihrer Tochter, welche ihm mit der oft geprieſenen Gefälligkeit in allem zuvorkamen. Was er von dieſen Damen und dem Erzbiſchof von Tarent, Monſignore de Capece-Latro, bey dem er mit den erſtern ein *Déjeuner* einnahm, und deſſen ſchöne Sammlung geſchnittener Steine und Münzen beſah, gehört zu dem Intereſſanteſten. Die Sammlung der geſchnittenen Steine beſteht etwa aus 150 Stück; darunter viel vortreffliches, meiſtens antik; auch einiges Neuere von Rega und andern. Rega, deſſen Frau eine treffliche Tonkünſtlerin iſt, lebt noch. — Bedeutender aber iſt die Sammlung altgriechiſcher und römiſcher, und einzig die tarentiniſcher Münzen: an 2000 Stück, doch oft mehrere Exemplare derſelben Münze. Der Vf. hebt eine darunter beſonders aus, welche die bekannte Stelle des Horaz veranſchaulicht:

Sunt quos . . . . pulverem Olympicum
Collegiſſe juvat.

„Ein olympiſches Roſs, auf welchem ein nackter Knabe ſitzt, der es mit einem Kranze krönt; eine weibliche Figur unter dem Pferde iſt bemüht, vom Hufe des Siegerroſſes den heiligen Staub der Rennbahn abzukratzen." — Unter den goldenen griechiſchen Münzen ſoll, nach des Beſitzers Angabe, eine der 30,000 Dareiken ſeyn, welche unter Artaxerxes nach Griechenland geſendet wurden. — „Beym Abſchiede ſchenkte der Erzbiſchof der Mad. Brun und Ida meergrüne Handſchuhe, die aus den Faſern einer bey Tarent häufigen Seemuſchel (*pinna marina*) gearbeitet werden." — Er hatte einiges über den Archytas geſammelt, und verſprach dem Vf., es ihm abſchreiben zu laſſen. — *Erſte* Beylage. *Reiſe von Rom nach Neapel.* Eine Durchflucht bey Regenwet-

ter

Digitized by Google

ter durch die pontinischen Sümpfe, welche im November nichts Beschwerliches in Absicht auf *mal'aria* hatten. — In einer Anmerkung erwähnt der Vf. eines seltenen Irrthums des Hn. *v. Kotzebue*, der in seinen *Erinnerungen* die Scene von *Jean Paul's* Campanerthal (*les vallées de Campan*, in den Pyrenäen) mit der Ebene Campaniens bey Capua verwechselt. — *Zweyte* Beylage. *Portici. Herculanum. Der Vesuv. Pompeji.* Ein Brief an den Universitätsfreund des Vfs. Hn. Legationsrath Falk in Weimar. Hier findet man eine interessante Nachricht von dem, was bey Anwesenheit des Vfs. noch von dem berühmten Museum zu Portici vorhanden (nach einer Anmerkung aber später in die *Studj* nach Neapel gebracht worden ist), und was nicht unbeträchtlich war; wenigstens noch der gröfste Theil der antiken Gemälde: nur einige der schönsten sind nach Palermo mitgenommen (z. B. der berühmte *Amorverkauf*). — Bis zu Ende des J. 1809 waren 1577 Gemälde im alten Herculanum gefunden: das letzte, eine Landschaft, die der Vf. ziemlich perspectivisch nennt. — Von den in der Ueberschrift bemerkten Gegenständen übrigens das Bekannte. — *Dritte* Beylage. *Virgils Grab. Sannazars Denkmal.* — Vom Lorbeer ist bekanntlich bey dem für Virgils Grabmal gehaltenen Gemäuer, in einer Vigne auf dem Hügel von Pausilippo, nichts mehr zu finden. Der Vf. stimmt eben denen bey, welche das eigentliche Grab Virgils in die Gegend des Dorfes S. Giovanni di Tiduccio unter dem Vesuv verlegen, und unterstützt die gröfsere Wahrscheinlichkeit dafür in einer gelehrten Anmerkung mit mehrern Citaten. Uebrigens giebt er als Resultat: „mit Sicherheit läfst sich die wahre Stelle des Grabes nicht ausmachen." — *Vierte* Beylage. *Karthause über Neapel.* Dieſs Fragment beschäftigt sich mit der herrlichen Aussicht vom Belvedere herab (über die Stadt, wie im Korkmodel, zu den Füfsen; rechts Capua; dann der Golf bis Sorrento; im Angesichte der Vesuv; links schweift der Blick bis unter Capo di Monte); und dann mit dem Innern des Kirchengebäudes, das noch mit vielen herrlichen Gemälden prangt, bey denen der Vf. besonders verweilt. — *Fünfte* Beylage. *Die Studien (gli Studj).* So heifst das sehr grofse königliche Gebäude, in welchem, nach dem von der jetzigen Regierung angenommenen Plan der vorigen Regierung, die Bibliothek, die Antiken- und Gemäldesammlungen aus der Farnesischen Verlassenschaft, die Sammlung campanischer, sicilischer und hetrurischer Vasen und die herculanischen Papyrusrollen, wozu denn nach der Nachricht eines neuern Reisenden die Gemälde aus Portici gekommen sind, vereinigt werden. Sie sind täglich von 8 — 12 und von 2 — 4 Uhr offen und bilden (sagt der Vf.) eine Art von *Universitas literarum atque artium* in Hinsicht der Sammlungen, dergleichen den meisten Hauptstädten noch fehlt. Er handelt dann in fünf Rubriken von der Bibliothek, Antikensammlung, Vasensammlung, von den herculanischen Schriftrollen, von der Gemälde-Gallerie. — Die Zahl der Bände in der Bibliothek wurde ihm auf 130,000, und darunter 4000 Manuscripte, angegeben; er hält aber *Kotzebues* Angabe von 80,000 für wahrscheinlicher. Von der Antikensammlung, welche nach dem Vf. gegenwärtig in guter Ordnung in mehrern angemessenen Gallerien und Sälen des Erdgeschosses aufgestellt, und in welcher nichts mehr von der Verwirrung, dem Staube und Schmutze, worüber Frau *Brun* im Jahr 1796 und noch im J. 1804 *Kotzebue* klagt, zu finden ist, giebt er das von ihm an Ort und Stelle aufgenommene Verzeichnifs, da ihm ein gedrucktes nicht bekannt war. „Auf jeden Fall (sagt er) wird manchen Kunstgelehrten, die nicht selbst kürzlich an Ort und Stelle waren, nicht unwillkommen seyn, hier angemerkt zu finden, wo gewisse bekannte Kunstwerke jetzt sind oder nicht sind." — Von hier ist manches, besonders von den kleinen in den verschütteten Städten gefundenen Bronzen, nach Palermo gewandert — wohl sechzig Kisten, sagte der Aufseher. Der Vf. begleitet sein Verzeichnifs mit manchen lehrreichen Bemerkungen. — Die Vasensammlung, welche hinter Glasthüren in vier rothen, sehr einfach verzierten, Zimmern aufgestellt ist, gehört zu den bedeutendsten, die er noch gesehn hatte, und er bedauerte, dafs der Aufseher die Schlüssel zu den Schränken nicht hatte, und auch noch mit dem Bedeutendern der Sammlung nicht bekannt schien. — Die Aufwickelung der herculanischen Papyrusrollen (man giebt die Zahl der verkohlten Rollen auf 1700, und die der davon aufgewickelten auf 300 an Ort und Stelle an) geht sehr langsam von statten. Der Vf. fand nur einen Einzigen mit dem Aufwickeln beschäftigt, und der mit der Correctur und Uebersetzung des Abgezeichneten beauftragte Gelehrte *Scotti* hatte eben eine Schrift des Polystratos: vom unvernünftigen Verachten, oder gegen die unvernünftig dreisten Verächter der vom grofsen Haufen gepriesenen Dinge, wie der Vf. übersetzt, unter der Arbeit. Er hält diesen Polystratos (in der angeführten griechischen Ueberschrift ist ΠΟΛΥΣΤΡΑΤΟΥ gedruckt) für den von Diogenes Laertius als unmittelbaren Nachfolger des Hermachos, oder vielmehr Hermarchos, in Epikurs Schule aufgeführten Epikuräer. — Bey manchen der aufgewikkelten, von denen nur die wenigsten bekannt geworden, fand man die Namen der Schriftsteller gar nicht; die bisher bekannten wurden dem Vf. von *Scotti* genannt: Epikur, Philodemos, Demetrios, Polystratos." Von Philodemos ist aufser dem gedruckten *vierten* Buch *über die Musik*, noch abgerollt sein *erstes* und *zweytes* Buch *über die Rhetorik*; und desselben Schrift: *von den Lastern und den daran gränzenden Tugenden.* — „Den Namen *Kolotes* (den Hr. *v. Kotzebue* falsch Kolotos nennt) nannte man mir nicht" (sagt der Vf.). — Von dem gefälligen Director der Bibliothek, Abate Juan Andres, und dem gelehrten Bischofe von Puzzuoli Carlo Rosini (welcher sowohl die Prolegomena als den Commentar zum vierten Buche des Philodemos *über die Musik*, die erste schon 1754 durch Piaggio aufgewickelte Rolle, schrieb) erfuhr er, dafs der Text des *zweyten* Bandes der *Voll. Hercul.* das Werk Epikurs selbst, seine Physik, die

im

Digitized by Google

im wesentlichen dasselbe enthalte, was Lucretius uns in seinem Gedichte: *de rerum natura* dargestellt hat, bereits abgedruckt sey; nur die Vorrede fehle noch. Er wünschte, das Abgedruckte zu besitzen; allein die Hoffnung, die man ihm dazu machte, blieb unerfüllt. Der Abate Andres aber schenkte ihm die abgedruckten Blätter des Fragments eines lateinischen Gedichts, des einzigen, das man bisher gefunden hat. „Es sind vier Blätter in gr. Querf. (sagt der Vf.). *Gio. Ba. Malesci dis. Bart. Oratii inc.* Auf jedem sind zwey Columnen der Handschriftsrolle über einander. In jeder Columne sind sechs bis neun Zeilen; die latein. Uncialbuchstaben sehr leserlich; etwas gerundeter und fliessender, als die auf Inschriften." (Hier folgt eine Probe einiger solcher Buchstaben, so wie hinten in einem Kupfer eine Columne mit allen durch passende Schraffirung genau nach ihrer Form bezeichneten Lücken eine anschauliche Vorstellung vom Ganzen gewährt.) — „Für lateinische Paläographie (fährt er fort), wird, denke ich, dieses Fragment nicht unwichtig seyn, da wir doch keine alte lateinische Handschrift haben, die bis zur Zeit dieses herculanischen Fragments hinauf reichte. Man wird, sollte ich meynen, hier den *natürlichen Unterschied der lateinischen Bücherschrift und der Stein- und Erzschrift* anschaulich kennen lernen. Die Worte (Wörter) sind durch einfache Punkte getrennt. . . . Im Ganzen ist jedoch der Zustand dieser Verse so traurig, dass man äusserst wenige vollständige Zeilen heraus bringt. Das Gedicht ist in Hexametern, und handelt, wie man beym Versuch des Lesens bald sieht, *vom Alexandrinischen Kriege zwischen Octavianus und Antonius.* Eine Stelle bezieht sich offenbar auf den *Tod der Kleopatra.* Der Vf. sandte die hier mitgetheilte Notiz über die herculanischen Schriftrollen, nebst einer etwas ausführlichern Anzeige von diesem Fragmente, an *Heyne*, der in den Göttinger Anzeigen Nr. 64 u. 65. davon Bericht abstattete und zur Erläuterung selbst verschiedenes hinzufügte; da sich aber in dem darin von dem Fragmente selbst mitgetheilten mehrere Fehler eingeschlichen hatten, so theilt er hier das Fragment mit, so weit es in seinen Händen ist, (denn er vermuthet, dass mehr ist aufgefunden worden), und begleitet es mit gelehrten Bemerkungen und scharfsinnigen Conjecturen zur Ergänzung, nachdem er, nach Anführung der hierher gehörigen Hauptstellen der Alten, einige einleitende Worte (wobey er aber, dünkt uns, vergass, dass er für nicht ununterrichtete Leser, wie er früher sagt, schrieb) vorangeschickt hat. Da die Verstümmelung fast jedes einzelnen Verses den Conjecturen so weiten Spielraum gestattet, so müssen wir unsre Leser auf das Werk selbst verweisen. „Unfehlbar werden geübte Kritiker latein. Dichter (sagt der Vf. bescheiden), wenn sie es der Mühe werth finden, nicht weniges bald treffender, sicherer und vollständiger ergänzen. Immer bleibt jedoch, bey so häufiger Verstümmelung und bey so grossen Lücken, das ganze Geschäft der Ausfüllung des Fehlenden, etwas seiner Natur nach sehr Problematisches." — In der Gemäldegallerie fand der Vf. mehr, als er erwartet hatte, ungeachtet Hauptstücke, die ehemals Capo di Monte und andere königl. Schlösser zierten, nach Palermo mitgenommen wurden. Nicht für den, welcher Hesiodos altes Wort: „Thörichte! nicht verstehn sie, wie mehr als das Ganze die Hälfte," — gilt, wohl aber für den, welcher sich gern von den einzelnen Malerschulen, dem Gange ihrer Stifter und Zöglinge u. s. w. eine anschauliche Vorstellung machen, und mit der Geschichte der Kunst im Einzelnen sich beschäftigen mag, theilt der Vf. das von ihm an Ort und Stelle flüchtig Verzeichnete mit, und begleitet viele der einzelnen Stücke mit einer kurzen Beschreibung, oder auch mit seinem Urtheile vom Werthe und der Ausführung, z. B. „Ein lieber Francesco Francia. Die blonde Madonna mit länglichem Gesicht blickt nieder. Der Christknabe, ganz nackt auf ihrem Schoofs, sieht auf mit himmlischer Trunkenheit. Die Madonna sitzt neben einem Tische, worauf ein Gefäfs mit Früchten steht. Der kleine Johannes, ein Kreuz im Arm, geht mit andachtsvollem Aufblick in der Landschaft vorüber. — Eine reizende Composition mit jener Innigkeit ihres Meisters." — Die Nachricht, dass der Fremde die im Palazzo Reale zu Neapel gegenwärtig befindlichen 154 Gemälde, welche meist auf Befehl König Ferdinand IV. durch den Ritter Venuti in Italien aufgekauft, und auf Befehl König Joseph Napoleons im Residenzschlofs aufgehängt waren, besehen können, erfuhr Hr. *M.* zu spät.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Todesfälle.

Am 16. August starb zu Gotha der um die griech. Literatur und den Schulunterricht höchst verdiente Prof. der griech. Sprache am Gymnasium daselbst, *Joh. Friedr. Salomo Kalswasser*, rühmlich bekannt durch seine Uebersetzung des Plutarch, durch die Fortsetzung der *Sevinschen* Uebersetzung des Diodors von Sicilien und andre Schriften, 61 Jahre alt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

ERDBESCHREIBUNG.

DORPAT, auf Koſten d. Vfs. b. Grenzius, und LEIPZIG, in Comm. b. Kummer: *Auszüge aus den Tagebüchern und Papieren eines Reiſenden*, von Dr. *Karl Morgenſtern* u. ſ. w.

(*Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Der *zweyte* Heft führt den innern Titel: *Drey Wochen in Florenz.* In der Vorerinnerung bemerkt der Vf. (ſo wie *Rehfues* in ſeinem Italien), daſs die meiſten Reiſenden, ſowohl Gelehrte als Künſtler, viel zu ſehr durch Florenz eilen. „Freylich ſoll und muſs (ſagt er) Rom ihr Hauptziel ſeyn und bleiben. Doch bereitet den Freund der Kunſt jene Stadt mehr als jede andere vor zu dem, was in dieſer ſeiner wartet, und gewährt ihm, auſser dem dort mehr als in den meiſten groſsen Städten Italiens einheimiſchen Vergnügen feinerer Geſelligkeit, nächſt Rom den vielſeitigſten, lehrreichſten und ſchönſten Kunſtgenuſs." Der Vf. hatte gehofft, bey ſeiner Rückkehr von Rom hier einen zweyten Aufenthalt nehmen zu können, und darauf manches Sehenswürdige verſpart; durch den früher erwähnten Fehlſchlag gehindert giebt er alſo hier, „was er kann, nicht, was er möchte." — „Alles Merkwürdige einer ſolchen Stadt (ſagt er) in ſo kurzer Zeit umſpannen und ſich aneignen wollen, wäre Thorheit. Ich wollte lieber Einiges mit Ruhe etwas näher betrachten, und bey einigen Gegenſtänden mich dem erwachten Gefühle hingeben, als mich durch Alles nur zerſtreuen." — Wir bewundern, daſs er uns ſo viel geben konnte. — II. *Nähe von Florenz. Ankunft. Albergo d'Inghilterra am Arno, Kunſtfabriken Bonelli und Piſani.* Eine recht lebhafte Beſchreibung des Eindrucks, den Florenz auf den Vf. machte, voll groſser Erinnerungen des in der Kunſt- und Gelehrten-Geſchichte Italiens hochprangenden toskaniſchen Athens, das auch bis auf die neueſten Zeiten, trotz ihrer Unbill, noch nicht ganz den Glanz verloren hat, der von den groſsen Mediceern ausging. In dem *Schneiderff'ſchen* (nicht *Schneider'ſchen*, wie *Reichardt's* Guide u. a. angeben) Gaſthofe befand ſich die Niederlage der Fabrik von Sachen aus Marmor und Alabaſter, von *Vinz. Bonelli*, die aber an Umfang der ſchon ſeit 10 Jahren beſtehenden bekannten der Gebr. *Piſani* weit nachſteht. Dieſe letztere beſchäftigt, nach dem Proſpectus vor dem von ihr herausgegebenen Cataloge ihrer Sachen, beſtändig 80 Arbeiter, und man findet hier allein im Artikel der Vaſen an 2000 Paar nach antiken und modernen Zeichnungen. — Man klagte über Mangel an Abſatz wegen der fehlenden Fremden. Unter andern wünſchten die Unternehmer ſehr, eine Marmorcopie der Mediceiſchen Venus, in ihrer natürlichen Gröſse, zu verkaufen.

III. *Molini, Landi et Comp.* — *Buchhandel* u. ſ. w. Intereſſante Nachrichten über die Unternehmungen des berühmten Buchhandelshauſes, das in Prachtwerken ein glücklicher Nebenbuhler der Bodoni u. ſ. w. iſt. — Den Catalog dieſes Hauſes empfiehlt der Vf. insbeſondere dem Freunde der Italieniſchen Literatur. „Man findet darin auch viele Ausgaben Ital. Schriftſteller aus dem 16ten u. 17ten Jahrhundert, und viele Ueberſetzungen aus fremden Sprachen. Auch werden Philologen in Deutſchland hier manche Nachträge zu *Fabricius* und *Harles* ſammeln können." — Er rügt die einſeitige Schilderung der Ital. Literatur, und beſonders auch des Buchhandels, vorzüglich in Florenz, von *Archenholz*. Er fand dieſen keineswegs in einem ſo traurigen Zuſtande, und verbreitet ſich dann über die beiden Akademieen: die *Accademia Italiana*, deren gegenwärtiger Präſident *Giuſ. Ma. Pagnini* und General-Secretär *Giac. Sacchetti* iſt, beide zu Piſa wohnhaft; und die *Accad. Ital. di Scienze, Lettere et Arti*, Präſident der Senator *Moſcati* in Milano, und General-Secretär der Prediger *Schultheſius* in Livorno. Von den *Atti* der erſtern iſt 1808 der *erſte* Band bey *Molini* u. ſ. w., und von den *Atti* der letztern 1810 der *erſte* Band bey *Tommaſo Maſi et Comp.* erſchienen.

IV. *Haus Fabbroni.* Der Vf. hatte Briefe an den Münzdirector *Gio. Fabbroni*, Correſpond. d. *Inſt. de France*, und dieſs verſchaffte ihm den Eintritt in das Haus deſſelben, das vorzüglich durch ſeine geiſtreiche und hochgebildete Gemalin, *Signora Tereſa Fabbroni*, Pflegetochter des Ritters *Pelli*, des verſtorbenen Directors der Florent. Gallerie, der Mittelpunkt der gebildeten Florent. Welt iſt. Es finden in dieſem Hauſe alle Abend *Converſazioni* von halb 8 — 11 Uhr Statt, worin man Frauen und Männer, doch mehr der letztern, antrifft, und worin nur ſelten zum Spiele Zuflucht genommen wird. Hr. *Fabbroni* ſelbſt erwarb ſich ein groſses Verdienſt um ſeine Vaterſtadt, indem er in Paris durchſetzte, daſs die Gallerie und das Muſeum der Naturgeſchichte als zwey der Toskaner Nation gehörige Anſtalten mit allen Requiſitionen verſchont blieben, bis auf die Mediceiſche Venus, weil dieſe nach Palermo war geflüchtet worden. Ihre Auslieferung war ein Friedensartikel mit Neapel. Der Verſuch, auch den Pallaſt Pitti

Digitized by Google

Pitti und deſſen Kunſtſchätze für Florenz zu retten, miſslang. „Ueber italieniſche, franzöſiſche, und überhaupt ausländiſche Literatur, und über das Verhältniſs dieſer unter einander, urtheilte *Giov. Fabbr.* in öftern Geſprächen mit mir ſehr unbefangen (ſagt der Vf.). So habe ich auch bey verſchiedenen andern bedeutenden ital. Gelehrten in Paris, Florenz, Venedig u. ſ. w. unbefangene Anerkennung der literariſchen Verdienſte anderer Nationen gefunden; ja in Italien, wie mir es ſchien, beſonders in Hinſicht der deutſchen Literatur, unbefangnere, als in Frankreich. Letzteres ſchien mir von den Orten, wohin ich gekommen bin, beſonders in Ober-Italien, namentlich in Venedig, der Fall." — V. *Santa Croce.* Im intereſſanten Durchfluge durch dieſes Toskan. Weſtmünſter das Bekannte mit mehrern geiſtreichen und gefühlten Bemerkungen. In den Anmerkungen werden manche Verwechslungen und Irrthümer anderer Reiſender gerügt, wie z. B. bey *Volkmann*, wenn er ſagt: *Michel Angelo* könne auch auf den vierten Kranz als Dichter und Komödienſchreiber Anſpruch machen; wo er ihn, was die Komödien anlangt, mit dem jüngern *Mich. Ang. Buonarroti*, dem Vf. der *Tancia* und der *Fiera*, verwechſelt. — VI. *San Fiorenzo.* Eine mehr ins Einzelne gehende Beſchreibung, beſonders der berühmten Werke *Michel Angelo's*, mit welchen dieſe Kirche prangt, worin, wie der Vf. ſagt, die Mediceer wie zu Hauſe ſind. Hier findet man einige der Bemerkungen, von welchen er in der Vorerinnerung ſagte: „Was ich über einige Meiſterwerke *Michel Angelo's*, *Rafael's* u. ſ. w. etwas ausführlicher geſagt habe, übergebe ich, nicht ohne alle Schüchternheit, und nicht ohne alles Vertrauen, andern Verehrern der Kunſt." Bey Gelegenheit der vier Statuen, *Nacht* und *Tag* am Mauſoleum *Giuliano's Medici*, und *Dämmerung* und *Morgenröthe* am Mauſoleum *Lorenzo's*, Herzogs von Urbino, von deſſen ſitzenden Statue es in der *Corinne* heiſst: *Celle de Laurent de Médicis, méditant la vengeance de l'aſſaſſinat de ſon frère* (ein Ausſpruch, den, wie der Vf. richtig bemerkt, unfehlbar noch manche Reiſenden dieſer Autorität nachſagen werden), bemerkt er, daſs die Perſonen verwechſelt worden: dieſs iſt nicht der *Lorenzo*, deſſen Leben *Fabbroni* und *Roſcoe* geſchrieben haben. Der Zweifel daran, daſs, nach *Lalande*, die ſechs Grabmäler der Mediceiſchen Groſsherzoge von Toskana nach Zeichnungen von *Michel Angelo* gemacht wären, dünkt uns ſehr gegründet. „Bekanntlich ſtarb *Michel Angelo* im J. 1564 (ſagt er), zur Zeit des erſten Groſsherzogs, *Kosmus I*, der zwar ſchon die Ideen zu einer Grabkapelle für ſeine Familie hatte, aber die Zeichnungen dazu durch *Vaſari* machen lieſs, die jedoch nicht ausgeführt wurden. Erſt unter *Ferdinand I.* aber, lange nach *Michel Angelo's* Tode, wurde der, in der Hauptſache ausgeführte, Plan zur gegenwärtigen Kapelle nach den Zeichnungen des Mediceiſchen Prinzen *Giovanni* entworfen." — Der Stifter der Gröſse des Mediceiſchen Hauſes, *Lorenzo der Fürſtliche*, hat kein Denkmal; ja ſelbſt die Begräbniſsſtelle deſſelben iſt nicht beſtimmt anzugeben. — VII. *Dom.* Der Vf. beſtimmt nach dem *Guida per oſſervar con metodo le Rarità et Bellezze della Citta di Firenze*, welchen er zu ſeinem Wegweiſer nahm, die Länge deſſelben auf 260 Ellen, die Breite der Tribune auf 156, die des Schiffes auf 71, die Höhe von unten bis zur Spitze des Kreuzes auf 202, den Umfang der ganzen Kirche auf 1280 Ellen, und bemerkt, daſs bey *Arndt*, der hier beynahe fünf Monate lebte und daher ausführlicher von Florenz handelt als andre Reiſebeſchreiber, einige Zahlen abweichen. In eine mehr ins Einzelne gehende Beſchreibung läſst ſich der Vf. nicht ein; er faſst aber den Eindruck des groſsen Ganzen auf und giebt dieſen wieder. — VIII. *Battiſterio, L'Annunziata, Carmine* u. ſ. w. Ueber den oft beſchriebenen *Battiſterio* geht der Vf. flüchtig weg. Länger verweilt er beym Kloſter *dell'Annunziata*, wo ihn beſonders die berühmte *Madonna del Sacco* von *Andr. del Sarto* anzog. „Es hat viel gelitten (ſagt er), doch iſt es noch immer beſſer erhalten, als Correggio's Freſcogemälde im Dom und in andern Kirchen von Parma." Im zarter gehaltenen Kupferſtiche von *Bartolozzi* fand er, wenigſtens im Angeſicht der *Madonna*, etwas gröſsere Uebereinſtimmung mit dem Charakter des Originals, als in dem von *Morghen.* — Auch fand er in den 25 *al freſco* gemalten Lunetten von halben Bogen, auſser der *Madonna del Sacco*, noch manche andere Gemälde des Stiches werth. In dem, auf dem Altar der reichgeſchmückten, mit vielem Silber prangenden Kapelle links vom Eingange ſtehenden, Bruſtbilde des Erlöſers erkannte er ein Oelgemälde von *Sarto*, das er auch werth hält durch den Kupferſtich bekannter gemacht zu werden. „Es iſt Geiſt, Leben, Beſonnenheit und Adel darin. Der Kopf iſt weniger lebhaft, als der bekannte von *Annib. Carracci* in der Dresdner Gallerie; doch ruhig heiter. Seine Hände, an deren einer das Nägelmal ſichtbar iſt, ſind vor dem blaſsrothen Gewande über der Bruſt gefaltet." — In einer Anmerkung wird nach dem *Guida* und nach *Vaſari* ein Irrthum *Arndts*, den dieſer mit *Lalande* und *Volkmann* theilt, berichtigt, daſs auf dem Gemälde des *Baccio Bandinelli*, in der Begräbniſskapelle, der Alte, welcher den todten Chriſtus in ſeinen Armen hält, Gott der Vater (im Leben des *Benvenuto Cellini*, von *Göthe* überſetzt, ſteht gar: „jenes Bild der Mutter Gottes den todten Sohn auf dem Schooſse") ſeyn ſolle. — Es ſoll Nikodemus ſeyn, unter deſſen Bilde ſich *Bandinelli* ſelbſt gemalt hat. — In der Karmeliter-Kirche verweilte der Vf. lange vor den Freſcogemälden *Maſolino's* und ſeines gröſsern Schülers *Maſaccio*, mit dem *dritten* Bande der Propyläen in der Hand, in welchem der wackere *Meyer* in Weimar über dieſe in der Kunſtgeſchichte Epoche machenden Gemälde eben ſo gründlich als geiſtreich ſpricht. „Es war (ſagt er) ein ganz eignes Gefühl, an einer Stelle zu ſtehn, die in ganz anderm Sinne, als durch alle Prieſter geſchehn mag, für die ſpäteſten Zeiten geweiht iſt: genau an derſelben Stelle, wo einſt *Lionardo da Vinci, Michel Angelo, Rafael, Fra Bartolomeo, Andrea del Sarto*

Digitized by Google

Sarto u. ſ. w. betrachtend und zum Theil lernend geſtanden." — Von den ſieben Freſcogemälden giebt er der *Predigt* den Vorzug, „worin die Apoſtelfigur des predigenden Petrus ſchon ſo würdig erſcheint, und der mannichfaltige Ausdruck der Zuhörer ſo bedeutend iſt: weil dieſs Bild mit am beſten erhalten, ganz von *Maſaccio* herrührt, und gewiſſe Mängel der andern nicht hat." — Von dem Werke bey *Molini, Landi et Comp.:* Gemälde von *Maſaccio, Maſolino, Giotto, Lizzi* und *Ghirlandajo*, gez. von *Liſinio* d. Sohn (der Vf. erwähnt ſpäter eines *Laſinio*, wahrſcheinlich der nämliche) und geſt. von *Karl Liſinio*, das aus 24 geſtochenen Blättern beſtehn ſoll, ſcheint zur Zeit der Anweſenheit des Vfs. noch keine Rede geweſen zu ſeyn. — IX. *Gallerie.* Ein für die kurze Zeit, welche der Vf. dieſer berühmten, und, Dank dem Genius der Kunſt, der ſie ſelbſt in den zerſtörenden, und noch mehr zerſtreuenden Zeiten der Revolution ſchützte! noch (bis auf die Medic. Venus) vollſtändigen Gallerie widmen konnte, ſehr reichhaltiger Abſchnitt, dem die Bemerkungen des Vfs. und die mancherley Berichtigungen andrer Anzeigen ein eignes belehrungsreiches Intereſſe ertheilen. [Von dem neueſten Werke: *Galleria Imperiale di Firenze*, bey *Mollini, Landi et Comp.*, unter der Leitung von *Benvenuti*, Text und Erklärung von *Zannoni, Montade* und *Bargigli* (wahrſcheinlich derſelbe, den der Vf. *Bardgili* nennt), wovon bereits einige Hefte erſchienen ſind, ſcheint gleichfalls bey ſeiner Anweſenheit, auch nicht einmal dem Plane nach, die Rede geweſen zu ſeyn.] Die Rettung verdankt Florenz der Groſsmuth *Leopold's*, welcher ihm dieſe Gallerie durch eine eigene Acte, ehe er als Kaiſer nach Wien abging, „als wäre er einer der frühern Mediceer" (ſagt der Vf.), als National - Eigenthum übergab. — In dem Auszuge aus einem Briefe an eine Freundin giebt der Vf. zuerſt einen allgemeinen Ueberblick, und handelt dann in mehrern Abſchnitten von den einzelnen Sammlungen. Intereſſant iſt, was er bey der Gelegenheit, wo er von der Sorge für das Andenken bey der Nachwelt in Italien, die ſich durch Inſchriften, auch bey Kleinigkeiten und in den neueſten Zeiten bewahrt, aus dem Munde des Abbate *Fontani* anführt: „daſs in den angeſehenen Häuſern von Florenz, und wohl in Italien überhaupt, die Bedienten ſich ein Diarium halten, worin ſie anmerken, welche Beſuche bey ihren Herren geweſen, was dabey Bemerkenswerthes vorgekommen u. ſ. w. In groſsen Häuſern iſt dieſe alte Sitte zuweilen ſelbſt für die Geſchichte nicht unfruchtbar geweſen. So bey den Diarien der beiden päpſtlichen Ceremonienmeiſter, *Joh. Burcard* unter den Päpſten Sixtus IV. und Alexander VI., und *Paris de Graſſis* unter Julius II. und Leo X." — Es kann uns nicht einfallen, uns bey dieſem reichhaltigen Abſchnitte in ein Detail einzulaſſen; wir müſſen uns begnügen, nur einiges herauszuheben, das uns von allgemeinerm Intereſſe, oder dem Vf. beſonders eigen ſcheint. — Mit *Meyer's* trefflicher kritiſcher Beſchreibung in den Propyläen in der Hand, betrachtete er die Gruppe der Niobe mit ihren Kindern. — Die Sammlung der geſchnittenen Steine gehört, nebſt den kaiſerlichen zu Paris, Petersburg und Wien, und den königlichen zu Berlin, Palermo u. ſ. w. zu den vorzüglichſten. — Der Name des griechiſchen Künſtlers auf dem bekannten trefflichen Camee, wo Amor, auf einem Löwen reitend, die Leyer ſpielt, ſchien dem Vf. eher *Protarchos* als *Plotarchos* zu leſen, welcher Meinung auch der Director Ritter *Puccini* war. — *Tribune:* 1) *Statuen.* Den bekannten Schleifer *(Arretino)* hält Hr. *M.*, mit *Winkelmann*, für einen Barbaren (*Blumenbach*, nach dem Schädel, für einen Scythen). — 2) *Gemälde.* „Die Gemälde ſind alle aus den italieniſchen Schulen, mit Ausnahme einiger weniger von *Albr. Dürer — Lucas von Leyden, Rubens* und *van Dyck*," von welchem letztern der Vf. die vorzüglichſten ausführlicher anzeigt; beſonders aber verweilt er bey der heiligen Familie von *Michel Angelo Buonarroti* (welche Hr. *v. Ramdohr* dieſem Meiſter ohne Grund abſprechen will, obgleich *Vaſari*, der vieljährige Schüler und vertraute Freund des Künſtlers, es ausdrücklich mit vielem Detail anzeigt). Von der Angabe *Vaſari's*, daſs Maria das Kind dem Joſeph reiche, weicht er dahin ab, daſs er vielmehr meynt, ſie empfange es von ihm. — Die ganze Charakteriſtik dieſes Bildes dünkt uns für den Kunſtſinn und den geübten Blick des Vfs. ein vortheilhaftes Zeugniſs abzulegen. — Unter den Rafaeliſchen zog ihn beſonders *Johannes in der Wüſte* auf Leinwand an. Uns fiel ſogleich *Forſter's* und *Matthiſſon's* Entzücken bey dem Anblick des ehemals gleichfalls für ein Werk Raphaels gehaltenen *Johannes* in der Düſſeldorfer, gegenwärtig in der Münchner Gallerie, bey. — Hr. *M.*, der auch dieſs Bild, aber ſpäter, ſahe, nimmt das Urtheil nicht zurück, nach welchem er dem Florentiniſchen weit den Vorzug giebt. Ueber die Sammlung der Malerporträte von der Meiſter eigenen Hand, die ſo vollſtändig wohl nirgends zu finden iſt, giebt der Vf. ein ziemlich weitläuftiges Verzeichniſs mit einigen geiſtreichen Bemerkungen, und verdient um ſo mehr Dank dafür, da die häufigen Reiſebeſchreibungen darüber nur ſehr dürftige Auskunft geben. — Ueber das Schickſal der berühmten und unſchätzbaren Sammlung der Handzeichnungen, über welches in den Propyläen Beſorgniſs erregt wurde, erhalten wir hier die erfreuliche Auskunft, daſs ſie ganz unberührt geblieben iſt. „Sie wird im Saale der Niobe aufbewahrt. Dort liegen die Bände der Zeichnungen, meiſt Folianten, auf horizontalen Bretern in vier langen Tiſchſchränken ohne Thüren, ſo jedoch, daſs ſie durch herabgehende meſſingene Ketten verſchloſſen ſind; darüber Vorhänge von rothem Tafft." — Sie ſoll, nach der Angabe des Gehülfen des Directors (des ſchon erwähnten Hn. *Angelo Bardgili* oder *Barghili*), an Bänden 314, an Handzeichnungen aber 27,000 betragen; die Kupferſtichſammlung wohl an 50,000 Stück. — Einen vollſtändigen Catalog über die Handzeichnungen giebt es nicht; wohl aber eine Art von geſchriebenem Repertorium, welches der Vf. ſahe.

Er

Digitized by Google

Er liefs sich zwey Bände vorweisen, den einen mit Rafaels Handzeichnungen (unter welchen er aber mehrere unechte zu entdecken glaubte): der 82ste, bey welchem er fünf Stunden verweilte, um ein vollständiges Verzeichniss zu entwerfen, das er uns hier mittheilt, weil der Aufsatz vom trefflichen *Heinr. Meyer* in der Zeitschrift *Prometheus: Ueber Handzeichnungen*, bis jetzt ohne Fortsetzung geblieben ist, und dieser sich auch nur auf 34 Numern, welche Hn. *Meyer* die vorzüglichern und vorzüglichsten schienen, beschränkt; dagegen der Vf. 102 Numern aufführt. Der andere war der 232ste Band nach der *rothen* Numer, von Handzeichnungen verschiedener Meister, bis zu welchem Hr. *Meyer* in dem berührten Aufsatze gar nicht gekommen ist, und der 144 Numern enthält. Wir stimmen mit in den Wunsch des Vfs. ein: dass bald eine Auswahl der interessantesten Stücke dieser ungemein reichen Sammlung von Handzeichnungen in *lithographischen Blättern*, nach dem Beyspiele des von *Mannlich* geleiteten Werks aus der Münchner Gallerie, erscheinen möchte.

(*Der Beschluss folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Leipzig, b. Hartmann: *Arete*, oder *Kindestreue*. Schauspiel in 5 Aufzügen, von *Lembert*, Königl. Würtemb. Hofschauspieler. Dem Französischen frey nachgebildet. 1813. 163 S. 8. (16 gr.)

2) *Ebendas.*: *Ränke und Schwänke*. Lustspiel in 3 Aufzügen, von *Ebendemf.* 1813. 135 S. 8. (16 gr.)

3) *Ebendas.*: *Der Papa und sein Söhnchen*. Posse in 3 Acten. Dem Französ. frey nachgebildet, von *Ebendemf.* 1812. 176 S. 8. (12 gr.)

Von dem Vf. der vorliegenden Schauspiele haben uns die öffentlichen Blätter als ausübendem mimischen Künstler ein sehr gutes Vorurtheil gegeben, als Schauspieldichter aber können wir nicht gleiches Lob ihm zollen. Die vor uns liegenden Producte wenigstens sind von sehr geringem Werthe. Nr. 2. ist sein eignes Werk, hat aber so wenig Eigenthümliches, dass es ebenfalls ganz früher erschienenen Lustspielen andrer Dichter nachgebildet zu seyn scheint. Denn wie sehr oft ist ein unbesonnener junger Mensch, der seinen Oheim betrügt, Schulden macht, Gauner schimpft, und am Ende übel und böse wieder zur Vernunft kommt, auf der Bühne erschienen. Es gehörte eine Fülle von Witz im Dialoge, und Erfindung interessanter Situationen bey diesem abgenutzten Stoffe dazu, um ihn erträglich zu machen, aber beides findet sich in diesem Lustspiele durchaus nicht. Vielmehr verfällt der Ton oft ins Gemeine und Langweilige zugleich. Unwahrscheinlich ist es, dass ein junges liebenswürdiges Weib, das die schlechten Streiche des Herrn Julius von Oertram sieht, ihm doch ihre Hand giebt, und widrig selbst, dass sie in der abgeschmackten Karikatur Blutigels ihren Oheim erkennen muss. Eben so wenig Werth haben die beiden Nachbildungen nach dem Französischen. Soll die Posse, wie Nr. 3. betitelt ist, auf dem gebildeten Theater zu dulden seyn, so muss sie entweder mit ihrer höhern Licenz doch einen tiefern Sinn verbinden, oder mit einer Fröhlichkeit sich bewegen, die uns alle andre Uebelstände vergessen lässt. Beides ist aber hier nicht der Fall. Alles ist gewöhnlich und bedeutungslos. Ein alberner Landjunker giebt zu der Intrigue Veranlassung, und die Liebenden bezahlen am Ende dem Vater desselben eine Abtretungs-Summe. Schon die Wahl der Namen der spielenden Personen missfällt, durch ihre witzlose Anspielung. Pantoffelheld, Schimmelkreuzer, der Wirth Doppelkreide, der Stadtrichter von Prellburg. In Arete Nr. 1. hat der Vf. unstreitig ein in Versen geschriebenes französisches Stück, das er erst selbst in Jamben zu bearbeiten anfing, in Prosa aufgelöst, wenigstens verrathen diess mehrere Stellen, wo der Jambus noch ganz stehen geblieben ist: z. B. S. 16. „Im Schoosse dieser Einsamkeit, wo nur | die Geister der Verstorbenen uns umschweben, | kann ich dir das geheime Kunstgewebe | der sinnreich kühnen Liebe wohl entfalten." — Dadurch hat das Stück eine gewisse Pretiosität im Stile bekommen, der unangenehm mit der hie und da vorkommenden recht einfachen Prosa contrastirt; man fühlt den französischen Vers, aller Mühe des Auslöschens ungeachtet, hindurch, und muss doch dem Vf. glauben, dass er nicht dagewesen sey. Eben so wenig wohlthuend als sonach die Schreibart, ist auch der Gang des Stücks selbst. Abenteuerliche Situationen in Menge, aber ohne Wahrheit, Charaktere so grell und scheuslich, wie Antenor, die eben so unnatürlich als undramatisch sind, gänzlicher Mangel an griechischem Costüm und Sitte, und der Knoten, im eigentlichen Sinne des Wortes (S. 158.) mit dem Schwerte zerhauen, machen das Ganze. Arete, bekanntlich ihren Vater erst mit ihrer Milch nährend, wird immer aus einem Gräul in den andern geworfen, man kann wohl Mitleid mit ihr haben, aber trotz ihres übergrofsen Verzichtens kann sie sich durchaus zur tragischen Höhe und Würde nicht erheben. Hie und da sind wir auch auf Gallicismen gestofsen, z. B. S. 9. Dich meiner Meinung machen zu wollen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

ERDBESCHREIBUNG.

DORPAT, auf Koſten d. Vfs. b. Grenzius, und LEIPZIG, in Comm. b. Kummer: *Auszüge aus den Tagebüchern und Papieren eines Reiſenden*, von Dr. *Karl Morgenſtern* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Zunächſt geht der Vf. (X.) auf die zu Florenz befindliche *Kunſtakademie*, die *Künſtler* und *Privatſammlungen* über. 1) *Preisvertheilung und Sammlungen der Kunſtakademie. Director Benvenuti.* Der Vf. wohnte der dreyjährigen Preisvertheilung bey, welche in Gegenwart der Groſsherzogin *Eliſa* und ihres Gemahls Statt fand, und bey welcher die Groſsherzogin den Bildhauer *Canova* öffentlich ehrte, indem er neben ihr ſitzen muſste. — Von der Feyerlichkeit ſelbſt konnte er, des Gedränges wegen, nicht viel ſehen. — Am andern Tage ſahe er die Anſtalt ſelbſt genauer und theilt eine ziemlich vollſtändige Beſchreibung davon mit. Er ſagt von ihr: „Dieſe ganze herrliche Anſtalt, durch Umfang, reinen Geſchmack in Wahl und Aufſtellung des Vorhandenen, und jetzt durch Künſtler wie *Benvenuti*, *Morghen*, *Santarelli*, *Carradori* u. ſ. w. ausgezeichnet, iſt in Abſicht der Trefflichkeit der Hülfsmittel und des Unterrichts eine der beſten in Europa. Rom hat im Ganzen keine ſo gute. Auch ſie iſt, in der Art wie ſie jetzt beſteht, eine der wohlthätigen Anſtalten des für Florenz in ſo vieler Hinſicht unvergeſslichen *Leopold*, der ſie mit königlicher Freygebigkeit ausſtattete, obwohl er bekanntlich ſparſam war für ſich und die Seinigen, auch von Natur lebhaftern Kunſtſinns ermangelte. Ueberall in Florenz wird man an ihn erinnert, wo es gemeinnützige Anſtalten giebt. Ein guter Fürſt iſt doch auch unſterblich; und ſeine Unſterblichkeit iſt eine andere, als die des Eroberers.“ — Er rühmt beſonders die Verdienſte des gegenwärtigen Directors, des vorzüglichſten der jetzt lebenden Florentiniſchen Maler, *Pietro Benvenuti*, von welchem er mehrere Arbeiten näher anzeigt. 2) *Fabrik von Florentiner Muſaik* — das Bekannte. 3) *Steinſchneider Santarelli*, der vorzüglichſte italieniſche; er arbeitete bey der Anweſenheit des Vfs. an einem Sardonyx mit dem Porträt der Groſsherzogin *Eliſa* und zeigte dem Vf. auch eine groſse ſilberne Medaille mit den Bildniſſen dieſer Fürſtin und ihres Gemahls, die erſte und einzige, die er gearbeitet hatte und die, nach Hrn. *M.*, zu den beſten neuern Medaillen Italiens gehört. Auſserdem ſahe er bey ihm noch eine beträchtliche Anzahl ſeiner in röthlichem Wachs boſſirten Arbeiten auf ſchwarzem Grunde, und dann eine Reihe *en basrelief* in Wachs von ihm modellirter Medaillons mit artigen Vorſtellungen, z. B. eins, worauf ein Amorin, der ſchlau ſich bückt, um einen Schmetterling zu haſchen. 4) *Kupferſtecher Morghen*; *Supplem. z. gedr. Verzeichn. ſ. Blätter*, beſonders intereſſant wegen des mit Hülfe des Künſtlers ſelbſt angefertigten Katalogs von 78 Numern, wozu dann noch *Rafaels Fornarina* und deſſen *Verklärung* kommen, welche Hr. *M.* noch nicht ganz vollendet ſahe. 5) *Privatſammlungen. Kabinet des Barons Schellersheim.* Wegen der Wohnungveränderung des Barons konnte der Vf. nur die kleine, aber auserleſene Sammlung geſchnittener Steine ſehen, deren er einige anführt. — Doch nur aus dem Gedächtniſſe. — Unter andern berührt er einen Zweifel gegen die Lesart *Nicomachus* auf dem Stein des bekannten Fauns; er las die Buchſtaben, NICOMAC. griechiſch, und geſteht zwar zu, dafs eines *Nikolus* nirgends erwähnt wird, dagegen wohl zwey *Nicomachus* bey *Plinius* und *Vitruv* — jedoch nur als Maler. — XI. *Bibliotheken und Gelehrte.* 1) *Mediceiſche Biblioth.* b. *S. Lorenzo.* Dieſe beſteht bekanntlich bloſs aus Manuſcripten, von denen nichts nach Paris gewandert iſt, und die noch eine reiche Ausbeute verſprechen, da noch darunter viele *unverglichene* Handſchriften griech. und röm. Klaſſiker ſich befinden, weil erſt ſeit Erſcheinung des Katalogs von *Bandini* (welcher erſt 1803. ſtarb) ſie den Gelehrten, und vorzüglich den auſser Italien lebenden, bekannter wurde. Der Vf. fand an dem Vorſteher Hrn. *Franc. del Furia* einen ſehr gefälligen Mann (welches er von den Florentiniſchen Vorſtehern der öffentlichen Anſtalten überhaupt vorzüglich zu loben ſcheint), der auch dem verſt. Prof. *Spalding* bey dem *Quintilian* bewieſen hat, dafs man ſich mit Zutrauen in ſolchen Angelegenheiten an ihn wenden könne. Unter ihm arbeiten immer drey junge Leute an Vergleichung von Handſchriften; „es iſt daher hier leichter, als bey andern Bibliotheken Italiens, gewünſchte Collationen zu erhalten, da andern, z. B. gegenwärtig in Venedig, es an Perſonen fehlt, denen man dieſs Geſchäft mit einiger Zuverſicht auftragen könnte.“ 2) *Malabechiſche Bibliothek*, im Pallaſt *Uffizi*, ſteht jetzt unter der *Mairie* und iſt die reichſte in Florenz an gedruckten Büchern, deren Zahl auf 120,000 Bände und 9000 Manuſcr., unter welchen für

Digitized by Google

für die Literatur noch eine reiche Ausbeute, gegenwärtig angegeben wird. Vermehrt wird sie nicht. Ab. *Follini* ist beschäftigt, einen Katalog der Manuscr. anzufertigen; ist aber noch nicht zum dritten Theile damit zu Stande. 3) *Riccardische Bibliothek*, im ehemaligen Pallaste der *Medici*, den *Kosmus*, der Vater des Vaterlandes, nach dem Risse des *Michelozzo* sich baute, und den die Familie *Riccardi* 1659. durch Kauf an sich gebracht hat. Sie besteht aus 19,000 Bänden gedruckter Bücher und 3448 Manuscr. — Hrn. *M.* wurde von einem angesehenen Florentiner Gelehrten gesagt, dass bey dem gesunkenen Wohlstande der *Riccardi*, von welchen jetzt nur minderjährige Kinder da sind, die Manuscriptensammlung, welche unlängst taxirt sey, wohl zum Verkauf kommen dürfte. — Bis jetzt scheint dies nicht geschehen zu seyn. 4) *Gelehrte* — manche interessante Notiz über die gegenwärtigen Florentiner Gelehrten und ihre Werke. — XII. *Schauspiel* — ein nicht bedeutender Artikel. — XIII. *Garten Boboli. Cascine. Jahrmarkt in Fiesole.* Eine anziehende, mit manchem angenehmen Detail verwebte Beschreibung des Gartens *Boboli*, der sich dem Pallast *Pitti*, in welchem die Grossherzogin *Elisa* residirte, anschliesst. Dem Vf. hier überall zu folgen, erlaubt uns der Raum nicht; wir erwähnen unter dem Vielen nur der schönen Stelle, die das Andenken des unvergesslichen *Leopold* feyert und zugleich in Hinsicht seiner Nachfolger charakteristisch ist, von welchen letztern es heisst: „Grossherzog *Ferdinand*, *Leopolds* Sohn, sey zwar streng gewesen in Erfüllung seiner Pflicht; aber er habe den Personen, die sein Vater schätzte, gemisstrauet; habe alles, was vom Vater herrührte, nicht recht leiden können. Diese Abneigung sey ihm von seinem Gouverneur, dem *Marchese Manfredini*, eingeflösst, der mit *Leopold* keinesweges übereingestimmt habe u. s. w. Die *Königin von Hetrurien* habe sich zwar nicht von Männern leiten lassen, aber von Weibern; und was sie heute gewollt, habe sie morgen wieder nicht gewollt." — „*Relata refero;* doch aus nicht trüber Quelle", fügt Hr. *M.* hinzu. — Auch durch das, was der Vf. über das *Cascine* (Meyerey von *Leopold* angelegt) sagt, bewährt er sein Talent für anschauliche Beschreibung. — Ueber den Jahrmarkt von *Fiesole*, zu dessen Ende eigentlich der Vf. kam, nur einige flüchtige Worte. — XIV. *Die Stadt. Abschied.* Nach einem geistreichen Ueberblick über das in Kunstwerken und grossen Ereignissen so reiche Florenz, der gleichsam alle die Einzelnheiten, welche uns der Vf. vorgeführt hat, nun im Gemüthe des Lesers zu einem Kranze vereinigt, findet er Gelegenheit hier manche Urtheile früherer Reisebeschreiber zu berichtigen.

Nach diesem, bey dem Reichthume dieser beiden Hefte, noch immer sehr gedrängten Ueberblicke dürfen wir wohl nicht hinzusetzen, dass wir der Fortsetzung mit Verlangen entgegen sehen. — Der Druck mit französischen Lettern und das Papier sind gut.

OEKONOMIE.

BERLIN, in d. Realschulbuchh.: *Handbuch für den Landmann, oder über Mergelfahren, Bewässerung der Wiesen, Raps-, Tabaks- und Hanfbau, Kartoffel-Branntweinbrennerey, Wechselwirthschaft und Uebergang in selbige.* Mit besonderer Rücksicht auf *Mecklenburg* ganz nach eigenen Erfahrungen dargestellt von *Heinrich Kachler*, praktischem Oekonomen in Mecklenburg. Mit einer Vorrede begleitet von *Albrecht Thaer*. 1811. XVI u. 328 S. 8. m. 2 Kpft. (1 Rthlr. 18 Gr.).

Eine Schrift wie die gegenwärtige bedurfte zu ihrer Empfehlung in der That keiner fremden Vorrede: denn sie zeichnet sich durch ihren Inhalt vor so vielen andern Producten unserer neuesten ökonomischen Literatur ungemein vortheilhaft aus. Ihr Vf., der sich durchaus als ein rationeller und erfahrner Landwirth ausspricht, kennt die Mängel und Vorzüge der verschiedenen Wirthschaftsarten sehr genau, und findet es bey den misslichen Conjuncturen der Zeit und den vermehrten Bedürfnissen, bey der grossen Theurung aller ausländischen Producte und Fabrikate, und den niedrigen Preisen inländischer Erzeugnisse ferner hin für den Landmann nicht mehr möglich, mit dem Ertrage seiner Felder, der ihm aus der gewöhnlichen Wirthschaftsart zufliessen kann, zufrieden zu seyn. Er thut daher in vorliegender Schrift Vorschläge zur Beförderung einer höhern Ackercultur sowohl, als zur Verbesserung des landwirthschaftlichen Gewerbes überhaupt. Man muss gestehen, dass diese Vorschläge, die von einer vielumfassenden Kenntnis und tiefen Einsicht in das Wesen der *Agronomie* zeugen, überaus zweckmässig sind. Der Vf. hat sie in folgenden sieben Abschnitten vorgetragen: I. *Vom Mergel.* Herr *K.* hat hier das Wichtigste aus *Rixens* bekannter Abhandlung über diesen Gegenstand, die sich in *Thaers* Annalen des Ackerbaues (1. Jahrg. S. 24 u. f. w.) befindet, im Auszuge, doch mit besonderer Hinsicht auf die Mecklenburgische Landwirthschaft und in Verbindung seiner eigenen Erfahrungen mitgetheilt. Dass der Mergel, vorzüglich auf Mecklenburgs Koppelfeldern, die mit so vielen vegetabilischen Körpern geschwängert sind, wegen seiner auflösenden und zersetzenden Eigenschaften, auffallende Wirkungen hervorbringen müsse, ist gar nicht in Abrede zu stellen. Dem Vorurtheile, dass derselbe nur für eine kurze Zeit ein wirksames Beförderungsmittel höherer Production sey, übrigens den Acker aussauge und in einen kraftlosen Zustand versetze, hat der Vf. gleich im Eingange begegnet. Uebrigens ist umständlich gezeigt: Welcher Schlag in der Regel, um welche Zeit und in welchem Maafse gemergelt, wie bey der Arbeit verfahren, und wie ein gemergelter Acker gepflügt werden müsse, so dass auch ein jeder, dem das Geschäft noch neu und unbekannt ist, ganz und gar nicht bey der Betreibung desselben fehlen kann. Auch über die Bestellung eines gemergelten Ackers,

so

Digitized by Google

sowohl mit Winter- als Sommersaat, sind recht gute praktische Bemerkungen beygefügt. — II. *Wiesenverbesserung.* Es ist hier gröfstentheils nur von der Verbesserung der Wiesen durch Ueberrieselung oder Bewässerung die Rede, und wie diese am besten bewerkstelliget werden könne, ist mit Hülfe eines beygefügten Plans genau und ausführlich dargestellt. Andere Verbesserungen, als Schonung der Wiesen mit der Huth, Vertilgung des Mooses durch aufgestreuten Mergel, oder Kalk und Asche; Ausrottung solcher Kräuter, die schädliche Eigenschaften, oder keine nährende Kraft besitzen, Verjüngung derselben durchs Aufharken mit der Egge, Aufstreuung guten Heusaamens, Besäung mit kraftvollen Viehgräsern, und leichte Düngung mit kurzem verrotteten Mist, Strafsenkoth, Teichschlamm, Mistjauche, Compost u. dgl., sind zum Theil nur kurz angedeutet, zum Theil ganz übergangen; doch sind einige der nahrhaftesten Viehgräser zum Anfäen angeführt und empfohlen. — III. *Vom Raps-, Taback- und Hanfbau.* Für Mecklenburg ist der Anbau dieser Gewächse ganz vorzüglich zu empfehlen. Der Vf. hat sich aber nicht so bestimmt über die *Species* des Raps erklärt als es hätte geschehen sollen: denn in einigen Gegenden begreift man unter dieser Benennung sowohl den Rübenreps oder Rübsen (*Brassica napus*) als den Kohlreps oder den Feldkohl (*Brassica campestris*); in andern hingegen nennt man den letztern schlechtweg Raps, und dieser ist dem erstern, wegen der gröfsern ölreichern Körner und des bessern Oels, welches er liefert, weit vorzuziehen, kann aber an vielen Orten des Rothwilds halber, welches Meilenweit darnach gehet und ihn zu Grunde richtet, gar nicht gebauet werden. In Ansehung der Cultur kommt er mit dem Rübsen völlig überein, und diese hat der Vf. ausführlich beschrieben. Viel Eigenes hat die Art, wie der Raps im Holsteinschen geärnfet und gedroschen wird, und wovon man S. 96 — 100 eine anschauliche Darstellung findet. Von gleicher Wichtigkeit ist auch der Taback und Hanf, über deren Anbau hier ebenfalls recht gute Bemerkungen beygebracht sind. — IV. *Von den vorzüglichsten Gegenständen des landwirthschaftlichen Betriebes.* Sehr richtig ist hier die Bemerkung: dafs jede wohleingerichtete Oekonomie einen Hauptgegenstand des Betriebes haben müsse. Welches derselbe sey, müsse billig der freyen Wahl des Landwirths überlassen bleiben. Eine völlige Freyheit in diesem Stücke scheine das erste Mittel zur Erweckung der Nationalindustrie, des Fleifses und Strebens nach höherer Cultur. Doch müsse jeder Ueberlegung und Vorsicht anwenden, und sich nach den Umständen und besondern Verhältnissen richten." Der Vf. kommt sodann auf die Errichtung einer Kartoffelbrennerey, und sagt: „sie müsse allerdings gröfser, wie eine Fruchtbrennerey eingerichtet werden. Das ungleich geringere Quantum an Branntwein, zumal wenn es an Abfatz nicht fehle, mache diefs nothwendig. Auch die Feuerung müsse verhältnifsmäfsig höher in Anschlag gebracht werden. Diese sey aber, seitdem die Kartoffeln durch Dampf gebrühet würden, auch weniger kostbar wie ehedem, da sie im Wasser bey einer besondern Feuerung gekocht wurden." Der zu einer solchen Brennerey erforderliche Apparat ist auf der beygefügten Kupfertafel abgebildet und bereits bekannt. Mit Recht sagt Herr *K.*, dafs ohne einigen Zusatz von Getreide schwerlich die nöthige Gährung der Kartoffeln würde bewirkt werden können, um hinlänglichen Branntwein zu bekommen, und bestimmt das geringste Verhältnifs Getreide auf $\frac{1}{3}$, welches zur Hälfte aus Weizen- oder Roggenschrot und zur Hälfte aus Gerstenmalz bestehen könne, doch kann man auch Gerstenmalz allein nehmen. Herr *Schmalz* maischte vormals 6 Dresdner Scheffel Kartoffeln und 2 Dresdner Metzen Malzschrot ein, und gewann davon in 4maligem Abbrennen 54 — 60 Berliner Quart Branntwein von 38 — 42 *p. C. Spiritus* nach dem Richterschen Alkoholometer. — Das übrige Verfahren beym Kochen der Kartoffeln, dem Einmaischen und Anstellen mit Hefen, ingleichen beym Ueberziehen des Branntweins ist mit der erforderlichen Deutlichkeit beschrieben. Die nun folgende Berechnung über den baaren Ertrag einer Kartoffelbrennerey übergehen wir, weil sie gröfstentheils mit andern uns bekannt gewordenen übereinstimmt, eben so wie die beygefügten Bemerkungen über die Einrichtung der Ochsenställe und Mistgrube, und was sonst noch in Betreff der Ochsenmastung bemerkt wird. Ueber die Kühnutzung bey einer Kartoffelbrennerey hat sich der Vf. kürzer gefafst. Blofs ein Auszug aus seinem Tagebuche zeigt, wie musterhaft in dieser Hinsicht das Kämmereygut *Gutleutehof* bey Frankf. am Mayn bewirthschaftet wird. Für diejenigen, denen die Ortsverhältnisse nicht gestatten, die Vortheile, welche eine Brennerey darbietet, zu benutzen, giebt es mehrere Gegenstände des Betriebs. Die hier in Vorschlag gebrachten sind Viehfütterung, Ochsenmastung, Hammel- und Schweinemastung bey behackten Früchten; doch sind Brauereyen, Essig-, Stärke- und Zuckerfabriken noch gröfserer Aufmerksamkeit werth, und zwar darum, weil jene, als Nebenzweige, noch immer damit verbunden werden können. Indessen setzen solche immer beträchtlich grofse Wirthschaften voraus. Wo also Verhältnisse die Anlegung derselben nicht erlauben, da mufs man freylich mit letztern allein zufrieden seyn. Am Schlusse dieses Abschnittes hat endlich der Vf. auch noch manches Gute über die Schäfereyen bemerkt; doch wäre zu wünschen, dafs er für Mecklenburg etwas tiefer in diesen landwirthschaftlichen Zweig hätte eingehen mögen. — V. *Wechselwirthschaft.* Dieser Abschnitt ist mit sichtbarer Vorliebe bearbeitet, und wir wünschen, dafs er von allen, die noch gegen dieses Wirthschaftssystem eingenommen sind, mit Bedacht gelesen werden möge. Sie werden hier die Einwürfe, welche sie gegen die Einführung der Wechselwirthschaft machen, mit Gründlichkeit widerlegt, das ganze System derselben aufs genaueste ent-

Digitized by Google

entwickelt, und besonders über die Fruchtfolge so vortreffliche Bemerkungen finden, dafs sie hoffentlich ihre vorgefafste Meinungen verabschieden, und dagegen einem Systeme beypflichten werden, welches sich bereis durch die Erfahrung als das vollkommenste bewährt hat. Die Erinnerung, dafs bey Einführung desselben vor allen Dingen auf den Boden gesehen werden müssen ist durchaus nicht zu übersehen. Der Vf. theilt solchen, wie gewöhnlich, in schweren, mittel- und leichten sandigen Boden ein, und will die Grundsätze des Fruchtwechsels vor der Hand nur auf einen Boden der ersten und zweyten Klasse angewendet wissen, ohne jedoch zu behaupten, dafs ein Sandboden der Wohlthaten des Fruchtwechsels gänzlich entbehren solle. Der hier aufgestellte zwölfjährige Fruchtwechsel ist für einen Boden erster Klasse mit der Ansicht gewählt, die er beym Uebergange von der Koppelwirthschaft gewähren würde, und hat unsern ganzen Beyfall. Denkende Landwirthe werden unter andern Umständen leicht die nöthigen Abänderungen zu machen wissen. — VI. *Uebergang von der Koppel- zur Wechselwirthschaft.* So viel auch hier der Koppelwirth vor dem Dreyfelderwirth voraus hat, so ist dennoch die Aufgabe so leicht nicht. Vorzüglich ist dabey auf die verschiedene Eintheilung der Felder in Schläge Rücksicht zu nehmen. Man findet Landgüter von 6. 7. 10. 11 und 12 Schlägen. Jede dieser Eintheilungen macht also ein anderes Verfahren nothwendig. Die meisten derselben hat der Vf. hier in nähere Betrachtung gezogen, und mit Berücksichtigung des Bodens einige für sie passende Fruchtfolgen vorgezeichnet. Die tabellarische Form, in welcher sie dargestellt sind, erleichtert die Uebersicht ungemein, und setzt jeden in den Stand, nach seinen Umständen und Verhältnissen zu wählen. Der ganze Abschnitt ist überhaupt mit vielem Fleisse bearbeitet, und wird gewifs einem jeden genügen, der mit dem wahren Wesen der Ackercultur bekannt und den Grundsätzen der Wechselwirthschaft vertraut ist. — VII. *Erfahrungen über Wechselwirthschaft im Vergleich anderer Wirthschaftsarten.* Dieser Abschnitt ist gröstentheils gegen die vom Hrn. Kammerrath *Zimmermann* herausgegebene Schrift: Unmafsgebliches Bedenken über die Wechselwirthschaft u. s. w. gerichtet. Die Erinnerungen, die der Vf. dagegen gemacht hat — denn auf eine vollständige Widerlegung wollte er sich keineswegs einlassen, sondern nur zu einer nähern Prüfung derselben Veranlassung geben — sind höchst freymüthig, doch ohne die geringste Verletzung der Humanität und mit möglichster Bescheidenheit vorgetragen, und zeigen das Ungewisse und Schwankende der Zimmermannschen Aeufserungen im hellsten Lichte. Die hier mitgetheilten Versuche und Erfahrungen zeugen alle zum Vortheile der Wechselwirthschaft. Am Schlusse hat der Vf. noch eine Vergleichsberechnung beygefügt, die nach völlig gleichen Grundsätzen gemacht ist. Ihr zufolge gewährt die Wechselwirthschaft im Vergleich der Koppelwirthschaft einen Ueberschufs von 941 Fudern an Dung und 4857 Rthlr. an baarem Gelde. Wir haben in den speciellen Angaben derselben nicht die geringste Uebertreibung gefunden, und sind daher überzeugt, dafs sie in Verbindung mit den vorangestellten Erfahrungs-Resultaten die Vorzüge des neuen Wirthschaftssystems selbst bey hartnäckigen Zweiflern zur Evidenz bringen wird.

LITERATURGESCHICHTE.

Breslau, b. Grafs u. Barth: *Karl Christian Traugott (Teuthold) Heinze*, der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz Mitglied, und der Gesellschaft der Alterthümer zu Cassel Ehrenmitglied, *im Leben und Wirken*; seinen Freunden zur Erinnerung den Hauptzügen nach dargestellt von dem Freunde desselben *Theodor Bernd*, Professor in Kalisch. Aus der literarischen Beylage zu den schlesischen Provinzialblättern besonders abgedruckt. (1813) 20 S. 8.

Diese kleine Schrift, die, wie wir vernehmen, nie in den Buchhandel gekommen ist, sondern nur an Freunde des Verstorbenen vertheilt ward, prunkt mit einem etwas breiten Titel und leidet auch an einiger Weitschweifigkeit, die man eher vergeben würde, wenn sie blofs für Freunde bestimmt gewesen und nicht, wie der Titel belehrt, aus einer gelehrten Zeitschrift entlehnt wäre. Aus der Schrift wird man übrigens den Verstorbenen lieb gewinnen. Beynahe funfzig Jahr alt geworden, hatte er noch keine nur einigermaafsen einträgliche Stelle gefunden, um sein Leben sorgenfreyer hinbringen zu können. Als Schriftsteller ist nicht unbekannt. Sein Lieblingsfach war altdeutsche und nordische Literatur. Bekannt ward er besonders dadurch, dafs er schon vor zwanzig Jahren einen Preis auf die Auffindung der durch Karl den Grofsen gesammelten Bardenlieder setzte, der, wohl anlockend, aus 100 Ducaten bestand. Niemand hat sie verdienen können. Er starb am 29sten Junius zu Reinerz in Schlesien im Bade, an der Schwindsucht.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

LITERATURGESCHICHTE.

HAMBURG, in der Bohnſchen Buchh.: Dr. *Gebh. Fr. Aug. Wendeborn's Erinnerungen aus ſeinem Leben*; herausgegeben von *C. D. Ebeling*, Profeſſor am Hamburgiſchen Gymnaſium und Stadtbibliothekar. *Erſter* und *zweyter* Theil. 1813. 754 S. 8.

Der Vf., 1742 zu Wolfsburg im Herzogthum Magdeburg geboren und 1811 zu Hamburg geſtorben, iſt ſchon lange durch ſein ausführliches Werk über den Zuſtand Groſsbritanniens rühmlich bekannt. Da er 22 Jahre in London gelebt, Reiſen durch einige weſtliche und ſüdliche Provinzen Englands gemacht, die er in einem beſondern Buche beſchrieben, zweymal Paris beſucht, Reiſen in Belgien, Frankreich, der Schweiz und Deutſchland gethan, mit vielen Menſchen in und auſser England in Berührung geweſen, nicht allein den ganzen amerikaniſchen Revolutionskrieg, ſondern auch den Anfang des franzöſiſchen in England erlebt, und da der Herausgeber das Werk, welches der Vf. der Hamburgiſchen Stadtbibliothek vermacht hat, mit dem Auftrage, daſs der Bibliothekar es innerhalb zwey Jahren nach ſeinem Tode bekannt machen ſollte, mit ſehr ſchätzbaren biographiſchen Nachrichten bereichert hat, von denen er zu beſcheiden urtheilt, daſs ſie nur für die jüngern Leſer beſtimmt ſind; ſo haben wir hier nicht blos das Leben eines merkwürdigen Mannes, der ſich die Achtung ſeiner Zeitgenoſſen in und auſser England zu erwerben wuſste, ſondern auch Bruchſtücke zur Erläuterung der Geſchichte eines für Groſsbritannien wichtigen Zeitraums. Der Vf., Sohn eines Predigers in Wolfsburg, der in einem Alter von 49 Jahren ſeiner Familie entriſſen wurde, ward 1755 Schüler im Kloſter Bergen bey Magdeburg, als *Steinmetz* Abt war, genoſs das Wohlwollen dieſes Mannes in einem vorzüglichen Grade, ſtudirte Theologie in Halle und Helmſtädt, nahm 1761 die Stelle eines Hauslehrers an, unterrichtete 1764 die Jugend in Stade und Hamburg, reiſte 1767 nach London, um eine Wahlpredigt vor der deutſchen Gemeinde (an der Trinitylane-Kirche) zu halten, ward aber nicht gewählt, ſondern *Dalme* erhielt die Stelle durch Beſtechungen, dergleichen bey den Parlamentswahlen zu geſchehen pflegen. Als der Vf. nach Deutſchland zurückreiſen wollte, ſtarb ein deutſcher Prediger an der Savoy. Er predigte nun auch hier zur Wahl mit vielem Beyfall. Allein die Pietiſten in der Gemeinde wollten einen gewiſſen *Burgmann*, damals zu Eſſen in Weſtphalen, der vorher als Judenbekehrer in London geweſen war, zum Prediger haben. Da das Wahlgeſchäft in die Länge geſchoben wurde, reiſte der Vf. 1768 über Dover, Calais, Paris, Brüſſel, Antwerpen, Amſterdam nach Hamburg. Er beſchreibt die geſehenen Merkwürdigkeiten und die Bekanntſchaften, die er machte, welches auch bey den übrigen im Buche erwähnten Reiſen geſchieht, die in den Engliſchen Provinzen ausgenommen, weil er darüber ein beſonderes Buch geſchrieben hat. Bald nach ſeiner Rückkunft in Hamburg erhielt er aus London den förmlichen Ruf zum Prediger an der Savoy, und das geiſtliche Miniſterium in Hamburg ward erſucht, ihn zu ordiniren. In London aber hatte die Burgmanniſche Partey, an deren Spitze der berüchtigte *Wachſel* ſtand, die Kirche in Beſitz genommen, eingeweihet und bewacht. Die Freunde des Vfs. ſtifteten eine neue Gemeinde, und beſtellten ihn zu ihrem Prediger 1769, welches Amt er 22 Jahre treu und fleiſsig verwaltet hat. Als nach 15 Jahren die für ihn erbaute Kirche ausgemalt und ausgebeſſert werden muſste, reiſte er 1785 zum zweytenmale nach Paris bis Genf, zurück durch die Schweiz und längs dem Rhein, und über Brüſſel und Calais nach England. Den Vorſatz, den er ſchon lange gefaſst hatte, die letzten Jahre ſeines Lebens in Ruhe und Unabhängigkeit zuzubringen, führte er 1790 aus. Er legte ſein Predigtamt nieder, und ſo wie er an ſeiner Gemeinde keinen Vorgänger im Amte gehabt, hatte er auch keinen Nachfolger. Von dem jungen Engländer, den er 1793 in Holland und Norddeutſchland auf Reiſen führte, trennte er ſich bald. Die Nachrichten, die er in Hamburg von den vielen in England ausgebrochenen Bankerotten erhielt, machten es nothwendig, daſs er wieder nach London reiſte. Allein die deſpotiſchen Maaſsregeln der brittiſchen Regierung in Anſehung der Fremden, zu denen auch er, ſeines langen Aufenthalts auf der Inſel ungeachtet, gerechnet wurde, waren ihm ſo zuwider, daſs er ſich bald nach ſeiner Ankunft entſchloſs, auf dem feſten Lande ſein Leben zu beſchlieſsen, und zu Schiffe nach Hamburg gieng, wo er 1803 dieſes Buch ſchrieb, auf welches noch eine Schilderung Hamburgs folgen ſollte, die aber von dem Vf. nicht ausgearbeitet iſt. Der Herausgeber giebt ihm in einem Zuſatz das Zeugniſs, daſs er ein redlicher wahrheitsliebender Mann geweſen, und wegen ſeiner guten Eigenſchaften und Einſichten von allen, die ihn kannten, geſchätzt worden iſt. Durch Fleiſs und Sparſamkeit, ohne filzig zu ſeyn, hatte er ſich ein ziemlich beträchtliches Vermögen erworben, das in dem Engliſchen Fonds

Digitized by Google

Fonds belegt war. In den letzten Jahren war er kränklich, litt an Gichtſchmerzen, wozu er den Keim aus England mitgebracht haben mochte, verlor ſeine vorige Heiterkeit, quälte ſich mit trüben Ausſichten in die Zukunft, wie dieſes mit Rentenirern und Hageſtolzen oft der Fall iſt, und verſchied abgeſtumpft und erſchlafft. Wir könnten hiermit unſre Anzeige beſchlieſsen, und dem Leſer, der von den berühmten Gelehrten und andern in der Geſchichte merkwürdigen Perſonen, die gegen Ende des 18ten Jahrhunderts in England und den benachbarten Ländern gelebt haben, näher berichtet ſeyn will, dieſes Buch als eine lehrreiche und unterhaltende Lectüre empfehlen. Wir wollen aber doch hiebey nicht ſtehen bleiben, ſondern unumwunden berichten: 1) wie der Vf. ſich ſelbſt ſchildert; 2) wie er Andere charakteriſirt. Wenn Eigenliebe und Eitelkeit gar oft die Feder derer, die ihr eigenes Leben beſchrieben, in Bewegung geſetzt haben, ſo iſt der Einfluſs dieſer Motive auf unſern Vf. unverkennbar. Er erzählt gar zu gern, was von ſeiner frühen Kindheit an ihm zum Lobe gereicht; alle Anträge, die ihm zu Hauslehrer- und Predigerſtellen gemacht ſind, ſehr umſtändlich; den Beyfall, den ſeine Predigten gehabt; alle Ehrenbezeugungen, die ihm widerfahren, im kleinſten Detail. Z. B. Ein Kaufmann aus Hamburg, der ihn in London hörte, ſagte zu ſeinem Freunde nach geendigter Predigt: „Mein Gott, wir ſuchen unſre Hauptprediger aus allen Ecken Deutſchlands zuſammen, und um ſo einen Mann, wie dieſer, der noch dazu von unſerm Miniſterium hieher geſchickt wurde, bekümmern wir uns nicht. Wenn unſer alter *Herrnſchmidt* ſtirbt, werde ich Himmel und Erde bewegen, damit wir ihn zum Hauptprediger erhalten." (S. 293.) Die höfliche Art, womit ihm der Titel eines Doctors der Rechte aus Edinburg zugeſchickt wurde, und die Verwunderung der Engliſchen Rechtsgelehrten über ſeine Bekanntſchaft mit dem Engliſchen Rechte hat der Vf. gar zu wörtlich genommen, und nicht das Meiſte davon auf die den Engländern eigene Höflichkeit *(curteſy)* gegen Fremde gerechnet. (S. 345.) Er geſteht, dafs die Engländer einen Widerwillen gegen Fremde haben, rühmt aber, dafs ſich dieſes in Anſehung ſeiner nicht beſtätigt, und die Engländer ſeinem Charakter mehr Gerechtigkeit haben widerfahren laſſen, als ſeine eignen Landsleute. (S. 625.) War dieſs der Fall, warum fürchtete er, dafs die ſtrengen Maafsregeln, die man nach dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution gegen Fremde ergriffen hatte, ſich auch auf ihn erſtrecken möchten? Er nimmt es den Deutſchen ſehr übel, dafs ſein Werk über Groſsbritannien, das doch eigentlich für die Deutſchen geſchrieben, nach der Engliſchen Umarbeitung in vier Jahren vergriffen war, und in Dublin nachgedruckt wurde, nach Verlauf von 16 Jahren in Deutſchland noch nicht zum zweyten Male aufgelegt iſt. (S. 367. 584.) Er ſticheln auf *Archenholz's* England und Italien, das mit ſeinem Buche zu gleicher Zeit erſchien, und als eine Art von Roman von dem deutſchen Publicum, wie er ſich ausdrückt, heifshungrig verſchlungen wurde. Sollte nicht das Glück, welches dieſes Buch machte und der Vf. beneidete, auf ſein hartes Urtheil über *Archenholz*, das der Herausgeber zu mildern geſucht hat, einen Einfluſs gehabt haben? (S. 358.) Wenigſtens hat der würdige Herausgeber bey einer andern Gelegenheit (S. 644.) den Vf. einer Parteylichkeit beſchuldigt. Uebrigens durfte ſich der Vf. über den langſamen Abſatz ſeines Werks in Deutſchland nicht wundern, da ihm nicht unbekannt ſeyn konnte, dafs man an *Küttner's* Briefen und *Göde's* England u. ſ. w. Werke hätte, die dem ſeinigen den Vorzug ſtreitig machen konnten. Der Vf. zeigt ſich aber von andern Seiten, die einen uneigennützigen und dienſtfertigen Mann zu erkennen geben. Weit entfernt, ein Erbſchleicher zu ſeyn, hinderte er einen reichen Mann, ihn zum Erben einzuſetzen. (S. 199.) Viele Menſchen hat er glücklich gemacht, iſt aber für die Dienſte, die er ihnen geleiſtet, mit Undank belohnt. Einer von dieſen Nichtswürdigen war auch der berüchtigte Dr. *Bahrdt*. (S. 280.) Wir haben keinen Grund, die Wahrhaftigkeit dieſer Nachrichten zu bezweifeln. Zu ſeinen literariſchen Verdienſten um England, wodurch der Vf. in die Reihe der würdigen Deutſchen tritt, deren wir mehrere anführen könnten, die während ihres Aufenthalts in England *ſui memores Anglos fecere merendo*, gehört die Verfertigung einer deutſchen Grammatik für Engländer, die ſeit 1774 fünfmal aufgelegt iſt. Sie ſollte von ihm zum Unterricht des Prinzen von Wales in der deutſchen Sprache gebraucht werden. Die Ehre, den Prinzen zu unterrichten, ward aber nicht ihm, ſondern einem geweſenen Kammerdiener des ehemaligen Miniſters *von Münchhauſen* zu Theil. Die Verhandlungen darüber mit dem Vf., die ſich am Ende zerſchlugen, werden erzählt (S. 213.) Ein anderes Verdienſt war die Errichtung einer gelehrten Geſellſchaft, deren Mitglieder, 18 an der Zahl, einmal in jedem Monat vom Oct. bis Jun. zuſammenkamen, und der Reihe nach eine Abhandlung über hiſtoriſche, philologiſche, phyſikaliſche, mathematiſche Materien vorlaſen. *Kippis*, *Towers*, *Crawford*, *Kirwan* und andere, insgeſammt angeſehene Gelehrten waren Mitglieder. *Prieſtley* und *Price* pflegten die Geſellſchaft auch zu beſuchen. (S. 160.) Uns fiel dabey ein, dafs ein Paar Deutſche im 17ten Jahrh., *Hook* und *Oldenburg*, zur Stiftung der königl. Societät der Wiſſenſchaften in London die Veranlaſſung gegeben haben. Der Vf. mufs nicht daran gedacht haben; er würde ſich ſonſt, da er ſo gern etwas erzählt, welches ihm zur Ehre gereicht, mit dieſen Gelehrten in Vergleichung geſtellt haben. Man wird begierig ſeyn, zu wiſſen, was den Vf. gegen die Gewohnheit der Deutſchen, die bis an den letzten Hauch ihres Lebens, wenn körperliche Schwächen ſie nicht hindern, zu arbeiten pflegen, bewogen habe, ſein Amt niederzulegen. Körper-Schwäche war es nicht; denn er konnte ſich rühmen, dafs er während der 22 Jahre ſeiner Amtsführung nicht ein einzigesmal wegen Krankheit ein Amtsgeſchäft hätte ausſetzen müſ-

Digitized by Google

müſſen. Aber ſein Amt wurde ihm läſtig. Auſser zwey Sonntagspredigten muſste er Faſtenpredigten, Vorbereitungsreden am Sonnabend zu jedem der 12 Communiontage im Jahre halten. Von der Kirche wohnte er ziemlich entfernt. Die Krankenbeſuche nahmen wegen der Gröſse der Stadt viel Zeit weg. Collegen an derſelben Kirche hatte er nicht, Candidaten der Theologie waren nicht da, die ihn unterſtützen konnten. Dazu muſste er ſich in die elenden Launen armſeliger und geldſtolzer Leute ſchicken. (S. 562.) Das theologiſche Studium ſcheint dem Vf. nicht ſonderlich behagt zu haben, obgleich er nachrechnet, daſs er auf dreytauſend Predigten gehalten hat. Er bedauert die Zeit, die er auf die Erlernung der hebräiſchen Sprache verwandt hat (S. 21.). Als er 1774 Predigten herausgab, hatte er ſeine Religionsmeinungen ſchon *ins Reine* gebracht. (Was dieſes ſagen wolle, hat er nicht erklärt.) Er hielt es aber für Pflicht, die Vorträge, die vor Mitgliedern der lutheriſchen Kirche gehalten wurden, dem Lehrbegriff derſelben gemäſs einzurichten, wenigſtens ihm nicht zu widerſprechen. (S. 211.) Die Disharmonie zwiſchen ſeiner Ueberzeugung und dem, wozu er ſich zu lehren verbunden hielt, mag wohl auf den Entſchluſs, ſein Amt niederzulegen, welchen er 10 Jahre früher, ehe dieſes wirklich geſchah, gefaſst hatte, einen groſsen Einfluſs gehabt haben. Er wollte daher auch nicht den Titel eines Doctors der Theologie, den man ihm in Edinburg zugedacht hatte, annehmen, oder, wie er es nennet, mit dem Titel und dem Zwange eines ſolchen Doctors beläſtiget werden. (S. 345.) Die Unterredung, die er mit Dr. *Dodd* im Gefängniſs hielt, gewährt uns auch einen Blick in ſeine philoſophiſche Meinung, die eben nicht erheiternd iſt. *Dodd*, der befürchtete zum Tode verurtheilt zu werden, tröſtete ſich damit, daſs mit dem Zuſchnüren der Kehle auch ſein Seyn aufhören würde. Der Vf. ſagt kein Wort, woraus man ſchlieſsen kann, daſs er das Gegentheil glaubte. (S. 250.).

Wenn wir zu dem Urtheil übergehen, was er von andern Gegenſtänden, als die das liebe Ich angehen, gefällt hat, ſo ſcheinen die Bibliotheken in allen Städten, die er beſucht hat, ſeine Aufmerkſamkeit zuerſt und vorzüglich an ſich gezogen zu haben. Seine Nachrichten davon ſind aber oberflächlich, mitunter falſch, und verrathen nirgends einen Kenner. Z. B. Von den Handſchriften in Wolfenbüttel (S. 710.), daſs viele von nicht gar groſser Erheblichkeit, und wenige von hohem Alter ſind. Wenige Handſchriften-Sammlungen werden es mit dieſer aufnehmen können, wenn man auf den Nutzen ſieht, den die klaſſiſche Literatur davon gezogen hat. Von der Jeſuiter-Bibliothek in Paris (S. 116.): ſie ſey an einen reichen Mann im Haag verkauft worden. Sollte der Vf. nicht gehört haben, ſie ſey an den berühmten *Meermann* verkauft, deſſen würdiger Sohn, dem man ſchöne Reiſebeſchreibungen durch einen groſsen Theil Europens verdankt, ſie noch jetzt beſitzt. Wenn er S. 408. ſich darüber wundert, daſs das in Lyon vorgezeigte hebräiſche Manuſcript der Bibel ein *gutes Alter* haben ſollte, da es ſich doch ſo ſchön erhalten hat, ſo wird der Kenner Unbekanntſchaft mit Manuſcripten bemerken. Denn wie viele wohlerhaltene alte MSS. giebt es nicht! Aber noch mehr verräth ſich ſeine Unwiſſenheit, wenn er in Baſel das MS. geſehen zu haben verſichert, von welchem *Reuchlin* die griechiſche Ausgabe ſeines Neuen Teſtaments gemacht hat. (S. 466.) Ein jeder Anfänger in dem Studium der bibliſchen Literatur weiſs, daſs *Eraſmus* von Rotterdam die erſte Ausgabe beſorgt hat. Was die Urtheile über Menſchen betrifft, mit denen der Vf. in England bekannt geweſen iſt, ſo hatte er, als Prediger einer deutſchen Gemeinde in London, am meiſten Umgang mit den daſelbſt anſäſſigen Deutſchen. Er fällt ein ſehr hartes Urtheil über ſie (S. 180.): *Ein groſser Theil der Deutſchen iſt wahrer Abſchaum unſerer Nation.* (S. 523. 562.) Den reichen Mitgliedern ſeiner Gemeinde, wovon ein halbes Dutzend in 20 Jahren ein Vermögen von mehr als 1½ Million Thaler zuſammengewuchert hatten, fehlte es an Erziehung, an einem aufgeklärten Kopfe, an Güte des Herzens, an Geſchmack, an Patriotismus, ſie hatten einen gierigen und dabey filzigen Krämergeiſt, deren Denkungsart und Handlungsweiſe ihm zuletzt unerträglich wurden. Der Charakter der Engländer hat ſich, ſeiner Meinung nach, ſeitdem er zuerſt nach England gekommen iſt, 1767, ſehr verſchlimmert. Ueppigkeit und Verſchwendung hat eine fürchterliche Höhe erreicht. (S. 188.) Mit den Abgaben hat auch die Theurung ſehr zugenommen. Der Gemeingeiſt und der Hang zur Freyheit ſind geſchwächt. (S. 227.) Vielleicht wird innerhalb 100 Jahren die bisherige Regierungsform ſehr verändert werden. (S. 243.) Die Engländer, mit denen der Vf. am meiſten umging, gehörten zu der Klaſſe der Diſſenters, und da dieſe groſsentheils republikaniſch geſinnt und von der Oppoſitions-Partey ſind, ſo haben ihm dieſe ihren Widerwillen gegen die Maaſsregeln der Regierung eingeflöſst, und der jüngere *Pitt* iſt ihm ein Mann, der weder die Freyheit und das Wohl des Volkes, noch die Grundſätze der Conſtitution geachtet hat. (S. 336.) Es waren ihm aber auch die Epiſcopalen nicht unbekannt. Er beſuchte mehreremal die Univerſitäten Oxford und Cambridge, glaubte indeſſen auf dieſer weniger Stolz und eine mehr zuvorkommende Aufnahme anzutreffen. S. 92. Daſs *Warburton*, der Vf. der göttlichen Sendung Moſis, deutſch verſtanden, und in ſein Buch Stellen aus deutſchen Schriftſtellern, ohne einmal ihre Namen zu nennen, wörtlich überſetzt und eingerückt habe (S. 93.), iſt uns ſehr unwahrſcheinlich. Wir erinnern uns auch nicht, daſs dieſes je von irgend einem behauptet worden ſey. Wir glauben auch hinlänglichen Grund zu haben, zu läugnen, daſs Biſchof *Lowth* ein Jahr lang engliſcher Geſandtſchaftsprediger in Berlin geweſen ſey. Auf ſeinen Reiſen, auf welchen er einen Engländer vom Stande begleitete, hat er Berlin beſucht, und er pflegte von der Schönheit der Stadt und der zuvorkommenden Höflichkeit

Digitized by Google

keit (*easy manners*) des grofsen *Friedrich* mit Entzücken zu ſprechen. Wenn der Vf. dem Biſchof Kenntniſs der deutſchen Sprache abſpricht, und ſich dabey auf das eigene Geſtändniſs dieſes Gelehrten beruft, ſo ſcheint hier ein Gedächtnifsfehler obzuwalten. *Lowth* hat die deutſchen Schriften des berühmten *J. D. Michaelis* geleſen, den Betrachtungen *Jeruſalem's* konnte er keinen Geſchmack abgewinnen, und das Deutſche dieſes Buchs war ihm ſchwer zu verſtehen. *Ramler's* Oden las er mit Vergnügen, und überſetzte auch eine ins Engliſche, die erſt nach ſeinem Tode — denn dieſes war ſein ausdrücklicher Wille — herausgekommen iſt. Sie ſteht in *Bieſter's* Berliner Monatsſchrift. Da *W's* Grundſatz war, nicht von Verſtorbenen blofs etwas Gutes, ſondern keine Unwahrheit zu ſagen, ſo ſind ſeine Urtheile ſtrenge, dabey, des angenommenen Grundſatzes ungeachtet, nicht immer der Wahrheit gemäſs. Die dem Swintonſchen Ehepaare in Oxford vorgeworfene Kargheit (S. 98.) mochte wohl in der Dürftigkeit ihrer Umſtände gegründet ſeyn. Der wiederholte Beſuch, den Swinton dem Vf. machte, ſcheint das ihm ertheilte Lob eines *gelehrten* und *würdigen* Mannes zur Folge gehabt zu haben. An der Anmerk. (S. 98.) iſt auch Verſchiedenes zu verbeſſern; am wenigſten kann wohl zugegeben werden, dafs er die Palmyreniſchen Inſchriften glücklicher erklärt habe, als *Barthelemy*. *Kennicott* wird den Vf. gut bewirthet haben; es heifst daher von ihm S. 91.: *Er war etwas Epikureer*; das er doch wirklich nicht war. Mit dem in der deutſchen theologiſchen Welt ſehr bekannten Senior *Göze* in Hamburg war der Vf. ſehr vertraut, und was von ſeiner hämiſchen Laune, Verketzerungsſucht, geringen Einſichten u. ſ. w. geſagt wird (S. 136 — 144.), hat viele innere Glaubwürdigkeit. Viel weniger wahrſcheinlich iſt, was der König von England an einem Hoftage laut geſagt haben ſoll: „ich haſſe die Diſſenters, ich haſſe den Prieſtley, ich haſſe die Metaphyſik." (S. 592.) Der Vf. beruft ſich zwar auf ein öffentliches Zeitungsblatt. Allein ſollte er, der ſo viele dieſer Blätter geleſen hat, nicht wiſſen, wie unzuverläſſig ſie oft ſind? Wer nur die mindeſte Kenntniſs von dem Charakter des Königs und der Vorſicht, womit er ſich in ſeinen geſunden Tagen zu benehmen pflegte, hat, wird nicht glauben können, dafs er öffentlich geſagt haben ſollte: ich haſſe die Diſſenters. Auch können wir nicht glauben, dafs der Hafs der Miniſter und vieler von der biſchöflichen Kirche gegen *Prieſtley* ſo weit gegangen ſeyn ſollte, dafs, wenn er nicht nach Amerika gegangen wäre, man verſucht haben würde, ihn unter irgend einem Vorwande nach Botanybay ins Elend zu ſchicken. (S. 519.) Zu den Engländern, die der Vf. perſönlich kennen gelernt hat, und von denen er einige Anekdoten erzählt, gehören aufser den angeführten *Akenſide*, *Gray*, *Sterne*, *Brydone*, *Barrington*, *Smeathman*, *Watkinſon*, *Robertſon*, *Johnſon*, *Goldſmith*, *Gibbon*, *Hume*, *Braidwood*, der Taubſtumme erzog, die Schriftſtellerinnen *Smith*, *Barbault*, *Williams*, nebſt andern. Die Deutſchen, die nach London kamen, unterliefsen auch nicht, ſeine Bekanntſchaft zu ſuchen; z. B. der Fürſt von *Deſſau*, *Riem*, *Dorſch*, *Raſpe* u. a. Von den Gelehrten, die er in Holland und Deutſchland auf ſeinen Reiſen ſprach, finden wir ſelten etwas mehr, als ihre bloſsen Namen angeführt.

PREDIGERWISSENSCHAFTEN.

QUEDLINBURG, b. Baſſe: *Darſtellung meiner Ideen über Religionshandlungen überhaupt und ihre Verwaltung insbeſondere.* Ein Beytrag zur Veredlung des öffentlichen Gottesdienſtes. Von *Heinrich Müller*, Prediger zu Menz bey Magdeburg. 1813. 54 S. 8. (geheftet 6 gr.)

Allgemein wahr iſt es zwar nicht, dafs die Religionshandlungen in unſern Kirchen gröſstentheils zu mechaniſchen Verrichtungen hinabgeſunken ſeyen; allein in Anſehung manches Lehrers und mancher Gemeine mag doch die Klage des Vfs. gerecht ſeyn. Die Rubriken, unter welche er ſeine Vorſchläge gebracht hat, ſind in logiſcher Hinſicht nicht gut geordnet; gegen dasjenige aber, was er unter dieſen Rubriken ſagt, wird mit Grund nichts erinnert werden können. Manches in Anſehung der Wiederbelebung des Cultus hängt indeſſen nicht von dem einzelnen Prediger, ſondern von den Conſiſtorien ab, von denen man in einigen Gegenden mit der Apokalypſe ſagen möchte: ſie haben den Namen, dafs ſie leben, und ſind todt. Wenn z. B. in den Kirchen grofser Gemeinden, in denen wöchentlich mehrere Taufen vorfallen, beynahe nach jedem ſonntäglichen und Wochen-Gottesdienſte daſſelbe hölzerne, geiſtloſe und dabey noch gar nicht kurze Tauf-Formular von dem Geiſtlichen vorgeleſen werden mufs, und doch nach der kirchlichen Verfaſſung keine Haustaufe Statt finden darf, wie kann von dem die Taufe adminiſtrirenden Geiſtlichen, der oft, wenn er nur Erlaubniſs dazu hätte, die Taufe viel feyerlicher und rührender zu vollziehen wüſste, mit Billigkeit erwartet werden, dafs er das ſchon viele hundertmale vorgeleſene höchſt mittelmäfsige Formulare jedesmal mit voller Sammlung des Gemüths, mit Rührung und inniger Theilnehmung der Seele vorlele, und Geiſt und Herz bey dieſer heiligen Handlung jedesmal ganz gegenwärtig ſey; und wie kann man mit Billigkeit von einer Gemeine, die dieſe Tauf Agende ſchon unzählige Male gehört hat, und beynahe auswendig weifs, verlangen, dafs ſie dieſelbe jedesmal mit Andacht und Erhebung anhöre? Bey der ſeit Menſchengedenken hergebrachten ermüdenden Einförmigkeit und Eintönigkeit des Taufactus iſt in ſolchen Gegenden die Taufe eine beynahe Jedermann gänzlich gleichgültig laſſende Sitte geworden. *Wer* trägt nun die Schuld davon? Nicht der einzelne Prediger, der vielleicht eine ſehr viel beſſere Liturgie zu machen verſtände, wenn er ſie nur einführen dürfte; ſondern das Conſiſtorium, das den Cultus von Jahr zu Jahr immer mehr verfallen läſst, und kein Einſehen thut.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

THEOLOGIE.

HEIDELBERG, b. Mohr und Zimmer: *Sanctorum patrum de praesentia Christi in coena domini sententia triplex s. sacrae eucharistiae historia tripartita.* Auctore *Philippo Marheinecke*, Phil. et Theol. Doctor hujusque in literar. univ. Berolinensi Pr. P. ord. MDCCCXI. 85 S. 4. (18 gr.)

Der Vf. geht von dem Grundsatz aus, die Behandlung der Geschichte eines christlichen Dogmas setze die Ueberzeugung von der Wahrheit desselben voraus, da es weder dem Zweck noch der Würde der Geschichte angemessen sey, noch irgend eine Unterhaltung gewähren könne, zu untersuchen, wie man über ein völlig falsches Dogma gedacht haben möge. Er verfolgt also die Vorstellungsarten, welche in der Kirche bis zum 16ten Jahrhundert über die von allen christlichen Parteyen einhellig behauptete Gegenwart Christi im heil. Abendmahl herrschten. Da jede Gegenwart entweder eine geistige sey, die nur gedacht und vergegenwärtigt werde, oder eine reale und wesentliche, bey der beide Naturen bleiben, oder eine übernatürliche, wo die Natur völlig aufhöre: so hätten über die Gegenwart Christi im Abendmahl auch nur dreyerley Ansichten in der Kirche statt finden können. Diese entwickelt er nun, ohne sich über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit einer derselben zu erklären, so dass jede Meinung der vorzüglichsten Kirchenlehrer in die ihm eignende Klasse geordnet wird. Er unterscheidet drey verschiedene Zeitalter, wo eine dieser Ansichten die Oberhand hatte. In den ersten vier Jahrhunderten, in welchen man sich mit einem einfältiglichen Glauben begnügte, herrschte die reformirte; man war für eine geistige, symbolische und durch den Glauben vergegenwärtigte Gegenwart. Im zweyten oder goldenen Zeitalter der christlichen Theologie, das sich bis zum Ende des neunten Jahrh. erstreckte, die lutherische einer realen und wesentlichen Gegenwart. Bis zum Ende des 16ten Jahrh., dem Zeitalter des Ansehns, hatte endlich die katholische einer mirakulösen Gegenwart die Oberhand, wodurch die eine Natur völlig aufgehoben ward. Als die angesehensten Kirchenlehrer im ersten Zeitalter werden Tertullian, Cyprian und Origenes aufgeführt, und der Vf. sucht darzuthun, dass der zuerst genannte keine reale Gegenwart und noch weniger eine Verwandlung der Substanzen gelehrt habe; die Stellen welche etwa das Gegentheil zu enthalten schienen, will er nur für rednerische Wendungen angesehen wissen, besonders da Cyprian, ein Nachahmer Tertullians, sich für eine symbolische Gegenwart erkläre. Doch gab es auch abweichende Ansichten. Schon Justin hatte eine reale Gegenwart im Auge, wie die bekannte Stelle Apol. 1, 85 ausweiset. Mit dem dritten Jahrh. fieng man allgemeiner an etwas Geheimnissvolles in diese Lehre hinein zu tragen, welches man vom vierten an, mehr auszubilden, und in Begriffen aufzustellen suchte. Die Erkenntniss und Entwicklung der christlichen Lehren hob sich von diesen Zeiten an zu immer grösserer Bestimmtheit, besonders wo man sie im Gegensatz gegen Behauptungen der Irrlehrer mehr ins Klare zu setzen genöthigt war. Unmittelbar war zwar die Abendmahls-Lehre kein Gegenstand des Streites; aber die Erörterung der wesentlichen Einheit des Sohnes mit dem Vater hatte doch auf die Entwicklung und den Vortrag derselben Einfluss; man bewies diese Gemeinschaft nicht selten daher, dass so wie der Sohn sich im heil. Abendmahl mit den Gläubigen vereinige, er auch der Gottheit nach mit dem Vater vereinigt sey, welches nur unter Voraussetzung einer realen Gegenwart desselben im Abendmahl behauptet werden konnte. Hilarius, Bischof zu Poitiers, ist hier vorzüglich zu bemerken. Es erhellet dieses auch aus den Liturgien, welche in diesem Zeitalter nach und nach mehr aufkamen, und in denen, wenn gleich an manchen Orten interpolirt, man den Worten der Gebetsformeln, wodurch der heil. Geist um seine göttliche und kräftige Wirkung auf die Gestalten im heil. Abendmahl angerufen wurde, eine gewisse magische Kraft zuschrieb. Von einer wirklichen Gegenwart und einer Vereinigung Christi mit den Gläubigen, wie sie der lutherischen Ansicht zum Grunde liegt, sind auch die Aussprüche Cyrills und Gregors, Bischof zu Nyssa, zu erklären, welches besonders aus den Gegensätzen des Erstern gegen Nestorius und die Eytychianer, so wie daher erhellet, dass er die Gegenwart Christi im Abendmahl durch seine Menschwerdung erläutert und beweiset, und also wohl nicht an eine Verwandlung der Gestalten denken konnte, wenn gleich einzelne Ausdrücke für sich genommen, bey ihnen und andern Lehrern dieses Zeitalters, diese zu begünstigen schienen. Vielfältig sind diese auch nur Rednerwendungen, vorzüglich beym Chrysostomus. Ambrosius scheint allerdings für eine Verwandlung der Naturen angeführt werden zu können, da er sich zum Beweise seiner Ansicht auf die Wunder Moses beruft. Allein seine theologischen Begriffe waren wenig gebildet, der rednerische Schmuck führt ihn leicht über die Grenzen einer

Digitized by Google

einer ſcharfen Beſtimmung der Begriffe hinaus, und er beweiſet, wie Cyrill und andre, ſeine Meinung von der Gegenwart Chriſti im Abendmahl aus der Menſchwerdung deſſelben. Für eine ſymboliſche Gegenwart war er indeſſen gewiſs nicht. Dieſer waren die wenigſten Lehrer dieſer Periode zugethan, wie ſich daraus ergiebt, daſs die meiſten behaupteten, durch den mitgetheilten Leib Chriſti werde der Gläubige auch leiblich geheilet und der Unſterblichkeit theilhaftig. *Auguſtin* ſtimmt am wenigſten mit ſich ſelbſt überein. Der Vf. möchte ihn aber doch auch der mittlern Anſicht geneigt halten, weil die Stellen und Ausdrücke, welche etwa die Verwandlungslehre zu enthalten ſcheinen, wenigſtens für eine weſentliche Gegenwart ſprechen, die in ſeinem Zeitalter die herrſchendſte war. Die Ausdrücke von Verwandlung, welche vom Ende des ſechsten Jahrh. an häufig gebraucht wurden, bereiteten die Gemüther zu der Lehre von der Transſubſtantiation vor, welche vom neunten an herrſchend wurde, die ſich in den Liturgien vornehmlich ausſprach. Viele Kirchenlehrer behaupteten aber noch immer eine wirkliche Gegenwart ohne Verwandlung. Der Vf. nennt vornehmlich die Biſchöfe zu Rom, Leo und Gregor, die Groſsen; Johann von Damaſcus erklärte ſich aber in ſtärkern Ausdrücken für eine Verwandlung, und der Bilderſtreit trug nicht wenig dazu bey, dieſer Lehre öffentliches Anſehn zu verſchaffen. Paſchaſius Radbertus veranlaſste endlich im neunten Jahrh. daſs die Abendmahls-Lehre zu einem Gegenſtande des heftigſten Streits gemacht wurde, und ſeine Meinung behielt die Oberhand. Ihm ſetzte ſich vornehmlich Rhabanus Maurus, Ratramus, und, ſo weit wir ſeine Meinung durch andere kennen, Johannes Scotus entgegen, ſich berufend auf die Kirchenlehrer voriger Jahrhunderte. Ueber die Meinung Hincmars von Rheims und Haymos von Halberſtadt wird noch geſtritten. Man berief ſich in dieſem und dem zehnten Jahrh. ſchon auf Wunder, welche zur Beſtätigung der noch beſtrittenen Verwandlungslehre geſchehn ſeyn ſollten. Im eilften vertheidigte man ſie mit Scheiterhaufen, und Berengar regte Aebte, Biſchöfe, Erzbiſchöfe und Concilien zu ihrer Beſchützung auf. Durch dieſen Streit und weil Berengar ſeine Meinung anfangs noch ſelbſt nicht aufs Reine gebracht hatte, ſie erſt, durch Lanfrancus genöthigt, mehr ausbildete, und nach ſeinem Widerruf der ältern Kirchenlehrer mehr anzuſchlieſsen ſuchte, iſt ſeine eigentliche Anſicht ungewiſſer. So viel erhellet aber, weil ſelbſt Gregor ihn in Schutz nahm, daſs ſie nicht eben ſehr von der herrſchenden unterſchieden geweſen ſeyn kann. Daſs er für die mittlere Meinung geweſen ſey, und nur die Transſubſtantiation beſtritten habe, ſcheint dem Vf. aus mehrern Gründen mit *Leſſing* und andern das Ausgemachteſte. Da dieſe Lehre nun einmal kirchlich geworden, folgten bald Anbetung der Hoſtie, Umgänge u. ſ. w. und Unterſuchungen nach Grundſätzen des reflectirenden Verſtandes über einen Gegenſtand, welcher völlig über dieſelben hinaus gehoben war.

Ohne der Achtung zu nahe zu treten, welche man der Unparteylichkeit des Vfs., der lichtvollen Klarheit ſeines Vortrags und der ſorgfältigen Berückſichtigung der Hauptmomente, worauf es bey dieſer Geſchichte ankömmt, ſchuldig iſt, dürfte man vielleicht wünſchen, daſs er ſie, ſtatt ſie nach gewiſſen Perioden zu verfolgen, aus ihrer erſten Quelle entwickelt und nachgewieſen haben möchte, wie ſich daraus die drey Hauptanſichten mit ihren verſchiedenen Veränderungen nach dem eigenthümlichen Charakter jedes Zeitalters und jedes Kirchenlehrers allmälig gebildet haben. Sie verkennen keinesweges die Schwierigkeiten einer ſolchen mit Belegen unterſtützten Ableitung und Entwicklung, noch überſehen wir die trefflichen Fingerzeige, welche ſich dazu in der (S. 8.) aufgeſtellten Tabelle wie in dem Gange der Erzählung finden. Allein befriedigender möchte ſich die Geſchichte doch etwa ſo durchführen laſſen. Im Anfange nahm man die Worte der Einſetzung, wie die übrigen mündlich oder ſchriftlich verbreiteten Worte Jeſu auf, ohne ſie eben ſorgfältig auf beſtimmte Begriffe zurückzuführen. Der Glaube war mehr oder minder unentwickelt, wie er es bey einem groſsen Theil frommer Gemüther gegenwärtig noch iſt. Man kann dieſes mit dem Vf. immer das Zeitalter des einfaltigſten Glaubens nennen; aber die Lehre der Reformirten war darin nicht mehr herrſchend, als die der beiden andern Parteyen; ein jeder faſste die Worte Jeſu nach ſeiner Weiſe, und da das Wunderbare und Geheimniſsvolle dem Religiöſen ſo nahe liegt, mehrentheils als ein Unbegreifliches auf. Man dachte und ſprach im Allgemeinen von einem Genieſsen des Leibes und Blutes Chriſti im heil. Abendmahl; wie aus den ſtärkern Ausdrücken, welche beym Ignatius und andern vorkommen, erhellet. Daher rührte auch höchſt wahrſcheinlich der Vorwurf thyeſteiſcher Mahlzeiten, welchen man den erſten Chriſten machte, und nicht, wie der Vf. nach *Dale* zu beweiſen ſucht, von dem laſterhaften Gottesdienſt der Karpokratianer. Dieſe Partey war wirklich zu unbedeutend, und die Vorwürfe, welche man ihr macht, ſind zu wenig begründet, als daſs daher jener Vorwurf auf die Chriſten überhaupt ſollte übergegangen ſeyn. Eher wäre etwa das Gegentheil zu vermuthen. Nur erſt wie nach und nach Männer, welche durch Philoſophie zur Reflection gebildet waren, zum Chriſtenthum traten, fieng man an in dieſe Lehre vom Abendmahl, wie in andern auf genauere Beſtimmung zu denken. Die Meinung *Juſtins* und Anderer von dem Verhältniſſe des λογος zum Vater, nach welcher der λογος προφορικος die im Univerſum geoffenbarte ewige Vernunft Gottes iſt und die in ſeiner Zweydeutigkeit gehaltene Bedeutung des λογος als Wort und Vernunft, welche zwar nur dunkel, aber doch immer merkbar genug der S. 23. angeführten Stelle dieſes Kirchenlehrers, die den lutheriſchen Theologen immer für ihre Meinung ſo bedeutend geſchienen hat, zum Grunde liegt, wurde von andern deutlicher zur Erläuterung dieſer Lehre angewandt. Chriſtus, behauptete man, erkläre das Brod für ſei-

nen

nen Leib, und den Wein für sein Blut, weil die ganze Natur und also auch Brod und Wein durch den λογος bestehe. In diesem geringern Verstande diene es als Leib Christi schon vor der Consecration zu unsrer Erhaltung im natürlichen Leben; empfange aber Brod und Wein durch die Consecration von neuem den λογος, so werde es eine geistliche Speise oder der Leib Christi in einem höhern Verstande, diene zu Erhaltung des geistlichen Lebens und gewähre Unsterblichkeit. Um sich aber dieser Güter in der Vereinigung mit Christo zu erfreuen, sey der Glaube an jenes bezeichnete Verhältniss des λογος zum Vater, an die Menschwerdung desselben und seine Vereinigung mit den äussern Elementen in der Eucharistie erforderlich. So setzte Irenäus IV, 18. und V, 2. die Wirkung der Consecration der des Schöpferwortes und der Vereinigung des λογος mit der Menschennatur in Christo gleich; auch Tertullian, so nahe seine Ansicht auch der des Calvins war, in den angeführten Stellen, (das dunkle *repraesentare* desselben liesse sich auch vielleicht diesem gemäss auffassen) und *Cyprian Op.* S. 40. Die angeführten Worte des Letztern: *Panis iste, quem dominus discipulis porrigebat, non effigie sed natura mutatus, omnipotentia verbi factus est caro* haben diesem zufolge auch einen, seinem Zeitalter ganz angemessenen Sinn, und möchten daher wohl nicht für untergeschoben zu halten seyn. Wir können es nicht weiter verfolgen, wie aus diesen Vorstellungen die verschiedenen Ansichten der PP., die, wie der Vf. wiederholt bemerkt, in keinem Zeitalter völlig übereinstimmten, allmälig hervorgiengen, und sich in die drey Hauptmeinungen theilten, von denen die der Reformirten helvetischer Confession zu sehr eine reine Verstandes-Ansicht ist, als dass sie so früh, wie der Vf. meynt, habe erscheinen können.

Zerbst, b. Kramer: *Maria von Bethanien*, oder: was *kann das Christenthum unsern Laien seyn?* nebst *Worten für allgemeine Versöhnung.* Ein Versuch für gebildete Uneingeweihte. 1812. 71 S. 8. (5 gr.)

Ueber eine Angelegenheit, welche jedem guten Menschen höchst wichtig ist, hört man mit Vergnügen einen Mann, dessen Weisheit durch lange Erfahrung gereift ist, auch wenn er seine Ueberzeugungen nicht mit der Leichtigkeit früherer Jahre mittheilt. Hr. Prof. *Lobethan* bedarf also keiner Entschuldigung, wenn er, auch nicht durch seinen Beruf verpflichtet, sich mit gelehrten Untersuchungen über das Christenthum bekannt zu machen, den Werth desselben für unsere Layen nach seiner Ansicht entwickelt. Er zeigt dass es diesen kein erleuchtes Glaubenssystem geben könne, dass an dem Glauben an etwas Unbegreifliches, so viel auch für eine gewisse Zeit darauf ankommen möge, für eine andere wenig gelegen sey, und dass dasjenige, was für die frühere Zeit der natürliche Faden war, woran sich die neue Religion des Christenthums nothwendig reihen musste, die Lehre von Jesus dem Messias, für uns wenig mehr als Speculation seyn könne. Nur ein religiöser Sinn, angewandt auf allgemeinen Rechtsinn und Tugend sey zu allen Zeiten noth, und *Andeutungen* dafür sey im Ganzen und der Hauptsache nach dasjenige, was das Christenthum unsern Layen in einiger Vollkommenheit seyn könne, was sich ihnen bey einiger religiösen Bildung von selbst aufdringe, und nicht selten mit grosser Kraft auf die Gemüther wirke. Nachdem er das Wesentliche dieses religiösen Sinnes, in welchem *Maria von Bethanien* unsern Layen vorangegangen ist, bemerklich gemacht, stellt er einige der Andeutungen für denselben, welche die evangelische Geschichte enthält, aus derselben mit Uebergehung alles Speculativen und Wundervollen zusammen. Die Worte für allgemeine Versöhnung geben eine kurze Ansicht einer Theodicee nach Verstandesgrundsätzen.

PREDIGERWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Steinacker: *Medicinischer Rath für Prediger, welche eine schwache Brust und Stimme haben, beide gern dauerhaft verstärken, und ihr Amt ohne schmerzliche Anstrengung bis in ihr Alter verwalten wollen.* Von einem Prediger, der aus Erfahrung spricht. 1813. X u. 78 S. 8. (8 gr.)

Das *Harz* der *weißen Tanne* wird solchen Predigern empfohlen; um dasselbe in Luft aufzulösen, sollen sie ein Stück Eisen, z. B. den Stahl eines Plätteisens, heiss werden lassen, doch so, dass der dem heissen Eisen nahe gebrachte Büsch einer Schreibfeder nicht mehr durch die Gluth verletzt werde, und dann einen halben Kaffeelöffel voll von diesem Harze auf das Eisen fliessen lassen, damit es darauf verdampfe. Sollte die Lunge sehr empfindlich seyn, oder sollte man fürchten durch diesen Dampf den Husten, der freylich allemal erfolgt, auf eine schmerzhafte Weise zu erneuern, so darf man sich nur einige Schritte von der Dampfsäule entfernen, um blos das einzuathmen, was sich davon in dem Zimmer ausbreitet. Damit der Dampf sich nicht zu sehr ausbreite und zu schnell verliere, wird das Räuchern in der kleinsten Stube, die man hat, vorgenommen. Fühlt man von dem ersten Versuche noch keine Wirkung, d. h. meldet sich noch kein Husten, so kann man nach einer halben Stunde das Eisen noch einmal heiss machen und noch einmal Harz aufgiessen. In dieser Harzluft bleibt man drey bis vier Stunden, und hütet sich während dieser Zeit vor lautem Sprechen, nimmt es also an Tagen vor, an welchen die Lunge nach dem bewirkten Reinigungshusten völlig ausruhen kann. Der Vf. bedient sich jetzt desselben nur des Sonnabends, weil er an diesem Tage nicht öffentlich zu reden hat, um dadurch zur Sonntagspredigt die Lunge und Luftröhre zu reinigen und die Sprache zu verstärken; da auch die Lunge und Luftröhre jetzt ziemlich gereinigt sind, so hustet er nun fast gar nicht mehr dabey. Während des Einathmens wird alles Essen, und noch mehr das Trinken vermieden; will sich

Digitized by Google

sich aber der zähe Schleim nicht zum Auswurfe ablösen, so löst man etwas braunen Zuckerkand im Munde auf, und schlingt ihn langsam hinab. Wird durch das Aufgiefsen auf den Stahl des Plätteisens zu wenig ausgerichtet, und will man ein weit gröfseres Quantum Harzdampf in die Lunge führen, so giebt der Vf. in seiner Schrift auch dazu Anleitung. Hat man keine *weifsen Tannen* in der Nähe, so hält man sich an den *gereinigten venetianischen Terpentin*; beym Gebrauche dieses gröbern Harzes thut man aber wohl, die weifsen Fenstergardinen gegen bunte zu vertauschen, weil jene davon grau werden, und sich schwer wieder reinigen lassen. Aufserdem empfiehlt der Vf. Mäfsigung in Ansehung des Geschlechtsgenusses. Die Beurtheilung jenes von ihm vorgeschlagenen Mittels mufs der Rec., der hier nur den Referenten machen kann, den Aerzten überlassen. Noch empfiehlt der Vf. den Predigern das *Schreiben im Stehen*, das jedoch nicht unbedingt rathsam seyn dürfte; besser wechselt man wohl mit Stehen und Sitzen; dem Rec. ist das Schreiben im Sitzen nie nachtheilig gewesen; er schreibt aber nicht mit gebücktem Kopfe und vorwärts gebeugtem Leibe, sondern sitzt immer ganz gerade. Gegen kalte Füfse schützt sich der Vf., wenn er in Amtsgeschäften lange in der Kälte oder Näfse seyn mufs, durch über die Stiefel gezogene, von starkem Leder gemachte Schuhe. Den Genufs gebrannter Wasser (des Branntweins) hält er aus mehrern angegebenen Gründen für sehr nachtheilig, obgleich manche Prediger (in einigen Gegenden) diefs Getränke (mit Maafs genossen) für gesund halten. Das Tabakrauchen bekommt hingegen, wenigstens dem Vf. (und auch andern), wohl. Von dem Kaffeetrinken unmittelbar nach vielem Sprechen befürchtet er für manchen Amtsbruder nachtheilige Folgen. Im Allgemeinen läfst sich aber freylich darüber nichts bestimmen. Die kleine Schrift ist *allen Predigerfrauen* gewidmet, und der Inhalt derselben ihrer Sorge für die Gesundheit ihrer Männer angelegentlich empfohlen. Beyläufig wird von dem Vf., als einem Theologen, angeführt, dafs die *Magier*, deren Matth. II. gedenkt, Weihrauch und Myrrhen mit sich geführt haben, weil sie sich wahrscheinlich auch mit der Heilkunde beschäftigten, und diesen Harzen Heilkräfte zugeschrieben wurden. Auch glaubt er, dafs unter den Spezereyen, auf welche der Leichnam Jesu gelegt ward, Harze, die der Fäulniss widerstanden, gewesen seyn.

SCHÖNE KÜNSTE.

QUEDLINBURG, b. Basse: *Poesieen* von *J. Fr. G. Nagel*. 1811. 200 S. 8. (18 gr.)

Der Vf. dieser Poesieen, der sich auf dem Titel Dr. der Philosophie und M. der freyen Künste nennt, mag ein denkender Kopf seyn, aber ein *Meister* der Dichtkunst ist er nicht. Zwar sieht man vorliegenden Darstellungen eben nicht an, dafs sich ihr Vf. nach irgend einem *Muster* gebildet habe, und in so fern könnte er fast auf eine gewisse *Originalität* Anspruch machen; auch wollen wir nicht behaupten, dafs es ihm durchaus an Phantasie und Schönheits-Sinn, oder auch an dem Technischen der Kunst fehle: vielmehr blitzt hie und da ein Funke reger Phantasie und tiefen Gefühls hervor; überall aber vermifst man die Kraft, etwas *Ganzes* zu gestalten; überall stöfst man auf — Wolken von zerflossenen Gedanken, auf Farben ohne Zeichnung, auf abgerissene Bilder ohne künstlerischen Zusammenhang. Daher mag eine gewisse Unbestimmtheit und Breite kommen, welche dem Vf., besonders in den lyrischen Ergüssen, eigen ist, und womit er zehnmal etwas zu sagen sich bemüht, was an einem male, wenn es *recht* gesagt wäre, genug seyn müsste.

Uebrigens beweist fast durchgängig die Wahl der Gegenstände, deren Darstellung der Vf. unternommen, für seinen gebildeten Geschmack. Nur in Sinn-Gedichten ist er hierin nicht glücklich. Wie matt (der holprigen Scansion nicht zu gedenken!) ist folgende Grabschrift auf einen Mathematiker (S. 30.):

Ich habe Land gemessen
Und Berg und Wald und Thal;
Ich schied die Reten Gröfsen
Und ordnete die Zahl.
Mir räumten sie am Ende
Die Kubikwurzel ein;
Hier ruhen Kopf und Hände,
Diefs Oblongum bleibt mein.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Todesfälle.

Am 5. September starb zu Jena der durch verschiedne mathematische und militärische Schriften bekannte aufserordentliche Prof. der Philosophie, Dr. *Johann Laurentius Julius v. Gerstenbergk*, im 60sten Jahre seines Alters.

Am 6. November starb zu Breslau der königl. Medicinalrath, Kreisphysicus und Director des Haus-Armen-Medicinal-Instituts, Dr. *Wolf Friedrich Wilhelm Klose*, am hitzigen Nervenfieber.

Am 15. Nov. starb zu Breslau *Karl Unger*, Bildhauer, aus Berlin gebürtig, 35 Jahr alt, am Nervenfieber.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Universitäten.

Halle.

Durch eine höchst gnädige Kabinetsordre vom 27. November zu Frankfurt am Mayn datirt, hat Se. Maj. der König von Preufsen zu erklären geruht, dafs die hiesige Universität sofort in ihre volle Wirksamkeit eintreten solle; es werden daher am 3ten Januar 1814 für die nächsten drey Monate des Winters Vorlesungen gehalten werden.

Marburg.

Am 8ten October d. J. feyerte der würdige Senior der hiesigen Universität, *Professor juris* Dr. *Johann Peter Bucher*, sein *funfzigjähriges Professor-*, und am 17ten November sein *funfzigjähriges Doctorjubiläum*. Er wurde geboren zu Cassel am 10ten Aug. 1740. Schon in der ersten Kindheit hatte er das Glück, als Milchbruder die mütterliche Nahrung mit seinem nachmaligen Fürsten und Herrn, dem jetzt regierenden Kurfürsten *Wilhelm dem Standhaften* von Hessen, zu theilen. Die Kinderjahre verlebte er mit ihm als Spielgenosse. Das Pädagogium und Collegium Carolinum seiner Vaterstadt gaben ihm den ersten wissenschaftlichen Unterricht. Hierauf bezog er (1757) die Universität Göttingen. *Hollmann* war sein Lehrer in den philosophischen Wissenschaften; *Meister*, *Ayrer*, *Böhmer*, *Pütter*, *v. Selchow*, *Klaproth* und der ältere *Beckmann* unterrichteten ihn in der Jurisprudenz. *Klaproth*, in dessen Hause er wohnte, hatte einen vorzüglichen Einfluss auf seine wissenschaftliche Bildung. Im J. 1760 wurde er Hofmeister bey den Söhnen des damals regierenden Grafen zu Bentheim Steinfurt, und durch ein allergn. Rescript vom 8ten October 1763 wurde ihm von Sr. Königl. Maj. von Grofsbritannien, als Pfandinhaber der Grafschaft Bentheim und von den beiden regierenden Grafen von Bentheim, die zweyte Professur der Rechte an dem Arnoldinum zu Steinfurt ertheilt. Er trat dieselbe an, nachdem er zuvor am 17ten Novbr. 1763 zu Harderwyk die juristische Doctorwürde, durch öffentliche Vertheidigung seiner gelehrten *Meditatio jurid. inaug. de poena talionis*, erlangt hatte. Im J. 1771 wurde er von der Königl. Preufsischen Regierung als Professor der Rechte nach *Hamm* berufen, und schon in dem darauf folgenden Jahre folgte er einem ehrenvollen Rufe des Landgrafen Friedrich's von Hessen als Professor nach Rinteln. Hier beschäftigte er sich, ausser seinen Vorlesungen und gelehrten Arbeiten, vorzüglich auch mit der juristischen Praxis, und diente mehrern Reichsständen, an den Reichsgerichten, als Sachwalter und Rathgeber. Zur Belohnung vieljähriger treuen Dienste versetzte ihn im J. 1796 *Wilhelm der Standhafte*, sein erlauchter Jugendfreund, mit Vermehrung seines Gehaltes, nach Marburg, da er, aus Vorliebe für das akademische Leben, die ihm angebotene Stelle eines Oberappellationsrathes zu Cassel ausgeschlagen hatte. Die Universität Marburg verehrt ihn gegenwärtig als Ihren Senior, und hat an seinem zurückgelegten Doctor- und Professorjubiläum den innigsten Theil genommen. — So viele auswärtige Freunde und alle die Zuhörer, welche er in einer so langen Reihe von Jahren gebildet hat, werden sich freuen, dafs dieser gelehrte und brave Veteran ein so hohes und würdiges Ziel erreicht hat, und ihm noch viele Jahre hindurch den Genufs eines ruhigen und glücklichen Alters wünschen!

II. Schulen.

Ulm.

Zu den öffentlichen Herbstprüfungen an dem hiesigen Gymnasium lud Hr. *Verfenmeyer*, Prof. der 6ten Klasse, durch ein lateinisches Programm ein, dem eine *Commentatio philologica de illa Homeri formula:* Ταυτα θεων εν γουνασι κειται, beygefügt ist, worin zuerst auf die frühern Erklärungen dieser Stelle und ihre Aehnlichkeit mit Ausprüchen der Bibel hingewiesen, und dann die Meinung des ehemaligen Prof. *Schwarz* zu Altorf als die passendste hervorgehoben wird. Darnach wird auf die Art der Alten, auf dem Knie zu schreiben, hingedeutet, und vorzüglich der Glaube der Alten, dafs Jupiter die Schicksale der Menschen auf das Fell der Ziege, welche ihn als Kind einst säugte, geschrieben habe, dafür angewendet. Zugleich werden über den noch nicht entschiedenen Streit: ob Homer schon die Schreibkunst kannte, wie über manches andere, interessante Bemerkungen beygebracht. — Bey der Preisvertheilung hielt Hr. R. *Göfs* eine Rede über die verschiedenen Ansichten in verschiednen Zeiten und Ländern von der öffentlichen Erziehung, worin die Perser, Hebräer, Griechen und Römer gemustert und nach den Bestimmungen des Philanthropinismus und Humanismus die Züge der Physiognomik der Erziehung in Deutschland angegeben wurden.

Digitized by Google

Den 6ten Nov. d. J. wurde zur Feyer des Geburtstags des Königs am Gymnasium die gewöhnliche Rede vom Prof. *Moser* gehalten, worin er *von dem guten Geist der Schulen* handelte. Aufser dem, dafs, wie jetzt bey vielen Pädagogen Ton ist, der veraltete Philanthropinismus getadelt, und vorzüglich auch von dessen Urheber, *Basedow*, die Anekdote, dafs er des Abends im Rausch sich mit seinen Collegen gerauft und den andern Morgen in einer Rede über die Trunkenheit sich selbst zum abschreckenden Beyspiel aufgestellt habe, zum Besten gegeben wurde, wobey ihn, nebst den, wie es hiefs, über die Gebühr gelobten Anhängern seiner Lehre, selbst seine Liebe zu den Kindern, die doch mit unter die Eigenschaften des guten Geistes in den Schulen gezählt wurde, kaum schützen konnte. Mögen nur Einheit des Strebens unter den Lehrern, Bescheidenheit bey den Schülern und Religiosität im Allgemeinen, die ferner als Zeichen des guten Geistes angegeben würden, an dem Gymnasium zu Ulm stets sichtbar seyn. — Aufserdem dürften die Reden, welche *Basedow* einst am Geburtstage des Königs 1754, und am Gedächtnifstage des Königs 1757 hielt, jedem Redner in ähnlichen Fällen ins Andenken zurückgerufen werden.

III. Todesfälle.

Der verstorbene Decan *Johann Ith* (s. Nr. 245.) ward am 11ten Julius 1747 zu Bern geboren; früher war er Oberbibliothekar und Professor der Philosophie zu Bern gewesen, und im J. 1796 Pfarrer zu Sifelen geworden. Im J. 1799 ward er Decan zu Bern und Präsident des Erziehungsraths; im J. 1803 Mitglied des Kirchenraths; im J. 1805 Curator der Akademie zu Bern. Er starb in der Nacht vom 7ten auf den 8ten October d. J.

Unermüdet in seinen Hülfsleistungen für Kranke und verwundete Krieger, starb in der Nacht auf den 4ten November d. J. der Doctor *Rüst*, Herzogl. Mecklenburg-Schwerinischer Hofmedicus, praktischer Arzt zu Grabow im Mecklenburgischen, in der Blüthe seiner Jahre am Lazareth-Typhus. Zeichnete sich auch der Verstorbene, seufzend unter einer Last praktischer Geschäfte, durch besondere Schriften im medicinischen Fache gerade nicht aus, so wird dennoch sein Andenken in den Herzen aller derer fortleben, welche Edelmuth und Biedersinn schätzen.

Am 8ten Nov. starb zu Frankfurt a. M., am Nervenfieber, Dr. *J. Scherbius*, Professor der Botanik an der dasigen medicinischen hohen Schule, dem literarischen Publicum durch die Mitherausgabe der *Flora der Wetterau* bekannt.

Um dieselbe Zeit ebendaselbst der als Mineraloge bekannte Pfarrer *K. F. Merz*.

Am 21sten Nov. starb zu Breslau Dr. *Moriz Heinrich Mendel*, Königl. Medicinalrath, Professor der Geburtshülfe und Director des Königl. Hebammen-Instituts, im 35sten Jahre, am Nervenfieber.

Am 22sten Nov. starb zu Liegnitz *Johann Karl Philipp Grimm*, Prof. an der Königl. Ritterakademie und Senator, am Nervenfieber. Er war 1768 geboren.

Am 22sten Nov. starb zu Halle *Joh. Christian Reil*, der A. W. und Philosophie Dr., Königl. Preufs. Geh. Ober-Bergrath und ord. Prof. der Arzneykunde auf der Universität zu Berlin, im 55sten Lebensjahre an einem Nervenfieber, einer Folge seiner rastlosen Anstrengungen, denen er sich bey der ihm anvertrauten Generaldirection der Königl. Preufs. Lazarethe auf dem linken Elbufer überlassen hatte. Er war geboren zu Rauden in Ostfriesland, den 20sten Febr. 1758, studierte zu Halle die medicinischen Wissenschaften, besonders unter *Goldhagen's* Leitung, ward 1783 Doctor der A. G. und Chirurgie, bald darauf aufserordentlicher, und 1788 ordentl. Prof. der Therapie, Director des klinischen Instituts, ingleichen Stadtphysicus zu Halle.

Bey der Feyerlichkeit, welche die Friedrichsuniversität bey Wiedereröffnung ihrer Vorlesungen im J. 1808 anstellte, bezeigte ihm die philosophische Facultät ihre Hochachtung durch Ertheilung der philosophischen Doctorwürde. Im J. 1810 wurde er an die Universität zu Berlin berufen. Der König hatte ihn schon früher durch den Charakter eines Ober-Bergraths ausgezeichnet, und beehrte ihn nachher mit dem rothen Adlerorden und dem Titel eines Geh. Ober-Bergraths. Die Königl. Societät der Wissensch. zu Kopenhagen, die *Ecole de Médécine* zu Paris, die Kaiserl. Akad. der Naturforscher, die medicinisch-chirurg. Gesellschaft zu Brüssel, die der Medicin zu Antwerpen und Montpellier, die Societät der Wissensch. u. Künste zu Mainz u. m. a. beeiferten sich, ihn unter ihre Mitglieder aufzunehmen. Sein berühmtes Werk *über die Fieberlehre* und mehrere andere Schriften beurkundeten seinen grofsen Beobachtungsgeist mit philosophischem Scharfsinn und einer schönen Gabe methodischer Anordnung verbunden. Um die Universität Halle hat er sich als ein mit grofsem und verdientem Beyfalle einige und zwanzig Jahre gehörter Lehrer seiner Wissenschaft, um die Stadt aber als praktischer Arzt, und durch die Einrichtung der Bade-Anstalten daselbst höchst verdient gemacht. Auch würde er Halle nicht leicht verlassen haben, wenn ihn nicht den Ruf nach Berlin anzunehmen seine grofse Verehrung und Anhänglichkeit an den König bewogen hätte. Sein Leichnam wurde unter zahlreichem Gefolge nach seinem Landhause unweit Giebichenstein abgeführt, und auf dem anliegenden Berge, den er vor mehrern Jahren durch schöne Anpflanzungen verziert hat, beerdigt. Leider ward viel zu früh an ihm der Horazische Spruch erfüllt, den er an einer Felswand dort hatte eingraben lassen:

Linquenda tellus et domus et placens
Uxor, neque harum quas colis arborum,
Te, praeter invisas cupressus
Ulla, brevem dominum, sequetur.

Digitized by Google

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodiſche Schriften.

Die *neuen theologiſchen Annalen und Nachrichten*, herausgegeben vom Hn. Dr. u. Prof. *Wachler* in Marburg, werden nach dem bisherigen Plane auch für das Jahr 1814 fortgeſetzt und geheftet monatl. für den bekannten Pränumerationspreis à 4 Rthlr. Sächſ. verſendet.

Joh. Chriſt. Hermann'ſche Buchhandlung in Frankfurt a. M.

II. Ankündigungen neuer Bücher.

So eben iſt erſchienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Storr's, Dr. G. C., Lehrbuch der chriſtlichen Dogmatik, ins Deutſche überſetzt, mit Erläuterungen aus andern, vornehmlich des Verfaſſers eigenen, Schriften und mit Zuſätzen aus der theologiſchen Literatur verſehen von Dr. C. C. *Flatt*. *Erſter* Theil. *Zweyte* und vermehrte Auflage. gr. 8. Stuttgart, bey J. B. Metzler. 1813. 1 Rthlr. 16 gr.

St. Gallen bey Huber und Compagnie iſt erſchienen und in allen ſoliden Buchhandlungen zu finden:

Höchſtwichtige Beyträge zur Geſchichte der neueſten Literatur in Deutſchland aus den nachgelaſſenen Papieren des Magiſters *Aletheios*. Herausgegeben von *Antibarbaro Labienus*, der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften Magiſter, der Weltweisheit Doctor und mehrerer gelehrten Inſtitute weiland Mitglied. *Erſte* Abtheilung, 18½ Bogen gr. 8. *Zweyte* Abtheilung, 32 Bogen gr. 8. Nebſt einem Kupfer, zur *Gall'ſchen Cranioſcopie* gehörig. Ladenpreis 8 Fl. oder 5 Rthlr. 8 gr.

Das gegenwärtige Werk hat keinen geringeren Endzweck, als die ſonderbare Wendung zu zeigen, welche die deutſche Literatur in den neueſten Zeiten faſt in allen Zweigen der Wiſſenſchaften genommen hat, und im verjüngten Maſsſtabe die Gallerie aller der Merkwürdigkeiten aufzuſtellen, mit welchen man ſich beynahe zwey Decennien auf deutſchem literariſchen Boden herumtrieb. In wenigen Jahren ſtürzte ein Syſtem der Philoſophie das andere, und kaum hatte es ſeinen Triumph gefeyert, als es ſchon wieder mit Rieſenſchritten ſeinem Falle entgegenging. Eine ganze neue Umwälzung der Ideen begann, jeder Schriftſteller ſtellte ſeine Phantaſieen als ewige Wahrheit auf, der Charakter der kalten Beſonnenheit, welcher unſere Literatur auszeichnete, ging in poetiſche Extaſe über, und der Zirkel der Zeit brachte eine Periode hervor, in der ſich Neuplatoniker, Spinoziſten, Theoſophen und Myſtiker umarmten. Im glänzenden Vereine mit dem Platonismus machte der Spinozismus den Pantheismus zur Modephiloſophie, und warf ſein Ferment in jede Wiſſenſchaft. Durch Vergötterung der Creatur glaubte die eine Partey das Göttliche zu ergründen, da die andere den menſchlichen Verſtand kaum für fähig hielt, in einem ſogenannten Vernunftglauben die Gottheit zu erahnden. Das Ich, die moraliſche Weltordnung ſtellte *Fichte*, und ein anderer das höchſte Gefühl der Kraft als Gott auf. Von der Schiefe der Ekliptik leitete man alles Uebel her. Die Moral ſuchte man auf feſtere Baſis zu begründen, hob die Imputabilität auf, und erklärte die Handlungsweiſe nach allgemeinen Grundſätzen für unmoraliſch. Mord und Selbſtmord fanden enthuſiaſtiſche Vertheidiger, und aus der Reihe der Verbrechen ſtrich man den Meineid. Auf Perſien wies ein Magus als den Sitz alles urſprünglichen Wiſſens und aller Cultur hin, und zürnte über den Vorzug, den man der griechiſchen und römiſchen Literatur gab. In glänzender Geſtalt vorhin noch nie erträumter Naturphiloſophie erſchien die Phyſik, und die Mathematik wurde zum thörichten Spiele leerer Hieroglyphik und Cabala herabgewürdigt. Die Naturgeſchichte ſtellte man nicht mehr als todte Nomenclatur auf. Die Naturphiloſophie ſuchte den Sinn der Naturerſcheinungen zu ergreifen, ihre Bedeutung zu erforſchen, und die erſcheinende Natur als den Reflex der abſoluten Subſtanz in der Erſcheinungswelt darzuſtellen. Die neumodiſchen Theologen waren vorzüglich in zwey Theile getheilt, von denen der eine mit Hülfe einer ſogenannten geſunden Exegeſe, einer aufklärenden Pſychologie und ſchlaffen Moral alles Speculative und Göttliche aus dem Chriſtenthume zu entfernen, der andere dagegen ſein Heil in dem alles verſchlingenden *Eins und All* ſuchte. Chriſtliche Dogmen beſtrebte man ſich, aus der neuen Idealphiloſophie zu erklären, und in jedem Religionsſyſtem fand man bloſs die verſchiedenen Formen der ſich äuſsernden Urkraft. Kirche und Staat ſprach man als ein Inſtitut an, ohne wahrzunehmen, daſs dadurch die Gewiſſensfreyheit den Launen der Regierung geopfert wurde. Von Juriſten wurde der Staat nicht mehr als eine freywillige zur Sicherung der Rechte eingegangene Vereinigung angeſehen, als Bildungsanſtalt für die Menſchheit aus dem Organismus des Univerſums entwickelt gab er die Freyheit des Individuums dem Deſpotismus Preis. Auf idealiſtiſcher Baſis ſtieg eine Arithmetik des menſchlichen Lebens empor, deren abenteuerliche Originalität faſt jedem neueren Producte den Rang ablief. *A priori* ſuchten Philoſophen durch geſchloſſenen Handelsſtaat den National-Reichthum zu begründen, und mit ihren Wünſchelruthen verſprachen uns unſere metallurgiſchen Phyſiker goldene Berge. Einſeitiger Brownianismus ſchuf die ganze Medicin um, bis auf naturphiloſophiſchem Boden eine Menge der abenteuerlichſten Auswüchſe entſtanden, welche kaum die Finſterniſs der roheſten Zeit aufzuweiſen im Stande iſt. Man verwarf die empiriſchen Anſichten, und wollte den ganzen Organismus *a priori* durchſchauen. Mit den Worten Reiz, Sthenie und Aſthenie, Irritabilität, Senſibilität und Reproduction, Polen, Dimenſionen und Metamorphoſen glaubte man jede Krankheit zu conſtruiren und heilen zu können.

Die

Digitized by Google

Die Zeugung war ein bloſses Zerfallen der im Urſtoffe des Organismus gebundenen Urthiere. Aufs neue hob der vergeſſene Magnetismus ſein Haupt wieder, und gab zu den ſonderbarſten Erklärungen Anlaſs. Scharfſinnig benutzte ihn der fromme, gegen die einreiſsende Irreligioſität eifernde *Jung* in ſeiner verlachten, aber nicht gehörig geprüften, Geiſterkunde als Bindungsmittel zwiſchen der Sinnen- und Geiſterwelt. An die Stelle von *Lavater's* längſt vergeſſener Phyſiognomik trat *Gall's* imponirende Cranioſcopie, und zog durch Reiz der Neuheit und viel verſprechende Aufſchlüſſe. Eine neue Wetterkunde zog die alten Planetenſtellungen wieder hervor, und der berühmte Elkysmometer zeigte die Expanſion und Contraction der Städte. Im Fache der Pädagogik lieferte der Humanismus und Philanthropinismus den erbittertſten Kampf. *Peſtalozzi* wollte den Menſchen durch die drey Hebel: *Zahl*, *Maſs* und *Sprache*, zum nöthigen Wiſſen empordrängen. *Graſer* dagegen ihn mit ſteter Hinweiſung auf das Bild des Geſammtlebens in allen ſeinen Seelenvermögen ergreifen, und *Fichte* durch ſeine allgemeine Volkserziehungsanſtalt die verlorne Deutſchheit wieder herſtellen. Auch in den bildenden Künſten kündigte die neue Philoſophie durch ihren Einfluſs eine neue vollkommene Regeneration an, und deutete wahrſagend in nicht weiter Ferne auf eine Zeit hin, wo deutſche durch ſie begeiſterte Künſtler mit den Kunſtheroen Griechenland's und Italien's wetteifern würden. In heiliger Begeiſterung ſtrömten bereits die romantiſch myſtiſchen Dichter der neuen Schule aus. Alle dieſe Erſcheinungen finden ſich im gegenwärtigen Werke, das zugleich eine vollkommene Bibliothek und ein lebendiges Gemälde der neueſten Literatur liefert. Daſſelbe ſtellt nicht bloſs einzelne Abdrücke ſtarr copirter Wachsfiguren dar, ſondern alle die Heroen der neueren Literatur bewegen ſich unter ſatiriſcher Geiſsel zu einem Ganzen vereint mit eigener Kraft und Fülle im ſwiftiſchen Drama. Die Eindrücke einzelner literariſcher Producte verwiſchen ſich, der Total-Eindruck ſämmtlicher dieſer Erſcheinungen wird gröſsere Senſation, tiefere Wirkung und die Ueberzeugung hervorbringen, daſs auch in unſerer deutſchen Literatur eine gänzliche Regeneration nothwendig ſey. Regierungen, denen an der Kenntniſs herrſchender Meinungen liegt, Miniſtern des Cultus und Univerſitäts-Curatoren, die durch ihren Geiſt und Einfluſs auf die Richtung der Studien einwirken, auswärtigen und einheimiſchen Freunden deutſcher Literatur, welche eine Ueberſicht ihrer Vor- und Rückſchritte in der neueſten Zeit wünſchen, allen Liebhabern der Wahrheit und echter Geiſtesfreyheit, welche die Feſſeln der Schule ausſchlägt, iſt dieſes Werk gewidmet. *Aletheios* Unternehmen lag die reinſte Abſicht zu Grund, er hatte mit keinem Schriftſteller perſönliche Verhältniſſe, keine Privatleidenſchaft führte ſeine Feder, und wo ihn der Unwille zuweilen zu ſehr hinreiſst, und ſeine ſatiriſche Geiſsel zu hart auffällt, war er am meiſten vom Eifer für Wahrheit entbrannt. Mit der *dritten* und *vierten* Abtheilung, welche bereits dem Drucke übergeben ſind, ſchlieſst ſich das Ganze. Die *dritte* Abtheilung hat vorzüglich die Arzneywiſſenſchaft, *Gall's* Widerlegung und einige theologiſche und philoſophiſche Schriften zum Gegenſtande, die *vierte* enthält die bildenden Künſte, *Schleiermacher*, *Eſchenmayer*, *Jacobi*, *St. Martin*, *Schubert*, *Görres* u. ſ. w., die Widerlegung des Schellingiſchen Syſtems und das Ende des Drama's. Beide werden künftige Oſtermeſſe erſcheinen.

Neuer Anekdoten-Almanach.

Die unter dem Titel:

Hipponax, ein Taſchenbuch für Freunde heiterer Laune, mit illuminirten Kupfern,

angekündigte Sammlung von Anekdoten hat ſo eben die Preſſe verlaſſen und iſt bey uns und in allen ſoliden Buchhandlungen für 2 Fl. 12 Kr. od. 1 Rthlr. 6 gr. Sächſ. zu haben.

Wem ſollte nicht dieſer dargebotene Stoff zur Freude willkommen ſeyn!

Frankfurt a. M., im October 1813.

J. C. Harmann'ſche Buchhandlung.

III. Auctionen.

Den 17ten Januar 1814 wird in Heidelberg eine Sammlung von Büchern aus verſchiedenen Wiſſenſchaften, vorzüglich aus der *Theologie*, *Philoſophie*, *Philologie*, *Hiſtorie*, den *ſchönen Wiſſenſchaften* u. ſ. w., öffentlich verſteigert werden; ferner den 14ten Februar 1814 ebendaſelbſt eine Sammlung von Schriften aus der *Medicin*, *Naturwiſſenſchaft*, *Jurisprudenz*, *Staats-* und *Kameral-Wiſſenſchaft*, *Oekonomie* u. ſ. w.

Beide Sammlungen enthalten zum Theil die vorzüglichſten Werke aus den angeführten Fächern. Die Bücher ſind zum Theil roh, zum Theil gebunden, und ſämmtlich gut conditionirt.

Mit Aufträgen kann man ſich in Heidelberg melden an die Mohr- und Zimmer'ſche Buchhandlung, an den Herrn Doctor Nabe, Herrn Forſtrath Rettig, und die Herren Engelmann u. Meder.

Die Cataloge beider Sammlungen ſind auswärts zu finden: in Augsburg bey Herrn Matth. Rieger's ſel. Söhne; in Bamberg bey Hn. J. A. Göbhardt; in Caſſel bey Hn. Thurneyſen Sohn; in Darmſtadt bey Hn. Heyer und Leske; in Frankfurt bey Hn. J. D. Simon und Herren Varrentrapp und Sohn; in Gotha bey der Expedition des allgemeinen Anzeigers; in Göttingen bey Hn. Broſe; in Hannover bey Hn. Freudenthal; in Heilbronn bey Hn. Antiq. Straſser; in Leipzig bey Hn. Proclamator Weigel; in Marburg bey Hn. J. C. Krieger; in Nürnberg bey Hn. Lechner; in Stuttgart bey Hn. Steinkopf; in Tübingen bey Hn. Heerbrandt; in Würzburg bey Hn. Prof. Köl.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

PHILOSOPHIE.

1) Breslau, im Kunst- und Industrie-Comptoir (Joseph Max u. Comp.): *Einleitung in das Studium der Philosophie.* In sechs Vorlesungen von *Adalbert Kayßler*, Dr. und Professor der Philosophie. 1812. XV u. 247 S. 8. (1 Rthl. 16 gr.)

2) Breslau, a. K. d. Vfs., u. Halle, in Comm. b. Hemmerde u. Schwetschke: *Grundsätze der theoretischen und praktischen Philosophie, als Leitfaden zu Vorlesungen;* herausgegeben von *Adalbert Kayßler*, öffentl. u. ord. Prof. d. Philos. an d. Univers., auch Mitdirector d. kgl. Friedrichsschule zu Breslau. 1812. XVII u. 296 S. 8. (1 Rthl.)

Der Vf. ist ein Freund der Naturphilosophie, aber er hat dieses System mit einer gewissen freyen Selbstthätigkeit aufgefaßt und gestaltet, wie es einem Philosophen geziemt, und wenn er auch der allgemeinen Richtung nach dem bestimmten Ziele, welches sich die Naturphilosophie vorgesetzt hat, überhaupt folgt, so sucht er doch seinen eignen Gang zu nehmen. Er ist mit dem Treiben und Wesen mehrerer sogenannten Naturphilosophen unzufrieden, tadelt ihre Einseitigkeit, und nimmt Rücksicht auf die Forderungen der strengen Kritik, in Beziehung auf das Wesen der neuesten Philosophie, besonders was die sichere Begründung und die innere Harmonie mit dem menschlichen Geiste und die Einseitigkeit in der speculativen Tendenz betrifft, wodurch nothwendig eine Disharmonie mit dem höhern Zweck und Streben der praktischen Vernunft entstehen muss. Durch die Geschichte der Philosophie, welche er sehr gut kennt, hat er eine Mannichfaltigkeit von Ansichten, und indem er den Gang der Entwicklung der Vernunft in dem Philosophiren scharf in das Auge faßte, und die verschiedenen Richtungen mit einander verglich, mehrere Resultate für die Philosophie ihrem Gehalt und Form nach gewonnen, um sie dem Ideal näher zu bringen, und die bisherigen Mängel zu vermeiden. Der Vf. würde bey seinem Talent des Selbstdenkens, bey seinem achtungswürdigen Interesse für Wahrheit, bey seinem lobenswürdigen Streben, die Philosophie zur Würde der Wissenschaft zu erheben, und ihr dadurch die Achtung wieder zu gewinnen, die sie bey einem Theile des Publicums, nicht ohne Schuld ihrer Pfleger, verloren hat, unterstützt durch jene Kenntnisse und Reflexionen, gewiss sehr viel leisten, wenn sein Denken nicht schon eine einseitige Richtung genommen hätte, wodurch die Kraft besserer Ueberzeugungen gebrochen, die Allseitigkeit, Schärfe und Tiefe seiner Reflexion geschwächt, die strenge Bündigkeit des Denkens gehemmt, und die Einheit seines gesammten geistigen Wirkens gestört worden. Er war seit dem Anfang seiner literarischen Laufbahn für die Naturphilosophie eingenommen; diese hatte sich seines Geistes ganz bemächtigt, und bestimmte für die Zukunft alle Richtungen und Thätigkeiten desselben. Er studirte aus ihrem Gesichtspunkte die ältere und neuere Philosophie, verglich die mannichfaltigen Systeme, erforschte ihre Mängel und Vorzüge. Seine ganze Thätigkeit entsprang aus dieser Richtung, und ging auf sie, als ihr Ziel, wieder zurück. Sie war aber selbst nicht einfach, sondern zusammengesetzt, gleichsam die Diagonale verschiedener Bewegkräfte. Auf der einen Seite war er einmal überhaupt von der Wahrheit der Naturphilosophie überzeugt, und hielt die Richtung, welche die Vernunft in derselben genommen, für die einzig richtige. Wenn auch Zweifel und Anstöße sich fanden, so leiteten sie nicht zur Prüfung der Principe, sondern nur auf die Erforschung der Mittel, sie zu beseitigen. Aber auf der andern Seite wurde sein Geist zu etwas Besserem und Gehaltvollerem aufgeregt; er vernahm manche Urtheile über das Wesen und die Form der Philosophie, und gewisse Forderungen an die forschende Vernunft, deren Gewicht nicht verkannt werden konnte, denen aber die Naturphilosophie nicht entsprach. Anstatt nun vor allen Dingen die letzte selbst einer tiefen und allseitigen Kritik zu unterwerfen, und überhaupt ihr Fundament zu untersuchen, suchte er vielmehr das Gebäude selbst jenen Forderungen gemäss, um das Fundament unbekümmert, haltbarer und einförmiger aufzuführen. So wurde das Streben seines Geistes durch die früherhin genommene Richtung gebrochen, und gleichsam durch eine Diagonale geführt; und zuweilen offenbaren sich die verschiedenen Richtungen, ohne zur Einheit verbunden zu seyn. So, um nur ein Beyspiel anzuführen, ist es eine rühmliche Eigenschaft des Vfs., dass er nicht blos auf die Erkenntniss der Natur seinen Geistesblick richtet, sondern auch die praktische Seite des Menschen, Sittlichkeit, nicht weniger die Aufmerksamkeit werth achtet, und die Einseitigkeit der Naturphilosophie, insofern sie blos speculativ ist, tadelt. Was hat diese richtige Reflexion aber für Erfolg gehabt? Keine andere, als dass der Vf. die Ethik selbst wieder aus dem Standpunkte jener Speculation betrachtet, und sie für die Vollendung der speculativen Philosophie ansieht. Die Ethik ist ihm nämlich nichts anders, als die *Wissenschaft von dem Selbstbewusstseyn des Menschen.* Grundsätze, S. 26. 31. Er

Digitized by Google

Er erkennt die Nachweiſung der Möglichkeit der philoſophiſchen Erkenntniſs und die Erforſchung ihrer Bedingungen für eine wichtige Unterſuchung. Dieſe Einſicht führt ihn aber nicht aus dem neblichten Dunſtkreiſe der Naturphiloſophie heraus, ſondern noch tiefer in denſelben hinein. Er ſucht die Forderungen einer kritiſchen Unterſuchung des Erkennens mit dem Geiſte und Inhalte der Philoſophie zu vereinigen, ohne ſie wirklich zu erfüllen; er bleibt immer innerhalb des Zauberkreiſes der abſoluten Erkenntniſs ſtehen, und geht nicht zurück auf das Vermögen des Erkennens. Indem er annimmt, daſs die *Subjectobjectivirung* der Vernunft das Reſultat aller Forſchungen der Vernunft, und die Erkenntniſs der *Vernunft*, als der *Offenbarung des einen und abſoluten Weſens*, als *des Einen und abſoluten in Dreyfachheit der Geſtaltung* das Fundament und Schlüſſel zu derſelben ſey, ſo iſt er ſchon über jene Forderungen hinaus. Daher führt auch die Unterſuchung der *ſubjectiven* (Abweſenheit eines Widerſpruchs) und der *objectiven Möglichkeit* dieſer Erkenntniſs (welche der Vf. darin ſetzt, daſs in dem Gedachten die Bedingung ſeiner objectiven Realität, oder die objective Beziehung auf ein Seyn und Weſen gegeben ſey) zu nichts weiter, als zu der abſoluten Behauptung, die Vernunft ſey ſubjectiv objectiv, als Offenbarung des abſoluten Weſens, mit demſelben identiſch.

Der Vf. hat daher nur eine neue Darſtellung der Naturphiloſophie gegeben. Er hat daſſelbe Ziel, die Erkenntniſs des Abſoluten, ſeines Weſens und ſeiner Form in der Offenbarung durch die Vernunft, oder als Selbſterkenntniſs; nur unterſcheidet er ſich in der Darſtellung und Ausführung. Er geht von der Vernunft aus, als dem Selbſtbewuſstſeyn, welches ein Bewuſstſeyn, und dieſes ein Seyn vorausſetzt, weil der Menſch iſt, ehe er ein Bewuſstſeyn hat, und dieſes auch ohne Selbſtbewuſstſeyn hat. In dem Seyn iſt ſchon das Bewuſstſeyn und Selbſtbewuſstſeyn, in dem Bewuſstſeyn ſchon das Selbſtbewuſstſeyn potentiell gegeben. In dem Selbſtbewuſstſeyn iſt aber *Seyn*, *Bewuſstſeyn* und *Selbſtbewuſstſeyn* actuell, ſein Ausdruck die Einheit als das Ganze und das Ganze als Einheit. Der Gegenſtand der Vernunft iſt das *abſolute Seyn*, oder vielmehr *ſie iſt das Seyn ſelbſt*. Denn die Vernunft konnte nicht nach dem Seyn fragen, wodurch ſie ihre Freyheit verkündigt, wenn ihr nicht urſprünglich die Idee des Seyns einwohnte. Allein *iſt nicht die Idee des Seyns von dem Seyn ſelbſt unterſchieden?* Da die Identität der Idee des Seyns und des Seyns ſelbſt der Hauptpfeiler der Philoſophie des Abſoluten iſt, ſo giebt ſich der Vf. auch Mühe, dieſelbe mit Gründen zu unterſtützen. Wir halten es für unſre Pflicht, den Vf. darüber ſelbſt ſprechen zu laſſen; aber für unnöthig, ein Urtheil hinzuzufügen. Einige, ſagt er, *Grundſätze* S. 40., bejahen ohne Anſtand jene Frage, Andere meynen, ſie ſey unbeantwortlich und bezeichne die Grenze des menſchlichen Erkennens. Die, welche behaupten, die Idee des Seyns ſey von dem Seyn ſelbſt verſchieden, *ſetzen offenbar die Idee des Seyns als eine doppelte*, als die Idee des Seyns ſelbſt, und als die Idee des Seyns, das nicht ein wahres Seyn iſt. Nun iſt aber nur die erſte dieſer Ideen, weil ſie die Idee des Seyns ſelbſt iſt, auch die wahre Idee des Seyns. Die Behauptung liegt alſo im Widerſpruche mit ſich ſelbſt. Die, welche behaupten, die Frage ſelbſt ſey unſtatthaft, weil die Idee des Seyns, obgleich ſie mit Nothwendigkeit ſich giebt, doch als diesſeits geſtellt nur formelle Bedeutung haben könne, ziehen mit dieſer Behauptung nicht allein die objective Realität in Zweifel, ſondern heben auch die ſubjective Wahrheit und Gewiſsheit der Idee ſelbſt auf. Denn da die Idee des Seyns auſser dem Seyn ſelbſt nichts, und auch das Seyn nicht als ein beſtimmtes dieſes oder jenes in ſich enthält: ſo iſt dieſe Idee in keiner Form ſubjectiv zu denken, in welcher ſie etwas anderes, als das Seyn ſchlechthin ausdrückte, und ſo iſt ſie ohne objective Realität auch ſubjectiv nicht denkbar; und im Gegentheil beweiſet ihre ſubjective Denkbarkeit ihre objective Realität. Wenn demnach *Kant* das objective Seyn als unerkennbares Ding an ſich denkt: ſo ſpricht er in dieſer Form die wahre Idee des Seyns nur auf negative Weiſe aus. — Das Seyn, welches in dieſer Idee ſich offenbart, iſt das Eine überſinnliche auſser der Zeit ſeyende und damit zugleich der objective Grund alles ſinnlich und in der Zeit Erkennbaren. (Es wäre wohl anſtatt dieſer Vorſpiegelung des Vfs., welche *Kant* auf ſeine Seite ziehet, eine Widerlegung der tiefen Gedanken dieſes Mannes von der Bedeutung der Ideen beſſer an dieſem Orte geweſen.) Mit dieſen dialektiſchen Gaukeleyen glaubt der Vf. ſeiner Sache gewiſs zu ſeyn, und ziehet das Reſultat: *Die Idee des Seyns iſt von dem Seyn nicht unterſchieden, weil ſie nichts iſt, als die Offenbarung des Seyns, und zwar nicht die Offenbarung des Seyns in einem Andern, ſondern in ſich ſelbſt.* Zur Erläuterung ſetzt er noch hinzu, daſs es eine doppelte Offenbarung des Seyns und Weſens gebe, eine mittelbare bildliche und eine unmittelbare unbildliche; daſs das Bewuſstſeyn und alles wirkliche Daſeyn nur die mittelbare bildliche Offenbarung des Einen und ewigen Seyns ſey, weil weder das Bewuſstſeyn, noch die Natur uns Gott offenbaren würde, wenn nicht im Grunde des Bewuſstſeyns der Grund alles Daſeyns als das abſolute Seyn ſich verkündigte; daſs die Idee des Seyns die unmittelbare und unbildliche Offenbarung Gottes, als des abſoluten Grundes in ſich ſelbſt, das Offenbarende aber die abſolute Freyheit ſey, welche dem Menſchen nicht auf dem Wege der Natur gegeben, ſondern zu der er ſich nur dadurch erheben kann, daſs er ſich über ſich ſelbſt erhebt, welche alſo das Zeichen des göttlichen Menſchen und des Philoſophen iſt.

Das Eigenthümliche dieſes Syſtems der Philoſophie iſt alſo der Gedanke, daſs die *Vernunft die Offenbarung des abſoluten Weſens ſey*, wodurch ſie ſich der philoſophiſchen Anſicht *Jakobis*, *Salats* und anderer nähert, nur mit dem Unterſchiede, daſs dieſe beſcheidenen Denker, der Schranken der endlichen Vernunft eingedenk, die Vernunftoffenbarung

Digitized by Google

barung Gottes nicht zu einem abſoluten Wiſſen Gottes und göttlicher Dinge ſtempeln; Hr. *K.* dagegen, ſo beſcheiden er auch mit einer Offenbarung aufzutreten ſcheint, und den realen Unterſchied zwiſchen Gott und Natur feſthält, doch eine *abſolute* und *adäquate Erkenntniſs von Gott* in dieſer Offenbarung findet. Durch dieſe Wendung hat übrigens die Philoſophie des Abſoluten in Anſehung ihrer Grundlegung und Methode wohl nicht viel gewonnen. Denn es wird ebenfalls ohne hinreichenden Grund die *Identität der Erkenntniß und des Objects* behauptet, und menſchliche Vorſtellungsart in reale Objecte verwandelt; das menſchliche Erkenntnisvermögen nicht an ſich unabhängig von aller Speculation erwogen, ſondern nach gewiſſen vorgefaſsten ſpeculativen Ideen gemodelt, und durch allerley dialektiſche Künſte ein Blendwerk gemacht, wie man ſchon aus den obigen Sätzen über das Bewuſstſeyn und dem Beweiſe, daſs die Idee des Seyns und das Seyn ſelbſt identiſch ſey, ſattſam hat ſehen können. Aus dieſem Grunde halten wir es für überflüſſig, uns bey beiden Schriften länger aufzuhalten, wenn wir gleich dem Vf. die Gerechtigkeit widerfahren laſſen müſſen, daſs er auch intereſſante Betrachtungen an die überſpannten Speculationen dieſer Schule angeſchloſſen, und überhaupt diele Art zu philoſophiren dem Kreiſe des möglichen menſchlichen Wiſſens näher zu bringen geſucht hat, auch die natürlichen Schranken der menſchlichen Erkenntniſs zuweilen mehr, als in dieſer Schule gewöhnlich iſt, anzuerkennen pflegt. Wir fügen daher nur noch eine Anzeige von dem Inhalte beider Schriften hinzu.

Die *Einleitung* beſteht aus ſechs Vorleſungen, wodurch den Studirenden Intereſſe für die Philoſophie eingeflöſst, und der Eingang in das Heiligthum geöffnet werden ſoll. Sie haben die Ueberſchriften: *Von dem Weſen und dem Scheine; von den verſchiedenen Arten der Erkenntniſs; von der Idee der Offenbarung oder von der abſoluten Form, von der Philoſophie der alten Zeit; von der Philoſophie der mittlern Zeit; von der Philoſophie der neuen Zeit.* Sie entſprechen aber nicht ganz dieſem Endzwecke, weil die Philoſophie, zu welcher ſich der Vf. bekennt, nicht allein immer vorausgeſetzt, ſondern auch der Inhalt derſelben ſelbſt ſchon mitgetheilt wird, wozu diejenigen, welche einer Einleitung bedürfen, gewiſs noch nicht vorbereitet wären. Dieſes gilt beſonders von der dritten Vorleſung. Die Offenbarung, von welcher in derſelben die Rede iſt, d. i. „die ewige That, mit welcher alle Zeit beginnt und in welcher ſie ſich ſelbſt vollendet", „die erzeugende und geſetzgebende That der Natur", „die That des ewigen Weſens, welche mit dieſem ſo einig iſt, daſs in ihr, als Aeuſserung des Weſens, zugleich das Weſen ein Aeuſseres wird, aus ſich heraus in die Objectivität übergeht", iſt ein Gegenſtand, über welchen ſich nichts Verſtändiges ſagen läſst; und wäre es auch, ſo wäre es der Schluſsſtein des Studiums, nicht die Einleitung. Indem hier aus dem Standpunkte des Abſoluten durch den Zeugungsact des Ewigen die Natur geſchaffen wird, ſo werden auch diejenigen Gegenſtände, mit welchen ſich das natürliche Denken und Erkennen beſchäftigt, nicht in ein deutlicheres Licht geſetzt, ſondern verdunkelt, und daher entſpricht ſie nicht dem Zwecke, zur Einleitung zu dienen, weil ſie die Denkkraft entweder mit Scheinwiſſen aufbläbet, oder verwirret. Sätze, wie folgende: *Die organiſche Einheit, gelöſet von dem Organ*, iſt die *Intelligenz und die Form, mit welcher ſie ſich zur Einheit verbindet*, der *Begriff*; die abſolute *Freyheit* iſt der göttliche Act der Offenbarung, ganz gelöſet von dem Objecte, folglich das abſolute Subject, die Ineinsbildung des abſoluten Bejahens und Verneinens, worin aller Gegenſatz des Seyns und Nichtſeyns aufgehoben, und das abſolute Seyn als das Eine und ewige Weſen offenbart iſt; die Offenbarung des Einen und ewigen Weſens in der abſoluten Freyheit iſt die *Idee;* (da die Freyheit ſchon ein Act der Offenbarung iſt, ſo erſcheint alſo die Idee als Offenbarung in der Offenbarung) oder die abſolute Erkenntniſs als abſolute Identität des Weſens und der Form; die Idee iſt das *wahre* und *abſolute Bewuſstſeyn*, die *Vernunft* u. ſ. w. — ſind Belege für das Geſagte. Die drey letzten Vorleſungen gewähren mehr Befriedigung. Die Reflexionen über die Philoſophie der alten, mittlern und neuen Zeit, die Urtheile über einzelne Philoſophen, ihr Wirken und Streben und über den Werth ihrer Entdeckungen, über die Mängel ihres Gedankenſyſtems, werden zwar nicht durchaus und bey allen Beyſtimmung erhalten, weil der Vf. von dem Standpunkte ſeiner Philoſophie ausgeht, und darnach auch zuweilen das Hiſtoriſche nicht ganz treu auffaſst, wie z. B. bey der Darſtellung der Platoniſchen Philoſophie der Fall iſt. So nimmt er S. 179. die Erfahrungswelt nebſt der wechſelnden Geſtalt derſelbe für ein bloſses Nichtſeyn; nicht in dem Platoniſchen Sinne als Gegenſatz des reinen Seyns in der Idee, ſondern für Negation der Wirklichkeit ſchlechthin, was mit dem Geiſte der Platoniſchen Philoſophie nicht zuſammenſtimmt. Sie ſind aber doch nicht ohne Geiſt geſchrieben, und offenbaren einen feinen und ſcharfen Blick.

Die Grundſätze beſtehen auſser einer Einleitung aus neun Abſchnitten von *der Vernunft*, von *Gott*, von *der Welt*, von *der Seele*, von *der Freyheit*, von *dem Böſen*, von *dem Geſetz*, von *der Triebfeder und dem höchſten Gute*, von *der Tugend als Geſinnung*. Was wir oben geſagt haben, daſs zweyerley Richtungen vorkommen, die einander nicht ganz durchdringen, gilt beſonders von dieſer Schrift. Wenn der Vf. einſt durch Selbſtverſtändigung zur Einheit mit ſich ſelbſt und zur harmoniſcheren Thätigkeit gelangen, und das vergebliche Bemühen aufgeben wird, das bodenloſe Gebäude der Speculation mit unhaltbaren Stützen zu verſehen, dann wird ſich die Philoſophie innerhalb der Grenzen des menſchlichen Wiſſens noch gediegener Arbeiten von ſeinem Geiſte zu erfreuen haben.

ARZ.

Digitized by Google

ARZNEYGELAHRTHEIT.

HEIDELBERG u. FRANKFURT a. M.: *S. C. Lucae, de facie humana* cogitata anatomico-physiologica. Pars *prima*. MDCCCXII. 23 S. *De facie humana* cogitata anatomico-physiologica. Pars *altera*. MDCCCXII. 16 S. 4.

Die erste dieser beiden Abhandlungen schrieb der Vf., um die Erlaubniss zu Privatvorlesungen in Heidelberg zu erhalten; die zweyte bey seinem Antritte der Professur an der Specialschule zu Frankfurt.

In der ersten betrachtet er das menschliche Gesicht allein in Beziehung auf die verschiedenen Arten seines Ausdrucks. Die Knochen des Kopfes haben nur an der Physiognomie der Species, nicht des Individuums Antheil. Diese wird vorzüglich durch die Muskeln bestimmt. Einen wichtigen Antheil an derselben aber haben auch die zahlreichen Gefäfse und Nerven, welche sich in zu grofser Menge finden, als dafs jene blofs zur Ernährung, diese blofs zur Bewegung und Empfindung dienten. Vorzüglich gilt dieſs für das fünfte Nervenpaar, welches das Gesicht in die engste Verbindung mit den Sinnorganen und dem Gangliensystem setzt. Durch den Reichthum an Gefäfsen und Nerven wird das menschliche Gesicht Hauptsitz des Lebensturgors, und somit Mafsstab des Zustandes des vegetativen, durch seine sehr beweglichen Muskeln Spiegel des animalischen, geistigen Lebens. Die Eigenschaft des Gesichts, wodurch es zu Veränderungen des Lebensturgors fähig wird, nennt der Vf. daher den *organischen* Theil, die *organische* Physiognomie. Er begreift den Umfang und die Färbung (auch die Consistenz) der verschiedenen Gegenden desselben. Der Umfang des Gesichts bezieht sich auf die gröfsere oder geringere Anfüllung des Zellgewebes mit Fett, die Färbung auf die Haut. Bey magern Personen verändert sich der Lebensturgor des Gesichts bedeutender, als bey fetten, weil das Zellgewebe jener leichter vorübergehend von bey eintretender Vermehrung des Lebensturgors ergossenen elastischen Flüssigkeiten angefüllt werden kann. Veränderungen der Farbe treten vorzüglich an den Stellen ein, wo das Haargefäfssystem reicher an Netzen und Anastomosen ist, die einer vorübergehenden Anschwellung fähig sind. Beide scheinen vorzüglich durch die Einwirkung der weichern Nervenäste auf die Gefäfse bewirkt zu werden. Die gegenseitige normale Wirkung beider bestimmt den gesunden Turgor und die gesunde individuelle Färbung.

Der *animalische* Theil, die *animalische Physiognomie*, wird vorzüglich durch die vom Centrum zur Peripherie gehende Einwirkung der harten Nervenzweige auf die Gesichtsmuskeln bestimmt. Je gebildeter der Geist, desto veränderlicher dieser Theil der Physiognomie. Die eigentlich so zu nennenden Gesichtsmuskeln sind als ein einziger zu betrachten, dessen verschiedene Theile einander antagonisiren; daher die grofse Veränderlichkeit der Gesichtszüge bey manchen Menschen. Bey Krankheiten des vegetativen Lebens, also vorzüglich des Gefäfssystems, wird vorzüglich die organische, bey Krankheiten des animalischen, also hauptsächlich des Nervensystems, besonders die animalische Physiognomie abgeandert. Beide gehen nicht Hand in Hand, sondern zwischen ihnen findet ein polarischer, nach einer gewissen Indifferenz strebender Gegensatz Statt. Die ursprüngliche animalische Physiognomie kann durch Kunst mit einer erworbenen vertauscht werden. Daher sind Nationalphysiognomieen vorzüglich nur bey rohen Völkern zu finden, indem sie vorzüglich in dem organischen Theile begründet sind.

Der Gegenstand der zweyten Abhandlung ist die Vergleichung des menschlichen Gesichts mit dem thierischen, und die Ausmittlung des Vorzugs des erstern. Die Kopfform zeigt bey gebildeten Völkern weniger Nationalverschiedenheiten, als bey ungebildeten. Wie bey diesen, erhält sich auch bey Thieren constant die Verschiedenheit der Art. Das beym Menschen Statt findende Zurücktreten des Mundes, des Eingangs zum vegetativen Leben, unter das gröfser gewordne Hirn giebt schon ein bedeutendes Unterscheidungszeichen zwischen dem Menschen- und dem Thiergesicht ab. Wegen der ansehnlichern Gröfse des Hirns ist auch die menschliche Stirn gewölbt, wegen der geringern Gröfse der Sinnorgane der nicht mit dieser in Beziehung stehende Theil des Gesichts gröfser und flacher; daher der Raum, in welchem sich das innere Leben spiegelt, ausgedehnter. Beym Menschen ist das Gesicht nicht Sinn-, Greif- und Kampforgan, wohl aber bey mehrern Thieren, alles zum Vortheil sowohl seiner animalischen, als organischen Physiognomie, von welchen jene dem Menschen in einem höhern Grade, diese wegen Glätte und Unbehaartheit der Haut und gröfsern Lockerheit, zum Theil auch Menge, des unter derselben befindlichen Zellgewebes, gröfserer Gefäfs- und Nervenmenge, unter allen Thieren allein zukommt. Beym Menschen ist der Ausdruck der geistigen und körperlichen Stimmung nur auf das Gesicht beschränkt, während er bey mehrern Thieren über den Körper vertheilt ist, so dafs Bewegungen gewisser Theile, des Schwanzes, der Mähne u. s. w. die willkürlichen Ausdrücke gewisser Gemüthsbewegungen sind. Bey Thieren prägt sich der Ausdruck des geistigen und körperlichen Befindens weit mehr über den ganzen Körper aus, als beym Menschen, woraus ein neuer Vorzug des menschlichen Gesichts hervorgeht. Ungeachtet manche der angegebenen Unterschiede etwas zu gesucht seyn mögen, der Inhalt der ersten Abhandlung auch nur eine Anwendung der Lehre vom animalischen und vegetativen Leben auf die Semiotik ist, so glaubte doch Rec., dem Leser die Darstellung des Hauptinhaltes dieser Schriften schuldig zu seyn.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1813.

SCHÖNE KÜNSTE.

DRESDEN, in d. Walther. Hofbuchh.: *Ideen zur Archäologie der Malerei. — Erster* Theil. Nach Maafsgabe der Wintervorlefungen im Jahre 1811 entworfen von *C. A. Böttiger*. 1811. XXX und 377 S. gr. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Es ist bekannt genug, dafs wenn von den Vorzügen der bildenden Künste des Alterthums vor denen der neuern Zeit die Rede war, die Vorzüge der alten Malerey bisher am meisten bestritten worden sind. Die wenigen Denkmäler, welche uns von dieser Kunst in ihrem besten Zeitraume übrig geblieben sind, haben es veranlafst, dafs die Vertheidiger des grofsen Vorzuges der Neuern vor den Alten nicht hinlänglich widerlegt werden konnten. Hiezu kam noch, dafs die meisten Schriftsteller über diese Kunst sich blofs mit Zeugnissen des Alterthums begnügten, oder doch auf die Vortrefflichkeit der übrigen bildenden Künste ihre Schlüsse bauten, und durch den Augenschein ihre Gegner nicht genug widerlegen konnten. Die schätzbaren Bemühungen, welche man in neuern Zeiten sowohl auf die Auffindung vieler noch unbekannten Ueberreste der Malerey, als auf ihre zweckmäfsigere Erläuterung verwendet hat, sind zu einer bessern Einsicht dieses Gegenstandes behülflich geworden; und die grofse Belesenheit, die gründliche Kenntnifs und Prüfungsgabe des Vfs. dieser Ideen trägt dazu sehr viel bey. Man mufs es ihm Dank wissen, dafs er seine Kenntnisse und die Früchte seiner grofsen Belesenheit in allen Hülfsmitteln durch seine Vorlesungen und durch den Abdruck dieses Buchs noch allgemeiner gemacht, und so zur Verbreitung derselben beygetragen hat.

Zuerst werden *einige Vorbegriffe*, welche die Malerey überhaupt betreffen und sie mit der Bildhauerey vergleichen, vorausgeschickt. Umständlicher ist die *Einleitung* über die Malerey der Barbaren oder solcher Völker, welche die Griechen und Römer, als Ausländer, unter diesem Namen begriffen. Zuerst ist hier von den *asiatischen Völkern*, den Indianern, Persern und Chinesen die Rede; und gleich anfangs wird bemerkt, dafs nur in den Ländern, wo wahre Buchstabenschrift nach oder zugleich mit der Bilder- und symbolischen Schrift gebraucht wurde, die Malerey sich zur eigentlichen Kunst emporheben konnte. Bey den übrigen Völkern war sie blofs Färberey; ob sie gleich in manchem Betracht für die Geschichte dieser Kunst merkwürdig bleiben. In Ansehung der Indianer mufs man die frühern Zeiten von den spätern unterscheiden, und nur die letztern vornehmlich für charakteristisch halten. Auch von den Persern haben sich, wie man weifs, Felsenreliefs aus sehr frühen Zeiten erhalten, und man sieht aus ihnen, dafs man schon früh dem bunteften Reize der Farben huldigte. Die ganze neuere Mythologie und Heldensage dieses Volks ist mit Erzählungen angefüllt, wobey Gemälde eine Hauptrolle spielen, und von ihnen geben die persischen Handschriften anschauliche Kenntnifs. Die Malerey der Chinesen stammt aus Indien. Ihre Unvollkommenheit ist bekannt; nichts aber geht über den Glanz ihrer Farben. Mehrere Kenntnifs hat man von der Bilderschrift und Hieroglyphenmalerey des Alterthums, welche anfänglich blofs ein mehr oder weniger verkürztes Abbild der Sache selbst war, dann aber eigentliche Hieroglyphe wurde. Malerey mit bunten Farben auf den Umrissen tritt dann am häufigsten ein, wenn sie aufzunehmen ein leicht zu bereitender Papyrstoff, wie in Aegypten und Mexiko, erfunden ist. Von der Malerey der Mexikaner oder der Azteken in Anahuak wird besonders gehandelt, wo auch von der Art von Caton, welche Metl heifst und in grofser Menge verfertigt wurde, die Rede ist. Auch werden hier die Menschenopfer genauer erklärt.

Noch mehr Aufmerksamkeit verdient die Malerey der *Aegypter*, weil sie nicht nur diese Kunst wenigstens 2000 Jahre hindurch, obgleich mit wenig Verbesserungen trieben; sondern auch ursprünglich die griechische Malerey veranlafsten. Diese letztere erreichte freylich eine weit gröfsere Vollkommenheit; man weifs jedoch, dafs die Griechen und spätern Römer eine Zeit lang in den ägyptischen Geschmack verliebt waren, so sehr sie auch denselben zu verfeinern wufsten. Bey den Aegyptern war anfänglich nur Tempel-Malerey, und ihre Farben sind in neuern Zeiten chemisch untersucht worden. Aus der ältesten Zeit unterscheidet der Vf. dreyerley noch vorhandene Malereyen, nämlich die auf Wänden, welche theils wirkliche Hieroglyphen, theils historische Darstellungen sind; sodann die auf Mumiendekken und Mumiensärgen; und drittens die auf Papyrusrollen. Von diesen dreyen wird insbesondere gesprochen. Bey der ersten Art wird vornehmlich die bekannte Isistafel sehr gründlich erläutert. In Ansehung der Mumienmalerey mufs man bemerken, dafs Osiris vor allen andern Göttern eine Hauptrolle dabey spielt, und dafs man die Mumien selbst diesem Gotte ähnlich zu machen suchte. Ueberhaupt kam es bey der Todtenbestattung der Aegypter auf die beiden Rücksichten an, dafs die Seele nur mit dem Körper fortlebe, und man daher diesen so lange als möglich

zu

Digitized by Google

zu erhalten ſuchen müſſe; und auf jene Aehnlichkeit mit dem Oſiris wurde die zweyte Rückſicht genommen, weil man dadurch dort am glücklichſten und willkommenſten zu ſeyn glaubte. Dieſs beſtätigt ſich auch durch die Einweihungen in die Geheimniſſe des Oſiris. Zuförderſt werden die bemalten Futterale von Sycomorusholz, und dann die bemalten Mumiendecken auf Cattun-Karten näher erklärt, und darauf folgt ein Excurs über die Mumien des Della Valle in der Dresdner Gallerie. Auch dieſer Gegenſtand iſt ausführlich und mit vieler Gründlichkeit erörtert. Eben dieſes gilt von der Behandlung der Malerey auf Papyrusrollen, welche man auf den Bändern der Mumien antrifft. Auch damit iſt ein gelehrter Excurs über das Todtengericht im Amenthes und über die Schickſalswage verbunden. Hiebey iſt freylich manches noch dunkel; durch die neuern Unterſuchungen und Reiſebeſchreibungen aber ſchon näher aufgeklärt; und auch hier findet man, daſs die von dem Vf. benutzten und verbundenen Nachrichten ſchon viele Gegenſtände noch mehr erklären.

Es folgt nun ein Theil der Abhandlung der *griechiſchen Malerey*. Allgemeine Bemerkungen über die Epochen derſelben werden vorausgeſchickt. So nothwendig es iſt, dieſe zu unterſcheiden, ſo weiſs man doch, daſs unſere ganze Wiſſenſchaft davon ſich bloſs auf das 35ſte Buch des ältern Plinius gründe, und wie viel Verworrenheit ſich in dieſe Nachrichten eingemiſcht habe. Ueberhaupt hat dieſer Schriftſteller wohl nur auf hiſtoriſche wichtige Epochen der Geſchichtſchreiber und Chronographen geſehen, und man unterſcheidet mit dem Vf. am beſten *drey* Hauptepochen der ältern, mittlern und neuern Kunſt; und was vor dieſer Zeit in Griechenland geſchah, kann man unter dem Titel Incunabeln zuſammen faſſen. Dieſe Vorzeit der Malerey wird hier bis zur 75ſten Olympiade, die Zeit der alten Kunſt bis zu der 90ſten, der mittlern Kunſt bis zur 104ten, und der neuern bis zur 114ten Olympiade beſtimmt. Als Zugabe wird ſodann von der Verbreitung derſelben durch die Reiche der Nachfolger Alexanders und durch die römiſche Welt beſonders gehandelt werden. Es läſst ſich indeſs in der Folge eine ganz andere griechiſche Malergeſchichte hoffen; wovon hier die erſten Linien ſtehn. Die *erſte* Abtheilung würde ſodann die Malerey an den kleinaſiatiſchen Küſten und auf den Inſeln; die *zweyte* die Malerey im weſtlichen Griechenland bey den Sicilioten und Italioten; und die *dritte* die Malerey im Mutterlande, nämlich in Sicyon, Corinth, Aegina und Athen betreffen. Von der neuern Literatur werden dann die vornehmſten Werke angeführt und beurtheilt.

In dem *erſten* Abſchnitte wird nun von jener frühern Periode der Malerey bey den Griechen noch genauer geredet. Es iſt bekannt, daſs nicht nur dieſe, ſondern alle bildende Künſte auf die Zeichnung gegründet ſind, und dieſe fieng überall mit der Umſchreibung eines Schattens auf einer Fläche an; und der Schatten erzeugt durch das Licht die Malerey. Daher die bekannte Sage von der Art dieſer Entſtehung. Bey dem Worte *Skiagraphie* ſind zwey Bedeutungen zu unterſcheiden. Jenen Umriſſen gab man ſodann von innen noch einige andeutende Striche; und ſo entſtand die ganze Zeichnungskunſt. Die Hinzuſchreibung betraf nur die Bildniſſe von den Perſonen. Die Unterſcheidungen oder vielmehr Abſtufungen, welche *Lévesque* gemacht hat, werden hiſtoriſch angeführt. In der Kunſtſprache hieſsen die Umriſſe, auch noch in ſpätern Zeiten, Monogrammen. Ueber dieſe ganze Materie folgen noch einige allgemeine Bemerkungen; und es laſſen ſich von der Zeichnungskunſt bey den Alten drey Stufen annehmen: Feſtigkeit der Hand und des Strichs; Feinheit der Striche; und Leichtigkeit und Freyheit vermittelſt des Pinſels. Beweiſe davon werden im Einzelnen gegeben; und hier wird auch von den Materien, auf welchen man zeichnete, worunter die mit Wachs bezogenen Tafeln die vornehmſten waren, beſonders gehandelt. Der nächſte Fortſchritt geſchah zu den ſogenannten Monochromen, oder der Färbung der Monogrammen mit einer einzelnen Farbe. Hievon ſind noch auf den Vaſengemälden Ueberreſte vorhanden; und dieſs veranlaſst den Vf. über dieſelben zu reden, wobey unter andern die Vergleichung derſelben mit den älteſten Münzen ſehr lehrreich iſt. Noch in der Folge wurde dieſe Manier beybehalten, von welcher einige herkulaniſche Gemälde ſich erhalten haben. Der nun folgende Excurs über die italiſch-griechiſche Bacchanalienfeyer, über die darin vorkommenden Weihungen und die Beziehungen, in welchen die alten Vaſengemälde damit ſtehn, kann nur angedeutet werden. Man weiſs, daſs dieſer ſo oft miſsverſtandene Gegenſtand in den neuern Zeiten eine gröſsere Aufklärung erhalten hat, und man findet von dem Vf. dieſelben nicht bloſs benutzt und nachgewieſen; ſondern zweckmäſsig geordnet und noch mehr erläutert. Bey dieſer Erläuterung ſind doch auch die Schwierigkeiten nicht überſehen, welche in mehr als Einer Abſicht noch zurückbleiben. — Der *dritte* Abſchnitt geht ſodann zu den uns noch bekannten griechiſchen Malern fort, in ſo weit es die Zeitfolge erlaubt; und die beiden erſten, von welchen man nähere Nachricht hat, ſind: *Eumarus* von Athen und *Cimon* von Cleonae. Beide werden vom Plinius in unbeſtimmte frühe Zeiten geſetzt. Ueberhaupt weiſs man von ihnen wenig gewiſſes, und die Worte: Katagraphen und Polychromen noch zweifelhafter ſind. — In dem folgenden Abſchnitte herrſchte der hohe Stil der griechiſchen Sculptur; und die Malerey blieb nicht ganz hinter ihr zurück, wenn gleich die ſchnellen Fortſchritte, beſonders der Farbenbehandlung, ſehr aufgehalten wurden. Nur wenige Meiſter dieſer Zeit können mit völliger Gewiſsheit angegeben werden. Die berühmteſten darunter, von welchen dieſer Abſchnitt redet, ſind *Panaenus*, *Micon* und *Polygnotus*. Der erſte arbeitete mit dem Phidias gemeinſchaftlich, und ſeine Behandlungsart der Statuen ſetzt ſchon groſse Fortſchritte voraus. Das Intereſſanteſte für dieſe frühe Zeit bleibt indeſs die Allegorie. Auch malte er die Marathoniſche Schlacht in

der

Digitized by Google

der berühmten Gallerie am Markte zu Athen, welche Poecile hiefs; ob man gleich nicht angeben kann, welcher von den Künstlern, die daran Theil nahmen, zuerst daran gemalt habe. Zu seiner Zeit gab es auch schon Preisausstellungen und Wettkämpfe, wobey er selbst auch in die Schranken trat. — Was man von den Werken des Micon weifs, läfst sich darauf zurückführen, dafs er um Geld einen Theil der gedachten Gallerie, und wohl nur die Schlacht der Amazonen, ferner drey Wände von dem Theseustempel, und vorzüglich schr a Rosse malte. — Mit dem Polygnotus fängt eigentlich die griechische Malerey erst an, selbstständig zu werden, und er mufs grofse Verdienste um Verbesserung der Kunst gehabt haben, besonders in der Hinsicht, dafs er den Figuren mehr Ausdruck, und der Bekleidung mehr Mannichfaltigkeit gab. Er war auch der Erste, der sich mit seinem Zeitgenossen Micon des attischen oder lichten Okers bediente. Von seinen Lebensumständen wissen wir nur sehr wenig. Zuerst wird von dem gehandelt, was er in Athen malte, wobey die Nachrichten des Pausanias zum Grunde gelegt werden. Am bekanntesten sind seine Gemälde in der Poecile, und diese werden daher am umständlichsten untersucht. Sein zweytes Kunstwerk war auf der Burg von Athen in den Vorhallen zum Parthenon; andere in dem Tempel der Dioscuren. Noch berühmter sind seine Gemälde in der Lesche zu Delphi; und von diesen findet man hier eine sehr ausführliche Abhandlung, bey welcher die bisherigen vielen Erklärungen dieser Gemälde mit eben der viel befassenden Gelehrsamkeit die in dem ganzen Buche herrscht, geprüft sind. Zuletzt wird noch das Charakteristische seiner Manier zergliedert, und von den übrigen Gemälden dieses Künstlers sind die Nachrichten sehr sparsam. Der grofse Fleifs und die gründliche Untersuchung dieser Ideen machen ihre Fortsetzung sehr wünschenswerth.

Heidelberg, b. Mohr und Zimmer: *Lohengrin*, ein altdeutsches Gedicht, nach der Abschrift des Vaticanischen Manuscripts, von *Ferdinand Gloekle*. Herausgegeben von *J. Görres*. 1813. CVI u. 192 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Dafs dieses Gedicht und dessen Handschrift in der vatikanischen Bibliothek zu Rom vorhanden sey, wufste man schon aus des jüngern *Adelung's* Altdeutschen Gedichten in Rom, wo derselbe (S. 29.) davon Nachricht und Auszug gegeben hat. Die Bekanntmachung des Ganzen hat man nun zuerst dem Aufenthalte daselbst und der Abschrift des Hn. *Gloekle* und die Herausgabe dem Hn. *Görres* zu danken. Von dem letztern ist die umständliche *Einleitung*, welche über den Dichtungskreis des heiligen Grales handelt. Denn die drey Gedichte, der Parcival, der Tirurel, und der Lohengrin, sind mit einander so verbunden, dafs das letztere Gedicht das Ende des Ganzen ausmacht. Auch scheinen alle drey Dichtungen in ihrem Wesentlichen von der nämlichen Quelle und sogar von einem Buche ausgegangen zu seyn; und kaum kann man zweifeln, dafs in dem französischen Gedichte des Provenzalen *Kyot* beide im Deutschen getrennte Werke zu einem Ganzen verbunden gewesen sind. Dieser ist jedoch nicht die erste Quelle, von der die Dichtung ausgegangen ist; sondern er nahm sie vielmehr von *Flagetanis*, wie hier ausführlich gezeigt wird. Auch ist zu vermuthen, dafs der Inhalt zuerst aus einer lateinischen Chronik, und namentlich aus den sogenannten Büchern der Hügende, welche zur Erinnerung dienen sollten, genommen sey. Die Entstehung wird in das zwölfte Jahrhundert gesetzt; und der Ort, wo das Gedicht zuerst entworfen wurde, war nach aller Wahrscheinlichkeit im Orient. Die Sprache, in welcher die Erzählung anfänglich geschrieben wurde, war vermuthlich die griechische. Sehr wahrscheinlich ist es ferner, dafs das Urbild des Tempels, welcher im Titurel beschrieben wird, die bekannte Sophienkirche zu Constantinopel war. Von der innern Einrichtung dieses Tempels wird, aufser der Beschreibung auf dem Titelblatte dieser Schrift, eine Abbildung gegeben. Die Verbindung, welche die Fabel von Alexander dem Grofsen mit dieser Dichtung hatte, ist wohl nicht zu läugnen, und unter andern findet man in dieser Dichtung auch alle die uralten Wunderthiere des Orients wieder, welcher überhaupt auf diesen Fabelkreis einen grofsen Einfluss hatte. Der so oft wiederholten Dichtung von dem Grale, und allem wahrhaft Epischen, liegt ursprünglich wahre Geschichte zum Grunde, wie von dem Vf. in dieser Einleitung gezeigt wird. — Eine zweyte Quelle dieses Dichtungskreises sind die zwölf Bücher englischer Geschichte des *Galfried* von *Monnouth*, worin viele altnordische Sagen zum Grunde liegen. Es war daher ganz zweckmäfsig, dafs in dieser Einleitung von jener Chronik umständlich gehandelt wurde, wodurch manches in derselben eine gröfsere Aufklärung erhalten hat. Auch wird (S. LIX.) eine Schwierigkeit aufgelöset, welche sich über den Gegenstand des Gedichts aus dem Parcival und Titural erhoben hat. Man sieht offenbar, dafs eine ganz andere und doch dieselbe Sage der Erzählung zum Grunde liege, als jene beym *Chretien Troyes*, der unser Dichter und *Eschenbach* in Parcival gefolgt ist. Beide Fabeln, die südfranzösische und eine nordfranzösische können vollkommen neben einander bestehn. Aufserdem hängt auch die Chronik von Tongern sehr nahe mit unserm Gegenstande zusammen; daher aus ihr gleichfalls ein Auszug gegeben wird. Die darin ausgeführte Sage geht der Zeit nach unmittelbar vor der des Schwanenritters her; und im weitern Verlaufe folgt die Dichtung genau den Chroniken der Zeit. Im Ganzen ist dieses Werk ein getreuer Spiegel von den Sitten der frühern Jahrhunderte. In Rücksicht auf die Sprache hat die mystische Einleitung ohne Zweifel die gröfste Schwierigkeit, und sie bedurfte daher eine besondere Erläuterung. In verschiedenen Nachrichten, wohin besonders diejenige gehört, welche in *v. d. Hagen's* und *Büsching's* literarischem Grundrisse zur Geschichte der

Digitized by Google

der ältern deutschen Poesie (S. 110 ff.) befindlich ist, hat man dieses Gedicht dem *Eschenbach* zugeschrieben; der Schluss desselben aber lässt wohl keinen Zweifel übrig, dass es dem berühmten Dichter dieses Namens nicht angehören könne. Vielmehr ist der Vf. der Meinung, dass ein gewisser *Albrecht* Vf. sey, von welchem es jedoch ungewiss ist, ob derselbe mit dem Minnesänger *Albrecht von Halberstadt* eine Person gewesen sey.

Der Text des gegenwärtigen Gedichts ist aus der Vergleichung von zwey Handschriften in der vatikanischen Bibliothek genommen, welche in den Ueberschriften und mehreren Umständen von einander verschieden sind. Die Abschrift von *Glökle* findet man hier treu abgedruckt, nachdem von dem Herausgeber die Interpunction hinzugefügt, und einzelne offenbar verderbte Stellen ohne weitere Bemerkung verbessert sind. Es ist zwar kein Glossar beygefügt; da indessen die Einleitung das Schwerste erläutert, so kann dem geübten Leser das Gedicht selbst keine grosse Schwierigkeit machen. Dass aber jene Handschriften nicht sonderlich getreu sind, sieht man aus den einzelnen Blättern, welche in einem Anhange von dem Herausg. geliefert sind. Diese Blätter, welche ein Freund desselben auf dem Einbande eines Buchs entdeckte, waren nur auf der vordern Seite lesbar, und enthalten in allem etwa 36 Strophen. Ihre Schreibart nähert sich mehr dem Niederdeutschen, und ist so abweichend, dass die verschiedenen Lesarten nicht besonders konnten ausgezeichnet werden. — Uebrigens weiss man, dass schon in der *Manessischen* Sammlung, und in den Nachrichten, welche *Wiedeburg* von einer Jenaischen Handschrift mitgetheilt hat, einzelne Strophen dieses Gedichts vorkommen, die auch schon in der gedachten Geschichte sowohl, als von andern mit dem Auszuge des jüngern *Adelung* verglichen sind; dass es auf den berühmten *Krieg auf der Wartburg* Beziehung habe; und dass eine Gleichheit mit dem altfranzösischen Rittergedichte *Garin de Loherans*, oder von Lotharingen, welches *Camelain de Cambray* um die Mitte des zwölften Jahrhunderts dichtete, sehr zu vermuthen sey, ob dieses gleich, so viel man weiss, nur handschriftlich vorhanden ist.

St. Petersburg, in d. Kriegsdruck.: *Contes et Anecdotes.* Par *Sophie de S.* 2 Tomes. III, 168 und 185 S. 1813. 12. m. 2 Kpf.

Das Büchlein ist Ihrer Excellenz der Frau von Lanskoi, geb. von Willamov, zugeeignet. Die Vfn. ist uns unbekannt; sie scheint, der Zueignung nach: *j'ai trouvé auprès de vous tous les secours que ma jeunesse, mon inexpérience et ma situation me rendoient nécessaires*, eine junge Frau zu seyn, die mit diesen Erzählungen zum erstenmal vor der Lesewelt auftritt. Die meisten der hier erzählten Geschichten haben unsern Beyfall, sie sind gefällig, zierlich und erfreulich; ob gegen die Sprache etwas auszusetzen seyn möchte, wollen wir nicht entscheiden, sondern überlassen diese gerne bessern Kennern der französischen Sprache. Der Inhalt ist: Th. 1. *Le jeune Mentor;* gefällig und freundlich. Der Schluss belehrt über das Ganze: „*Une jeune epouse, dont le mari est absent, ne peut jamais rencontrer de meilleur Mentor, que l'amour maternel.*" Eben so hat uns die zweyte Erzählung gefallen: *la fille supposée*, die eine recht artige, unerwartete Wendung nimmt. Noch unbekannt, aber erfreulich war uns *la fontaine du Pape*, die eine wahre Geschichte seyn soll. Irgend eine unsrer vielen Zeitschriften wird sie sich wohl nicht entgehen lassen und sie nächstens zur allgemeinern Kunde bringen. *L'uniforme de housard* würde sich gut für ein Lesebuch für Kinder schicken, und ist auch vielleicht dazu bestimmt; das Geschichtchen ist nicht übel. *Les oiseaux qui ne s'envoilent jamais* ist auch mehr für ein Buch passend, das der Belehrung der Kinder gewidmet ist. *Le fils adoptif* klingt etwas romanhaft; erzählt ist er recht angenehm. Die Vfn. liebt den Ausdruck *le petit bon homme* für einen Knaben, da er mehrfach vorkommt. *Le Saraphan* ist die längste Geschichte im *ersten* Bande. Die meisten Leser werden vielleicht, wie Rec., über die Ueberschrift in einiger Ungewissheit seyn, die noch vermehrt wird, wenn man dieses Wort vergeblich in den Wörterbüchern aufsucht. Aus dem Verfolg der recht artigen Erzählung ergiebt sich, dass darunter die bürgerliche Volkstracht der Frauen in Russland verstanden wird. Die Erzählung ist gefällig und unterhaltend.

Das *zweyte* Bändchen entspricht nicht dem *ersten*. *Le couronne de fleurs*, womit es beginnt, ist eine kleine, unbedeutende Geschichte, die einige Familienähnlichkeit mit der im *ersten* Bande hat, die überschrieben ist: *les oiseaux qui ne s'envoilent pas.* Die *zweyte* Erzählung: *les isles fortunées* ist dagegen sehr ins Breite ausgeartet, langweilig und wenig befriedigend. Uns ist in der Ritterzeit, zur Zeit der Liebeshöfe, die Verbindlichkeit noch nicht vorgekommen, welche (S. 90.) die Vfn. behauptet, wenn sie sagt: *Mais dès qu'un chevalier étoit parvenu à délivrer une tendre victime du danger qui la menaçoit, il étoit tenu de l'aimer, si sa foi n'étoit point encore engagée. Il n'auroit pu y manquer, sans être taxé à la plus noire ingratitude. La cour d'amour étoit inexorable sur ce point, car l'honneur et la gloire étoient considérés comme des avantages si précieux, qu'un jeune guerrier devoit tout a celle qui lui avoit fourni l'occasion de se distinguer.* Da hätte manch häfsliches Mädchen sich wohl in Gefahr begeben, und ihr Leben aufs Spiel gesetzt, um vielleicht einen hübschen Geliebten oder einen Freyer zu erhalten.

Das Aeufsere des Büchleins ist nicht ungefällig, auch sind die Kupfer so ziemlich, wenigstens doch nicht, wie so häufig, abschreckend.

Digitized by Google

MONATSREGISTER

vom

NOVEMBER 1813.

I.

Verzeichniſs der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recenſirten Schriften.

Anm. Die erſte Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an. Der Beyſatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.

A.

Alpenroſen, ein Schweizer-Almanach auf das J. 1814; herausg. von *Kuhn*, *Meisner*, *Wyſs* u. a. EB. 124, 989.

Analekten für das Studium der exeget und ſyſtemat. Theologie, herausg. von K. A. G. *Keil* u. H. G. *Tzſchirner*. 3s St. 260, 401.

Andenken an die beiden jüngſt verſtorbenen Mitglieder der Akademie der Wiſſenſch. zu München, A. *v. Törring zu Seefeld* u. J. N. G. *v. Krenner*. (Von F. *Schlichtegroll*.) 277, 541.

Archiv der gerichtl. Arzneywiſſenſchaften, ſ. Fr. G. H. *Fielitz*.

B.

v. Baczko, L., Nachtviolen. 2r Bd. EB. 123, 977.

Baugeſchichte und Beſchreibung der berühmten Elbbrücke zwiſchen Alt- und Neu-Dresden, von ihrer Entſtehung bis zum Ruin im März 1813; nebſt Abbild. nach erfolgter Sprengung. 276, 534.

Baumgarten, J. C. F., Kopfrechenbuch zum Gebrauch des Lehrers. 260, 408.

Bergmann, Fr., Abriſs eines Syſtems der Pandecten, nebſt Bemerkungen über die ſyſtemat. Behandlung dieſer Diſciplin. 266, 449.

Bernd, Th., Karl Chriſtian Traugott *Heinze* im Leben und Wirken. 280, 568.

Bilder- und Leſebuch, neues, über verſchied. Gegenſtände, beſond. naturhiſtor. Inhalts; vom Vf. der unterhalt Erzählungen. EB. 118, 942.

Bildergeographie. 1r Bd. Aſien. 2r Bd. Afrika. 3r Bd. Amerika u. Auſtralien. 263, 425.

Böttiger, C. A., Ideen zur Archäologie der Malerey. 1r Th. 285, 601.

Bouché, K. P., der Zimmer- u. Fenſtergarten. 1 u. 2e verm. Aufl. EB. 124, 988.

Bürja's, A., Lehren der hylodynamiſchen Philoſophie von der Körperwelt, von Gott und von der menſchl. Seele. 262, 422.

C.

Caniſius, Petr., kleiner kathol. Katechismus. Nach Ch. *Schmid* verm. u. verb. von A. *Haſtl*. EB. 128, 1024.

Cenſeur, le, ou lettres d'un patriote Vaudois à ſes concitoyens. 277, 544.

Contes et Anecdotes, par Sophie *de S.* Tom. I et II. 285, 607.

E.

Ebeling, C. D., ſ. G. F. A. *Wendeborn*.

Elbbrücke, die, zu Dresden, hiſtor. u. maleriſch vorgeſtellt von C. A. W. mit 1 Kpfr. von *Veith*. 276, 534.

Elbbrücken, die beiden, von Meiſsen und Dresden, ſeit dem 12ten u. 19ten März 1813, nebſt 2 radirt. Kpfrn. 276, 534.

Elvert, E. G., über die ärztliche Unterſuchung des Gemüthszuſtandes; nebſt *Klein's* Beobachtungen, welche an dem Kopfe u. Rumpfe eines Enthaupteten unmittelbar nach der Enthauptung gemacht worden. EB. 129, 1029.

Emmert, J. H., ſ. Torq. *Taſſo*, Aminta.

Engelmann, Joſ., das Leben des Chriſten. Erbauungsbuch. EB. 118, 941.

Ephemeriden der Heilkunde, ſ. A. F. *Marcus*.

Erklärung zur Anſicht der geſprengten Dresdner Elbbrücke im Augenblicke der Exploſion; nebſt einem Kpfr. von *Wizani* d. j. 276, 534.

Ewald, J. L., die Religionslehren der Bibel aus dem Standpunkt unſrer geiſtigen Bedürfniſſe betrachtet. 1 u. 2r Bd. od. Religionsl. der ältern u. neuern heil. Schriften. 272, 497.

F.

Fielitz, Fr. G. H., Archiv der gerichtl. Arzneywiſſenſchaften für Rechtsgelehrte u. Aerzte. 1n Bds. 1s St. 274, 513.

Fikenſcher, G. W. A., Beyträge zur genauern Kunde der königl. baier. Monarchie. 2r Bd. Auch:

— — Statiſtik d. Fürſtenth. Bayreuth. 2te Hälfte. Und

— — Beyträge — — 3r Bd. Auch:

— — Geſchichte des ehemal. Fürſtenth. Bayreuth. EB. 119, 945.

G.

Gelpke, A. H. Ch., gemeinnützige Anweiſung zum gründl. Rechnen. 1r Th. Arithmetik. 265, 448.

Glökle,

Digitized by Google

Glökle, F., ſ. Lohengrin.
Göldlin, Fr. Xav., ſ. Conr. *Scheuber's* Zeitgeſch. 2r Th.
Görres, J., ſ. Lohengrin.
Grüſon, J. P., Geodaeſie, od. vollſtänd. Anleitung zur geometriſchen u. ökonom. Felder-Theilung. 273, 509.

H.

Hacker, J. G. A., ſ. Fr. V. *Reinhard's* Predigten.
Haſſl, A., ſ. Petr. *Canisius* kathol. Katechismus.
Heeren, A. H. L., Chriſtian Gottlob *Heyne* biographiſch dargeſtellt. 269, 473.
Heinze, K. Ch. Tr., ſ. Th. *Bernd*.
Heſs, Joh. Jak., Einheit im Mannichfaltigen. Predigten während der eidgenoſſ. Tagſatzung zu Zürich im Sommer 1813 gehalten. EB. 127, 1016.
Heyne, Ch. G., ſ. A. H. L. *Heeren*.
Hommeyer, H. G., Einleitung in die Wiſſenſchaft der reinen Geographie. 265, 443.
— — reine Geographie von Europa. 1 u. 2e Liefr. 265, 443.
Höpfner, A. Fr., der kleine Phyſiker. 1r Bd. 2e verb. Aufl. EB. 125, 1000.
Hug, J. L., ſ. Lied, das hohe.
Hume, ſ. Regierungsgeſchichte der Königin Eliſabeth.

I.

Jüerichs, Friedr. Gotth., Selbſtbiographie; herausg von Chr. Gottl. *Langner*. 2e Aufl. 269, 480
Jung, J. H., gen. *Stilling*, des chriſtl. Menſchenfreundes bibl. Erzählungen. 7s Heft. Fortſetz der Regierungsgeſch. Davids u. Anfang der Regier. Salomo's. 8s H. Forſ. derſ. bis zum Anfang der Geſch der Könige Juda und Israel. EB. 122, 975.
Junghanns, J. A., ſ. Unterricht, prakt., zur Kopf- und Tafelrechnung.

K.

Kaehler, H., Handbuch für den Landmann, oder über Mergelfahren, Bewäſſerung der Wieſen, Raps-, Tabaks- u. Hanfbau — — mit beſonderer Rückſicht auf Mecklenburg. 280, 564.
Kalaken, die; von der Verfaſſung und den Sitten derſ. EB. 124, 985.
Kayſsler, Adalb., Einleitung in das Studium der Philoſophie. 284, 593.
— Grundſätze der theoret. und prakt. Philoſophie, als Leitfaden zu Vorleſungen. 284, 593.
Keil, K. A. G., ſ. Analekten für das Studium der Theologie.
Kieſewetter, J. G. C., die erſten Anfangsgründe der reinen Mathematik 3e verb. Aufl. EB. 121, 967.
— — Erläuterungen der erſten Anfangsgründe der reinen Mathematik. 3e verm. Aufl. EB. 121, 967.
Klein, Dr., ſ. E. G. *Elvert*.
Kolaken, ſ. Kalaken.
v. Krenner, J. N. G., ſ. Andenken an denſelben.
Kuhn, ſ. Alpenroſen.

L.

Lampadius, Jul., Beyträge zur Vaterlandsgeſchichte. 270, 486.
Langner, Ch. G., ſ. Fr. G. *Jüsrich*.
Lembert, Arete oder Kindestreue. Schſp., frey nach dem Franz. 279, 559.
— — der Papa u. ſein Söhnchen. Frey nach dem Franz. 279, 559.
— — Ränke u. Schwänke. Lſtſp. 279, 559.
Liebe, treue, unter den Schreckniſſen der franz. Revolution. Aus dem Franz. EB. 129, 1032.
Lied, das hohe, in einer noch unverſuchten Deutung; von J. L. *Hug*. 261, 411.
Livona. Ein hiſtor. poetiſches Taſchenbuch für die deutſch-ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen. 267, 462.
Lobethan, Prof., ſ. Maria von Bethanien.
Lohengrin. Ein altdeutſches Gedicht, nach der Abſchr. des Vatican. Mſpts. von F. *Glökle*; herausg. von J. *Görres*. 285, 605.
v. Lori, M., ſ. Tabellen zum Gebrauche bey Höhenmeſſungen.
Lucae, S. C., de facie humana cogitata anatomico-phyſiologica. Pars I et II. 284, 599.

M.

Maaſs, J. G. E., Verſuch über die Gefühle, beſonders über die Affecten. 1 u. 2r Th. 262, 417.
Marcus, Ad. Fr., Ephemeriden der Heilkunde. 5r Bd. 1 — 4s Heft. EB. 125, 993.
Marheinecke, Ph., ſanctorum patrum de praeſentia Chriſti in coena domini ſententia triplex, ſ. ſacrae euchariſtiae hiſtoria tripartita. 282, 577.
Maria von Bethanien, oder was kann das Chriſtenthum unſern Laien ſeyn? (Vom Prof. *Lobethan*.) 282, 581.
Meisner, ſ. Alpenroſen.
Meiſter, J. Ch. Fr., über die Gründe der hohen Verſchiedenheit der Philoſophen im Urſatze der Sittenlehre bey ihrer Einſtimmigkeit in Einzel-Lehren derſ. — Preisſchrift. Nebſt einer Zugabe verwandten Stoffs. 267, 457.
Morgenſtern, K., Auszüge aus den Tagebüchern u. Papieren eines Reiſenden. 1r Bd. Reiſe in Italien. 1s H. Neapel. 2s H. Florenz. 278, 545.
Müller, H., Darſtellung meiner Ideen über Religionshandlungen überhaupt und ihre Verwaltung insbeſ. 281, 576.
— — neue moral. Kinderbibliothek in Erzählungen für Verſtand u. Herz. 1s Bdchn. EB. 122, 976.

N.

Nachricht, hiſtoriſche, von der Dresdner Elbbrücke, von ihrer Erbauung bis zu ihrer Sprengung im März 1813.; nebſt Abbild. derſ. nach dieſem Ereigniſs (von C. A. *Richter*). 276, 534.
Nachricht, hiſtoriſche, von der Elbbrücke zu Meiſsen, von ihrer Erbauung bis zu der im März 1813 erfolgten Verbrennung, nebſt 2 Abbild. 276, 534.

Nack,

Digitized by Google

Nack, K. A., gemeinſchaftl. Volksandacht im Sommer, zur Erhaltung der Feldfrüchte u. zur Feyer des Aerntefeſtes. EB. 118, 940.
Nagel, J. Fr. G., Poeſieen. 282, 584.
Niſſen, N. L., om Claſſeſyſtemerne i Skolerne. EB. 119, 951.
— — om de Foranſtaltninger, ſom i de ſenere Aar ere bleve föiede ved Kiöbenhavns Cathedralſkole til at fremme Saedelighed og Flid blandt Skolens Diſciple. EB. 119, 951.
Nöſſelt, J. A., ſ. Ch. Fr. L. *Simon*.

P.

Poppe, J. H. M., der phyſikal. Jugendfreund. 1 u. 2r Th. EB. 121, 961.

R.

Rath, mediciniſcher, für Prediger, welche eine ſchwache Bruſt und Stimme haben, und beide gern dauerhaft verſtärken wollen. Von einem Prediger. 282, 582.
Regierungs-Geſchichte der Königin Eliſabeth von England. Nach *Hume*. EB. 125, 999.
v. *Reiche*, E. K., Beobachtungen u. Gedanken über Erziehung u. üb. Volksſchulen; nebſt Anhang üb. Legalität u. Moralität in Rückſicht auf Erziehung. 274, 517.
Reinhard, Fr. V., Predigten im J. 1812; nach deſſen Tode herausg. mit einer Nachricht von den letzten Lebenstagen des Vollendeten von J. G. A. *Hacker*. 3r Bd. EB. 120, 958.
Reinhold, K. L., Grundlegung einer Synonymik für den allgem. Sprachgebrauch in den philoſophiſchen Wiſſenſchaften. 275, 521.
Roſcher, J. P., die Decimalrechnung für das gemeine Leben. EB. 123, 982.
Roſt, Ch. Fr., bibliſche Geſchichten des alten und neuen Teſtaments. EB. 126, 1003.
Rühs, Fr., Finnland u. ſeine Bewohner. 2 Thle. EB. 120, 958.

S.

Scheuber, Conr. v. Altſellen, oder etwas über Politik u. Cultur der Schweizer im 15n u. 16n Jahrh. 2r Th. Conr. Scheuber's Zeitgeſchichte. 1e Abth. (Von Fr. Xav. *Göldlin*.) EB. 121, 965.
Schilderung der vornehmſten Völker aller Welttheile, ſ. Völker-Gallerie für Kinder. 2r Th.
Schinzer, Dom., Gebet- u. Handbüchlein für fromme u. arbeitſame Chriſten. EB. 118, 941.
Schlichtegroll, F., ſ. Andenken an A. v. *Törring zu Seefeld* u. J. N. G. v. *Krenner*.
Schmid, Ch., ſ. Petr. *Caniſius* kl. kathol. Katechismus.
Simon, Ch. Fr. L., Literatur der Theologie, hauptſächlich des 19ten Jahrh. Auch:
— — Fortſetzung von J. A. *Nöſſelt's* Anweiſung zur Kenntniſs der beſten allgemeinern Bücher in allen Theilen der Theologie. 264, 433.
Stein, A. F., preuſsiſch-brandenburgiſche Geſchichte, nebſt einer chronolog. Tabelle der brandenb. Regenten. 271, 493.
Stolberg, Fr. L., Gr. zu, Geſchichte der Religion Jeſu Chriſti. 8r Th. EB. 122, 969.

T.

Tabaks-Recepte, neu entdeckte, od. Anweiſung alle Sorten Rauch- und Schnupftabak auf holländ. Art zu fabriciren. Von einem Holländer. EB. 125, 998.
Tabellen zum Gebrauche bey Höhenmeſſungen mit dem Barometer. (Von M. v. *Lori*.) 270, 487.
Taſchenrechner, ganz neuer, richtiger u. vollſtändiger, oder ſogenannter Faullenzer; herausg. von J. G. M. EB. 120, 960.
Taſſo, Torq., Aminta; favola paſtorale, mit erklärendem Wortregiſter von J. H. *Emmert*. 276, 536.
v. *Thumb*, Frhrr., zwey Theaterſtücke. 274, 527.
Tobler, Jak., gründlicher Unterricht in der Rechenkunſt. 1r Th. neue wohlfeil. Aufl., 2r Th. EB. 124, 992.
v. *Törring*, A., ſ. Andenken an denſelben.
Tzſchirner, H. G., ſ. Analekten für das Studium der Theologie.

U.

Unterricht, prakt., zur Kopf- u. Tafelrechnung für Handel u. Wandel. (Von J. A. *Junghanns*.) EB. 123, 984.

V.

Vogel, P. J. S., Commentationis de canone Euſebiano. P. I — III. 263, 431.
Vogt, J. Th., Gebetbüchlein für Kinder. EB. 128, 1024.
Völker-Gallerie, kleine, für Kinder. Vom Vf. der unterhaltende Erzählungen. 1 u. 2r Th. EB. 118, 942.
v. *Voſs*, Jul., der Geſandte, od. die Vermählung durch Procuration. 273, 511.

W.

Wanderungen, meine, aus Schwaben durch die Maingegenden u. Thüringen nach Sachſen im Frühjahr 1810 u. Sommer 1811. 274, 519.
Weihnachtsabend, der; vom Vf. des Weibes wie es iſt. 1e u. 2e unveränd. Ausg. EB. 128, 1023.
Wendeborn's, Gehh. Fr. Aug., Erinnerungen aus ſeinem Leben; herausg. von C. D. *Ebeling*. 1 u. 2r Th. 281, 569.
v. *Werkmeiſter*, Bened. Maria, Predigten in den Jahren 1784 - 1791 gehalten zu Stuttgart u. Hohenheim. 1 u. 2r Bd. EB. 118, 937.

Werner,

Digitized by Google

Werner, Pet., zwey geiſtl. Gelegenheitsreden. EB. 118, 940.
Wetterprophet, der untrügliche, od. gründliche Anleitung zur Witterungs-Beobachtung u. Vorherſagung. 266, 455.
Windorff, M., Anleitung zum praktiſchen Rechnen. 1 u. 2r Th. EB. 128, 1021.
Worte des Troſtes am Grabe geliebter Verwandten u Freunde. Auch:
Worte des Troſtes für chriſtl. Aeltern, welche um ihre entſchlafenen Lieblinge weinen. EB. 120, 957.
Wyſs, ſ. Alpenroſen.

Z.

Zachariae, Th. M., de rebus mancipi et nec mancipi conjecturae. P. I et II. EB. 128, 1017.

(Die Summe aller angezeigten Schriften iſt 97.)

II.

Verzeichniſs der literariſchen u. artiſtiſchen Nachrichten.

Todesfälle.

v. Gerſtenbergk in Jena 282, 583. *Grimm* in Liegnitz 283, 588. *Ith* in Bern 283, 587. *Kaltwaſſer* in Gotha 278, 551. *Kloſe* in Breslau 282, 584. *Mendel* in Breslau 283, 587. *Merz* in Frankfurt a. M. 283, 587. *Reil* in Berlin 283, 588. *Rüſt* in Grabow 283, 587. *Scherbius* in Frankfurt a. M. 283, 587. *Unger* in Breslau 282, 584.

Univerſitäten, Akad. u. andre gel. Anſtalten.

Halle, Univerſität, iſt laut königl. preuſs. Kabinetsordre wieder in ihre volle Wirkſamkeit geſetzt 283, 585. *Marburg*, Univerſ., *Bucher's* funfzigjähriges Doctor- und Profeſſor-Jubiläum, nebſt biograph. Nachrichten von demſ. 283, 585. *Ulm*, Gymnaſium, Herbſtprüfungen, *Verſenmeyer's* Einladungsprogramm, *Groſs'ens* Rede bey der Preisvertheil., *Moſer's* Rede zur Geburtstags-Feyer des Königs 283, 586.

III.

Verzeichniſs der literariſchen Anzeigen.

Ankündigungen von Autoren.

v. Dohm in Puſtleben, Denkwürdigkeiten meiner Zeit 268, 467. *Heinſius* in Berlin, Schulkalender auf das Jahr 1814. 268, 468.

Ankündigungen von Buch- u. Kunſthändlern.

Bureau für Lit. u. Kunſt in Halberſtadt 268, 470. *Büſchler* in Elberfeld 268, 471. *Gräff.* Buchh. in Leipzig 268, 470. *Hermann.* Buchhandl. in Frankfurt a. M. 283, 589. 592. *Huber* u. Comp. in St. Gallen 283, 589. *Maurer* in Berlin 268, 468. *Metzler* in Stuttgart 283, 589. *Schüppel.* Buchh. in Berlin 268, 472. *Thurneyſen.* Buchh. in Caſſel 268, 472. *Wilmans* in Frankfurt a. M. 268, 468.

Vermiſchte Anzeigen.

Auction von Büchern in Heidelberg 283, 592. Auction von Büchern, Kupferſt. u. mathemat. Inſtrum. in Leipzig, *Dindorf'ſche* 268, 472. Herausgeber, der, „der Zeiten" an ſein Publicum 268, 465. *Thurneyſen.* Buchhandl. in Caſſel, Subſcriptionsanzeige auf die neue Ausg. von *Laharpe's* hiſtoire générale des Voyages 268, 471.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1813.

MATHEMATIK.

POTSDAM, b. Vf. und in Comm. b. Horvath: *Ueber die allgemeine Entwicklung aller möglichen Wurzeln der numerischen algebraischen Gleichungen jedes Grades*, nach einer neuen Formel; von *Heinrich Bauer*, Doct. d. Phil., Conrector am königl. Lyc. in Potsdam u. s. w. 1810. 100 S. 4. (1 Rthlr.)

Die vorliegende Arbeit hatte der bescheidene Vf. anfangs nicht zum Druck bestimmt. Erst die öffentliche Ankündigung eines Berlinischen Mathematikers: „eine allgemeine Auflösungsart der Gleichungen gefunden zu haben", und die nicht befriedigte Erwartung, die unser Vf. davon gehabt hatte, bestimmten ihn zur Herausgabe. Er aber sandte doch vorher das Mscpt. dem sel. *Klüge!* und der philos. Facultät in Halle zur Prüfung. *Kl.* wandte zwar nichts dagegen ein, urtheilte aber doch, dass die Formel nicht hinreichend seyn möchte, *alle* numerischen Gleichungen aufzulösen. Der Vf. durchdachte sie daher noch einmal, fand nichts Beschränkendes, legte sie aber doch der Berliner Akad. der Wiss. zur Prüfung vor. Das Urtheil derselben wird mitgetheilt, und mit bescheidenen Anmerkungen begleitet. Es geht dahin, dass die Auflösungsart nicht zu verwerfen, aber im Grunde mit der Methode des *Vieta* einerley sey. Nach der Bemerkung des Vfs., der *Vieta's* Werke nun erst las, hat die Akad. zwar nicht unrecht, aber des Vfs. Formel kann doch weit mehr leisten, als *Vieta's* 56 Folioseiten, der überhaupt gar keine Formel aufstellt. — Die Formel sey übrigens nicht geeignet, die sonst übliche, zum Theil auf kürzern Wegen zu Resultaten führende Näherungsmethode zur Bestimmung der Wurzeln zu verdrängen. Der Vf. hingegen sagt, dass er es darauf ganz eigentlich abgesehen habe, indem er nie diese Annäherungsmethoden für eine *mathematische* (er hätte wohl sagen sollen: *systematische*) Auflösungsart habe erkennen können, indem sie ihm mehr ein *Rathen*, als eine Analysis zu seyn geschienen. — (Ein blosses *Rathen* sind sie wohl nur im ersten Momente zu nennen: denn hernach geht man doch nach wissenschaftlichen Grundsätzen bey ihnen zu Werke.) Eben so sind auch die Urtheile von *La Grange* und *Fuss* zwar nicht abfällig, aber in Absicht einiger Nebensachen auch nicht ganz beyfällig. Der Vf. hat auf alle solche Bemerkungen bescheiden, und wie der Rec. glaubt, befriedigend geantwortet. So viel liegt wohl klar am Tage, dass noch in keinem der bekannten Lehrbücher das Ganze in der Ordnung, in dem Zusammenhange und mit der Vollständigkeit und Klarheit zusammengestellt worden ist, als man es hier findet. Was noch fehlt, hat der Vf. selbst nicht verkannt, indem er sagt: „Bekanntlich verursacht schon die Auflösung der kubischen Gleichungen oftgrosse Schwierigkeiten und weitläuftige, häfsliche Rechnungen, und für die Gleichungen höherer Grade giebt es gar keine allgemeinen Regeln, nach welchen sie sich alle entwickeln liefsen. Selbst die grösten Analysten haben bey Aufwendung ihres ganzen Scharfsinns bis jetzt nichts als einzelne Fälle aufzulösen vermocht; und auch diese Auflösungen waren oft so weitläuftig und schwer, dass grosse Kenntnifs und viel Scharfsinn, um sie zu verstehen, und grosse Mühe mit vieler Geduld, um sie auf ähnliche Fälle anzuwenden, erfordert wurde. — Daher hat die aufgestellte, für numerische Gleichungen *fast* ganz allgemeine Formel grosse Vorzüge vor Allem, was bisher in dieser Hinsicht in der Algebra geleistet worden ist; weil sie auf unzählige numerische Gleichungen jedes Grades, welche nicht blofs imaginäre Werthe von x enthalten, sogleich ohne alle Veränderung angewandt werden kann, und dabey *meistens* eine verhältnifsmäfsig nur sehr kurze, leichte und einfache Rechnung giebt. — *Ganz allgemein* ist indessen diese Formel doch auch noch nicht, da sie eben voraussetzt, dass alle Coefficienten bestimmte Zahlen sind; da sie die unbekannte Gröfse auch nur in Zahlen finden lehrt, und da sie auf unbestimmte und solche Aufgaben nicht anwendbar ist, die blofs unmögliche Werthe haben." — Es folgen nun allgemeine Bemerkungen über die Gleichungen; für Anfänger. Diese stehen zwar auch in den gewöhnlichen Lehrbüchern; aber so vollständig — (es sind ihrer an der Zahl 24) und dabey so deutlich haben wir sie sonst noch nicht gefunden. Nun eine Einleitung zur Auffindung der versprochenen Formel. Der ungefähre Werth der unbekannten Gröfse würde bequemer gefunden werden können, wenn es ein leichtes Verfahren gäbe, alle Gleichungen unter eine von folgenden beiden Formen zu bringen: $x^n + ax^{n-1} + bx^{n-2} \ldots = \pm k$, und $x^n - ax^{n-1} - bx^{n-2} \ldots = \pm k$. Da dieses aber nicht der Fall ist, so mufs man bey der allgemeinen Form bleiben: $x^n \pm ax^{n-1} \pm bx^{n-2} \ldots \pm kx = \pm g$. Hier kann nun x als rational betrachtet, nie mehr als $\frac{x}{n}$ Ziffern haben, wenn x die Anzahl der Ziffern von g andeutet, welches kürzlich gezeigt wird. — Daher theilt man g in Classen von so vielen Ziffern als n in x^n Einheiten hat.

Digitized by Google

hat. Das Auszeichnende der zuletzt benannten Formel beſteht darin, daſs man die ganze, in ihr gegebene Gröſse g immer bloſs als eine einfache Potenz, und x als die zu ſuchende Wurzel derſelben betrachtet, die ganze Auflöſung alſo in Form einer Wurzelausziehung darſtellt. Betrachtet man nämlich die mehr erwähnte allgemeine Formel zuerſt abſolut, weder poſitiv noch negativ, und ſetzt dabey $x = q + q$, binomiſch an, ſo ergeben ſich Reihen nach dem binomiſchen Lehrſatze, die der Vf. entwickelt. Addirt man nun dieſe Reihen nach den Potenzen von q, ſo ergiebt ſich die ganze geſuchte Auflöſungsformel für alle numeriſchen Gleichungen in ſo viel beſondern Reihen, als Glieder vorhanden ſind. Nämlich 1. $p^n + ap^{n-1} + bp^{n-2} + cp^{n-5} \ldots + =$ der Summe aller derjenigen Theile der ganzen Formel, welche bloſs den erſten Theil p des Binomiums, und nichts vom zweyten q enthält. Der Werth von p aber, ob er Einer, Zehner, Hunderter, oder Zehntel, Hundertel u. ſ. w. bedeutet, hängt von der zuvor durch $\frac{x}{n}$ beſtimmten Menge der in g beſtimmten Menge der in g gemachten Claſſen ab. Hat man nun dieſen gefunden, ſo berechnet man darnach die unter Nr. 1. angegebenen Reihen von p, ſetzt ſie unter die erſte linke Claſſe von g, und zieht ſie davon ab; in den Reſt (ganz eben ſo, wie bey der Quadrat- und Kubikwurzelausziehung) dividirt man durch die Reihe 2. $n \cdot p^{n-1} + a \cdot n-1\ p^{n-2} + (b \cdot n - 2p^{n-5} \ldots)$ $q =$ der Summe derjenigen Theile der allgemeinen Formel, welche die erſte Potenz von q als Factor in ſich enthält, indem man das, was eingeklammert iſt, berechnet, und das q als Quotienten findet. Nun enthält die 3te Reihe alle Theile der allgemeinen Formel, welche q^2 enthalten, die alſo ebenfalls berechnet und abgezogen wird; ganz ſo geht es mit den folgenden Reihen, welche 9^3, 9^4 u. ſ. w. zum Factor haben — oder man kann auch den Werth aller einzelnen Reihen vorher zuſammenrechnen und die Summe auf einmal abziehen. Hat die Wurzel mehrere Theile, ſo betrachtet man die gefundenen immer zuſammen als den erſten, und ſucht ſo lange einen neuen, bis ſie alle gefunden ſind, oder ſo weit man ſie zu haben wünſcht. Bisher wurde angenommen, daſs alle Theile poſitiv wären; der Vf. zeigt nun auch, wie zu verfahren, wenn mehrere negativ ſind, oder wenn die Gleichung unvollſtändig iſt, oder wenn x^n negativ gegeben wäre, oder auch x in einer Gleichung einen negativen Werth bekommt. Alle dieſe Umſtände verurſachen keine Schwierigkeiten, erfordern aber Aufmerkſamkeit, wozu der Vf. mehrere Bemerkungen mittheilt. Uebrigens zeigt es ſich von ſelbſt, daſs die Formel in ihrer Allgemeinheit unendlich ſeyn muſs, da n unbeſtimmt iſt, daſs ſie aber von jedem beſtimmten Grad von x, für jeden beſtimmten Werth von n begrenzt und immer kürzer wird, je kleiner n iſt. Es folgen die Anwendungen der Formel auf die verſchiedenen Arten von Gleichungen, wodurch die vorhergehenden allgemeinen Vorſchriften völlig erläutert werden. So z. B. reducirt ſich für die quadratiſchen Gleichungen die allg. Formel auf folgende: $p^2 + qp + (2p + q)\, q + q^2$, und zugleich giebt der Vf. alle möglichen Fälle in den quadratiſchen Gleichungen an, von welchen z. B. die einfachſte: $x^2 = 719$, wo $a = o$ iſt, und ſich die Formel auf die zur gemeinen Ausziehung dienende: $p^2 + 2pq + q^2$ reducirt. So werden auch die übrigen Fälle mit ausgerechneten Exempeln durchgangen, und die noch nöthigen Bemerkungen beygefügt. Für die kubiſchen Gleichungen beſtimmt ſich die allg. Formel ſo: $p^3 + aq^2 + bp + (3p^2 + 2ap + b)\, q + (3p + a)\, q^2 + q^3$, wo bey der Anwendung alle die Glieder wegfallen, deren Coefficienten a oder b in der gegebnen Gleichung fehlen. Bey dieſer Gelegenheit kritiſirt der Vf. auch die Cardaniſche Regel ſehr umſtändlich und ſcharf, wobey er zugleich ihre Entbehrlichkeit bey ſeiner Formel herausſhebt. Er bringt auch mehrere Aufgaben von *Euler*, *Käſtner*, *La Grange* u. a. bey, um die Vortheile ſeiner Methode vor jener ihrer Behandlungsart ſichtbar zu machen. Eine beſondere Vergleichung nimmt der Vf. mit der *Fiſcherſchen* Methode in deſſen Theorie der Dimenſionszeichen vor, und macht die gröſsere Leichtigkeit der ſeinigen bemerklich, wo zugleich eingeſchlichene Fehler in der *Fiſcherſchen* Rechnung berichtigt werden. Nachdem er nun alle möglichen Fälle der quadratiſchen und kubiſchen Gleichungen nach ſeiner Formel aufgelöſet hat; geht er zwar auf gleiche Art zu den biquadratiſchen über, hält es aber mit Recht für überflüſſig, alle möglichen Formen der vollſtändigen und unvollſtändigen höhern Gleichungen aufzuſtellen, und für jede eine Aufgabe aufzulöſen, und läſst daher nur eine reine und mehrere verſchiedene unreine Gleichungen des vierten, fünften und ſechſten Grades folgen. Es liegt jetzt ganz klar vor Augen, daſs des Vfs. Formel eine ſpecinſche und dabey ſinnreiche und gemeinnützige Anwendung des *Newton'ſchen Theorema binomiale* iſt, wo er am Ende noch den Rath giebt, zur Erleichterung der Rechnung Tabellen, ſowohl für die Potenzen, als Coefficienten: n, $\frac{n \cdot n-1}{2}$ $\frac{n \cdot n-1 \cdot n-2}{2 \cdot 5}$ u. ſ. w. zu berechnen, und alle dieſe Zahlen gleich mit den Potenzen zu multipliciren, indem alsdann nichts weiter übrig bleibt, als dieſe Producte nur noch mit den gegebenen Coefficienten a, b, c u. ſ. w. zu multipliciren, und endlich die nöthigen Additionen und Subtractionen vorzunehmen.

NATURGESCHICHTE.

NÜRNBERG, b. Schrag: *Mineralogiſche Studien* von *Leonhard* und *Selb*. *Erſter* Theil. 1812. IX und 306 S. 8. Mit Kupfern u. Karten. (1 Rthlr. 12 gr.)

In der gegenwärtigen Sammlung treten zwey Männer auf, die nicht darnach haſchen, überall Neuigkeiten aufzufinden, und neue Namen auszubrüten, ſondern die vornehmlich damit umgehen, das ſchon Bekannte genauer zu prüfen, die verſchiedenen Mei-

Digitized by Google

Meinungen darüber zu beleuchten, noch verborgene Verhältniſſe ans Licht zu ziehen, Vorurtheile zu beſeitigen, und unſere oft noch mangelhafte Kunde zu vervollſtändigen. Durch dieſes ernſthafte, ihrer eigenen und der Wiſſenſchaft Würde angemeſſene Verfahren erwerben ſie ſich ein bleibendes Verdienſt, während ſo viele vermeinte Entdeckungen ſehr bald in ihrer Hinfälligkeit ſich zeigen, und die ſelbſtgefälligen Entdecker beſchämen. Man erkennt hier allenthalben philoſophiſche Kenner der Wiſſenſchaft, d. h. ſolche Kenner, die wiſſen, wo es noch fehlt, und wie das Fehlende zu erſetzen iſt; nicht ſolche Afterkenner, die nur dahin trachten, den Strom der Wiſſenſchaft zu erweitern und leichter zu machen. Folgende Andeutungen werden die Wichtigkeit gegenwärtiger Sammlung auſser Zweifel ſetzen.

I. *Der blättrige Malachit, eine neue Art der Gattung dieſes Namens, aufgeſtellt* von Dr. *C. C. Leonhard. Nebſt einigen chemiſchen Bemerkungen über dieſes Mineral*, von Hrn. Dr. *Bucholz*. Unter dem Rheinbreitenbacher Foſſil, das unter dem Namen des blättrigen Oliven-Erzes gangbar iſt, findet ſich ſehr oft ein Malachit mit blättrigem Bruche, welchen der Vf. als eine eigene Art der Malachitgattung aufgeſtellt wiſſen will. II. *Ueber Arragon und Iglit, und über die Vereinigung beider Mineralkörper zu einer Gattung.* Rec., der über den Unfug, jedes Foſſil, das irgend in der äuſsern Form, oder im chemiſchen Verhalten etwas von dem gewöhnlichen abweicht, als eine beſondere Gattung abzuſondern und durch einen eigenen Namen auszuzeichnen, ſchon manchmal geeifert hat, freuet ſich, daſs ein denkender Mineralog den entgegengeſetzten Weg einſchlägt. Er geht aber dabey mit der nöthigen Vorſicht und Kritik zu Werke, und ſpricht ſein Urtheil nicht eher aus, als bis ſolches überzeugend begründet war. Die Geſchichte und Literatur der genannten Foſſilien macht den Anfang, dann folgt die Charakteriſtik derſelben, woraus ſich die angenommene Identität beider hinlänglich rechtfertigt. Hr. *L.* nimmt drey Arten des Arragons an: gemeinen (den bisherigen), ſtänglichen (den Iglit) und dichten, mit welchem Namen er ein noch nicht hinlänglich unterſuchtes Foſſil belegt, womit uns Hr. *Selb* zuerſt bekannt machte. III. *Die baſaltartige Braunkohle, eine neue Braunkohlenart*, beſchrieben von Dr. *C. C. Leonhard*. Dieſe in den Offenheimer Braunkohlenlagern vorkommende Braunkohlenart hat ganz das Anſehen verworrenen Baltes, und einen Glanz, wie gebrannter Kaffee. Nach *Gärtner* hat die gemeine Kiefer und die Erle den Stoff dazu geliefert. IV. *Mineralogiſche Notizen* vom Dr. *C. C. Leonhard*. 1. Sphene als Einſchluſs im Bergkryſtall. Eine ſehr willkommene Charakteriſtik und Geſchichte dieſes ſeltenen Foſſils, welches Hr. *L.* als Art des Titans betrachtet. 2. Analzim aus Faſſa. Charakteriſtik deſſelben. 3. Melanit und Leucit, in Deutſchland entdeckt, namentlich im Breisgau, an dem ſogenannten Kaiſerſtuhl. 4. Neue Kryſtallform des gediegenen Wismuths aus Bieber. 5. Anatas vom St. Gotthardt. 6. Ueber den kohlenſauren Strontian von Bräunsdorf bey Freyberg, auf Gute Hoffnung Fdgr., in den Druſen des Kalkſpaths, mit Schwefel- und Kupferkies. 7. Unbekanntes (unbeſtimmtes) Mineral aus der Gegend von Schemnitz. Es iſt dem Serpentin verwandt. Der Vf. verſpricht nächſtens eine Analyſis deſſelben; bis zu deren Erſcheinung hätte die gegenwärtige vorlaufige Notiz wohl geſpart werden können. 8. Epidot im Mandelſtein aus Faſſa. 9. Hyalith aus Bohemitz in Ungarn. V. *Mineralogiſche Notizen.* Vom Oberbergmeiſter *Selb*. 1. Frequenz des Augits am Kaiſerſtuhle im Breisgau. Er findet ſich auſserordentlich häufig in eine ganz eigene Maſſe eingewickelt, die aber der Vf. nur aus Handſtücken kennen lernen konnte. 2. Uebergang des Baſalts in Klingſteinporphyr. 3. Kryſtallformen des ged. Wismuths auf Sophia bey Wittichen. 4. Ueber den Wismuthgehalt des Wismuth-Silbererzes. Das W. S. E. findet ſich auf der Friedrich Chriſtian-Zeche bey Schupbach in 70 Lachtern Tiefe auf Quarztrümmern, theils in Quarz eingeſprengt und mit Kupferkies verwachſen, theils in haar- und zart nadelförmigen Kryſtallen; es hält im Ctr. 40 Mark Silber. 5. Tafelförmiger Bleyglanz von eben der Zeche. VI. *Ueber das in Ungarn entdeckte phosphorſaure Kupfer.* Von Dr. *C. C. Leonhard*. Es bricht zu Libethen bey Neuſol, in eiſenſchüſſigem Quarz mit Kupfergrün und Malachit. Hrn. *L's.* oryktognoſtiſche Charakteriſtik iſt ſehr befriedigend; dagegen konnte Hrn. *Bucholz'ens* Analyſis, wegen Kleinheit der Exemplare, nur allgemeine Reſultate begründen. VII. *Beſchreibung einer Suite von Gebirgsarten aus der Auvergne.* Von *C. C. Leonhard*. Eingeſchaltet iſt ein Auszug aus *Dolomieu's* Bemerkungen über die Vulkane in Auvergne. Der Ueberſender dieſer Suite muſs ein Vulkanist *in optima forma* geweſen ſeyn. Er charakteriſirt alle Exemplare durch den Beyſatz *Lave*, obwohl nicht eins dabey iſt, das auf einen vulkaniſchen Urſprung ſchlieſsen lieſse. Der Pechſtein z. B. heiſst *Lave vitreuſe avec Feldſpath.* Man ſieht, wie weit die hoch aufgeklärten franz. Mineralogen den deutſchen entweder nachſtehen, oder vorauseilen. VIII. *Charakteriſtik der Gattung des Zeoliths und der verſchiedenen dazu gehörigen Arten;* von Dr. *C. C. Leonhard*. Der Vf. macht folgende Abtheilungen des Zeoliths: a. dichter, b. erdiger, c. faſeriger, d. ſtrahliger; α. gemeiner, β. prismatiſcher; e. blättriger; α. gemeiner, β. ſchaaliger, γ. körniger. IX. *Reiſe nach Oberſtein durch das Thal der Nahe.* Beſchrieben von Dr. *C. C. Leonhard*. Die Gebirgsarten (Sandſtein, Hornſteinporphyr, mehrere Arten des Uebergangstrapps) werden mit den vorkommenden Foſſiliengattungen mehr oder minder ausführlich beſchrieben. Der Vf. vereinigt mit andern Vorzügen auch den, daſs er die Erfahrungen Anderer mit ſeinen Beobachtungen vergleicht, und daſs er, an einer Foſſiliengattung mehrere Beſonderheiten wahrnehmend, eine Charakteriſtik derſelben mittheilt, wie dieſsmal bey Chabaſit und Kreuzſtein. X. *Reiſe nach Graubünden und den dortigen Bergwer-*

Digitized by Google

werken von Rqichenau, in den Jahren 1810 *und* 1811. *Mit einer Karte von Graubünden.* Von *Selb.* Der Vf. wird auf dieſer Reiſe von den Gefühlen übermannt, die in jedem unverdorbenen Herzen beym Anblick der majeſtätiſchen Natur ſich regen. Dieſe Empfindungen ergieſsen ſich in der gegenwärtigen Beſchreibung, welche dadurch mannichfaltiges Leben und zwiefaches Intereſſe gewonnen hat. Sie trägt nicht den ernſten, kalten Charakter, den man ſonſt geognoſtiſchen Beſchreibungen mit Recht aufdrückt. Hin und wieder hätte die Schreibart weniger ſchwülſtig ausfallen ſollen; auch ſtören Ausdrücke, wie: herzliche Spatziergänge, gewunſchen, den ſonſt guten Eindruck. Die Reiſe ging von Hornberg über Villingen, Doneſchingen, Stockach (allenthalben vorwaltende Flötzkalkſtein-Formation), Ueberlingen (Sandſtein), Heiligenberg (Nagelfluh), Lindau, Bregenz, Embs, Chur (überall Flötzkalkſtein) nach Reichenau und deſſen Umgebungen. Geognoſtiſche und geographiſche Verhältniſſe theilen den Reichenauer Bergbau in drey Reviere: A. Oberland- oder Ruviſer Revier. Die Hauptgebirgsarten ſind: Uebergangskalkſtein, Thonſchiefer, Glimmerſchiefer. Der Bergbau wird auf Lagern verführt. Die Gebirgsſchichten und Lager wechſeln ſehr ab in Anſehung der Verflächung. Als Hauptlagerarten werden angeführt: Baryt und Quarz; als Haupterzarten: ſilberhaltiges Fahlerz, Bleyglanz, ſilberhaltiger Kupferkies, Buntkupfererz. B. Schamſer Revier. Die Gebirgsarten, deren relatives Alter nicht zu beſtimmen iſt, weil ſie regellos über und unter einander zu liegen ſcheinen, ſind: Thonſchiefer, Kalkſtein, Gyps, Glimmer- und Talkſchiefer, Urfelsſchiefer Die Erzlager finden ſich ausſchlieſslich im Glimmer- und Talkſchiefer. Als Lagermaſſen ſind zu bemerken: gewöhnlich Baryt, ſeltener Quarz und Kalkſpath; als Erzarten: Bleyglanz, Kupferkies, ſilberhaltiges Buntkupfererz, Fahlerz. Die Bauwürdigkeit erſtreckt ſich von der Mittelhöhe des Gebirges bis an das Hochgebirge. C. Tiefe Kaſtenſteiner Revier. Man findet hier: Glimmerſchiefer, Urkalkſtein, Kalkſchiefer, Thonſchiefer. Das Hauptlager iſt ein Talkſchiefer- und Schwefelkieslager, welches zu mannichfaltigen Verſuchen auf Gold verführte. Wirklich aber fand man Gold, von goldgelber Farbe und in Blechen, auf Calauda, wo es in Glimmerſchiefer auf einem wirklichen Gange einbricht, begleitet von Kalkſpath, Spath-Eiſenſtein, Braunſpath, Quarz und Schwefelkies. Mit Recht, wie es ſcheint, hält der Vf. dieſen Gang für eine Geburtsſtätte des Goldfandes im Rhein. Verſuche wurden darauf nicht gemacht. Das geſammte Ausbringen im Jahre 1810 betrug: 80 Mark Silber, 35 Ctr. Kupfer, 50 Ctr. Bleyiſche Producte. Der Vf. hofft, daſs dieſe, in Vergleichung gegen die Betriebskoſten, geringe Ausbeute, in der Folge nach mehrerm Aufſchlieſsen der Gebirge und bey zweckmäſsigen Veranſtaltungen ſich vermehren werde. XI. *Ueber das neue grönländiſche Mineral, Sodolit genannt,* von Dr. *C. C. Leonhard.* Oryktognoſtiſche Charakteriſtik und Analyſis des Foſſils. XII. Nachtrag zu VI. XIII. *Bemerkungen über den Allanit, ein neues Mineral aus Grönland.* Von Dr. *C. C. Leonhard.* Aeuſsere Beſchreibung des Foſſils.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

RIGA, b. Hartmann: *Pandora.* Ein Lebens-Gemälde; von *Vetter.* 1810. XVI und 288 S. 8. (18 gr.)

Eine ſehr empfindſame *Liebes-Geſchichte* und eine ſehr trockne *Beſchreibung von den Merkwürdigkeiten St. Petersburgs* ſind in dieſer Pandora ſo durch einander gewebt, daſs wenigſtens Rec. nicht errathen kann, welches die Hauptſeite des Buchs, und was nur Epiſode ſeyn ſoll. Ein auffallenderes Gemengſel kann nicht leicht erdacht werden. Bald ſchildert der Held der Geſchichte in Briefen an ſeinen Freund die höchſten Wonnen und Qualen der Liebe; einer Liebe, die um ſo verbrecheriſcher iſt, weil ſie auf eine niederträchtige Art den Freund um ſeine Geliebte betrügt; bald fährt der nämliche Held — im ruhigſten Tone — fort, dem betrogenen Freunde von — Krestowskoi, Ostrow, Chriſtophsky, Stroganoff u. ſ. w. und deren Sehenswürdigkeiten, wie der unbefangenſte Topograph, zu erzählen.

„Ja Albert, (heiſst es S. 96.), ich bin unglücklich, und du — biſt verloren. Denn bey dieſem unglücklich-lebhaften Gefühle, das *jede* meiner Handlungen beſtimmt, (o weh!) ſchwöre ich dir's: es iſt gewiſs, ſie vermag mich zu lieben Und ich *muſs* ihn erkämpfen, dieſen Himmel, und ſollt' ich auch die Pforten der *Hölle* durchbrechen! — — — Doch *jetzt* zur Schilderung der *Erziehungs-Anſtalt* ſelbſt. *Die*, welche ich mit Adelheiden beſuchte, u. ſ. w."

Hr. *Vetter* hätte unmaſsgeblich beſſer gethan, jeden von dieſen ſo heterogenen Theilen ſeines Buchs beſonders, oder vielmehr gar keinen, ſondern etwas Beſſeres zu liefern.

Berichtigungen.

A. L. Z. 1815. Nr. 186. S. 652. Z. 16. v. u. leſe man *wühlt* ſtatt *wählt.* Nr. 210. S. 2. Z. 6. und S. 3. Z. 13. v. o. *wurden* ſtatt *werden.*

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1813.

GESCHICHTE.

LANDSHUT, gedr. mit Hagen. Schr.: *Kurzer Auszug aus den Jahrbüchern des baierischen Volkes.* Von *Karl Edlen v. Hellersberg.* 1812. XII und 195 S. gr. 8.

Ein für akademische Vorlesungen passender Abriss der Geschichte von Bayern, versehen mit der nöthigen Literatur, und vorzüglich berechnet auf Entwickelung des rechtlichen Zustandes der Nation, der Staatsverfassung und Staatsverwaltung, wie auch der Verhältnisse zwischen Fürsten und Volk, und zwischen Bayern und auswärtigen Staaten, existirte bisher unsers Wissens noch nicht. Eben darum muss diese Schrift denjenigen, die sich auf den bayerischen Universitäten zu Staatsämtern bilden, ein angenehmes Geschenk seyn, so wie es denjenigen, die sich mit der Geschichte von Bayern schon etwas ausführlicher bekannt gemacht haben, zur Wiedererinnerung an die Hauptbegebenheiten und geschwinden Uebersicht derselben gute Dienste leisten wird.

Die Einleitung giebt den Begriff der bayerischen Geschichte, und bringt Bestandtheile, Quellen und Eintheilung derselben zur Kenntniss der Leser. Von den eigentlichen Quellen ist keine ins besondere, noch auch eine Sammlung, worin sie sich zusammengedruckt befinden, namentlich angezeigt. Nicht einmal die *Scriptores rerum boicarum* von *Oefele* sind angeführt. Unter den allgemeinen bayerschen Geschichtschreibern, die als Hülfsmittel gebraucht werden können, sind diejenigen, die nur einen Theil der bayerschen Geschichte bearbeitet hatten, z. B. *Aettenkofer*, *Velserus*, *Lory*, nicht aufgenommen. Warum hier *Milbillers kurzgefaßte Geschichte von Bayern zum Gebrauche beym Unterricht in den pfalzbayerischen Gymnasien*, München 1806, und nicht lieber die *zweyte* umgearbeitete und sehr *vermehrte* Auflage vom J. 1809 angeführt ist, sehen wir nicht ein. Die Geschichte ist nicht in Perioden, sondern, was eben so viel ist, in *zwey* Bücher getheilt, wovon jedes mehrere Unterabtheilungen hat. Das *erste* Buch umfasst den Zeitraum von den ältesten Zeiten, bis die Pfalzgrafen von Wittelsbach die bayerische Herzogenwürde erlangen. Die *erste* Abtheilung dieses Buches enthält die Geschichte von den Einwanderungen bis zur Entstehung des Herzogthums Bajuarien. 1180 vor Chr. bis 534 nach Chr. *Urgeschichte.* Die *zweyte* zeigt uns Bajuarien als einen Bestandtheil des fränkischen Reiches, 534—843. *Volksbildung;* die *dritte* Abtheilung Bajuarien als einen Bestandtheil des deutschen Reiches 843—1180. *Zertrümmerung der Staatseinheit und des Volkes.* Das *zweyte* Buch beginnt mit Herzog Otto I., und reicht bis zu König Maximilian Joseph I. 1180—1810. In der *ersten* Abtheilung sieht man Bayern unter beständigen Theilungen, bis zur Einführung der Alleinregentschaft (Alleinregierung). 1180 — 1506. *Wiedersammlung der Staatstrümmer.* Die *zweyte* fängt vom Herzoge Wilhelm IV. an, und erstreckt sich bis zum Kurfürsten Maximilian I. 1806 bis 1651. *Ausbildung der Landeshoheit.* Die *dritte* führt die Geschichte vom Kurfürsten Ferdinand Maria bis zum Erlöschen der bayerischen Hauptlinie aus. 1651—1777. *Ausbildung der Staatsverwaltung.* Die *vierte* Abtheilung beschliesst dieses Lehrbuch mit der Geschichte vom Kurfürsten Karl Theodor bis zur neuen Constitution Bayerns. 1777—1808. *Vollkommene Staatsgewalt. Umänderung der Staatsverfassung und Staatsverwaltung.*

Vor jeder Abtheilung geht ein Verzeichniss der Quellen überhaupt, und der Hülfsmittel her. Erstere sind aber nur angedeutet: Polybius, Cäsar, Livius, Strabo, Eugippius, Jornandes, Cassiodorus u. s. w. Auch der Erzählung sind durchgängig die Belege zu den wichtigsten Begebenheiten in Anmerkungen untergelegt, zuweilen mit Angabe des Buches oder Kapitels, z. B. *Annal. Eginh. ad an.* 1791. *Paul. Diac.* III. 28., öfters aber auch ohne diese Angabe, z. B. *Annal. Bertin. Annal. fuld. Luitprand. Herman. contr.* Zuweilen sind auch ganze Stellen aus denselben angeführt. Am Ende der *zweyten* und *dritten* Abtheilung des *ersten* Buches befindet sich ein Abriss der Culturgeschichte und der Geschichte der Verfassung; im *zweyten* Buche ist sie theils gleichfalls verschiedenen Abtheilungen am Ende beygefügt, theils auch hier und da in die Erzählung der übrigen Begebenheiten verwebt. Alle Hauptbegebenheiten sind durch kurze, mit Ziffern bezeichnete, Abschnitte, als gleichsam eben so viele Paragraphen, von einander unterschieden.

Wir glauben diesen Auszug mit Recht als ein wohl durchdachtes, und sehr gutes Compendium empfehlen zu können, sowohl was die Auswahl und Anordnung der Begebenheiten betrifft, als auch in Hinsicht auf die Richtigkeit der vorgetragenen Thatsachen. So wenig auch die darin behandelten Materien ausgeführt sind, und ausgeführt seyn können, weil der Vf. kein Lesebuch, sondern ein Lehrbuch schreiben wollte, dessen kurze Andeutungen im mündlichen Vortrage erst weiter ausgeführt werden sollten, so blickt doch der gründliche und unbefangene Geschichtforscher an mehrern Orten deutlich her-

Digitized by Google

hervor. Nicht leicht huldigt er einer Behauptung neuerer Geschichtschreiber, ohne sie geprüft zu haben, und von ihrer Wahrheit durch hinreichende Gründe überzeugt zu seyn. Nicht selten werden hier Lieblingsmeinungen derselben, welche nur Unkunde an das Tageslicht gefördert, oder frommer Patriotismus sich erträumt hatte, und die, ihrer Nichtigkeit ungeachtet, sich überall als baare Wahrheit beynahe unvertilgbar festsetzten, verworfen. Ganz anders denkt Hr. *v. H.* von den Bojern, für deren Existenz in Böhmen, und für deren Verdienst, die Stammväter der Bajuwarier gewesen zu seyn, einige Schriftsteller noch vor kurzer Zeit alle ihre Streitkräfte aufboten. S. 5. Anmerk. *d*): „Im Böhmerwalde gab es keine Bojer; es sind von daher keine neuen Bojer eingewandert; trifft man aber Bojer-Haufen noch anders wo an, so sind es weiter gezogene, oder zerworfene Trümmer des alten Volks." S. 9. Anm. *d*): „Die Markomannen begriffen mehrere einzelne Völkerschaften in sich, wovon man nachher die *Kampä* und die *Baemi* kennen lernte, die keine Bojer waren." S. 11. „Jenseits der Donau erschienen (zur Zeit der Völkerwanderung) Heruler, Rugier und Thüringer; alemannische Völkerhaufen durchstreiften beständig Rhätien. Rugier, Turzilinger und Scyren zogen über die Donau, verbreiteten sich im Norikum; auch Alemannen und Thüringer kamen auf ihren Streifzügen dahin." S. 13.: „Diese Reste der deutschen Völkerwanderung erschienen mit Resten der thrazischen, tuskischen und gallischen Einwohner von nun an unter dem gemeinsamen Namen *Bajuarier:* in diesem neuen Volke sind die deutschen Bestandtheile das vorherrschende, und das Land ist Bestandtheil des fränkischen Reiches." Von eben diesen Völkern heisst es (S. 13.) weiter: „Die zwischen den Longobarden, den ihnen nachgezogenen Avaren und Slaven, allenthalben umgeben von fränkischer Herrschaft, umherziehenden deutschen Völkerschaften fielen von selbst, und vermuthlich schon unter Theodorich, Klodwigs Sohn, den Franken in die Hände." Ebendaselbst Anmerk. *g*): „Es scheint natürlicher zu seyn, die fränkische Unterwerfung des nördlichen Theiles dieser Provinzen vor der südlichen Abtretung anzunehmen, als umgekehrt zu verfahren: auch fallen alle Zeiträume, für welche man verschiedenartig die bajuarische Unterwerfung erzählt, so kurz auf einander, dass sie wie in Eins zusammen kommen." Der Vf. verwirft bey dieser Gelegenheit mit Recht die in allgemeinen Umlauf gekommene Meinung, dass die Bajuarier sich den Franken freywillig unterworfen, oder mit ihnen verbunden haben: eine Meinung, welche schon einst *Mederer* für eine Muthmassung erklärt hatte. S. 16. wird endlich bestimmt behauptet, dass Theodorich sich Bajuarien unterworfen, und dem neuen Volke Gesetze gegeben habe, welche Dagobert noch verbesserte. Die Einwendungen gegen den Prolog der bajuarischen Gesetze sind nach dem Vf. S. 17. Anmerk. *b*) widerlegbar. In Ansehung des *Nordgaues* finden wir hier gleichfalls eine von der gewöhnlichen abweichende Meinung. S. 29. Anmerk. *d*): „Der Name Nortgau kömmt sicher nicht vom „Norden" her, denn es hat keinen Nordgau im *Gegensatz* eines Südgaues gegeben: wahrscheinlich erinnert er nur an die Nachbarschaft des alten *Norikums*. . . . Dieser *Nortgau* gehörte nicht zu dem *agilolfingischen Bajuarien: chart. divis.* 806. II. *Karl d. Gr.* mag ihn wohl der *bajuarischen Präfectur* der Grenz-Einrichtung wegen untergeordnet haben. *Chart. divis.* 806. III.; aber er selbst ist diesen kurzen Zeitraum durch nicht immer Bajuarien zugetheilt geblieben: seine grösste Merkwürdigkeit war inzwischen die Errichtung des Bisthums *Eichstädt*, die ohne Einfluss der bajuarischen Herzoge geschehen ist." S. 48. Anmerk. *g*) wird die gewöhnliche Erzählung von einem freyen Wahlrecht, welches die Bajuarier ausgeübt haben sollen, als ihr Herzogthum dem Schwager des Königs, Heinrichs II., Grafen Heinrich von Luxemburg, verliehen wurde, mit Recht für eine Fabel erklärt. Eine weit richtigere Vorstellung, als man in einigen andern Geschichtschreibern findet, giebt der Vf. (S. 57.) von dem politischen Zustande des Herzogthums Bayern, wie er seit Arnulf II. war. „Es hat sich nun ein neues Herzogthum gebildet, bestehend aus dem ursprünglichen Bajuarien, dem Nortgau, Karantanien und der östlichen Mark: es war kein Staatsgebiet, sondern Amtsbezirk (Ambacht), was davon nicht Privateigenthum gewesen, war Reichsgut, Amtsgut." . . „Die *allgemeinen* Verhältnisse, heisst es weiter S. 57 u. f. sind unter den *besondern* untergegangen, und die Zertrümmerung des neuen Herzogthums ist sichtbar geworden. Der allgemeine Regent war zwar der König, seine obersten Aemter das Herzogthum und die Pfalzgrafschaft, dann kamen die Markgrafen, Landgrafen, Burggrafen. Aber diese Beamte behaupteten nun die Erblichkeit ihrer Amtsrechte, sie auf ihr Eigenthum übertragend, mit diesem (das) Amtsgut vermischend. *Vogtey* über Stifte und Klöster, und die Verschiedenheit der Eigenthümer gräflicher Rechte haben die alten Grafschaften durchbrochen, vernichtet, alles vereinzelt: ganz neue Grafschaften sind entstanden, die nach Eigenthumsrechten veräusserlich und vererbbar waren, welche die herzoglichen Rechte allenthalben lähmten, und selbst den Herzogen-Ambacht verstümmelten. Nicht Regentschaft, sondern obrigkeitliche Rechte kamen in das Erbeigenthum, dessen Zwecken dienend, nach Herrschaft strebend, öffentliche Pflichten und Abgaben werden hiefür geleistet und entrichtet: *Bruch-* und *Burgwerke* (Frohnen für öffentliche und Privatzwecke), *Grafenschatz* (Dingschatz) u. a. Die Unterbeamten standen noch unter den Grafen, doch schon Erblichkeit versuchend; neben dem *grossen Erbadel* hat sich nun auch ein *niederer Erbadel* gebildet," u. s. w. Hier und da wird eine Nachricht manchem Leser neu seyn, z. B. von dem Entstehen der *Zubaugüter* in Bayern S. 146 u. f. „Der dreyssigjährige Krieg zerstörte die Fortschritte des Ackerbaues, eine Menge Familien verliessen Haus und Hof, aus Verzweiflung selbst dem Krieg nachziehend.

Digitized by Google

hend. Niemand wollte mehr Güter kaufen, nicht Jedermann die verlaſſenen bauen: Wald ſteht noch jetzt dort, wo einſtens Getreideäcker waren, ihre Spuren verrathend; mehr als ein Jahrhundert hindurch zählte man in Bayern bey vierzehnhundert öde Höfe, einen Theil der verlaſſenen Höfe hat man als *Zubaugüter* erhalten."

Dieſe Stellen dienen zugleich zur Probe von dem Vortrage des Vfs. Er iſt im Ganzen kurz, und doch gehaltvoll, verſtändlich, aber nicht frey von Sprachfehlern, z. B. ſelbes, Landtäge, nur mehr, auſser deſſen, während dieſen Zeiten, übergieng, anſtatt: gieng über, Erwähnung machen, anſtatt: Erwähnung thun u. ſ. w.

Fünf nach den beſten bisher zum Vorſchein gekommenen genealogiſch-diplomatiſchen Unterſuchungen entworfene Stammtafeln, die dieſem Lehrbuche am Ende beygefügt ſind, und die ganze Geſchlechtsreihe der Häuſer Bayern und Pfalz mit allen ihren Nebenzweigen von dem Markgrafen Luitbald an bis zu unſern Zeiten genau nachweiſen, ſind ein treffliches Hülfsmittel für Studirende, und für jeden, der ſich mit der Regentengeſchichte Bayerns vertraut machen will. Wir können dieſe Anzeige nicht ſchlieſſen, ohne den Wunſch zu äuſsern, daſs es dem Vf. gefallen möchte, einſt eine von ihm bearbeitete ausführliche Geſchichte von Bayern herauszugeben.

ERDBESCHREIBUNG.

1) Altona, b. Hammerich: *Leitfaden zum erſten Unterricht in der Geographie* in Gelehrten-Schulen und zum Gebrauch in Bürger-Schulen. Von Dr. *D. J. W. Olshauſen.* 1812. XII u. 84 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Leitfaden zum erſten Unterricht in der Geographie in Gelehrten-Schulen und zum Gebrauch in Bürger-Schulen. Mit einem Anhange, welcher eine kurze Beſchreibung des däniſchen Staats enthält. (Dieſer Anhang iſt beſonders abgedruckt unter Nr. 2.)

2) *Ebendaſelbſt: Kurze Beſchreibung des däniſchen Staates.* Zunächſt zum Gebrauch in Schulen, dann auch für nicht-gelehrte Bürger der däniſchen Monarchie, welche ſich eine allgemeine Ueberſicht ihres Vaterlandes zu verſchaffen wünſchen. Von Dr. *D. J. W. Olshauſen.* 1811. 32 S. 8. (Preis von Nr. 1. u. 2. 5 gr.)

In der Schule zu Glückſtadt, deren Mitvorſteher Hr. *Olshauſen* iſt, war das „erſte Schulbuch der Geographie. Cleve 1801. 8." als Leitfaden beym Unterrichte in der Geographie zum Grunde gelegt. Da aber der Veränderungen in dem politiſchen Theile zu viel wurden, und die Nachfragen nach jenem Buche ohne Erfolg blieben, ſo entſchloſs ſich Hr. *Olshauſen*, ein neues Buch auszuarbeiten, aber ſo wenig als möglich von dem Plane jenes Buches abzuweichen. Eigenthümlich ſcheint dem Vf., daſs jeder Abſchnitt eine, oder mehrere zuſammengehörende, Klaſſe von geographiſchen Gegenſtänden abhandelt, wodurch denn bey jedem neuen Abſchnitt die Reiſe um die Erde immer von neuem, aber in andrer Rückſicht als vorher anfängt. Zu bedauern iſt, daſs der Vf. ſeinem im Ganzen brauchbaren Buche keine Inhaltsanzeige und kein Regiſter mitgegeben hat; das Aufſuchen wird dadurch erſchwert, und zum Theil unmöglich gemacht. Auch wünſcht man hin und wieder eine andre, naturgemäſsere Ordnung und Stellung der einzelnen Abſchnitte, und weniger bedeutende mit wichtigern Gegenſtänden vertauſcht; obgleich Rec. ſich gern beſcheidet, daſs Hr. *O.* ſeine individuellen Gründe für dieſe Stellung und Wahl haben konnte. Die *erſte* Abtheilung handelt von der Erde überhaupt, und die *zweyte* vom feſten Lande. Auffallend iſt es (S. 7 u. a.), Holland, Finland und Dalmatien als abgeſonderte Länder Europas zu finden, da doch der Vf. ſelbſt (S. 53.) Holland richtig einen Theil des franzöſiſchen Reichs nennt, der aber bey ſeiner Einverleibung in Frankreich Namen und Selbſtſtändigkeit verlor, wie Wallis u. ſ. w., und S. 58. Dalmatien als Theil von Illyrien aufführt. Eben ſo wird (S. 10.) Louiſiana ein beſonderes Land genannt, und vom nordamerikaniſchen Freyſtaate getrennt, der es doch ſchon 1803 von Frankreich erkauft hat. Fehlerhaft iſt die S. 8. u. a. vorkommende *Barbarey* ſtatt *Berberey*. Die *dritte* Abtheilung begreift die Meere. Unrichtig wird (S. 13.) die Jamesbay der ſüdliche Theil des eskimoiſchen Meeres genannt; ſie iſt bekanntlich der ſüdliche Theil der Hudſonsbay. Die *vierte* Abtheilung umfaſst die Inſeln. Nach S. 15. wird Spitzbergen „nur zuweilen von ruſſiſchen Jägern beſucht." Allein ſchon ſeit mehr als 30 Jahren ſind hier ruſſiſche Coloniſten; aber von andern Nationen halten ſich Menſchen der Fiſcherey wegen eine Zeit lang hier auf. Die *fünfte* Abtheilung enthält die Seen, Halbinſeln, Meer- und Landengen u. ſ. w., und die *ſechste* die Gebirge. Der Veſuv iſt nicht (nach S. 27.) 2000, ſondern an 3300 Fuſs hoch. Die *ſiebente* Abtheilung ſtellt die Flüſſe dar. Die Werra und Fulda entſpringen nicht (nach S. 32.) auf dem Fichtelberge, ſondern die Werra in der Grafſchaft Henneberg, drey Stunden von der Stadt Eisfeld, und die Fulda im Rhöngebirge, zwey Meilen von der Stadt Fulda. Die Rhone durchſtrömt nicht (nach S. 33.) die Schweiz, ſondern nur die ehemalige Republik Wallis, die, wie der Vf. ſelbſt (S. 56.) anführt, mit Frankreich vereinigt iſt. Der Dnieſter iſt nicht mehr (wie S. 34. ſteht), der Grenzfluſs zwiſchen Rufsland und der Türkey, da nach dem bucharéſter Frieden vom $\frac{16}{28}$ May 1812, der öſtliche Theil der Moldau zwiſchen dem Pruth und der Donau mit Rufsland vereinigt iſt. Die *achte* Abtheilung beſchreibt den Einfluſs der Sonne und des Dunſtkreiſes, die *neunte* die Producte, letztere nach den verſchiedenen Zonen, und die *zehnte* die Einwohner. In der *eilften* führt der Vf. die Staaten auf. Die Volksmenge des nordamerikaniſchen Freyſtaats beträgt nicht gegen 6 Millionen (wie S. 53. ſteht), ſondern ſchon 1810. 7240000

See-

Digitized by Google

Seelen. Auch ist ebendaselbst der Flächeninhalt von Marocco und Abyssinien zu niedrig angenommen. Der spanische Antheil von St. Domingo ist schon im basler Frieden 1795 an Frankreich abgetreten worden, und kann daher nicht (wie S. 57.) zu den auswärtigen spanischen Besitzungen gerechnet werden. Die Schweiz hat nicht 14 (nach S. 58.), sondern 19 Cantons. Der Titel Fürst Primas (S. 59.) ist seit 1810 nur noch persönlich für den jetzigen Grosherzog von Frankfurt, nach dessen Tode das Land einen erblichen Regenten erhalten sollte; übrigens ist bekanntlich von der daselbst nach der Bundesacte beschriebenen innern Verfassung des Rheinbundes noch im May 1813 nichts in Ausführung gebracht, als die Stellung der Contingente zum Besten des französischen Kaisers. Die auswärtigen Besitzungen der Britten enthalten nicht (nach S. 62.) 30, sondern an 47 Millionen Seelen. Die Volksmenge des preussischen Staats ist nicht 5,120000 Seelen, wie S. 65. steht; sie betrug 1810. 4,661990 Seelen, ohne 46420 Militärpersonen. Die *zwölfte* Abtheilung endlich nennt die vorzüglichern Städte der ganzen Erde nach den einzelnen Ländern. Auch hier findet man hin und wieder einige der Sorgfalt des Vfs. entgangene Unrichtigkeiten. Nicht Freyburg (S. 72.), sondern Freyberg ist die vorzüglichste Bergstadt Sachsens. Wetzlar gehört nicht (nach S. 73.) zu Hessen; sondern zu Frankfurt. Bender gehört (nach S. 79.) zur Türkey; der schon vorher angeführte bucharester Friede übergab sie Russland, dem auch seit 1809 Kotatis gehört, das daher nicht mehr (S. 80.) die Residenz eines Erbzaars ist. Die Capstadt (S. 82.) hat nicht 50000, sondern nur 6000 weisse und 12000 schwarze Einwohner. Auch bey vielen andern Städten hätten ältere Angaben der Volksmenge mit neueren richtigern vertauscht werden sollen.

Nr. 2. enthält, wie der Titel anzeigt, eine ausführliche Beschreibung des dänischen Staats, mit der man nach dem Zwecke des Vfs. zufrieden seyn kann; bis auf den schon vorher dargelegten Mangel an neuern Daten. Auch fehlen einige nicht unbedeutende Orte, z. B. im Holsteinischen (S. 25.) die Dörfer *Ottensen* mit *Klopstocks* Grabmal und dem fleisig besuchten Stahlbrunnen, und *Trittau* mit dem Messingwerk, so wie das durch den Frieden von 1700 merkwürdig gewordene Amthaus *Travendahl*. Leicht hätte auch wohl der Vf. die gewöhnliche, obgleich veraltete Eintheilung von Holstein in Dithmarsen, Holstein, Wagrien und Stormarn anführen können. — *Norwegens* Volksmenge ist (S. 26.) auf 881900 Seelen angegeben; bey der Zählung im J. 1801. die auch *Buch* in seiner lesenswürdigen, aber vom Vf. nirgends benutzten Reise durch Norwegen und Lappland mittheilt, fand man 910074 Einwohner. Auch hätten die Gebirge Norwegens eine weitere Darstellung verdient; der Vf. sagt nun (ebendas.): „Hauptgebirge sind: Kiölen, auf der Grenze gegen Schweden, und Dofrefeld, ein Arm des ersten, im Innern des südlichen Theiles es Landes." S. 27. führt der Vf. nur 4 Bischöfe Norwegens an, welche in den Hauptstädten der 4 Stiftsämter ihren Sitz haben. Aber 1805 ist auf königl. Befehl ein fünftes Bisthum in Nordland errichtet worden, dessen Bischof zugleich Pastor zu Alstahong ist (1809 Bonsach Krog). — *Island*, bey dem der Vf. die treffliche Schrift von *Stephensen* hätte benutzen sollen, hat nicht (wie S. 30. steht), zwey Bischöfe, sondern nur einen zu Skalholt; da das zweyte vom Vf. angeführte Bisthum Holum schon am 2. October 1801 auf königl. Befehl aufgehoben worden ist. — Der Färoer, nicht wie der Vf. S. 31. u. a. schreibt, Faröer Inseln, sind nicht 20, sondern 25. Auch hätten wohl ausser Strömöe auch die Inseln Norderöe, Osteröe, Süderöe und andere der bewohnten angeführt werden können, so wie auch die Leser eine etwas umständlichere Beschreibung der auswärtigen Besitzungen Dänemarks erwarten konnten.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, in Joachims Buchh.: *Perlenschnur*, gesammelt aus den Schriften von *Engel*, *Fenelon*, *Garve*, *Göthe*, *Haller*, *Jacobi*, *Kant*, *Lavater*, *Matthisson*, *Jean Paul*, *Pfeffel*, *Rousseau*, *Salis* u. a. (ohne Jahrzahl; M. M. 1810.) 138 S. 8. (14 gr.)

Perlen aller Art aus den Werken guter Autoren zu sammeln, und sie zu seinem oder anderer Gebrauche an einander zu reihen, vermag jeder, der nur einigen Geist und einiges Geschick besitzt. Aber nur die Sammlungen der *Kenner* interessiren das *Publicum*; mit dem Geschmack eines *jeden* ist ihm nicht gedient. Es gehört etwas mehr als eine fertige Hand dazu, das Echte von dem Unechten, das blos Schimmernde von dem Gehaltvollen zu sondern. Der anonyme Sammler vorliegender Perlenschnur bewährt sich eben nicht als ein geistvoller. Ohne Ordnung und Zweck hat er eine Anzahl von Sentenzen und Aphorismen durch einander gewürfelt, so dass man das Buch eben so gut von hinten als von vorne zu lesen anfangen kann. Auch sind der *guten* Perlen eben nicht viel, der *Glasperlen* desto mehr darin zu finden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1813.

SCHÖNE KÜNSTE.

GOTHA, b. d. Herausg.: *Holzſchnitte alter deutſcher Meiſter*, in den Original-Platten geſammelt von *Hans Albrecht von Derſchau*. Als ein Beytrag zur Kunſtgeſchichte herausgegeben und mit einer Abhandlung über die *Holzſchneidekunſt und deren Schickſale* begleitet von *Rudolph Zacharias Becker*. 1808. In Regal-Folio. Der Text enthält 30 Seiten; die Platten, auf denen zum Theil mehrere Abdrücke befindlich ſind, 45. (Der Pränumerationspreis 15 Rthlr. und nachher 20 Rthlr.). — *Zweyte* Lieferung. 12 Seiten Text und 80 Bogen Holzſchnitte. Gotha, b. d. Herausg., zu eben dem Preiſe.

Auch unter dem franzöſiſchen Titel:

Gravures en Bois des anciens Maîtres Allemands, tirées des Planches originales recueillies par *Jean Albert de Derſchau*; publiées avec un discours *ſur la nature et l'hiſtoire de la Gravure en bois* par *Rudolphe Zacharie Becker* etc.

Schon vor ſechs Jahren wurde die Nachricht bekannt gemacht, daſs es dem Hn. *v. Derſchau*, ehemaligem Hauptmanne im Preuſsiſchen Dienſte, geglückt ſey, vorlängſt zu Nürnberg einige hundert geſchnittene Holztafeln aufzufinden, ſie an ſich zu kaufen, und in der Folge nach zu vermehren. Dieſe Sammlung wurde nun dem Hofr. *Becker* überlaſſen, welcher von derſelben in dem Vorberichte nähere Nachricht ertheilt, und auf ihre Erheblichkeit aufmerkſam macht. Dem neuen Abdrucke von einem groſsen Theile dieſer Tafeln iſt von ihm eine lehrreiche Geſchichte und Beſchreibung der Kunſt, in Holz zu ſchneiden, vorausgeſchickt. Man findet darin zwar Vieles aus dem bekannten Werke *Papillon's* entlehnt; aber viel Eigenthümliches und die Zuſammenſtellung des Ganzen zu einer kürzern und leichtern Ueberſicht, verrathen ſehr bald, daſs dieſe Einleitung einen geübten Kunſtkenner zum Urheber habe. Er redet zuerſt von der Natur des Holzſchnittes in Vergleichung mit dem Kupferſtiche; und man ſieht aus dieſer Vergleichung, daſs beide Künſte ihre Vorzüge und Nachtheile haben; daſs aber die erſtere die Vernachläſſigung, welche ſie eine Zeitlang erfuhr, nicht verdiente. Die folgende Abtheilung geht die verſchiedenen Arten der Schnitte und Manieren der Holzſchneidekunſt beſonders durch, die man in dem angeführten franzöſiſchen Werke weiter beſchrieben findet. Ausführlicher iſt der dritte Abſchnitt, der eine kurze Geſchichte dieſer Kunſt enthält, den erſten Zeitraum dieſer Kunſt bis auf *Albrecht Dürer* durchgeht; dann auf den folgenden Zeitpunkt kommt, welchen dieſer groſse Künſtler und ſeine Zeitgenoſſen bis gegen das Ende des ſechszehnten Jahrhunderts vorzüglich berühmt machten. Und wenn man gleich in neuern Zeiten es zweifelhaft zu machen geſucht hat, daſs *Albrecht Dürer* ſelbſt in Holz geſchnitten habe, ſo läſst ſich doch die Behauptung, daſs die mit ſeinem Zeichen bemerkten Stücke von ſeiner eignen Hand ſind, mehr als wahrſcheinlich machen. In dieſem Abſchnitte wird auch die Frage mit groſser Wahrſcheinlichkeit beantwortet: wo die groſse Menge von Holztafeln, welche in dieſen beiden Zeiträumen geſchnitten worden, geblieben ſind. Auch iſt die Rede von der groſsen Sammlung ſolcher Platten, welche der Graf *Arundel* auf ſeinen Reiſen ſammelte, die aber zu London in dem groſsen Brande 1666 verloren gingen. Viele dieſer Tafeln ſind, wie man weiſs, noch in Wien vorräthig, und in der k. k. Bibliothek befindlich. In Paris iſt von dieſer Art wenig vorhanden; und dieſe Sammlung, welche der Herausgeber in Händen hat, möchte daher nächſt den angeführten wohl die zahlreichſte ſeyn. Der dritte Zeitraum beſchreibt kurz den Fortgang dieſer Kunſt von dem letzten Viertel des ſechszehnten Jahrhunderts, in welchem ſie durch die Kupferſtecherkunſt faſt ganz verdrängt wurde, bis auf unſere Zeiten. In dieſen iſt jene, wie man weiſs, durch einige gute Meiſter auch unter uns Deutſchen wieder emporgehoben. Auch in andern europäiſchen Staaten fand ſie Aufnahme, wie in dem folgenden Abſchnitte gezeigt wird; beſonders in Italien, wo ſich unter andern eine eigene Manier des Holzſchnittes auszeichnet, wo ſie aber übrigens daſſelbe Schickſal, wie in Deutſchland, hatte. In den Niederlanden wurde ſie nicht vernachläſſigt; und das merkwürdigſte, aber ſehr ſeltene Werk dieſer Art, welches dort geliefert wurde, iſt eine groſse Frieſe, in ſieben Platten, die zu Antwerpen 1548 herauskam, und den *Peter Coek* von *Aloſt* zum Urheber hat. In Frankreich waren die erſten Meiſter geborne Deutſche; und obgleich in der Folge ſich auch hier verſchiedene einheimiſche Künſtler fanden, ſo iſt ſie doch niemals, ſo wenig wie in England, zu einer groſsen Vollkommenheit gediehen. In den neuern Zeiten haben ſich indeſs beide Länder in kleinern Verſuchen dieſer Art rühmlich unterſchieden.

Die Einrichtung der hier aufs neue abgedruckten Holztafeln beſchreibt der letzte Abſchnitt umſtändlich; und wenn gleich eine ſtrenge Zeitfolge der

Digitized by Google

der Blätter dabey eben so wenig möglich war, als die Befolgung eines bestimmten Planes in Ansehung der artistischen Beschaffenheit derselben und ihrer Gegenstände: so ist doch der ganze Vorrath in fünf Klassen eingetheilt. Die erste derselben enthält die sogenannten *Incunabeln*, oder die Blätter aus der ältesten Periode der Kunst, welche wenigstens mit Wahrscheinlichkeit in diese frühern Zeiten gesetzt wird. Diese Klasse liefert *zwölf* Stücke, wovon das erste, ob es gleich keine Jahrzahl hat, dem Herausg. älter zu seyn dünkt, als das bisher für das älteste angenommene und mit der Jahrzahl 1423 versehene Blatt von *St. Christoph*. Es läfst sich hierin freylich nichts Gewisses bestimmen: denn auch späterhin können schlechte Holzschnitte verfertigt seyn; aus der Schrift läfst sich jedoch auf ein frühes Alterthum schliefsen. Am merkwürdigsten ist unter diesen Blättern das eilfte, das jüngste Gericht vorstellend. — Die zweyte Klasse enthält 24 Werke bekannter guter Meister des sechszehnten Jahrhunderts, die gröfstentheils dem *Albrecht Dürer* beygelegt werden, wenn sie gleich nicht alle mit seinem Namenszeichen versehen sind. Viele derselben sind anderweitig schon bekannt; und bey diesen wird auf das Verzeichnifs verwiesen, welches *v. Heinecken* in seinen Neuen Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen gesammelt hat. — In der dritten Klasse findet man 12 Blätter von unbekannten oder zweifelhaften Meistern, zum Theil mit Monogrammen. Dieses ist freylich immer noch ungewifs, wenn man sie gleich zu deuten versucht hat. — 13 Holzschnitte unbekannter Meister ohne Zeichen sind in der vierten Klasse befindlich, unter welchen die beiden letzten Numern jede sechs Blätter enthalten. — In der letzten Klasse werden sechs grofse Capital-Blätter bekannter und unbekannter Meister neu abgedruckt; und sie verdienen ohne Zweifel eine vorzügliche Aufmerksamkeit. Zuletzt wird noch von der Fortsetzung dieser sehr beträchtlichen Sammlung und von den Vorzügen bey dem Abdrucke derselben Nachricht ertheilt.

Noch reichhaltiger und mannichfaltiger ist die *zweyte Lieferung*, welche 150 Blätter enthält, unter welchen 16 von grofsem Formate sind. Die Ordnung ist in derselben die nämliche. In der ersten Klasse sind die sogenannten *Incunabeln* befindlich, die aus 8 Blättern bestehn, und unter andern einen wichtigen Kalender von 1439 enthalten, welcher der älteste in seiner Art ist, da man bisher den von 1474 für den ersten gehalten hat. Auch sieht man daraus, dafs diese Kunst schon damals eine beträchtliche Vollkommenheit erhalten habe. Aufserdem scheint das Bild vom *H. vinus* noch älter zu seyn, und merkwürdig ist es auch, dafs es mit dem Namen des bis jetzt unbekannten Formschneiders *Wolfgang Hamar* bezeichnet ist. — In der *zweyten Klasse*, welche 84 Blätter von bekannten Meistern enthält, finden sich 13 von *Hans Burgkmair*, und darunter ein seltenes Blatt, der *Kunig von Gutzin* mit einer Copie von *Glockendon*. Von *Hans Schäuflein* enthält diese Sammlung 18 Blätter, worunter eine grofse Abbildung der Belagerung von Bethulia, mit Kanonen, vorkommt. Von *Lucas Cranach* sind zwölf Holzschnitte, und unter denselben der Nachschnitt eines Gemäldes von der Anbetung der Hirten, ein wahres Meisterwerk dieser Kunst. Noch enthält diese Abtheilung 3 Bl. von *Hans Springinklee*, 25 Bl. von *Erhard Schön*, 7 Bl. von *Albrecht Altorfer*, unter andern das herrliche Blatt des heil. Hieronymus; und endlich 5 Bl. von *Peter Flötner*. — Die dritte Klasse der unbekannten Meister mit Monogrammen liefert einige von diesen letztern, welche von *Christ* und *Bartsch* nicht angeführt sind, und eine Folge von 6 Bl., die Versuchungen des h. Antonius vorstellend. — In der vierten Klasse von unbekannten Meistern werden neun und zwanzig Blätter geliefert, worunter mehrere historische und satirische vorkommen, und eine Perspective eines sehr schön gearbeiteten Tempels. — Endlich enthält die letzte Abtheilung sechs grofse Capital-Blätter, wovon das erste, die Auferweckung des Lazarus, von *Schäuflein*, als ein Meisterwerk gelten kann, wie dieses auch bey den übrigen Blättern gröfstentheils der Fall ist. — Erst während dieser zweyten Lieferung erhielt der würdige Herausgeber den sechsten, und die fünf folgenden Bände des schätzbaren Werkes von *Bartsch: Le peintre graveur*, in welchem manche hier gelieferte Stücke nicht nachgewiesen werden, ungeachtet dieser verdienstvolle Kunstkenner so beträchtliche Hülfsmittel hatte. Mit einem gewissen Eigensinne werden in diesem Werke die Holzschnitte den grofsen Künstlern der damaligen Zeit als eigene Arbeit abgesprochen, weil er glaubt, die unmittelbare Beschäftigung mit derselben sey unter ihrer Würde, und zu mechanisch. Mit Recht wird diese Meynung in der Vorrede dieser zweyten Lieferung unstatthaft befunden. Dies ist sie ohne Zweifel, wenn man gleich keinen vollständigen Beweis für die unmittelbare Theilnahme berühmter Meister führen könnte; und es ist zu gewagt, nur die Beybehaltung ihrer Zeichen zugeben zu wollen. — Es ist auch wohl kein Zweifel, dafs die Sammlung der Holzschnitte einen vielfachen Werth habe, und eben so sehr Aufbewahrung verdiene, als eine Sammlung von Kupferstichen. Diese letztern haben freylich oft die Sauberkeit voraus; für den denkenden Kunstfreund werden aber auch jene einen grofsen Werth behaupten, und beide haben von Seiten der Darstellung ein gleiches Verdienst. Dazu kommt, dafs der Holzschnitt weit früher als der Kupferstich erfunden und gangbar geworden ist; dafs jene Erfindung zu der Buchdruckerkunst Gelegenheit gegeben hat; dafs im sechszehnten Jahrhunderte, welches unstreitig in der Culturgeschichte von Deutschland eine sehr wichtige Periode ausmacht, der Holzschnitt schon zur Reife gedieh, und dagegen der Kupferstich noch zurückblieb; dafs die Anzahl solcher Kunstwerke aus diesem Jahrhunderte ungleich gröfser ist, und man sich daher ohne sie von den Fortschritten der Zeichnungskünste bey den Deutschen in diesem Zeitraume eine sehr unvollständige Vorstellung machen würde, zu geschweigen, dafs

Digitized by Google

dafs diese Abbildungen die Geschichte des Zeitgeistes und der Sitten, des Costüms und selbst der Begebenheiten dieser Zeit, auch ohne alle Rücksicht auf artistischen Werth, nicht wenig erläutern. Das Unternehmen des Herausgebers dieser schätzbaren Sammlung, und die Ausführung desselben, verdienen also den wärmsten Dank; und es wäre widersinnig, wenn man noch einen Augenblick an der Aechtheit der dadurch geretteten und bekannt gemachten Stöcke zweifeln wollte.

Man kann zwar zugeben, dafs nicht alle vorzügliche Maler die meisten mit ihren Zeichen versehenen Holzplatten eigenhändig verfertigt haben; im Allgemeinen läfst sich aber gewifs nicht behaupten, dafs diese Arbeit unter ihrer Würde gewesen sey. Von denjenigen Holzschnitten, welche *Rembrandt*, *Livens* und *Dieterich* beygelegt werden, leidet es gewifs keinen Zweifel, dafs dieselben ihre eigene Arbeit waren. In Ansehung des ersten berühmten Künstlers kann man sich auf Hn. *Bartsch* selbst berufen, der im ersten Theile seines Verzeichnisses von den Arbeiten dieses Künstlers S. XLI f. und in seinem Leben *Rembrandt's*, das. S. CCLXIV. ihm ausdrücklich sie beylegt. Auch sagt er im zweyten Bande S. 54 f. Nr. 61—63., dafs dieser Meister drey Holzschnitte geliefert habe. Von *Dieterich* ist die einzige von ihm verfertigte Holztafel bekannt genug, und sie wird ihm sowohl von *V. v. Heinecken* im vierten Bande seines Wörterbuchs der Künstler, als in dem Winklerischen Verzeichnisse T. 1. S. 183. Nr. 1177. zugeschrieben.

Eben dieses läfst sich auch von dem deutschen Maler *Hans Schäuflein* mit der gröfsten Wahrscheinlichkeit annehmen. Für seine Arbeiten dieser Art stimmen so viele Schriften der Kunstkenner zusammen; und dahin gehört selbst Hr. *Bartsch* T. 7. S. 226. Hier führen wir nur noch das Zeugnifs eines alten Malers, *Johann Hauer*, an, der 1660 starb, in dem v. Murr'schen Journal, Th. 14. S. 95—98., und das erst im J. 1796 abgedruckte Werk der 135 Holzschnitte, der Triumph des Kaisers Maximilian I., wo in der Vorrede noch bemerkt wird, dafs auf der Rückseite gleichzeitig mit den Namen der Formschneider auf vielen Blättern der Name *Burgmair* sich befinde. Unter den übrigen stehen die Namen von 17 gröfstentheils bekannten Formschneidern, die in den J. 1516—1519 diese Tafeln ausgearbeitet haben. Unter denselben findet sich auch der bekannte *Hans Schäuflein* von Nördlingen. Hr. *Bartsch* zieht T. 7. S. 19—23. die Echtheit dieser Rückschriften nicht in Zweifel. — Selbst in der vorliegenden Sammlung dient die erste S. 5. Nr. 39. verzeichnete Platte offenbar zum Beweise von der eignen Arbeit dieses Mannes; und die Erfindung derselben ist von *A. Dürer*, in dessen Leben der Maria sie vorkommt, und wovon die Copie verkleinert ist. Eben dieses ist der Fall mit mehreren Holztafeln. Man vergleiche Hn. *Bartsch* T. 7. S. 226. und ebendas. S. 20 und 488. Auch bey mehreren ist das der Fall; und es wäre sehr gesucht, wenn man hier die blofse Erfindung ihnen zuschreiben wollte. Nicht unwahrscheinlich ist es, dafs damals die Formschneidekunst in hoher Achtung stand, und es wird gesagt, dafs K. *Maximilian* die Arbeiten seines Formschneiders, H. *Resch*, fast täglich gesehen habe. Von *A. Dürer* weifs man, dafs er vor seinem 36sten Jahre wenig gemalt habe; es fehlte ihm also zu jener mühsamen Arbeit, in Holz zu schneiden, nicht an Zeit.

Das in dieser Lieferung Nr. 43. befindliche Stück, welches nach der Erfindung von *Lucas Cranach* seyn soll, war einem erfahrnen Kunstkenner nicht bekannt, der einen alten Abdruck davon besitzt, welcher weder *Cranach's* Zeichen, noch das Monogramm *V. S.* führt. Auch von dem Holzschnitte S. 6. Nr. 44. hat man eine kleinere, aus 2 Platten bestehende Copie, mit mancherley Abänderungen, aber gleichfalls ohne Namen. Es ist zu bedauern, dafs S. 8. Nr. 63. in diesem Abdrucke so viel gelitten hat; in alten Abdrücken ist sie ein Meisterwerk der Formschneidekunst. Das Zeichen *at.* S. 9. Nr. 16. hielt man auch sonst für die Andeutung des bekannten *Jobst Ammon* von Zürich, wo es dann *Ammon Tigurinus* bedeutet. Auch dem Verfasser dieser Anzeige ist das Zeichen *C.* S. 9. Nr. 16. unbekannt, obgleich von diesem Meister in *Münster's* Kosmographie sich mehrere, zum Theil schöne Tafeln befinden. Vielleicht ist die Erfindung von *Christoph Stimmer* oder von *Christoph Schwarz*, der ebenfalls so bezeichnet wird. Das Monogramm S. 9. Nr. 17. D. zeigt sich oben über dem Throne, und auf alten Abdrücken noch deutlicher; es ist jedoch unerklärbar, obgleich sonst noch die Maler *Verbeck*, *van Blömen* und *Johann van der Brugge* dieses Zeichen führten. So hatten auch mehrere Künstler aus der ältern, mittlern und neuern Zeit das S. 11. Nr. 11. angeführte Monogramm *R.*, und von diesen allen ist es noch am sichersten dem *Julio Romano* beyzulegen; nur vermifst man hier ganz die edle römische Zeichnung.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

KOPENHAGEN, b. Seidelin: *Sandfigeren, eller den danske Husven*, et Ugeskrift. Udgivet af (*Der Wahrsager, oder der dänische Hausfreund*, eine Wochenschrift. Herausgegeben vom) Prof. *K. L. Rahbek*, R. a. D. — *Erster* Jahrgang, *erster* Band. Jan.—Jun. 1811. S. 1—376. *Zweyter* Band. Jul.—Dcbr. 1811. S. 377—778. gr. 8. (Zusammen 5 Rthlr.)

Rahbek's Tilskuer war zu seiner Zeit unstreitig die beliebteste Wochenschrift, welche in der dänischen Residenz erschien; aber sie hatte, nachdem sie während eines Vierteljahrhunderts dem gebildeten Lesepublicum eine eben so angenehme, als nützliche Unterhaltung gewährt hatte, mit so vielen ihrer Schwestern das gleiche Schicksal: sie unterlag den der Literatur so ungünstigen Verhältnissen unsers Zeitalters.

Rah-

Digitized by Google

Rahbek's Sandſiger, ob er gleich mit dem *Tilſkuer* einerley Herausgeber, beynahe dieſelbe Einrichtung, eine völlig gleiche, auf Vergnügen und Belehrung abzweckende, Tendenz hatte, und überdieſs zu einer Zeit erſchien, wo er, was bey dem Tilſkuer nicht der Fall war, mit keinem ähnlichen Blatte rivaliſirte, ſondern der Einzige in ſeiner Art war, betrat nicht ſo bald den Schauplatz ſeiner Wirkſamkeit, als er ihn auch ſchon — wie es, wenn auch nicht immer den *Wahrſagern*, ſo doch den *Wahrheitſagern* aller Zeiten und Orte zu gehn pflegt — wieder verlaſſen muſste. Sein Geburtsjahr war zugleich ſein Todesjahr. Ob es nun gleich nicht die *Wahrheit* war, deren unverhohlene Verkündigung dieſem ſo ſich nennenden *Wahrſager* ein ſo ſchnellen Ende bereitete — denn weder auf politiſche, noch auf andere nicht immer gern gehörte Wahrheiten lieſs er ſich ein: ſo iſt es doch in anderer Hinſicht ſehr zu bedauern, daſs eine ſo ſchätzbare Zeitſchrift, wie dieſe, bloſs aus Mangel an Unterſtützung ſich nicht länger erhalten konnte. — Von einem in der *erſten* Numer mitgetheilten Briefe an den Herausgeber mit der Unterſchrift: „*Des Wahrſagers Wahrſager*", worin ein Pſeudonym den Hn. *R.* auf die Vieldeutigkeit dieſer Benennung, auf die ſonderbaren Erwartungen, die ſie erregt, und auf die Gefahr aufmerkſam macht, welcher ſich ein Journaliſt ausſetzt, der als ein freymüthiger Apoſtel der Wahrheit zu einer Zeit ſcheint auftreten zu wollen, wo man mehr als je mit einem Pilatus zu fragen ſich geneigt fühlen möchte: „*was iſt Wahrheit?*" — nimmt Hr. *R.* Anlaſs, ſich darüber zu erklären, was man eigentlich von ſeinem Blatte ſich zu verſprechen habe. „Weit entfernt," ſagt er S. 12. 13., „in dieſem Blatte irgend einen Kampfplatz eröffnen zu wollen, war es vielmehr meine froheſte Hoffnung, und wird es mein eifrigſtes Beſtreben ſeyn, daſs dieſes Blatt, ſo wie zu ſeiner Zeit mein *Zuſchauer*, ein Vereinigunspunkt für die Freunde des Geſchmacks, der Sittlichkeit, der Wahrheit und der guten Sache ſeyn und werden ſoll — gleichviel übrigens, welche *Farbe* ſie tragen; auch iſt es mein Stolz, wie es mein Glück iſt, daſs die perſönliche Freundſchaft und Gunſt, womit, ſo gut wie ohne Ausnahme, alle die, die unſers Parnaſſes Ehre und Zierde ſind, während meiner vieljährigen Herausgeberbahn mich beehrt haben, mir volles Recht giebt, darauf zu bauen, daſs ich mir hierin nicht mit einer zu ſtolzen Hoffnung geſchmeichelt habe." Rec., der dieſen ganzen Jahrgang mit wahrem Vergnügen durchgeleſen hat, darf verſichern, daſs die Erwartungen, wozu obige Aenſserungen berechtigen, nicht übertrieben ſind, ſondern daſs ihnen der Inhalt der Zeitſchrift vollkommen entſpricht. Den Herausgeber kennt das däniſche Publicum längſt als einen geiſtreichen und gemüthvollen Schriftſteller, deſſen dichteriſche und proſaiſche Aufſätze ſich gleich vortheilhaft auszeichnen. Auch was in dieſer Zeitſchrift von ihm ſelbſt herrührt, iſt alles ſeines Vfs. würdig. Von ſeinen Mitarbeitern nennt Rec. nur Prof. *Oehlenſchläger*, *Höeg Guldberg*, *Th. Thaarup*, *O. Horrebow*, Probſt *Schmidt*, Paſtor *Grundtwig*, Dr. *Meisling*, *Cl. Friman*, Prof. *J. Möller*, Etatsrath *Pram*, Prof. *Zink*, *Bechmann*, *Pawels*, *Hedegaard*, *Boye* — lauter Namen däniſcher Schriftſteller, die nichts Gemeines verſprechen. Bloſse Ueberſetzungen enthält dieſer Jahrgang nicht; dagegen einige wohlgelungene Nachbildungen von Produkten neuerer und älterer Dichter. Doch machen den ungleich gröſseſten Theil die Originalarbeiten aus, unter denen z. B. der Brief des Phönix über die modernen geiſtlichen Surrogate, Preis des Frauengeſchlechts, vom Herausgeber; an die Hoffnung, vom Pr. *Schmidt;* die Sänger der Vorwelt, nach *Schiller*, nebſt Vorſchlägen zu provinciellen Volksfeſten; Klang der Glocke, von Dr. *Meisling;* dreyſsigjähriges Feſt einer Freundeverbindung, von *Th. Thaarup;* Zeichen der Zeit, ein Traum, vom Conſiſt. Rath *Bechmann* u. ſ. w. vorzüglich beyfallswerth ſind. *A. Bonnevie's* Gedicht auf Veranlaſſung der Errichtung einer Univerſität in Norwegen S. 536. giebt dem Herausgeber Gelegenheit zu einigen ſehr bittern, aber nicht ungerechten Klagen über die groſse Gleichgültigkeit, womit dieſe Wohlthat des jetzigen Königs, dem Anſcheine nach, von einem beträchtlichen Theile der Nation aufgenommen worden, und über den daraus hervorblickenden elenden Kaufmanns- oder Krämergeiſt, der für nichts, was nicht Geld und Geldeswerth betrifft, Sinn hat. In der vorletzten Nr. erklärt ſich Hr. *R.* mit Unwillen gegen den Miſsbrauch, den ein Anonym in einem im franzöſiſchen Moniteur mit der Ueberſchrift: *Kopenhagen, d. 27. Nov.* 1811. und mit der Unterſchrift: *Morgenblatt et Sandſiger*, abgedruckten Aufſatze mit ſeinem, oder vielmehr mit ſeiner Zeitſchrift Namen gemacht hat und betheuert, nicht den entfernteſten Theil zu haben an der in dieſem Aufſatze enthaltenen ſchweren (obwohl, nach des Rec. Urtheil, nicht ganz grundloſen) Rüge des Zuſtandes, worin ſich gegenwärtig das Nationaltheater der Dänen befindet. „Ich kann mich rühmen," ſagt Hr. *R.* mit *Leſſing*, „manche tüchtige Lüge von mir gedruckt geſehn und dazu geſchwiegen zu haben; aber zu einer ſolchen konnte ich nicht ſchweigen" u. ſ. w.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1813.

KIRCHENGESCHICHTE.

FRANKFURT a. M., b. Andreä: *Hiſtoriſches Gemälde der Politik des römiſchen Hofes ſeit dem Urſprunge ſeiner weltlichen Macht bis zu unſern Zeiten.* Mit vorzüglicher Hinſicht auf die neueſten Kirchenangelegenheiten. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt und mit eigenen Bemerkungen durchwebt von Dr. *P. A. K.* 1813. IV u. 167 S. 8. (12 Gr.)

Der Vf. dieſer in dem Sinne der franzöſiſchen Regierung geſchriebenen Schrift unterſcheidet, ſo wie dieſe Regierung ſelbſt, in dem Papſte das Oberhaupt der katholiſchen Kirche, und eine weltliche Macht; den Wahrheiten des katholiſchen Glaubens und den Entſcheidungen der Kirche erkennt er ſich unterworfen; er iſt weit entfernt, das Anſehen des heiligen Stuhls einer Unterſuchung unterwerfen zu wollen; er verehrt die apoſtoliſchen Tugenden mancher Päpſte; nur das Verhalten der römiſchen Curie gegen die weltlichen Souveräne wird von ihm in Anſpruch genommen, nur die Politik des römiſchen Hofes, ſo wie ſie ſich in einer Reihe von Jahrhunderten gezeigt hat, wird von ihm beleuchtet. Die Schrift theilt ſich in vier Abſchnitte. Der erſte handelt von den Biſchöfen von Rom in den frühern Jahrhunderten, gedenkt dann der Schenkungen *Pipins* und *Karls des Großen*, und ſetzt die Geſchichte der römiſchen Politik bis auf *Gregor VII.* fort. Der zweyte ſchildert das Steigen der päpſtlichen Macht bis zur Erlöſchung des ſchwäbiſchen Kaiſerhauſes. „Unter dem Deſpotismus des zweyſchneidigen Schwertes der Päpſte," ſagt der Vf. S. 61., „giebt es keine zuverläſſige Ruhe, keine ſichern Rechte, keine blühenden Reiche; ihre Gewalt will ſich überall zeigen, und bringt überall nur Unruhe und Verwirrung hervor; eingeſetzt, um der Welt den Frieden zu geben, iſt ſie meiſtens nur das Aergerniſs, der Schrecken und die Geiſsel der Nationen geworden." In dem dritten Abſchnitte wird die Geſchichte der römiſchen Politik bis auf die Reformation, und in dem vierten bis auf unſere Zeiten fortgeführt. In jenem heiſst es S. 86: „Die röm. Politik, ſtets ſich ſelbſt getreu, wechſelt ihre Maske, je nachdem ſie im Stande iſt, die Umſtände zu beherrſchen, oder ſie ſich muſs von denſelben beherrſchen laſſen. Die Entwicklung des Lichts der Aufklärung, die Fortſchritte der bürgerlichen Ausbildung nöthigen den römiſchen Hof, mehr Vorſicht anzuwenden bey Ausübung einer Gewalt, welche ſich in dem Maaſse vermindert, als man aufhört, ſie zu fürchten; allein allemal, wenn ſich ihr eine günſtige Gelegenheit zeigt, allemal, wenn ernſthafte Unruhen die Fortdauer eines Reichs bedrohen, wird man den römiſchen Hof, mit ſeinem alten Stolze bekleidet, wieder auftreten ſehen." In dem letzten Abſchnitte kommt der Vf. noch einmal hierauf zurück. „Wenn die Regierung," ſagt er S. 158, „es je einmal für gut halten wird, die Unterhandlungen, welche dem Umſturze der weltlichen Macht des Papſtes vorhergegangen ſind, bekannt zu machen, ſo wird ſich in demſelben, wenn auch unter Formen, welche die veränderten Zeitumſtände in etwas nothwendig gemacht haben, der Charakter einer veränderlichen Politik in der Sprache, und der Beſtändigkeit in ſeinen herrſchſüchtigen Abſichten, ſo wie in dem Miſsbrauche der geiſtlichen Gewalt offenbaren." Zum Glücke wuſste die Regierung (S. 159.) zwiſchen den Anſprüchen der weltlichen Fürſten von Rom, und den geiſtlichen Rechten und den Privattugenden des Oberhaupts der Kirche zu unterſcheiden, und dem betrübten Zuſtande einer neuen Spaltung in der Kirche vorzubeugen, in welchen der blinde Eigenſinn des päpſtlichen Kabinets, ſeine fortgeſetzte Unduldſamkeit, und ſeine unüberwindliche Weigerung, ſich den Umſtänden zu fügen, und den Fortſchritten der Aufklärung in Frankreich zu folgen, das Reich hätte ſtürzen können. Das kaiſerliche Decret aus dem Heerlager vor Wien machte am 27. May 1809 der weltlichen Herrſchaft des Papſtes ein Ende. „Der *Hildebrandismus* hatte ſeinen Cyklus vollendet, und ging in das Reich der Schatten, wohin er ſchon lange gehörte, hinüber. Die weltlichen Regierungen ſind nun dieſes Ungeheuers entledigt." Der Vf. beklagt es indeſſen, daſs die „*eingefleiſchten Hildebrandianer*", die in das päpſtliche Syſtem Eingeweihten, dadurch immer noch nicht beſiegt ſind, und ihren Einfluſs, wenn auch nur in kirchlichen Angelegenheiten, immer noch äuſsern können, obgleich allerdings Europa angefangen hat, *ſich zu erholen*, ſeitdem der „gottloſen Politik" der römiſchen Curie dieſer harte Schlag beygebracht worden iſt. Hätte doch nur, wie zu hoffen ſtand, das Nationalconcilium von 1811 den Erwartungen der Gutgeſinnten entſprochen, der Hildebrand'ſche Hochmuth wäre völlig zu Grabe getragen worden! Nahe genug ward's demſelben gelegt, was er nun *im Namen der Kirche* thun ſollte; der Zweck des Concilium war in dem Einladungsſchreiben der Regierung beſtimmt und deutlich genug ausgeſprochen worden; erleichtert ward dem Concilium der Schritt, den man ſich von demſelben verſprach, indem die Regierung vor dem geſetzgebenden Rathe in Gegenwart ſämmtlicher Biſchöfe durch den

Digitized by Google

den Miniſter des Innern erklären liefs: *das Concordat exiſtire nicht mehr.* „Dadurch alſo, dafs es aufgehoben erklärt ward, traten die franzöſiſchen und italiäniſchen Kirchen in die Rechte wieder ein, welche ſie vor Abſchliefsung aller Concordate gehabt hatten;" die alte, vor den Concordaten beſtandene, Kirchenverfaſſung, kraft welcher die erledigten Bisthümer von den Provincialſynoden kanoniſch wieder beſetzt werden konnten, liefs ſich wieder herſtellen, und dann brauchte man weiterhin keine Concordate mehr, die ohnehin immer nur neue Quellen von Uneinigkeiten waren, mit dem Papſte zu ſchliefsen. Allein von dieſem allem geſchah nichts; die Biſchöfe wollten dieſe Winke nicht verſtehen, und das Nationalconcillum ward aufgelöſt. „Die Kirche befindet ſich alſo immer noch in demſelben Zuſtande, in welchem ſie vor dieſem Concilium war. Vermuthlich werden auch hier die Schlangenwege der römiſchen Curialiſten nicht unverſucht geblieben ſeyn."

Rec. hat das Original dieſer Schrift nicht geſehen, und kann alſo weder die Ueberſetzung derſelben mit der Urſchrift vergleichen, noch beurtheilen, was für eine Bewandtniſs es mit den eignen Bemerkungen hat, womit der Ueberſetzer die fremde Schrift „durchwebte"; bergen kann er aber nicht, dafs dieſs *Durchweben* einer fremden Schrift mit eignen Bemerkungen, die man von der überſetzten Schrift nicht unterſcheiden kann, ihm eine unbefugte Handlung, ein Eingriff in fremdes Eigenthum zu ſeyn ſcheint. Unbegreiflich iſt dem Rec. eine Stelle S. 151. 152, in welcher der Zurückgabe von *Avignon* und der Grafſchaft *Venaiſſin* an den Papſt von Seite *Ludwigs XV.* gedacht, und dabey bemerkt wird: „Das königliche Patent hierüber ward den 22. April 1774 bey dem Parlamente von Provence mit der Verwahrung einregiſtrirt: dieſe Einregiſtrirung könne den Rechten des Königs niemals nachtheilig werden, als welche unverjährbar und unveräufserlich ſeyen. Der Beſitz von Avignon, ein Lehn der Grafſchaft Provence, ſey alſo nie anders betrachtet worden, als wie eine Ertheilung des Nieſsbrauchs für den Papſt; *und das Decret der conſtituirenden Verſammlung, welche es unwiderruflich mit Frankreich vereinigt habe, habe nichts weiter gethan, als den von einem wirklichen Titel entblöſsten Genuſs zurückgenommen.*" Dieſs letztere ſollte in dem franzöſiſchen Original ſtehen? Wer kann dieſs begreifen? Wer glauben? Hier mufs entweder eine Lücke, oder ein arger Ueberſetzungsfehler angenommen werden. Vielleicht ſagt das Original: „Wirklich that auch ſpäter die conſtituirende Nationalverſammlung, als ſie durch ein Decret Avignon unwiderruflich mit Frankreich vereinigte, nichts weiter als: ſie nahm den von einem wirklichen Rechtstitel entblöſsten Genuſs zurück." Die Ueberſetzung iſt übrigens ſonſt im Ganzen deutlich und flieſsend; nur ſollte der Ueberſetzer nicht *wegen* mit dem *Dativ* conſtruiren; auch iſt der Ausdruck: „er gab unter *Grimmungen* (vermuthlich *convulſions*) den Geiſt auf", nur provinciell; S. 158. heifst es: eine Ueberſicht iſt hinreichend, *einzuſehen;* es ſollte heifsen: *um einzuſehen.* S. 153. endlich wird es wohl Lin. 7 — 9. v. u. heifsen ſollen: „göttlicher Einſetzung iſt nur das, was Chriſtus ſelbſt ſeinen Apoſteln anvertraut und aufgetragen hat"; der Ueberſetzer hingegen ſagt: „*die göttliche Einſetzung ertheilt nur das*, was Chriſtus" u. ſ. f. Dieſs iſt ſchon darum fehlerhaft, weil es unbeſtimmt iſt, was der Nominativ, und was der Accuſativ iſt.

GESCHICHTE.

PARIS, b. Buiſſon: *Hiſtoire de France pendant le dix-huitième Siècle* par Mr. *La Cretelle*, le jeune, Profeſſeur d'hiſtoire à l'Academie imperiale. 1808 — 12. 6 Bände. gr. 8.

Hr. *La Cretelle* iſt durch eine Geſchichte der franzöſiſchen Revolution bereits rühmlich bekannt, die *Robert St. Etienne* angefangen, er aber fortgeſetzt und bis zum 18. Brumaire (9. Nov. 1799), als dem vermeynten Ende der Revolution, gebracht hat. An dieſes Werk ſchliefst ſich das gegenwärtige an und ſoll gleichſam eine Einleitung in jenes ſeyn, indem die Begebenheiten des letzten Jahrhunderts vorzüglich mit der Abſicht erzählt werden, um zu zeigen, wie durch dieſelben der Geiſt entſtanden und nach und nach entwickelt ſey, welcher die Alles umſtürzende Revolution hervorgebracht hat. In dieſer Abſicht ſind nicht nur die äufsern politiſchen Begebenheiten, ſondern auch die Veränderungen der innern Verwaltung, der Sitten, Wiſſenſchaften und die durch alles dieſes bewirkte veränderte Richtung der Anſichten und Geſinnungen geſchildert, um anſchaulich zu machen, wie das königliche Anſehen abgenommen und die Forderungen der Freyheit entſtanden ſind. Dieſe Entwickelungen geben dem Werke ein vorzügliches Intereſſe. Doch haben ſie den Vf. nicht abgehalten, die äufsern politiſchen Begebenheiten, auch wenn ſie nicht Bezug auf ſeinen Hauptzweck haben, ausführlich (zuweilen faſt zu ausführlich) zu erzählen. Da es wenig bedeutende Vorfälle in dieſem Welttheile und auch aufserhalb demſelben giebt, an welchen Frankreich nicht Antheil genommen hätte: ſo giebt dieſes Werk wirklich von allen merkwürdigen Begebenheiten Rechenſchaft, welche im achtzehnten Jahrhundert vorgefallen ſind. Doch fängt Hr. *La Cr.* nicht gerade mit dem Anfange dieſes Jahrhunderts ſein Werk an. Er hätte, wenn er dieſes gethan, ſagt er, zu weit in das Jahrhundert Ludwigs XIV. zurückgehen müſſen und nur eine ſchwache Copie des glänzenden Gemäldes liefern können, das wir von Voltaire haben. Das ganze Werk iſt in 18 Bücher vertheilt. Das erſte giebt als Einleitung eine gedrängte Ueberſicht der letzten denkwürdigen Periode der Regierung Ludwigs XIV. (vom J. 1709 an), und der Tod dieſes Monarchen (1. Sept. 1715) iſt der Punkt, von welchem die genauere Ueberſicht anfängt und bis zum Ausbruch der Revolution im J. 1789 fortläuft. Die Quellen, aus denen der Vf. geſchöpft, hat er nicht angeführt. Wir haben bekanntlich eine groſse Menge Memoires über die franzöſiſche Geſchichte des vorigen Jahrhunderts. Dieſen Reichthum hat Hr. *La Cr.* gut benutzt. Freylich würde es deutſchen Leſern angenehm ſeyn, wenn der

Vf.

Digitized by Google

Vf. eine Kritik dieſer Quellen vorangeſchickt, auch wenigſtens bey jedem Abſchnitt im Allgemeinen diejenigen bemerklich gemacht hätte, aus denen ſeine Erzählung geſchöpft iſt. Auch mit nicht franzöſiſchen Schriften ſcheint der Vf. nicht ganz unbekannt, und er führt beſonders bey dem amerikaniſchen Kriege, den er ausführlich behandelt, mehrere engliſche Schriften an, die er benutzt habe. In der neuern Zeit, das heifst, ungefähr ſeit Anfang der Regierung des letzten Königs (1774) ſchreibt der Vf., als Zeitgenoſſe, nach eigner Bekanntſchaft mit den Begebenheiten. Daher wird von dieſer Periode ſein Vortrag anſchaulicher, belehrender und eindringender. In wiefern er einigen Begebenheiten und welchen? nahe geweſen und Gelegenheit gehabt, gut unterrichtet zu ſeyn, vermögen wir nicht zu beurtheilen, da Hr. *La Cr.* ſich deſshalb gar nicht äufsert, und wir mit ſeinen perſönlichen Verhältniſſen völlig unbekannt ſind. Billig ſollte ein Geſchichtſchreiber, der nach eigenen Erfahrungen ſchreibt, ſeinen Leſern hierüber etwas ſagen. Aber nach ſeinem Werke zu urtheilen, iſt er ein Mann von achtungswerthem Charakter, von dem man glauben muſs, daſs er das, was er als Wahrheit befunden, habe ſchreiben wollen, und daſs er ſich auch Mühe gegeben, was Wahrheit ſey, zu erforſchen. Was uns beſonders gefällt, iſt, daſs er das Groſse, Gute und Edle überall hervorhebt, das Schlechte und Niedrige zwar keineswegs verſchweigt, aber ſich nicht mit Wohlgefallen bey demſelben verweilt, daſs er keine *chronique ſcandaleuſe* giebt, ſo viel Stoff ihm das Jahrhundert Ludwig XV. auch dazu darbot. Er geht nicht auf Tadel aus und iſt kein gefliſſentlicher Aufſucher ſchlechter Beweggründe. Sein Vortrag iſt natürlich und würdig. Die Ordnung und Zuſammenſtellung zeugt von gutem Urtheil und dem Leſer wird die Ueberſicht erleichtert. Kurz, wir können das Werk als ein vorzüglich gutes in ſeiner Art empfehlen, das den Leſer angenehm unterhaltend belehrt und ihn zum Denken über wichtige Gegenſtände reizt, alſo den Hauptzweck aller Geſchichte erfüllt. Doch wollen wir mit dieſem wohlverdienten Lobe keineswegs behaupten, daſs dieſes Werk unſer Ideal von einem guten Geſchichtbuche erreichte. Daran fehlt Manches. Zuförderſt müſſen wir bemerken, daſs der Vf. nicht tief genug in den Zuſammenhang der Begebenheiten, in die Charaktere der aufgeführten Perſonen eindringt; ſeine Urtheile ſind meiſtens ſehr oberflächlich. Dann vermiſſen wir beſonders, daſs er bey weitem nicht verſtändlich genug die innere Regierung ſchildert. Freylich war dieſes etwas ſchwerer, und der Vf. fand hierzu nicht ſowohl Stoff in ſeinen Quellen, als zu Erzählung der auswärtigen Begebenheiten oder der Hof-Intriguen. Aber das Innere gehörte vorzüglich zu ſeinem Zweck, nämlich die allmählige Herbeyführung der Revolution zu ſchildern. Gewiſs würde eine anſchauliche Darſtellung der Verfaſſung und Verwaltung, wie ſie binnen dem Zeitraume von achtzig Jahren, welchen dieſe Geſchichte umfaſst, geweſen, und der darin vorgegangenen mannichfachen Veränderungen, höchſt unterhaltend und belehrend geweſen ſeyn. Statt eine ſolche Darſtellung zu geben, ſetzt der Vf. von den alten Einrichtungen mehr Kenntnifs voraus, als ſeine meiſten Leſer haben werden, nicht nur aufser, ſondern auch in Frankreich, wo die jetzt lebende Generation den Zuſtand, welcher vor der Revolution war, ſchon meiſtens vergeſſen hat und täglich mehr vergiſst. Dagegen hätte der Vf. bey auswärtigen Begebenheiten, beſonders ſolchen, welche auf Frankreich wenig oder gar keinen Einfluſs gehabt, ſich oft merklich kürzer faſſen können. Bey der innigen Verbindung, in welcher in neuerer Zeit alle europäiſche Staaten mit einander ſtehn, muſs der Geſchichtſchreiber eines einzelnen Staats es ſich beſonders angelegen ſeyn laſſen, von allgemeinen Begebenheiten gerade dasjenige (und nicht mehr) zu erzählen, was für ſeinen Staat wichtig war. Dieſe Regel hat Hr. *La Cr.* nicht immer beobachtet. Auch vermiſſen wir hin und wieder genaue chronologiſche Beſtimmungen, welche doch für die Einſicht in den wahren Zuſammenhang der Dinge oft vorzüglich wichtig ſind. Zuweilen giebt der Vf. in den Anmerkungen kurze biographiſche Notizen von merkwürdigen Männern, bringt auch kleine Züge bey, welche ſie charakteriſiren. Wir wünſchten, dieſes wäre öfterer geſchehen. Denn nichts bewirkt mehr bey dem Leſer eine gewiſſe Vertrautheit mit dem Zeitalter, deſſen Geſchichte er lieſet, als wenn er mit den Verhältniſſen der handelnden Perſonen genau bekannt gemacht wird.

Von Parteylichkeit gegen einzelne Menſchen und Klaſſen haben wir den Vf. frey gefunden, nur mit Ausnahme ſeiner Urtheile über England. Wir würden es der National-Eiferſucht zu Gute halten, wenn er ſich begnügte, die ſchwachen Seiten der engliſchen Verfaſſung, die Fehler der engliſchen Regierung mehr, als eben dieſes in Rückſicht Frankreichs geſchieht, hervorzuheben; aber Hr. *La Cr.* geht ſo weit, den Engländern Böſes ſchuld zu geben, ohne dafür irgend einen Beweis anführen zu können. „Die engliſche Regierung," ſagt er, „ging immer darauf aus, die heiligſten Bande der Zuneigung und des Gehorſams zwiſchen den Regenten und Unterthanen zu zerreiſsen; der Sohn des groſsen Chatham's verfolgte dieſes ſchändliche Syſtem. Da er in glücklichern Zeiten, als ſein Vater, lebte, ſo hätte man hoffen können, er würde den inſulariſchen Stolz in minderm Grade beſitzen und ſein Patriotismus werde ſich mit groſsmüthigen Empfindungen verbinden. Oft äufserte er wirklich Grundſätze eines allgemeinen geſellſchaftlichen Wohlwollens. Aber dennoch fehlte ihm jener edle Sinn, welcher auch für das theuerſte Intereſſe des Vaterlandes ſich nie verleiten läſst, die heiligen Geſetze der Gerechtigkeit zu verletzen." Vorzüglich iſt, nach unſerm Vf., England ſchuld an den Gräueln der franzöſiſchen Revolution. Iſt irgend etwas beſonders Auffallendes in derſelben, ſo wird ſogleich engliſche Aufhetzung zu Hülfe genommen, um es zu erklären. Dieſs führt Hn. *La Cr.* in der That oft zu ganz ſonderbaren Behauptungen, z. B. wie kurz vor dem Ausbruche der Re-

Digitized by Google

Revolution die Rede davon war, die Vorrechte der privilegirten Stände aufzuheben, brachte dieſes das Volk in Bewegung, zu deſſen Erleichterung doch eben jene Aufhebung gereichen ſollte; hier weiſs der Vf. dieſen Widerſpruch gar nicht anders zu erklären, als weil England ſich für die Aufhetzung der amerikaniſchen Kolonien habe rächen wollen. Die Perſonen und Mittel, welche die engliſche Regierung hierbey gebraucht habe, könne man zwar noch nicht angeben, aber dieſe ſey ſehr begreiflich noch in diplomatiſchen Correſpondenzen verhüllet, welche erſt die Zeit offenbaren werde. Doch dieſer Mangel alles Beweiſes hindert den Vf. nicht, eine ſo harte und an ſich ungereimte Beſchuldigung der brittiſchen Regierung in ſeine Geſchichte aufzuzeichnen. Es fällt ihm gar nicht ein, jenes widerſprechende Benehmen des Pariſer Volks aus der groſsen Unwiſſenheit desjenigen, worauf es bey den damals ſtreitigen Fragen ankam, und aus dem unglaublichen Leichtſinn ſeiner Landsleute zu erklären, mit dem ſie ſo oft über die wichtigſten Fragen entſchieden; dieſe Unwiſſenheit und dieſer Leichtſinn gingen unglaublich weit, wovon dieſe Geſchichte viele Beweiſe enthielt. Wie ſo oft Entſcheidungen von der erſten Wichtigkeit bloſs durch einen Zufall, durch einen Einfall herbeygeführt wurden, davon erzählt unſer Vf. ein Beyſpiel, das ſehr merkwürdig iſt, und wir deſshalb, da wir es noch nirgend anderswo bemerkt gefunden, unſern Leſern mittheilen. Bey den Debatten über die vorgeſchlagenen neuen Abgaben im Parlement ſagte ein Mitglied, es ſey vor Allem nöthig, vom Gouvernement Etats (Anſchläge), welche die Ausgaben nachwieſen, zu fodern. Wie hierüber hin und her geredet wurde, brach ein launigter Parlamentsrath in die Worte aus: *Comment Vous demandez des états? ce ſont les Etats-Generaux, qu'il faut demander.* Man lachte über den Einfall, aber der launigte Mann betheuerte nun, es ſey kein Spaſs, ſondern ſein voller Ernſt, daſs man von dem Könige die Zuſammenberufung der Stände, welche ſeit 1614 nicht verſammelt geweſen, verlangen müſſe. Mehrere ſtimmten bey; es wurde Vieles für und wider geredet, doch in dieſer Sitzung noch nichts ausgemacht. Aber das Publicum, welches von allen Verhandlungen des Parlements immer ſchnell und genau unterrichtet war, fand die Idee ganz ſublim, und in der nächſten Sitzung wurde feyerlich beſchloſſen, dem Könige vorzuſtellen, daſs die Verſammlung der Stände das einzige Mittel ſey, den Staat zu retten, und ihre Berufung alſo dringend nöthig erachtet werde. Die Stände wurden wirklich berufen und ihre nächſte Folge war — die Aufhebung des Parlaments, überhaupt die Revolution. So iſt alſo dieſe groſse Weltbegebenheit durch ein Wortſpiel herbeygeführt. Wahrlich, bey einem Volke, deſſen weiſeſte Männer fähig waren, ſo zu handeln, bedarf es nicht fremder Aufhetzung, um Leichtſinn und Inconſequenz zu erklären.

Vorzüglich lehrreich iſt die Darſtellung des Ganges der Literatur. Jeder irgend bedeutende Schriftſteller iſt charakteriſirt und ſein Einfluſs auf die Stimmung der Nation angegeben. Wir haben den Bemerkungen des Vfs. in dieſem Fache faſt immer beyſtimmen müſſen. Nur zuweilen ſchien es uns, daſs ſein Gemälde noch mehr Eindruck machen würde, wenn es mehr auf die wichtigſten Punkte zuſammengezogen wäre. Doch beſcheiden wir uns gern, daſs einem Fremden das Urtheil über gröſsere oder mindere Wichtigkeit nicht gebühre.

Jeder Band iſt mit einem Inhaltsverzeichniſs und das ganza Werk mit einem guten Regiſter verſehen, und wir machen um ſo mehr auf dieſen Vorzug aufmerkſam, da auch unter uns hiſtoriſche Schriftſteller zu vergeſſen ſcheinen, daſs dieſe Hülfsmittel, mit denen in frühern Zeiten jedes Geſchichtbuch ausgeſtauert war, dem Leſer, der ihre Werke gebrauchen will, ſehr wichtig ſind.

NATURGESCHICHTE.

MAILAND, della Stamperia e fonderia del genio tipografico: *Nuove ricerche zootomiche ſopra alcune ſpecie di conchiglie bivalvi* del cittadino *G. Mangili.* 1804. 31 S. 8. mit 1 Kpft.

Hr. *Mangili*, Prof. der Naturgeſchichte zu Pavia, bereichert durch dieſe kleine Schrift die Geſchichte der kopfloſen Mollusken bedeutend, indem er die Kenntniſs ihres Nervenſyſtems vervollſtändigt. *Cuvier* ſchreibt ihnen bekanntlich nur zwey Ganglien zu, von denen das aine über dem Munde, das andere am entgegengeſetzten Ende des Körpers liegt, die beide durch einen doppelten Mundſtrang verbunden ſind, aus welchen er alle Nerven ableitet, zugleich aber geſteht, daſs er den Urſprung der Eingeweidenerven nicht kenne. Dieſe Lücke hat nun der Vf. durch Entdeckung eines neuen Nervenknoten ausgefüllt. Er liegt ungefähr mitten in der Subſtanz des Körpers, in geringer Entfernung von der Haut, beſteht aus zwey ſeitlichen Lappen und ſchickt ungefähr acht Fäden ab, welche ſich ſtrahlenförmig ſowohl in den äuſsern Theilen, als den Verdauungs- und Zeugungsorganen verbreiten und auſserdem dieſen Knoten mit dem über dem Munde befindlichen verbinden. Der Vf. fand dieſe Bildung beym *Mytilus cygneus*, *M. anatinus* und *Mya pictorum*. Auch Rec. fand ſie bey ihnen conſtant und nimmt keinen Anſtand, ſie ſo lange als den Bivalven überhaupt zukommende Norm zu betrachten, als nicht Unterſuchungen bewährter Anatomen das Gegentheil beſtimmt dargethan haben werden, indem er ſie auſserdem bey fünf bis ſechs andern Arten, von ganz verſchiedenen Geſchlechtern, wie er dieſs durch ſeine Präparate täglich beweiſen kann, immer fand. Sowohl wegen ſeiner Gröſse, wodurch er die übrigen Anſchwellungen an Nervenſubſtanz übertrifft, als wegen ſeiner Lage, ſofern er unter allen am meiſten geſichert iſt, hält der Vf. dieſen Knoten für das Gehirn der Bivalven; indeſſen geſteht Rec., daſs ihm die Analogie gegen dieſe Annahme ſcheint, indem Lage dieſes Knotens und Verbreitung der aus ihm tretanden Nerven denſelben vielmehr als Analogon der Anſchwellungen des ſympathiſchen Nerven darzuſtellen ſcheinen. Auſserdem finden ſich Bemerkungen über das Circulationsſyſtem und Generationsgeſchäft der Bivalven angehängt.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1813.

THEOLOGIE.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Kritik der neueſten Unterſuchungen über Rationalismus und Offenbarungsglauben* in *Antitheſen* nebſt *Anhang* von M. *J. Gotthilf Sam. Leuchte.* 1813. VIII u. 254 S. 8. (1 Rthlr. 4 Gr.)

Dieſe neueſten Unterſuchungen, welche der Vf. in Briefen einer Prüfung unterwirft, ſind durch *Reinhard's* Geſtändniſſe und Predigten veranlaſst. *Reinhard* hatte bekanntlich einen Widerſpruch zwiſchen dem Rationalismus und Offenbarungsglauben gefunden und dem zufolge erklärt, der Rationaliſt müſſe, wofern er conſequent ſeyn wolle, die übernatürliche Offenbarung verwerfen. *Tzſchirner* hatte dagegen behauptet: da der Zweck der Offenbarung die Beſtätigung der Vernunftreligion ſey, ſo ſey die Vernunft auch berechtigt, den Inhalt der Offenbarung nach ihren Regeln zu beurtheilen, ohne in Widerſpruch mit ſich ſelbſt zu gerathen. Wider dieſen läſst nun der Vf. den Supernaturalismus auftreten, und, nach Rec. Urtheil, mit überzeugenden Gründen behaupten: die Vernunft, welche ſich durch Annahme übernatürlicher Thatſachen ſelbſt beſchränke, begebe ſich hierdurch gleich anfangs eines jeden Vorrechts gegen die Offenbarung, und dürfe ſich nicht herausnehmen, von dem Inhalte derſelben wegzuſchaffen und auszuſtreichen, was mit ihren Bedürfniſſen in keinem nothwendigen Zuſammenhange ſtehe. Es erſchien eine anonyme Schrift: Ueber die Inconſequenz des dogmatiſchen Syſtems, welche eine ähnliche Sprache führte, (ſpäterhin kamen noch zwey gleichfalls anonyme Schriften deſſelben Vfs. heraus, in welchen er das der Vernunft Anſtöſsige unter der Benennung *unrichtiger* Sprachweiſen früherer Völker und Zeiten hinwegzuſchaffen ſucht, ob er gleich in der letzten behauptet, die Vernunft reiche gar nicht zu dem Göttlichen hinauf, und führe unvermeidlich zu einer abſoluten Nothwendigkeit und einem Urweſen, welches aller Perſönlichkeit und alles Lebens ermangle). Auf Veranlaſſung der erſten war eine andre erſchienen unter dem Titel: Wer iſt conſequent, Reinhard oder Tzſchirner? v. Pr. *Sachſe* in **, welche beiden die Conſequenz abſprach und behauptet, wenn der blinde Köhlerglaube nicht gelten ſolle, ſo gebe es auch im Grunde keinen wahrhaft conſequenten Supernaturalismus. Dieſen und der ihm eben ſo wenig genügenden Löſung des Knotens vom D. *Schott*, der in der Zeitſchrift für Prediger einen Unterſchied des Weſentlichen und der Nebenlehren der Offenbarung aufſtellt und in den letztern der Vernunft das Prüfungsrecht zugeſteht, ſetzt der Vf. ſeine Anſicht mitunter in einer philoſophiſchen Rede, einem Selbſtgeſpräch und Dialog entgegen. Nach dieſer iſt die Offenbarung Erweiterung und Beſtätigung religiöſer Vernunftbegriffe. Die Vernunft ſetze, meint er, bey der Annahme und Erklärung der Offenbarung nichts weiter voraus, als das Daſeyn eines Gottes, der ſich dem Menſchen, welcher die unmittelbare Verſicherung der göttlichen Gnade bedarf, über ihn offenbaren könne und wolle, beſtimme aber damit noch Nichts über den Inhalt der abzuwartenden Offenbarung; nur erkenne ſie die geſchichtliche Wahrheit der übernatürlichen Erſcheinungen und die Möglichkeit, den wahren Sinn des durch ſie autoriſirten und vielfältig bildlichen Menſchenwortes zu finden. Es könne aber nur das, was ſich in der Bibel auf Religion und Sittlichkeit beziehe, für offenbart gehalten werden, und hierin müſſe ſich die Vernunft der höhern Autorität unterwerfen; in allem, was zu anderweitigen Erkenntniſſen gehöre, ſtehe ihr hingegen die Beurtheilung zu. Wir zweifeln, daſs es dem Vf. gelungen ſey, auf dieſem Wege die Vernunft mit dem Offenbarungsglauben zu vereinigen und dem letztern das Primat zu ſichern. Es liegt entweder die vorausgeſetzte Idee Gottes, als Schöpfers und Erhalters der Welt, deſſen Gnade der Menſch bedarf, durchgängig beſtimmt in der Vernunft, oder nicht. Iſt das Erſte, ſo iſt auch zugleich der ganze Inhalt ſeiner Belehrung für die Vernunft beſtimmt, und ſie iſt die Richterin deſſelben. Nimmt man das Letzte auch nur theilweiſe mit dem Vf. an, ſo bleibt auch ihr ganzer Inhalt unbeſtimmt, und es kann keinesweges angegeben werden, was zur Religion gehört. Ja die Möglichkeit einer Offenbarung kann nicht einmal behauptet werden, da dieſe lediglich von den Merkmalen abhängt, wodurch der Begriff der Gottheit beſtimmt worden. Könnte ſie z. B. wohl ohne die Vorausſetzung, daſs Gott gnädig ſey, gedacht werden? Der Vf. will zwar nicht zugeben, daſs die Vernunft dem Menſchen die Gewiſsheit der Gnade Gottes gebe. Er ſetzt dem Grunde aus der Unmöglichkeit der frohen Erfüllung des Sittengeſetzes ohne dieſe Gewiſsheit die unvertilgbare Unwürdigkeit zur Glückſeligkeit, welche eine Folge der Uebertretung eben dieſes Geſetzes ſey, entgegen, und meint, die daher entſtandenen Zweifel könnten nur durch eine übernatürliche Verſicherung der Sündenvergebung gehoben werden. Allein, gehen dieſe Zweifel aus dem Zuſtande des ſittlichen Menſchen unvermeidlich hervor, ſo können ſie auch durch keine Of-

Digitized by Google

Offenbarung entfernt werden, da dieſe doch nur hiſtoriſch erwieſen werden kann; hiſtoriſche Beweiſe nur zu einer, wenn gleich hohen Wahrſcheinlichkeit führen; Wahrſcheinlichkeit aber eine Ungewiſsheit nicht heben kann, welche durch einen nothwendigen Zwieſpalt des Menſchen mit ſich ſelbſt begründet iſt. Am wenigſten aber mochte dieſe geſuchte Gewiſsheit durch einen Offenbarungsglauben bewirkt werden, wenn man dieſen mit dem Vf. allein auf übernatürliche Erſcheinungen ſtützt, die nach der Bibel auch von falſchen Propheten hervorgebracht werden können. Allein dieſer Glaube an die Gnade Gottes iſt auch ſo feſt in dem Gemüthe des beſſern Menſchen gegründet, daſs alle Religion davon bey ihm ausgeht und darauf zurückkommt. Der Vf. verrückt ſich überhaupt bey dieſer Unterſuchung ſeinen Geſichtspunkt dadurch, daſs er die Vernunft lediglich als das Vermögen anſieht, Ideen zu bilden, und nicht als die geſammte freye und reflectirende Thätigkeit des menſchlichen Geiſtes. In dieſer, der allein richtigen Bedeutung, iſt es eben die eine und ungetheilte Vernunft, welche nach ihren Geſetzen über die Annahme einer Offenbarung entſcheidet, und die ihre Ausſprüche prüft; ſie muſs, indem ſie ſich das Erſte anmaſst, auch das Recht zu dem Letzten behaupten, wenn ſie conſequent ſeyn will, und ſind ihre Entſcheidungen in dieſem mangelhaft und unſicher, wie der Vf. will, ſo ſind ſie es auch in jenem. Vermittelſt dieſer Geſetze der geſammten Vernunftthätigkeit, in welcher auch die Regeln der Interpretation liegen, und aus dem Contexte ihrer Erkenntniſſe wird ſich auch nur das Bild von dem ihm unterliegenden Gedanken ſcheiden, und was bloſs Bild ſey, beſtimmen laſſen. Und welche Bibellehre gäbe es, wo dieſes nicht in Unterſuchung käme! Wie will der Vf. auch anders, als nach beſtimmten Begriffen der Sittlichkeit und Religion, wie alſo anders, als durch Vernunft beurtheilen, welche Offenbarungslehren zu dieſen oder zu andern Kenntniſſen gehören? Wie ohne dieſe z. B. ausmitteln, ob die Vorſtellung der Bibel von den Einflüſſen des Satans auf die Körperwelt, die er zu den Religionslehren rechnet, nicht nach Grundſätzen der Phyſik zu beurtheilen ſey? Bis ſich eine beſſere Auskunft findet, als die von dem Vf. angegebene, möchte der conſequente Supernaturaliſt alſo wohl alles, was eine unmittelbare Offenbarung enthält, ſchon deſswegen, weil ſie es enthält, als einen göttlichen Unterricht anzuſehen genöthigt ſeyn, der alles Klügeln der ſich widerrechtlich einmiſchenden Vernunft zurückweiſet. Die Vertheidigung des Charakters der *Reinhard'ſchen* Predigten gegen *Tzſchirner* hätte man nach dem Titel nicht erwartet; ſie befriedigt auch nicht, ob ſie gleich manche richtige Bemerkung enthält.

PHILOSOPHIE.

FREYBERG, b. Craz u. Gerlach: *Das Erwachen der menſchlichen Vernunft, als das erſte Eintreten der überſinnlichen Welt in die ſinnliche.* Eine Aufforderung an alle Denker, die Erſcheinung des Ueberſinnlichen aus einem ganz neuen Geſichtspunkte zu betrachten. Von M. *Karl Gottfried Kelle*, Pfarrer zu Kleinwaltersdorf und Kleinſchirme bey Freyberg. 1813 71 S. 8. (8 Gr.)

Das Erwachen der menſchlichen Vernunft geſchieht durchs Wort, und das Eintreten der überſinnlichen Welt in die ſinnliche geſchieht durch das innere Wort. So lautet die Behauptung dieſer Schrift, und ſie iſt ſcharfſinnig durchgeführt, wenn man ſie auch nicht ganz neu und durchaus befriedigend nennen dürfte. Wahr iſt die Bemerkung, der Uebergang des Menſchengeſchlechts aus dem thieriſchen Zuſtande in den menſchlichen ſey ganz etwas anderes als der Uebergang von einer Stufe der Cultur zur andern (S. 9.), denn zwiſchen letzterem findet ſich ein Zuſammenhang, zwiſchen dem erſteren nicht. Eben deſshalb aber möchte auch die Vorſtellung von dem Hervorgehen des Menſchlichen aus dem Thieriſchen unüberwindliche Schwierigkeiten haben. Das Erkenntniſsvermögen iſt nach dem Vf. das Vermögen, durch Worte zu erkennen, d. h. Erkenntniſſe nicht nur zu erlangen, ſondern auch zu würdigen. Jenes iſt Sache des Verſtandes, dieſes aber das eigentliche Geſchäft der Vernunft. Die Worte, wodurch wir erkennen, ſind entweder innere oder äuſsere. Jene ſind willkürliche und überſinnliche Zeichen, durch welche wir unſrer Wahrnehmungen uns bewuſst werden; dieſe aber ſind Mittel, durch welche unſre Gedanken, entweder fürs Ohr oder Auge in die Sinnenwelt eintreten, und zwar die leichteſten und ſicherſten (S. 10.). Wollte man auch dieſen Unterſchied einräumen, wiewohl ein *überſinnliches* Zeichen undenkbar ſcheint, und annehmen, daſs alle Erkenntniſs mit Sprachbildung anfange und fortſchreite, ſo folgt daraus noch nicht, was der Vf. ſagt: Alles was der menſchliche Verſtand wird, das wird er durch Worte; ſondern der Satz lieſse ſich auch füglich umkehren: Alles was die Worte ſind und werden, ſind und werden ſie durch den menſchlichen Verſtand. Unſer Denken und Sprechen ſtehn in ſo innigem Zuſammenhange, daſs ſie nicht getrennt zu betrachten ſind, oder die Worte als Urſache der Gedanken anzuſehen wären. Durch Worte ergreift man die Erſcheinungen für einen zukünftigen willkürlichen Gebrauch (S. 12.), ſetzt Wahrnehmungen in lichtvolle Beziehungen zu einander (S. 13.), wozu Scharfſinn und Tiefſinn gehört (S. 14.). Deutlich wird uns ohne Wort nie etwas (S. 16.); aber umgekehrt, durch das *bloſse* Wort wird auch nie etwas deutlich, alle Wortbildung ſetzt ſchon Erſcheinungen, Wahrnehmungen, Scharfſinn voraus. Bloſse Wortkenntniſſe (S. 17.), ohne Beziehung auf das Bezeichnete Gedachte, ſind deſshalb gar *keine* Kenntniſſe und laſſen ſich alſo den Sachkenntniſſen nicht ſtreng entgegenſetzen. Uns ſcheint der Vf. den Worten etwas zu viel Wichtigkeit und Selbſtſtändigkeit beygelegt zu haben. So iſt auch die Behauptung, der Menſch gelange nicht anders als durch Worte zu *überſinnlichen* Begriffen (S. 19.), mit einer gewiſſen

Ein-

Digitized by Google

Einſchränkung zu nehmen, wenn ſie wahr ſeyn ſoll. Die Syntheſis von Begriffen *a priori* und die ſogenannte Reinheit der Verſtandesbegriffe, welche der Vf. beſtreitet, wollen wir ihm Preis geben; aber wenn er fortfährt: durchs Wort ſetzt der Verſtand das Verhältniſs zwiſchen Urſach und Wirkung feſt, durchs Wort ſondert er das Mannichfaltige, ſcheidet das Zuſammengeſetzte, zergliedert das Ganze, trennt das Beyſammenſeyende u. ſ. w. (S. 27.), ſo liegt doch jedem Worte eine Abſtraction oder Reflexion zum Grunde, ohne welche es zum nichtsſagenden Zeichen würde, weſswegen ſich auch die Menſchen nur dann verſtehen, wenn ſie aus Veranlaſſung der Worte, dieſelben Abſtractionen und Reflexionen in ihrem Denken vollziehen. Heifst es nun gar: „ſelbſt die erhabenſten Begriffe, welche der Menſch hat, nämlich von Gott, Freyheit des Willens, und Unſterblichkeit des Geiſtes, ſind *Erzeugniſſe* des Worts" (S. 27.): ſo iſt dieſs abermals zu viel behauptet. Der Vf. ſagt: die Vernunft verſchafft uns die ſogenannten Ideen dadurch, daſs ſie alles Gute und Schöne, welches der Verſtand erkannt hat, abgeſondert von allem Mangelhaften und Fehlerhaften, welches in der Wirklichkeit beygemiſcht zu ſeyn pfleget, darſtellt. Sie kann dieſs nicht ohne Worte, alſo ſind Ideen und Ideale Geſchöpfe des Wortes, durch welches ſie aus dem Chaos unſrer Kenntniſſe hervorgerufen werden (S. 31.). Aber woher denn das urſprüngliche Maafs des Schönen und Nichtſchönen, des Guten und Böſen, deren Zeichen das Wort iſt? Stammt dieſes aus dem Worte, oder vielmehr das Wort aus dieſem? In Worten wird das Schönheitsgefühl beſtimmt ausgeſprochen (S. 32.), aber die Worte ſind nicht die Geneſis deſſelben, und ihre Zweydeutigkeit kann ja, wie der Vf. ſelbſt eingeſteht, zu Trugſchlüſſen führen (S. 36.). Ihre Unvollkommenheit hat in der Philoſophie zu manchen Fehlgriffen Gelegenheit gegeben, es können dadurch viele Entwickelungsurtheile für Erweiterungsurtheile angeſehen ſeyn (S. 37.); aber das beweiſt ja eben, daſs unſre Erkenntniſs nicht durch Worte allein zu Stande kommt.

Inzwiſchen fährt der Vf. nun ſo fort. Unſer Erkennen iſt ein Erkennen durch Worte, die Menſchen ſind durch eine ihnen eigne Naturkraft nicht zum Gebrauche der Worte gekommen; ehe der Menſch Worte von Aufsen her empfängt, iſt er durchaus nicht im Stande, ein Wort zu finden. Die Sinnenwelt gewährt dem Menſchen viel Veranlaſſung zum Denken; aber Worte gewährt ſie ihm nicht, die muſs er mitbringen. Alles, was er in der Sinnenwelt hört und ſieht, befördert, wenn er ſchon denken kann, die Fruchtbarkeit ſeiner Denkkraft eben ſo, wie Sonnenſchein und Regen die Fruchtbarkeit des Feldes, kann aber in der Seele des Menſchen, wenn keine Worte in dieſelbe fallen, eben ſo wenig Gedanken hervorbringen, als Sonnenſchein und Regen in einem fruchtbaren Felde, welches noch keinen Saamen empfing, Gewächſe: denn Worte ſind der Saame zu Gedanken. So wie aber ein wenig Saame ſich vervielfältigen und vermannichfaltigen kann, ſo waren auch wohl wenig Worte hinreichend, unter den Menſchen ſich unendlich zu vervielfältigen. Die Länge der Zeit, die Menge der Menſchen macht die Erfindung der Worte nicht erklärlich. Das innere Wort iſt die einzige Erfahrung, welche wir vom Ueberſinnlichen haben. Wie es den Menſchen eigentlich mitgetheilt ſey, dürfen wir uns keinesweges anmaſsen zu erdenken. Aber in den Sagen der Urwelt iſt eine Spur, in den Moſaiſchen Erzählungen. Sie ſind einer hiſtoriſch-kritiſchen Unterſuchung werth, und anders zu behandeln, wie die griechiſchen Mythen. In dieſen Erzählungen wird geſagt, das Wort ſey den erſten Menſchen aus der überſinnlichen Welt gegeben, und zwar durch Gott. Durchs Wort aber konnte das Ueberſinnliche eben ſo in die Sinnenwelt eintreten, wie es noch täglich geſchieht: denn jedes Ausſprechen des innern Wortes iſt ein Eintreten des Ueberſinnlichen in das Sinnliche. Auch wird uns dadurch das Erwachen der menſchlichen Vernunft am wahrſcheinlichſten, obwohl es immer noch unbegreiflich bleibt, wie den erſten Menſchen die Worte mitgetheilt worden ſeyn mögen. Doch haben wir kein Recht, das Unbegreifliche, wenn es gegeben wird, zu verwerfen, nur erdenken dürfen wir's uns nicht. Durch eben die Worte, durch welche die menſchliche Vernunft erweckt ward, offenbarte ſich Gott den Menſchen, und das Erwachen der menſchlichen Vernunft iſt, weil es aus der Sinnenwelt ſich nicht erklären läſst, die ſicherſte Bürgſchaft für die Offenbarung. Iſt das Wort ein Geſchenk der überſinnlichen Welt, ſo iſt es uns das ſicherſte Unterpfand unſrer ſittlichen Freyheit. Wir finden in den bibliſchen Erzählungen, wenn wir ſie ohne Vorurtheil würdigen, und nie vergeſſen, daſs Gottes Wort von Menſchen nur menſchlich fortgepflanzt, daſs Gottes Thaten von Menſchen nur menſchlich erzählt werden konnten, eine Bildungsgeſchichte der Menſchheit, die bey aller Einfalt der Vernunft weit mehr zuſagt, als alles, was die Philoſophen je über dieſen Gegenſtand vorgebracht haben, und der Vf. will dieſes durch ſeine Fortſetzung der vorurtheilsfreyen Würdigung Moſaiſcher Schriften aufs Unwiderleglichſte darthun. — Obgleich nun Rec. nicht mit dem Vf. glaubt, daſs alsdann „keine Dunkelheit übrig, keine Frage unbeantwortet bleibe": ſo hat doch dieſe Annahme eines übernatürlichen Urſprungs der Sprache vieles für ſich, und das Wort iſt allerdings eine Offenbarung des Ueberſinnlichen im Sinnlichen, die Cultur des menſchlichen Geſchlechts hängt an Ueberlieferung, alſo an Worten, den ſinnlichen Zeichen der nach dem Ueberſinnlichen, als ihrer Quelle, trachtenden Gedanken.

JENA, in d. akad. Buchh.: *Pathognomik, oder Wegweiſer in das Innerſte des Menſchen.* 1813. 192 S. 8. (12 Gr.)

Rec. wuſste anfangs nicht, was er aus dem Buche machen, ob es dem Gegenſtande, den der Titel ankündigt, gewidmet, oder eine Satire auf ein elendes Luſt-

Digitized by Google

Luſtſpiel ſeyn ſolle. Denn bey dem erſten Durchblättern des Buchs ſtieſs er S. 106., wo der Vf. mit ſeinem Thema fertig iſt, auf die Aeuſserung deſſelben: „dafs der Leſer die ſchale Anwendung dieſer Lehre in folgendem Luſtſpiele vielleicht belachen werde." Das Luſtſpiel, welches unter dem Titel: „*Die Bienenſtöcke, ein Luſtſpiel in drey Akten* von *M. K. Martiny*", den Ueberreſt dieſer Bogen füllt, hätte Rec. nicht durchzuleſen gebraucht, um mit gutem Grunde verſichern zu dürfen, dafs es ſchlecht, ja zu ſchlecht ſey, als dafs der gute Geſchmack daſſelbe einer Satire würdigen könne. Derſelbe Grund wird auch die Abhandlung ſelbſt, die Rec. darauf zu leſen ſich nicht verdrieſsen liefs, vor aller verſtändigen Satire ſchützen. Dafs Rec. hier nicht zu viel für daſſelbe bofft, glaubt er mit folgender kurzen Inhaltsanzeige von demſelben darzuthun: I. *Von der Gedankenfolge* wird S. 1 — 88. geſprochen; dabey, wie es auch wohl nicht anders ſeyn kann, mancher intereſſante Punkt, wie z. B. S. 18., der Einfluſs des Himmelsſtriches und der Nahrung auf dieſelbe berührt, aber nirgends etwas geſagt, was nicht von der Oberfläche geſchöpft wäre. Hierbey iſt manches, was gar nicht zur Sache gehört, herbeygezogen, wie dasjenige, was S. 49 — 60. von uns aus der Mnemonik geſagt wird. Ohne den Vf. wegen der häufigen Unbeſtimmtheit ſeiner Begriffe übrigens in Anſpruch zu nehmen, kann man doch von ihm fodern, dafs er von der *Phyſiognomik* einen richtigern Begriff, als es S. 91. geſchehen iſt, gebe. Denn daſ. heifst es, die Phyſiognomik ſey die Wiſſenſchaft, welche lehre, wie man von den ſichtbaren Theilen des menſchlichen Körpers auf die Neigungen und Leidenſchaften des Menſchen ſchlieſsen könne. — Was die Pathognomik ſey, der doch das Buch gewidmet iſt, hat Rec. nirgends gefunden. II. *Von der Aeuſserung der Gedankenfolge* S. 86 — 96. und III. *Von dem Zuſammenhange des Gedachten mit dem Geäuſserten* (S. 96 — 106.). Dieſe beiden ſind die gehaltleerſten Abſchnitte in dem ganzen Buche. S. 88. heifst es z. B.: „manchmal verrathe das ſchnelle oder langſame Sprechen die Art der Gedankenfolge". — Allerdings; aber wie? Dieſes hätte uns der Vf. vor allem ſagen ſollen. — Doch Rec. hat ſchon viel zu viel geſagt, um dieſes Geſchreibe nicht mit der Bemerkung, dafs es unter aller Kritik ſey, abzufertigen.

MATHEMATIK.

Nürnberg, b. Bieling, und Leipzig in Comm. der Fleiſcher. Buchh.: *Praktiſche Anweiſung zur algebraiſchen und combinatoriſchen Rechnung*, in Beziehung auf bürgerliche Geſchäfte, mit einer methodiſch-geordneten Auswahl von brauchbaren Beyſpielen zur Selbſtübung und für den öffentlichen und Privatunterricht; von *Joh. Wolfgang Müller*, Lehrer der Mathem. an der Ober-Realſchule zu Nürnberg. 1810. 324 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Dieſe Schrift ſcheint vornehmlich für angehende, zu Geſchäftsmännern beſtimmte Mathematiker, die ſich durch Selbſtunterricht mit dem algebraiſchen Calcul bekannt machen wollen, brauchbar zu ſeyn. Der Vf. iſt, nach wenigen allgemeinen Begriffen, ſogleich zur Auflöſung algebraiſcher Gleichungen übergegangen, wo er anfangs blofs Ziffern gebrauchte, die verſchiedenen Fälle in beſonderen Aufgaben vortrug, und jede wieder durch mehrere Beyſpiele zur weitern Uebung geſchickt machte. Es ſind hier alle diejenigen Exempel zuſammengeſtellt, die eine ähnliche Auflöſung, wie die beym Hauptproblem ausführlich gegebene, erfodern. Die Entwickelung des Ideenganges, wodurch vorerſt eine Gleichung conſtruirt wird, iſt nebſt dem Endreſultat bey jeder einzelnen Aufgabe umſtändlich dargelegt und dadurch die Rechnung möglichſt leicht gemacht worden. Aufser dem eigentlich Mathematiſchen iſt auch noch durchaus auf Vorfälle im bürgerlichen Leben, z. B. Erbvertheilungen, Zins- und Disconto-, Zeit-, Bewegungs-, Vermiſchungs- und andere Berechnungen Rückſicht genommen worden. Das Ganze wird in 14 Abſchnitten vorgetragen: 1. Von den Gleichungen überhaupt. 2. Zahlengleichungen vom erſten Grade mit einer einzigen unbekannten Gröfse. 3. Dergleichen mit zwey unbekannten Gröfsen, nach den drey verſchiedenen Methoden. 4. Mit drey und mehreren. 5. Unbeſtimmte Aufgaben, welche blofs auf Zahlengleichungen vom erſten Grade führen. 6. Quadratiſche, ſowohl reine als unreine Gleichungen, wo zugleich die Ausziehung als Quadratwurzel gelehrt wird. 7. Die Buchſtabenrechnung, mit Anwendung auf die Potenzenlehre. 8. Buchſtabengleichungen, wo zugleich deutlich gewieſen wird, wie man bey vorkommenden Fällen die Regeln zur Ausrechnung ſelbſt erfinden kann, folglich der Nutzen dieſes Verfahrens ſehr in die Augen fallend gemacht wird. Auch Anwendungen auf Fälle, die bey den Zahlengleichungen vorkommen. 9. Arithmetiſche Progreſſionen von erſten und zweyten Range mit Anwendung auf Kugelpyramiden. 10. Von den Permutationen oder Verſetzungen ohne Wiederholung; mit einem Zuſatze zur Darſtellung der Permutationscomplexionen. 11. Von den Combinationen ohne Wiederholung, und zwar ſowohl von den Verbindungen zu Zweyen, oder Combinationen für Binionen, als für Ternionen, Quaternionen, Quinionen, überhaupt für die *M*te Klaſſe. 12. Von den Variationen ohne und mit Wiederholungen. 13. Von den Permutationen mit Wiederholungen, nebſt einem Zuſatze zur nähern Erklärung derſelben. 14. Von der Wahrſcheinlichkeitsrechnung, mit Anwendungen auf das Lotto-, l'Hombre-, Würfel- u. a. Spiele. Vorausgeſetzt ſind blofs die vier Rechnungsarten mit etwas Regel de tri und Geſellſchaftsrechnung. Mehrere Exempel finden ſich hier, die auch nur blofs zur Schärfung des Verſtandes und Uebung im Denken dienen können; z. B. S. 105 — 107., wo ſchwerlich je die Fälle zuſammentreffen werden, dafs Jemand ein ſolches Teſtament, wie in der Aufgabe, macht, und die Frau mit Zwillingen oder Drillingen niederkäme.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1813.

MATHEMATIK.

PRAG, in Comm. d. Widtmann. Buchh.: *Aſtronomiſche Beobachtungen, an verſchiedenen Sternwarten angeſtellt;* geſammelt und herausg. von *Franz v. Paula Triesnecker*, k. k. Aſtronomen zu Wien, u. ſ. w. *Erſte* Sammlung. 1806. 120 S. *Zweyte* Sammlung. 1808. 80 S. *Dritte* Sammlung. 1808. 94 S. *Vierte* Sammlung. 1809. 118 S. 8.

Dieſe hier beſonders abgedruckten Sammlungen erſchienen zuerſt in den Abhandlungen der kön. böhmiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften. — Die bekannten *Ephemerides Vindobonenſes*, welche ſeit 1757 von *Hell* und *Pilgram*, und nach *Hell's* Tode ſeit 1794 von *Triesnecker* und *Bürg* herausgegeben worden, haben mit dem Jahre 1806 *incl.*, alſo mit dem funfzigſten Bande, ihr Ende erreicht; ſie waren bis dahin auf Koſten der k. k. Regierung gedruckt worden. Seit 1794 beſonders waren dieſen Ephemeriden als Zugaben, wodurch ſie auch für die Zukunft noch brauchbar bleiben, theils eigene Aufſätze der beiden Herausgeber und anderer Aſtronomen, theils in Wien und auswärts angeſtellte aſtronomiſche Beobachtungen angehängt. Mit Vergnügen ſehen die Aſtronomen, auch ohne die Ephemeriden, wenigſtens jene ſchätzbaren Zugaben durch die gegenwärtigen an ihre Stelle getretenen Sammlungen fortgeſetzt.

Die *erſte Sammlung* enthält: 1. Aſtronomiſche Beobachtungen 1805 in Wien, von *Triesnecker* und *Bürg* angeſtellt. Sie zeichnen ſich, wie man aus den früher bekannt gemachten in den Ephemeriden weiſs, beſonders auch durch fleiſsig beobachtete Sternbedeckungen und Planetenörter um die Zeit der Oppoſition und Conjunction aus. Beygefügt ſind einige Beobachtungen von *Seeber* in Wien, auf der Privatſternwarte der um die praktiſche Aſtronomie ſo verdienten Frau Baroneſſe *v. Matt* angeſtellt. 2. Beobachtungen in Prag 1805 von Aſtronom *David* und Adjunct *Bittner*. S. 18. ſagt der Erſtere: die Sonne habe im J. 1805 das Zeichen des Krebſes ſehr nahe beym Meridian erreicht; deſswegen habe er den Verſuch gemacht, mit einem ſiebenfüſsigen Mauerquadranten und zugleich mit einem ſiebenzölligen Sextanten die Abweichung der Sonne für die Culminationszeit zu beſtimmen. (Allein nach den Ephemeriden trat die Sonne nicht nahe um Mittag, ſondern nahe um Mitternacht in das Zeichen des Krebſes ein, z. B. nach den Wiener Ephemeriden 1805, 21. Jun. 11st 46′ Prager Zeit. Auch fand ja der Vf. ſelbſt nach S. 19., daſs nach ſeinen Beobachtungen die Sonne um den Mittag nicht nahe an 90°, ſondern erſt 89° 29′ 26″ gerade Aufſteigung hatte.) Nun fand der Vf. durch den Mauerquadranten die Abweichung der Sonne im Mittag 23° 27′ 42½″ und durch den Sextanten 23° 27′ 40″; die neueſten Sonnentafeln *v. Zach's*, ſetzt er hinzu, geben 23° 27′ 56″. (Indeſs iſt 23° 27′ 56″,3 eigentlich die ſcheinbare Schiefe der Ekliptik nach den Tafeln um dieſe Zeit, die Abweichung um den Mittag wäre 23° 27′ 53″,3. Da des Vfs. Reſultate 10 bis 12 Secunden hiervon abweichen, ſo können ſie freylich beide nicht ſehr genau ſeyn: denn bekanntlich darf man die Schiefe der Ekliptik nach *Delambre's* und *v. Zach's* neueſten Tafeln auf ein paar Secunden für zuverläſſig anſehen.) 3. Beobachtungen im J. 1805 zu Ofen von *Taucher* und *Huliman*, und zu Kremsmünſter von *Thaddäus Derflinger* angeſtellt. 4. Beobachtungen zu Karlsburg in Siebenbürgen von *Joſeph Bede*, biſchöflichem Aſtronomen. Die Polhöhe von Karlsburg hatte zuvor der dortige Aſtronom, *Anton Martonſy*, = 40° 4′ 21″,2 angegeben; nach wiederholter Rechnung fand ſie ſich aber blofs 46° 4′ 8″,7. Um den Zweifel wegen dieſes Elements zu heben, machte *Bede* im Sommer 1804 neuere Beobachtungen mit einem vierfüſsigen Quadranten, und fand, nach *Hell's* Methode, mittelſt nördlich und ſüdlich culminirender Sterne, im Mittel aus 20 Beſtimmungen 46° 4′ 16″,8; eine an ſich zwar unvollkommenere Methode, das Sonnenbild am Gnomon zur Culminationszeit, gab durch 10 Beſtimmungen 46° 4′ 14″,6. Auch zu Rodna (Neurodna, einem Dorfe in Siebenbürgen) hat *Bede* einige aſtron. Beobachtungen angeſtellt; dieſer Punkt iſt zur näheren Beſtimmung der Grenzen von Hungarn und der Bukowina wichtig; die Breite fand ſich 47° 25′ 19″, die Länge aus einer am 6. Aug. 1805 vom Vf. beobachteten, von *Triesnecker* berechneten Sternbedeckung 1st 30′ 2″,4 öſtlich in Zeit von Paris. 5. Beobachtungen in den Jahren 1802, 1803 und 1804 in Breslau vom Prof. *Jungnitz;* Bedeckung der Plejaden, 7. Febr. 1805 von *Vincentius Chiminello* in Padua beobachtet. 6. Des Abbé *Poczobut's* und Prof. *Reſchka's* Beobachtungen der Ceres, Pallas und Juno im J. 1803 und 1804. 7. Beytrag zu geographiſchen Längenbeſtimmungen aus beobachteten Sonnenfinſterniſſen und Sternbedeckungen, von *Triesnecker*. Es werden zwar meiſt ältere Beobachtungen in Rechnung genommen, aber von Orten, deren Lage noch wenig genau beſtimmt iſt. Die ringförmige Sonnenfinſterniſs 23. Apr. 1781 gab Länge von St. Domingo — 4st 49′ 6″,2 weſtlich in Zeit von Paris. (Die *Connaiſſance des tems* hat 4st 48′ 44″.) *Ferrer's* Beobachtung

Digitized by Google

tung eines ungenannten vom Monde bedeckten Sterns (nach *Triesnecker's* Unterſuchung war es *Ni* im Einſiedler) zu Neuorleans in Amerika am 19. Jul. 1801 gab, mit den durch Greenwicher Mondsculminationen verbeſſerten Tafeln verglichen, die Länge von Neuorleans — 6st 7′ 41″ oder — 6st 8′ 55″,9 in Zeit von Paris, je nachdem man die Ortsbeſtimmung des Sterns nach *Bode's* Verzeichniſs oder nach der *Hiſtoire céleſte* vorausſetzt; chronometriſch fand *Ferrer* — 6st 9′ 59″. Die Länge von Calcutta berechnete *Triesnecker* aus einer Bedeckung des Regulus 3. März 1776 = + 5st 44′ 11″,5 öſtlich in Zeit von Paris; mehrere Jupiterstrabanten-Beobachtungen gaben + 5st 44′ 7″. Die Länge von Karlsburg in Siebenbürgen beſtimmt *Triesnecker* nun aus neueren Beobachtungen im Mittel zu + 1st 25′ 2″,7. 8. Grodno's geographiſche Lage, geprüft und nach neueren Unterſuchungen berichtigt von *Triesnecker*. Der Vf. hatte die Länge von Grodno aus der Sonnenfinſterniſs 5. Sept. 1793 zu + 1st 25′ 33″,9 in Zeit von Paris beſtimmt. Dawider wurden von verſchiedenen Seiten her Zweifel erhoben, weil weder die Preuſsiſchen noch Litthauiſchen Landesvermeſſungen damit ſtimmen wollten; ſelbſt daſs in der Zeitepoche jener Sonnenfinſterniſs Reichstag zu Grodno gehalten wurde, ſchien dem Hn. *v. Textor* ein gültiger Einwurf gegen die Genauigkeit der Beobachtung zu ſeyn, die durch neugierige Zuſchauer leicht habe geſtört werden können. (Aus ähnlichen Gründen müſsten wohl alle Beobachtungen in groſsen und kleinen Städten verdächtig werden; der Aſtronom wird ſich indeſs bey ſolchen Gelegenheiten vor dem Zudrange der Neugierigen, die nur Augen haben, um nichts zu ſehen, zu verwahren wiſſen.) Der Vf. wandte ſich, um nähere Aufklärung über dieſe bisher einzige, zur Beſtimmung der Länge Grodno's dienliche Beobachtung zu erhalten, an die beiden Aſtronomen, von denen ſie berrührt, *Poczobut* und *Sniadecki*. Aus den Originalbeobachtungen dieſer beiden Aſtronomen ergiebt ſich, daſs die Breite von Grodno, welche nach *Sniadecki* zuvor = 53° 36′ 0″ angenommen worden, im Mittel aus mehreren Beobachtungen von *Poczobut* = 53° 41′ 6″,4, welches mit *Textor's* Angabe zu 53° 40¾′ nahe übereinſtimmt, daſs übrigens die Sonnenfinſterniſs 1793 nicht unmittelbar in der Stadt Grodno, ſondern in dem nahen Luſtſchloſſe Auguſtow (Breite 53° 41′ 15″, Länge in Zeit 3″,4 weſtlich von Grodno) beobachtet worden ſey. Hiernach findet *Triesnecker* aus wiederholter Berechnung mehrerer Hörnerabſtände und des Endes der Finſterniſs die Länge von Grodno im Mittel = + 1st 25′ 56″,6 von Paris.

Zweyte Sammlung. — 1. Aſtronomiſche Beobachtungen im J. 1806 auf der Sternwarte zu Wien, Prag, Kremsmünſter und Ofen angeſtellt, auch Jupiterstrabanten und die Sonnenfinſterniſs vom 16. Jun. 1806 beobachtet vom Prof. *Durſak* auf der Sternwarte des erzbiſchöflichen Lyceums in Erlau. Auf den drey erſten der oben erwähnten Sternwarten ſind auch die Gegenſcheine der Planeten, und an allen vier Orten die Sonnenfinſterniſs vom 16. Jun. beobachtet worden. 2. Auswärtige Beobachtungen. Die Sonnenfinſterniſs am 16. Jun. 1806 von *Schiegg* und *Reichenbach* in München, von *Forell* in Schweidnitz, von *Canelas* auf der Inſel Leon bey Cadix, und von *Kodeſch* in Krakau beobachtet; von letzterem ſind noch Sternbedeckungen und Finſterniſſe der Jupiterstrabanten, von *Canelas* die Bedeckung des Antares am 20. März 1805 mitgetheilt. 3. Auszug aus *Piazzi's* neueſten Unterſuchungen über aſtronomiſche Gegenſtände, oder aus deſſen neueſtem Werke: *Del reale Oſſervatorio di Palermo, Libro ſeſto.* Es ſind für die Aſtronomen meiſt ſehr intereſſante Reſultate, welche dieſs ſechſte Buch enthält. Der erſte Theil deſſelben liefert ein Verzeichniſs von 220 mit vorzüglichem Fleiſse meiſt um die Zeit der Nachtgleichen beobachteten Sternen; im zweyten Theile berechnet *Piazzi* die vorzüglichſten Elemente der Erdbahn. Die Oerter jener 220 Hauptſterne, für welche nur am Paſſageinſtrument gegen 13000 Beſtimmungen gemacht worden, beruhen auf der Vergleichung mit Athair und Procyon, deren Poſitionen der Vf. mit der gröſsten Sorgfalt durch Vergleichung mit der Sonne feſtgeſetzt hat; vielfältige Beſtimmungen eines jeden einzelnen Sterns durch dieſe zwey Fundamentalſterne gaben nicht über 2 Secunden Unterſchied im Bogen für einzelne Beobachtungen; aber bey der Reduction auf ebendieſelbe Epoche war die Uebereinſtimmung weit geringer, und es blieben Unterſchiede von 4 bis 7 Sec., bey Alpha Cepheus ſogar von 9 Sec. übrig. An dieſer Disharmonie, glaubt der Vf., könnte wohl die Parallaxe der Sterne den gröſsten Antheil haben; Aldebaran indeſs zeigte Unterſchiede, die ſich weder aus einer Parallaxe noch auf andere Art befriedigend erklären laſſen. Unter den von *Piazzi* aus ſeinen eigenen Beobachtungen beſtimmten Elementen der Erdbahn findet er das *tropiſche Sonnenjahr*, durch Vergleichung mit 7 Nachtgleichen von *Flamſteed* zwiſchen 1691 — 1694, = 365t 5st 48′ 50″; daſſelbe fand auch *de la Caille* durch *Flamſteed's* Beobachtungen. Die Beobachtungen von *Hipparch*, *Regiomontanus* und *Walther* ſeyen weniger geſchickt zu dieſer Beſtimmung, als die Flamſteed'ſchen; *Hipparch* mit ſeinen Armillen ſcheine die Frühlingsnachtgleiche 15 Stunden zu frühe beobachtet zu haben; aus drey ſeiner Frühlingsäquinoctien findet *Piazzi* das tropiſche Jahr 365t 5st 49′ 10″,2, und aus drey ſeiner Herbſtäquinoctien 48′ 52″,3; auch das Mittel 365t 5st 49′ 1″,2 entfernt ſich noch zu ſehr von der Wahrheit. Die *Präceſſion* macht *Piazzi* etwas gröſser, als ſie gewöhnlich von neueren Aſtronomen angenommen wird; er ſetzt die ganze jährliche Luniſolarpräceſſion = 50″,39: gegen die Art, wie dieſs Reſultat vom Vf. gefunden worden, macht *Triesnecker* einige Erinnerungen. Die *Schiefe der Ekliptik* iſt nach *Piazzi*, aus zehnjährigen Beobachtungen, für 1800 = 23° 27′ 55″,5; ihre Secularabnahme, wenn man die Schiefen von *Bradley*, *La Caille* und *Mayer* vergleicht, = 44″,3. *Piazzi* nahm bloſs auf Sommerſolſtitien Rückſicht, als er die Gröſse der Schiefe beſtimmte; der Unterſchied

Digitized by Google

fchied der Winterfolftitien betrug vier Secunden; er glaubt, dafs diefe Differenz ihren Grund in einer für Sonne und Fixfterne verfchiedenen Strahlenbrechung habe; eine Vermuthung, die bisher noch zu keinem grofsen Grade von Wahrfcheinlichkeit gebracht werden konnte. Aus Schiefen der Ekliptik, von *Bradley* und *Maſkelyne* zwifchen 1756 und 1801, und in dem Zeitpunkte beobachtet, wo der Mondsknoten im Anfange des Widders und der Waage war, fand der Vf. die gröfsere Axe der Ellipfe für die *Schwankung der Erdaxe* = 18″,94 oder in runder Zahl 19″,0. *Maſkelyne* fand nahe daffelbe, oder 19″,1. Die *Mittelpunktsgleichung der Sonne* für 1805 ift nach dem Vf. = 1° 55′ 25″,18 (nach *v. Zach* ift fie für eben diefen Zeitpunkt nur 2″,66 gröfser); die Abnahme in 100 Jahren wäre alfo, wenn *La Lande's* Tafeln für 1750 verglichen werden, 20″,73. Aus *Maſkelyne's* Beobachtungen beftimmt *Triesnecker* diefe Abnahme auf 19″,18 (die Theorie giebt 18″,8) und die gröfste Mittelpunktsgleichung auf 1805 = 1° 55′ 26″,26. Die *Länge des Apogeum* für 1805 fetzt *Piazzi* = 99° 34′ 31″,5 und deffen jährliche Bewegung im Mittel aus *Flamſteed's*, *La Caille's*, *Bradley's* und *Mayer's* Beobachtungen 62″,2; das anomaliftifche Jahr, durch *Flamſteed's* Beobachtungen, = 365ᵗ 6ˢᵗ 13′ 56″. Die *mittlere Länge der Sonne* für den Meridian von Palermo ift nach dem Vf. = 279° 39′ 43″ für die Epoche 1805. *Secularbewegung der Sonne* 45′ 51″,59541. Verticaler *Sonnendurchmeſſer* im Apogeum, aus Beobachtungen der Sonnenränder am Horizontalfaden des Fernrohrs = 31′ 30″ 6. Sonnendurchmeſſer im Perigeum nach der Richtung des Aequators um 1″,7 und im Apogeum nach eben diefer Richtung um 1″,5 gröfser, als der Verticaldurchmeſſer im Apogeum. Die *Irradiation*, welche den Durchmeſſer der Sonne fcheinbar vergröfsern foll, ift, nach *Piazzi's* Urtheil, noch keine entfchiedene Thatfache.

Dritte Sammlung. — 1. Aftronomifche Beobachtungen im J. 1807 zu Wien, Prag, Kremsmünfter, Krakau und Padua, insbefondere auch Beobachtungen der Veſta und des grofsen Kometen von 1807, an diefen vier Orten angeſtellt. Aus verfchieden combinirten Beobachtungen hat *Triesnecker* auf fechsfache Art die Elemente des Kometen berechnet; andere Berechnungen feiner Bahn von *Santini*, *Beſſel*, *Gauß*, *Oriani* werden mitgetheilt. 2. Beytrag zu geographifchen Längenbeftimmungen aus beobachteten Sternbedeckungen und Sonnenfinſterniſſen, von *Triesnecker*. Häufige Berechnungen diefer Art liefsen den Vf. einen Irrthum in den Bürgfchen Mondstafeln (Pariſer Ausgabe von 1806) entdecken; die 19te Längengleichung hat daſelbſt ein falfches Zeichen, was der Vf. einſtweilen nur als wahrfcheinliche Vermuthung aufſtellt. (Die Vermuthung ift fehr richtig, und in *Olt·mann's* Mondstafeln, welche auf die Bürgfchen Gleichungen fich gründen, fo wie in *von Zach's Tables abrégées de la Lune*, findet fich diefelbe Gleichung mit dem verbeſſerten, aus der Gleichung felbſt flieſsenden Zeichen.) Unter den berechneten Beobachtungen find auch zahlreiche von der Sonnenfinſterniſs 16. Jun. 1806. Orte, die der Vf. hier nach ihrer Länge beſtimmt hat, und deren Lage bisher noch mit weniger Genauigkeit bekannt war, find folgende: Schweidnitz öſtlich in Zeit von Paris 56′ 39″,2; Brünn, aus der Sonnenfinſterniſs 1806, 56′ 58″,5, und aus einer Sternbedeckung am 7. Sept. 1806, 57′ 5″,2; Dorpat 1ˢᵗ 37′ 29″,6; Lutzk 1ˢᵗ 31′ 49″,5; Moskau 2ˢᵗ 21′ 2″,7. Berlin beſtimmt der Vf. im Mittel aus neueren Beobachtungen 44′ 10″,7; Lilienthal 26′ 21″,2; Marſeille 12′ 10″,1.

Vierte Sammlung. — 1. Aftronomifche Beobachtungen 1808 in Wien; darunter Beobachtungen der Veſta im October, zur Zeit ihres fcheinbaren Stillſtandes. Die Polhöhe der Wiener Univerſitäts-Sternwarte, vom Hauptmann *Auguſtin* mit einem Reichenbachfchen Multiplicationskreife beobachtet, ift nach einem Mittel der Beſtimmungen 48° 12′ 35″,97, genau wie fie *Litsganig* gefunden hat, nach welchem bisher 48° 12′ 36″ angenommen wurde. Die Polhöhe von Kümmerleinsdorf, im Marchfelde, vier Meilen von Wien, fand *Triesnecker* am 7. May 1808 mit einem 10zölligen Sextanten 48° 11′ 35″,1. 2. Prager Beobachtungen 1808 von *David* und *Bittner*. Beobachtete Oerter der Sonne und der Veſta. Sternhöhen, mit einem 12zölligen Reichenbachfchen Multiplicationskreife beobachtet, um die Gröfse der Refraction für das Klima von Prag genauer zu beſtimmen. *David* hatte fich zu diefem Behufe zuvor von der richtigen Gröfse ſeiner Polhöhe, unabhängig von der Refraction, durch Hell'fche Methoden verfichert, und folche = 50° 5′ 18″ gefunden. Damit liefs fich der wahre Scheitelabſtand für jeden Fixſtern berechnen; der Unterfchied des berechneten und beobachteten Scheitelabſtandes gab alsdann unmittelbar die Refraction für jeden beſtimmten Grad Abſtand vom Zenit. Grofse Uebereinſtimmung ſolcher, die äuſserſte Aufmerkſamkeit erfodernden Beobachtungen in den Reſultaten für mittlere Horizontalrefraction iſt nicht zu erwarten, zumal da bey kleineren Höhen die Strahlenbrechung nicht ganz dieſelben Geſetze, wie bey gröfseren Höhen, zu befolgen fcheint. So wäre, nach *David's* Unterſuchungen, die mittlere horizontale Refraction aus der Mittagshöhe des Sirius ($23\frac{1}{2}$°) = 32′ 6″, aus der Mittagshöhe der Capella von 6° hingegen = 32′ 53″,3. Ferner gaben *David's* Beobachtungen, mit den Refractionstafeln des Frhrn. *v. Zach* verglichen, die Refraction für die Mittagshöhe des Sirius kleiner, als die Tafeln, um 9″,9, des Procyon um 4″,13, des Polarſterns bey der untern Culmination um 4″,32, des Athair um 4″,57, des Antares um 14″,2, der Capella um 6″,9. Den Unterſchied der beobachteten Refraction von den Tafeln fand der Vf. bey Beteigeuze im Orion, in Vergleich mit Procyon, um 3″,6 zu grofs; diefe und andere Anomalieen zeigen überhaupt, wie ſchwierig gute Beobachtungen diefer Art ſind, und welche ganz vorzügliche Gewandtheit in Behandlung der Inſtrumente dabey erfodert wird. 3. Beobachtungen 1807 — 1809 von *Derflinger* in Kremsmünfter. Es ſind unter anderm Gegenſcheine des Jupiter, Saturn

und

Digitized by Google

und Uranus, und eine Bedeckung der Kornähre vom 4. März 1809. 4. Beobachtungen auf der Sternwarte zu Krakau vom Prof. *Littrow* im J. 1808 angeſtellt. Bey Gelegenheit einiger Planetenbeobachtungen werden vom Vf. Formeln mitgetheilt, die Fehler in Länge und Breite aus den Fehlern in gerader Aufſteigung und Abweichung zu finden, auch, um die Fehler in geocentriſcher Länge und Breite in die entſprechenden der heliocentriſchen L. und Br. zu verwandeln. Der Vf. giebt ferner eine Ephemeride der Pallas nach *Gauß* Elementen, und die aus Pariſer Beobachtungen von ihm berechneten Elemente des Kometen von 1799. Formeln zur Reduction des beobachteten Sonnendurchmeſſers auf den mittlern, auch Ausdrücke, wie aus Circummeridianbeobachtungen des Durchgangs des Sonnenbildes in Zeit der ſcheinbare Durchmeſſer abzuleiten iſt. Aus 252 Beobachtungen der Dauer des Durchgangs in Zeit findet der Vf. im Mittel den Sonnendurchmeſſer im Apogeum = 31′ 30″,17, im Perigeum 32′ 34″,52 und in der mittlern Entfernung 32′ 1″,98. (Die Beobachtungsart des Vfs. ſetzt voraus, daſs es zunächſt der Aequatorial- oder Horizontaldurchmeſſer der Sonne war, was er aus ſeinen Beobachtungen fand. *v. Lindenau* beſtimmt dieſen Horizontaldurchmeſſer in der mittlern Entfernung aus *Piazzi's* Beobachtungen zu 32′ 2″,42, und aus 33jährigen Beobachtungen von *Maſkelyne* = 32′ 1″,1. *Littrow's* Reſultat fällt zwiſchen dieſe beiden Gröſsen.) Die geographiſche Länge von Krakau nimmt *Littrow* im Mittel aus vielfachen Beſtimmungen zu 1ˢ 10′ 16″ öſtlich in Zeit von Paris an, und die Breite im Mittel aus Beobachtungen mit einem 2½füſsigen Quadranten, deſſen Fehler nach *Hell's* Methode gefunden worden, = 50° 3′ 35″,4. Eine ältere, aber aus zu ſehr von einander abweichenden Beobachtungen abgeleitete Beſtimmung von *Sniadecki* gab für die Breite 17 Secunden mehr. 5. Sternbedeckungen, zu Berlin 4. März 1809 von *Bode*, und zu Padua 7. Dec. 1808 von *Chiminello* beobachtet.

Anhang, in d. Uhlmann. Buchh.: *Die Rechenkunſt*, beſonders die *Reeſiſche Regel*, in ſehr intereſſanten, *praktiſchen Beyſpielen*, nebſt der *Decimalrechnung*, den Anfangsgründen der *Algebra* und der Ausziehung der *Quadrat-* und *Kubikwurzel*. Kurz und faſslich dargeſtellt von *Joh. Georg Prändel*, Prof. d. Math. u. Phyſ. u. ſ. w. in München. 1812. 334 S. 8. (20 Gr.)

Zwar giebt es unter den neuern Rechenbüchern mehrere, wo die Rechnungsexempel nicht bloſs in erdichtete Vorfälle eingekleidet, ſondern wirklich aus wiſſenſchaftlichen Fächern genommen waren; aber einen ſolchen Reichthum, wie hier, hat Rec. noch nirgends angetroffen. Aus der Geſchichte, Erdbeſchreibung, Statiſtik, Naturlehre, Aſtronomie, Chronologie, Polizey- und Finanzwiſſenſchaft — kurz, aus allen Fächern findet man hier die gemeinnützigſten Gegenſtände zur Berechnung ausgehoben, und man begreift kaum, wie der Vf. eine ſolche mannichfaltige Menge zuſammengebracht habe, wozu gewiſs keine kleine Bibliothek gehörte; oft wird das Exempel dem Leſer noch mehr werth ſeyn, als die dabey gelehrte Berechnung deſſelben. Der Nutzen, den ſich der Vf. davon verſpricht, wird von ihm ſelbſt angegeben: „für's erſte, ſagt er, hilft die arithmetiſche Beleuchtung durch wiſſenswürdige Beyſpiele das, was theoretiſch vorgetragen wird, ungemein ſchnell begreifen, nach dem alten Sprichwort: *Per exempla, breviſſima via;* — zweytens überzeugt ſie den Lehrling von der ausgebreiteten Anwendbarkeit der vorgetragenen Wiſſenſchaft, und drittens bereichert ſie junge Leute unvermerkt mit Kenntniſſen, die für das menſchliche Leben ſehr intereſſant ſind; — ja ſie giebt dem denkenden Kopf Winke, über Gegenſtände nachzudenken, die ihm ſonſt nicht ſo leicht in den Sinn gekommen wären." Indeſſen kann man von dieſen Beyſpielen wohl die Hälfte rechnen, welche ſich bloſs auf des Vfs. Gegenden, oder die baierſchen Länder beziehen. Aber auch von dieſen Beyſpielen abgeſehen, hat der Vf. ſich alle Mühe gegeben, dem arithmetiſchen Vortrage das Trockne zu benehmen: denn über jedem Paragraphen ſteht mit kleinerer Schrift, was man in demſelben zu erwarten hat, meiſt in Form einer Frage, wo die Beantwortung immer mit einer gewiſſen Lebendigkeit ertheilt wird. Die Hauptprobleme ſind alle ausführlich durch Ziffern ausgerechnet; bey den Exempeln zur eignen Uebung iſt aber das Facit nicht mit angegeben; indeſſen hat der Vf. verſprochen, auch von dieſen Exempeln die Ausrechnungen noch nachzuliefern. Bey den Verzeichniſſen von den Münzen, Maaſsen und Gewichten iſt auch das neufranzöſiſche Maaſsſyſtem mit aufgenommen. Die Lehre von Decimalbrüchen hätte wohl gleich nach der von den gemeinen, wo auch das Weſentliche von den continuirlichen oder Kettenbrüchen beygebracht iſt — vorgetragen und bey den folgenden Rechnungen davon Gebrauch gemacht werden können. Eben ſo die Lehre von der Ausziehung der Quadrat- und Kubikwurzel, wo erſtere bloſs in der Algebra bey den reinen quadratiſchen Gleichungen — als ſoweit der Vf. ſie bloſs mitnahm — die letztere aber gar keine Anwendung gefunden hat. Bey der Reeſiſchen Regel ſcheint der Vf. das eigne Werk darüber, von *C. F. van Rees*, nicht vor ſich gehabt zu haben, ſondern das Weſentliche derſelben iſt aus der Proportionslehre, mit Beybehaltung der Reeſiſchen Anordnung, entwickelt worden.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1813.

SCHONE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Schiegg: *Der letzte Menſch.* Eine romantiſche Dichtung. 1807. IV u. 344 S. 8. (1 Rthlr. 6 Gr.)

Ebendaſ.: Omegar, der letzte Menſch. Eine Dichtung. Aus dem Franzöſiſchen des Hn. *v. Grainville.* Neue Ausgabe. 1811. IV u. 344 S. 8.

Die vorliegende Schrift, deren neue Ausgabe mit der ältern bis auf das Titelblatt übereinkommt, verdient zwar nicht als Ueberſetzung, aber des Originals wegen, einige Aufmerkſamkeit. In dem kurzen Vorberichte heiſst es: „Das nachſtehende Werk iſt eine Uebertragung aus dem Franzöſiſchen des Hn. *v. Grainville.* Die Neuheit und Gröſse des Gegenſtandes, die lebendige und genialiſche Darſtellung deſſelben, der Reichthum und die glückliche Miſchung der Farben, die Fülle der Empfindungen, der tief treffende Blick ins menſchliche Herz, die ergreifende Schilderung mannichfaltiger Situationen, — dieſes und anderes hat mich angezogen, und mich beſtimmt, die angenehme ausländiſche Frucht auf den heimiſchen Boden zu verpflanzen, und den Genuſs mit dem deutſchen Leſer zu theilen, der es nicht verſchmähen wird, aus der rauhen abſtoſsenden Wirklichkeit ſich auf einige Augenblicke *in die friedliche Welt der Phantaſie* zu retten, die der Zauber des Genies vor ihm aufſchlieſst.“ Die curſiv gedruckten Worte ſtehen hier als müſſige Phraſe, da die imaginäre Welt, die dem Leſer hier aufgeſchloſſen wird, zu voll von Bildern der Zerſtörung und des Todes iſt, um auf die Phantaſie eines durch die Wirklichkeit Gedrückten wohlthuend zu wirken; übrigens ſagt der Ueberſetzer in ſeinem günſtigen Urtheile nichts, was nicht der ſtrengen Wahrheit gemäſs wäre, ob er gleich die minder vortheilhaften Seiten des Werks mit Stillſchweigen übergeht.

Wir verſuchen es zuvörderſt, unſern Leſern eine Idee von dem Plane und Inhalt des Ganzen zu geben. Der Vf. hat in das groſse Phantaſiegemälde eine Handlung hineingebaut, der man es anſieht, daſs ſie alle die Foderungen befriedigen ſollte, die ein Batteux nur immer an die Handlung eines epiſchen Gedichts gemacht haben kann. Dieſer Mittelpunkt, worauf das Ganze ruht, iſt *der freye Entſchluſs* des letzten Menſchen Omegar, ſeine Gemalin Syderie zu verlaſſen, an welche, als das einzige noch fruchtbare Weib auf Erden, die Fortdauer dieſes Weltkörpers geknüpft iſt.

Die Geſchichtserzählung ſteigt bis zu Jahrhunderten hinauf, in denen „Grundſätze, gefährlicher als die Peſt, als Erdbeben und Feuersbrünſte, lange Zeit hindurch unter die Zahl wohlthätiger Wahrheiten geſetzt wurden.“ Die Erinnerung an die ſchrecklichen Folgen derſelben machte das Streben der Nachwelt weiſer und edler, Wiſſenſchaften, Künſte und Tugenden des Menſchengeſchlechts näherten ſich der Vollkommenheit; (der Vf. ſpricht hier über ſeine Gewohnheit allgemein und unbeſtimmt,) zumal ſeit ein Weiſer, Namens Philantor, die groſse Entdeckung gemacht hatte, den Menſchen vermöge eines wohlthätigen Feuers zu verjüngen und dieſe Verjüngung nur wenigen Heroen der Menſchheit als der Preis ihrer Mühen gewährt wurde. Doch unter dieſer allgemeinen Veredlung des Menſchengeſchlechts erfährt die Erde die Symptome des Alters. Ihre Fruchtbarkeit ſchwindet; der Mond, durch ſein eignes Feuer entzündet, vergeht aus der Reihe der Dinge; trotz der äuſserſten Anſtrengung der Menſchen, weigert ſich das Feld, auch nur unfruchtbares Geſträuch zu tragen. Schon erzeugt der Mangel aufs neue Zwietracht und Unheil, als ein Prieſter, Namens *Ormus*, die Flüſſe und Seen ableiten und das Bette derſelben bebauen lehrt. Er iſt im Begriff, ein Gleiches mit *dem Ocean* (!) ſelbſt zu verſuchen; aber jetzt fangen die Eben an unfruchtbar zu werden, das Antlitz der Sonne erbleicht und ihre Strahlen erkalten. Die Bewohner des Nordens verlaſſen ihre Heimath und drängen nach Süden, *Braſilien*, und in demſelben *die Stadt der Sonne* wird der Mittelpunkt des Ueberreſtes der Menſchen. Nach einem zwanzigjährigen Zwiſchenraume wird in Frankreich, aus altem Königsſtamm, noch einmal ein Kind, Omegar, geboren, welches zu ſehen die Frauen aus den entfernten Enden Europa's herbeyeilen. Doch vergebens überläſst man ſich neuen Hoffnungen; dieſem Ereigniſs folgt kein ähnliches; erwachſen lebt Omegar in einer verödeten Hauptſtadt ſeiner Vorfahren, dürftig, mit dem Mangel kämpfend und ganz allein.

Hier treten wir in den engern Kreis dieſer Dichtung. Der Genius der Erde (Erdgeiſt), ein Weſen, deſſen Exiſtenz an die Dauer der Erde geknüpft iſt, ſteht auf, um die Fortdauer derſelben, die ihrerſeits von der Dauer des Menſchengeſchlechts abhängt, zu bewirken. Er macht, durch Blendwerke, daſs Omegar ſeinen verödeten Aufenthalt verläſst, um zu Rouen einen gewiſſen Idamas aufzuſuchen, und daſs derſelbe Idamas, ſchon vorher durch die Idee der möglichen Fortdauer des menſchlichen Geſchlechts begeiſtert, mit ihm und mehrern Gefährten die Reiſe nach Braſilien

Digitized by Google

filien antritt, wo Omegar das einzige noch übrige zur Fortpflanzung seines Geschlechts fähige weibliche Wesen finden soll. Diese Reise geschieht in einem Luftschiffe, und unterwegs erzählt Idamas dem Omegar, der hierin gänzlich ununterrichtet erscheint, das, was wir vorher von den Schicksalen des Menschengeschlechts anführten. Angelangt in der Stadt der Sonne werden sie anfangs durch ein Gesetz bedroht, was jeden Fremden dem Tode weiht. Doch bald gelingt es ihnen, mit Hülfe einiger wunderbaren Erscheinungen, (die hier überhaupt bey jeder Veranlassung wiederkehren,) die Amerikaner für ihre Absichten zu gewinnen. Es wird eine allgemeine Versammlung aller jungen Amerikanerinnen auf einer weiten Ebene veranstaltet, Omegar erscheint und wählt Syderien, die durch die strenge naturgemäfse Lebensart ihrer Vorfahren zu dem Vorzuge gelangt ist, das Menschengeschlecht allein noch erhalten zu können. Beide haben sich schon vorher auf eine wunderbare Weise kennen gelernt, beide sind voll grenzenloser Liebe gegen einander und alle hoffenden Blicke sind auf sie gerichtet. Ihre Verbindung zu segnen, wird der bereits erwähnte Ormus, der weiseste der Menschen, berufen, der bisher unter den Ruinen Karthagena's einsiedlerisch lebte. Bekannt mit allen Götterspruchen weissagt er nur Unglück von dieser Verbindung, doch giebt er so dringenden Wünschen nach. Der Tag der Feyer erscheint unter den Besorgnissen vieler, doch anfangs nicht ohne günstige Anzeigen; man hat es gewagt, der Erde noch einmal Saamen anzuvertrauen, und findet, dafs er gekeimt hat. Ormus segnet die Verbindung. Die Täuschung währt nur einen Augenblick; eine unsichtbare Botschaft naht ihm, er widerruft seine Worte und weissagt von der Vollziehung dieser Ehe den schnellen Untergang der Erde. Sein und des Idamas plötzlicher Tod bestätigen den Zorn der höhern Mächte.

Omegar, aus dem Himmel seines Glückes schrecklich herabgestürzt, wird jetzt von Syderien getrennt; die Amerikaner, von der Heftigkeit seiner Liebe überzeugt, denken auf seinen Tod, um den plötzlichen Untergang der Erde abzuwenden. Durch ein neues Wunder wird es ihm indefs möglich, sich mit Syderien in sein Vaterland zu retten; hier setzt er sein altes einsames Leben fort, von einer gewaltsamen innern Gluth verzehrt: denn Syderie, von allem Vorgefallenen unterrichtet und durch einen Eid gegen ihren Vater gebunden, verweigert ihm die Gunstbezeugungen der Liebe. Doch der Erdgeist setzt diesem Hindernisse ein neues Blendwerk entgegen, indem er Syderien in der Gestalt ihres abgeschiedenen Vaters erscheint, und sie von ihrem Eide entbindet. Die getäuschte Syderie kommt nun selbst den heifsen Wünschen Omegar's entgegen und wird schwanger.

Jetzt sendet Gott den Adam, der seit seinem Tode in einen Aufenthalt des Elends, dicht an den Thoren der Hölle, verbannt war, um dem Omegar Trennung von seiner Gattin zu gebieten. Dieser Auftrag, welchen Adam mit dem Ansehn eines Götterboten vortragt, mit Drohungen und Verheifsungen unterstützt, erweckt in Omegar's Seele einen langen und furchtbaren Kampf, dessen Schreckniffe hier in ihrer ganzen abwechselnden Reihefolge ausführlich geschildert werden. Schon entschlossen, wankt er nach Adams Verschwinden aufs neue, bis ihn Gott endlich seine entartete gräuelvolle Nachkommenschaft im Bilde erblicken läfst. Nun endlich entsagt er mit Festigkeit der Rückkehr zu seiner Gattin, von welcher ihn Adam früher weggeführt hatte. Dieser Schritt entscheidet Syderiens Tod und mit demselben den nahen Untergang der Erde. „Schon kündigten (Worte des Vfs.) furchtbare Zeichen ihn an. Tief aus Klüften und Höhlen dröhnten jammernde und klagende Töne herauf; Seufzer erfüllten an allen Orten den Luftkreis; alles Laub in den Wäldern gerieth von selbst in Bewegung; die Thiere, von Schrecken ergriffen, heulten, nahmen die Flucht und stürzten sich in die Abgründe herab. Die Glocken, durch eine unsichtbare Kraft in Bewegung gesetzt, erfüllten weit umher die Luft mit dumpfem Trauergeläute; es schien, sie verkündigten das allgemeine Absterben des menschlichen Geschlechts. Die Berge öffneten sich und spieen Wirbel von Rauch und Flammen aus. Die Fluthen des Oceans schwärzten sich, und ohne dafs Winde und Ungewitter sie in Aufruhr brachten, brüllten sie, brachen mit Wuth sich an den Gestaden und wälzten Leichen daher. Alle Kometen, die seit Erschaffung der Dinge die Menschen in Schrecken gesetzt, näherten sich der Erde, und röthieten den Himmel mit ihren furchtbaren Strahlen. Die Sonne weinte, ihre Scheibe war mit blutigen Thränen bedeckt. — Diese Zeichen trogen nicht. Der Ewige hatte im Buche des Schicksals den Rathschlufs verzeichnet, die Erde so lange zu erhalten, als das menschliche Geschlecht die Fähigkeit, sich auf derselben fortzupflanzen, besitzen würde. Er sah, dafs Syderie die Flucht ihres Gatten nicht überleben, und so das einzige noch fruchtbare Weib dem Tode zufallen werde. Von seinem Versprechen, und den Gesetzen, die er sich auferlegt hatte, entbunden, gab Gott das Zeichen zur Auferstehung der Todten. Die Himmel beantworteten es mit Frohlocken, die Hölle zitterte, und ihre Bewohner senkten sich tiefer in die Flammen, um sich darin zu verbergen. Die Engel, die am Fufse des Thrones Gottes standen, liefsen die Trompete des letzten Tages erschallen, dafs ihr Ruf an den Grenzen des Universums wiederhallte. Alsbald beeilten sich alle Körper, die Bestandtheile menschlicher Leiber in sich schlossen, sie zurückzugeben. *Im Norden brach das Eis, um ihnen einen Durchgang zu öffnen. Unter den Wendekreisen wogte der Ocean und warf sie an seine Ufer aus. Sie gingen aus den Gräbern, die sich öffneten, aus den Bäumen, die sich spalteten, aus den Felsen, welche borsten und aus den zusammenstürzenden Gebäuden hervor.* Die Erde war nichts, als ein ungeheurer Vulcan mit unzählbaren Oeffnungen, aus welchen Gebeine und Asche verstorbener Menschen kämen."

Ome-

Digitized by Google

Omegar ist Zeuge dieses wundervollen Auftritts. Drey Stunden genügen, um alle Theile der Verstorbenen zu vereinigen; dann gebietet Gott der Erde Ruhe und eine Grabesstille folgt dem Aufruhr. Sie führt in die Brust des erschütterten Omegar eine Art von Hoffnung zurück, er richtet seinen Weg auf Paris, aber es ist nicht mehr! Mit Wehmuth betrachtet er die Sonne, die sich, vielleicht zum letzten Male, ins Meer senkt. Ihrem Untergange folgt nicht, wie sonst, die Dämmerung, sondern Finsterniss mit verhängten Zügeln; sie ist von der Nacht, in einer allegorisch-witzigen Rede, dazu aufgefodert worden. Omegar begiebt sich in ein einsam stehendes Haus, worin zuletzt ein gewisser Tibes gelebt hat, der nebst seiner Gattin entseelt auf dem Lager daliegt. Er besieht das Haus und findet eine auserlesene Bibliothek, der Gedanke an den bevorstehenden Untergang dieser Schriften überfällt ihn. „Das sind also die Werke," sprach er, „die der Mensch so eitel unsterbliche Werke nannte. Morgen vielleicht werden sie nicht mehr seyn. Ha! diese Welt mag vergehen; mich dauert eine Wohnung nicht, die auf allen Seiten in Trümmer zerfällt; *aber ich weine über diese Schriften, die die Presse unaufhörlich verjüngte, und die noch so schön sind*, als wären sie eben erst dem Publicum von den Händen ihrer Urheber übergeben worden. Welche Vortrefflichkeit kann denn einem Gott beywohnen, der die Schöpfungen des menschlichen Geistes wie nichts betrachtet, und sie der Vernichtung übergiebt?" Ein von Tibes nachgelassenes Papier, welches ausdrücklich zu diesem Zweck geschrieben scheint, bringt ihn auf bessere Gedanken. Bey seiner Rückkehr findet er die Körper des Tibes und seiner Gattin verjüngt, sie ermangeln nur noch ihrer Seelen, die im Aufenthalte der Schatten umherirren und sich nach Wiedervereinigung mit den Körpern sehnen. Der Schlag zwölf Uhr erschüttert den Omegar mit dem Gedanken an den nahen Untergang aller Dinge und an Syderien; nach einem Gebet für sie entschlummert er.

Syderie ihrerseits ist gleich nach der Trennung von Omegar schrecklichen Ahndungen zum Raube geworden, ihn suchend irrt sie in gränzenloser Angst umher, die selbst durch die Scenen der Vernichtung, wovon sie Zeugin ist, wenig Zuwachs erhält. Auf Omegar's Gebet gewährt Gott der Verzweifelnden einige Linderung und lässt ihr durch Engel im Traume erhebende Gesichte erscheinen. Die alles umgestaltende Trennung der menschlichen Atome hat den Genius der Erde aufgeschreckt, der sich in seiner Werkstatt, im Mittelpunkte der Erde, befindet. Unruhig und ungewiss über die Ursachen der ihm unbegreiflichen Erscheinung schwingt er sich auf die Gipfel der Pyrenäen, wo er die Lage der Dinge erkennt, und zugleich an Hesperiens Grenzen den Tod erblickt, der sich zur Ausrottung der Reste des Menschengeschlechts anschickt. Er wendet seine ganze sophistische Beredtsamkeit an, um ihn zur Schonung Omegar's und Syderiens zu vermögen, deren Nachkommenschaft ihm, dem bisher aus Mangel an Beute Abgezehrten, neue Wirksamkeit und neue Kräfte verspreche, und es gelingt ihm fast über Erwarten. Der Tod verspricht, des Paars zu schonen, und weiset den Erdgeist in seine Wohnung zurück. Aber bald hat er sich an dem Tibes, dessen zur Unsterblichkeit verjüngten Körper er vergebens zu tödten sucht, von dem nahen Ende seiner Herrschaft und der Erde überzeugt, und unwillig, sich getäuscht zu sehen, mordet er Syderien vor des bestürzten Genius Augen, der die Geister der Hölle umsonst zu seiner Rettung beschworen hat, und, von schrecklicher Angst gefoltert, auf die Erde zurückgekehrt ist. Mit Syderiens Tode ist das Schicksal der Erde entschieden. Die Mächte des Himmels haben sich auf die Wolken herabgelassen, die herumirrenden Todten, ja, die Teufel selbst haben sich versammelt, diesen Auftritt mit anzusehn. Jetzt erlischt die Sonne, die noch einmal, wiewohl bleich, strahlenlos und ohne die Gestirne zu verdunkeln, aufgegangen war. „Die düstre Nacht des Chaos deckte die Erde; Klagetöne drangen aus Bergen, Felsen und Höhlen hervor, und die Natur seufzte. In der Luft erscholl eine klagende Stimme und rief: das Geschlecht der Menschen ist todt." Starr sind die Blicke des verzweifelnden Genius auf Syderiens Leichnam gerichtet. Nach einem bittern Wortwechsel mit dem Tode muss er selbst den Kampf mit ihm beginnen. Vergebens verschanzt er sich hinter einem Vulcan brennbarer Stoffe, dessen furchtbare Explosion die Erde trennt und die Alpen und Pyrenäen hoch in die Lüfte schleudert. Der Tod erreicht ihn mitten in diesen Flammen. Mit seinem Absterben weicht die Finsterniss von der Natur und die Morgenröthe der Ewigkeit bricht an, deren Fortgang, so wie das fernere Schicksal des Omegar, den Blicken des Dichters verschleyert bleibt.

(*Der Beschluss folgt.*)

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Preise.

Die Societät der Wissenschaften zu Haarlem hat eine Reihe von Preisfragen für die Jahre 1814, 1815, 1816 und für unbestimmte Termine bekannt gemacht. Da der Termin für 1814 so nahe bevorsteht, dass in der Zwischenzeit keine Beantwortungen möglich sind, so werden blos die für die folgenden Jahre hier angezeigt.

Die Beantwortungen können in holländischer, französischer, lateinischer oder deutscher Sprache (letztre mit latein. Buchstaben geschrieben) abgefasst seyn, und werden an den beständigen Secretär, *van Marum*, auf die gewöhnliche Weise mit versiegeltem Namen franco eingesendet. Der Preis für jede Frage ist 150 holl. Gulden, oder eine goldne Medaille von diesem Werthe. Die Gesellschaft macht es aber, bey Verlust des Preises, zur ausdrücklichen Bedingung, dass kein Preisbewerber seine

Digitized by Google

seine Schrift eigenhändig geschrieben habe, sondern in einer Abschrift einschicken möge. Hier folgen ihre eignen Worte:

La Société répète les quatre questions suivantes, dont le terme du concours étoit échu, pour y répondre

Avant le 1. Janvier 1815.

I. „*Quelles espèces de plantes graminées fournissent dans les prairies des terreins sablonneux, argilleux et marecageux les alimens les plus nutritifs aux bêtes à cornes et aux chevaux; et de quelle manière peut-on les cultiver et les multiplier le mieux au lieu de ces plantes, qui sont moins utiles dans ces prairies?*"

II. „*Jusqu'à quel point peut-on juger de la fertilité des terreins, soit cultivés, ou non cultivés, par les plantes qu'on voit végeter naturellement dans ces terreins; et quelles indications donnent-elles de ce qu'on peut ou doit faire, pour l'amélioration de ces terreins?*"

III. „*Que fait-on de l'écoulement de la sève de quelques arbres ou arbrisseaux au printemps, comme p. e. de la Vigne, du Peuplier, de l'Orne, de l'Erable et d'autres; que peut-on apprendre à cet égard par des observations ultérieures; quelles conséquences peut-on en déduire concernant la cause, qui fait monter la sève dans les arbres et dans les plantes; et quelles instructions utiles pourra-t-on tirer du progrès de la science à l'égard de ce sujet, pour la culture des arbres utiles?*"

IV. „*Quels sont les avantages de la gelée et de la neige dans ce païs, pour la culture des plantes utiles? Que peut-on faire pour augmenter leur influence bienfaisante; et quelles précautions l'expérience a-t-elle appris être les meilleures, afin de prévenir les dangers d'une forte gelée pour les arbres et les plantes?*"

Et la question suivante, pour y répondre

Avant le 1. Janvier 1816.

„*Comme l'analyse chimique des végéaux, malgré les progrès considerables qu'on y a fait les dernières années, n'est pas encore reduite à ce degré de perfection, que l'on puisse se fier en tous cas aux resultats, puis qu'ils different quelquefois considérablement après des analyses soigneusement faites de la même manière, et comme les connoissances de la nature des plantes, de leur plus ou moins grande utilité pour la nourriture, et de leur vertus medicales en dépendent en grande partie, la Société offre la double medaille d'or de la valeur de trois cents florins d'Hollande à celui, „qui par des expériences répétées ou nouvelles (qu'on aura trouvé exactes en les répetant) aura reduit l'Analyse Chimique des plantes au plus haut degré de perfection, et aura écrit le précis le plus parfait des procédés les plus convenables, pour faire l'analyse chimique des matières végétales en tout cas par la voye la plus simple, mais en même tems la plus certaine, de manière qu'on obtienne toujours, en répetant avec soin les procédés, les mêmes résultats.*"

Et la question suivante

Pour un tems illimité.

„*Un catalogue exact des mammifères, des oiseaux et des amphibies, qui n'étant pas des espèces transportées d'ailleurs, se trouvent naturellement dans ces païs-ci, contenant leurs différens noms dans différentes parties de ce païs, et leurs caractères génériques et specifiques, decrits en peu de mots suivant le système de Linné, avec indication d'une ou de plusieurs des meilleures représentations de chaque animal?*"

La Société propose, pour cette année, les cinq questions suivantes, prises des Sciences Physiques, pour y répondre

Avant le 1. Janvier 1815.

I. „*Comme l'expérience et les observations faites depuis des temps immémorials ont demontré, que tous les bras de mers formés par les écoulemens des eaux de rivières et de lacs, qui se dechargent dans la Mer du Nord, sont transportés de plus en plus vers le Sud, à cause des lits de sable qui se forment, et qu'aux endroits, ou ces flux ont formé plus d'un bras de mer, ceux qui sont situés vers le midi, sont les plus profonds, et que les autres vers le Nord perdent leur profondeur, la Société demande, de quelle manière ce phénomène doit être expliqué: „quelle en est la cause Physique? — Et qu'on en déduise et demontre, qu'est ce qu'on en doit attendre à l'avenir?*"

II. *Comme l'air atmosphérique devient mephitique dans un tems plus court par des charbons qui s'allument, que par des charbons ardens, quoique les derniers à quantité égale transforment un plus grands quantité d'air vital (gaz oxygène) en acide carbonique, et comme les asphyxies subites, observées dans un air gaté par des charbons qui s'allument, ne peuvent pas être attribuées à l'expulsion de cette quantité d'air qui est absorbé par les charbons pendant leur extinction, et qui y subit quelque altération, la Société desire: „qu'on examine par des recherches expérimentales, quelle altération l'air atmosphérique subit par des charbons qui s'allument; qu'on le compare avec l'altération effectuée par des charbons ardens; et qu'on détermine de cette manière, à quelle cause les asphyxies subites, causées par des charbons qui s'allument, doivent être attribuées?*"

III. „*Quelle est l'origine du carbone dans les plantes? Est ce qu'il est produit par la végétation même soit entièrement soit en partie, comme les expériences de Mr. von Crell paroissent prouver, et comme quelques Physiciens supposent? — Si c'est ainsi: de quelle manière s'opère cette production? — Si non: de quelle manière s'opère alors l'absorption du carbone par les plantes? Se fait-elle, après qu'il est combiné avec l'oxygène et transformé en acide carbonique, ou de quelque autre manière?*"

La Société désire que cette question soit éclaircie par des recherches expérimentales. Une contemplation théoretique de ce sujet ne sera pas considérée comme une réponse.

IV. „*A quoi peut-on attribuer le fer, qu'on voit paroitre dans l'analyse de quelques plantes? — Peut-on l'attribuer en tous cas à des particules de fer, que les plantes ont prises avec leurs nourritures: ou peut-on évidemment prouver par des observations, qu'il est produit, au moins dans quelques cas, par la végétation même? et quelle lumière répandent ces observations sur d'autres branches de la Physique?*"

V. „*Quelles sont les propriétés et caracières des huiles grasses ou exprimées les plus usitées? Peut-on déterminer par une exacte connoissance Physique et Chimique, pour quoi telle espèce de ces huiles est plus propre qu'une autre aux usages différens, comme à la nourriture, à l'éclairage, à la peinture etc. Et peut-on déterminer après un tel examen, quelles sont les plantes oleagineuses moins connues qui pourroient être cultivées avec avantage?*".

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1813.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Schiegg: *Der letzte Menſch.* u. ſ. w. *Ebendaſ.: Omegar, der letzte Menſch.* Aus dem Franzöſiſchen des Hn. *v. Grainville* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Schon dieſe unvollkommene Inhaltsanzeige wird unſre Leſer überzeugt haben, daſs hier von keinem alltäglichen Erzeugniſſe die Rede ſey. Es herrſcht in dem Werke des Vfs. ein ſo eigenthümlicher und gröſstentheils kühner Geiſt, daſs man leicht fühlt, die Anregung ſey ihm nicht vom Boden ſeiner vaterländiſchen Literatur gekommen, auch möchte es ſchwer halten, einen Dichter ſeiner Nation von ähnlichem Geiſte aufzufinden, *Chateaubriand*, nach dem ſich der Vf. jedoch nicht bilden konnte, etwa ausgenommen. Offenbar iſt der Einfluſs ausländiſcher Literatur auf den Vf., der ſelbſt mehrere wichtige poetiſche Werke der Italiener, Engländer u. a. in das Franzöſiſche übertragen hat, und bey dem ſich daher auch vertraute Bekanntſchaft mit den groſsen religiöſen Epopeen des Auslandes vorausſetzen läſst. Hieraus, und vielleicht aus individuellen uns unbekannten Verhältniſſen des Dichters, während und nach der Revolution, erklärt ſich dieſer eigenthümliche Schwung, dieſe Energie, womit er die Bilder des Todes und der Zerſtörung auffaſst, dieſe düſtern melancholiſchen Schatten, die, dem Geiſte ſeiner Nation fremd, auf einem groſsen Theile ſeines Gemäldes ruhen. Seine Schilderungen — die glänzendſte Seite ſeines Werks — ſind meiſtens im hohen orientaliſchen Stil, voll ſinnlichen Reichthums, und einer Pracht, die nicht auf leerem Wortprunke beruht. Obgleich das Gedicht der äuſsern Poeſie des Sylbenmaaſses entbehrt, und der epiſche Ton ſich deſshalb oft zum Tone der Erzählung herabläſst, ſo erhebt ſich doch der Ausdruck, von einem angemeſſenen proſaiſchen Numerus unterſtützt, zum Theil mit voller poetiſcher Kraft, und ſcheint mitunter durch die Proſa ſogar gewonnen zu haben.

Mit dieſem Lobe iſt indeſs, genau genommen, noch nicht viel geſagt. Wie weit mehr würde erfodert, um das Gedicht, zumal als Epopee betrachtet, gelungen zu nennen. Es liegt zum Theil in der Natur des Stoffes, daſs man es aus dieſem Geſichtspunkte betrachten muſs; die unbeſtimmte Benennung *romantiſche Dichtung*, welche das erſte Titelblatt führte, war offenbar unpaſſend und iſt mit Recht auf dem ſpätern unterdrückt worden. Ein deutſcher Dichter, *Sonnenberg*, hat in unſern Tagen den gleichen Stoff in einer Epopee behandelt, nicht mit uneingeſchränktem Beyfall, und wie ſehr war der franzöſiſche Dichter gegen den deutſchen gleichwohl im Nachtheil, durch das Genie ſeiner Sprache, den Mangel des heroiſchen Versmaaſses und des Sylbenmaaſses überhaupt. Von dieſer Seite kündigt ſich das deutſche Werk ſogleich als das bedeutendere, poetiſch vollendetere an. Ueberhaupt iſt der Abſtand beider groſs, und in der erſten Begründung des Stoffes verfolgt das Genie der Vff. ſchon entgegengeſetzte Richtungen. Bey *Sonnenberg* iſt es das moraliſche Verderben der Menſchheit, welches den Untergang der Erde nach ſich zieht. Sobald dieſs angenommen war, geſtaltete ſich gleichſam von ſelbſt die Handlung des Epos; (wir behaupten nicht, daſs *S.* ſie aufs beſte geſtaltet habe;) um den vorherzuſehenden Untergang abzuwenden, muſsten Anſtalten gegen jenes Verderben getroffen werden. Bey Herrn *v. Grainville* geht die Erde unter, weil ſie gealtert hat, dem natürlichen Laufe der Dinge und dem Willen Gottes gemäſs; das moraliſche Verhalten der Menſchen kommt dabey nicht in Betrachtung, auch iſt das Menſchengeſchlecht nicht unvollkommener, ſondern vollkommener geworden. Hier boten ſich alſo nicht, wie bey *Sonnenberg*, von ſelbſt Momente dar, welche der Kataſtrophe entgegenwirkten, wie es doch, um Handlung in das Epos zu bringen, nöthig war; der Vf. muſste dieſe Gegenwirkung frey aus eigner Phantaſie erſchaffen, und er fand ſie in der eigennützigen Vorſorge des Erdgeiſtes für das Menſchengeſchlecht. Die Frage, welcher von beiden Dichtern paſſender motivirt habe, möchte wohl zu Gunſten des deutſchen entſchieden werden müſſen; der von ihm eingeſchlagene Weg ſcheint uns natürlicher, fruchtbarer und dem Geiſte der Epopee gemäſser; bey der Art, wie der franzöſiſche Dichter den Stoff aufgefaſst hat, wirkt er gewiſſermaſsen tragiſch, im Geiſte der alten Tragödie. Von Anfang herein erſcheint das Loos der Erde, wie das Schickſal der Alten, unabwendbar; die Gegenanſtalten des Erdgeiſtes ſind beſtandloſer Art, wenn gleich das Gedicht dadurch auf mehrern Punkten Handlung und Leben erhält. Ob es gleich nicht an Erregung wechſelnder Leidenſchaften fehlt, ſo iſt es doch die ſchmerzliche Idee des ſtufenweiſen, unabwendbaren Hinwelkens und Abſterbens, welche ſich ergreifend durch das Ganze ausbreitet, und ihm einen mehr düſtern und melancholiſchen, als majeſtätiſch furchtbaren Charakter aufdrückt.

Die Maſchinerie iſt unvollkommen. Gott handelt nicht auf das conſequenteſte, und dem Charakter

des

Digitized by Google

des vollkommenſten Weſens gemäſs; der Tod verräth durch witzige Reden ſeine allegoriſche Abkunft. Die Geiſter der chriſtlichen Mythologie, Engel und Teufel, erſcheinen, zumal die letztern, nur, um Zuſchauer abzugeben. Am thätigſten beweiſen ſich Adam und der ſonderbare Erdgeiſt, der ganz das Erzeugniſs des Dichters iſt und unter den übrigen wirkenden Perſonen gar fremd erſcheint.

Auffallend ſchwach, oder wenn man will, ungeübt, hat ſich der Dichter in der ſceniſchen Anordnung des Stoffes gezeigt. Man kann das Unvollkommene dieſer Anordnung aus unſerm oben gegebenen Auszuge minder erkennen, weil wir, um nicht die Leſer abzuſchrecken, alles in eine natürliche Ordnung zu bringen geſucht haben; zum Theil aber wird man es ſchon aus dem Umſtande abnehmen, daſs das Gedicht ſelbſt mit der Sendung Adams an Omegar beginnt. Alles Vorangehende erfährt man aus der Expoſition, welche mehr als die Hälfte des Buches einnimmt. Der Dichter hat es zugleich übel getroffen, daſs dieſe Expoſition durch eine ſehr lange Erzählung des Omegar geſchieht, während welcher Adam nur eine dürftige interlocutoriſche, Syderie aber eine völlig ſtumme Rolle ſpielen muſs. Zugleich iſt in dieſer Expoſition die ſogenannte Einſchachtelungsmethode ſehr weit getrieben. Das Ganze des Gedichts erſcheint nämlich als eine Viſion, welche der Dichter in einer Höhle bey Palmyra gehabt haben will. Aus dem Munde des Dichters vernehmen wir, was Omegar vor ſeinen Augen dem Adam erzählte; in Omegar's Vortrag aber iſt wiederum eine lange Erzählung des Idamas eingeſchaltet, und in dieſer werden wiederum Ormus und andere redend eingeführt, ſo daſs wir manches erſt durch die vierte Hand erfahren. Offenbar hat dieſe Anlage des Ganzen etwas Verworrenes und Mühſames. An ſich ſelbſt ſchreitet die Handlung in der Expoſition gleichwohl leichter und raſcher vorwärts, als weiter hin, wo die Darſtellung gedehnter wird und ſtörende Epiſoden den Gang der Geſchichte aufhalten.

Wir haben manches zum Nachtheile des Vfs. geſagt; es ſey uns daher erlaubt, noch auf einige Einzelnheiten dieſes Gedichts aufmerkſam zu machen, die den Leſer gröſstentheils für die minder gelungene Compoſition des Ganzen entſchädigen werden. Dahin gehören unter den Perſonen die Charaktere Omegar's und Syderien's, (letztere insbeſondere iſt eine zarte anmuthige Geſtalt,) des Idamas, Philantor, Ormus, zum Theil auch Adams, (der tiefen Schmerz und den regſten Antheil an ſeinen Nachkommen offenbart,) die Beſchreibung der verödeten Erde im Anfang, die Kataſtrophe des Mondes, welche früh erfolgt, die Beſchreibung der Sonnenſtadt, der Ruinen Karthagena's, der verſammelten Töchter Amerika's, mit reizendem Anſtande durchgeführt, u. ſ. f. Dagegen ſind die Reden oft declamatoriſch und zur Unzeit witzig, und daſs nicht alle Erfindungen des Vfs. dem Gegenſtande angemeſſen ſind, wird man zum Theil aus den oben angegebenen Stellen ſchon bemerkt haben.

Der Ueberſetzer erſcheint zwar ſeinem (nicht eben ſchweren) Geſchäft ziemlich gewachſen, indeſſen iſt ihm ſein Vorſatz in der Ankündigung, es dem Leſer ſo wenig als möglich merken zu laſſen, daſs er eine Ueberſetzung vor ſich habe, nicht völlig gelungen. Ein paar Mal iſt der Periodenbau, die Stellung der Fragen, der Ausrufungen u. ſ. f. noch franzöſiſch; auch manche Ausdrücke laſſen das Original mehr, als der Genius der deutſchen Sprache verſtattet, hindurchſcheinen, z. B. S. 60. 165. 322. In dem Namen des braſilianiſchen Königs *Aglaure* iſt die Endung nicht deutſch; es muſste Aglaurus, Aglauros oder Aglaur heiſsen. Der Genitiv von Idamas ſollte nicht *Idamaſens* heiſsen. Eine Sonderbarkeit des Vfs. iſt es, daſs die Prieſter durchgängig *Diener der Altäre* und Adam gar zu oft *Vater der Menſchen* genannt wird.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

1) Rostock, m. Adler. Schriften: *Supplementa ad Buxtorfii Lex. chald. talmud. et rabbin.* dictionis V. et N. Teſtamenti ratione habita. Diſſ. theol. philologica, quam pro ſummis in Theologia honoribus capeſſendis ſcripſit *Ant. Theod. Hartmann*, Theol. P. P. O. 1813. 44 S. 4.

2) *Ebendaſ.: Epiſtola*, qua *O. Gerh. Tychſenii* etc. *Solemnia ſemiſecularia* piis votis proſequitur *Ant. Theod. Hartmann.* Inſunt *Supplementa ad Geſenii Lexicon hebr. e Miſchna petita.* 1813. 16 S. 4.

Beide unter dem gemeinſchaftlichen Titel:

Supplementa ad Buxtorfii et Geſenii Lexica. Scripſit *A. Th. Hartmann.*

Seit langer Zeit ſahen wir keine Gelegenheitsſchrift dieſes Faches, in welcher Proben aus ſo reichen, ſo zweckmäſsig und mit ſolchem wiſſenſchaftlichen Intereſſe angelegten Collectaneen mitgetheilt würden, als in den vorliegenden. Der Vf. widmete ſeit längerer Zeit der Miſchna, den Targums und andern jüdiſchen Schriften und Interpreten ein ſorgfältiges Studium, theils zum Behuf der altteſtamentlichen Schriftauslegung, bey welcher er über zu groſse Vernachläſſigung der Rabbinen klagt (Nr. 1. S. 2 — 5.), theils zur Aufklärung des N. T., in der Abſicht, einſt in *Lightfoot's* und *Schöttgen's* Fuſstapfen tretend, ſeine Sammlungen dem Publico in einem „*N. T. ex aramaeis judaicisque fontibus illuſtrato*" vorzulegen (ebend. S. 1). Bey dem Gebrauche des Buxtorf'ſchen Wörterbuchs zeigte ſich ihm, wie manche Zuſätze und Verbeſſerungen dieſes zuliefse, und er ſchrieb daher dieſem ſeine Sprachbemerkungen bey. Bey dieſem Studio erneuerte ſich dem gelehrten Vf. leicht die Ueberzeugung, daſs in der Sprache der ältern Theile des Talmuds, deren Beſtandtheile zum Theil über Chr. Geb. hinaufgehn, nicht wenig althebräiſches Sprachgut erhalten ſey, woron die altteſtamentliche Lexicographie Nutzen ziehen könne. Er zeichnete ſolche Beyſpiele dem Geſeniusſchen Wörterbuche bey und zunächſt aus dieſen Sammlungen entſtanden die beiden

Digitized by Google

den vorliegenden Programmen, welche einen für jeden Freund dieser Studien höchst erfreulichen Beweis für den lebendigen und fruchtbaren Eifer des Vfs. für hebräische Literatur ablegen. Wir betrachten sie jetzt einzeln etwas näher, und fügen einige Bemerkungen bey.

Nr. 1 theilt sich in zwey Haupttheile, *Zusätze* zu *Buxtorf* und *Verbesserungen* desselben. Die *ersteren* sind unter folgende Rubriken geordnet: 1. Fremde ins Talmud. aufgenommene Wörter. Wir wundern uns, dass Hr. *H.* nächst *Cohen de Lara* nicht des Buches *Or-Esther* der Hnn. *Bondi*, Dessau 1812 (s. A. L. Z. 1813. Nr. 104), welches gute Zusätze zu Buxtorf enthält, gedacht hat. Auch נְמָא νησος S. 9 hätte dahin gehört. 2. Andere ausgelassene Wörter. Wir erlauben uns folgende Bemerkungen. מִסְּךָ *porticus* als chaldäisch oder rabbinisch aufzuführen, berechtigt keineswegs Aben Esra zu Ps. 42, 5; denn er erklärt hier סך geradezu durch das biblische מוסך השבת, durch 2 Kön. 16, 18, und die Bemerkung ist daher ohne wirklichen Ertrag. עֲרִי, חֻמְרָא Eis, Kälte, wird unrichtig von קָרָה (*a rad.* קרר) abgeleitet, mit Verwechselung des ר und ק, es ist der Etymologie nach ganz verschieden, nämlich von חֻמְרָא, עֲרָא (für חֲרָא) *adhaesit*, *apprehendit*, *tenuit*, dah. חֻמְרָא etwas Zusammenhaltendes, *Festes*, *Hartes*, mithin auch *Kiesel*, *Eis*. (Vgl. Hiob 38, 30 und über die *Verba tenendi et adhaerendi* Gesenius u. d. W. אָחַז). Die Grundbedeutung ist also hier *Eis*, wie dieses auch bey קֶרַח der Fall ist, nur dass es dort von dem Begriff der *Glätte* ausgeht, wovon auch קֶרַח Glatt-, Glatzkopf, קָרְחָה glattstirnig, ungehörnt u. s. w. So ist auch מְעָרָע 3 Mos. 23, 24 keineswegs Ein Wort mit dem hebr. מְקֹרָא, wofür es steht. — 3. Ausgelassene *Bedeutungen* (S. 12 — 21). Wir bemerken Folgendes. Dass נָגַב eigentlich bedeute: *per devios occultosque tramites profugere*, ist aus d. a. O. Jer. 23, 10 keineswegs erweislich, denn נְגִיבוּ אֹרְחֹתָן ist gewiss nach der gewöhnlichen Bedeutung zu nehmen: ihr Weg ist verstohlen, vgl. Richt. 5, 6: אֹרְחוֹת מְנֻנָּבִים verstohlne Wege. Eine ähnliche Urbedeutung von נָגַב versuchte, aber unnöthig, *Michaelis* in den *Supplemm.* S. 338. Eben so wenig dürfte *Buxtorf* für נָהַר die Bedeutung *aperire* aufgenommen haben, wegen 1 Mos. 3, 7; denn אֶתְנַהֲרוּ ist dort: (die Augen) wurden erleuchtet. Das hebräische מְנַהֶרֶת ist aber von נקר graben. Die Bemerkung, dass *lingua tertia* für verläumdrische Zunge stehe, welche zu תְּלִיתִי nachgetragen wird, hat *Buxtorf* selbst u. d. W. לָשׁוֹן, wohin sie auch eher gehörte, viel fruchtbarer vorgetragen und durchgeführt. Auch des Vfs. Citat 1 Mos. 1, 16 Jon. steht dort. — 4. Ausgelassene Formen und Citate, unbedeutend. Dass תְּלִיתָא *dritter* bedeute, und von *Gesenius* ausgelassen sey, ist nicht richtig. Es bedeutet nur *drey*, und ist auch so aufgeführt worden. — 5. Weitere Erläuterungen kürzerer Angaben bey *Buxtorf*, deren mehrere sich auf Sachen beziehn. Ueber מְמוּ = מִימְנוּ wird die Vermuthung gewagt, dass מ mit ב und נ, und dieses wiederum mit ת verwechselt sey, was uns etwas hart scheint. — 6. Bemerkungen zur Erläuterung des N. T. Zur Erläuterung des Taufbefehls wird passend die Formel verglichen: *circumcidi in montem Garizim i. e. ita ut circumcisus addicatur cultui in monte Garizim instituto.* Ausführlicher wird über מִימְרָא דיי und שְׁכִינָה gehandelt, wovon das letztere aber nicht zur Erläuterung des N. T. dient. Von dem ersten wird behauptet, dass es herrschend als „*additamentum superfluum*" für Jehova selbst stehe, wie auf ähnliche Weise das hebräische: *Name Gottes.* Aber letzteres hat immer einen Nebenbegriff: Gott, insofern er angerufen, gepriesen wird; insofern er gegenwärtig ist, nahet, hilft, u. s. w., und dasselbe lässt sich vielleicht von dem *Verbo Dei* sagen. Vermisst haben wir ganz die Entwickelung, wie man darauf gekommen sey, *Verbum Dei* für *Deus* zu gebrauchen. Dass man den Messias so nannte, wird durch Uebertragung göttlicher Epitheta auf denselben erklärt. Beyläufig wird S. 35 bemerkt, dass הוּא in der Bibel als *Name Jehova's* vorkomme, weil man (schon damals!) sich vor der *Entweihung* des göttlichen Namens durch Aussprechen sorgfältig gehütet habe. Diese letztere *Erklärung* der vorgeblichen Bedeutung wird Hr. *H.* selbst bey genauerer Betrachtung leicht aufgeben, und noch mehr, sich überzeugen, dass die Bedeutung selbst nicht da sey, wiewohl sie allerdings schon von hebräischen Auslegern angenommen wird. Allein was beweist das? Alle Stellen, welche von *Rosenmüller* zu Hiob 32, 2. *Simonis Onomast. V. T.* S. 549 angeführt werden, zeigen ziemlich das Gegentheil. Meistens ist הוּא neutr. *es*, z. B. 5 Mos. 32, 29: sehet, dass ich, ich *es* bin, Jes. 43, 10. 13. 25, auch *derselbe*, z. B. Ps. 102, 28; oder es steht für das *Verbum substantivum*, wie 2 Sam. 7, 28. Eben so verhält es sich in den zahlreichen Stellen des Koran mit هُوَ. — Es folgen II. *Verbesserungen* (S. 39 — 42), weit geringer an Zahl. Am gelungensten schien uns בר נחלי, als Epitheton des Messias, erklärt durch υἱος νεφελης aus Dan. 7, 13.

Es liegt in der Natur solcher nur durchaus beyläufig gemachter und dann geordneter Bemerkungen, dass nicht alle gleich gehaltreich und wichtig sind. Eine Reihe von Schriftstellern für diesen lexicographischen Zweck durchgelesen, oder einige Buchstaben des Wörterbuchs hintereinander durchgegangen und erwogen, hätten allerdings noch reichere Beobachtungen gewährt. Wir würden dazu die erstern Buchstaben vorgeschlagen haben, die in diesem sonst gewiss vortrefflichen Werke verhältnissmässig am dürftigsten ausgestattet sind. Der Vf. trägt mehrere Erläuterungen über grammatische Ausdrücke, z. B. פֶּתַח, שֶׁבֶר nach; bey weiterm Nachschlagen würde er gefunden haben, dass die meisten Artikel dieses Zweigs bey *B.* mangelhaft und unbefriedigend sind. Wir erwähnen nur den Namen נֶגֶשׁ (bey *Buxt.* הֶגֶשׁ), der von den meisten neuern Grammatikern nach *Buxtorf*

torf durch *punctum* erklärt wird, nach dem Syr. ? *confodit, pupugit, transfixit.* Allein dieſes wäre der Analogie dieſer grammatiſchen Ausdrücke völlig zuwider, welche nicht von der Geſtalt, ſondern von der Bedeutung des Zeichens hergenommen zu ſeyn pflegen (nur *Segol* dürfte etwa eine Ausnahme machen). Es iſt wahrſcheinlichſt von der Bedeutung *gravavit: aggravans, aggravatio*, wie das entſprechende arab. تَشْدِيد *corroboratio*, und تَثْقِيل (ein etwas ſeltenerer Name für *Teſchdid*) *aggravatio.* Die Grammatiker nennen bekanntlich eine Form mit verdoppeltem Buchſtaben, z. B. *Piel*, eine *ſchwere* (כָּבֵד), und den Gegenſatz *leicht* (קַל).

Noch unmittelbarer auf altteſtamentliche Philologie bezieht ſich Nr. 2, wo Parallelen zu hebräiſchen Wörtern, beſonders ſeltenern, und ἅπαξ λεγομενοις, aus der Miſchna beygebracht werden. Die vorliegende Probe reicht nur von א—ח. Bey den meiſten dieſer Artikel war der talmud. Sprachgebrauch allerdings ſchon im Buxtorf hinlänglich, und durch dieſelbe Stelle, beſtätigt, und hätte nur darauf verwieſen werden können, z. B. bey גבעל, גולם, חם; bey der Mehrzahl war die talmudiſche Bedeutung auch bey *Geſenius* angegeben (wiewohl ſich dieſer wegen der Citate ein für alle Mal auf *Buxtorf* berufen muſste); doch erhält man auch einige, von *B.* und dieſem überſehene, dem Sprachforſcher *ſehr* willkommene Bemerkungen, z. B. die Nachweiſung des Sing. אִשְׁתָּה Koth, Miſt, *Miſchna ed. Surenhuſ.* P. III. p. 80. IV, p. 133. 178, wovon der Plur. אִשְׁתּוֹת Klagel. 4, 5; חָנַךְ belehren, gewöhnen für Sprüchw. 22, 6. Vgl. Miſchna VI. p. 42. 142. Bey andern iſt Rec. angeſtoſsen, z. B. daſs אַלְמָנִים durch Verwechſelung der Buchſtaben das arab. الْمَغْم ſelbſt ſey; ferner bey חָלַט, wo die *Miſchna* V. p. 216. VI, 42. 142 vorkommende Bedeutung *confirmavit*, das *crux interpretum* 1 Kön. 20, 33 auf einmal entfernen ſoll. Wir hätten gewünſcht, daſs ſich Hr. *H.* hier deutlicher gemacht hätte, da uns die Stelle trotz der Anm. des Maimonides zu d. St., auf welche verwieſen wird, nicht deutlicher geworden iſt. Beyläufig wird für das hebräiſche טוּב die „von allen Lexicographen überſehene" Bedeutung: *wohlriechend*, als Grundbedeutung vindicirt, mit Berufung auf die bekannte Bemerkung, daſs die Begriffe: wohlriechend und angenehm, übelriechend und unangenehm, ſchlecht, in den morgenländiſchen Sprachen in einander flieſsen. Wirklich kommt man aber im Hebräiſchen überall mit: *ſuavis (de odore)* aus. Stellen der Miſchna, wie רֵיחַ טוֹב, beweiſen natürlich gar nichts, ſonſt würde auch das deutſche *gut* wohlriechend bedeuten. Da die philologiſche Benutzung der Miſchna ohnehin durch treffliche Regiſter bey *Surenhuſius* erleichtert wird, ſo wird eine nochmalige Reviſion nicht ohne Ertrag für den altteſtamentlichen Sprachgebrauch ſeyn.

Die bisherigen Bemerkungen mögen wenigſtens unſer Intereſſe für den Gegenſtand, und unſere Achtung für den gelehrten und raſtloſen Vf. bewähren, die wir ihm wiederholt bezeugen. Auf die Correctur hätte wohl etwas mehr Sorgfalt verwandt ſeyn mögen. Man verbeſſere Nr. 1. S. 9 mehrere Mal כְּבַד für כָּבֵד; S. 20. Z. 6 פֶּתַח für פָּתַח, Z. 15 לְפָנֵי für לִפְנֵי; S. 13. Z. 17 l. אַרְתַּחְשַׁסְתְּא; Nr. 2. S. 14 פֶּרַח für פָּרַח Hiob 32, 12 (welcher Fehler auch in *Geſenius* Wörterbuch ſteht, ſo daſs nun die Parallele der Miſchna, פָּרַח, nicht paſst). Mehrere finden ſich in den Citaten, deren Auffindung dadurch erſchwert wird.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Univerſitäten.

Jena.

Am 6. Febr. d. J. diſputirte der dritte ordentliche Profeſſor der Rechte, Hr. Hofrath *Joh. Caſpar Gensler*, *pro loco.* Seine Diſſertation führt den Titel: *Exercitationum juris civilis ad doctrinam de culpa Faſciculus I.*

Von der philoſophiſchen Facultät iſt Hn. *Chriſtian Karl Bunſen*, Collaborator am Gymnaſium zu Göttingen, der unlängſt ſeine gekrönte Preisſchrift: *De jure hereditario Athenienſium*, herausgegeben hat, *honoris cauſa* die Doctorwürde ertheilt worden.

Des Hn. Profeſſor *Danz* Oſterprogramm enthält: *Analecta critica de Hadriano VI., Pontifice Romano. I. De electione Hadriani VI in Papam, eiusque cauſſis.*

Im Julius wurde von der philoſophiſchen Facultät dem zu der Zeit daſelbſt anweſenden, mit der deutſchen Literatur nicht unbekannten, kaiſerl. königl. franzöſiſchen Diviſions-General, Hn. Grafen *Gomez Freyre*, Ritter der Ehrenlegion und mehrerer andrer Orden, Ehren halber die Doctorwürde ertheilt.

Im Auguſt erhielt Hr. *Georg Horn* aus Hadamar, Ehrenmitglied der herzogl. latein. Geſellſchaft zu Jena, die juriſtiſche Doctorwürde nach Vertheidigung ſeiner Diſſertation: *De differentiis quibusdam inter juris Juſtinianei et Napoleonei heredes legitimos.* Das hierzu vom Hn. Hofrath *Seidenſticker* verfaſste Einladungs-Programm enthält: *Obſervationum et anecdotorum, quae ad jus Germanicum medium pertinent, Part. II.*

Am 27. Nov. vertheidigte Hr. Dr. Phil. *Chriſtian Ludw. Wilh. Stark*, Mitglied der herzogl. latein. Geſellſchaft, ſeine Diſſertation *pro facultate legendi: De notione, quam Jeſus in iis locis, ubi ad ἔργα ſua provocat, huic vocabulo tribuerit.*

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1813.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Schwickert: *Plutarchi* Chaeronenſis *Vitae Timoleontis, Gracchorum et Bruti.* Animadverſionibus inſtruxit *Fridericus Wilhelmus Fabrici*, Darmſtadienſis. 1812. 180 S. 8.

Hr. *Fabrici* will, der Vorrede zufolge, mit der Ausgabe dieſer vier Lebensbeſchreibungen Plutarchs eine Probe ſeiner Fähigkeit im Interpretiren geben. Die Probe empfiehlt den Herausgeber; ſie zeugt von einer umfaſſenden Beleſenheit in den Alten und in den kritiſchen und grammatiſchen Schriften der beſſeren neueren Philologen, ſie zeugt von Fleiſs, und Urtheil mangelt nicht. Indeſs macht der erſte Probeverſuch eines angehenden Schriftſtellers keine Anſprüche darauf, ein Meiſterwerk zu ſeyn; das Talent gewinnt allmählig ſeine Reife; der ſichtbar gute Wille erregt gerechte Hoffnungen. Muſter der Interpretation iſt die vorliegende Arbeit nicht; wir möchten ſagen: der Mann iſt beſſer als ſein Werk. Es ſind nicht alle ſchwierigen Stellen, noch die ſchwierigen Stellen beſonders herausgehoben; es ſind weder die eigenen Erklärungen und Conjecturen, noch die Beſtreitungen fremder, bündig in Gedank' und Ausdruck, aus den Geſetzen des Sprachgebrauchs und der Grammatik, aus Zuſammenhang, Art und Zweck des Vſs. entwickelt. Daſs Hr. *F.* eine *Probe* geben wollte, ſcheint ihn verführt zu haben, aus ſeinen geſammelten Vorräthen Manches mitzutheilen, was man an dieſer Stelle wenigſtens nicht erwartete: ein „*hic venit mihi in mentem*", oder „*occaſione oblata*", baut ihm die luftige Brücke nach oft ziemlich entlegenen Eilanden, daſs man wünſchen muſs, Hr *F.* hätte einen *Index ſcriptorum emendatorum et explicatorum* beygefügt. Dieſs treue Anſchlieſsen an den Autor mit hellem und ſcharfem Blick auf das Einzelne und Ganze, dieſs iſt es, was wir beſonders vermiſſen, und worauf den Hn. Herausgeber aufmerkſam zu machen, wir für unſere Pflicht halten, da es ihm an Talent keinesweges zu fehlen ſcheint, dieſen Mangel bey einem neuen Verſuche zu heben. — Hr. *F.* fürchtet, die *lectio vulgata* zu eifrig in Schutz genommen zu haben. Bey der geringen Anzahl von Ausgaben der Plutarchiſchen Biographieen hat ſich noch gar keine *vulgata*, wie bey Cicero, Horaz u. a. bilden können; es giebt da keine Familie von Editionen; faſt jede Edition macht ein Eigenes für ſich. Will aber Hr. *F.* ſagen, er ſey den Ausgaben vor *Reiske* mehr gefolgt: ſo müſſen wir wünſchen, daſs dem ſo wäre; im Gegentheil finden wir, daſs die ältern Ausgaben, und die Varianten-Sammlungen aus Handſchriften nicht ſo ſorgfältig verglichen ſind, als man es von einem ſonſt ſo genauen Grammatiker erwarten möchte.

Gleich der Anfang des Timoleon (wo das Punctum vor Διονύσιος unſtreitig nur Druckfehler iſt, wie auch der Accent fehlt) bedarf einer Erläuterung, da man nicht vorausſetzen kann, daſs, wer auch alte Geſchichte im Allgemeinen kennt, die Specialgeſchichte von Syrakus, über welche die dürftigen Nachrichten noch nicht einmal vollſtändig geſammelt ſind, ſo gegenwärtig haben möchte, daſs ihm das von Plutarch kurz Angedeutete ſogleich klar ſeyn ſollte. Hr. *F.* giebt weder ſelbſt die nöthigen Erläuterungen, noch weiſet er ſie nach. — Kap. 2. „*Scribendum, ni fallor,* ἐβουλεύοντο *pro* ἐβούλοντο." Kap. 18. „*Hic etiam legendum videtur* ἐβουλεύοντο (*pro* ἐβούλοντο)." Man fragt: warum? man erwartet, daſs grammatiſche Unrichtigkeit, Verſtoſs gegen den Sprachgebrauch, Mangel an Zuſammenhang, Nothwendigkeit des Einen hieher gehörigen Wortes oder Gedankens nachgewieſen werden möchte. Davon nichts; dafür: beide Wörter ſeyen häufig verwechſelt, und eine Reihe von Citaten. — Gut iſt Kap. 3. die Redensart ἐλπίδος γένεσθαι gegen *Bryan's* und *Reiske's* Conjecturen gerechtfertiget. Aber Kap. 4. (wo S. 5. Z. 1. ἀπεσείσατο zu leſen iſt ſtatt ἀπεσείετο) iſt die ſchwierige, faſt von jedem Herausgeber anders verſtandene Stelle: ἐπεὶ δ' οἱ Κορ. — — κατέστησαν ohne alle Anmerkung geblieben. Kap. 5. iſt ἐπιβουλεύσαντα καὶ καταδουλωσόμενον nach *Bryan's* Conjectur ohne Anmerk. gedruckt, da die älteren Ausgaben alle καταδουλωσάμ. leſen. Kap. 6. iſt nach δεῖ γὰρ οὐ μόνον ausgelaſſen ὡς ἔοικε, welche Worte in der Juntina wahrſcheinlich nur aus Verſehen des Druckers fehlen; in den Handſchriften ſtehen ſie. Und ἀπεκρίνατο iſt nach *Stephanus* Conjectur gedruckt, ohne Rückſicht auf die Lesart der Mſſ. ἀνεπεκρίνατο. Kap. 7. iſt παραφυλαττόντων τὸν στόλον, was bloſse Vermuthung von *Reiske*, gedruckt, ohne daſs der Lesart des Mſſ. παραφυλαττομένων auch nur erwähnt wäre. Doch heiſst es ſchon bey Homer Il. χ, 188: νυκτὶ φυλάσσεσθαι. Kap. 9. heiſst es: „*Corruptum eſſe* παραλογαὶ, *nemo non videt.*" So ſonnenklar muſs die Verderbniſs denn doch wohl nicht ſeyn, da *Coray* wieder konnte drucken laſſen παραλογαὶ, und zur Erklärung beyfügen: ἀντὶ τοῦ Παραλογισμοὶ, τουτέστιν Ἀπάται, παραχρούσεις. Sind nun auch, wie es ſcheint, in den uns übrigen griechiſchen Schriften keine Stellen auſser dieſer vorhanden, in welchen das Wort παραλογή vorkäme: ſo iſt doch die Form der von λόγος und λέγω ab-

Digitized by Google

abgeleiteten Wörter auf η nicht aufser der Sprache; wir kennen ἡ συλλογή; wir lefen gewöhnlich ὁ διάλογος, das Gefpräch; aber in der *vita Homeri* unter Herodots Namen C. 36. heifst es: ὅσοι ἐν διαλογῇ ἐγεγένηντο αὐτῷ, wo *Barnefius* ebenfalls ändern will; und Ariftoteles Polit. II. c. 8. fteht daffelbe Wort, nur in anderer Bedeutung. „*Reiskii correctio παραλογίας nihili eft. Nam qui fenfus hic requiritur, is non ineft in voce παραλογία.*" Was bedeutet denn παραλογία? Woher anders, als aus der Etymologie und Analogie will Hr. *F.* die Bedeutung eines fonft nicht vorkommenden Wortes ableiten? Und da feben wir nicht, was entgegen ftehet, es durch *fermones praeter i. e. contra veritatem* zu erklären. „*Suſpicor ſcribendum eſſe: παραγωγαὶ γὰρ καὶ εὑρετεῖς προφάσεις.*" Hier hätte Hr. *F.* uns erft beweifen müffen, dafs die weibliche Endung des Adjectivs παραγωγὸς auf η in der Sprache fey; dann hat die Umfetzung des εὑρετεῖς καὶ keine innere Wahrfcheinlichkeit; und προφάσεις ift blofse Vermuthung von *Reiske;* die Mff. haben φάσεις oder φύσεις. — Kap. 10. „*τί γὰρ ἂν καὶ περαίνειν ἀπειθῶν; Fateor hanc conſtructionem admodum inſolentem mihi videri; quare adducor fere, ut ſcribendum putem: τί γὰρ ἂν καὶ ἐπέραινεν ſive potius περαίνειεν (?) ἀπειθῶν;*" die Anm. beweift, dafs Hr. *F.* entweder überfah, dafs diefs Worte des Timeleon find, oder des griechifchen Sprachgebrauchs fich nicht erinnerte, Worte der indirecten Rede, die auf den Redenden felbft zurückgehen, mit dem Nominativ und Infinitiv zu fetzen. Kap. 11. ift die richtige Bemerkung paffend wiederholt, dafs die Griechen das *Praefens* (wir fügen bey: und den *Aorift*) gebrauchen, wo wir nach kalter Genauigkeit das *Futurum* erwarten. Doch ift Kap. 10. ἐμμενεῖν gedruckt, wo alle Mff. haben ἐμμένειν. Eben fo ift in demfelben Kap. ἐπὶ Κορινθίοις τὰ πραγμ. γενέσθαι nichts als Aenderung von *Reiske;* die Handfchriften lefen ἐν Κορ.: wie man fagt ἐν ἐμοί ἐστι, *in mea poteſtate eſt*, oder ἐν σοί ἐσμεν, *a te pendemus.* — S. 15. „*Sic jam ſupra in Tiber. Gracchi Cap. 1. habuimus* (?)"; und auf dem folgenden Blatte: „*Plura infra ad Gracchos monebimus*" zeugt von Flüchtigkeit. — Kap. 12. „Ἀδρανοῦ. *Qui (?) praeter Plutarchum hujus dei mentionem fecerit, equidem non memini.*" So ziemt nicht dem Erklärer zu fprechen; nicht foll er fich verlaffen auf das, weffen er fich gerade erinnert oder nicht erinnert; er foll nachfehen, fuchen, lefen. Und da findet fich denn der Gott *Adranos* erwähnt in Aelians Thiergefchichte XI. c. 20, als dem taufend heilige Hunde der Prieſter Stelle verträten, bey Hefychius als Vater der häufiger erwähnten *Paliken;* und Rec. hat wenigftens zwey Münzen gefehen (im kaiferl. Münzkabinette zu Paris, vgl. *Mionnet Deſcription des Medailles antiques*), auf welchen ein bärtiger Kopf mit einem Helm abgebildet ift, und darunter die Infchrift: Ἀδρανου. Auf der Rückfeite beider ift ein Hund; darunter fteht auf der einen Μαμερτινων, auf der andern ift die Infchrift ausgelöfcht. Diefe Münzen beftätigen die allgemeine Verehrung des Gottes auf der Infel, und dafs der Hund ihm befonders geweiht war. Scheint es nun auch, als ob wir aufserdem von diefem Adranos nichts wüfsten: fo hätte doch vielleicht die noch nicht angeftellte weitere Unterfuchung über diefen altfikanifchen Feldgott auf manche Entdeckung geführt, indem Griechen und Römer nach ihrer böfen Sitte den Gottheiten fremder Völker geradezu die Namen ihrer Götter gaben, und fo auch den Adranos bald in Zeus oder Jupiter, weil jener dort, diefer ihnen der höchfte Gott war, bald in Hephäftos oder Vulcanus überfetzten, vielleicht weil in Adranos Tempel ein ewiges unauslöfchliches Feuer brannte, oder weil fein Haupttempel am Fufse des Aetna war, der als feuerfpeyender Berg leicht an den Gott von Lemnos erinnerte. (Auch die Nymphe *Aetna*, die Mutter der Paliken, mufste, da Adranos nicht mehr der Vater war, der Mufe *Thalia* weichen. *Macrob. Saturnal.* V. c. 19.) Ja, da die Sikaner von dem Flufsgebiete des Tiber auszogen nach der Infel der Kyklopen und Läftrygonen; vielleicht dafs (wie von *ădo fatio* und wie Adranum jetzt Aderno) Adranos und Saturnus urfprünglich *eine* Gottheit waren. Vgl. *Cluveri Sicilia antiqua*, p. 341—346. Kap. 13. am Ende: „*Caeterum vide infra.*" Und Kap. 33, welche Stelle allein gemeint feyn könnte: „*Praeterea vide quae jam ſupra de hoc loco diximus.*" Die Worte Kap. 13: Ταῦτα μὲν οὖν ἐν τοῖς περὶ Διώνος ἀκριβῶς γέγραπται, hätten aber unftreitig eine Bemerkung verdient. In dem *Codex Palatinus* Nr. 168, der 1623 von Heidelberg nach Rom gefchickt wurde, und nun aus der *Vaticana* nach Paris gekommen ift, fteht am Rande beygefchrieben: „*Plutarche falleris; nil omnino de hac materia ſcriptum eſt a te in Dionis vita.*" Und fo ift es: in Dion's Leben fteht von der Mifshandlung der Töchter und der Schwefter des Dionyfios nicht eine Sylbe. Dagegen fchliefst das Leben Dion's: περὶ ὧν ἐν τῷ Τιμολέοντος βίῳ καθ' ἕκαστα γέγραπται, und von der dort angeführten Begebenheit erzählt Plutarch umftändlicher im Timoleon. Hiernach möchte das Leben Dion's fpäter gefchrieben zu feyn fcheinen, als das Leben Timoleons, und die Worte *Timol.* c. 33: περὶ ὧν ἐν τῷ Διώνος γέγραπται βίῳ (l. *Dion* c. 58.) möchten uns darin nicht irre machen. Jener Schlufs des Dion gehört fo ganz zu dem Satze, dafs ihn der Autor gleich beym Anfange der Periode, alfo beym erften Niederfchreiben, gedacht hat; die Worte im Timol. c. 33. dagegen könnten auch fehlen, und find wahrfcheinlich erft bey einer fpätern Durchficht diefes Lebens von Plutarch beygefügt. Die Worte Kap. 13. aber fcheinen uns Gloffe eines Abfchreibers oder Lefers, der Dion und Dionyfios mit einander verwechfelte. — Ueberfetzungen in neuere Sprachen zu vergleichen, hat Hr. *F.* verfchmäht, wiewohl Mad. *Dacier*, *Kind* und *Kaltwaſſer* manche gute hiftorifche Erläuterung hätten an die Hand geben können. Und die altfranzöfifche Ueberfetzung *Amyot's* ift zum Theil wenigftens nach Handfchriften gemacht. So überfetzt *Amyot* c. 14. τὰς δὲ (l. τὲ) μουσουργοὺς ἐν ταῖς ᾠδαῖς διδάσκοντα, *ou enſeigner des meneſtrieres en plein carrefour*, und hat alfo entweder in Mff. ἐν ταῖς ὁδοῖς gefunden, oder nach Vermuthung ge-

Digitized by Google

geleſen. *Reiske* ſchlug vor ἐν τοῖς ᾠδείοις. *Coray* ſucht die gewöhnliche Lesart zu ſchützen durch die Erklärung: ἐν αὐταῖς ταῖς ᾠδαῖς, ἢ Μεταξὺ ᾀδούσας. Hr. *F.* geht der Stelle ohne ein Wort vorüber. — Kap. 18. fehlen bey Hn. *F.*, wie bey *Hutten* und *Bredow*, nach συγκειμένης die Worte: καὶ συνηρμοσμένης. — Kap. 20 und 34. dieſelbe Bemerkung über τοῖς βουλομένοις, *quibusvis*, mit denſelben Citaten. Πεπειθώς, Druckfehler ſtatt πεποιθώς. — Ταύταις οἱ παρ' ἀμφοτέροις — — συνεδήσουσιν. In dem *Codex Palatinus*, wie in der *Juntina*, ſteht ταύτας; und da in *Hutten* ταύταις, bey *Coray* ταύτας ohne alle Anmerkung gedruckt iſt, iſt der Dativ wahrſcheinlich nur Druckfehler, der ſich übrigens in der That durch Euripides *Hippolyt.* 956: ϑηρεύουσι γὰρ σεμνοῖς λόγοισιν, rechtfertigen lieſse. Ἀμφοτέροις aber hat *Reiske* drucken laſſen, ἐκ διορθώσεως οὐκ ἀναγκαίας, ſagt *Coray*, ſtatt der allgemeinen Lesart der Mſſ. Ἀμφοτέρων. Doch wir brechen ab, nur noch die *eine* Stelle aushebend, die Hr. *F.* wirklich gebeſſert hat. Caſſius ſpricht zu Brutus, *Brut.* c. 37: Nicht alle ſinnlichen Eindrücke ſind wahr, ſondern *die* Empfindung iſt etwas Schwankendes und Täuſchendes, ὑγρὸν μέν τι χρῆμα καὶ ἀπατηλὸν ἡ αἴσθησις. (So mit dem Artikel lieſt Rec. die Worte aus dem *Cod. Palat.*) Dazu kommt, daſs die Seele das Empfundene ohne irgend einen äuſsern Grund umwandelt. Denn das Vorſtellungsvermögen gleicht einer Wachstafel: Ψυχῇ δ' ἀνθρώπου, τὸ πλαττόμενον καὶ τὸ πλάττον ἔχουσι, τὸ αὐτὸ ῥᾷστα ποικίλλειν αὐτὴν καὶ σχηματίζειν ὁτιοῦν ἐκείνης ὑπάρχει. *Reiske* wollte einſchieben πρὸς τὸ αὐτό. Hr. *F.* verſetzt nur das Comma hinter τὸ αὐτό, und der *Cod. Palat.* hat dieſelbe Interpunction: einer menſchlichen Seele aber, die bildſame und bildende Kraft *zugleich und in Einem* hat, verändert leicht αὐτὴν *ſc.* τὴν τύπωσιν, die gegebene Vorſtellung und wechſelt die Geſtalten derſelben ganz durch ſich. Δηλοῦσι (Punctum vor δηλ. ſetzt Rec.) δ' αἱ κατὰ τοὺς ὕπνους τροπαὶ τῶν ἐνεργειῶν, ἃς τρέπεται τὸ φανταστικὸν, ἐξ ἀρχῆς βραχείας παντοδαπὰ καὶ πάϑη καὶ εἴδωλα γινομένου. Das Comma vor ἐξ ἀρχῆς, das Hr. *F.* ſetzt, iſt gewiſs richtig; aber um ſo wahrſcheinlicher und nothwendiger ſcheint Rec. ſtatt γινομένων mit *Moſes Düſoul* zu ändern γεννωμένου. Das beweiſen die Abwechſelungen in den Träumen, welche die Phantaſie ſo wechſelt, von einem geringen Anlaſs aus die mannichfaltigſten Empfindungen und Bilder ſich erzeugend. Immer ſich zu bewegen iſt ihre Natur: κίνησις δ' αὐτῷ φαντασία τις ἢ νόησις. So hat der *Cod. Palat.* ſtatt der gewöhnlichen Lesart καὶ.

Daſs Hr. *Fabrici* Biographieen des Plutarch zu ſeiner Probeſchrift gewählt hat, freuet uns auch deſswegen, weil dieſer Abdruck dazu beytragen kann, daſs die vier Leben häufiger auf Schulen geleſen werden, zumal da auch *Bredow* gerade dieſe Leben nebſt dem des Philopömen, Altona 1800, zum Schulgebrauch hat drucken laſſen, und nachher 1807 eine deutſche Ueberſetzung dieſer Biographieen gegeben hat, ſo daſs es an Hülfsmitteln nicht fehlt. Ueberhaupt aber finden wir, wird Plutarch weit weniger auf Schulen geleſen, als er es verdient; einen Herodian ſollte man ihm doch nicht vorziehen, der weder in Rückſicht auf Inhalt noch auf Darſtellung unſerm begeiſternden und veredelnden Biographen irgend zur Seite geſtellt werden könnte.

RÖMISCHE LITERATUR.

ZWICKAU, b. Höfer: Ad Examen publicum d. VI. April. ſqq. 1812 in Lyceo Zwickavienſi celebrandum humaniſſime invitat M. *Jo. Aug. Goerenz*, Lycei Rector etc. *Praemittuntur in quaedam Senecae Philoſophi loca Animadverſiones criticae.* 12 S. 4.

Je auffallender es iſt, daſs ſeit mehr als hundert Jahren bis auf die vom Hn. Dir. *Ruhkopf* zu Bielefeld beſorgte kritiſche und exegetiſche Ausgabe aller Werke des Philoſophen *Seneca*, der Text dieſes ſo intereſſanten Schriftſtellers nur ſehr wenigen Kritikern ungemein wenig verdankt, deſto erfreulicher iſt es, daſs drey durch freundſchaftliche Verhältniſſe mit einander verbundene Gelehrte einen Theil ihrer Muſse und Einſicht faſt zu gleicher Zeit dem beſſern Verſtändniſſe dieſes Philoſophen widmen. Durch des Hn. Dir. *Ruhkopf's* Ausgabe veranlaſst, beſorgte der Hr. Dir. und Prof. *Matthiä* zu Frankfurt a. M. einen ſehr netten Abdruck der Briefe, und gab in einem Schulprogramm einige ſehr ſchätzbare Bemerkungen als Nachtrag heraus, welche nach mehrern derſelben ſehr begierig machen. Der dritte Gelehrte iſt Hr. Dir. *Görenz* zu Zwickau, welcher, als trefflicher Humaniſt und Kritiker, bereits hinlänglich bekannt, unſre Erwartung in einem hohen Grade befriedigt, und den Wunſch in uns erregt hat, daſs er weiterhin fortfahren wolle, ſich um den Seneca verdient zu machen, und die Tugenden und Fehler ſeiner Latinität geiſtreicher und unbefangener, als bisher geſchehen iſt, zu unterſuchen, und die Reſultate ſeiner gründlichen Forſchungen dem Publikum mitzutheilen. Wir zeigen die Stellen des Seneca an, welche Hr. *Görenz* in Anſpruch genommen hat. *Senec. I. de Ira* 16, 3. *exercitatus et ſciens* etc. verwandelt er in *exercitus ſciens aut domini divitis*, und ſtreicht die Präpoſition *per* vor *diverſa* aus. Wer aber unter *exercitatus et ſciens* (*medicus*) ſich einen *tum uſu experimentisque tum rationali arte ſive diſciplina excellentem medicum*, mit *Celſus I. praef.* zu reden, denkt, und den Zuſatz *exercitus* bey *valetudinarium* nicht nöthig findet, auch glaubt, daſs man in dem gemeinen Lazarethe, ſey es für Soldaten oder Sklaven beſtimmt, einen guten Gegenſatz zu dem Pallaſte eines Vornehmen habe, dem wird die ganze Conjectur zwar geiſtreich aber nicht hinreichend begründet erſcheinen. Wenn ferner, wie bekannt iſt, *medicinam exercere* üblich war, warum nicht auch *exercitatus medicus*, der damals den Chirurgus in einer Perſon vereinigte. Endlich möchte ſich wohl nachweiſen laſſen, daſs *per*, mit dem *plural. neutr. adiect.* gebraucht, adverbialiter geſetzt werde, wie *ex facili* für *facile*. Eben ſo

Digitized by Google

so streicht er Epist. 17, 1. die Präposition *in* vor *hoc agenti* aus, und verwirft *nihil agenti*; sehr wahrscheinlich. §. 20. für *his ineſt latens* verbessert er sehr gefällig *his ſi ineſt* —, obwohl Seneca's abgebrochene und kurze Art zu reden die Conjunction *ſi* entbehrlich machen dürfte. Eben so gefällig ist die Verbesserung *de Provident.* 2, 6. *ſi eo convertere animum velit* und Epist. 7, 19. *effert* für *fert*. Richtig ist auch die Verbesserung in Cicero *Orat.* 1, 4., wo statt *aut minus inſtructus* zu lesen ist *aut minus ſi inſtr.* §. 21. zieht er *Lipsius* Vermuthung *non tam — ſed* nicht sowohl, sondern vielmehr vor der gewöhnlichen Lesart *non tantum — ſed* vor. Hier scheint uns die letztere Lesart die bessre zu seyn. Vgl. *Horat. Turſellin. de particulis latinae orationis* ed. V. p. 873. §. 29. tilgt er das eine *poſſe* nach *quidem*, weil die Verdoppelung übel klingt, und Seneca, nach Cicero's Beyspiele, *ne — quidem* im Schlusse des Satzes liebt. Eben so tilgt er II, 28, 3. das letzte *facere*. Das Unsichere in dieser Kritik wird er jedoch selbst nicht abläugnen. II, 11, 5. liefet er statt *leoni quam pavida ſunt ad leves ſonos pectora* nach Vermuthung: L. 9. p. 5. *ad levis ſonorum ictus pectora*. Uns gefällt doch die seit *Gronov* recipirte Lesart. Es ist leichter anzunehmen, dass da *leves ſonos in leviſſimos* einmal verschrieben war, von einigen *ictus*, von andern *tactus* als Glosse beygefügt worden, als dass die Abbreviatur von *ſonorum* in *ſimus* umgeändert sey. Dass aber *ictus* und *tactus* eine Glosse sey, scheint uns keinem Zweifel zu unterliegen. Sehr richtig bemerkt der scharfsinnige und belesene Kritiker, dass nach *terret* die *copula et* nicht dürfe weggeworfen werden. Cicero thut es zwar in ähnlichen Fällen, aber Seneca nicht, als 33, 1. II, 24, 1. will er nach *objurgemus* einschieben *nobis* (*ns*). 32, 2. Statt *ignorans* schlägt er *in genas* vor; scharfsinnig, aus *de Conſt. Sap.* 14, 3. Schon *Lipsius* wollte *in ore* lesen. Wir hätten von dieser Redensart *percutere in genas* ein Beyspiel gewünscht, das uns nicht gegenwärtig ist. 33, 6. in der schwierigen Stelle liefet er: *Caius (i. e. Caligula) contemſiſſet Romanum patrem, ſi ſibi timuiſſet; huic iram compeſcuit pietas* statt *Contemſiſſet Romanum* (oder *troianum*) *p. ſ. ſ. t. nunc iram*. Dies verdient Beherzigung. Gleich darauf zieht er *Lipsii* Vermuthung *admonens* vor. 34, 2. tilgt er das Punctum nach *liberis* und setzt ein Comma, so dass der Sinn ist: *Ne irascamur — liberis, monere nos Sulla poteſt, inter cuius crudelitatis exempla hoc refertur quod etc.* Seneca und andre vortreffliche Schriftsteller alter und neuerer Zeit lassen dergleichen Mittelsätze (*medios terminos*) oft aus. Sehr durchdacht! III, 22, 5. *Huius (Antigoni) nepos fuit Alexander etc.* Durch eine schöne Conjectur, welche wir der genauen und geistreichen Bekanntschaft des Vfs. mit den alten Handschriften verdanken, wird die Ehre von Seneca's historischer Kunde gerettet. In den Handschriften stand hier ohne Zweifel *n̄ cpos i. e. non compos*. Hieraus machten die eilenden oder ungeschickten Abschreiber *nepos*, welches durchaus absurd, zumal in Seneca's Munde, ist. Epist. 6, 5. ist Aristoteles und Antisthenes wie bey *Cic. Nat. deor.* I, 13, 32. verwechselt, und *Senec. Conſil. ad Helv.* 14, 5. Aristides und Phocion. *Cic. de Off.* III, 4, 2. muss *Ariſtidesve* getilgt werden, wie schon *J. M. Heusinger* mit Recht behauptete. *Senec. de Conſt. Sap.* 17, 3. ist *effugit* gut erklärt *Ruhnken ad Vellej. Pat.* II, 69. p. 304. hatte die Stelle auch nicht verstanden; er sagte, indem er sie dort anführte: *Quod a Seneca ſcriptum eſſe magnopere miror etc.* Allein dass Cicero den Vatinius oft persiflirt habe, leugnet Seneca nicht; er behauptet nur, weil Vatinius sich selbst nicht verschont und seine körperlichen Fehler bitter und spashaft durchgezogen, so habe Cicero's Witz gegen ihn und eben diese Fehler seine Stacheln verloren, *effugit*. *De Ira* III, 28, 2. liefet er statt *Age infelix, et quando amabis?* sehr schön: *Age infelix, ecquando a? Conſolat. ad Helv.* 1, 1. ist offenbar *ne a me victa Fortuna* zu lesen, wie auch die *ed. tarvif.* hat. 6, 5. für *numquam ſe tenet* will er lieber *numq. ſe continet*. Wir übergehen, weil es an Raum fehlt, einige andere kritische Vorschläge, welche dem Vf. alle Ehre machen, und hoffen, dass der letzte Herausgeber der Werke des Seneca, Hr. Dir. *Ruhkopf*, mit einem beurtheilenden Auszuge dieser, wenn gleich nicht immer beyfallswürdigen, doch immer scharfsinnigen und geistreichen Kritiken, den sechsten Band, der Nachträge und Indices enthalten wird, ausschmücken werde.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Todesfälle.

Im Jun. fiel im Gefecht bey Hainau als Major von der moskauischen Landwehr der Professor der russischen Literatur zu Dorpat, Dr. *Andrai Kaisarow*, zu Anfang des Feldzugs Director der Feldbuchdruckerey des Oberbefehlshabers der russisch-kaiserlichen Armee, noch nicht 30 Jahr alt.

Am 26. Jul. starb zu Ohrdruff Dr. *Joh. Friedr. Krügelstein*, herzogl. sächs. Rath, Physicus und Bürgermeister das. im 75sten Jahre seines thätigen Lebens, vorzüglich bekannt durch sein System der Feuer-Polizey; auch hat er mehrere Beyträge zu unsrer A. L. Z. geliefert.

Am 18. Novbr. starb zu Halle *Johann Karl Bergener*, Doctor und Professor der Medicin und prakticirender Arzt das., im 44sten Jahre an einem Nervenfieber, das er sich durch treue Besorgung der militärischen Lazarethe zugezogen hatte.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1813.

ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *J. Griffith's*, M. D., *neue Reise in Arabien, die europäische und asiatische Türkey*. Nach dem Englischen für Deutsche bearbeitet von *K. L. M. Müller*. Mit einer Landschaft u. 3 Karten. 1814. *Erster* Band 125 S. *Zweyter* Band 154 S. gr. 8. (1 Thl. 16 gr.)

Dafs vorliegende Reise mit Recht eine *neue* Reise genannt werden könne, wird man bey einiger Bekanntschaft mit der Geschichte derselben billig bezweifeln, welche wir hier den Lesern zu verschaffen suchen, da die Vorrede dieselbe zu gewähren unterlassen hat. Die Reise selbst ward im Jahr 1785 begonnen, und schon 1786 so weit vollendet, als überhaupt diese Erzählung reicht; sie erschien aber erst 1805 zu London und Edinburg unter dem Titel: *Travels in Europe, Asia minor and Arabia, by J. Griffiths*, M. D., member of the Royal Medical Society of Edinburgh, and of several foreign literary societies. 366 S. 4. (Eine französische Uebersetzung kam zu Paris 1812 heraus, wie Rec. aus einer Inhaltsanzeige im *Moniteur* ersehen hat). Dieses Werk enthält aber nur die Beschreibung eines Theils der Reise, nämlich von England aus über das mittelländische Meer nach Smyrna und Constantinopel, von da durch einen Theil Kleinasiens, Syriens und die arabische Wüste nach Bassora und endlich Maskat. Die Fortsetzung, welche die Reise des Hrn. *G.* in Indien enthalten sollte, wurde nur unter der Bedingung versprochen, dafs die gegenwärtige eine günstige Aufnahme fände, ist aber bis jetzt, so viel uns bekannt ist, noch unterblieben. Wenn die erwartete günstige Aufnahme nicht erfolgt ist, so mag dieses seinen natürlichen Grund darin haben, dafs, wie man leicht bemerkt, dem Reisenden fast alle diejenigen Eigenschaften abgingen, welche man billig bey einem voraussetzt, dessen Nachrichten von oft und gut beschriebenen Gegenden durchgehends interessant und belehrend seyn sollen. Er unternahm seine Reise (laut S. 3.) „lediglich aus natürlicher und unwiderstehlicher Neigung, entfernte und wenig bekannte Länder zu sehen", aber ohne Kunde der dortigen Sprachen, ohne die erforderlichen Vorbereitungen aller Art, und ohne irgend ein wissenschaftliches Interesse oder einen Hauptzweck, von welcher Art er sey, vor Augen zu haben. Daraus erklärt es sich, dafs man meistens nur Bemerkungen über die jedem Reisenden zunächst, recht eigentlich auf der Strafse, in die Augen fallenden Gegenstände findet; alle übrige historische und statistische Angaben sind (erst nach der Reise) aus den bekannten Werken von *Mouradgea d'Ohsson, Eton* u. A., entlehnt. Aus dem erst später erschienenen trefflichen Werke des englischen Gesandten *Thornton* würde indessen noch Manches haben berichtigt werden können. — Der Uebersetzer, oder vielmehr deutsche Bearbeiter, gesteht selbst zu, dafs die Länder- und Völkerkunde vielleicht keine ganz vorzügliche Bereicherungen aus dieser Reise schöpfen werde, doch glaubte er, dafs sie eine angenehme und erheiternde Lectüre abgeben werde; um indessen das zu oft Gesagte nicht von Neuem zu wiederholen, hat er das von *Eton, d'Ohsson* u. s. w. Entlehnte nur kürzlich berührt, aber nichts ausgelassen, „was der Reisende selbst sahe, erfuhr und dachte." Wir können das Original gegenwärtig nicht vergleichen, doch kennt das Publicum die Manier des Vfs. aus mehrern ähnlichen Arbeiten, z. B. der Uebersetzung von *Chateaubriand's* Reisen. Der Stil ist fliefsend und die Abkürzungen zweckmäfsig, wiewohl man in der Uebertragung hier und da vollkommne Genauigkeit vermifst. Der Titel enthält aufser einer grammatischen Ungenauigkeit noch die Unschicklichkeit, dafs *Arabien* vorangesetzt ist, da dieses doch erst zuletzt vom Vf. berührt wurde, und wirklich nicht viel mehr als berührt, wie denn die Erzählung seines Caravanenzugs von Haleb nach Bassora nur das 24ste und *letzte* Kapitel des zweyten Theils füllt. Indessen fällt dieses dem Uebersetzer gewifs nicht selbst zur Last, der auf die innern Titel von B. 1. und 2., mit Vermeidung jenes Fehlers, Arabien nachgesetzt hat: „*Neue Reise in die europäische und asiatische Türkey und nach Arabien.*" Vielleicht, dafs die Verlagshandlung selbst, der eine neue Reise nach Arabien mehr mercantilisch Empfehlendes zu haben schien, hier nachgeholfen hat. Eine andere Probe dieser Art wird unten vorkommen.

Von den Einzelnheiten der Reise zeichnen wir Folgendes aus: Hr. *G.* schiffte sich im Juni 1785 in Gravesand ein, passirte Gibraltar, landete 10 Tage zu Nizza, dann zu Genua und Livorno. An dem erstern Orte bewunderte er vornehmlich die prächtigen Gebäude. Die Ankündigung eines praktischen Arztes durch: *il Signor magnifico*, erinnert den Leser an das Zeitalter der Scholastiker. In Livorno bezauberte ihn die italiänische Oper, nur in einem gegen die englischen sehr schlecht erleuchtetem Hause. Den schiefen Thurm zu Pisa fand der Vf. nicht so auffallend, als Viele vor ihm. Er ging über Smyrna nach Constantinopel, bey dessen Beschreibung er am längsten verweilt. Dadurch, dafs er sich an das Gefolge des französischen Gesandten, Graf *Choiseul-Gouf-*

Digitized by Google

Gouffier, anſchloſs, gelang es Hrn. *G.*, bis zur dritten Thür des Serails vorzudringen, wo den Fremden die Kaftans angelegt wurden. Durch Beſtechung der Thürhüter ſahe er auch die Sophienmoſchee. Unter den vornehmen Kriegsbeamten der Pforte fand der Vf. einen Landsmann, *Campbell*, dort Muſtapha, als General der Artillerie (Ghumbaradji-Baſchi), auſserdem General *Moriſſon*, einen berühmten Engländer, der lange Zeit in Indien Generaliſſimus der mogoliſchen Truppen geweſen war. Nach der Abreiſe von Conſtantinopel nach Kleinaſien (hier beginnt der *zweyte* Theil) benutzte er die Gelegenheit, die Ebene von Troas zu beſuchen. Seine „wiewohl damals nur flüchtige" Anſicht veranlaſste ihn doch bey nachherigem Nachdenken darüber zu der Meinung, daſs *le Chevalier's* Vermuthungen über die Lage des alten Ilion, gegen welche von einigen Engländern Bedenklichkeiten erhoben worden waren, einen hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit haben dürften. „Die natürliche Lage von Troja, heiſst es S. 11., hat an ſich nichts Groſses und Maleriſches; es iſt eine an mehrern Orten ſumpfige Ebene, durchſchnitten von kleinen Bergen, welche wie Denkmäler von einigen hier und da zerſtreuten Dörfern ausſehen, die längſt dem Simois oder Scamander liegen. — Dieſs iſt das ganze Gemälde." Die ungewöhnlich höflichen Türken jener Gegend wunderten ſich über die Menge von Chriſten, welche jene Ebenen beſuchten, und ſchrieben dieſes einem Wahne der Europäer zu, daſs unter dem Fluſsbette des Scamander groſse Schätze verborgen wären. Ueber die wahre Urſache, welche ihnen geſagt wurde, lachten ſie ungläubig, und verwieſen auf das gegenüberliegende Alt-Stambul. Auf Scio rühmt Hr. *G.* die Artigkeit der dortigen Griechen gegen Fremde, und die Schönheit der mit Fertigkeit die *lingua franca* redenden Frauenzimmer. Man bewirthete ihn mit einem trefflichen Weine, den man Homers Wein nannte. Daſs ſich die Dialekte der Neugriechen auf mehr als funfzig belaufen, darf wohl höchſtens von kleinen Nüancen der Ausſprache verſtanden werden. Zu Konjah (Iconium) ſah der Vf. die groſse Moſchee, welche dem Derwiſchorden der *Mewlewa's* gehört. Er zeichnet ſich durch Toleranz und Bekehrungseifer für den Islamismus aus. Viel fanatiſcher ſind die *Rufaji's*, von deren bis zur Raſerey ſchwärmeriſchen öffentlichen Tänzen hier eine Beſchreibung gegeben wird, die mit der von *d'Ohſſon* (Th. 2. S. 530 ff. der *Beckiſchen* Ueberſetzung) verglichen zu werden verdient. In dem fünften Acte ihres religiöſen Drama's, den ſie *Haleth* nennen, werden 8 bis 10 ſpitzige eiſerne Inſtrumente am Feuer glühend gemacht, vom Scheik beſprochen, und dann unter diejenigen vertheilt, welche am dringendſten darum bitten. Dieſe betrachten ſie mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit, belecken ſie, beiſsen hinein, und kühlen endlich die Glut des Eiſens im Munde. Wer kein glühendes Eiſen erhalten kann, verwundet ſich in fanatiſcher Wuth mit einem Meſſer und Dolche. Nach einigen Minuten haucht der Scheik ihre Wunden an, legt Speichel darauf, und — binnen 24 Stunden ſind ſie geheilt. Man erinnert ſich dabey der Convulſionsperiode der Janſeniſten in Frankreich; übrigens ſind die aufgeklärteren Zuſchauer dort allgemein überzeugt, daſs dieſe Mönche im Beſitze geheimer Mittel gegen die Wirkungen des Feuers ſind, wie es ſchon früh im Mittelalter und lange vor dem unverbrennlichen *Roger* die Helfershelfer bey den Ordalien ſeyn mochten. — Auf dem Wege von Antiochien nach Haleb beſuchte unſer Reiſende das merkwürdige Dorf *Martawaun*, welches von den *Naſairi's* bewohnt wird. Die Nachrichten, welche von dieſer räthſelhaften und ſyncretiſtiſchen Secte gegeben werden (vgl. *Paulus* Memorabilien, St. 3. No. IV.), ſind zwar nicht gerade tief geſchöpft, verdienen jedoch hier angeführt zu werden. Der Vf. erfuhr, auſser dem bekannten Urſprung derſelben von einem Greiſe, der im J. 891 in dem Dorfe Naſar lebte, daſs der Hauptgegenſtand ihrer religiöſen Verehrung das Unterſcheidungszeichen des weiblichen Geſchlechts ſey, woraus ſich denn die *connubia promiſcua* in ihren Verſammlungen, und das Preisgeben ihrer Frauen, als Sorgfalt, ihre Genüſſe möglichſt zu vermehren, erkläre. Sie theilten ſich in mehrere Secten, wovon eine (Schamſia) die Sonne, eine andere einen Hund anbete. Von ihrer ſeltſamen Gaſtfreundſchaft, deren Genuſs andere Reiſende als ziemlich ekelhaft beſchreiben, machte Hr. *G.* Gebrauch. Beym Eintritt der Karavane in das Dorf ſammelten ſich Männer und Weiber auf das Zudringlichſte um die Fremden her, und nachdem es Einigen gelungen war, Hrn. *G.* und deſſen Reiſegefährten in ihre Wohnung zu ziehen, lieſsen die über dieſe Erſcheinung hocherfreuten Männer nach einer in ihrer Art reichen Abendmahlzeit mit ſtarken Liqueurs die erſtaunten Gäſte in dem vollen Genuſſe ihrer „von der Natur nicht unbegünſtigten" Frauen. Wird man hier nicht unwillkürlich an den Dienſt der aſſyriſchen Milytta bey den Babyloniern (*Herod.* 1, 199.) erinnert, oder was hier noch näher liegt, an den des Baal-Peor bey den Moabitern (4 Moſ. 25, 1 — 15.), und den Dienſt der *ſyriſchen* Aſtarte bey den Iſraeliten, deren Prieſterinnen (קדשה), zum bittern Verdruſs der eifernden Propheten, zugleich die Rolle öffentlicher Buhlerinnen ſpielten? In Aleppo lebte der Reiſende einige Zeit bey dem venetianiſchen Conſul, und faſste den Plan zu einem Abſtecher nach Georgien, wovon ihn aber der Vorſchlag eines Engländers, Hrn. *H.* (die Namen dieſer Männer werden gewöhnlich nicht ausgeſchrieben), ihn durch die arabiſche Wüſte nach Baſſora zu begleiten, bald abführte. Die Karavane, welche am 8. Juni 1786 abging, beſtand faſt aus 200 Kameelen. Schon gegen das Ende der Reiſe, zwiſchen Meſched-Aly und Baſſora, hatte er das Unglück, ſeinen Reiſegefährten zu verlieren, der den Beſchwerden der Reiſe, wozu vornehmlich Waſſermangel gehörte, unterlag. Die Reiſe ſelbſt enthält kaum etwas Erhebliches, ſo wenig als die Ankunft in Baſſora und die Fortſetzung des Weges nach Maſkat und Bombay, wo der Reiſende ſeinen Bruder fand.

Daſs

Digitized by Google

Dafs Hr. *G.* weder der türkiſchen, noch arabiſchen Sprache kundig war, hat die Genauigkeit ſeiner Nachrichten hier und da um ſo mehr beeinträchtigt, da er einen ſehr untreuen Dollmetſcher gehabt zu haben ſcheint. Die meiſten Erklärungen morgenländiſcher Wörter beweiſen dieſs. B. 2. S. 56. wird *Derwiſch* für ein perſiſches Wort für *Thürſchwelle* erklärt, mit dem Zuſatze: „eine Metapher, welche den Geiſt der Demuth und Beſcheidenheit bezeichnet, der dieſen Anachoreten eigen iſt." Nach S. 101. ruft der Pöbel in Aleppo den Franken, um ſie zu beleidigen, nach: *Funghee cocu!* „dabey anſpielend auf die Freyheit, deren die Weiber bey uns genieſſen." Der Vf. meinte ohne Zweifel *Frenghi Kopek* oder *Keupeg* (wie er S. 11. ſchreibt) fränkiſcher Hund! denn dieſes iſt das gewöhnliche Schimpfwort der Franken im Oriente. *Funghee* für *Frenghee* iſt vielleicht nur ein Verſehn des deutſchen Ueberſetzers oder Correctors; *ee* ſtatt *i* gehört aber zur engliſchen Orthographie, welche der Ueberſetzer durchaus nicht hätte beybehalten dürfen. So ſteht z. B. auch S. 50. und öfter *Rufayees* von dem Derwiſchorden der *Rufaji's*. Ob es dem Vf. oder dem Ueberſetzer zur Laſt falle, dafs der mohammedaniſche Roſenkranz *Teſpi* S. 56. ein Scapulier genannt werde, können wir nicht entſcheiden.

Beygegeben ſind der Ueberſetzung ein illuminirtes Kupfer (Anſicht des Schloſſes der ſieben Thürme zu Conſtantinopel) in der Manier gewöhnlicher Bilderbücher, und drey Karten, eine von Kleinaſien, eine von Syrien, Meſopotamien und einem Theile Perſiens (nebſt *G's.* Reiſeroute) „*neu entworfen von S. Griffith*", und eine dritte kleinere von der Ebene von Troas, „*nach Lechevalier und Griffith.*" Allein die Angabe, dafs Hr. *Griffith* wirklich etwas für dieſe Karten geleiſtet habe; bewähren ſich um ſo leichter als gänzlich falſch, und von dem induſtriöſen Verleger als ein Aushängeſchild erſonnen, da die Leſung des Buchs hinlänglich lehrt, wie dieſer Reiſende geographiſche Berichtigungen der bisherigen Karten ſo wenig bezweckte, als zu geben vermochte. Dieſes zeigt auch der Anblick der Karten ſelbſt, und noch mehr die Stellen, in welchen der Vf. ſelbſt auf ſeine „flüchtigen" Beſuche aller merkwürdigen Orte weit entfernt iſt, einen Werth dieſer Art zu legen. Beym Original finden ſich noch einige andere Kupfer, welche hier fehlen.

SCHÖNE KÜNSTE.

ERFURT, b. Knick: *Die Fiſcher.* Roman von *Samuel Schier.* 1813. 191 S. 8. (18 gr.)

Nicht ohne günſtiges Vorurtheil nahm Rec. einen Roman zur Hand, deſſen Titel einen minder alltäglichen Inhalt verſprach. Seine Erwartung wurde nicht erfüllt, er fand ein unreifes jugendliches Product, worin der Ton der Idylle oder einfachen Erzählung gröſstentheils verfehlt, und dagegen ein Toben, Drängen und Stürmen an der Tagesordnung iſt, welches die ungeregelte jugendliche Kraft bezeichnet und an die Erzeugniſſe einer frühern Drangperiode erinnert. Alles Talent will Rec. dem wahrſcheinlich noch ganz jungen Vf. nicht abſprechen; was ihm aber noch gänzlich mangelt, iſt Maafs und Tact, und diejenige Welt- und Lebenserfahrung, ohne welche ein Dichter zu beiden nicht gelangen, und ſtatt Menſchen insbeſondere nur Marionetten und Caricaturen zeichnen wird, wie man hier deren mehrere antrift. Der Ton der Erzählung ſollte einfach und naiv im Geiſt der ältern Volksſage werden; ſtatt deſſen iſt der Vf. in eine ſteife verrenkte Manier verfallen, die ſich durch ewige Inverſionen und zahlloſe Gedankenſtriche auszeichnet und oft incorrect wird. Man höre nur eine Stelle (S. 8.), der alles Uebrige gleicht: „Nicht weit von den Hütten dieſer Fiſcher lag im Buchwalde einer freundlich wilden Gegend ein hochgewölbtes Schloſs — und es war das Jagdhaus eines Grafen, der im Herbſte da wohnte und die Hirſche verfolgte. Schön gebaut war dieſes Haus, und die Ausſicht erfreute rings umher des Wallers Buſen. Und der Graf brachte mit ſich vieles Gefolge, und der Diener und Jäger viele — denn er war reich, *und nach Gefilden der Schlacht ziehen die Adler.* — Halb krümmten des Waldes Blätter ſich — und die Morgen waren feucht, und die Thäler in Nebel gehüllt; von dem Meere hinüber wehte der Wind und durchkräuſelte die Thäler, und die Wipfel ſchauten ſtarr allmählig aus den bunten Horſten, die Wieſen waren beſtrickt mit leichten Geweben, und die *Tage waren gelb* und voll Wehmuth. Schön war der Morgen einſt, und die Fiſcher waren *draußen* im Meere, und William muſste Holz fällen, hinten im Walde; *neben ihm* hatte ſich geſellt Hulda, ſie ſtrickte am Netze; die Mutter war ins ferne Thal gewandelt, zu melken die braunen Kühe und die *freundlichen Schaafe.* Und heimlich lächelnd ſah ſie immer auf ihn, und mochte ihm wohl etwas ſagen, *aber* ſie ſchien höhniſch und nickte ihm manchmal zu — *aber* die Bäume krachten für und für unter ſeiner Axt, bis die Sonne heifs wurde im Herbſttage; nun ſtellte er ſich hin *für ſie* und ſprach: was lächelſt du verſtohlen, Hulda, ſprich — nicht traulich ſcheinſt du heut, und geheimniſsvoll lächelt dein Mund. Und ſie lachte, und nahm lauſchend aus ihrem Buſen ein Goldſtück und gab es ihm auf die Hand — und er erblaſste und ſprach: was iſt das, Hulda — woher? er hielt es erſchrocken betrachtend — der junge Graf hat geſtern mirs geſchenkt, im Schatten *dort der Eiche* war ich entſchlummert, da hat er lächelnd mich geweckt, und lange mit mir getändelt, der ſchöne Graf, und gab mir dieſes Geld, und ſprach: noch mehr würde er mir geben, wenn ich *freundlich immer* ſey." Dieſe Stelle iſt übrigens in Abſicht auf Geiſt und Sinn leicht die beſte des ganzen Buchs, ſo wie hingegen der Vf., der oft Dinge ſchildert, wovon er durchaus keinen Begriff hat, in der Beſchreibung eines Sturmes und Schiffbruchs wohl am allerunerträglichſten wird. Einen feſten Plan ſcheint er zu ſeinem Roman durchaus nicht entworfen, ſondern die Begebenheiten, wie es ihm

Digitized by Google

ihm der Augenblick eingab, zusammengereiht zu haben; weshalb man sich nicht wundern darf, wenn es oft gar seltsam zugeht, und z. B. der Held, der vom Anfang an als ein Muster treuer Liebe erscheint, zuletzt gleichwohl drey Weiber auf einmal heirathet. In den eingewebten oder hinten angehängten Gedichten wird auch überall der Anfänger sichtbar; Reim und Ausdruck sind häufig incorrect. Z. B. S. 176.:

Ach! steh ich am Hügel, *bedämmert* von Sternen
Schau ich nach Fernen,
Träume mich weinend zur Heymath zurück,
Wo mit dem Stabe
Der Fischerknabe
Gefühlete sein Glück u. s. f.

Wie alle Bücher aus diesem Verlage, so wimmelt auch das gegenwärtige von Druckfehlern, und es ist in der That spafshaft zu sehen, wie fremd dem Corrector die allergewöhnlichsten Dinge sind, denn bald *koßen* (kosen) die Leute mit einander, bald erscheinen *weiße* (weifse) Gestalten, bald *glimmen* Matrosen an den Strickleitern, bald vernimmt man gar ein *zerschmettertes Getön* u. dgl.

MATHEMATIK.

Berlin, b. d. Gebr. Gädicke: *Die doppelte Buchhaltung auf der Stufe ihrer möglichsten Vollkommenheit.* Nach genauer Prüfung aller bisjetzt darüber erschienenen Schriften und einer eignen dreyfsigjährigen praktischen Bearbeitung, sowohl den Vorschriften des allgemeinen Preufs. Landrechts und der Gerichtsordnung, als auch den Bestimmungen des neuen französischen Handels-Gesetzbuches gemäfs dargestellt von *S. G. Meisner.* 1811. 94 S. 4. (1 Rthlr.)

Obgleich der Titel ein ausführliches Werk zur Selbstbelehrung erwarten läfst, so finden wir doch das Ganze so gedrängt und in einer solchen Sprache vorgetragen, dafs ein Anfänger noch immer Belehrungen von einem sachkundigen Manne nöthig haben wird, wenn er eine ganz deutliche Vorstellung und Kenntnifs vom Buchhalten bekommen will. Die Schrift zerfällt in zwey Abtheilungen, wovon die erste die *Theorie* und die andere die *Praxis* enthalten soll. Den Anfang der ersten machen gesetzliche Vorschriften in Bezug auf Handlungsbücher; Vorschriften des allg. Preufs. Landrechts und der Gerichtsordnung, wo die Stellen einzeln citirt sind; und Vorschriften des franz. Handels-Gesetzbuchs. Beide Gesetzgebungen stimmen in folgenden Punkten überein: 1) der Kaufmann ist zu einer ordnungsvollen Notirung seiner Geschäfte verpflichtet. 2) Diese Notirung mufs täglich, der Zeitfolge nach, geschehen. 3) Das Hauptbuch sowohl, als die Nebenbücher, müssen ohne alle Merkmale einer Verfälschung, mit der gröfsten Ordnung, Genauigkeit und Reinlichkeit geführt werden, und genau mit einander übereinstimmen. 4) Wenigstens alle Jahre mufs ein förmliches Inventarium Statt finden. Nun vom Buchhalten überhaupt: Das Debet und Credit oder Soll und Haben. Zwar deutlich, aber doch mit Voraussetzung einiger merkantilischer Kenntnisse. Verschiedenheit der Conto's beym kaufmännischen Buchhalten. Es werden dreyerley Arten von einander unterschieden: persönliche, todte und fingirte, wobey bemerkt wird, dafs unter den beiden erstern Arten noch andere wichtige Verschiedenheiten Statt finden. Verbindungen der verschiedenen Conto's unter einander. Es kann kein Geschäft vorfallen, wobey nicht gleich zwey Conto's interessirt wären. Eins wird immer etwas empfangen, das andere eben so viel weggeben. Die Summen also, die im Credit und Debet notirt werden müssen, sind stets einander gleich. Dieß ist der Hauptgrund des doppelten Buchhaltens, auf welchem alle Sicherheit der kaufmännischen Geschäfte beruht. Die auf solche Art entstehende mannichfaltige Verflechtung der Conto's in einander erläutert nun der Vf. weiter, indem er die Anwendung des Buchhaltens auf specielle Fälle zeigt. Hier zuerst von den erforderlichen Büchern und deren Form: das *Journal* oder *Memorial.* Das sonst besonders zu haltende Cassa- und Bankobuch sind hier mit dem Journale verbunden. Mehrere Nebenbücher, als Waarenconto's, Copiebücher u. s. w., richten sich nach den Geschäften einer jeden Handlung. Aber das Wesentlichste und Unentbehrlichste ist das *Hauptbuch:* denn hier ordnen sich die in dem Journal der Zeitfolge nach aufgeführten Posten, so, dafs man von jedem Gegenstande eine deutliche und vollkommne Uebersicht erhält. Den innern Zusammenhang desselben stellt der Vf. in zwey besondern Capiteln dar. Ein wichtiges und unentbehrliches Buch ist endlich das *Bilanzbuch*, da es nicht blofs dient, sich von der Richtigkeit und Uebereinstimmung des Hauptbuchs und des Journals zu überzeugen, sondern auch den Gewinn und Verlust, ohne förmlichen Abschlufs des Hauptbuchs zu jeder Zeit summarisch zu übersehen. Der innern Einrichtung desselben ist deshalb ebenfalls ein besonderer Abschnitt gewidmet. Anfang des Buchhaltens und Fortführung der Geschäfte. Die monatliche und die Generalbilanz. Ehemalige Verfahrungsart bey dem Buchhalten und Verbesserung derselben. Ursprüngliche Notirung der Geschäfte. Die alte doppelte ital. Buchhaltung. Verwerfliche Methoden von *Jones* und *Wagner*, in welchen indefs der Vf. das darin enthaltene Gute nicht verkennt. Kurzer Abrifs von des Vfs. deutscher Doppelbuchhaltung. Die *Richterschen*, *Hingstedtischen* und *Deckerischen* Verbesserungsversuche. Die vollkommenste Buchhaltungsmethode, kritische Urtheile und Literatur des Buchhaltens. Die Praxis enthält in der zweyten Abtheilung die Schemata für das Journal, für das Hauptbuch mit einem Register darüber, und für das Bilanzbuch.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1813.

GESCHICHTE.

1) LANDSHUT, b. Krüll: *Kaiser Ludwig IV. oder der Baier.* Eine von der königlich baierischen Akademie der Wissenschaften zu München den 12. October 1811 gekrönte Preisschrift von *Konrad Mannert*, königl. baier. Hofrathe, Prof. der Geschichte zu Landshut, und ord. Mitgl. der königl. Akad. der Wissensch. zu München. 1812. VIII u. 540 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

2) MÜNCHEN, b. Giel: *Ludwig der Baier, Kaiser der Deutschen und Römer.* Eine im Jahre 1811 der königlich-baierischen Akademie der Wissenschaften zu München eingesandte, nicht gekrönte, hier getreu nach dem Original abgedruckte Preisschrift von *Kaspar Sterr*, ehemal. Prof. der schönen Wissensch., jetzt Pfarrer zu Joshofen bey Neuburg an der Donau. 1812. 384 S. gr. 8. (1 Rthlr. 20 Gr.)

3) LEIPZIG, in d. Hartmann. Buchh.: *Geschichte Kaiser (s) Ludwig des Vierten.* Von *August von Kotzebue*, der Berliner Akad. der Wissensch. ordentl. Mitgliede. 1812. VIII u. 256 S. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)

Eine Biographie des Kaisers Ludwig von Baiern zu schreiben, eines Fürsten, der durch das Ausserordentliche seiner Handlungen und Schicksale billig die allgemeine Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen, so wie diejenige der Nachwelt, auf sich zog, dessen öffentliches, an wichtigen Ereignissen und mannichfaltigen Abwechselungen von Glück und Unglück äusserst fruchtbares Leben in die Verhältnisse vieler europäischen Staaten eingriff, der von einigen bis an den Himmel erhoben, von andern bitter getadelt, fast von jedem blos nach seiner einseitigen Ansicht, nach seiner eigenen Anhänglichkeit an diese oder jene Partey, von wenigen, oder von keinem richtig und unparteyisch beurtheilt worden, — die Biographie eines solchen Fürsten zu schreiben, ist eine schöne, grosse, aber auch sehr schwere Aufgabe. „Sie sollte — dies foderte die Akademie der Wissenschaften in München, und sie foderte es mit Recht — in das öffentliche und Privatleben desselben eingehen, sie sollte ihn als Menschen, als Regenten seiner Erbländer, als Oberhaupt des deutschen Reichs, nach seinen Schicksalen, seinen Handlungen und seinem Charakter in einem richtig gezeichneten und lebendigen Gemälde vor Augen stellen." Ein solches Product der historischen Kunst zu liefern, welches durch ästhetische Kraft und Schönheit den Kunstkenner befriedigt, worin aber zugleich die Charakterzüge echter Geschichte nicht verwischt sind, ist keine leichte Arbeit. Indessen versuchte es der Hr. Vf. von Nr. 1., diese grosse Aufgabe zu lösen, und seine Schrift ward von der Akademie in München des Preises würdig befunden: ob als ein historisches Meisterstück, welches ihren Foderungen, und den Foderungen der Kritik völlig Genüge leistet, oder weil sie wenigstens unter den eingelaufenen Schriften die beste war, kann erst eine nähere Betrachtung derselben entscheiden.

Den eigentlichen Standpunkt, wovon der Vf. ausging, hatte bereits die Akademie in ihrem Programm vorgezeichnet. Da das öffentliche Leben des Kaisers Ludwig IV. und die politischen Verhältnisse derselben Zeit sichtbar in einander eingreifen, so ist das ganze erste Buch bestimmt, die Lage der Dinge in Europa beym Antritte der Regierung Ludwigs zu entwickeln. Diese Schilderung verbreitet sich über das System und den politischen Zweck der Päpste, und über die Lage, worin sie sich in Beziehung auf die europäischen Staaten überhaupt, und auf Frankreich insbesondere befanden, über den Zustand Italiens, und der dort sich durchkreuzenden Parteyen, über die Verhältnisse Deutschlands zu dem Papste, und über die innere Beschaffenheit, Verfassung und Cultur Deutschlands zur Zeit Ludwigs IV. Sie ist in ihren Hauptzügen gut getroffen; nur, wie uns dünkt, nicht lebendig genug. Auch hätten hier und da Dinge wegbleiben sollen, welche die Lage, worin sich Ludwig beym Antritte seiner Regierung befand, nicht anschaulicher machen, z. B. die Lästerungen, womit der Papst und der König von Frankreich, Philipp der Schöne, sich begegneten, die Nachricht von der Zunftverfassung der damaligen Schulen u. s. w.

Unter solchen politischen Conjuncturen, wie sie im ersten Buche dargestellt sind, tritt Ludwig im zweyten als Herzog von Oberbaiern und als römischer König auf. Die Geschichte reicht in diesem Buche bis zum Anfange der Streitigkeiten mit dem Papste. Ludwigs Geburt, Erziehung und Streit mit seinem ältern Bruder Rudolph machen den Inhalt des *ersten Kapitels* aus. Im *zweyten* ist Ludwigs Einwirkung auf die Ereignisse in Niederbaiern, und die Gründung seines Ruhms durch das Treffen bey Gamelsdorf erörtert. Durch eben dieses Treffen erwarb er sich, wie das *dritte Kapitel* zeigt, die römische Königswürde. Im *vierten Kapitel* verweilt man gern bey der Erzählung von den ersten Unternehmungen Ludwigs, als Königs, und von seinen Verdiensten um die Aufnahme der Residenzstadt München. Das *fünfte* Ka-

Digitized by Google

Kapitel, welches unrichtig auch als *viertes* überschrieben ist, zeigt, wie der König sich der von Seiten seines Bruders drohenden Gefahr entledigte. Mit Bedauern erfieht man aus diesem Kapitel, dafs Ludwig seit Rudolphs Tode nicht nur in Ansehung seiner Hausangelegenheiten, sondern auch in Hinsicht auf seinen Hauptfeind, den Gegenkönig Friedrich von Oestreich, in keine bessere Lage kommt: denn eben um diese Zeit geht einer seiner vertrautesten Freunde, der Graf Ludwig von Oettingen, zu den Oestreichern über; diese entwerfen den Plan, den König auf zwey Seiten im Herzen seiner Erbstaaten anzugreifen; Baiern wird jämmerlich verwüstet; seine Schwiegerin Mathildis erklärt sich öffentlich für die östreichische Partey, und bereitet neue Verwirrung in der Pfalz; überdiefs geht um eben diese Zeit Ludwigs getreuester Anhänger, Peter Aichspalter, Kurfürst von Mainz, mit Tode ab. Doch wand sich der König glücklich aus dem Gedränge, und das Treffen zwischen Ampfing und Mühldorf, wovon das *fünfte* (eigentlich *sechste*) Kapitel Nachricht giebt, entscheidet endlich zu seinem Vortheile. Der glückliche Ausgang desselben setzte den König in den Stand, seine Freunde zu belohnen, und seine königlichen Vorrechte ungehindert auszuüben, wie das *sechste (siebente)* Kapitel zeigt. Allein von dieser Zeit an wird auch die Kälte des Königs Johann von Böhmen gegen Ludwig sichtbar, und wenn gleich letzterer von seinem wichtigsten Gegner, Friedrich von Oestreich, der bey Mühldorf in Gefangenschaft gerathen war, befreyt ist, so hat doch noch die Feindseligkeit des Herzogs Leopold von Oestreich gegen ihn ihren Fortgang.

Alle bisher erzählten Begebenheiten beziehen sich nur auf die Verwaltung seiner Erblande, auf die Regierung des deutschen Reichs, und auf die Händel mit seinen deutschen Gegnern. Von nun an aber sehen wir ihn im *dritten Buche* in weitaussehende Streitigkeiten mit dem Papste begriffen. Die Maafsregeln, wodurch der Papst Johann XXII. das Ansehen des päpstlichen Stuhls emporzuheben, und besonders zum Besitze Italiens zu gelangen suchte, sind im *ersten Kapitel* angegeben. Kaum war es anders möglich, als dafs der römische König seinen Anmafsungen sich entgegen stellte. Den vom Papste gedrängten Gibellinen schickt er Beystand; des Papstes Anschlag auf Mailand mifslingt; und nun tritt derselbe, wie uns das *zweyte Kapitel* belehrt, als Ankläger Ludwigs und als Richter in seiner eigenen Sache auf. Nach mannichfaltigen Versuchen des Papstes, Ungewitter von verschiedenen Seiten über dessen Haupt herbey zu ziehen, die wir aus dem *dritten Kapitel* kennen lernen, fällt endlich der Bannstrahl im *vierten* wirklich auf Ludwig, und das Interdict auf Deutschland. Der König enthüllt nun ohne weitere Schonung das Verwerfliche des päpstlichen Benehmens, und die Minoriten übernehmen öffentlich seine Vertheidigung. Aber eben durch ihre Heftigkeit wurde die Aussöhnung mit dem Papste unmöglich gemacht. Sollte der Kampf des Reiches mit der Kirche einen glücklichen Fortgang gewinnen, so mufste nothwendig zuerst die Ruhe im Innern von Deutschland hergestellt werden. Ludwig löhnt sich daher (*Kap.* 5.) durch einen Vertrag mit Friedrich von Oestreich aus, auf welchen, da letzterer ihn nicht erfüllen konnte, ein zweyter folgte. Auf dem Throne nun gesichert, trifft Ludwig (*Kap.* 6.) die nöthigen Anstalten, um zur Vereitelung der päpstlichen Plane nach Italien zu ziehen, und unternimmt endlich (*Kap.* 7.) den Zug dahin wirklich. Er entsetzt den Galeaz Visconti seiner Stelle, und erhebt den Castruccio zum Herzoge. Zu Rom wird Ludwig (*Kap.* 8.) zum Kaiser gekrönt. Gegen Johann XXII. läfst er das Urtheil der Absetzung sprechen, und Nicolaus V. zum Papste wählen. Aber Castruccio fiel von ihm ab; Ludwig steht nun allein in fremdem Lande da; er sieht sich zum Rückzuge genöthigt, und umgewandelt ist auf einmal die für ihn vortheilhafte Stimmung der Römer; er geht daher (*Kap.* 9.) nach Deutschland zurück, wohin ihn der Tod Friedrichs des Schönen von Oestreich rief. Der Gegenpapst Nicolaus sieht sich genöthigt, mit dem Strick um den Hals zu den Füfsen des Papstes Johann XXII. seine Ketzereyen und Gottlosigkeit zu bekennen; dadurch wird mancher Freund des Kaisers in seiner bisherigen Ueberzeugung wankend. Gegenstände des 10. *Kap.* sind die Verhältnisse in Deutschland während der Abwesenheit des Kaisers, die völlige Aussöhnung mit Oestreich, und der Vertrag zu Pavia.

Mit dem Ende des Jahres 1330 beginnt, wie der Vf. richtig bemerkt, die zweyte Regierungsperiode Ludwigs von Baiern, scharf abgeschnitten von der erstern, weil sich die handelnden Personen, die frühern Grundsätze und die Benehmungsart ändern. Während dafs das Streben der Kirche zum Untergange Ludwigs IV. bleibende Rubrik ist, tritt an die Stelle des Hauses Oestreich der König Johann von Böhmen als gefährlicher Gegner auf. Die Art des Kampfes ist nun auch nicht mehr dieselbe. Von nun an werden Ludwigs Maafsregeln gegen das Oberhaupt der Kirche blofs vertheidigend. Dieis ist in der Einleitung zum *ersten Kapitel* des *vierten Buchs* auseinandergesetzt. Das gefährlichste Instrument, welches der Papst gegen den Kaiser vorzüglich in Bewegung setzte, war der König Johann von Böhmen, der im Grunde weder diesen noch jenen zu unterstützen gesonnen war, sondern mit zweydeutiger Politik nur seinen eigenen Vortheil — die römische Königswürde, zu erhaschen suchte. Ludwig vereitelte diese Absicht glücklich. Dadurch, dafs er in der Irrung Heinrichs des ältern in Niederbaiern mit Otto und Heinrich dem jüngern dem Könige Johann von Böhmen, als dem Schwiegervater des erstern, die Vermittelung aufdrang, entfernte er denselben von dem Einflusse auf Baiern. Auf Italien machte indessen Frankreich und der König in Böhmen bald wieder neue Versuche (*Kap.* 3.). Allein der Papst verwarf die Vorschläge, welche der König von Frankreich unter dem Scheine der Vermittelung gethan hatte. Noch ein weiterer Aussöhnungsplan, nach welchem Ludwig wirklich die Krone ablegen wollte,

schei-

Digitized by Google

ſcheiterte durch das voreilige Benehmen des Herzogs Heinrich von Niederbaiern, welchem man im Geheim entweder an Ludwigs Stelle die Königswürde, oder das Vicariat verſprochen hatte. Dem Kaiſer gelingt es indeſſen (*Kap.* 4.), während daſs er ſtets gegen den Papſt wirkt, die Ruhe in Deutſchland zu erhalten, und nach dem Tode des Herzogs Heinrich von Kärnthen öffnet ſich ihm (*Kap.* 5.) eine Gelegenheit, dem unredlichen Könige von Böhmen ſein abſcheuliches Betragen zu vergelten, indem er Kärnthen und Tyrol, die derſelbe ſchon in Händen zu haben glaubte, für dem Reiche eröffnete Lehen erklärte; doch erhielt Johann zuletzt für ſeinen mit des Verſtorbenen Tochter Margaretha vermählten Sohn Johann auf den Ausſpruch vermittelnder Fürſten wenigſtens Tyrol. Des Papſtes Johann XXII. Nachfolger, Benedict XII., ein Mann von geradem Sinne und voller Herzlichkeit, bietet (*Kap.* 6.) unaufgefodert die Hand zur Ausſöhnung. Aber der König von Frankreich, nach dem römiſchen Kaiſerthum ſtrebend, und die franzöſiſch geſinnten Kardinäle machen ſie wieder unmöglich. Ganz Deutſchland war nun überzeugt, daſs Frankreich allein die Herſtellung der Einigkeit hindere; jedermann bot alſo nicht nur gern die Hände zu einem Bunde des Kaiſers und Reiches mit dem Könige Eduard von England gegen den König von Frankreich (*Kap.* 7.), ſondern das ganze Reich lieſs ſich auch gern (*Kap.* 8.) zur öffentlichen Theilnahme an des Kaiſers Angelegenheit bewegen. Die Folge davon waren die Aufhebung des Interdicts im ganzen Reiche, der bekannte Kurverein zu Renſe und der allgemeine Reichsſchluſs zu Frankfurt in Betreff der Unabhängigkeit des Kaiſerthums von dem römiſchen Stuhle. Von dem Bündniſſe mit England ging jedoch Ludwig (*Kap.* 9.) bald wieder ab; er ſchloſs vielmehr jetzt eine Defenſiv-Allianz mit dem Könige Philipp von Frankreich, wofür derſelbe verſprach, ihn als römiſchen Kaiſer zu erkennen; aber in Anſehung des Verſprechens, die Ausſöhnung mit dem Papſte zu bewirken, ward Ludwig von ihm hintergangen. Glücklicher war er in ſeinen Hausangelegenheiten, indem (*Kap.* 10.) nach dem Abgange der niederbaieriſchen Linie ganz Baiern unter ſeinen Scepter vereinigt wurde. Sein Verſuch, die Ueberreſte der Hohenſtaufiſchen Herrſchaft in Schwaben wieder herbeyzubringen, war zwar mehr ein Verſuch des Kaiſers, als des Herzogs in Baiern; der Beſitz einiger von dieſen Erwerbungen war nur vorübergehend, weil auf ihn kein Wittelsbacher in der kaiſerlichen Würde folgte; aber unmittelbare Ausſichten zur Vergröſserung ſeiner Hausmacht öffnete ihm (*Kap.* 11.) die durch die Vermählung der Gräfin Margaretha Maultaſch mit Ludwig dem Brandenburger bewirkte Wiedervereinigung der Grafſchaft Tyrol mit Baiern. Doch war auch dieſer Vortheil nicht von Dauer. Ueberdieſs hatte Ludwig dadurch, daſs er nicht nur die Eheſcheidung zwiſchen Margaretha und ihrem erſten Gemahle als Kaiſer ſelbſt vornahm, ſondern auch die Diſpenſation im dritten Grade der Verwandtſchaft aus kaiſerlicher Macht ertheilte, ſich Haſs und Verketzerung von Seiten der Geiſtlichkeit und des Volkes zugezogen. Das *zwölfte Kapitel* giebt uns ein Bild von Ludwigs körperlicher Geſtalt und Charakter, nebſt einer Nachricht von ſeiner Geſetzgebung. Aus dem *dreyzehnten* lernt man Ludwigs letzte Verfügungen über die geiſtlichen Verhältniſſe in Baiern, ſeine Miniſter und Hofſchriftſteller, wie auch den Zuſtand der Literatur in Baiern zu ſeiner Zeit, und aus dem *vierzehnten* ſeine Verfügungen im Reiche, die damaligen Sitten des Adels, den Zuſtand der Städte, die Verhältniſſe dieſer beiden miteinander, und ſeine Anſtalten kennen, wodurch er zuerſt einen allgemeinen Landfrieden zu Stande brachte. Im *funfzehnten Kapitel* gehen neue Ausſöhnungsunterhandlungen mit dem Papſte vor; aber ſie zerſchlagen ſich, weil der Papſt und der König von Frankreich dem Lüzelburgiſchen Hauſe Tyrol wieder zu verſchaffen ſuchten, welches Ludwig ſchlechterdings nicht wieder herauszugeben gedachte. Anſtatt eine Ausſöhnung Statt finden zu laſſen, betrieb man jetzt vielmehr mit Anſtrengung Ludwigs Abſetzung. Deutſchlands Fürſten erklärten ſich zwar (*Kap.* 16.) mit Entſchloſſenheit gegen das päpſtliche Anſinnen; fürchteten aber zugleich die immer wachſende Macht des Kaiſers; daher er keine ſehr thätige Unterſtützung von ihnen erhielt. Das *ſiebzehnte Kapitel* handelt von Ludwigs Verfügungen in Brandenburg, und von der holländiſchen Erbſchaft. Im *achtzehnten* ſetzt endlich der Papſt bey einigen Kurfürſten ſeinen Plan durch. Nachdem er den Kirchenbann gegen Ludwig erneuert hatte, verſammeln ſie ſich, heimlich durch Schreiben von ihm aufgefodert, zu Renſe, erklären das Reich für erledigt, und erwählen einſeitig Karl von Mähren zum römiſchen Könige. Allein Frankfurt und Aachen verſchlieſsen ihm die Thore; die Reichsverſammlung zu Speyer erklärt die neue Wahl für ungültig; durch die Waffen kann Karl ſich das Uebergewicht nicht verſchaffen; Ludwig bleibt allein herrſchend und mächtig bis an ſeinen Tod.

Alles dieſes und mehr anderes, was hier nicht angeführt werden konnte, hat der Vf. aus den Quellen, die er mit Einſicht und Kritik benutzte, mit der dem Hiſtoriker geziemenden Genauigkeit vorgetragen. Zu unſerer Zufriedenheit ſahen wir manche ehedem dunkle Sage in dieſem Werke in ein helleres Licht geſetzt, und viele unrichtige Angaben anderer Geſchichtſchreiber verbeſſert, z. B. die Angabe des *Anonymus Fürſtenfeldenſis* bey *Oefele* von Ludwigs Alter beym Tode ſeines Vaters; die Sage, daſs Ludwig dem Herzoge Friedrich von Oeſtreich ſeine Wahlſtimme verſprochen habe u. ſ. w. Die hier und da in Anſpruch genommene Urkunde des Vertrags zwiſchen Ludwig und Friedrich von Oeſtreich wegen gemeinſchaftlicher Regierung wird aus guten Gründen für echt erklärt. Wir könnten noch viele Beyſpiele zum Beweiſe anführen, daſs das hiſtoriſche Publicum dem Vf. in Hinſicht auf Ludwigs Geſchichte viele Aufklärungen zu danken hat. Indeſſen ſtieſsen wir doch auch auf Gegenſtände, in deren Erkenntniſs man durch das vorliegende Werk um keinen

Schritt

Digitized by Google

Schritt weiter gebracht wird. Ungewiſs bleibt es, ob Ludwig nach dem Vertrage mit dem Gegenkönige wegen gemeinſchaftlicher Regierung noch einen andern mit ihm geſchloſſen habe, vermöge deſſen Ludwig Kaiſer in Italien, Friedrich hingegen König in Deutſchland ſeyn ſollte, wie der Vf. es wahrſcheinlich findet. Die Ungewiſsheit, die durch den öffentlichen Widerſpruch Ludwigs noch mehr vergröſsert wird, könnte nur durch urkundliche Aufklärungen aus dem Archive gehoben werden, wie der Vf. ſelbſt geſteht; und warum hob er ſie nicht? Von dem Verfaſſer einer hiſtoriſchen Preisſchrift erwartet man Aufklärung dunkler Thatſachen, Berichtigung falſcher Angaben, Ergänzung des Mangelhaften. Eben ſo verhält es ſich in Anſehung des Verſprechens, welches der Kaiſer und der König Johann von Böhmen dem Herzoge Heinrich von Niederbaiern gethan haben ſollen, daſs derſelbe an Ludwigs Stelle den Thron beſteigen ſollte. War dieſes Verſprechen wirklich gethan worden, oder nicht? Verſprach man ihm wirklich die Königswürde, oder nur das Vicariat? Wie iſt es zu erklären, daſs Heinrich von Niederbaiern ſich ſchon wirklich in den Beſitz ſetzte, und das Verſprechen durch die That geltend zu machen ſuchte, auf der andern Seite hingegen Ludwig öffentlich die Verſicherung gab, er gedenke gar nicht an die Ablegung der Krone? Nur durch Beyhülfe der Archive können dieſe Zweifel gehoben werden. Dieſs geſtand der Vf. ſelbſt. Und doch that er, wie es ſcheint, keinen Schritt, um von dieſer Seite her Licht zu erhalten. Unrichtigkeiten bemerkten wir in dieſem Werke nicht. Daſs S. 13. Avignon *von den Päpſten* (anſtatt: an die Päpſte) verkauft wurde, iſt vermuthlich ein Druckfehler. Im eilften Kapitel des vierten Buchs findet ſich ein Widerſpruch. S. 431. verliert der Biſchof von Freiſing, welcher die Eheſcheidung zwiſchen Margaretha Maultaſch und ihrem Gemahle, Johann Heinrich, vornehmen wollte, auf der Reiſe durch einen Fall das Leben; daher der Kaiſer ſie aus eigener kaiſerlicher Macht vornimmt; und S. 434. erſcheint eben dieſer Biſchof bey der Hochzeit Margarethens und ihres neuen Gemahls.

Ueber viele Handlungen Ludwigs haben ſowohl ſeine Zeitgenoſſen, als die Nachwelt zu ſeinem Nachtheile ausgeſprochen. Sie betrachteten dieſelben vereinzelt, wie ſie vor ihnen lagen. Hier erhalten ſie erſt im Zuſammenhange mit andern ihr gehöriges Licht. Einer Parteylichkeit wird man indeſſen den Vf. im Ganzen nicht beſchuldigen können. Mit Recht tadelt er z. B., daſs Ludwig in ſeiner Appellation den Papſt der Ketzerey beſchuldigte. Daſs der Kaiſer ſich den Verfall ſeines Anſehens in Italien durch Fehler, die er beging, ſelbſt bereitete, iſt hier nicht verhehlet. Indeſſen ſcheint es uns doch, daſs zuweilen die Thatſachen ſelbſt ein anderes Urtheil über Ludwig ausſprechen, als Hr. *M.* ausſprach. Ludwigs Abgang von dem Bunde mit dem Könige Eduard von England, und deſſelben leichtgläubiges Eingehen in die Schlingen des Königs von Frankreich ſind wohl nicht ganz zu rechtfertigen. Daſs es reine Ueberzeugung von ſeinen Gerechtſamen war, wodurch Ludwig ſich bewogen fand, die Eheſcheidung der Margaretha Maultaſch aus kaiſerlicher Macht vorzunehmen, und im dritten Grade der Verwandtſchaft ſelbſt zu diſpenſiren, möchten wir nicht gern behaupten. Die Aeuſserung S. 323. „Ludwigs Umſicht und Ahndung künftiger Fälle bey Entwerfung des Vertrages von Pavia überſteige die Grenzen des menſchlichen Scharfſinnes" iſt zu übertrieben. Um den Kaiſer gegen den Vorwurf vernachläſſigter Juſtiz zu vertheidigen, ſagt der Vf. im 13. Kap. des 4. Buchs S. 461: „Keinen Zug hat die Vorwelt uns hinterlaſſen, durch welchen Ludwigs Benehmen auch nur zweydeutig würde, wohl aber Beweiſe von der an Verbrechern geübten Strenge", und im 14. Kap. S. 475. geſteht er ſelbſt, „daſs der Biſchof von Augsburg, weil er die Tochter eines Gaſtfreundes genothzüchtigt hatte, von den Bürgern aus der Stadt gejagt worden ſey; Ludwig aber, der Rechtfertigung des Verbrechers glaubend, ihn wieder eingeſetzt, und ſtillſchweigend zugeſehen habe, als derſelbe ſeiner untergebenen Geiſtlichkeit beträchtliche Geldſummen abnahm." Dieſes Beyſpiel contraſtirt mit der oben angeführten Behauptung von Ludwigs ſtrenger Handhabung der Gerechtigkeit nicht wenig. Freylich ſucht Hr. *M.* das gelindere Verfahren des Kaiſers dadurch zu entſchuldigen, daſs derſelbe damals den Dienſt des Adels nöthig hatte, und ſich hüten muſste, ſich Gegner zuzuziehen. Aber was iſt dieſes anders, als ein Geſtändniſs, daſs Ludwig der Politik das Recht aufgeopfert habe?

(*Die Fortſetzung folgt.*)

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Todesfälle.

Den 13. März 1812 ſtarb zu Danzig *E. P. Bleck*, Doct. Med., Profeſſor am Gymnaſio und Phyſicus daſelbſt, ein ſehr glücklicher praktiſcher Arzt, und ſcharfſinniger Beobachter und Denker in den ihm anvertrauten Fächern der Arzney- und Naturkunde.

Zu ſeinen in *Meuſel's* gelehrtem Deutſchlande verzeichneten Schriften ſind noch folgende nachzutragen.

Lobrede auf den verſtorbenen Privatgelehrten *Reyger*. Danzig 1788. 4.

Memoria Verpoortennii. Gedani 1794.

Programma de moderandis, quas dicunt, ſexus actionibus. Ged. 1805.

Memoria Rinkii. Ged. 1812. 4.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1813.

GESCHICHTE.

1) LANDSHUT, b. Krüll: *Kaiser Ludwig IV. oder der Baier.* — — von *Konrad Mannert* u. s. w.

2) MÜNCHEN, b. Giel: *Ludwig der Baier, Kaiser der Deutschen und Römer.* — — von *Kaspar Sterr*, u. s. w.

3) LEIPZIG, in d. Hartmann. Buchh.: *Geschichte Kaiser (s) Ludwig des Vierten.* Von *August v. Kotzebue*, u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Dafs der Vf. den Stoff, den ihm die Quellen anboten, gröfstentheils wohl geordnet, und seinen Plan gut angelegt habe, zeigt schon der voranstehende Auszug des Inhalts. Meist fliefst eine Begebenheit natürlich aus der andern; die Verbindung der Thatsachen mit einander, als Ursachen und Wirkungen, hat der Vf. richtig wahrgenommen, und auch dem Leser anschaulich gemacht. Allein im letzten Kapitel des dritten Buchs glaubten wir nur Rhapsodien zu finden, und von da an sahen wir öfters frühere und spätere Begebenheiten auf Kosten der Chronologie und der Deutlichkeit untereinander geworfen. Schon im vorhergehenden Kapitel stirbt Friedrich der Schöne von Oestreich; sein Tod macht den Aufbruch Ludwigs aus Italien nach Deutschland nothwendig; und in dem gegenwärtigen erwacht in Friedrich dem Schönen erst aufs neue die Hoffnung, seine ältern Ansprüche gegen den Kaiser geltend zu machen. Der Gegenpapst Nicolaus ist durch Johann XXII. längst gänzlich unterdrückt, und jetzt erst thut die Aufhebung des Interdicts durch Nicolaus in Deutschland gute Wirkung. Die Erzählung geht hierauf wieder ordentlich fort, und die Begebenheiten erscheinen in ihrer natürlichen Verbindung miteinander; allein im 11. Kap. des vierten Buchs ist an die Erzählung von der Heirath zwischen Margaretha Maultasch und Ludwig dem Brandenburger unmittelbar die Nachricht von der Uebergabe der Grafschaft Tyrol an das Haus Oestreich, welche erst lange nach Ludwigs Tode, im J. 1362, erfolgte, angeknüpft, und erst nachher werden die schlimmen Folgen, welche die Erwerbung Tyrols für den Kaiser hatte, entwickelt. Im zwölften Kapitel wird der Zusammenhang des Vorhergehenden mit dem Nachfolgenden durch ein Bild von Ludwigs Charakter und Handlungsweise, und durch eine Apologie desselben auf eine unangenehme Art unterbrochen. Wenn je eine Charakteristik dieses Fürsten in einem besondern Kapitel aufgestellt werden mufste: so hätten wir sie in das letzte Kapitel versetzt, und Ludwigs Geschichte mit derselben beschlossen. Nachdem im 16. Kap. gezeigt worden, wie der päpstliche Plan, des Kaisers Absetzung zu bewirken, mifslungen sey, heifst es im 17. Kap.: „Furchtlos vor Papst und Fürsten schaltete also Ludwig der Baier im südlichen Deutschland, ohne je seine Angelegenheiten in dem nördlichen, und vorzüglich in der seiner Familie zugehörigen Mark Brandenburg zu vernachläfsigen." Wer sollte nun nicht alles, was hierauf von brandenburgischen Angelegenheiten erzählt wird, als eine Folge des Glückes, wodurch er seiner Absetzung entging, und der daraus entsprungenen Furchtlosigkeit betrachten? Allein alle Thatsachen, welche hier vorkommen, sind aus weit älteren Zeiten, da noch kein Mensch an Ludwigs Absetzung gedacht hatte.

Dem Vortrage des Vfs. fehlt es im Ganzen nicht an Kraft und Würde; aber in einzelnen Stellen liefs er sich eine grofse Nachläfsigkeit zu Schulden kommen. Im ganzen Werke dürften sich wenige Bogen finden, worin man nicht auf unregelmäfsig construirte Redesätze, oder auf gemeine und unedle Ausdrücke, oder auf Provinzialismen, oder auf Fehler gegen die Grammatik oder gegen die Rechtschreibung stofsen wird. Zum Beweise wollen wir aus der Menge nur einige ausheben. S. 2: „Ein Kampf, den Ludwig nicht suchte, *ihn* zu vermeiden wünschte, *ihn* aber mit Festigkeit der Seele bestand, als ihn hierarchischer Uebermuth mit Gewalt zu demselben aufforderte, nachgebend auswich, wo persönliche Nachgiebigkeit möglich war" u. s. w. Welche Verbindung der Sätze! S. 7: „Kämpfte gegen jeden Schritt, *wo* das Weltliche zum Geistlichen hinübergezogen wurde." S. 64. und in der Folge noch einmal: *köpfen*, anstatt: enthaupten. S. 92: „Sie wufsten die Gefahr der *Lützelburger Nachfolge* einleuchtend zu machen", anstatt: der Nachfolge eines Lützelburgers. S. 126: „Das eigene Stadtrecht von München gehört unter Ludwigs Vorsorge." S. 172: „Für einen Theil dieser Summe *wird* ihm verpfändet, die Städte u. s. w." S. 176: „Auf dem Reichstage, welchen Ludwig ausschrieb, *und* unterdessen seine und des Reichs Angelegenheiten betrieb." S. 186: „Sie wurden verwendet, um Vorsteher der Armee zu seyn, welche er (der Papst) in Italien unterhielt, früher als ein anderer Monarch auf den Gedanken von stehenden Truppen kam." Wo ist hier ein Zusammenhang? S. 346: *wozu* sich keine Spur findet, anstatt: wovon S. 356 und öfters: *Entsagung* des Thrones, anstatt: Verzicht-

Digitized by Google

zichtleiſtung auf den Thron. S. 390: Er bildete den Vorzug, anſtatt: den Vortrab. S. 441: „Der blinde König Johann benützte durch eine geheime Unterredung, *wo* er die Thüre des Zimmers beym Weggehen nicht finden, und der gelähmte Herzog ihn nicht zurechte weiſen konnte, die entſtandene Spannung." S. 460: „Spätere Fürſten machten Hinzufügungen", anſtatt: Zuſätze. S. 470: die *kitzlichern* Geſchäfte. S. 505: „Weil ihm (dem Könige von Böhmen) nicht die mindeſte Hoffnung zum *Abtritte* von Tyrol gegeben wurde", anſtatt: zur Abtretung. S. 515: „Mit wohlgerüſtetem Heere eilt er gegen die Frieſen zum Angriff, welchen ſie, ihrer Schwäche bewuſst, weichend vermeiden, aber plötzlich alle Schleuſsen öffnen"; anſtatt: welche, ihrer Schwäche ſich bewuſst, weichend ihn vermeiden, aber plötzlich alle Schleuſsen öffnen. Solche fehlerhafte Verbindungen der Sätze kommen häufig vor, und dann noch die übrigen Fehler gegen die Grammatik und Rechtſchreibung: Hilfe, Abhilfe, rufte, ſtund, kaum mehr, felten mehr, übergetragen (anſtatt: übertragen), anländen (anſtatt: landen), Hofmarkten, anbetrafen, vereitelt geworden, die Kräften, ohne Kräften, das im Waſſer wadende Korps, den Iſenfluſs durchwaden u. ſ. w. So viele Sprachfehler hätten wir in einer Preisſchrift nicht erwartet.

Sollen wir nun unſer Urtheil über dieſe Preisſchrift im Allgemeinen abgeben? — „Die Abſicht dieſer Lebensbeſchreibung," ſagt der Vf. am Schluſs dieſes Werkes S. 537., „iſt gänzlich verfehlt, wenn der Leſer am Ende derſelben eine Charakterſchilderung des ausgezeichneten Fürſten nöthig findet." Er hat Recht. Eine vollkommene Erkenntniſs des Charakters foll aus der Erzählung der Handlungen desjenigen, deſſen Leben beſchrieben wird, von ſich ſelbſt hervorgehen. Mit Vergnügen entdeckten wir wirklich mehrere Stellen, welche dieſe ſchöne Wirkung hervorbringen. Mit deutlichen Zügen ſtellt ſich z. B. Ludwigs Einſicht, Selbſtvertrauen, Tapferkeit und Edelmuth in dem Treffen bey Gammelsdorf aus ſeinen Handlungen uns vor Augen; deutlich malt ſein Benehmen gegen ſeinen Bruder Rudolph ſeinen Charakter, u. ſ. w. Allein es ſind nur einzelne Beyſpiele dieſer Art, die wir anführen können. Hr. *M.* ſelbſt ſcheint es geahndet zu haben, dafs ſeine Behandlung der Geſchichte Ludwigs IV. eine Charakterſchilderung dieſes Fürſten nicht ganz entbehrlich mache, und ſtellte darum in einem beſondern Kapitel (im 12. Kap. des 4. Buchs) eine, freylich nicht alles umfaſſende, Charakteriſtik deſſelben auf; ja er fand es ſogar nöthig, dieſem Kapitel eine Art von Apologie für den Kaiſer beyzufügen. Uebrigens ſind zwar einige Gegenſtände, z. B. das Gedränge, worin Ludwig ſich ſeit dem Uebergange des Grafen Ludwig von Oettingen zu den Oeſtreichern befand, das Treffen bey Ampfing, der Verfall des Anſehens und der Macht Ludwigs in Italien, die Verwandlung des offenſiven Verfahrens gegen den Papſt in die Defenſive, und mehr anderes trefflich dargeſtellt; aber über das Ganze iſt doch nicht Leben genug ausgegoſſen; im Ganzen iſt die Schrift zu gedehnt und weitläufig. Sollte ſie das Prädicat einer Biographie verdienen, ſo hätte vieles, was nur Nebenſachen betrifft, z. B. die Nachrichten von den Streitigkeiten der Minoriten mit dem Papſte, von der Gerichtsbarkeit des Adels in ältern Zeiten, von der Ottoniſchen Handfeſte, von dem Sachſen- und Schwabenſpiegel u. ſ. w. abgekürzt werden, und einiges Ueberflüſſige, z. B. die Erzählung von dem Betragen Ludwigs des Brandenburgers in Brandenburg, das Raiſonnement über den Vortheil, den die mit dem Kloſter Ettal verbundene weltliche Penſionsanſtalt für die Zukunft dem Vaterlande hätte verſchaffen können, u. dgl m. wegbleiben müſſen. Dafs durch dieſe Schrift das Ideal einer Biographie erreicht ſey, getrauen wir uns daher nicht zu behaupten, glauben aber nicht zu irren, wenn wir annehmen, dafs, abgeſehen von den eben gerügten Fehlern, mehrere hier bereits angeführte Vorzüge dieſes Buch zu dem Range einer ſehr guten Geſchichte Ludwigs von Baiern erheben.

Ungleich weniger glücklich in Bearbeitung deſſelben Gegenſtandes war der Vf. von

Nr. 2. Seine Geſchichte iſt nicht in Bücher oder Perioden und Kapitel, ſondern in neun Hauptſtücke, wovon jedes mit einer Ueberſchrift verſehen iſt, und jedes Hauptſtück in mehrere Paragraphen ohne Ueberſchrift getheilt. Dieſem Plane zufolge beſchreibt *das I. Hauptſtück* Ludwigs Thaten von ſeiner Geburt bis zur Königswahl; *II. Hauptſt.* deſſelben Thaten nach ſeiner Wahl zum römiſchen Könige bis zur Mühldorfer Schlacht; *III. Hauptſt.* nach der Mühldorfer Schlacht bis zur Reiſe nach Italien; *IV. Hauptſt.* Ludwigs Reiſe nach Italien, Krönung und Thaten daſelbſt; *V. Hauptſt.* Ludwigs Thaten in Deutſchland nach ſeiner Rückkehr aus Italien; *VI. Hauptſt.* Ludwigs Krieg mit Böhmen, und Thaten bis zur Erledigung von Niederbaiern; *VII. Hauptſt.* deſſelben letztere Thaten bis zu ſeinem Ende. Das *VIII. Hauptſt.* enthält eine Charakterſchilderung Ludwigs, als Ueberſicht des Ganzen, und das *IX. Hauptſt.* eine Anzeige von Urkunden, durch welche die Lebensgeſchichte Ludwigs des Baiern in mehrern Stücken beleuchtet wird. Das vorletzte Hauptſtück iſt in Abſchnitte getheilt, deren Aufſchriften der Abtheilung einer Predigt ähnlich ſehen: *Erſter Abſchnitt.* Kaiſer Ludwig, ein katholiſcher, für den chriſtlichen Glauben eifernder Fürſt. *Zweyter Abſchn.* Kaiſer Ludwig, ein Liebhaber der Diener der Kirche, und des heiligen Friedens. *Dritter Abſchn.* Ludwig, der Kaiſer, tapfer im Kriege, gerecht im Gerichte. In den folgenden drey Abſchnitten werden noch ſeine Vorſicht in ſeinen Berathungen, ſeine Gutmüthigkeit, ſein herablaſſendes Weſen, ſein tugendhaftes Betragen überhaupt, und ſeine Weisheit, die er als Regent bewies, gerühmt.

Dafs der Vf. die Quellen, woraus Ludwigs Geſchichte geſchöpft werden mufs, gekannt habe, beweiſen die in den Anmerkungen häufig angeführten Zeugniſſe. Aber eben darum wundert es uns, dafs er ſich nicht an dieſe allein hielt, ſondern mehrere

Digitized by Google

rere Thatſachen aus *Aventin*, *Cuſpinian*, *Gerhard von Roo*, *Adelzreiter* und andern neuern Schriftſtellern entlehnte. Da er auch dieſen Geſchichtſchreibern in Anſehung der meiſten Angaben unbedingten Glauben beymaſs, ohne dieſelben zu prüfen, ſo iſt leicht begreiflich, daſs er ihnen manches Mährchen nacherzählte, oder mit ihnen manche Thatſache in einem falſchen Licht betrachtete. S. 5. ſcheint er als richtig anzunehmen, daſs Ludwig von Baiern kein Latein verſtanden, und ſich dadurch bey ſeinem Verkehr mit dem Papſte ſehr geſchadet habe. S. 40. nimmt er an, es hätte Ludwig dem Herzoge Friedrich von Oeſtreich ſeine Wahlſtimme verſprochen, da doch derſelbe keine Wahlſtimme hatte. Das S. 55. dem Geſchichtſchreiber *Aventin* nacherzählte Beyſpiel einer ſeltenen Mäſsigung und Treue, welche Stephan Gunpenberg, und ein gewiſſer, im Treffen von ihm verwundeter Heinrich Schweinkeriſt bewieſen hatten, iſt wahrſcheinlich eine Fabel. Den Anſpruch des Herzogs Rudolph von Sachſen auf Brandenburg ſtellt der Vf. als gänzlich grundlos vor; er nennt ihn S. 95 den *vorgegebenen* Vetter des Markgrafen Waldemar. So viel iſt doch richtig, daſs Rudolph von dem erſten Erwerber abſtammte. Nach S. 109. überlieſs Ludwig während ſeiner Abweſenheit dem Herzoge Friedrich von Oeſtreich, vermöge des mit ihm geſchloſſenen Vertrages, alle Regierungsgeſchäfte; und daſs dieſe Mitregentſchaft ſich auch auf Reichsſachen erſtreckt habe, will er aus einigen Urkunden beweiſen. Allein wie konnte eine Mitregentſchaft ohne Einwilligung des Reichs wirklich Statt haben? S. 201. iſt dem Vf. die Verſammlung der Kurfürſten zu Renſe ein *Reichstag*; die Verhandlungen dieſer Verſammlungen und des Reichstages zu Frankfurt ſind mit einander vermengt. Erſt nach dem Schluſſe des Kurvereins läſst Hr. *St.* den König Ludwig in der Reichsverſammlung zu Frankfurt das Gebet des Herrn, den engliſchen Gruſs und den Glauben laut beten. Nach S. 207. verlieh der Kaiſer dem Grafen von Geldern das *Amt* (Vorrecht), vier *Reichs-Erzbeamte* zu halten. Die Urkunde, die der Vf. miſsverſtand, ſpricht von *Erbbeamten* nach der im Reiche beſtehenden Gewohnheit. Nach S. 217 u. f. hat nicht der Kaiſer Ludwig die Eheſcheidung zwiſchen Margaretha Maultaſch und ihrem Gemahle vorgenommen, ſondern ſie iſt durch kirchliches Anſehen erfolgt. — Zuweilen muſs man ſich mit Vermuthungen begnügen, z. B. S. 7. „Ludwig *konnte* um dieſelbe Zeit das 17. Jahr ſeines Alters angetreten haben"; S. 9. „Er *konnte* hiermit um das J. 1300 ſeine Volljährigkeit erreicht haben"; S. 23 u. f. „während Rudolph in Deutſchland verweilte, *konnten* ſeine Truppen in Italien zurückgeblieben, und Petrus Malabrama gefangen genommen worden ſeyn"; S. 54. „Ludwig *konnte* um dieſelbe Zeit mit der Belagerung von Wisbaden und Scharfenſtein beſchäftigt geweſen ſeyn". Möglichkeiten geben keine Geſchichte. Doch haben wir hier und da eine Stelle bemerkt, wo der Vf. die hiſtoriſche Kritik glücklich angewandt hatte, z. B. S. 1 u. f., um die fehlerhaften Angaben von dem Geburtsjahre Ludwigs zu berichtigen; S. 44., um gegen die Behauptungen der Oeſtreicher zu beweiſen, daſs Waldemar von Brandenburg bey Ludwigs Wahl perſönlich zugegen geweſen war. S. 64. ſucht Hr. *St.* das in Ludwigs Lager bey Mühldorf 1319 verbreitete Gerücht von ſeinem Tode auf eine ſehr wahrſcheinliche Art aus einem Irrthume zu erklären, den der um eben dieſe Zeit erfolgte Tod ſeines Bruders Rudolph veranlaſst haben mag.

Wie man bereits aus der Anzeige des Inhalts erſieht, ging der Vf. von der Methode ab, welche die Akademie vorgeſchrieben hatte: er lieſs keine Schilderung von dem Zuſtande, worin Europa ſich zur Zeit befand, da Ludwig handelnd auftrat, voran gehen, ſondern begann unmittelbar mit Ludwigs Lebensgeſchichte. Schon dadurch verlor dieſes Werk an pragmatiſchem Gehalt; aber noch weit mehr verlor es unſtreitig durch die äuſserſt kunſt- und geſchmackloſe Behandlung vom Anfange bis zum Ende. Vergebens ſucht man hier Spuren jenes echt hiſtoriſchen Sinnes, welcher die Thatſachen nach ihrem wahren innern Gehalt zu würdigen, das Wichtige von dem Unerheblichen, das Weſentliche von dem Ueberflüſſigen zu unterſcheiden weiſs, Spuren jenes pragmatiſchen Blickes, welcher die Begebenheiten in ihrem ganzen Zuſammenhange auffaſst. Die meiſten erſcheinen ganz iſolirt, ohne daſs ihre Beziehung auf einander im Geringſten bemerklich gemacht wird; und vieles iſt ſo trocken und unfruchtbar vorgetragen, daſs man nicht weiſs, was man davon halten ſoll. Während der Vf. manchen Gegenſtand, durch deſſen genauere Entwicklung die Geſchichte hätte pragmatiſch werden können, nur oberflächlich berührte, miſchte er auf der andern Seite zuweilen entweder ganz fremdartige Dinge ein, die in einer Geſchichte Ludwigs kaum einer Erwähnung bedurften, oder erzählte minder bedeutende Dinge viel zu weitläufig. Von S. 6. bis 8. lieſt man nicht eine Geſchichte Ludwigs von Baiern, ſondern ein Stück aus der Geſchichte ſeines Bruders Rudolph, nämlich von der Theilnahme deſſelben an den Feldzügen des Kaiſers Adolph, und von deſſen Vergleiche mit Albrecht von Oeſtreich; alsdann ein Stück aus der Geſchichte eben dieſes Kaiſers Albrecht: von den Abſichten deſſelben auf die erledigten Länder des Grafen Johann von Holland und Seeland, von den Händeln des K. Albrecht mit den rheiniſchen Kurfürſten, und S. 16. von Albrechts Ermordung, und von den Anſtalten zu einer neuen Königswahl; S. 19. von den böhmiſchen Händeln unter den Kaiſern Albrecht und Heinrich von Luxenburg; S. 23. folgt wieder ein Stück aus der Geſchichte des Pfalzgrafen Rudolph; S. 36. die weitläufige Herzählung deſſen, was Ludwig ſeinen Gönnern vor der Wahl hatte verſprechen müſſen; S. 38. die überflüſſige Beſchreibung der Wahlceremonieen; S. 129—130. die lange Beſchreibung der Ceremonieen bey der Abſetzung des Papſtes Johann XXII und bey der Wahl des neuen Papſtes. Viel zu weitläufig ſind ferner im vierten Hauptſtücke die ausführlichen Erzählungen von den Händeln der italieniſchen Städte und Groſsen, von den Unternehmungen des Königs Johann von Böhmen, die

Chro-

Digitized by Google

Chronique scandaleuse von dem Privatleben der Gräfin Margaretha Maultasch von Tyrol u. s. w. Dieselbe Weitschweifigkeit zeigt sich meist auch in den Berichten von schriftlichen Verhandlungen. Die Akademie verlangte, dass der Geist der Urkunden gegeben werden sollte; Hr. *St.* giebt meist den Inhalt derselben wörtlich, oder er liefert lange, ermüdende Auszüge aus denselben, wie z. B. S. 87 — 89. von den zu Nürnberg erlassenen Verwahrungsschreiben Ludwigs gegen die päpstlichen Anmassungen. Auf den Vorschlag eines Friedens zwischen Ludwig und dem Papste, den der König Johann von Böhmen that, ist S. 158. fast der ganze Brief, den der Papst zur Antwort an den König geschrieben hatte, wörtlich eingerückt. Eben dieses gilt von den Vorschlägen zur Aussöhnung, welche der Papst Benedict den Gesandten Ludwigs mitgab, S. 178 — 180. Hr. *St.* glaubte, alles erzählen zu müssen, was er irgendwo über Ludwig aufgezeichnet fand, es mochte von Bedeutung seyn oder nicht; daher die sorgfältige Anzeige der Oerter, wo Ludwig an diesem, wo an jenem Tage sich aufgehalten, daher die trockenen Verzeichnisse von Urkunden, die er an diesem oder jenem Orte, an diesem oder jenem Tage ausgefertigt hatte, z. B. §. 13. S. 21: „Zu Dachau traf er den Donnerstag vor Matthias (18. Febr.) ann. 1311, eine Uebereinkunft mit Konrad von Wildenrod einer geliehenen Geldsumme halber. Zu Fürstenfeld verschaffte er Volkmar dem Abt verschiedene Höfe und ein Hub in dem Amt Niwenburg (Neuburg) einen Hof zu Aumbach, und einen Hof zu Wukenhofen. *Dat.* Fürstenfeld des nächsten Erichtags vor St. Johannestag zu Sonnenwendten 1311. Zu Freysing begiebt er sich des Vogtrechts über Kloster Beuern u. s. w. *Dat. Frisingae proxima feria sexta post St. Andr. Ap.* 1311. — — Zu Weilheim giebt Ludwig im Monat Jänner 1312 dem Kloster Pölling (Polling) den Lehenzehend, welchen Konrad der Sulzenmoser genoss zu einem Eigenthum. *Dat. Sabbath. post octavam epiph.* (15. Jän.) 1312. Zu Pölling bestätigte er den 11. Aug. die Schenkung des Heinrich von Weilheim, *Dat.* Polling den Erichtag vor Tiburtii 1312." (Die Werke, worin sich diese Urkunden befinden, sind unter dem Texte in Anmerkungen angezeigt.) Mehrere Verzeichnisse dieser Art kann man §§. 35. 38. 44. 62. 71. 84. 88. 90. 91. 100. 126. und an mehrern Orten finden. Wer wird wohl in einer Biographie Ludwigs nach Urkunden fragen, worin derselbe dem Kloster Scheuern das *Jus Patronatus* in Pfaffenhofen, oder dem Kloster Thierhaupten den Kirchensatz der Pfarrey Stozach verleiht, oder nach einer Verordnung, dass die Ordensmänner des heil. Benedict ihr erstes Provincialcapitel zu Fulda halten sollten, u. dgl. m.? Sogar ein Namenregister der Zeugen, von welchen die Urkunden waren unterschrieben worden, setzte der Vf. zuweilen bey.

Die Manier, alles ganz vereinzelt vorzutragen, ohne dass eine Verbindung einer Thatsache mit der andern sichtbar wird, herrscht durch das ganze Buch, und giebt dieser Geschichte beynahe das Ansehen einer Chronik des mittlern Zeitalters. Anstatt die synchronistische Methode mit der chronologischen zu verbinden, und die Begebenheiten in ihrem Zusammenhange darzustellen, trennte der Vf. öfters, was zusammen gehört, stellte zusammen, was nicht die geringste Beziehung auf einander hat, und zerriss, indem er alles, was von Jahr zu Jahr vorfiel, in chronologischer Ordnung erzählte, nur gar zu oft mitten in der Erzählung den Faden der Geschichte. Daher kommen in manchem Paragraphen zweyerley bis dreyerley Begebenheiten von ganz heterogenem Inhalte vor; z. B. §. 36. S. 58., wo der Vf. von der Unzufriedenheit der Geistlichkeit wegen einer Steuer, und einem deswegen gegen Ludwig geschlossenen Bunde spricht; auf einmal aber, man weiss nicht wie? auf eine schon lange zuvor erzählte, hierher gar nicht gehörige Begebenheit kommt: „wohin sich Rudolph (Ludwigs Bruder) nach der Entfliehung von Wolfertshausen begeben habe, ist nirgends zu finden. Nur kommt noch den 26. Febr. 1317 ein zweyter Vergleich mit dem König, seinem Bruder, vor." Der 55. §. fängt mit der Erzählung von den Unterhandlungen der an den Papst abgeordneten Gesandten Ludwigs an, und endigt sich S. 90. mit einem Verzeichnisse von Gnadenbriefen und andern Urkunden, welche der römische König um diese Zeit erliess. Der 129. §. S. 211. handelt zuerst von dem Anfange der Unruhen, welche unter den Bürgern von Wörd der schweren Abgaben wegen entstanden, ohne von der Art ihrer gänzlichen Beendigung Bericht zu erstatten; hierauf von der Geldstrafe, welche die Bürger von Regensburg erlegen mussten, weil sie sich gegen ihren Bischof Nicolaus aufgelehnt hatten; alsdann von einer schon früher erfolgten feindlichen Unternehmung Ludwigs gegen die Regensburger, die sich in dem Kriege mit Böhmen und Niederbaiern auf feindliche Seite geschlagen hatten, und endlich von der durch den Kaiser erfolgten Aufhebung der Uneinigkeit, in welcher nach dem Tode des erwähnten Bischofs Nicolaus zur Besetzung des bischöflichen Stuhls drey Personen zugleich waren in Vorschlag gebracht worden. Mehrere Beyspiele dieser Art wollen wir nicht anführen.

(*Der Beschluss folgt.*)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1813.

GESCHICHTE.

1) LANDSHUT, b. Krüll: *Kaiſer Ludwig IV. oder der Baier.* — — von *Konrad Mannert*, u. ſ. w.

2) MÜNCHEN, b. Giel: *Ludwig der Baier, Kaiſer der Deutſchen und Römer.* — — von *Kaſpar Sterr*, u. ſ. w.

3) LEIPZIG, in d. Hartmann. Buchh.: *Geſchichte Kaiſer (s) Ludwig des Vierten.* Von *Auguſt v. Kotzebue*, u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Die Schreibart des Hn. *Sterr* iſt gröſstentheils matt und trocken. Von kraftvoller Darſtellung intereſſanter Begebenheiten, Handlungen und Charaktere zeigt ſich keine Spur. Wenn hier und da mitten im dürren Sandlande ein poetiſches Blümchen zum Vorſcheine kommt, ſo ſticht es zu ſehr von den übrigen ab, als dafs es nicht zum Lachen reizen ſollte, z. B. S. 221: „Bey ſolcher dem Scheine nach erhaltenen Windſtille (da Ludwig die Verwendung des Königs von Frankreich für ſich hoffte) dachte der Kaiſer eine neue Fahrt aus dem Kap der guten Hoffnung zu unternehmen." Doch ſolche Veranlaſſungen zum Lachen hat man ſelten. Oefters reizt die ungeheure Menge von Sprachfehlern und gemeinen oder unrichtigen Ausdrücken und Redensarten zum Unwillen; z. B nachher München zu bringen; nachher Hauſe; nachher Oppenheim; den Herzogen (in der einfachen Zahl); aus fürſtlichem Stammen; verlurſtig; die Nämen; denan andern; wie ging es nun aber in dem Lager Friedrichs her? Traurig lauten die Befehdungen, anſtatt: die Nachrichten von den Befehdungen; der Erzbiſchof kam ihnen vór, anſtatt: zuvor; ja nachdem eines was (etwas) zu hoffen hatte, oder zu fürchten; die Krönung gelangte zu keiner *Reife;* worinnen, Hilfe, zween, zwo, ſtund, die Wahle, die Schame, ferners, ſelben, anſtatt: denſelben; der dreyen Prinzen; inſonders; ſich erkecken; die Vollziehung derer, anſtatt: derſelben; endlichen, anſtatt: endlich; er ſelbſten; entnommen, anſtatt: weggenommen; bevorders; er wuſste nämlichen nicht; ein entledigtes Lehen, anſtatt: erledigtes; Pfeil ſchnitzeln, anſtatt: Pfeile ſchnitzen; er hatte ein Bündnifs eingegangen; dem ſtrittigen Heinrich; freundſelig; er nahm es ſehr verſchmählig auf; den Laſt der Abgaben; ehe bevor nicht Aquitannien wäre abgetreten worden; alldort; alldorten; das allerdreuſtigſte, u. ſ. w. Nach dem Treffen bey Mühldorf benimmt ſich Ludwig gegen den gefangenen Herzog Friedrich von Oeſtreich ſehr artig; ganz im modernen Stile redet er ihn alſo an: „Ich ſehe *Sie* gerne bey mir, lieber Vetter, ſeyen *Sie* gutes Muths; *Sie* haben vor dem Tode nichts zu fürchten; das Leben iſt *Ihnen* geſichert." Um wie viel natürlicher, gerader, dem Geiſt derſelben Zeit angemeſſener iſt die Anrede, welche der Vf. von Nr. 1. ihm in den Mund legte? „Es freut mich, Euch, lieber Oheim, hier zu ſehen." — Dafs übrigens die Akademie der Wiſſenſchaften zu München dieſer Schrift den Preis nicht zuerkannt habe, würden wir gern geglaubt haben, wenn es auch der Vf. nicht ausdrücklich auf dem Titelblatte verſichert hätte.

Ganz ein anderer Geiſt lebt und webt in der gleichfalls durch die Preisfrage der Akademie veranlaſsten Schrift: Nr. 3.

Obwohl Hr. *v. Kotzebue* beſcheiden ſie in der Vorrede nur einen Verſuch nennt, und geſteht, dafs er ſich nicht habe ſchmeicheln können, den Preis zu erringen, da eine baieriſche Akademie ſehr natürlich den Kaiſer Ludwig als Herzog betrachtet, ihm aber, ihn als ſolchen zu ſchildern, nur gedruckte Quellen zu Gebote ſtanden: ſo hat ſie doch in gewiſſer Betrachtung bedeutende Vorzüge vor den beiden vorher angezeigten Werken. Konnte er auch, ſeiner Verſicherung nach, Ludwigs Regierung in Baiern nur leicht berühren: ſo hat er doch ſainen Zweck, „das Leben des rechtlichen Mannes, der ganz Deutſchland angehörte, für alle Deutſche" zu ſchildern, trefflich erreicht.

Auch Hr. *v. K.* war überzeugt, dafs zur richtigen Beurtheilung der Handlungen und Schickſale Ludwigs eine fruchtbare Kenntnifs des damaligen Zuſtandes der Dinge in Europa unentbehrlich ſey. Die wichtigſten Ereigniſſe derſelben Zeit, welche dieſen Zuſtand beſtimmten, werden daher zuerſt in einer Einleitung kurz und kräftig erzählt; die gegenſeitigen Verhältniſſe der Staaten lichtvoll und nicht ohne treffende Bemerkungen dargeſtellt. Scharf iſt überall der wahre Geſichtspunkt aufgefaſst, aus welchem die damaligen Begebenheiten von Europa eine Beziehung auf die Geſchichte Ludwigs IV. hatten. An dieſe Einleitung ſchlieſst ſich deſſelben eigentliche Geſchichte in vierzehn Kapiteln an. *Erſtes Kapitel:* Ludwigs Jugend und häusliche Verhältniſſe; eben ſo lichtvoll erzählt. Ueberall iſt das Weſentliche und Wichtigſte ausgehoben. Gegen den Vf. von Nr. 1., welcher noch in dem Jahre der Ländertheilung zwiſchen Ludwig und Rudolph einen Krieg unter ihnen ausbrechen, aber auch den Frieden frühzeitig ſchlie-

ſsen

Digitized by Google

ſen liefs, weil Rudolph gegen das Ende des J. 1311 einen Zug nach Italien unternahm, will Hr. *v. K.* gerade wegen dieſes Umſtandes den Ausbruch des Krieges bezweifeln. „Ludwigs jugendlicher Hitze," ſagt er S. 27., „wird vorgeworfen, ſie habe einen zweyjährigen, Länder verwüſtenden Krieg veranlaſst, der ihn genöthigt, viele Güter an Augsburg zu verpfänden; auch habe er nicht mit Glück gefochten, und endlich Frieden begehren müſſen. Zweifelhafte Sage oder entſtellte Wahrheit. Denn gerade in dieſen Jahren, wo eine ſo ernſthafte Fehde den Herzog Rudolph im eigenen Lande würde gefeſſelt haben (1311), zog er mit dem Kaiſer nach Italien... Hingegen folgte Ludwig dieſem nicht nach Welſchland. Hätte er des Bruders Länder indeſſen bekriegt, würde Rudolph ein gelaſſener Zuſchauer in der Ferne geblieben ſeyn? Darum darf vermuthet werden, daſs die Bürgen dieſer Sage ſpätere Fehden in frühere Jahre verlegten." *Zweytes Kapitel:* Die Kaiſerwahl. Die Rede, welche Ludwig an die Machtboten hielt, die ihm die deutſche Krone anboten, mag wohl ihrem Inhalte nach wahr, aber der Form nach, worin ſie Burgundus gab, einer von jenen Zierathen ſeyn, womit dieſer Schriftſteller ſeine Geſchichte ausſchmücken wollte. Daſs man Ludwig durch Drohungen zur Annahme der Königswahl zu bewegen geſucht habe, hält Hr. *v. K.* mit Recht, wie uns dünkt, nur für eine Sage. Daſs Ludwig dem Erzbiſchofe von Mainz die Stadt Weinheim verpfändete, an welcher ſeinem Bruder, dem Pfalzgrafen Rudolph, gleiches Recht zuſtand, tadelt er als eine „Uebereilung, die des letztern Feindlichkeit zum Theil entſchuldigen mag." *Drittes Kapitel:* Achtjähriger Krieg. Die Schlacht bey Mühldorf. Schön iſt S. 45. das Bild von dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg: „Den (ſeinen Bruder Rudolph, den Ludwig gegen ſich bewaffnet ſah) erſetzt ihm der Burggraf Friedrich von Nürnberg, ein Held in Schlachten, kühn, aber umſichtig; ein Weiſer im Rathe, ſchlau, aber redlich; ein Fels im Sturme, ein ſchattender Baum im Sonnenſchein. Dieſer Mann hielt Ludwigs Ruhm, ohne ihn zu ſchmälern: denn die Gabe, ſolche Männer zu erkennen, und an den rechten Platz zu ſtellen, iſt vielleicht der höchſte Fürſtenruhm." Den Tadel, daſs Ludwig, als er von Aachen nach Cölln ging, die gute Gelegenheit nicht benutzt hat, ſeinen Gegner durch einen überraſchenden Angriff zu Boden zu ſchlagen, ſucht der Vf. dadurch zu entkräften: „Ob wirklich dieſer Schritt ſo leicht geweſen, kann bezweifelt werden, eben weil er unterblieb: denn Ludwigs beſonnene Kühnheit rühmen die Zeitgenoſſen." Als Ludwig von der Wahl und Krönung zurück nach Baiern ging, entliefs er ſein aus Fremdlingen beſtehendes Kriegsvolk. „Die Wirkung eines übeln Raths, ſprechen einige, indeſſen der näher liegende Grund, ſein Vertrauen (auf hinlänglichen Beyſtand der Baiern) den Schritt wohl genügend erklärt." Dem Vorwurfe, daſs Ludwig die Gelegenheit nicht benutzt habe, ſeinen Feind aufzureiben, da derſelbe bey Püchlem durch die Ueberſchwemmung der Wertach eingeſchloſſen war, iſt die ſchöne Bemerkung entgegengeſetzt: „Zweifelhaft ſind die Sagen von Kriegsbegebenheiten aus jenen alten Zeiten. Denn die Fechtenden ſchrieben ſelten, und die Chronikenſchreiber fochten nicht, ſammelten nur die laufenden Gerüchte... Dieſelben Gewäſſer, die das feindliche Lager bedrohten, mochten es vielleicht auch ſchützen." Die paar Worte, womit der Vf. S. 51. von Ludwigs wohlthätiger Geſetzgebung Meldung thut: „Er beglückte die Unterthanen durch heilbringende Geſetze," ſagen doch gar zu wenig. *Viertes Kap.:* Die Folgen der Schlacht. Papſt Johann XXII. tritt auf. Daſs Ludwig IV. ſeinen Prinzen Ludwig mit Brandenburg belehnt hatte, wird rechtlich genannt, weil auch die vorigen Kaiſer ähnliche Beyſpiele geliefert haben, und das Geſetz entfernte *männliche* Verwandte, Abkömmlinge des erſten Erwerbers, nicht begünſtigte. *Fünftes Kap.:* Herzog Friedrichs Befreyung. S. 104. ſtimmt *v. K.* aus guten Gründen dem Vf. des *voluntar. Imperii conſortium*, welcher den Tractat Ludwigs IV. mit Friedrich von Oeſtreich, vermöge deſſen derſelbe aus der Gefangenſchaft entlaſſen wurde, in den 13. März des Jahres 1325 ſetzte, gegen *Lipowski* bey, der in den Abhandlungen der baieriſchen Akademie den 21. März 1324 annahm. „Denn wenn er am St. Michaelsabend 1322 gefangen worden, und ſchon am 21. März 1324 befreyt wurde, ſo blieb er gerade nur halb ſo lange der Freyheit beraubt, als die *allgemeine* Ausſage der Annaliſten angiebt. Es liefse ſich aber wohl kein Grund denken, warum die Geſchichtſchreiber ſo einmüthig drey Jahre angenommen." *Sechſtes Kap.:* Freywillige Theilung des Reichs. S. 114. wird gegen *Olenſchlagers* Geſchichte des röm. Kaiſerthums gezeigt, daſs Ludwig *nicht aus Noth* den Vertrag wegen Gemeinſchaft der Regierung mit Friedrich eingegangen. Denn Ludwig kehrte als Sieger aus der Mark zurück, während ſeine Verbündeten, Böhmen, Trier, Lothringen den Frieden am Unterrheine erzwangen. Folglich war ſeine Lage nicht ſchlimmer, eher beſſer, als zuvor. Andere erhebliche Einwendungen, die man gegen die Exiſtenz dieſes Vertrages machen kann, ſcheinen uns indeſſen nicht hinlänglich gehoben zu ſeyn. S. 118. nimmt es *v. K.* als baare Wahrheit an, daſs Ludwig mit Friedrich in der Folge einen neuen — dritten Vertrag geſchloſſen, vermöge deſſen der eine Italien, der andere Deutſchland beherrſchen ſollte, und daſs Ludwig ſich ſogar die unbedachte Aeuſserung erlaubt habe: man werde den Beſchluſs vollziehen mit oder ohne Genehmigung der Stände (nach *Villani* lib. 9. cap. 314.). *Siebentes Kap.:* Ludwigs Römerzug. Nach S. 124. liefs Ludwig IV. wirklich Friedrich den Schönen von Oeſtreich als Reichsverweſer zurück. Und der Beweis? „Kein Reichstag wurde mehr gehalten, keine Verordnung über dieſen Gegenſtand erlaſſen. Beides hätte geſchehen müſſen, wäre Ludwig nicht befugt geweſen, in dieſer Hinſicht ſeinen Willen für allgemein bekannt zu halten." *Achtes Kap.:* Ludwigs Rückkehr nach Deutſchland. — *Neuntes Kap.:* König

Digitized by Google

nig Johann von Böhmen. Meiſterhaft iſt der Charakter dieſes Fürſten gezeichnet: „Unter allen Fürſten der damaligen Zeit war keiner, den der Hang zu ritterlichen Abenteuern ſo unaufhörlich umtrieb, als Johann von Böhmen. Manche glänzende Eigenſchaft ſeines Vaters verband er mit groſser *Beweglichkeit*, von ſtumpfen Zuſchauern *Thätigkeit* genannt. Jedem ſchimmernden Bilde zog er freudig nach, es mochte ein Turnierpreis oder eine Krone zu gewinnen ſeyn. Den *Ruhm* wähnte er zu lieben, weil er nach dem *Rufe* trachtete. Was den verhieſs, ergriff er haſtig, erwog nicht, ſondern that. Alles Glänzende ſchien ihm gut, jedes zweckdienliche Mittel auch rechtlich. Vieles gelang ihm, weil er für den Augenblick das *ganz* war, wozu dieſer Augenblick ihn machte; weil er, im erſten Feuer, Jeden zu überreden wuſste, auch wohl den ſchon Betrogenen, *nun* werde er bleiben, was er ſchien. So blendete er jeden, doch nur ſo lange Er ſelbſt vom Schimmer geblendet war. Wo der verloſch, da lieſs Er unbekümmert die Begleiter im Dunkeln ſtehen, haſtig einer neuen Fackel in der Ferne zueilend. Das *ſtille* Gute, — langſam, darum gewiſſer beglückend — mochte er wohl *beginnen*, aber den Raum bis zur Vollendung überſprang ſeine Einbildungskraft, Er lieſs es unvollendet fallen: denn eine Laufbahn, ohne jauchzende Zuſchauer hinter den Schranken, hatte keinen Reiz für ihn. Viel Abenteuerliches unternahm er, bloſs weil *Bewegung* ihm ein körperliches Bedürfniſs war, das Er durch Krieg oder Staatsgeſchäfte beſchönigen wollte. Nimmer konnte ein ſolcher Mann ſeinen Unterthanen ein beglückender Fürſt, ſeinen Freund ein zuverläſſiger Freund werden. Ueberall fand man ihn leichter, als in Böhmen. Ein fahrender Ritter, nach Abenteuern, nicht ein König nach Thaten dürſtend." Nach S. 176 f. iſt der Umſtand, daſs Ludwig, „der noch vor wenigen Jahren ſo kühn dem Papſte trotzte, jetzt mit ſteigender Aengſtlichkeit um deſſen Verzeihung warb, nicht erklärbar aus einer miſslichen Lage: denn noch nie hatte der Bannſtrahl weniger in Deutſchland gewirkt; ſein Thron ſtand unerſchütterlich. Allein er näherte ſich dem Greiſenalter. Allein die jugendlichen Eindrücke einer frommen Erziehung mochten jetzt in ruhigen Zeiten erwachen. Der Glaube an der Kirche Unfehlbarkeit — damals ſelbſt den Herzhaften im Dunkeln bethörend — mochte ihn quälen." S. 182. behauptet *v. K.*, daſs Ludwig „die Rechtlichkeit der Staatsklugheit opferte," da er nach dem Tode Heinrichs von Kärnthen dieſes Land für ein heimgefallenes Reichslehen erklärte, wodurch der Tochter Erbrecht zweifelhaft wurde, welches er doch einſt, auf des Vaters Bitte, ſelbſt anerkannt hatte. Warum nach dem 1336 darüber ausgebrochenen Kriege Ludwigs Bundesgenoſſen, die Herzoge von Oeſtreich, endlich einen einſeitigen Frieden ſchloſſen, ob bewogen durch Ludwigs Forderung, daſs ihm die Herzoge Erſatz der bloſs für ihren Vortheil aufgewendeten Kriegskoſten leiſten ſollten, oder durch die ſchlauen Umtriebe des Königs von Böhmen, iſt nicht ganz gewiſs. Letzteres findet *v. K.* wahrſcheinlicher, weil die Herzoge jetzt auch ihrem *Feinde* die *gegen* ſie verwendeten Kriegskoſten zu erſetzen ſich verbanden. *Zehntes Kap.:* Papſt Benedict XII. — *Eilftes Kap.:* Der erſte Kurverein und deſſen Folgen. S. 214. heiſst es: „Der in den letzten Jahren (Ludwigs) bewieſene Wankelmuth hatte ihm alte Freunde entzogen, die neuen nicht an ihn gefeſſelt; ſein unmännliches Streben nach der Abſolution, ſeine Bereitwilligkeit, ſich ſtets wieder täuſchen zu laſſen, bey Vielen Spott, bey Manchem wol gar Verachtung erregt; bey Allen war ſein Anſehen geſunken. . . . Bey dem gänzlichen Verſchwinden der öffentlichen Sicherheit muſste endlich der Kaiſer ſelbſt ſeine Ohnmacht beurkunden durch Freybriefe, die das Fauſtrecht gleichſam geſetzlich machten." *Zwölftes Kap.:* Ludwigs Erwerbungen. Die Erwerbung der Grafſchaft Tyrol billigt der Vf. nicht. *Dreyzehntes Kap.:* Ludwigs letzte Tage. — *Vierzehntes Kap.:* Betrachtungen. Ludwig als Regent von Baiern.

Der Vf. ſchöpfte die Thatſachen, die er in dieſer Geſchichte erzählt, aus den beſten gedruckten Quellen, und er benutzte ſie nicht ohne Kritik. Zweifelhafte Angaben alter und neuerer Schriftſteller unterwarf er öfters einer Prüfung, und berichtigte ſie theils aus innern, theils aus äuſsern Merkmalen der Wahrheit. Mancher Widerſpruch der Geſchichtſchreiber wurde auf dieſe Art gehoben. Doch gehen ſeine Unterſuchungen meiſt nicht tief genug. Hr. *v. K.* begnügt ſich zu oft mit den Reſultaten der ſogenannten höhern Kritik, welche gemeiniglich zwar einen hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit, aber keine hiſtoriſche Gewiſsheit giebt. Nicht immer möchten wir daher, wenn er von andern Schriftſtellern abweicht, ſeiner Meinung beyſtimmen. Eine gewiſſe Oberflächlichkeit, womit er ſeinen Gegenſtand öfters behandelte, zeigt ſich auch zuweilen, wenn er ſeine Quellen anführt. Hierin iſt er nichts weniger, als genau. Er beruft ſich z. B. auf die *Abhandlungen der Akademie der Wiſſenſchaften zu München*, ohne den Titel der Abhandlung, worin irgend eine Thatſache erwieſen worden, oder den Band, worin ſie ſich befindet, anzugeben; er citirt z. B. *Lünigs Reichsarchiv*, ohne den Theil deſſelben anzuzeigen, worin die angeführte Urkunde abgedruckt iſt.

Das Hauptverdienſt des Vfs, beſteht in der natürlichen Anordnung der Materialien, in der Leichtigkeit, womit er den Zuſammenhang der Begebenheiten, und das Zuſammenwirken der Umſtände anſchaulich zu machen wuſste, in der Feinheit ſeiner Urtheile, die gleichſam von ſich ſelbſt aus den Thatſachen hervorgehen, in dem ſcharfen Blicke, womit er bey Charakterſirung ſeiner handelnden Perſonen in die Tiefen des menſchlichen Herzens drang, und in der ſchönen, kräftigen Darſtellung. Seine Geſchichte iſt ein Product der hiſtoriſchen Kunſt; ein Gemälde, in welchem Ludwigs Thaten und Charakter, ſo wie die Handlungen und Charaktere der übrigen Hauptperſonen mit lebhaftem Colorit und kräftigem Pinſel auf die Leinwand aufgetragen ſind. Wie

tref-

Digitized by Google

treffend ist nicht z. B. die Bemerkung S. 33: „Wenn die Nachricht von dem Tode eines Kaisers erscholl, so wurde jedes Mal das deutsche Reich erschüttert. Aller Fürsten Eigennutz erwachte, nicht die Liebe zum gemeinsamen Vaterlande. Jedem schien sein grosses oder kleines Erbe das Vaterland. Vergrösserung der eigenen Macht auf Kosten der kaiserlichen war ihres Strebens unverhülltes Ziel." Wie wahr und schön ist nicht S. 40 u. ff. die Schilderung der bedenklichen Lage, in der sich um Ludwigs Zeit ein Kaiser befand, wenn er, wie Ludwig, in einem Gedränge war? wie wahr und schön die Schilderung von der Stimmung, und den Interessen der Grossen und des Volkes, und von der kleinen Zahl der Hülfsmittel, die einem Kaiser zu Gebote standen? Der schöne Geist, der aus diesen Stellen hervorschimmert, ist durch das ganze Buch verbreitet, und offenbart sich auch in der Schreibart. Nur selten bemerkten wir einen kleinen Flecken. S. 130. fiel uns der unrichtig construirte Satz auf: „Die Zahlung der versprochenen Summen wurde von ihm verschoben, vorwendend, es sey ein Volksaufstand zu fürchten." Das Mittelwort hat hier vor sich keinen Nominativ, worauf es sich beziehen könnte. Im Uebrigen ist die Sprache gröstentheils rein, präcis und lebhaft. Wäre der Vf. bey Bearbeitung dieses Werkes in demselben Maafse Geschichtforscher gewesen, in welchem er Geschichtmaler war, und hätte er uns in Ludwig den klugen Regenten seiner Erbländer, den weisen Gesetzgeber, und den in vieler Hinsicht wohlthätigen Fürsten eben so lebhaft vor Augen gestellt, als er uns in ihm den Beherrscher des deutschen Reichs zeigte: wir zweifeln keinen Augenblick, dafs die Akademie seiner Schrift den Preis vor allen andern zuerkannt haben würde.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Gleditsch: *Oweni Epigrammata Selecta*, mit den vorzüglichsten vorhandenen deutschen Uebersetzungen und Nachahmungen verschiedener Verfasser, herausgegeben von *Karl Heinrich Jördens*. 1813. VIII u. 158 S. 8. (16 Gr.)

Auf eben die Art, wie *Ramler* eine Auswahl des *Martial* und *Catull* besorgte, und aus verschiedenen deutschen Dichtern, unter welchen er selbst war, die Verdeutschungen und Nachahmungen wählte, hat Hr. *Jördens* eine Auslese der bekannten Sinngedichte des Britten *Owen*, der im sechszehnten und zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts lebte, geliefert. Von den Lebensumständen dieses Dichters sind einige gleichfalls bekannte Nachrichten vorausgeschickt. Man hat schon mehrere Uebersetzungen dieser Epigrammen in mehrere neue Sprachen; auch eine deutsche durch *Valentin Löber* im J. 1653, woraus hier einige vorkommen. Von den Verfassern der übrigen Dollmetschungen und Nachahmungen werden die meisten in der Vorrede angeführt, und von ihnen haben freylich nicht alle gleichen Werth. Von einigen sind ihrer mehr, und von andern gar keine angegeben, weil entweder keine vorgefunden wurde, oder die vorhandenen dem Herausgeber zu schlecht dünkten. Unter der grofsen Menge von Sinngedichten des *Owen* giebt es unter den mehreren guten doch auch manche mittelmäfsige; und auch in dieser Hinsicht verdient diese Auswahl, welche 383 enthält, alle Empfehlung.

Zufällig besitzt Rec. einen mit Papier in Folio durchschossenen Band dieser Sinngedichte von dem verstorbenen *Weichmann*, der durch die Herausgabe der ersten drey Bände von der *Poesie der Niedersachsen* am meisten bekannt ist. Bey dem lateinischen Originale hat er daselbst von den mehresten eine gereimte deutsche Uebersetzung beygeschrieben, die zum Theil, für die damaligen Zeiten, nicht ganz mifsrathen ist. Zur Probe mögen einige davon hier stehen, und zwar solche, die sich zwar in dieser Sammlung, aber unverdeutscht, befinden:

Utere temporibus praesentibus, utere rebus:
Tempus erit, nullum quum tibi tempus erit.

Gebrauche dich der Zeit, und Dinge, die wir haben;
Denn alles hört doch auf, und wird mit uns begraben.

Besser als dieses ist Folgendes übersetzt:

In avaros.

Naturam parvo contentam vulgus inepte
Laudat, et indigne damnat avaritiam.
Solus enim parcus minimo fatiatur avarus;
Nam natura parum fat putat, ille nihil.

Man tadelt zwar den Geiz, und lobet die Natur,
Die leichtlich sich begnügt; doch beides ohne Fug.
Sie lebt von Wenigem; Er vom Geringsten nur;
Ein Mäfsiges ist ihr, ihm aber Nichts genug.

In eben diesem Bande liegt ein einzelnes Blatt von der Hand des Dichters *Hagedorn*, worauf die noch ungedruckte Uebersetzung des 26sten Sinngedichts im dritten Buche steht.

Philautus Poeta.

Proxima quod nostris sit maxima Luna videtur
Sensibus; ex septem sit minima illa licet.
Sic Vatum videor, quia sum mihi proximus ipse,
Sim quamvis minimus, maximus esse mihi.

Der Mond ist der kleinste von allen Planeten,
Und scheint als der nächste, der gröfste zu seyn.
Ich bin mir der nächste, drum bild' ich mir ein,
Ich wäre der gröfste von allen Poeten.

Genauer hätte sich dieses Sinngedicht so übertragen lassen:

Der Mond ist der kleinste von allen Planeten,
Doch weil er der nächste uns, hat er den Schein,
Von allen Planeten der gröfste zu seyn.
So bin ich der kleinste von allen Poeten,
Mir selbst doch der nächste, drum bild' ich mir ein
Von allen Poeten der gröfste zu seyn.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1813.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Vogel: *Predigten*, von Dr. *Heinrich Gottlieb Tschirner*, ordentl. Prof. der Theologie auf der Universität zu Leipzig. *Erste* Sammlung. 1812. VIII u. 248 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Alle diese Predigten sind mit grosem Fleifs gearbeitet; der zweyten möchten wir den Vorzug geben, obgleich auch die übrigen ihrem Vf. Ehre machen. Hr. *Tzsch.* erinnert in derselben mit Wärme und Nachdruck an die Pflichten gegen Kinder, *die uns nicht angehören*, vorzüglich mit Beziehung auf die unehelichen Kinder, die zu Leipzig geboren werden. Dieser menschenfreundliche Vortrag wird hoffentlich nicht ohne Wirkung geblieben seyn. Die erste, eine Neujahrspredigt, spricht davon, *wie der Weise den Wechsel der Zeiten betrachte;* tröstend ist insbesondere ein Abschnitt dieser Predigt, in welchem der Redner den Glauben an eine bessere Welt in dem Gemüthe seiner Zuhörer belebt. „Kein Geschlecht war nur um eines andern Geschlechts willen, kein Einzelner nur um des Geschlechtes (oder um eines einzelnen mächtigen Menschen) willen vorhanden; jedes Geschlecht und jeder Einzelne ist Zweck an sich selbst; und darum kann (wenn man die Sache von dem religiösen Standpunkte aus betrachtet,) kein Geschlecht einem andern Geschlechte, kein Einzelner dem Geschlechte, (oder einem einzelnen Mächtigen, der mit Menschen im Grosen Schach spielt) aufgeopfert werden. Nur scheinbar geht das Einzelne um des Ganzen willen unter; alles dauert fort, alles wird erhalten und erreicht seine Bestimmung." In einer Weihnachtspredigt redet der Vf. mit Rücksicht auf unsre Zeiten davon, *wie sich die Trauer über den Zustand unsers Geschlechtes beym Andenken an die Geburt Jesu in Freude und Hoffnung verwandle.* Die Homilie über Johannes, den Täufer, ist auch für eine andre als eine Universitätskirche, für die es freylich einen andern Maasstab der Popularität als für eine Dorfkirche giebt, sehr fafslich und behaltbar; zweifeln möchten wir jedoch, dafs Herodes lange einen geheimen Hafs gegen den Täufer in seinem Herzen genährt habe: denn der Geschichte zufolge scheute er ihn als einen frommen und heiligen Mann, achtete ihn, hörte ihn gern, gehorchte ihm in vielen Stücken, schützte ihn gegen Herodias, weigerte sich anfangs, dem Begehren seiner Nichte zu entsprechen; Herodes ist demnach vielmehr als ein sinnlicher, charakterloser Mann zu betrachten, den man, wenn man es nur recht anzufangen weifs, und die rechte Zeit dazu wählt, zu allem in der Welt verleiten kann; bekanntlich werden die schreyendsten Ungerechtigkeiten gerade unter und durch Regenten begangen, die leicht zu rühren sind, und denen man leicht Thränen entlocken kann, denen es aber an Energie des Charakters fehlt, und über die eine schöne Hexe von Mätresse, ein Marinelli von Minister, ein verschnitzter Pater Beichtvater oder Kammerdiener alles vermag. Zeitgemäfs ist eine am Johannisfeste gehaltene Predigt: *über die Macht einzelner Menschen über ihr Zeitalter*, eben so auch eine Passionspredigt über das *Beyspiel Jesu*, in wiefern es Christen das ihnen von Menschen bereitete Leiden würdig tragen lehrt. „Das Unglück, welches das Schicksal bringt, führt bald zu religiösen Gedanken und Gefühlen; wir ahnden, auch wenn es uns verderbend umschlingt, das Walten einer höhern Macht, und unterwerfen uns in Demuth und mit Vertrauen der Führung des Weltregierers. Wenn aber unser Leiden das Werk der Leidenschaft und der Bosheit ist, und wir die Hand wahrnehmen, welche feindselig in unsre Plane eingreift, unsre liebsten Hoffnungen zerstört, und uns schmerzlich verwundet: so erwacht Unwille und Zorn, Rache und Hafs." Der Uebergang zu der Leidensgeschichte Jesu läfst sich nun leicht vermuthen. Schön schildert der Vf. in einer andern Predigt den *Werth des häuslichen Glücks*. Der Eingang zu einer Reformationspredigt handelt von den neuern Planen zur Reunion der Protestanten mit der römischen Kirche, und von den ungünstigen Urtheilen einiger bekannten Uebergänger zu dieser Kirche von dem Werke der Reformation; von beiden nimmt dann Hr. *Tzsch.* Gelegenheit ein Wort der Ermahnung zur *Anhänglichkeit an das Wesentliche unsers Glaubens und an den Geist unserer Kirche* an seine Zuhörer zu richten; wir können aber nicht bergen, dafs wir dabey einige male angestofsen sind. Zwar nicht, dafs wir mit dem Vf. in der Hauptsache nicht einverstanden wären; aber in dem Ausdrucke scheint er uns mit unter zu weit zu gehen. Unstreitig ist der Geist unserer Kirche ein Geist der *Freyheit* und der *Nüchternheit;* was inzwischen den *Freyheitsgeist* betrifft, so hatte an den Anfängen von Luthers Unternehmungen das Gefühl erwachter Freyheit noch nicht viel Antheil; Luther schrieb anfangs noch ganz demüthig an den Papst, verehrte in ihm das Oberhaupt der Kirche, und hatte noch keinen Gedanken, sich von dem Gehorsam gegen ihn und die römische Kirche loszusagen; selbst späterhin hätten er und Melanchthon sich immer noch mit dem römischen Stuhle verglichen, und wären in der Gemeinschaft mit den römi-

Digitized by Google

römischen Kirche geblieben, wenn man ihnen billige Vorschläge gemacht hätte; sie würden eigentlich *genöthigt*, eine eigne von der römischen Kirche unabhängige Partey zu bilden; es zeigt sich sodann zwar allerdings ein Geist der *Nüchternheit* und *Besonnenheit* in der Verfassung der protestantischen Kirche, in wiefern, den Grundsätzen derselben zufolge, die *Vernunft* über das *Gefühl* und die *Einbildungskraft* herrschen soll; allein dass die Protestanten die Offenbarung als etwas *förmlich Geschlossenes* betrachten, möchten wir doch nicht behaupten, und in der That lässt es sich nicht absehn, wie die Protestanten, es sey nun aus Vernunftgründen oder nach der heiligen Schrift, festsetzen könnten, *es sey schlechterdings keine Offenbarung mehr zu erwarten*, und der Glaube an *eine fortgehende Offenbarung* sey *verwerflich*. So ganz unbedingt lehrt auch die protestantische Kirche nicht, dass es dem Menschen nicht vergönnt sey, das Göttliche durch Erfahrung zu erkennen: denn sie nimmt doch an, dass man Gottes, des Lebendigen, und der Gnadenwirkungen des heiligen Geistes in seinem Gemüthe inne werden könne, und das ist doch wohl ein Erkennen des Göttlichen durch Erfahrung; auch setzt ihr Glaube an die Verbindung der Gottheit mit den Propheten und Aposteln und mit Jesu selbst die Ueberzeugung voraus, dass diese heiligen Männer des Göttlichen in sich gewiss gewesen seyn. Der Ausdruck endlich: *in Gott leben*, der freylich von Schwärmern häufig missbraucht worden ist, verträgt einen ganz guten, zulässigen Sinn, und wir wüssten nicht, warum die protestantische Kirche denselben für ganz verwerflich erklären sollte. Auf der andern Seite glaubt jedoch der Vf., dass die Trennung zwischen Protestanten und Katholiken nicht ewig dauern werde; allein auch diesen Glauben können wir nicht mit ihm theilen, so lange beide Kirchen den Grundsätzen ihrer Lehre ganz getreu bleiben; dagegen getrauten wir uns wohl, verschiedne Gebräuche der Katholiken gegen den Vf. in Schutz zu nehmen; ihre *Weihungen* z. B. beabsichtigen nicht nothwendig eine Verbannung böser Geister; sie können auch nur eine feyerliche Bestimmung einer Sache zu einem religiösen Gebrauche, und einer Person zu einem religiösen Amte andeuten. Die auf Veranlassung der *Stiftungsfeyer der Leipziger Universität* gehaltene Predigt *über die Wissenschaften als ein Mittel der Erziehung des Menschengeschlechts* hat unsern ganzen Beyfall; auch unterschreiben wir die in einer vorhergehenden Predigt enthaltene Empfehlung *der Anbetung Gottes an heiliger Stätte*. — Der Vf. ist geneigt, nach einigen Jahren eine *zweyte* Sammlung auf diese folgen zu lassen, wenn dieselbe günstig aufgenommen wird; an dieser günstigen Aufnahme so gehaltreicher Kanzelreden zweifeln wir nun keineswegs, und eine einzeln erschienene Predigt, die Hr. *Tzsch.* in dem J. 1813 zu Leipzig gehalten hat, flösste uns eine so hohe Achtung für ihn ein, dass wir mit nicht geringen Erwartungen, die er jedoch gewiss befriedigen wird, in der nächst erscheinenden Sammlung den besten Predigten, die er in einer höchst prüfungsvollen Periode zu Leipzig wird gehalten haben, entgegensehn.

HALLE, b. Grunert d. ä.: *Predigt* an dem am 7. Nov. 1813 gefeyerten Siegesdankfeste in der St. Moritzkirche zu Halle gehalten von Dr. *Karl Friedrich Senff*, königl. preuss. Consistorialrath und Pastor an gedachter Kirche. 16 S. 8.

Diese Predigt wurde zur Feyer des glorreichen Sieges bey Leipzig vor vielen tausend Zuhörern von dem verdienstvollen Greise, mit einer für sein hohes Alter bewundernswürdigen Stärke und Lebendigkeit gehalten. Die Versammlung wurde durch die Anwesenheit mehrerer Generale, Staabsofficiers und preussischen Staatsbeamten noch glänzender. Es traf bey dem Redner ein, recht buchstäblich ein: *Pectus est quod disertum facit.* Als Eingangsworte hatte er den Spruch gewählt: „*Recht muss doch Recht bleiben*, und dem werden alle fromme Herzen zufallen." Ps. 94, 15. Es war rührend zu hören als der Spruch: *Recht muss doch Recht bleiben*, beym Ausgange aus der Kirche von tausend Stimmen auf der Strasse wiederholt wurde, so dass man hier das bekannte *Vox populi, vox dei*, auch umgekehrt wahr fand, *vox dei, vox populi*. Das Thema, was der Prediger ausführte, war: *das große Heil, das Gott seinem Könige in mehrern ihm verliehenen Siegen bewiesen hat.* Er zeigte *wie sehr es* die Bewunderung verdiene 1) weil er's *seinem* Könige, 2) weil er's ihm auf die allerdenkwürdigste Weise, 3) weil er's ihm zur allgemeinsten Beglückung vieler Millionen Menschen gewährt hat. Die ganze Ausführung wurde von den Zuhörern mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und Theilnahme angehört, und man kann sicher allen, die sie nicht angehört haben, versprechen, dass die Durchlesung die angenehmsten Eindrücke in ihrem Gemüthe zurücklassen werde.

TECHNOLOGIE.

NÜRNBERG, b. Schrag: *Die Kunst, alle Arten Kitte, Leime, Formen und Massen zu verfertigen*, zum Gebrauche für Künstler, die in Holz, Bein, Horn, Gold und Silber arbeiten, für Feuer-, Wasser-, Eisen- und Metallarbeiter, für Grotten-, Brunnen- und Röhrenmeister, Marmor- und Steinarbeiter, Schmelz- und Hüttenmeister, Mechaniker, Glas-, Porcellan-, Fayence-, Steingut- und Thonkünstler, für Bildhauer, Mahler, Juwelirer, Steinschneider und Medailleurs, für Chemiker, Laboranten und Apotheker, für Feuerwerker, Gärtner und Oekonomen; überhaupt für alle, die sich dieser Bindungsmittel bedienen; von *Joh. Konrad Gütle*. 1812. 274 S. 8. (21 gr.)

Auch unter dem Titel:

Hand- und Hülfsbuch für alle Künstler und Handwerker, die Kitte, Formen und Massen gebrauchen,

Digitized by Google

chen, oder eine Auswahl von 600 verſchiednen Recepten, alle Arten Kitte, Leime, Formen und Maſſen zu verfertigen u. ſ. w.

Bey ſo beredten Titeln kann die Anzeige füglich darauf beſchränkt werden, daſs man bejahet oder verneint, ob der Vf. wirklich geleiſtet hat, was er verſpricht. Streng genommen, müſsten wir dann vorliegendes Werkchen mit einem beſtimmten: Nein! abfertigen. Die Idee, alle dergleichen Maſſen zuſammenzuſtellen, iſt beyfallswürdig: denn ein ſolches Handbuch müſste, zweckmäſsig verfaſst, dem Künſtler, welcher für beſondre Fälle in der Art etwas Neues ſucht, trefflich zu ſtatten kommen. In Erwägung, daſs Hr. *G.* jene Idee in dieſem Umfange zu realiſiren der Erſte unternahm, kann man ihm billigerweiſe nicht ableugnen, daſs er einen gewiſſen Grad der Vollſtändigkeit erreicht habe; ſie iſt aber freylich weit entfernt, ſeiner Prätenſion zu entſprechen. So fehlen z. B. der Puzzolankitt, der Traſs, die Kalfatermaſſen, der Kitt der Scheidewaſſerbrenner u. a. m. Auch enthält das Buch nicht eigentlich 600 Recepte, ſondern nur 601 Paragraphen, die ſehr oft nur 1 bis 2 Zeilen betragen und etwas ganz Unbeſtimmtes von fern andeuten. Die Anordnung der Gegenſtände iſt ſehr unvollkommen. Vorzüglich fleiſsig ſind die in neuern Zeitſchriften empfohlnen Kitte geſammelt, ſo daſs man allerdings um dieſen Preis an Maſſe genug erhält.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Univerſitäten.

Halle.

Nachdem Se. Majeſtät der König von Preuſsen bald nach der durch den glorreichen Sieg der verbündeten Mächte, erfolgten Beſitznahme von Halle die unter der weſtphäliſchen Regierung gänzlich aufgehobne Univerſität, wieder hergeſtellt hatten, ſo erfoderte es Pflicht und Dankbarkeit gegen ihren groſsmüthigen Erretter, daſs die Profeſſoren den hier noch anweſenden Studirenden Gelegenheit zu Fortſetzung ihrer Studien gaben. Es wurde daher vom Senat beſchloſſen, für das Vierteljahr vom Neujahr bis Oſtern Vorleſungen zu halten, und deshalb unterm 1ſten December ein Lectionsverzeichniſs ausgegeben. Es führt den Titel:

Index lectionum auſpiciis Auguſtiſſimi Principis FRIDERICI GUILIELMI III. *Boruſſiarum Regis in Academia Fridericiana Halenſi Beneficio Patris patriae P. F. nuper ab interitu vindicata per trimeſtre hibernum inde a die* III. *Januarii* CIↃIↃCCCXIV. *habendarum.*

Folgender von Hn. Hofrath *Schütz* als Prof. der Beredſamkeit im Namen des Senats dazu verfertigte Prolog geht dem Verzeichniſſe der Lectionen voraus:

Academiae Fridericianae Halenſis Rector et Cancellarius Auguſtus Hermannus Niemeyer cum Senatu Academico S. D. Civibus.

Si nulla fere juſtior eſt laetitia, quam piorum liberorum ex boni parentis cum morbi gravitate et periculo conflictati valitudine reſtituta, ſi vix ulla major, quam hominum e naufragio et ſummo mortis discrimine ita liberatorum, ut, ne jactura quidem bonorum facta, ſalvi ipſi et incolumes in terram evaſerint, quanto, quamque decoro nos gaudio affectos eſſe putatis, Cives, quum academiam noſtram paene jam ſublatam atque exſtinctam, ab eo Rege ſervatam et reſtitutam videmus, quem ante hos ſex et quod excurrit annos, iniquiſſima fortuna a nobis diſtractum, nunc divina providentia, juſtitiae vindex, nobis ſoſpitem et incolumem, hoſtium victorem, et ſua civiumque fortitudine ſociorumque potentiſſimorum opibus florentem redonavit! Meminiſtis enim, Cives, quum Rex optimus ad liberandam a Gallorum impotentia Germaniam bellum ſuscepiſſet juſtiſſimum, ejusque generoſis conſiliis, quamquam magna cum fortitudine et conſtantia defenſis, fortuna parum reſpondiſſet, pace Tilſitenſi nos cum multis Boruſſicae ditionis civibus ex Indulgentiſſimi Principis praeſidio ac tutela, quaſi emancipatos, triſtes et invitos exiiſſe. Et jam antea ſtatim poſt cladem Jenenſem victoris per urbem noſtram tranſitus academiam noſtram tanquam fulmine perculerat. Nam quum primo die, ab oratoribus noſtris ſalutatus, illam bonarum artium nutricem inter bellicos tumultus tuiturus videretur, (in quo ſaepe imperatores magnam gloriae ſuae partem poſuerunt) repente vel inani metu turbarum a ſtudioſis forte ciendarum commotus, (etſi aquilarum non eſt muſcas venari) vel ira ob amorem patriae liberius ſignificatum inſtigatus, (quamquam virtutem etiam in hoſte laudari fas eſt) juvenes academicos omnes, indicta cauſa, exſulare juſſit, et profeſſoribus, communi calamitate jam ſatis oppreſſis, ſalaria ſubtraxit. Reſtituto tamen a fratre victoris, cui novum Gueſtphaliae regnum obvenerat, academiae noſtrae docendi jure, et alumnos disciplinae noſtrae recipiendi facultate, ita coluimus novi regis beneficium, ut numquam FRIDERICI GUILIELMI III. deſiderium et grata memoria in animis noſtris interiret, neque tamen quicquam committeremus, quo officium in novum principem, ab ipſo Rege, qui nos ex poteſtate ſua emiſerat, nobis commendatum, laeſum videri poſſet. Cujus quidem rectae voluntatis noſtrae conſcientia freti quinquennium ſic exegimus, ut nec illum noſtri obſequii, neque nos fortunae noſtrae et operae in erudienda juventute poſitae poeniteret. Ecce praeter opi-

Digitized by Google

opinionem, ſuperiore aeſtate, quum Imperator Napoleon, forſan cladibus acceptis efferatus, urbem noſtram praeteriens, ſalutantibus eum profeſſoribus odium academiae noſtrae alta mente repoſitum haud dubiis indiciis prodidiſſet, ejusque reſtitutionem (in qua praecipuam regni Gueſtphalici laudem omnes agnoverant) diſertis verbis improbaſſet, repente regio edicto vidimus Academiam Halenſem prorſus exſtingui ac deleri, ut facile intelligi poſſet, Regem non ſuopte ingenio obſecutum, nec ſuo jure uſum fuiſſe, ſed immiti fratris imperio paruiſſe. Nos interim virtute et innocentia noſtra nos involventes magis Regis vicem impotentiſſimae dominationi ſubjecti, quam immeritam noſtrae academiae fortunam miſerantes, quid de nobis futurum eſſet, quieti exſpectabamus. Ecce ſubito converſus eſt orbis rei publicae Germanicae, et libertas patriae diu armis ac dolis oppreſſa, fortiſſimorum Europae populorum virtute, et concordia recuperata reſpexit nos tandem et longo poſt tempore venit. Inter quos eminet egregia Boruſſorum virtus, qui nec perire pro patria timidi, nec, quicquid poſſent, pro ejus ſalute in commune conferre ſegnes, tantis opibus ac viribus ſervitutis jugum a cervicibus ſuis depulerunt, ut non popularem ſolum laudem adipiſcerentur, ſed ſummorum imperatorum teſtimoniis ac praeconiis ornarentur. Ita conſpirantibus in ſocietatem Europae liberandae potentiſſimis fere omnium gentium principibus factum eſt, ut provinciae, Regi Boruſſorum ante hos ſex annos ereptae, in ejus ditionem ac tutelam redirent, omnesque earum incolae ea alacritate et laetitia principem deſideratiſſimum exciperent, ut priſtinam benivolentiam, et obſervantiam populorum erga Regem pium, fortem, magnanimum, diu cum mala fortuna compoſitum, neque tamen unquam animo fractum, facile omnes agnoſcerent, quippe qui numquam de republica deſperaſſet, numquam civibus imperio ſuo ſubjectis bene facere deſiiſſet, numquam niſi in ſalute patriae tuenda et amplificanda gloriam quaeſiviſſet. Itaque ſtatim poſt illuſtrem et glorioſam victoriam Lipſienſem, quae hoſtium ſuperbiam, audaciam, importunitatem jam antea Ruſſorum et Boruſſorum virtute fractam, nunc accedentibus etiam Auſtriae et Sueciae populis, prorſus comminuit, FRIDERICUS GUILIELMUS III. academiam noſtram, ab interitu vindicavit, nosque ſine mora ad lectiones ceterosque labores in uſum ſtudioſorum juvenum redire juſſit. Quorum etſi magnus numerus arma ad defendendam patriam cepit, nos tamen ceteris eadem fide et diligentia inſerviemus, qua in majore ſcholarum noſtrarum frequentia uti conſuevimus. Itaque lectiones per proximos tres menſes habendas Vobis hac tabula indicimus, ut exoptatiſſimi Regis noſiri, cui memoria beneficiorum ſempiterna adſtricti ſumus, voluntati obſequamur, et Veſtris, Cives, honeſtiſſimis ſtudiis quam fieri poſſit maturiſſime inſerviamus. Quae ſtudia ne quis a rebus gerendis abducere, aut officii erga patriam deferendi conſuetudinem inferre calumniari poſſit, prohibent exempla vel profeſſorum, vel ſtudioſorum in compluribus academiis, et noſtra quoque laudabiliter conſpicua, qui ſe militibus pro patria cum hoſte decertantibus adjungere non dubitarunt. Ceterum Deum O. M. rogamus, ut tot magnorum principum concordiam et conſpirationem ad libertatem Europae ab importuna tyrannide conciliandam, pacemque ex diuturna bellorum miſeria omnibus exoptatam ſolidis fundamentis ſtabiliendam tueatur, eorumque victorias non funeſtas orbi terrarum, ſed ad obtinendam publicae tranquillitatis certam poſſeſſionem utiles vereque glorioſas augeat, inprimis autem FRIDERICO GUILIELMO III.

ἀμφότερον βασιλεῖ τ' ἀγαθῷ κρατερῷ τ' αἰχμητῇ

bonam fortunam optimorum conſiliorum adjutricem fidamque comitem adeſſe jubeat.

P. P. Kalendis Decembr. cIↃIↃCCCXIII.

II. Todesfälle.

Noch im J. 1811 ſtarb zu Briſtol der durch ſeine Reiſebemerkung über Aegypten bekannte Miſſionar der mähriſchen Brüder, *Joh. Antes*, mit Hinterlaſſung einer Selbſtbiographie, die jetzt gedruckt worden. Er wurde 1740 zu Frederictown in der Landſchaft Philadelphia in Nordamerika geboren, und gieng bereits 1769 als Miſſionar nach Cairo, von wo er, nach manchen erlittenen Mißhandlungen, im J. 1781 nach Europa zurückkehrte.

Am 18. September 1813 ſtarb zu Aarau, ſeiner Vaterſtadt, der um ſein Vaterland durch wirkſame Theilnahme an gemeinnützigen Unternehmungen, und inſonderheit durch den von ihm veranſtalteten Atlas der Schweiz ſehr verdiente *Joh. Rudolph Meyer*. Er war im J. 1739 geboren.

III. Vermiſchte Nachrichten.

Am 21. November als am 23. Sonntage nach Trinitatis feyerte der verdienſtvolle Hr. Dr. *Seuff*, Königl. Preuſs. Conſiſt. Rath und Paſtor an der Moritzkirche ſein funfzigjähriges Amts-Jubiläum. Der ehrwürdige Greis hielt die Jubel-Predigt ſelbſt, hatte auch die Lieder, welche bey dieſer Feyer geſungen wurden, ſelbſt verfaſst. Eine groſse Verſammlung aus allen Ständen nahm an der Feyer Antheil. Nach der Predigt hielt Hr. Superintendent Dr. *Wagnitz* vor dem Altare die Einſegnungsrede.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1813.

BIBLISCHE LITERATUR.

FREYBERG, b. Craz u. Gerlach: *Vorurtheilsfreye Würdigung der moſaiſchen Schriften*, als Prüfung der de Wette'ſchen Kritik moſaiſcher Geſchichten. Von M. *Karl Gottfried Kelle*, Pfarrer zu Kleinwaltersdorf und Kleinſchirme bey Freyberg. *Erſter* Heft. 1811. 140 S. *Zweyter* Heft, mit dem Zuſatze: als Prüfung der mythiſchen und offenbarungsgläubigen Bibelerklärung. 1812. 173 S. *Dritter* Heft, mit dem Zuſatze: als Beweis, daſs dem erſten B. Moſe eine einzige, wohlzuſammenhängende, aber ſtark interpolirte, Urſchrift zum Grunde liege. 1812. XLVIII u. 160 S. 8. (2 Rthlr.)

Die vorliegenden drey Hefte, deren Inhalt durch die einzelnen Titelangaben nicht genau und erſchöpfend angegeben wird (denn bald enthalten ſie mehr oder weniger oder etwas anderes, als jene Titel beſagen), liefern, nach der Oekonomie derſelben zu urtheilen, nur den Anfang eines gröſsern Werks über den Pentateuch, nämlich eine Art von Einleitung, und die Bearbeitung der 11 erſten Kapitel der Geneſis. Sie vereinigen ſich in dem Hauptzwecke, die ältere Anſicht von der moſaiſchen Abfaſſung des Pentateuchs und der damit nothwendig verbundenen ſtreng-hiſtoriſchen Auffaſſung und Glaubwürdigkeit deſſelben, gegen die in neuern Zeiten gangbar gewordenen, und am ſtärkſten von *de Wette* ausgeſprochenen, Anſichten deſſelben geltend zu machen; und ihnen nur mit Ausſchluſs vieler unechter Theile von menſchlicher Hand, einen göttlichen Urſprung zu vindiciren. Ob das Publicum indeſſen das Werk nach dieſem Plane fortgeſetzt und vollendet erhalten werde, läſst ſich faſt zweifeln, da eine weiter unten anzuzeigende Probeſchrift zeigt, daſs der Vf. dieſen Plan mit dem einer Ueberſetzung des Pentateuchs mit kritiſchen Sonderungen und Anmerkungen vertauſcht hat. Die hier gelieferten Unterſuchungen kündigen ſich ſelbſt als *vorurtheilsfreye* an; allein ſelbſt für denjenigen Leſer, welcher geneigt ſeyn möchte, dieſes Zeugniſs in eigner Sache gelten zu laſſen, war ſchon die „Zuſchrift ans Publicum, welche der geneigte Leſer nicht überſchlagen wolle" (H. 1. S. 1 — 10) ziemlich geeignet, ihm Zweifel dagegen einzuflöſsen. Der Vf. erzählt darin über die Entſtehungsgeſchichte dieſer Arbeiten Folgendes. Da er als Prediger Alles, was er leſe, beſonders theologiſche Dinge, auf die Verwaltung ſeines Amts beziehe, habe das Leſen der *de Wette'ſchen* Kritik der moſaiſchen Schriften, *des Inhalts* und *Tones* wegen, ſeinen ganzen Unwillen erregt. „Guter Gott, dachte ich, als ich *dieſe* Kritik geleſen hatte, wenn das unwiderleglich iſt, ſo kannſt du dein Amt nicht mit gutem Gewiſſen verwalten." Kritik ſey erlaubt, allein ſie müſſe *beſcheiden* zu Werke gehn. (Soll dieſs heiſsen, nicht *zu weit* gehn? Wo iſt denn die Grenze?) Dadurch, daſs die bibliſchen Erzählungen nicht ſtreng hiſtoriſch genommen werden, werde ihre *praktiſche* Brauchbarkeit vernichtet: denn der gemeine Mann wiſſe nicht zu unterſcheiden zwiſchen Dichtung und Lüge. Den Amtsbrüdern des Vfs. müſſe daran gelegen ſeyn, ſolche Grundſätze widerlegt zu wiſſen, und in der That bedürfe es keines Archias, um zu zeigen, daſs das gefährliche Spiel der Kritik — nur ein *Spiel* ſey. Auch den jungen Studirenden, die mit ſolchen Achilles-Waffen leicht glauben könnten, die ganze Theologie in ſo viel Tagen erobern zu können, als die Griechen Jahre zu Troja's Eroberung brauchten, ſey man ſchuldig zu zeigen, daſs oft niemand lächerlicher ſey, als wer in *S. S. tanquam in muſtaceo laureolam* ſuche. Hrn. *de Wette's* Ton verdiene einen gleichen, auch lachend könne man gründliche Wahrheit ſagen, und dieſes habe der Vf. ſich in dieſen Heften zu thun bemüht. Er ſey geſonnen, dereinſt auch praktiſche Winke zur Benutzung der moſaiſchen Geſchichte zu geben. Für jetzt möge man die hier gegebenen Erklärungen prüfen. — Wenn der unbefangene Sprach- und Geſchichtsforſcher ſchon jene Beziehung aufs Praktiſche *einſeitig* und die „*vorurtheilsfreye*" Prüfung beeinträchtigend nennen muſs, ſo möchte auf der andern Seite jeder gebildete Leſer durch die geſchmackloſe Manier, in welcher der Vf. auftritt, beleidigt werden. Dieſer Ton ſchaler Witzeleyen und plumper Ausfälle auf Andersdenkende, beſonders den öfter genannten Gelehrten, zieht ſich indeſſen durch das ganze Werk hindurch, nur zu ſehr beweiſend, wie ſehr es dem Vf. an allen den Eigenſchaften gebricht, welche dem *ridendo dicere verum* wohl hier und da einen momentanen Reiz zu geben wiſſen. Das auch hier (S. 8) gebrauchte oder gemiſsbrauchte: *difficile eſt, ſatiram non ſcribere*, hat in gewiſſen Fällen, auch ohne Negation, Wahrheit. Zwar hofft der Vf. (Vorrede des *dritten* Heftes, S. VIII) ſeine „*Unart*, Spott mit Spott zu vergelten," noch abzulegen, allein er hat zu viel gehofft, denn der unten anzuzeigende Ueberſetzerplan zeigt, daſs ihm jene geſchmackloſe Polemik, ſelbſt ohne alle vorangegangene Veranlaſſung, nur zu ſehr eigenthümlich ſey. Der Grund jener Unart liegt wohl tiefer, nämlich in jener nur zu oft hervortre-

Digitized by Google

tretenden Anmaafsung, womit der Vf. seine gewifs mühsam errungenen Ansichten durchaus geltend machen will, derselben, welche ihn (in der Vorrede zu einer kleinen philosophischen Schrift: das Erwachen der Vernunft u. s. w.) sich mit dem Sokrates und seine Gegner mit den Sophisten vergleichen läfst. Von *de Wette's* Ton in seinen ältern Schriften wünschte Rec. ebenfalls, dafs er ein ruhigerer wäre, dafs die Betrachtung vielseitiger und durch die Analogie des übrigen Alterthums bestätigt und verdeutlicht seyn möchte; allein Mehreres von diesem nur um der Schwachen willen. Mifsfiel Hn. *K.* jener Ton, der übrigens von dem seinen gar sehr verschieden ist, so that er nicht wohl, ihn nachzuahmen.

Betrachten wir unabhängig von jener faden Schale den eigentlichen Kern und Gehalt dieser Schrift, so bewährt sich leicht der Fleifs, mit welchem der Vf. das A. T. in der Urschrift gelesen und sich überall eigene Ansichten zu bilden gesucht hat; eine gewisse Anlage zu Scharfsinn hat ihn hier und da das Wahre finden, öfter noch die Blöfsen seiner Gegner entdecken lassen; allein noch häufiger hat ihn Mangel an einem vorurtheilsfreyen Blick, an reifem Urtheil und Takt (man vgl. dafür auch die Zuschrift an den sterbenden *Reinhard*, vor H. 3), dabey die Vorliebe für eigene Hypothesen vom Wege der Wahrheit abgeführt; und in der ganzen Schrift erscheint das Wahre so sehr mit Halbwahrem und Falschem durchmischt, dafs selbst der Gelehrte vom Fach auf seiner Hut seyn mufs, um sich den reinen Gewinn daraus abzusondern. Der Vf. deckt hier und da eine Blöfse auf, aber er giebt sich desto gröfsere; er zeigt wohl die Schwächen einer fremden Hypothese, oder die übertriebene Ausdehnung, die man ihr gegeben hat, allein er baut andere auf, die sich kühn an Unhaltbarkeit und Bizarrerie den *van der Hardt*'schen an die Seite stellen lassen. So besonders im dritten Hefte. Dafs das Werk hiernach nicht für den Ungeübten geschrieben sey, sieht man leicht. Bey der nun folgenden Recension, welche sich blofs an die Sache halten wird, werden wir uns zur Pflicht machen, das Gute hervorzuheben, aber auch das Schlechte als solches zu bezeichnen. Für den Leser der *Kelle*'schen Schrift, besonders des ersten Heftes, ist es unumgänglich, auch die *de Wette*'schen Beyträge zur Hand zu haben. Wir werden auf beide fast gleichviel Rücksicht nehmen müssen.

Der Titel des *ersten* Heftes kündigt eine Prüfung der *de Wette*'schen Kritik der mosaischen Geschichte an, wornach man eine Sichtung des Inhalts von B. 2 seiner Beyträge erwarten sollte. Aber gerade diese erhält man hier nicht. Des Vfs. Angriffe treffen die *zweyte* Hälfte des *ersten* Bändchens, und enthalten: *eine Prüfung der Revision über die geschichtlichen Zeugnisse und Spuren von dem Vorhandenseyn des Pentateuchs als eines geschriebenen Ganzen* (*de Wette's* Beyträge B. 1. S. 136 ff.). Hr. *K.* folgt Hn. D. *de Wette* auf dem Fufse und hat selbst meistens die Ueberschriften und Rubriken desselben beybehalten, wodurch die Vergleichung sehr erleichtert wird. Wir werden ihnen ebenfalls folgen, den *de Wette*'schen Behauptungen die des Vfs. entgegenstellen, und, wo es nöthig scheint, ein kurzes Urtheil beyfügen. 1. *Zeugnifs des Buches Josua. De Wette's* Untersuchung beginnt hier mit der über das *Alter* dieses Buches selbst. Er schliefst theils aus einzelnen historischen Beziehungen (15, 63. 11, 16. 21. 6, 26), theils aus dem spätern Geiste des Ganzen, welcher uns nicht gut durch abergläubige geschmacklose Nachahmung der mosaischen Mythen bezeichnet zu seyn scheint, auf ein späteres Zeitalter, über welches er sich jedoch nicht bestimmt erklärt, aufser dafs ihm S. 148 und 149 eine Farbe der *allerspätesten* (?) Zeit, ein nachbabylonischer levitischer Geschmack und Verwandtschaft mit den Legenden der Chronik zugeschrieben wird. Hr. *K.* sucht zunächst den obigen Stellen, über deren Beweiskraft sich im Einzelnen streiten läfst, wie die Literärgeschichte des Buches lehrt (vgl. *Bertholdt's* Einleit. in das A. und N. T. S. 860), eine andere Wendung zu geben, und entkräftet die *de Wette*'sche Argumentation einigemal mit Glück, z. B. bey 15, 63 über die Vertreibung der Jebusiter; allein er erlaubt sich auch daneben willkürliche und philologisch unzuläffige Erklärungen. So z. B. Jos. 11, 16. 21. Hier wird das ו vor בהר beide Male durch: *kurz, überhaupt* gegeben, was kein unbefangener Exeget zugeben wird, und doch wird die Uebersetzung so vorgetragen, als ob alle vorige Ausleger *die Stelle* nur nicht „recht angesehn hätten." Zum Beweise einer Abfassung des Buchs bald nach Josua beruft sich Hr. *K.* besonders auf 6, 25, wo es heifst, dafs die Hure Rahab noch zur Zeit des Vfs. zu Jericho gewohnt habe. Die Stelle ist allerdings in den Einleitungsschriften, z. B. von *Eichhorn*, *Bertholdt* u. a., übersehn worden, aber die Ausleger haben auch längst bemerkt, dafs עד היום nicht nothwendig auf die Person der Rahab selbst gehn müsse, sondern auf ihre in Israel zurückgebliebene Familie bezogen werden könne. Der Tropus der Vorfahren für ihre Nachkommen, selbst umgekehrt der Nachkommen für die Vorfahren (Hos. 12, 5. Ps. 66, 6) ist jedem Schriftausleger geläufig. — Wenn Hr. *de Wette* wirklich die Abfassung des Buchs bis gegen das Zeitalter der Chronik herabrücken wollte, was aber auch nicht gesagt ist, so würde dies nach unserm Urtheil übertrieben seyn: eine gewisse Vorliebe für Priester- und Levitenthum erklärt sich schon durch die, wenn auch frühere, Abfassung von Priestern, obschon die Parteylichkeit ihrer Geschichte mit dem Exil zunahm. Für eine Abfassung *lange* nach Josua aber möchte statt anderer Beweise, die nicht alle gleich befriedigend seyn können, die in das Gebiet der Mythe gezogene Geschichtesprache. Eben so wahr ist, dafs der Charakter dieses Buchs ein anderer sey, als der der Bücher Samuels und zur Annahme einer spätern Abfassung, als diese geneigt mache. Hieraus erklärt sich auch Rec., wovon hier eigentlich die Rede ist, die Erwähnungen und Empfehlungen des Gesetzbuches (1, 8. 8, 31. 34. 23, 6. 24, 26), die die übrigen historischen Bücher noch nicht kennen. Wenn also

auch

Digitized by Google

auch, wie Hr. *K.* behauptet, aber nicht näher gezeigt hat, hier unſer Pentateuch gemeint wäre, ſo würde dieſes noch nichts für ſeine ſo frühe Exiſtenz beweiſen. II. *Bücher Samuels.* *De W.* fand in denſelben keine Rückſichten auf den Pentateuch und deſſen Inhalt, ſogar einen Widerſpruch gegen denſelben, nämlich 1 Sam. 8, 6. 7 das Mifsfallen Jehova's und Samuels an der Einſetzung eines Königs, gegen das Königsgeſetz 5 Moſ. 17, 14 ff. Auf dieſen Widerſpruch läſst ſich Hr. *K.* gar nicht ein, ſucht aber andere Beziehungen auf moſaiſche Geſetze nachzuweiſen, z. B. Saul's Verbot des Bluteſſens (1 Sam. 14, 33. 34), die Rückſicht auf aharoniſches Prieſterthum (1 Sam. 2, 27. 28). Allein was beweiſen ſolche Stellen für eine *ſchriftliche* Exiſtenz des *gegenwärtigen* Pentateuchs, von welcher hier einzig die Rede iſt. Dafs ſchon damals eine moſaiſche Geſetzgebung exiſtirt habe, nur nicht in der Ausbildung und Ausdehnung, wie in unſerm geſchriebenen Pentateuch, hat *de W.* unſeres Wiſſens nie geleugnet, und würde er ſchwerlich leugnen können. Selbſt einzelne ſchriftliche Geſetze können zugegeben werden, wiewohl das Beyſpiel mehrerer arabiſchen Stämme lehrt, dafs auch ungeſchriebene Rechte viele Jahrhunderte lang durch die Tradition fortgepflanzt werden. Immer folgt nichts für die Exiſtenz des ganzen gegenwärtigen Geſetzbuchs. Da Hr. *K.* dieſe zwey verſchiedenen Fälle durchgehends verwechſelt hat, machen wir ein für alle Mal darauf aufmerkſam. III. *Die Pſalmen.* *de Wette* verwarf das Zeugniſs derſelben im Allgemeinen, weil bey der anerkannten Falſchheit *vieler* Ueberſchriften *alle* verdächtig würden, und kein Gedicht für *ſicher* davidiſch gelten könne; im Einzelnen verweiſt er auf *Vater*. Hr. *K.* geht mehr in das Einzelne. Als hieher gehörige ältere Pſalmen erſcheinen ihm Pſ. 78. 68. 40. Als Zweck des erſtern wird angegeben, die Stämme Juda und Benjamin in ihrer Anhänglichkeit an das davidiſche Haus zu befeſtigen, und es wird derſelbe (mit Recht) in die Zeit Rehabeams und Jerobeams geſetzt. Aber dafs der hiſtoriſche Inhalt unſern Pentateuch vorausſetze, folgte wiederum nicht, wiewohl das Vorhandenſeyn eines groſsen Theils deſſelben, namentlich des hiſtoriſchen, zu jener Zeit gar nicht unwahrſcheinlich iſt. Pſ. 68 hält auch Rec. für einen der älteſten Pſalmen, und warum nicht für davidiſch? allein V. 1 braucht keinesweges aus 4 Moſ. 10, 35 entlehnt zu ſeyn. Beide enthalten die *formula ſolemnis* bey Aufhebung der Bundeslade. Am wichtigſten iſt allerdings Pſ. 40, 8, wo der Dichter der *Buchrolle* erwähnt. Aus *de Wette's* Commentar zu d. St. wird Hr. *K.* ſehn, dafs er ſelbſt die Erklärung annehme, welche hier gegen *Vater* vertheidigt wird. Da ſich gegen die davidiſche Abfaſſung kein poſitiver Grund beybringen läſst, ſo kann dieſe Stelle allerdings wohl als eins der früheſten Zeugniſſe für ein Geſetzbuch angeſehn werden. IV. *Bücher der Könige.* Nach Zurückweiſung der unbedeutendern Stelle 1 Kön. 2, 3 bemerkte *de Wette*, wie auffallend es ſey, 1 Kön. 8, 3 ff. bey Einweihung des neuerbauten Tempels keine Erwähnung des ſogenannten Tempelexemplars an der Seite der Bundeslade zu finden, da doch die zwey Geſetztafeln *in* derſelben ausdrücklich erwähnt würden. Hr. *K.* antwortet, dafs der Geſchichtſchreiber dieſes nicht für wichtig gehalten habe, und überhaupt ein ſo verbreitetes Buch kaum mehr der Mühe ſo heiliger Aufbewahrung werth geweſen ſey! Die Verwerfung der Zeugniſſe der Chronik übergeht der Vf. für jetzt noch, und wendet ſich zu der Auffindung des Geſetzbuchs unter Joſias, 2 Kön. 22. *De Wette* wird von mehrern Seiten bemäkelt, und beſchuldigt, als wolle er doch am Ende nur den Hilkia zum Unterſchieber des Pentateuchs machen, dann wird die Begebenheit ſelbſt ſo dargeſtellt, als habe ſich der König von dem Hohenprieſter einmal das Geſetzbuch zur Durchſicht *ausgebeten*, der Kanzler habe ihm *nur das Verlangte* überbracht, und ſein Zerreiſsen der Kleider ſey kein Zeichen des Erſtaunens, ſondern der Betrübniſs, weil er ſich nun aus der Quelle überzeugte, wie ſtraffällig ſeine Vorfahren gehandelt hätten. Die Worte von V. 13 enthielten aber eine „wahre Albernheit", wenn nicht der König vorausſetze, dafs ſeine Vorfahren das Buch gehabt hätten. Wie wenig rein dieſe Darſtellung aus dem Original entlehnt ſey, ſieht man leicht. Wenn das Geſetzbuch ſo verbreitet war, wie Hr. *K.* meint, wozu brauchte es der *Hoheprieſter* erſt *im Tempel* zu *ſuchen* und zu *finden*? Er ſuchte es auch gar nicht etwa auf Befehl des Königs, ſondern fand es gelegentlich. Sollte der Hoheprieſter bey der angenommenen Verbreitung des Geſetzbuchs ohne ein Exemplar geweſen ſeyn, welches er dem Könige auf Verlangen ſenden konnte? Bey allen gegebenen Blöſsen dennoch ſeines Sieges gewiſs kommt Hr. *K.* S. 54 nur „mit Verdruſs" nochmals auf dieſe Geſchichte zurück, um — den Hohenprieſter mit einem Amtmann auf der Amtsſtube zwiſchen ſeinen Advocaten und Acten zu vergleichen (!). Dafs man dieſes Geſetzbuch ſchon damals für ein eigentliches Werk Moſe's gehalten habe, möchten wir gerade nicht bezweifeln, wiewohl dadurch für die Wahrheit dieſes Glaubens nichts bewieſen wird. Doch muſs Rec. auch gegen Hrn. *de Wette* erinnern, dafs die Erzählung, unbefangen betrachtet, für die Wiederauffindung eines (unter den abgöttiſchen Regierungen) verlegt geweſenen, ſonſt bekannten Geſetzbuches ſpreche; auch iſt ספר התורה allerdings *das* Geſetzbuch (vgl. גבור חיל *ein* Held, החיל גבור *der* Held). V. *Bücher Eſra und Nehemia.* Zum Beſchluſs dieſes Abſchnittes berief ſich *de Wette* wegen der Nichtbeobachtung des levitiſchen Geſetzes in der Wüſte auf die Ausſage des Propheten Jer. 7, 22. 23: euren Vätern, als ich ſie aus Aegypten führte, habe ich nichts geſagt und geboten von Opfern und Brandopfern, ſondern dieſes habe ich ihnen geboten: höret auf meine Stimme u. ſ. w. Hr. *K.* proteſtirt zwar ausdrücklich (ſogar mit Berufung auf „Ungelenkigkeit") dagegen, dafs er ſich drehe und wende, allein er thut dieſs deſſen ungeachtet, wenn er לא und כי־אם durch: *nicht ſowohl, nicht bloſs — ſondern auch* überſetzt. An allen angeführten Stellen (1 Moſ. 45, 8. 2 Moſ. 16, 8. Sprüchw. 17, 12. Joh. 6, 32. 1 Cor.

1 Cor. 1, 17) findet die gewöhnliche Bedeutung und ein vollkommener, nicht einlenkender, Gegenſatz Statt, namentlich an der ſo ſehr urgirten Stelle Pſ. 44 4. Dem Dichter zufolge iſt es Jehova einzig und allein, welcher den Sieg erfocht, nicht die Iſraeliten, die nur ein Werkzeug in deſſen Hand ſeyn wollen. Dieſelbe bekannte bibliſche Vorſtellung von Providenz liegt in 1 Moſ. 45, 8. Joh. 6, 32. Wir geben dem unbefangenen Leſer noch eine andere Stelle der Propheten zur Betrachtung, die freylich Hr. *K.* auch bald auf dieſe oder jene Weiſe abfertigen wird. Es iſt Amos 5, 25:

> Habt ihr Opfer und Gaben mir gebracht
> in der Wüſte vierzig Jahr, Haus Iſrael?

Sie iſt der beym Jeremias vollkommen parallel und ihr Zuſammentreffen verdient gewiſs Aufmerkſamkeit. VI. *Beweis aus dem Alter des Samaritaniſchen Codex. de Wette* hatte hier bekanntlich für die vorzügliche Wahrſcheinlichkeit der Meinung geſprochen, dafs der unter Darius Codomannus zu den Samaritanern übergetretene Prieſter Manaſſe (Joſeph. Archäol. XI, 8. §. 2 ff.), der Stifter eines dem jeruſalemiſchen Cultus ähnlichen Tempeldienſtes auf Garizim, zugleich der Ueberbringer des Geſetzbuches geweſen ſey, welches die Vorſchriften zu dieſem Cultus enthielt. Die Meinung war nicht neu, namentlich ſchon früher von *Prideaux* (A. und N. T. in Connexion mit der Völkergeſchichte, Th. 2. S. 411) geäuſſert, auch von *Walton*, *Michaelis* u. a. berückſichtigt, und es verwahrt ſich *de Wette* S. 217 ausdrücklich dagegen, die wahrſcheinliche Hypotheſe zur Gewiſsheit erheben zu wollen, da es ihm genüge, die Möglichkeit gezeigt zu haben, dafs die Samaritaner zu dieſer oder zu einer frühern Zeit den Pentateuch von den Juden erhalten *konnten*. Hr. *K.* geſteht zu, dafs dieſe Meinung unter allen ihren Schweſtern der Wahrheit am meiſten „ähnele", allein dieſes beweiſe auch bloſs, wie ſehr der Schein trüge. Um alles zu thun, was man von einem Gegner verlangen könne, bringt Hr. *K.* zuvor ſelbſt noch einige Gründe für die Hypotheſe bey („giebt Hr. *de W.* Waffen in die Hände"), um ſie dann deſto kräftiger für immer niederzuſchlagen. Wir ziehen ſeine hauptſächlichſten *Einwendungen* heraus, auf welche ſich zum Theil noch ganz befriedigend antworten laſſen dürfte. 1. Warum er, wenn der Uebergang ſo ſpät geſchah, nicht auch andere Bücher mitgenommen habe? Ziemlich gut hat darauf ſchon *Michaelis* (Einleit. in das A. T. S. 324) geantwortet, vgl. *Walton* Prolegg. XI, 9. Wie häufig iſt es, dafs eine häretiſche Partey nur gewiſſe heilige Bücher anerkennt, wenn gleich bey ihrem Entſtehen die andern ſchon eben ſo gut vorhanden waren? Uebrigens braucht man mit Hn. *K.* (S. 72) auch dieſen Umſtand gar nicht für planmäſsig angelegt zu halten. Der Beſitz eines Geſetzbuches war wohl auch bey dem tumultuariſch abgereiſten Prieſter zu erwarten, eben ſo bey den übrigen, die ihm folgten, aber nicht gerade der Beſitz der übrigen Theile des noch nicht geſchloſſenen Kanon. 2. Warum Joſephus dieſes nicht gemeldet? Weil es keinen wichtigen Gegenſtand hiſtoriſcher Aufmerkſamkeit abgab. 3. Manaſſe würde ſich ſelbſt durch die Geſetze 2 Moſ. 34, 16. 5 Moſ. 7, 3 das Urtheil geſprochen haben. Antw. Von einer Prieſtergeneration, welche ſich jetzt oder gewiſs bald darauf zu Gunſten des neu organiſirten Cultus ſo gewaltſame Veränderungen erlaubte, wie die berüchtigten Corruptionen 2 Moſ. 20, 18. 5 Moſ. 5, 21. 27, 4, iſt allerdings zu erwarten, dafs ſie ſich kein Gewiſſen gemacht haben würden, einer ſolchen Stelle zu Gunſten ihres Oberprieſters, falls er deſshalb angetaſtet worden wäre, eine andere Wendung zu geben. Falſche, nationale Auslegungen kamen ſehr viele bey den Samaritanern auf, z. B. die von *Silo* durch den (das Geſetz haſſenden) *Salomo*. Uebrigens waren ja vorzüglich nur die Prieſter im eigentlichen Beſitze des Civil- und Ritualcodex, und die Laien, die wohl nie ein eingehendes Studium aus heiligen und juridiſchen Schriften gemacht haben, erfuhren daraus gewöhnlich nur ſo viel, als die Prieſter für gut hielten. 4. Woher die Abweichung der Schrift? Dafs dieſes Argument ſo oft hat wiederholt werden können, iſt dem Rec. am unbegreiflichſten. Sollte der Gebrauch der ſamaritaniſchen Schrift beym hebräiſchen Pentateuch nothwendig auf eine ältere Zeit vor dem Exil zurückweiſen, wo dieſes die allgemein eingeführte Schrift war: ſo würde dieſes mit demſelben Rechte von den arabiſchen Schriften der Samaritaner behauptet werden können, welche ſie ebenfalls mit ihrem Nationalalphabete ſchreiben. Ohnehin wird ja niemand behaupten, dafs die *jetzige* ſamaritaniſche Schrift die vor dem Exil herrſchend geweſene ſey, wenn ſie auch ein Abkömmling derſelben wäre. Wie dunkel iſt aber die Geſchichte der Alphabete? — Dieſe Bemerkungen ſollen übrigens ſo wenig, als die *de Wette*'ſchen, auf eine Wirklichkeit jener Meinung dringen, ſondern nur Hn. *K.* zeigen, dafs jener Gelehrte noch keineswegs für abgefertigt zu achten ſey: dafs auch wirklich die vermuthliche Angabe jenes Zeitpunkts, da ihn einmal die Geſchichte verſchwiegen hat, wenigſtens paſſend ſey. Auf den voreiligen Schluſs, dafs ſich, da dieſer Zeitpunkt unzuläſſig ſey, überhaupt kein wahrſcheinlicher finden laſſe, als der Abfall der zehn Stämme, dürfen wir den Leſer nur aufmerkſam machen. Dafs der Pentateuch auf jeden Fall erſt nach dem Exil zu den Samaritanern übergehn konnte, dürfte ſich aus mehrern unbeſtreitbaren Bezügen deſſelben auf das Exil, die ſich in beiden Recenſionen finden, hinlänglich klar machen laſſen. Dafs Hr. *K.* die ſamaritaniſche Recenſion und die der LXX zum Grunde liegende aus einem „*vor*esraiſchen" (mithin ältern und doch wohl echtern) Exemplar, die jüdiſche Recenſion aber von Eſra's Bearbeitung ableitet, zeigt, dafs ihm der reſpective Charakter beider wenig bekannt ſeyn müſſe.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1813.

BIBLISCHE LITERATUR.

FREYBERG, b. Craz u. Gerlach: *Vorurtheilsfreye Würdigung der mosaischen Schriften — —* Von M. *Karl Gottfried Kelle*, u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Mit Nr. VII. *Ueber den Zustand des Religionscultus der Israeliten in Hinsicht auf die Gesetzgebung des Pentateuchs*, hängt unmittelbar zusammen: VIII. *Von den geschichtlichen Datis über den Religionscultus*, oder vielmehr macht die letztere Nummer bey *de Wette* nur einen untergeordneten Abschnitt aus. Schon *Pseudo-Otmar* und *Vater* hatten sehr glücklich darauf aufmerksam gemacht, wie sehr das in der Geschichte Gegebene in Rücksicht auf den Religionscultus hinter dem mosaischen Ideal zurückgeblieben sey; *de Wette* gab diesem Argumente dadurch noch mehr Ausdehnung, dass er die Zeugnisse der Chronik für einen herrschend gewesenen Levitismus entfernte, und stellt nun den in religiöser oder ritueller Rücksicht freyeren, einfachern, gesetzlosern Zustand, den die B. B. Samuels und der Könige schildern, mit den Foderungen des Pentateuchs zusammen. Hr. *K.* will zeigen, dass die Geschichte allerdings mit jener mosaischen Norm übereinstimme, „sofern eine solche vollkommene Uebereinstimmung überhaupt in dieser unvollkommenen Welt zu erwarten sey." Dieser Abschnitt ist unter allen in diesem ganzen Hefte dem Vf. am wenigsten gelungen, so voll ist er von Verdrehungen und Fehlgriffen, die namentlich anzuführen verdrieslich ist. Statt forschender Betrachtung der Sache selbst im Ganzen, überall kleinliche Mäkeleyen an Einzelnheiten. Dass keine Einheit des Ortes für den Götzendienst beobachtet worden sey, giebt Hr *K.* zu, allein diese sey auch nicht im Gesetz (3 Mos. 17, 3. 9. 5 Mos. 12) geboten, sondern gehe blos darauf, dass die einzelnen Israeliten nicht opfern sollten, wo sie wollten, was aber der Ausdruck 5 Mos. 12, 5. 14 nicht zulässt. Noch schlechter ist das chorographische Räsonnement S. 98, wornach die Priesterstadt Nob oder Nobe unmittelbar bey Silo gelegen haben, und nur eine dabey angesiedelte Priestercolonie gewesen seyn soll. Dieser Ort lag aber im Stamme Benjamin, und wie aus Jes. 10, 32 (vgl. die Ausleger dazu, und *Lightfoot* Opp. T. II. S. 202) erhellt, *äußerst* nahe bey Jerusalem. Silo, im Stamme Ephraim, war davon 20 bis 24 römische Meilen entfernt, auf deren Mitte ungefähr Bethel liegt. Man muss sehr dunkele topographische Kenntnisse haben, um sich so verwirren zu können. Hätte übrigens Hr. *K.* hier in das Original gesehn, so würde er schwerlich vor einer Verwechselung von Nobeh (נֹבֶה, נֹבָה) mit Nobah (נֹבַח) 4 Mos. 32, 42 gewarnt haben. — Dass David das Ephod trägt, opfert, das Volk segnet, sich völlig als Priesterkönig benimmt (2 Sam. 6), ist Hrn. *K.* gar nicht anstössig, „weil man kein positives Gesetz dagegen im Pentateuch anführen könne." War es auch nicht illegal (was Hr. *de W.* zu bemerken versäumt hat), dass des religiösen Davids Gattin einen Haus- und Orakelgötzen *Teraphim* besitzt, wie er nach der Genesis von der syrischen Familie Labans besessen, aber von Jakob mit andern götzendienerischen Gräueln vergraben wurde? Dass auch die Befragung durch das Ephod und dieses selbst etwas Götzendienerisches war, zeigen Richt. 8, 27. 17, 5. 18, 14 ff. Hos. 3, 4 deutlich. Weil gegen die Sache selbst so wenig mit Grund eingewandt werden konnte, ereifert sich der Vf. denn häufig über Nebendinge, z. B. dass *de W.* der davidischen Grausamkeit (2 Sam. 21) und seines Verbrechens mit Bathseba mit Rüge gedenke, und nennt ihn deshalb einen Bibelspötter. Will etwa Hrn. *K's* Moral diese Handlungen in Schutz nehmen? — Als wirklich berichtigend bezeichnen wir die Bemerkung S. 101, dass wenn dem David und Salomo nur zwey Priester zugeschrieben werden, diese mit grosser Wahrscheinlichkeit für Oberpriester zu nehmen sind, da schon 1 Sam. 18, 22 unter Saul eine grosse Menge von Priestern genannt werden. Wir müssen übrigens nochmals auf die schon bey Nr. II gemachte Bemerkung beweisen. — Bey *de Wette* folgt jetzt *eine Anwendung jener Resultate auf die innere Kritik des Pentateuchs*, namentlich die gar nicht neue Behauptung, dass der künstliche Bau der Stiftshütte, und die vielfachen Opfer- und Ceremoniengesetze keinesweges in der Ausdehnung, wie sie im Pentateuch beschrieben werden, als wirklich im mosaischen Zeitalter existirend angenommen werden können. Unser Apologet vertheidigt dagegen Nr. IX. X. die historische Auffassung, und sucht die Schwierigkeiten auf dieselbe unbefriedigende Weise zu heben, wie dieses schon längst von ältern Erklärern geschehn ist. Wenn auf die Analogieen von *Lykurg* und *Numa* provocirt wird, um zu zeigen, dass ein zusammengesetztes Ceremoniel wohl öfter *mit einem Male* durch einen religiösen Gesetzgeber eingeführt worden sey, so möchte namentlich wohl die letzte gerade gegen den Vf. sprechen: denn hier haben es längst scharfsichtige Geschichtsforscher bemerkt und durchgeführt, dass viele erst nachmals mehr ausgebildete religiöse Anstalten von den römischen Historikern auf diesen Stifter des römischen Cultus zurückgeführt wurden, wovon ihm höchstens die *prima flamina* wirklich historisch angehören. Darin müs-

Digitized by Google

müſſen wir übrigens Hn. *K.* beypflichten, wenn er Abſchn. XI, auf die Auswahl des Stammes Levi als eine moſaiſche Einrichtung dringt. Die ganze Einrichtung greift zu tief in die ganze Verfaſſung ein; und wer wäre wohl ſpäterhin im Stande geweſen, dieſem Stamme jenes Privilegium zu verſchaffen, wenn er daſſelbe nicht urſprünglich vom Geſetzgeber empfangen hätte? Uebrigens hat dieſes *de Wette* in ſeinen überhaupt nur kurz hingeworfenen Aeuſserungen wohl nicht eigentlich leugnen wollen. Auf der andern Seite iſt aber das klar, daſs das bedeutendere Anſehen der Prieſter erſt ſpäter emporkam, und eine eigentliche Hierarchie erſt mit und nach dem Exile durch die jetzt ſich bildende ſteife Anhänglichkeit an den Jehovadienſt entſtand. Es folgt XII. *eine Apologie für die moſaiſche Urſprünglichkeit des 5 B. Moſe, nebſt Prüfung der de Wette'ſchen Gründe für eine ſpätere Abfaſſung deſſelben.* Schon *Vater* machte auf die Verſchiedenheit dieſes Buchs von den früheren aufmerkſam, und *de Wette* beſtimmte den Charakter dieſer Verſchiedenheit nur näher, indem er auf den eigenthümlichen, den prophetiſchen Reden ähnlichen Ton, den correctoriſchen *ſpätern* Charakter der Geſetzgebung und die Ueberarbeitungen früherer Stücke aufmerkſam machte. Hr. *K.* glaubt dieſes alles mit dem einzigen Grunde abzufertigen, daſs ein ſpäterer Vf., dem nothwendig die erſten 4 Bücher bekannt ſeyn muſsten, die offenbaren Abweichungen von denſelben vermieden haben würde. Er will alſo „einſt" das Räthſel beſſer löſen. Hier werden nur Einwendungen gegen die nichtmoſaiſche Abfaſſung gemacht, oder vielmehr wird die Anſicht älterer Gelehrten von dieſem Buche wiederholt. Die ermahnende Sprache wird aus der Stimmung des von ſeinem Volke ſcheidenden Vaters erklärt; die „vorgeblich" ſpätere Diction ſoll einſt Stück vor Stück beleuchtet werden; der ſpätere correctoriſche Charakter der Geſetzgebung wird bloſs inſofern zugegeben, als vom Sinai an bis zur bevorſtehenden Beſitznahme von Canaan neue Verhältniſſe eingetreten waren. Das Geſetz über wahre und falſche Propheten ſey in Bezug auf Bileam gegeben; das Königsgeſetz durch die vielen kleinen Könige veranlaſst, in deren Nähe ſich die Iſraeliten befanden, durch deren Beyſpiel dem Geſetzgeber der Gedanke nahe genug gelegt wurde, daſs auch Iſrael einſt einen König bekommen könne; das Geſetz der Eheſcheidung ſey „bloſs eine Nachgiebigkeit, welche Moſe dem Volke wegen ſeines Herzens Härtigkeit" bewies u. ſ. w. Noch beſonders wird XIII. behauptet, daſs die Feſtgeſetze des 5 Buchs Moſe ohne Schwierigkeit von Moſe abgeleitet werden können. Hätte der Vf. nur die Analogie des übrigen Alterthums und die Entſtehungsgeſchichte ſolcher heiligen Gebräuche zu Hülfe nehmen wollen, ſo würde er ſich mehrere ſeiner Anmerkungen erſpart haben.

Im *zweyten* Hefte gedachte Hr. *K.* anfangs zu dem zweyten Bändchen der *de Wette*'ſchen Beyträge überzugehn, und die dort aufgeſtellten Grundſätze über Geſchichte und Tradition zu prüfen; allein er unterlieſs es, da ihm dieſer Theil durch Hn. *D. Meyer* und zwey Recenſenten deſſelben ſchon hinlänglich abgefertigt zu ſeyn ſcheint. Die Leſer werden ſich über dieſen Verluſt beruhigen. Statt deſſen liefert dieſes Heft I. *eine Widerlegung der Mythenerklärung* (mythiſchen Erklärung) *bibliſcher Geſchichten überhaupt*, II. *die Deduction einer neuen Offenbarungstheorie*, als Rechtfertigung des Geſichtspunktes, nach welchem der Vf. die moſaiſchen Schriften durchzugehn gedenkt, mit Rückſicht auf die kleinen Flugſchriften, welche neuerlich über Supernaturalismus und Rationalismus gewechſelt worden ſind. Endlich III. *die Würdigung der beiden erſten Urkunden der Geneſis nach den vorher aufgeſtellten Principien.* Für den wirklich Vorurtheilsfreyen (nicht für einen, der ſich ſelbſt auf dem *Titel* eigner Schrift alſo *betitelt*) bedarf es nur einer Angabe der Hauptideen mit kurzen Andeutungen. Das Bibelſtudium, heiſst es im *erſten* Abſchnitt, wird durch die Mythenerklärung (ſo nennt der Vf. immerfort die mythiſche Auffaſſung der in der Bibel enthaltenen Begebenheiten) noch unſicherer und ſchwankender. Dieſs erhelle: *Erſtens* aus dem *Begriffe* der Mythen. Der Vf. vermiſst eine ſcharfe Beſtimmung deſſelben bey *Gabler* u. a. und beſtimmt ſie dann ſelbſt durch willkürlich dichteriſch behandelte Sagen ohne hiſtoriſche Glaubwürdigkeit. Gegen dieſe Beſtimmung möchte aber freylich viel einzuwenden ſeyn. Die dichteriſche Behandlung des Mythus iſt von ihm ſelbſt, wie er aus dem Munde des Volkes kommt, wohl zu unterſcheiden. Ferner iſt wenigſtens der hiſtoriſche Mythus gar nicht ohne geſchichtlichen Gehalt, nur iſt es ſchwer, das Geſchichtliche von dem Traditionellen und Poetiſchen zu trennen. Mit Recht ſchlieſst Hr. *K.* das Wunderbare von den nothwendigen Erforderniſſen eines Mythus aus, wenn er aber die Wunder der franzöſiſchen Janſeniſten dafür anführt, ſo vergiſst er, daſs Mythen nur in eine gewiſſe Periode eines Volkes gehören. Die Definition, welche *Bauer* (*Hermeneutica ſacra* S. 351) gröſstentheils mit *Heyne's* Worten gegeben hat, hätte ſchon manches Miſsverſtändniſs verhüten können. *Zweytens* beſtreitet der Vf. die jetzt gewöhnliche Eintheilung der Mythen als „weder richtig, noch vollſtändig, noch fruchtbar", weil ſelbſt Männer, wie *Eichhorn* und *Gabler*, nicht darüber einig wären, ob z. B. die Paradiesgeſchichte für einen hiſtoriſchen oder philoſophiſch-poetiſchen Mythus zu halten ſey. Dieſe Ungewiſsheit oder mögliche Verſchiedenheit der Anſicht im Einzelnen liegt aber in der Natur der Sache, weil der poetiſche Mythus ſo häufig eine vollkommene hiſtoriſche Geſtalt gewonnen hat. Auch in der altgriechiſchen Sagengeſchichte muſs der Forſcher häufig ungewiſs bleiben, ob von einer vorgefundenen Sage irgend etwas, und wieviel der Geſchichte, wieviel der Tradition und Poeſie zukomme; allein wer wird deſshalb den Weg ergreifen, dieſes alles für buchſtäbliche Wahrheit zu nehmen, wiewohl dieſs bequemer wäre, und vieler läſtigen Forſchungen überheben würde. Viele treffende Bemerkungen darüber finden wir in *Buttmann's* Vorleſung über den Mythus vom Herakles (Berlin 1810). Rec. hält viele S. 34—68 gemachte Einwendun-

Digitized by Google

dungen gegen die Auffaſſung der Paradiesgeſchichte als eines *hiſtoriſchen* Mythus für gegründet, iſt aber weit entfernt, deſshalb in des Vfs. Vorſtellungen davon einzugehen. Ohne unſer Erinnern ſieht übrigens der Leſer, daſs dieſer ganze ſogenannte Grund gegen die mythiſche Auffaſſung gar keiner oder ungefähr derſelbe ſey, womit die römiſche Kirche, um der Ungewiſsheit der Bibelerklärung ein Ende zu machen, auf die Vulgata verwies. Auch beſinnt ſich Hr. *K.* ſelbſt, wenn es darauf heiſst: „doch wie man zu ſagen pflegt, *fiat juſtitia et pereat mundus*, ſo könnte man wohl auch ſagen: es geſchehe der Vernunft ihr Recht, mag zweifelhaft werden, was da will. Wir wollen auch dagegen nichts einwenden.“ Er läſst daher *drittens* den Beweis folgen, daſs die hiſtoriſche, und öfters ſelbſt die buchſtäbliche Erklärung bibliſcher Erzählungen der Vernunft gemäſser ſey, als die Mythenerklärung. Er beſteht aus vier Gründen. 1) die mythiſche Erklärung entbehre eines hinreichenden Grundes, denn die Analogie der andern Völkergeſchichte, auf welche man ſich berufe, ſey hier nicht anzuwenden; das jüdiſche Volk ſey wegen ſeines Monotheismus das einzige in ſeiner Art; die Religion dieſes Volkes, origineller, edler und vernünftiger, als alle übrigen, verlange auch ganz eigene originelle Beurtheilung. Man bemerkt leicht, daſs der Vf. hier den Begriff von Mythus viel zu eng faſst, indem er ihn bloſs vom Polytheismus („der Abgötterey“) abhängig macht. Warum nicht auch ein monotheiſtiſches Volk ſeine älteſte Geſchichte ſolle in Mythen einhüllen können, iſt nicht gezeigt worden. Daſs Charakter und Inhalt dieſer Mythen vom Charakter und Inhalt der Mythen anderer Völker in dem Grade verſchieden ſeyn müſſen, als überhaupt die Charaktere dieſer Völker abweichen, verſteht ſich von ſelbſt, macht aber deſshalb die Exiſtenz jener nicht zweifelhaft. Die übrigen Gründe für die buchſtäbliche Auffaſſung ſind 2) daſs man nichts zu erdenken brauche, um ſie wahrſcheinlich zu machen; 3) daſs man bey ihr die Worte gelten laſſen könne, was ſie gelten; 4) daſs man durch ſie den Sinn, den der Vf. mit ſeiner Erzählung verband, am ſicherſten treffe. Die Beweiſe dafür hat der Vf. zuſammengefaſst, indem er die Paradiesgeſchichte gegen *Gabler's* mythiſche Auffaſſung rein hiſtoriſch erläutert. Schon aus den Rubriken ſehn die kundigen Leſer, daſs ſie nichts verlieren, wenn wir uns hier nichts Einzelnes ausziehen. — Die neue *Offenbarungstheorie* des Vfs., welche im *zweyten* Abſchnitte dieſes Heftes dargelegt wird, geht von dem Satze aus: „des Menſchen Vernunft kann nur durch Sprache von aufsen erweckt werden, „und folgert daraus,“ Gott müſſe wenigſtens den erſten Menſchen ſich wörtlich offenbart haben, ſie durch Worte aus dem Zuſtande thieriſcher Gedankenloſigkeit in den Zuſtand denkender Menſchen verſetzt haben.“ Er beruft ſich dabey theils auf Gründe *a priori* aus der ſinnlichen und geiſtigen Natur des Menſchen (deren Trennung ihn zu argen Fehlſchlüſſen verleitet), theils *a poſteriori*, z. B. auf unſere Kinder, deren Vernunft die Aeltern erſt durch Worte wecken müſſen. Das πρωτον ψευδος des Vf., die Vorausſetzung, daſs der Menſch nicht im Stande ſey, ſich durch bloſse Sinneneindrücke von Aufsen zum Denken zu erheben, und durchaus eines Unterrichts durch Worte bedürfe, mag er vor dem Pſychologen, gegen deſſen Wiſſenſchaft er ſich öfters ſtark verſündigt hat, verantworten. Wir dürfen unſere Leſer nur auf das einzige Beyſpiel der Taubgebornen aufmerkſam machen, die wohl nur Hr. *K.* (S. 93), voll Eingenommenheit für ſein Paradoxon, gedankenlos, höchſtens mit einer gewiſſen thieriſchen Liſt und Verſchlagenheit begabt, ohne Nachdenken und Ueberlegung nennen wird. — Wir haben jetzt nur noch anzuführen, welcher Gebrauch von dieſem Grundprincipe gemacht werde. Von der Nothwendigkeit und Unläugbarkeit einer urſprünglichen Offenbarung wird nämlich auf die Möglichkeit einer jeden andern geſchloſſen, und es komme dann nur bey jeder einzelnen bibliſchen Offenbarung darauf an, durch hiſtoriſche und moraliſche Beweiſe die Zuläſſigkeit derſelben zu erweiſen. Indem wir es den Dogmatikern überlaſſen, mit dieſer neuen Anſicht zu ſchalten, wenden wir uns wiederum zu dem letzten *kritiſchen* Theile unſerer Schrift, worin die ausführlichere Würdigung der moſaiſchen Schriften begonnen wird. Bisher war an den hiſtoriſch-kritiſchen Anſichten anderer gerüttelt worden, jetzt werden neue Hypotheſen aufgebaut. Der Vf. geſteht, daſs die (höhere) Kritik in den moſaiſchen Schriften noch viel zu thun habe, daſs man aber durch folgende ſehr einfache noch nicht gebrauchte Hypotheſe ziemlich aufs Reine kommen dürfte, nämlich: *daſs in den moſaiſchen Büchern nicht, wie man bisher geglaubt hat, mehrere Urkunden über dieſelbe Begebenheit zuſammengeſtellt und ineinander geſchoben, ſondern daſs die ſchriftlichen Urkunden, welche vorhanden waren, nach der Tradition überarbeitet und erweitert worden ſeyn.* Die weitere Ausführung der Hypotheſe enthält erſt das dritte Heft, da die Tradition ſich erſt nach 1 Moſ. 1—3 merklich von den ſchriftlichen Urkunden unterſcheiden ſoll. Dieſe 3 Kapp. werden noch hier behandelt. Die Reſultate der Bemerkungen des Vfs. mögen hier als Probe ſtehn, wie er ſeine Grundſätze angewandt hat. Beide Urkunden, heiſst es, mögen vormoſaiſch ſeyn, ſind aber von Moſe überarbeitet: ſie widerſprechen ſich nicht, ſind weder Philoſopheme noch Gedichte, ſondern werden nur dadurch klar, daſs man ſie für „göttliche Worte, mit menſchlicher Zunge ausgeſprochen, göttliche Thaten mit menſchlichem Auge betrachtet“ hält. Die *erſte* Urkunde iſt zwar ein *Geſang*, aber deſswegen noch kein *Gedicht* (wir glaubten immer, daſs es ſich umgekehrt verhalte), die *Geſchichte* der alten Welt ward am beſten in Liedern aufbewahrt. Von dem Urgeſange hat man die Ueberarbeitung, die Eintheilung in Tagewerke, zu ſondern, welche von Moſe herrühren mag. Die zweyte Urkunde iſt um etwas jünger, und trägt keine ſo ſichere Spuren von Ueberarbeitung. — Es folgt eine Ueberſetzung, welcher ſehr gewaltſame und willkürliche kritiſche Operationen („wir ſind noch weiter

Digitized by Google

gegangen, als *Gabler* und *Pott*") zum Grunde liegen, Einſchiebſel, Auslaſſungen u. dgl., auch giebt hier und da eine Note eine philologiſche Erläuterung. So ſoll z. B. נקעץ nichts anders als *den Luftraum*, תולדות 2, 5 *Beſchaffenheit* bedeuten: „*Beſchaffenheit* des Himmels und der Erde, *als ſie nur erſt* (בהבראם) geſchaffen waren." Erlaubte ſich ein anderer Kritiker, dem Hr. *K.* nicht hold iſt, Operationen jener Art, ſo würde ein Zetergeſchrey nicht ausbleiben. Ihm iſt dergleichen erlaubt, was auch die Geſetze geſunder Kritik dagegen einwenden dürften.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

NATURGESCHICHTE.

Glogau, in d. neuen Günther. Buchh.: *Die Säugethiere.* Ein naturhiſtoriſches Bilderbuch für die wiſsbegierige Jugend. Mit 27 fein illuminirten Kupfertafeln, worauf ſich 100 Abbildungen befinden. (Ohne Jahrszahl in der Mich. Meſſe 1812 erſchienen.) 54 S. 4. (2 Rthlr.)

Dieſs Bilderbuch giebt eine unterhaltende Lectüre zur Kenntniſs des Menſchen und der Säugethiere für Knaben und Mädchen. Es geht voran ein ſyſtematiſches Verzeichniſs der beſchriebenen und abgebildeten Säugethiere nach *Blumenbach*. Die Kupfertafeln ſind gut geſtochen, aber mehrere ſchlecht illuminirt; ſo iſt z. B. der Hamſter in Rec. Exemplar ganz ſchwarz ausgemalt. Voran geht die Beſchreibung des Menſchen, der auch nach ſeinem Geſchlecht und ſeinen verſchiedenen Altersperioden ſeine Abbildung erhalten hat. Um dem Leſer zu zeigen, wie der Vf. ſeinen Gegenſtand behandelt, mögen hier folgende Beyſpiele ſtehen. S. 6. Taf. III. Nr. 4. „Die *Großmutter* ſitzt hier mit ruhigem, ſanftem, in ſich gekehrtem Blick auf dem weich gepolſterten Lehnſtuhl. Man ſieht keine der verdrieſslichen Falten auf ihrem Geſichte. Auch im Alter noch nützlich lieſet ſie mit freundlich liebevoller Miene ihren Enkelkindern eine der Kinderſchriften vor, und lehrt ſie fromm und tugendhaft ſeyn; ſagt ihnen, daſs ſie froh und glücklich ſeyn würden, wenn ſie ihr junges Herz ſchon früh zur Gottesfurcht gewöhnen wollten. Wie angenehm dieſe Unterhaltung den Kleinen ſeyn müſſe, läſst ſich aus der äuſserſten Aufmerkſamkeit des älteſten Mädchens und dem neben der würdigen Alten ſitzenden Knaben ſchlieſsen, der mit Schreiben inne hält, und ganz Aug und Ohr zu ſeyn ſcheint, während die vor ihr ſitzenden kleinen Geſchwiſter ſich gegenſeitige Beweiſe von Liebe geben." S. 25. „Der *Dachs. Urſus Meles. Le Blaireau proprement dit.* Taf. XIII. Nr. 1. iſt in der gemäſsigten Zone der alten und der neuen Welt einheimiſch, und wenn er auch kleiner als der Bär iſt, denn er hat nur 2½ Fuſs Länge und 4 Zoll (?) Höhe, ſo hat er doch mit dieſem faſt einerley Lebensart. Der Dachs ſchläft auch, wie der Bär, den ganzen Winter über, nur mit dem Unterſchiede, daſs dieſer über und jener unter der Erde in beſondern Höhlen liegt und dieſen Zeitraum ohne Nahrung zubringt. Die Nahrung ſelbſt beſteht in allerley Früchten und Fleiſch von Mäuſen, Kaninchen, jungen Haſen und Schweinen (!). Im Fall der Noth friſst er auch Aas. Der länglich runde Kopf endigt ſich in eine ſpitzige Schnauze. Die kurzen Ohren liegen unter den Haaren verſteckt. Der obere Theil iſt grau und ſchwarz melirt; der untere ganz ſchwarz. Ueber die Augen läuft ein ſchwarzer Streifen. Ueber dem After iſt eine Oeffnung, aus welcher eine fettige ſtinkende Flüſſigkeit hervorſchwitzt." Man ſieht wohl, daſs dieſs Buch mehr zur Unterhaltung als zur eigentlichen naturhiſtoriſchen Belehrung geſchrieben iſt.

TECHNOLOGIE.

Berlin, b. Maurer: *Anleitung zur Kenntniſs und Beurtheilung der wichtigſten Operationen in der Bierbrauerey und Brantweinbrennerey.* Auf Befehl der höhern Verwaltungsbehörden ausgearbeitet von *J. Fr. Dorn.* Nebſt Vorbericht und Bemerkungen vom Geh. R. *Hermbſtädt.* Mit 2 Kpfrt. 1811. 66 S. 8. (12 Gr.)

Dieſe wohlgerathene Arbeit eines jungen Mannes und Schülers vom Vorredner iſt zunächſt für die Königl. Preuſsiſchen Steuerofficianten beſtimmt, welche ſich praktiſche Kenntniſſe von beiden Fabricationen zu verſchaffen wünſchen, ſo wie ſie zu ihrem Behufe erforderlich ſind. Es ſind daher in zwey Abtheilungen die Hauptarbeiten der Bierbrauerey S. 1 — 20 und der Brantweinbrennerey aus Roggen und Kartoffeln S. 21 — 50 kurz und deutlich beſchrieben und erklärt. Nicht eigentlich war wohl hier der Ort, techniſche Verbeſſerungen anzugeben, und, wie der Vf. thut, nur die anerkannt beſte Form der Geräthſchaften zu beſchreiben; ſondern es kam auf die Kenntniſs der hie und da gewöhnlichen Formen an. Wiewohl Rec. für ſeinen Theil die Beſchreibung des von Herrn D. *Hermbſtädt* verbeſſerten *Geddaiſchen Refrigerators*, der auf den Kupfertafeln gut dargeſtellt iſt, mit Vergnügen geleſen hat, und gern diejenigen, für die ſie gehört, darauf aufmerkſam macht, ſo muſs er doch bemerken, daſs ſie eigentlich hier am unrechten Platze ſteht. Den Steuerofficianten würde vorzüglich mit erfahrungsmäſsigen Tabellen über den füllbaren oder totalen Inhalt der Blaſen bey dieſen und jenen Dimenſionen gedient geweſen ſeyn. Die S. 51 f. angehängten Bemerkungen des Vorredners betreffen die Schwierigkeiten, welche die Einführung des Blaſenzinſes in den Königl. Preuſs. Staaten fand und haben für Steuerofficianten hiſtoriſchen Werth.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1813.

BIBLISCHE LITERATUR.

FREYBERG, b. Craz u. Gerlach: *Vorurtheilsfreye Würdigung der moſaiſchen Schriften*, — — Von *Karl Gottfried Kelle*, u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Für den verhältnifsmäfsig gelungenſten Abſchnitt des ganzen Werkes gilt Rec. die Einleitung zum *dritten* Hefte (S. I—XLVIII), worin die oben erwähnte Hypotheſe, dafs der Geneſis eine einzige zuſammenhängende, aber ſtark interpolirte Urſchrift zum Grunde liege, ausgeführt wird. Schon die Inhaltsanzeige des Titels erregte des Rec. Aufmerkſamkeit, da ſeine Vorſtellung von dieſem Buche ſich faſt in denſelben Ausdrücken zuſammenfaſſen lieſse. Nach Durchleſung dieſer Deduction geſteht er, den Grundſatz, von welchem dieſelbe ausgeht, allerdings treffend gefunden zu haben, nur gegen die Art, wie derſelbe nachmals angewandt wird, dürfte Vieles, und mit Grund, eingewandt werden. Wir gehen die Hauptmomente durch. Unbefriedigt von den Urkundenhypotheſen erklärte *Vater*, ohne ſich auf etwas Weiteres einzulaſſen, die Geneſis für eine Reihe zuſammengetragener Fragmente. Hr. *K.* fragt hier nicht mit Unrecht: „Fragmente? von welchem Ganzen? Ohne Zweifel hat *Vater* an verloren gegangene Schriften gedacht; nun aber fragt ſichs, ob dieſe Reſte nicht vielleicht von Einem und demſelben Ganzen übrig geblieben ſind.“ „*Vater* giebt nur ſo viel zu, dafs *manche* Einen Verfaſſer haben *könnten*. Die meiſten wären demnach von verſchiedenen Verfaſſern. Nun ſo müſsten denn *viele* Schriftſteller über die Zeit, welche unſere Geneſis durchläuft, geſchrieben haben, und zwar im grauen Alterthume, da von ihren Schriften ſchon bey Abfaſſung der Geneſis nur Bruchſtücke noch vorhanden geweſen wären. Und ſonderbar genug, dieſe Bruchſtücke wären doch immer paſſend genug geweſen, eine ziemlich fortlaufende Geſchichte herzuſtellen; und hätten auch alle glücklicher Weiſe ſich zuſammengefunden. Das ſind doch wohl ſehr unwahrſcheinliche Vorausſetzungen. Doch geſetzt auch, man wollte den Ausdruck *Fragmente* nicht ſo ſtreng nehmen, und darunter vielmehr hie und da zuſammengeraffte (?) Nachrichten verſtehn, ſo wäre es doch immer ganz unerklärlich, wie dergleichen Nachrichten in ſo offenbarer Beziehung auf einander ſtehn könnten, als ſie doch wirklich ſtehn.“ Rec. geſteht, dafs ihn ſtets ähnliche Betrachtungen veranlaſst haben, ſich mit der ganz allgemein ausgeſprochenen Annahme von Fragmenten (nach *Vater*) nicht zu begnügen. Da der gröſste Theil der Geneſis uns jetzt als ein Ganzes gegeben iſt, welchem eine gewiſſe Einheit des Tons und Charakters, ſo wie wechſelſeitige Beziehungen (ſo viel man deren überhaupt erwarten darf), nicht abzuſprechen ſeyn dürften, ſo hat es Rec. immer lieber als ſolches auffaſſen, als die Aufmerkſamkeit zu ſehr auf die mögliche Entſtehungsweiſe dieſes Ganzen richten wollen. Von dieſem, ein hiſtoriſches Ganzes darſtellenden, Fond der Geneſis würde dann Rec. vornehmlich nur die zweyte Schöpfungsurkunde (mit Jehova Elohim), die Einſchaltungen mit Jehova in der Sündfluthgeſchichte und einiges Andere ausſchlieſsen. Bey jenem Ganzen mögen nun theils ſchriftliche Urkunden, theils Traditionen zum Grunde liegen, oder vielmehr iſt es gewifs der Fall, allein alles dieſes iſt offenbar zu einer gewiſſen Einheit *verarbeitet* (an ſo mechaniſche Ineinanderſchiebung, als die Urkundenhypotheſe vorausſetzt, kann Rec. nicht glauben), und es ſcheint ihm fruchtbarer, dieſe zu beachten, als die kaum mögliche Beſtimmung, was und wie viel der Sammler davon aus ſchriftlicher, wie viel aus mündlicher Tradition nahm u. ſ. w., wiewohl jedem Unterſuchungen dieſer Art unbenommen bleiben müſſen. Jetzt zurück zu Hn. *Kelle*, welcher in der Annahme von Einſchaltungen theils weiter geht, als Rec. zugeben kann, theils ſich von andern Kriterien leiten läſst. Er unterſcheidet (S. XVIII) *offenbare* und *verſteckte* Einſchaltungen. Zu den offenbaren rechnet er Stellen, wie Kap. 7, 6. 9, 28. 29. Kap. 38. 20, 18 („eine bloſse Gloſſe“?). Von dieſen wird weiter geſchloſſen: was Einmal geſchehen ſey, könne es öfter ſeyn, auch wo dieſes nicht gleich ſehr am Tage liege, und dann hinzugeſetzt: „Ja *können*, wird Hr. *Vater* ſagen, allein *müſſen* ſie auch? Allerdings iſt das ein groſser Unterſchied. Aber mufs man nicht Urkunden, in welchen auch nur einmal etwas Unechtes ſich fand, mit der gröſsten Strenge prüfen, und jedes Wort von ihnen beſehn, ob es echt oder unecht ſey? Und geht man wohl zu weit, wenn man in denſelben alles, was nur *einigermafsen verdächtig* iſt, ſo lange für *unecht* erklärt, bis ſeine *Echtheit* erwieſen iſt? (!) Wir glauben daher ganz conſequent und ganz gerecht zu handeln, wenn wir wegen erwieſener Einſchaltungen auch ſolche Stellen für eingeſchaltet erklären, welche *manchen Schein der Unechtheit* für ſich haben.“ Gegen einen ſo ausgedrückten kritiſchen Grundſatz müſsten auch wohl dem kühnſten Kritiker Bedenklichkeiten aufſtoſsen. Für einigermafsen verdächtig läſst ſich Vieles erklären, ein *Schein* der Unechtheit läſst ſich, beſonders wenn der Kritiker ſich von individuel-

Digitized by Google

duellen, zum Theil irregeleiteten Gefühlen lenken läſst, für Vieles auffinden; und was für *Beweiſe* der Echtheit verſteht denn hier der Vf.? Bey dem Vf. ſind uns ſolche Grundſätze um ſo auffallender, da ſie mit früheren Aeuſserungen deſſelben, z. B. denen über die Inſchriften der Pſalmen gegen *de Wette* ſchlecht zuſammenſtimmen. Bey dem letztern würde Hr. *K.* einen ſolchen Grundſatz nicht dulden, er würde ihm auf Anſchläge gegen die Bibel und das Chriſtenthum zu deuten ſcheinen. Die Verdachtsgründe des Vfs., welche ihm auf *Einſchaltung* oder *Unechtheit* zu führen ſcheinen (er braucht beide Ausdrücke von derſelben Sache, von nicht-moſaiſchen Einſchiebſeln) ſind nun im Allgemeinen folgende. Verdächtig ſind ihm 1) *alle chronologiſche Beſtimmungen der Geneſis*, weil ſie mit den offenbar eingeſchalteten Geſchlechtsregiſtern Kap. 5 und 11 zuſammenträfen," (ähnlich, nur aus einem andern Grunde, *Buttmann* über den Mythus der Sündfluth S. 17 ff.); 2) genaue Beſtimmungen nach Maaſs und Gewicht; 3) geographiſche Erläuterungen und Notizen; 4) abweichende Genealogieen, z. B. Kap. 36; 5) u. 6) überhaupt ähnliche, aber abweichende Berichte, z. B. die drey Erzählungen, daſs Abraham und Iſaak ihr Weib für ihre Schweſter ausgegeben; 7) der verſchiedenartige Vortrag derſelben Sache, z. B. Kap. 6, 13—22. vgl. 7, 1—5. 11, 29—32. vgl. 12, 1—15; 8) Ungleichheit des Stils. Dahin gehören auch 9) die hyperboliſchen und gedehnten Bilder, welche 13, 16. 15, 5. 18—21. 16, 10. 26, 4. 22, 17. vgl. 17, 2. 6. 20. 28, 3. 4. 35, 11 vorkommen, und welche einen Nachahmer verrathen, der ſein Muſter übertreffen will. (Wieſs nicht Hr. *K.* denſelben Grund zurück, als ihn *de Wette* gegen das Deuteronomium aufſtellte?); 10) manche frommſcheinende Gloſſe unaufgeklärter Frömmigkeit, z. B. 29, 32—35. 39, 2. 3. 5. 21. 23. (Welch' einen Unterſchied macht Hr. *K.* zwiſchen unaufgeklärter Frömmigkeit und Frömmeley, die er in einzelnen Aeuſserungen des Deut. gefunden zu haben Hn. *de Wette* für Ketzerey anrechnet? Dort war die Bemerkung übrigens mehr an ihrer Stelle, als hier.) In Fällen, wo einerley zwey Mal geſagt wird, wird die doppelte Regel geltend gemacht: das Ausgeſchmückte iſt verdächtiger, als das Einfache, und das Eingeſchaltete immer aus irgend einer Nebenabſicht eingeſchaltet. Die Ueberarbeitung nach ſpätern, meiſtentheils bloſs mündlichen Traditionen wird dem Moſe zugeſchrieben, *dann* aber möge ſonſt noch manches „Flickwerk hinzugekommen ſeyn, welches man einem vernünftigen Schriftſteller ſo wenig zutrauen dürfte, als einem vernünftigen Erbauer eines Hauſes manche Verſtöſse gegen die Baukunſt, die ein ſpäterer Beſitzer ſich erlaubte." Zuletzt werden noch Verſuche gemacht, zu beſtimmen, was der überarbeitende Moſe aus ſchriftlichen oder mündlichen Quellen genommen haben möge. — Der Leſer ſieht leicht aus den angegebenen Reſultaten, daſs in *dieſer* Art der Deduction eine Menge „*Vielleichts*, *Höchſt wahrſcheinlich*, *es ſcheint*" vorkommen müſſen, die Hr. *K.* ſonſt nicht gern duldet; und obendrein in Verbindungen, wo ein „*höchſt unwahrſcheinlich, gewiſs nicht*" mehr an ſeiner Stelle wäre. Der Raum erlaubt uns nicht, hier überall ins Einzelne zu gehn, da wir den Leſer, der zu urtheilen vermag, überhaupt an das Buch ſelbſt verweiſen müſſen. Nur das erinnern wir noch, daſs demjenigen Theologen, der ſich die moſaiſchen Schriften als eine Quelle geoffenbarter Religion nicht nehmen laſſen will, Hn. *K's* gewaltſame kritiſche Scheidekünſteleyen nicht minder gefährlich ſeyn dürften, als die Behauptungen der von ihm verketzerten Partey. Seinem Gefühle zufolge, welches natürlich hier eine groſse Rolle ſpielt, (und wer wollte Hn. *K.* das Recht ſtreitig machen, dieſes in Unterſuchungen dieſer Art zu Rathe zu ziehn?) erklärt er gegen die Hälfte jener Bücher für unechte Einſchaltungen, zum Theil für Flickwerk, unwürdig eines verſtändigen Schriftſtellers. Wie, wenn andere durch *ihr* Gefühl geleitet noch etwas weiter gingen? Den ſo auffallenden Unterſchied zwiſchen dem *urſprünglich Göttlichen*, und den *untergeſchobenen menſchlichen* Beſtandtheilen, und befriedigende Kriterien dieſer ſo äuſserſt heterogenen Theile anzugeben, dürfte Hn. *K.* ſehr ſchwer werden. Aber wir müſſen ihn dringend dazu auffordern, damit ſeine Trennung des Göttlichen und Menſchlichen in der Schrift (ein Geſchäft, deſſen Wichtigkeit gar nicht hoch genug angeſchlagen werden könnte) nicht jedem Verſtändigen als ein Spiel der Willkür und eitle Thorheit erſcheinen. Denn mit der Erklärung des Vfs. (S. XLVIII), daſs ſeine Behauptungen nicht etwa Eingebungen der Wunderſcheu, oder der moraliſchen Delicateſſe, ſondern die Reſultate *wahrer Kritik* ſeyn, dürften ſich höchſtens einige ſchwache Bewunderer unſeres Kritikers begnügen. — Der noch übrige Theil des dritten Heftes geht 1 Moſ. 4—11 ſo durch, daſs bey einem jeden Abſchnitte von deſſen Echtheit oder Unechtheit, Alter, Tendenz und religiöſem Werthe gehandelt, und zugleich meiſtens eine Ueberſetzung nebſt Bemerkungen über die gewählten Erklärungen hinzugefügt wird, welche beſonders bey Kap. 10 reichlich ſind. Da man den Vf. in den vorigen mehr als Kritiker, Hiſtoriker und Religionsphiloſophen auftreten ſah, mag hier vorzüglich auf ſeine exegetiſchen Bemerkungen Rückſicht genommen werden. Zunächſt Kap. 4: *Kains Brudermord* („handſchriftliche Einſchaltung"). V. 1 wird überſetzt: *nächſt Jehoven* bin ich im Beſitz eines Mannes. V. 3 מִקֵּץ יָמִים in den letzten Tagen „das war wohl im grauen Alterthume nichts anders, als die Tage des Reifens und Verblühens." V. 20 21: der *Schutzgott* der Zelthewohner und Heerden — der *Schutzgott* aller Harfen und Citherſpieler. Daſs אָב für Schutzgott ſtehe, wird aus Jer. 2, 27 bewieſen, wo es aber ſo gut als in den Parallelſtellen Jeſ. 63, 16. 64, 7. 5 Moſ. 32, 7 Schöpfer bezeichnet. Es folgt das *Geſchlechtsregiſter der Sethiden* (Kap. 5. 7, 6. 9, 29. 11, 10—26), *ebenfalls handſchriftliche Einſchaltung*. Von den bekannten Hypotheſen über die hohen Lebensjahre der Patriarchen heifst es: *„Welcher Unſinn?* Anſtatt ſolche Hypotheſen weitläufig zu widerlegen,

Digitized by Google

derlegen, will ichs lieber verſuchen, eine nicht bloſs *erneute*, ſondern völlig *neue* Auflöſung zu geben, von welcher ich hoffen darf, daſs ſie jeden unparteyiſchen Prüfer *befriedigen* ſoll." Von Adam bis Abraham, ſagt Hr. *K.*, rechnete die in unſerer Urkunde enthaltene Tradition 20 Menſchenalter; da man auf ein Menſchenalter *hundert* Jahre rechnete (1 Moſ. 15, 16. vgl. 13), ſo giebt dieſes 2000 Jahr. Dieſen Zeitraum vertheilten die Genealogen ſo, daſs ſie gewiſſe traditionelle Nachrichten, z. B. bis auf welchen Deſcendenten jeder ſein Leben gebracht habe, und andere Combinationen benutzten. Hiernach frägt ſich z. B.: warum ſoll Adam gerade 930 Jahre alt geworden ſeyn? Antw. Die Tradition ſagte, daſs er bis zum achten Deſcendenten gelebt habe, *facit* 700 Jahre. Aber wie lange hatte er noch vor Seth's Erzeugung und nach des achten Deſcendenten Geburt gelebt? Hier nahm man ſeine Zuflucht zur Zahlbedeutung der Buchſtaben. אדם macht 45, aber man rechnete nur 44, weil man die dadurch entſtehende Eins am Ende (931) vermied. Dieſe 744 reichten aber noch nicht hin, man bedurfte noch eines Namens, nahm alſo den letzten Deſcendenten, den er erlebte, למך, zu Hülfe, oder vielmehr, weil er zwey Nachkommen dieſes Namens hatte, למך ולמך d. i. 186. Dieſes zu 744 macht 930. So ſehr es ekelt, ſolche *aegri ſomnia* abzuſchreiben, muſsten wir doch durch dieſes Beyſpiel bezeichnen, was Hr. *K.* unter befriedigenden Hypotheſen verſtehe. Er nennt die übrigen abſurd, und ſchreyt über Unſinn. Das Publicum wird auch für dieſe ihren Namen zu finden wiſſen. — Wir übergehn die Sage über die Götterſöhne und die Sündfluthgeſchichte, worin weniger Bemerkenswerthes vorkommt. Daſs die Tageberechnungen der Fluth mit Rückſicht auf das Lebensalter des Noah und die heiligen runden Zahlen (7, 40) gewählt ſeyn, wird man dem Vf. ohne Schwierigkeit zugeſtehn. Bey der Verfluchung Canaans wird wieder gegen *de Wette* polemiſirt, der in der Erzählung den Ausdruck des Nationalhaſſes gegen die Canaaniter las, und dabey die falſche Angabe wiederholt, daſs dieſer „bekanntermaſsen die Erdichtung des ganzen Pentateuchs unter dem Könige Joſias annähme." Der Vf. ſelbſt will die Anekdote hiſtoriſch gefaſst wiſſen. — Bey der ſehr ausführlich behandelten ethnographiſchen Urkunde (1 Moſ. 10) werden mehrere Grundſätze vorangeſchickt, die richtig und an ihrer Stelle, aber nicht neu ſind, z. B. daſs der Concipient alle ihm bekannte Völker aufführe, dieſe auf drey Hauptſtämme zurückführe, daſs jeder derſelben ſeinen eigenen Diſtrict habe, binnen welchem ſeine Tochtervölker zu ſuchen ſeyen u. ſ. w. Im Einzelnen folgt dann faſt durchgehends das Bekannte, nur über *Chittim* und *Tarſchiſch* hofft der Vf. ein Licht zu verbreiten, welches zugleich der alten Geographie überhaupt leuchten ſoll. Bey Tarſis geht er von dem Grundſatze aus, daſs es wegen der Ableitung von *Javan* eine *griechiſche* Völkerſchaft ſeyn müſſe. Er ſucht nach einer Namensähnlichkeit, und findet ſie — in dem theſſaliſchen Fluſſe Titareſius, Ilias 2, 751:

οἳ τ' ἀμφ' ἰμερτὸν Τιταρήσιον ἔργ' ἐνέμοντο κ. τ. λ.

Zwar leite man dieſen von dem Berge Titarus ab, aber beides könne von Tarſchiſch entſprungen ſeyn. Kurz Tarſis ſey Theſſalien. Dieſes Theſſalien paſſe nun freylich nicht für alle Stellen, worin Tarſis vorkommt, allein doch für Jeſ. 23, 1. 5. 66, 19. Ezech. 27, 12 u. a. An das *entfernte*, *barbariſche* Spanien könne man nicht denken, „weil der Handel nach Tarſis dafür viel zu groſs, viel zu allgemein geweſen ſey." Was iſt aber nun, frägt der Vf. weiter, mit den übrigen Stellen zu thun, als 1 Kön. 10, 22. 22, 49. 50. vgl. 9, 26. 2 Chron. 9, 21. 20, 35 — 37? Hier iſt ein anderes Tarſis gemeint, nicht die Antwort, gleichſam *Neu-Tarſis* in Indien, eine phöniziſche Colonie, welche die Phönizier ihrem berühmten theſſaliſchen Handelsorte zu Ehren ſo benannten, ſo wie ſie im perſiſchen Meerbuſen ein (Neu-) Tyrus, (Neu-) Aradus hatten. In dem ganzen, zum Theil ſehr ſchiefen, Räſonnement ſcheint uns nichts glücklich ergriffen, als was zur Erläuterung der Herodotiſchen Sage über den Urſprung der Phönizier vom erythräiſchen Meere geſagt wird, welchen ſich der Vf. daraus erklärt, daſs Herodot von der Verwandtſchaft jener Inſulaner mit den Tyriern und von dem fremden Urſprunge der letztern hörte, und nun die Abkömmlinge zum Muttervolke machte. Die Aufſuchung von Tarſis in Theſſalien iſt eine ſo hingeſprochene Behauptung, der ſich der Vf., wenn er ſich etwas näher von der Beſchaffenheit und dem Verkehr dieſes Landes unterrichtet haben wird, hoffentlich ſchämen wird. Was ſagen die Forſcher altgriechiſcher Geſchichte und Erdbeſchreibung dazu, daſs Theſſalien, nach den Berichten der griechiſchen Schriftſteller nur ausgezeichnet durch fruchtbare Gefilde, Stier- und Roſſezucht, nach unſerm Vf. von dem Jahre 1000 v. Chr. an und weiter hinab einen weltberühmten Handel mit dem Silber, Zinn, Bley und Eiſen ſeiner Minen nach Tyrus hin, und überhaupt mit den Phöniziern und Iſraeliten geführt habe? Was wäre es auch um eine Hypotheſe, die ſich nicht über das gänzliche Stillſchweigen d. i. in dieſem Falle ſo viel als den Widerſpruch der Geſchichte hinwegzuſetzen wüſste! Völlig irrig iſt ſchon der Grundſatz des Vfs., daſs ein Volk, welches der morgenländiſche Geograph von Javan (*Graecus*) ableitet, wirklich griechiſchen Urſprungs ſeyn müſſe. יון iſt dem Hebräer ein Collectivum für griechiſche und andere dunkel gekannte Nationen jenes Erdſtrichs, wie *Frank* (פרנג) im Mittelalter, und heut zu Tage eine allgemeine Bezeichnung des Europäers im Morgenlande. Wenn ein morgenländiſcher Geograph eine Stadt zum Gebiet der Franken rechnet, ſo folgt daraus nicht, daſs ſie in Frankreich geſucht werden müſſe. Warum ſoll denn ferner einem Volke, was nach dem Vf. unmittelbar nach Indien handelt, Spanien zu *fern* ſeyn?! Hat es endlich wohl eine Analogie, daſs ein Volk ſeine Colonieen oder Handelsfactoreyen nicht nach ſich, ſondern nach einem fremden Handelsſtaate nennt? Daſs bey den übrigen Stellen, unkritiſch genug, der Bericht in den BB. der Könige nicht von dem der Chronik geſchieden ſey, ſieht auf den erſten Blick,

Digitized by Google

Blick, wer mit dieſer Unterſuchung nur im Geringſten vertraut iſt. Nach den BB. der Könige gehn Tarſisſchiffe von Eziongeber aus nach Ophir, nach der Chronik in den Parallelſtellen ſchifft man von Eziongeber nach Tarſis; daſs aber durch den Bericht der letztern die Annahme eines zweyten indiſchen Tarſis keineswegs nöthig werde, hat Hr. Prof. *Bredow* (über Ophir und Tarſis, Th. 2. S. 184 ff. ſeiner hiſt. Unterſuchungen), ſehr ſcharfſinnig und dem richtig aufgefaſsten Charakter der Chronik angemeſſen; gezeigt, wodurch zugleich die Bedenklichkeiten gehoben worden ſind, welche bey *Bochart* und *Michaelis* noch übrig blieben oder auf ein doppeltes Tarſis führten. Glücklicher iſt die Erklärung von כִּתִּים, wo auf Macedonien gedrungen wird, was auch ſchon andere vorgezogen haben. Die Namensähnlichkeit wird nicht übel durch die Analogie von *Magog*, *Maſchin* hergeſtellt, ſo daſs כִּתִּים die alte Form Μακεττια gebe. — Von den vier Städten: Babel, Erech, Accad und Calne, welche den Anfang von Nimrods Reich ausmachten, glaubt Hr. *K.*, daſs es eigentlich nur vier Abtheilungen von Babel waren; eben ſo ſollen Rehobeth-Ir, Calah und Reſen eigentlich nur Theile von Ninive geweſen ſeyn, und auf dieſe Vierſtadt ſoll die Schlufsbemerkung gehn: das iſt eine groſse Stadt. Ein ſonderbarer Einfall, den eine unbefangene Anſicht der Stelle, und das, wenn gleich Wenige, was man über אֶרֶךְ und כַּלְנֵה weifs, keineswegs gut heifsen! Ophir wird mit Recht in Arabien geſucht, aber bemerkt, daſs keine Spur deſſelben dort mehr vorhanden ſey. Hr. *K.* vergleiche, was *Seetzen* (*Zach's* monatl. Correſp. B. 19. S. 331 ff.) nachgewieſen hat. Für älter, als Moſe, wird der ganze Abſchnitt (Kap. 11) vornehmlich aus dem Grunde gehalten, weil hier Völker vorkommen, die zu Moſe's Zeit ſchon verſchwunden zu ſeyn *ſcheinen* (?), z. B. die Siniden, Zemariden, Arkiden, und weil die Länderkenntnifs der älteſten Griechen, eines Homer, Heſiod, zwar noch manche Spur von den Angaben unſeres Concipienten (?), aber doch viel mehr ausführliche Kenntnifs zeige. Als ob hier blofs das Alter, und nicht auch überhaupt der Grad von Kenntniſſen und Bildung bey einem Volke in Anſchlag käme! Die Hebräer haben wohl nie einen Strabo oder auch nur einen Abulfeda aufzuweiſen gehabt. — Den Beſchluſs macht eine *neue* Erklärung des Abſchnitts von der Sprachverwirrung. Nachdem mehrere unnöthige Schwierigkeiten gemacht worden, wird die letzte Hälfte von V. 6 alſo überſetzt und erklärt: *dieſs* (nämlich daſs ſie einerley Sprache haben und nur Ein Volk ausmachen) *iſt ihr Unternehmen*, d. i. die Urſache ihres Unternehmens, *jetzt* d. i. bey ſo bewandten Umſtänden *würde ihnen nichts zu ſchwer ſeyn* u. ſ. w. זה ſoll nicht auf den Thurmbau, ſondern auf die Einheit der Sprache gehn. Nach V. 6 ſcheine die Sprachverwirrung als das Mittel, und die Zerſtreuung als der Endzweck angeſehn zu ſeyn, es ſey aber wohl umgekehrt, und dieſes ſey hiſtoriſch zu nehmen. Wie ſchief die Auffaſſung jenes Verſes ſey, auf welchem die ganze Erklärung beruhe, ſieht man ohne unſer Erinnern. Die abgeſchmackten Fragen über die Form יָחֵל (S. 157) hätte ſich der alles beſſer wiſſende Vf. erſparen können, wenn er bedacht hätte, daſs dieſes vollkommen grammatiſch richtig für יָחֵל ſtehen könne, was freylich auch *Vatern* bey dieſer Stelle entging, aber andere Grammatiker längſt angemerkt haben. (Vgl. z. B. *Geſenius* Wörterb. u. d. W. בלל, und *deſſen* hebr. Gramm. §. 57. Anm. 4). — Die faſt boshaften Seitenblicke, welche noch die letzte Seite des Buches auf das „moraliſche Gift frivoler Schriften und die bethörende Sprache der Religionsſpötter" wirft, welche hier mit abgefeimten Verführern und Volksaufwieglern zuſammengeſtellt werden, wollen wir zur Ehre des Vfs. nicht weiter hervorheben. In dem nächſten Stücke nur noch die Beurtheilung der Probe, welche der Vf. dem Publicum von einer hiermit in Verbindung ſtehenden, aber dem Plane nach verſchiedenen Arbeit vorgelegt hat.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Erfurt, in d. Hennings. Buchh.: *Verordnung wegen des Tollwerdens der Hunde.* 1812. 30 S. 8. (4 Gr.)

Dieſe, wie es ſcheint, von dem *Collegio medico et ſanitatis* zu Erfurt entworfene, am 25. Jul. 1810 publicirte Verordnung enthält ſehr zweckmäſsige Policeyvorſchriften, theils zur Verhütung des Tollwerdens der Hunde, theils zur Sicherung des Publicums gegen wirklich toll gewordene Hunde und andere Thiere. Wir glauben ſie mit Recht als Muſter beſonders den Ländern empfehlen zu können, deren Verordnungen über dieſen Gegenſtand ſich noch von der Zeit her datiren, wo man an einen Tollwurm glaubte, und das Schneiden deſſelben für das ſicherſte Mittel zur Verhütung der Hundewuth gehalten wurde.

Berichtigungen.

A. L. Z. Nr. 270. S. 481. Z. 11. v. u. iſt: Als aber der alte *Brandes* anfing ſchwach zu werden, und ihm ein Gehülfe gegeben werden muſste, trat eine gefährliche Kriſis ein — S. 482. Z. 29. v. o. *Ueberlegenheit* ſtatt *Unbefangenheit* — zu leſen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1813.

BIBLISCHE LITERATUR.

FREYBERG, b. Craz u. Gerlach: *Grundſätze, Proben und Plan einer deutſchen Darſtellung heiliger Schriften in ihrer Urgeſtalt, für gelehrte und ungelehrte Bibelleſer*, von *Karl Gottfried Kelle*, Pfarrer zu Kleinwaltersdorf und Kleinſchirme bey Freyberg. 1814. 60 S. 8. (4 Gr.)

Wie mit den neueſten hiſtoriſch-kritiſchen Anſichten des A. T.; war der Vf. ſeit längeren Jahren auch unzufrieden mit den Ueberſetzungen und exegetiſchen Auffaſſungen der meiſten Stellen deſſelben. Anfangs war er Willens, „die vielen falſchen Anſichten, Erklärungen, Abtheilungen und beſonders die rabbiniſchen Verunſtaltungen deſſelben", bloſs vor den Augen der *gelehrten* Welt hinwegzuräumen; allein einestheils ſich grauend vor dem herrſchenden theologiſchen Zeitgeiſte, anderntheils vor dem Beyfalle, den ein zwar ſehr geprieſener, aber dem Anſehn und der Wahrheit bibliſcher Schriften höchſt nachtheiliger Ueberſetzer und Erklärer derſelben (Hr. D. *de Wette*) zu haben ſcheine, will er ſeine Sache nun vor dem gröſsern, ungelehrten Publicum führen. Ein wirklich origineller Einfall des Vfs., das *ungelehrte* Publicum zum Richter über Dinge aufzurufen, die nur durch gelehrte und kritiſche Kenntniſs der alten Sprache und Geſchichte entſchieden werden können, um von dieſem endlich den Beyfall zu erringen, den ihm die Kritik der Sachverſtändigen nicht zollen konnte. Wir würden ſonder Neid dem Vf. dazu Glück wünſchen, wäre nur nicht die Art, wie er ſeinen kleinen Ruhm auf die Verunglimpfung eines ſeiner geachtetſten Vorgänger zu gründen ſucht, von der Art, daſs dazu nicht wohl geſchwiegen werden kann. Daſs die *de Wette*'ſche Bibelüberſetzung, heiſst es S. 3, in mehrern gelehrten Zeitſchriften geprieſen worden ſey, könne nur für die parteyiſche Stimme einer Partey gehalten werden, welche dieſer der Bibel gefährliche Schriftſteller unter den Wortführern des gelehrten Publicums zu haben ſcheine. So unwiſſend ſeyn dieſe gewiſs nicht, daſs ihnen entgangen wäre, wie *flüchtig* und *nachläſſig* dieſe gearbeitet, wie *fehlerhaft* und *ſchlecht* ſie ausgefallen ſey. Durch gegenwärtige Schrift ſolle es ſelbſt der ungelehrte Bibelleſer einſehen lernen. Denn wenn ihm dieſs nicht gezeigt würde, müſste er nicht alles *Müſſige, Schale, Schiefe, Gedankenloſe* (!!), müſste er denn nicht jede Dunkelheit und Vieldeutigkeit, jede Verkehrtheit und Verwirrung in einer ſo hochgeprieſenen Bibelüberſetzung der Bibel ſelbſt zur Laſt legen? Man dürfe zwar den bibliſchen Ausdruck nicht mit fremden Gewürz verſehn, aber ihn in der Ueberſetzung erſt *abgeſchmackt zu machen* (!), das ſey unverantwortlich. Verunglückt ſey unter andern ſchon die Idee, Luthern und deſſen alterthümliche Sprache zum Grunde zu legen und nachzuahmen, gleichſam einen künſtlichen Roſt aufzutragen, und was laſſe ſich überhaupt von einem Ueberſetzer erwarten, der die 5 Bücher Moſe für eine *Art von Gedicht* erklärt habe? Wie viel die Sprache der Bibel durch eine *wahrhaft treue, die Worte des Originals gewiſſenhaft abwägende* Ueberſetzung an *Reiz und Adel und Deutlichkeit* gewinne, davon denke der Vf. unten die überzeugendſten Proben zu geben. Es ſolle ſich aber überhaupt heutigen (s) Tages Niemand an eine Ueberſetzung dieſer Schriften wagen, der nicht *alle* Schwierigkeiten derſelben zu heben verſtehe. — Wir haben jene heftigen Rügen, wie das beſcheidene Selbſtlob des Vfs. ausgezogen, um den Leſer ganz auf den Standpunkt zu verſetzen, woraus ſein Werk und deſſen Verhältniſs zu dem frühern beurtheilt ſeyn will. Die folgenden Bemerkungen, worin die trivialen Regeln, daſs eine gute Ueberſetzung des Originals Gehalt und Gewicht in einer genau nachgebildeten Form wiedergeben, daſs ſie dem Ausdruck des Originals weder etwas leihen, noch entziehen müſſe, daſs man ſich in den Geiſt des Originals zu verſetzen habe u. ſ. w. ſo vorgetragen werden, als ob ſie hier zuerſt erſchienen, können wir übergehn, und wenden uns nun zu den S. 22—54 folgenden *Beurtheilungen* und *Verbeſſerungen* der *de Wette*'ſchen Ueberſetzung des Pentateuchs, 25 an der Zahl aus allen fünf Büchern. Es ſind unter dieſen mehrere richtige Bemerkungen, einige Mal iſt eine paſſendere Erklärung vorgezogen, als bey *de Wette*, auch wenigſtens Eine beyfallswerthe eigene aufgeſtellt, allein faſt durchgehends iſt doch Wahres mit Halbwahrem und Falſchem vermiſcht, und in recht vielen Fällen finden ſich harte Verſtöſse gegen den Sprachgebrauch: denn ſeinen Laien hatte Hr. *K.* gut vorſagen, daſs es im Grundtexte nicht wie bey *de Wette*, ſondern wie bey ihm laute. Wir wollen von den guten und beſſern Erklärungen und Ueberſetzungen des Vfs. aus- und dann zu den zweifelhaften oder miſslungenen übergehn. Als wirkliche Verbeſſerungen von *de Wette* müſſen wir folgende bezeich-

Digitized by Google

zeichnen, 2 Mof. 22, 14: *wenn dieſer nämlich, als Miethtreiber, für Lohn mitging*, genauer: wenn dieſer (der Herr) ein Vermiether iſt, und für ſeinen Lohn mitging. Die Ausleger ſind zwiſchen der *de Wette*'ſchen und dieſer Erklärung getheilt, allein dieſe iſt ohne Zweifel vorzuziehn. 3 Mof. 5, 1 wird אָלָה durch Beſchwörung vor dem Richter verſtanden, und in den folgenden Verſen אָשַׁם der ſich ſchuldig fühlt. Vorzüglich das Letztere ſcheint nothwendig, iſt auch von *de Wette* bey Zach. 11, 5. Hoſ. 5, 15 anerkannt worden, wiewohl er ſich an dieſer Stelle wahrſcheinlich von *Vater's* Anmerkung irre leiten liefs. Zu den beſſern gehören noch die Bemerkungen zu 2 Mof. 39, 15: 3 Mof. 21, 10—12. Eine, wie uns ſcheint, Hn. *K.* eigene Erklärung, die Prüfung und Beyfall verdient, iſt 1 Mof. 20, 16:

und zu Sarah ſprach er: ſiehe, ich gab deinem Bruder tauſend Silberlinge; ſiehe, dies da [geb ich] dir, eine Augendecke, zu allem was du ſchon bey dir haſt [an Geſchenken von mir], und nebſt allem, und überwieſen war ſie [d. h., ſie konnte ſich nicht entſchuldigen, wuſste nicht, was ſie darauf antworten ſollte].

„Abimelech war ſo grofsmüthig, die frühern Geſchenke nicht nur nicht zurückzufordern, ſondern ihr noch ein neues darzubieten. Dieſe Beſchämung ſetzte ſie ſo in Verlegenheit, dafs ſie, wie von einem Unrecht überführt, da ſtand." Eine andere, ebenfalls ſchwierige Stelle, 2 Mof. 23, 5, wird mit minderm Glücke ſo erläutert:

Denn ſiehſt du den Eſel deines Haſſers erliegend unter ſeiner Laſt, und hörſt du auf, es ihm zu überlaſſen (willſt du deinem Feinde die Sache ſeines Eſels nicht länger überlaſſen), ſo wirſt du ihn (den Eſel) ganz verlaſſen neben ihm (nebſt dem Herrn deſſelben), nämlich: über den Zank, den du mit dieſem anfangen, wird der arme Eſel ganz verlaſſen werden.

Auch die Art, wie V. 3—6 in die genaueſte Verbindung geſetzt werden, dürfte wenigen Beyfall erhalten. Mangel an Kenntnifs des hebräiſchen Sprachgebrauchs und richtigen hermeneutiſchen Principien liegt aber bey dem meiſtens verfehlten Sinne folgender Stellen zum Grunde. 1 Mof. 5, 1. 2 ſoll בְּיוֹם bedeuten: *an dem Tage noch*, in der Ueberſetzung: *gleich damals als*, ſo dafs *de Wette* zum gröfsten Nachtheile des Sinnes *gleich damals* ausgelaſſen habe. Das Original wolle eigentlich ſagen: Gott habe den Menſchen nicht erſt zum Vieh geſchaffen, ſondern gleich vom Tage ſeiner Schöpfung an mit den ihm beſtimmten Vorzügen ausgerüſtet. Schade, dafs in בְּיוֹם dieſe Emphaſe nicht liegt, ſie würde gegen die Vorſtellung eines Ungenannten in *Henke's* Muſeum (III. S. 368 ff.), der die entgegengeſetzte Meinung durchführen wollte, beweiſen, die aber freylich einer ſolchen Widerlegung nicht bedarf. 1 Mof. 35, 7 überſetzt *de Wette*:

und er nannte den Ort El Beth El.

Hr. *Kelle*:

und er rief herbey den Gott Bethels.

„Unſere Stelle redet nach den ſinnlichen Begriffen der Urwelt davon, dafs Jakob den Gott, der ihm hier ſchon einmal erſchienen war, wieder *herbey, zur Stelle* (לַמָּקוֹם) rufen wollte." Dafs ein Sterblicher die Gottheit ſo ohne Weiteres *zur Stelle rufen* dürfe, möge uns Hr. *K.* aus andern Bibelſtellen nachweiſen. Hier möchte es obendrein ſehr vergeblich geweſen ſeyn: denn es bleibt beym Rufen, wodurch das Ganze zwecklos daſteht. Dafs der Ausdruck V. 15 und 28, 19 etwas anders ſey, thut nichts zur Sache, da beide Conſtructionen in der Bedeutung des *Nennens* gleich häufig ſind. 2 Mof. 18, 11 hat *de Wette: ja darinnen, weßwegen* ſie ſich auf ſie brüſten, wofür Hr. *K.* verbeſſert: eben darum, weil ſie (die Aegypter) auf dieſelben (ihre Götter) ſtolz waren. Allein dieſe neue Erklärung können wir ſo wenig billigen, als die vorige, da זִיד עַל, זוּד nie bedeutet: ſtolz ſeyn auf, ſondern immer: vermeſſen, frevelhaft handeln gegen jem. Genau parallel iſt Neh. 9, 10. Hier, ſo wie 2 Mof. 35, 30—36, 3 und 3 Mof. 5, 26 fanden wir die Ueberſetzung um wenig beſſer, als die getadelte. — 2 Mof. 36, 27. 29 iſt es durchaus gegen den herrſchenden und bekannten Sprachgebrauch, wenn יַרְכָתַיִם durch: zwey Schenkel (Eckſäulen) genommen wird. Das Wort ſteht ohne Rückſicht auf ſeine Dualbedeutung beſtändig für: Seiten, beſ. hintere Seite. Uebrigens geben wir zu, dafs es nicht ausſchliefslich von der Weſtſeite ſtehe, und dafs die zwey Breter V. 28 auf der Oſtſeite zu beiden Seiten der Thür gedacht werden müſſen. Wenn es darauf heifst: „dieſe Stelle diene einſtweilen zum Beweiſe, dafs unſerm Hn. *de Wette* die ganze Beſchreibung der ſogenannten Stiftshütte eben ſo ſehr, als andern Ueberſetzern verunglückt ſey," ſo möge ſich Hr. *K.* um ſo mehr vor ähnlichen Willkürlichkeiten in Rückſicht auf den Sprachgebrauch hüten, damit das ſachverſtändige Publicum das Urtheil nicht umdrehen müſſe. — Noch ſtärker zeugt von Mangel an exegetiſcher Ueberſicht 3 Mof. 19, 19:

Lafs nicht begatten ſich dein Vieh *aus zweyerley Verſchluſs*; dein Feld befäe nicht *aus zweyerley Verſchluſs* und ein Kleid aus *zweyerley Verſchluſs* (ein Schaatnes) komme nicht an dich.

Die Bedeutung כִּלְאַיִם *zweyerley*, heifst es, habe man von Aben Eſra auf Treu und Glauben angenommen, und den Beweis dazu weit aus Aethiopien hergeholt, eben dadurch aber das Geſetz zu einer Thorheit gemacht: denn was *Michaelis* bemerkt habe, ſeyen Klügeleyen. Die Stelle ſey durchgängig falſch überſetzt worden. כִּלְאַיִם ſey: doppelter Verſchluſs, und das Geſetz beziehe ſich (höchſt wahrſcheinlich) auf einen alten Aberglauben, dafs Dinge aus zweyerley Verſchluſs gut Glück brächten. Zu Kleidern auf den Kauf habe man, um deſto beſtimmter ſagen zu können, ſie ſind aus zweyerley Verſchluſs, Wolle und Flachs genommen,

Digitized by Google

men, vgl. 5 Mof. 22, 11. Dafs dieſes alles aus der Luft gegriffen ſey, und zudem gar nicht einmal paſſe, wird ſich jeder leicht ſelbſt ſagen können. Dafs die gewöhnliche, einzig paſſende Erklärung aus Aethiopien hergeholt ſey, würde ihr kein Kenner zum Vorwurf machen, allein das Wort iſt ja auch im Arabiſchen. Den richtigen Grundſatz, über die Dialecte nicht den hebräiſchen Sprachgebrauch zu vergeſſen, hat Hr. *K.* überhaupt ganz ſchielend aufgefaſst, wenn es S. 21 heifst: „die Zuflucht zu den verwandten Dialecten ſteht uns nur in dem Falle offen, wo uns der hebräiſche Sprachgebrauch ganz verläſst, wie bey den Wörtern, welche nur ein Mal vorkommen." — 4 Moſ. 14, 9 hat *de Wette* (mit *Luther*): *denn wie Brot wollen wir ſie freſſen.* Hr. *K.* nennt dieſs lächerlich, bramarbaſirend und kannibaliſch, und überſetzt: — *denn ſie uns bekämpfen?* was Rec. nicht verſteht. Der Vf. nahm ohne Zweifel לחם für Kampf, was es aber ſonſt nirgends bedeutet. Dafs der Ausdruck: denn unſere Speiſe ſollen ſie ſeyn, den *Luther*, ausdrückt, ſich an andere Bilder der Bibel genau anſchlieſse, wird Hr. *K.* nicht leugnen können, und er bedenkt daher nicht, dafs ſeine am unrechten Orte harten Aeuſserungen wirklich auf die Bibel fallen. — 5 Moſ. 7, 9. 10 iſt es geradezu gegen den Sprachgebrauch, dafs משנאו (säumen) *von hinten ſchleichen* bedeute, wodurch der Sinn der ganzen Stelle verfehlt wird. — 5 Moſ. 15, 21 endlich ſoll *de Wette*, gleichſam aus Schadenfreude, Moſe eine Albernheit ſagen laſſen, wenn er überſetzt:

> wenn es aber einen Fehl hat, dafs es lahm iſt, oder blind, oder *irgend einen* (böſen) *Fehl* hat, ſo u. ſ. w.

Allerdings hat er, vielleicht aus Verſehn, das Wort *böſen* ausgelaſſen, aber deſswegen wird niemand die ganze Auffaſſung tadeln und mit Hn. *K.* überſetzen wollen:

> Hat es aber einen Fehler, iſt es lahm oder blind — jeder Fehler *macht* ſchlecht — ſo werd' es nicht geopfert.

Dafs das Wörtchen *macht* ſo häufig ſupplirt werde, iſt Rec. unbewuſst, eben ſo klar aber iſt ihm, dafs eine ſolche Parentheſe hier eben ſo ſehr gegen den Gang der hebräiſchen Rede, als jene Wiederholung am Ende derſelben angemeſſen ſey.

Zu den recht eigenthümlichen Feinheiten unſeres Vfs. gehört es (vgl. H. 1. S. 50. Plan S. 45. 52) übrigens, einen von andern angegebenen Sinn für eine Schriftſtelle albern und mithin der Schrift unwürdig zu nennen, damit die eigene Erklärung zugleich ein apologetiſches Verdienſt habe. Wie aber, wenn die Sprachkenner auf jenem Sinne beſtehn müſsten, wen treffen dann jene ganz unzweckmäſsigen Prädicate? Die Bibel. Vielleicht läſst ſich dann aber zweifeln, ob ſolche Stellen echt ſind; ſie laſſen ſich vielleicht zu handſchriftlichen oder traditionellen Zuſätzen *würdigen!*

Soll Rec. hiernach ſein freymüthiges Urtheil über die projectirte Unternehmung ausſprechen, ſo iſt es folgendes. Hatte Hr. *K.* durch fleifsiges Studium des Pentateuchs mehrere Stellen entdeckt, in welchen er den Sinn richtiger als *de Wette* und überhaupt andere Ausleger getroffen zu haben glaubte, ſo that er wohl, dieſelben unter irgend einer Geſtalt, am beſten mit einigen gelehrten Belegen, ins Publicum zu bringen, ſicher, von niemanden willkommner aufgenommen zu ſeyn, als von jenen Ueberſetzern ſelbſt, die gewifs (was bey einer Arbeit dieſes Umfangs nicht fehlen kann) bey einer neuen Auflage zeigen werden, wieviel ſie ſelbſt noch zu beſſern und zu feilen fanden. Er mufste aber den guten Eindruck, den ſolche gelehrte Berichtigungen nicht verfehlen konnten, nicht durch Aeuſserungen prahlender Anmafsung, geſuchter Verunglimpfung und Verketzerungsſucht zerſtören; wohl bedenkend, dafs das Publicum zu unterſcheiden wiſſe zwiſchen ſolchem und dem Tone des wahren Gelehrten, der, bey dem Bewufstſeyn eigenen Verdienſtes um die Aufhellung einer Schrift des Alterthums, nie vergeſſen wird, wie wenig irgend jemand jetzt im Stande ſeyn dürfte, *alle* Dunkelheiten einer Schriftſtellerreihe zu zerſtreuen, bey denen zu verſchiedenartige Schwierigkeiten zuſammentreffen (vgl. S. 4). Um jener Stellen willen eine eigene Bibelüberſetzung drucken zu laſſen, kann Rec. deſshalb durchaus nicht billigen, weil aus den vorigen Proben erhellet, dafs die Exegeſe des Vfs., von welcher ſeine Ueberſetzung ausgehn mufs, ein ſehr ungleiches Gemiſch von Wahrem, Halbwahrem und Falſchem ſey, dafs er ſich im Ganzen weder an Ueberſicht der erforderlichen Kenntniſſe, noch an Geſchmack und Urtheil mit ſeinen Vorgängern meſſen könne, und dafs daher der Laie, der von Hn. *K.* geleitet die Bibel leſen würde, ohne allen Vergleich häufiger irre geleitet werden dürfte, als er dieſes bey *Auguſti* und *de Wette* zu fürchten hat. Dem Urtheile der gelehrten Theologen, welchen die Verlagshandlung (nach S. 60) das bereits fertige Mſ. der 5 Bücher Moſe zuſchickte, und welche von der Wichtigkeit und Nutzbarkeit deſſelben aufs Beſte überzeigt (u) waren, widerſpricht das unſere inſofern völlig, als von dem Totaleindrucke der Erklärungen des Vfs., der Zweckmäſsigkeit einer neuen Bibelüberſetzung, und dem Verhältnifs des zu hoffenden Werkes zu ſeinen nächſten Vorgängern die Rede iſt. Indeſſen werden vielleicht andere anders denken. Darum zeigen wir an, dafs daſſelbe, falls ſich bis Johannis 1814 hinlängliche Subſcribenten finden, in 3 kleinen Octav-Bänden erſcheinen ſoll. Auf den Pentateuch ſoll eine Ueberſetzung des Predigers und der Weisheit Salomo's folgen, wovon hier ebenfalls einige Proben mitgetheilt werden, aber ohne Rückſicht auf die *Auguſtiſche* Ueberſetzung, deren überhaupt bey Beurtheilung jenes Werkes *zweyer* Vorgänger nicht gedacht worden iſt. Wir empfehlen dabey den Verlegern auch ein etwas beſſeres Aeuſsere,

als

Digitized by Google

als in den bisherigen Heften, und dem Vf. eine richtigere Orthographie, als: *ädel*, *erzeigen* (f. erzeugen) H. 1. S. 144, *ſchwürig*, *Verheifungen*, *bloſe*, *Schweifes*, *Endſchluß*, *Beweiß*, auch Vermeidung von Sprachformen, wie: *erſter* Heft, *erhohlen* ſt. *holen*, *verfizt* f. verwickelt (H. 3. S. 23) u. dgl.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Salfeld: *Des Preußen und des Franken Tod auf dem Schlachtfelde*, ein Gedicht von *Franz Theremin*. 1813. 15 S. 8.

Ein gedankenreiches, wohlklingendes Gedicht, welches den durch Tyrannenwuth, durch eiſerne Nothwendigkeit, von der Herrſchſucht und Eroberungsſucht aufgebürdet, in den Kampf getriebenen Franken und den für Freyheit und Vaterland kämpfenden Preuſsen gegen einander ſtellt. Wir führen den Schluſs hier an, der eine Probe des Ganzen ſeyn mag, und zugleich das gebührende hohe Lob der Preuſsen ausſpricht. Der Franke ſagt:

Der Zukunft Dunkel ſchwinden meinen Blicken,
Der Völker Schickſal iſt dem Aug' entrollt;
Die Preuſsen gehn, aus ſchweren Miſsgeſchicken,
Hervor, geläutert, wie ein reines Gold.
Der Freyheit Segen wird ſie ſchön beglücken,
Der Freyheit, die ihr feſter Sinn gewollt.
Gott ſelber hat für Preuſsen ſich entſchieden,
Frankreich, du ſinkſt, die Welt erhält den Frieden.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

RATZEBURG, u. in Comm. b. Herold u. Wahlſtab in LÜNEBURG: *Verſuch einer Beantwortung der Frage: Iſt dem Arzte das Studium der Erfahrung Anderer nützlich und nothwendig, und durch welche Mittel können die Hinderniſſe, die ſich ihm dabey oft in den Weg legen, am ſicherſten gehoben werden?* Nebſt einer Nachricht von den verſchiedenen, hin und wieder beſtehenden mediciniſchen Leſeinſtituten überhaupt, und den Mecklenburgiſchen naturhiſtoriſch-mediciniſch-literariſchen Geſellſchaften insbeſondere, von D. *J. C. L. Reddelien*, praktiſchem Arzte zu Wismar. 1809. 142 S. 8. (18 Gr.)

Der Titel dieſer Schrift iſt offenbar zu lang gerathen und drückt den Inhalt derſelben nicht richtig aus: da in der Schrift ſelbſt die auf dem Titel angedeutete Nachricht die Hauptſache ausmacht, die Beantwortung der daſelbſt genannten Frage aber nur gleichſam als Einleitung zu betrachten iſt. — So kurz die bis S. 36 ſtehende Skizze einer Geſchichte der Arzneykunde vom Anfange an bis jetzt iſt, ſo lieſet man ſie doch mit Vergnügen, da ſie ſehr leicht und ſchön zu der Deduction führt, daſs es zum Vortheil der Arzneykunde gereicht, wenn das Leſen der Erfahrungen anderer unter den Aerzten befördert und erleichtert wird. Die Klage, die der Vf. über die jetzige faſt allgemeine Beſchaffenheit der Schulen führt, iſt gerecht, und eine Reform der Schulen wäre wohl ein Bedürfniſs! Daſs dieſe aber dahin führe, wohin der Vf. ſie haben will, wünſcht Rec. keinesweges. Er will nämlich unter andern auch, daſs den Schülern alle Fächer der mediciniſchen Wiſſenſchaft encyklopädiſch vorgetragen, auch die mancherley Verhältniſſe des Arztes genau geſchildert werden. Rec. aber iſt überzeugt, daſs dieſes mehr nachtheilig ſeyn würde.

Der Vf. theilt in ſeiner Schrift Nachrichten von mehreren mediciniſchen Leſegeſellſchaften in anderen Ländern mit, und zwar theils ausführliche von der Privatgeſellſchaft der Aerzte zu Stralſund, der mediciniſch-chirurgiſchen und veterinäriſchen Communbibliothek zu Bern, und der medic. Leſegeſellſchaft zu Braunſchweig, theils kürzere von der medic. Leihbibliothek zu Altenburg, der medic. chir. Leſegeſellſchaft zu Stettin, und des medic. chir. Muſeums zu Stuttgart; und alsdann beſchreibt er die von ihm geſtiftete Mecklenb. medic. literariſche Societät. Rec. iſt über den Nutzen medic. Leſegeſellſchaften, der ſchon von *Gruner* u. m. a. ausgeſprochen, und ſchon in mehreren Ländern anerkannt iſt, mit dem Vf. zu ſehr gleicher Meinung, als daſs er nicht das Verdienſt deſſelben, welches er ſich durch die Errichtung eines ſolchen Inſtituts in Mecklenburg erworben hat, anerkennen und öffentlich ausſprechen ſollte. Doch muſs Rec. bemerken, daſs er es für wünſchenswerth hält, daſs der Vf. in ſeiner Leſegeſellſchaft mehr die nicht geringe Anzahl der medic. und chir. Zeitſchriften berückſichtigen möge.

BRESLAU u. LEIPZIG, b. Korn: *Anſichten über phyſiſche Erziehung* in vier Vorleſungen dargeſtellt vom Dr. *Joh. Wendt*. 1811. VIII u. 104 S. 8. (8 Gr.)

Dieſe in der allgemeinen Sitzung der ſchleſiſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Cultur gehaltenen Vorleſungen enthalten für den Arzt nichts Neues, geben aber für Mütter ein recht gutes Leſebuch ab, aus welchem ſie manches, die phyſiſche Erziehung ihrer Kinder betreffendes, Gute lernen können. Ihnen kann Rec. dieſes Schriftchen daher auch mit Ueberzeugung empfehlen.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1813.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

NÜRNBERG, b. Schrag: *Anatomiſche Bemerkungen über die Diverticula am Darmkanal und über die Höhlen der Thymus*, von Dr. *J. C. Lucae*, Profeſſor zu Frankfurt. 1813. 12 S. 4. Mit einer Abbildung.

Dieſe beiden Aufſätze ſind aus dem *zweyten* Bande der Abhandlungen der phyſikaliſch-mediciniſchen Societät zu Göttingen abgedruckt, indeſſen zeigen wir ſie umſtändlich an, weil dieſer Band noch nicht in dieſen Blättern angezeigt wurde. Der Vf. fand an dem Krummdarme einer männlichen Leiche ein drey Zoll langes Divertikel, welches ihm ſeiner Gröſse wegen einer genauern Unterſuchung würdig ſchien, und ihn zu ganz eignen Folgerungen über die Entwicklungsgeſchichte des Darmkanals führte, die er der Erlanger Societät und nicht allein durch ſie, ſondern auch einzeln dem Publicum mitzutheilen für Schuldigkeit hielt. Der Anhang ſaſs nicht, wie gewöhnlich, ſo auf dem Darmrohre auf, daſs er mit ihm einen rechten Winkel bildete, ſondern ſo, daſs er unter einem ſehr ſpitzen Winkel von ihm abgieng und mit dem obern Stücke ein Continuum ausmachte, wogegen das untere Darmſtück an ſeiner Bildung nicht den mindeſten Antheil hatte. Das oberhalb und das unterhalb des Anhangs befindliche Darmſtück ſchienen ſich hier zu vereinigen und bildeten zwey Halbkreiſe, deren Concavität nach vorn gerichtet war und unter einem ſtumpfen Winkel zuſammenſtieſsen, ſo daſs das untere in das obere Darmſtück beynahe in querer Richtung eingelenkt ſchien. Das Gekröſe des Anhangs, die Muskelfaſern, Gefäſse und Nieren deſſelben hingen mit denen des obern Stücks zuſammen und hielten dieſelbe Richtung. Der Vereinigungswinkel beider Darmſtücke war nach der Wirbelſäule, der Anhang alſo nach hinten gewandt. Die hier angeführten Bedingungen nun leiten nach der Meinung des Vfs. nothwendig auf die Idee, daſs der Darmkanal des menſchlichen Embryo urſprünglich aus zwey, in der Folge ſich mit einander vereinigenden Stücken gebildet werde, nur gebe der vorliegende Fall eine ganz andre Anſicht von dem Urſprunge und der Art der Vereinigung, als neuerlich *Meckel* und *Kieſer* eine über die Entſtehung der Divertikel und den Urſprung des Darmkanals ſelbſt aufgeſtellt haben. Beide ſtimmen, nach ſeiner Angabe, darin überein, daſs der vom Nabelbläschen kommende Faden mit den Rudimenten des Darmkanals im Embryo ein Continuum ausmache, ſich aber in der Folge zwiſchen ihnen herausziehe, wodurch beide Hälften näher an einander gebracht werden, und aus dem Contiguum in ein Continuum übergehen, und weichen nur über die Stelle der Vereinigung von einander ab, indem erſterer die Trennungsſtelle noch oberhalb der Darmklappe, dieſer aber die Verbindungsſtelle des dünnen mit dem dicken Darm dafür anſehe. Hier muſs Rec. zuerſt eine Unrichtigkeit in der Darſtellung von *Meckels* Meinung berichtigen. Dieſer hat, ſo viel er weiſs, nirgends geäuſsert, daſs das obere und untere Darmſtück anfangs von einander getrennt ſeyen, und ſich an der Stelle, wo ſich gewöhnlich die Divertikel finden, mit einander verbinden, und konnte es auch nicht, da er keine auf dieſe Meinung leitenden Thatſachen hatte, und die vergleichende Entwicklungsgeſchichte ſogar mehrere gegentheilige darbietet, indem ſie lehrt, daſs der Darmkanal in den früheſten Perioden ſchon ein Continuum bildet, deſſen vorderer Umfang durch die Dotter- oder Nabelblaſenhaut, deſſen hinterer durch die der Wirbelſäule zugekehrte Wand gebildet wird.

Wenn aber auch wirklich der Darmkanal in den allerfrühſten Perioden ſich wirklich aus mehrern Stükken bildete, ſo wäre darum doch nach *Meckels* Anſicht das Divertikel nie eine Folge und ein Reſt einer ehemaligen Trennung des Darmkanals, indem die Erſcheinungen der früheſten Periode der Darmbildung nur zu der Vermuthung berechtigen, daſs der Magen-, Dünn- und Dickdarmtheil des Darmkanals als ſo viele abgeſonderte Stücke entſtehen, von denen es daher wahrſcheinlich iſt, daſs ſie an den Stellen, welche ſie auch im vollkommnen Zuſtande von einander abgrenzen, zuſammentreffen. Statt daſs aber *Meckel* in der That das Divertikel als ein Reſt einer ehemaligen Verbindung des Darmes mit der Nabelblaſe, als das nicht verſchwundene Darmende des Dotterganges anſieht, fühlt Hr. *Lucä* ſich durch die mitunter an einem höher gelegenen Theile des dünnen Darmes als das Ileum bisweilen vorkommenden Divertikel gezwungen, zu glauben, daſs die Trennung des Darmkanals im Embryo keine beſtimmte Stelle einnehme, oder daſs wenigſtens nach aufgehobner Trennung die eine Hälfte ſich vorzugsweiſe vor der andern entwickeln und verlängern könne, daſs ferner das Divertikel kein Reſt des Nabelblaſenganges, ſondern eine wirkliche Portion einer Hälfte des Darmkanals ſey, welche von dem Endſtücke der andern eine Strecke weit verfehlt worden iſt, indem es auf dieſe Weiſe leichter erklärbar ſey, wie ein ſolches Divertikel einen echten Antheil am Gekröſe und vollkommen gleiche Organiſation mit dem übrigen Darmkanal

Digitized by Google

kanal haben könne, als durch die Annahme einer besondern Beschaffenheit und Verrichtung jenes Fadens, der nach den fleifsigen Untersuchungen grofser Zergliederer so gar keine Aehnlichkeit mit dem Darmkanale zeige, und in der Folge im Nabelstrange so vollkommen verschwinde.

Rec. gesteht, dafs ihm Hn. *Lucä's* Meinung auf keine Weise einleuchtet. *Erstens* ist so viel gewifs, dafs das Divertikel eben so wenig einen Grund für die Entstehung des Darmkanals aus einer obern und untern Hälfte abgeben kann, als die bisweilen an der Spitze der Harnblase vorkommenden Anhänge, die dann und wann bis zum Nabel offen und offenbar Reste des Urachus sind, so wie überhaupt der Urachus bey Menschen und Thieren von irgend jemand zum Beweise für eine Entstehung der Harnblase aus zwey Hälften, deren obere dann immer obliterirt würde, angeführt werden wird. *Zweytens* hätte Hr. *Lucä*, um seine Meinung zu beweisen, doch wohl zuerst die Gründe, welche für die, welche er bekämpft, angeführt werden, widerlegen müssen, wovon sich aber kaum schwache Spuren in der Bemerkung finden, dafs das Divertikel bisweilen 1) höher als am Krummdarm vorkomme; 2) die Gleichheit der Structur des Divertikels und des Darmkanals nur schwer aus jener Ansicht erklärlich sey, und 3) der Faden im Nabelstrange ganz verschwinde. Der erste Grund kann wohl nicht viel beweisen, da es vielleicht kaum eine gute Beobachtung giebt, der zu Folge sich höher als am Krummdarm ein Divertikel gefunden hätte, da sich ja der Nabelblasengang, wie er sich bey verschiednen Thierarten regelmäfsig an verschiednen Stellen in den Darmkanal senkt, eben sowohl beym Menschen regelwidrig bisweilen höher, bisweilen tiefer als gewöhnlich mit demselben verbinden kann, und eine Verschiedenheit in der Insertion des Nabelblasenganges wohl keine gröfsere und schwerer zu begreifende Abnormität ist, als eine Verbindung der beiden Darmstücke an einer höher als gewöhnlich gelegenen Stelle. Dafs sich die Gleichheit der Structur und die Anwesenheit eines eignen Gekröses schwerer aus dieser Ansicht als aus der des Vfs. erkläre, leuchtet dem Rec. gleichfalls nicht völlig ein, dem es dagegen sehr natürlich scheint, dafs ein Theil, der ursprünglich ganz dieselbe Bedeutung und Structur mit dem Darmkanal hatte, sich auch auf dieselbe Weise, wenn er über die gewöhnliche Periode hinaus bleibt, ausbildet, als dieser. Die Anwesenheit eines eignen Gekröses hängt mit der Anwesenheit der Nabelblasengefäfse in den frühern Perioden zusammen und erklärt sich also sehr leicht. Das Verschwinden des Fadens in der Nabelschnur kann wohl eben so wenig als das Abfallen der Nabelschnur und Nachgeburt nach der Geburt gegen die Verbindung der Gefäfse der erstern mit denen des Fötus, und überhaupt die spätern Zustände der Organe etwas gegen ihre frühern Zustände beweisen. Dazu kommen nun noch eine Menge Gründe. *Erstens* hat, bey Erklärung der Bedeutung einer Bildungsabweichung immer diejenige Meinung mehr für sich, welche sie als eine durch Mangel an Energie der bildenden Thätigkeit, und besonders durch eine Hemmung auf einen früheren Bildungsstufe entstanden ansieht; indem theils diese die häufigsten sind, theils die Veranlassung dazu am Tage liegt. Besonders gilt dies für die häufiger vorkommenden Bildungsabweichungen. Eine solche aber ist das Divertikel. Der Vf. mufs, um dieses nach seiner Ansicht zu erklären, eine dreyfache Voraussetzung machen: 1) dafs der Darmkanal aus zwey Hälften gebildet werde; 2) dafs diese sich bisweilen verfehlen; 3) dafs, wenn sie sich verfehlen, das eine Stück über das andre hinauswächst. Zu geschweigen, dafs er noch eine andre Erklärung angiebt. Ferner sprechen für die von ihm bekämpfte Meinung Gründe, die er gar nicht berücksichtigt hat, namentlich die offenbare Uebereinkunft des beym Menschen als abnorme Bildung vorkommenden Divertikels mit dem bey den Vögeln immer, und immer an der correspondirenden Stelle vorkommenden, welches hier ganz ohne Widerrede nach längst bekannten Erfahrungen ein Rest des Dotterganges ist; der beym frühen Embryo immer, beym Erwachsenen häufig beobachtete Zusammenhang zwischen dem Divertikel und den Nabelgekrösgefäfsen; das gewöhnlichste Verhältnifs derselben zum Darmrohre und die verschiednen Modificationen dieser Form. Hr. *Lucä* schliefst gerade aus der ungewöhnlichern Form, die von sehr zufälligen Umständen abhängen kann, auf die Entstehungsweise dieser Abweichung: offenbar sollte er sich wohl der gewöhnlichern dazu bedienen. Wie will er nach seiner Ansicht ferner den Umstand erklären, dafs man bisweilen offenbar an der Basis des Divertikels sehr deutliche Spuren eines Strebens zur Completirung des ihm correspondirenden Umfanges der Darmwand und zur Abschnürung desselben von dem Darmkanal bemerkt, wobey dann zugleich das Divertikel kleiner als sonst ist? Endlich wird die von ihm bestrittene Meinung noch dadurch fast über allen Zweifel erhoben, dafs es einen Fall giebt, wo bey einem reifen Fötus an der gewöhnlichen Stelle des Divertikels ein offner Gang auslief, welcher die Höhle des Darms mit der Höhle der noch vorhandenen bedeutend grofsen Nabelblase verband, dafs dieser Gang von den Nabelgekrösgefäfsen begleitet war, und der offenbar mit der häufiger beobachteten Bildung, wo vom dünnen Darm ein an der vordern Bauchwand geöffneter Gang zur Nabelstelle vorlief, übereinkommt. Höchstens kann man also wohl sagen, dafs es für jetzt nicht erwiesen sey, ob wirklich das Divertikel eine Hemmung auf einer früher normalen Bildungsstufe, oder nicht vielmehr blofs *fabrica aliena* sey. Allein, wenn auch dagegen nicht geradezu (was doch wohl mit grofsem Rechte gesehehen könnte) die Analogie dieser Bildung mit der bey den Vögeln vorkommenden angeführt werden könnte, so spricht doch selbst die Häufigkeit derselben und noch mehr die von *Hunter* bemerkte Anfüllung des in der Nabelschnur verlaufenden Fadens mit einer Feuchtigkeit, welche mit der in der Nabelblase enthaltenen ganz übereinkam, und hin und her gedrückt werden konnte, für diese Meinung. Rec. wenigstens gesteht, dafs, so lange

Digitized by Google

lange nicht beſſere Gründe für die Meinung des Vfs. angeführt, und die ſeinigen für ſeine Meinung widerlegt worden ſeyn, er der letztern getreu bleiben wird.

Den *zweyten* Aufſatz, über die Höhlen der Thymus, fängt der Vf. mit der ſchon in einem andern Blatte dieſer Zeitung gewürdigten Bemerkung an, daſs man noch nicht einmal wiſſe ob die Thymus ein ſelbſtſtändiges Organ, oder nur ein Theil eines gröſsern Syſtems ſey. Er fand die Höhlen in den Läppchen, deren er ſchon in ſeiner frühern Schrift über dieſen Gegenſtand erwähnte, noch ferner beſtätigt. In den Winkeln derſelben finden ſich deutliche Oeffnungen welche eine Borſte und Luft eine Strecke weit dringen laſſen, auch durch die Lanzette verfolgt werden können, immer gegen die Mitte des Hauptlappens gerichtet ſind, und höchſt wahrſcheinlich Communicationsgänge zwiſchen den verſchiednen Läppchen eines Hauptlappens, aber auch, nur zwiſchen dieſen, bilden, ſo daſs der Vf. jetzt an der Richtigkeit ſeiner frühern Meinung, daſs die Läppchen bloſs durch Zellſtoff verbunden ſeyn, zweifelt. Die Feuchtigkeit der Thymus variirt nicht nur in verſchiednen Subjecten, ſondern auch in verſchiednen Lappen derſelben Thymus; immer aber iſt der obere Theil ſaftreicher. Der Aufſatz ſchlieſst ſich mit der Frage, ob die in der Quantität dieſer Feuchtigkeit vorkommende Verſchiedenheit in beſtimmten Geſetzen des geſunden Organismus begründet, und ob dieſe Quantität in demſelben Individuum nach beſtimmten Geſetzen zu verſchiednen Zeiten verſchieden ſey, oder ob ſie nur in Folge krankhafter Erſcheinungen oder der Todesart der Thiere differire.

Breslau, b. Korn d. ält.: *Anleitung für Kranke, die ihrer Geneſung entgegen ſtehenden Hinderniſſe zu beſeitigen*, von Dr. *J. A. Mathy*, ausübendem Arzte in Danzig. 1811. XX u. 510 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die Idee zu dieſem Verſuche lag 11 Jahre in dem Gemüthe des Vfs. Er hat alles aus ſeiner eigenen Erfahrung genommen, die aber der Erfahrung anderer Aerzte vollkommen entſpricht. Obgleich die Schrift für das groſse Publicum beſtimmt iſt, ſo iſt ſie doch auch jungen angehenden Aerzten, beſonders den Studenten der Medicin auf Univerſitäten zu empfehlen, indem ſie daraus vieles lernen können, was ihnen bey der Ausübung ihrer Kunſt in dem Verhalten, das ſie gegen Menſchen zu beobachten haben, trefflich zu ſtatten kommen wird. Sie finden hier Schwierigkeiten und Hinderniſſe aufgedeckt, die ihnen ſonſt lange verborgen bleiben könnten, die ſie nie ahndeten und vielleicht nirgends ſo angezeigt finden. Die Tendenz dieſer Schrift trifft zum Theil mit der von *Wildberg's* kurzer Anweiſung, wie das Publicum von der Ausübung der Arzneywiſſenſchaft durch die Aerzte den möglichſt mindeſten Vortheil ziehen kann, zuſammen: nur ſind in beiden ganz verſchiedene Wege der Darſtellung gewählt.

Der Vf. der vorliegenden Schrift hat ihr auch den Titel gegeben: Dystherapeuſie, oder die Schwierigkeiten bey der Behandlung der Kranken und ihrer Uebel, nebſt Angabe der Art und Weiſe, jenen abzuhelfen.

Die dem unkundigen Leſer unverſtändlichen Begriffe und Kunſtwörter, deren ſich der Vf. in der Schrift bedienen zu müſſen glaubte, hat er in der Einleitung zu erklären geſucht. Dieſelbe iſt aber etwas zu lang gerathen, indem ſie bis S. 172. reicht, und die Auseinanderſetzung der Begriffe ſelbſt iſt doch für den Leſer, für welchen die Schrift eigentlich beſtimmt iſt, noch zu gelehrt gerathen.

Die Urſachen der Dystherapeuſie liegen nach dem Vf. entweder in dem Kranken, oder auſser ihm. Jene befinden ſich entweder in ſeinem Körper, und zwar entweder in dem Bau und den angebornen Verrichtungen, oder in den krankhaften Verrichtungen: oder ſie befinden ſich in ſeinem Gemüthe, und zwar entweder in ſeinem Erkenntniſs- oder in ſeinem Begehrungs-Vermögen. Dieſe (die auſser ihm liegenden) ſind entweder auf Seiten ſeiner Verfaſſung, oder der ihn umgebenden Perſonen zu finden.

Leider iſt die im Ganzen der Empfehlung werthe Schrift durch viele Druckfehler entſtellt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Barth: *Handbuch nützlicher Wirthſchafts- und Berufskenntniſſe für junge Frauenzimmer.* Als Lehrbuch in Töchterſchulen über die Pflichten und Geſchäfte der Hausfrau, Vorſteherin des weiblichen Geſindes, Krankenpflegerin u. ſ. w. und als (zu) Vorſchriften bey den Schreibübungen der Schülerinnen zu gebrauchen. Von *J. C. F. Baumgarten*, Lehrer der Erwerbſchule zu Magdeburg. *Erſter* Theil. 1811. 256 S. (18 gr.) *Zweyter* Theil. 1811. 216 S. (16 gr.) *Dritter* Theil, auch unter dem Titel: *Handbuch für erwachſene Frauenzimmer* über die Verhältniſſe und Obliegenheiten der Ehegattin, Mutter und Erzieherin. 1812. 176 S. 8. (14 gr.)

Der Vf. ſtellte dieſe Sammlung an, um Lehrerinnen in Töchterſchulen einen Vorrath von weiblichen Sachkenntniſſen in die Hände zu liefern, den ſie durch Vorträge aus eigner Erfahrung erläutern ſollen. Allerdings paſſen eben dergleichen Sachkenntniſſe auch am beſten zu kalligraphiſchen Vorſchriften, auch wohl zu Dictaten bey orthographiſchen Uebungen in jenen Anſtalten, da zumal die Abſchnitte dieſelbe Einrichtung erhalten haben, welche man im *Junkerſchen* Handbuche findet. Des Herausgebers Vorſchlag geht übrigens dahin, daſs man dieſes Buch den Töchtern nicht gedruckt in die Hände geben, ſondern dem Gebrauche der Lehrerinnen vorbehalten, doch aber dar-

Digitized by Google

darüber halten ſolle, daſs die jungen Mädchen ſich das Buch nach und nach ſelbſt, ſchön und richtig geſchrieben, anfertigen, um daran in Zukunft ein praktiſches Handbuch zu beſitzen, welches Rec. in jeder Hinſicht zweckmäſsig findet. Durch die Mühe, welche ſie darauf verwenden, erhält die Sammlung einen weit gröſsern Werth für ſie, als wenn ſie ihnen gekauft würde, was doch manchen Aeltern ſchwer fallen dürfte, und die löbliche Abſicht des Herausg., den Sinn für Häuslichkeit und weibliche Induſtrie in den Gemüthern früh zu wecken, wird dann um ſo ſichrer erreicht werden. Vielleicht möchte es vortheilhaft ſeyn, die Töchter anzuweiſen, daſs ſie ihre Hefte, ſo oft ein Hauptabſchnitt beendigt wird, durchſchoſſen einbinden laſſen, um künftig Nachträge aus eigner Erfahrung einſchalten zu können.

Die Einrichtung des Ganzen verdient Beyfall, ſowohl wegen der zweckmäſsigen Auswahl als guten Anordnung der Gegenſtände, welche aus folgender Ueberſicht hervorleuchten. Der *erſte* Theil enthält die in die *Küchengeſchäfte* einſchlagenden Kenntniſſe. Voraus geht als Einleitung: I. die Ueberſicht aller weiblichen Kenntniſſe und Fertigkeiten. Dann folgt II. die naturhiſtoriſche Kenntniſs der eſsbaren Dinge aus dem Thier- und Pflanzenreiche, ſo wie der wichtigſten Salze. III. Kenntniſs der ungeſunden, ſchädlichen und ſchwerverdaulichen Speiſen, wobey auch von den Giftpflanzen die Rede iſt. Am Ende findet man einige allgemeine Grundſätze über die Verdaulichkeit der Fleiſch-, Gemüſe- und Obſtarten. IV. Regeln beym Einkauf der Eſswaaren, oder weibliche Waarenkunde. V. Die Kunſt Eſswaaren aufzubewahren und Dauerſpeiſen zu bereiten. VI. Von der Vorbereitung der Speiſen und vom Gebrauch der Küchengeräthe. VII. Von der Zubereitung der Speiſen ſelbſt, als: der Suppen, Kaltſchalen, Zugemüſe, Salate und Fleiſchſpeiſen. VIII. Ueber die Kunſt, die Speiſen geſchmackvoll anzurichten. IX. Vom Tafeldecken. (Hier wäre vielleicht etwas von den Regeln der *Tranchirkunſt* einzuſchalten geweſen, einer Kunſt, welche man höchſt verkehrterweiſe auf Fechtböden tractirt, da doch ihre Ausübung ganz eigentlich dem weiblichen Geſchlechte obliegt.) X. Von der häuslichen Bäckerey, insbeſondre von der Bereitung des Brods und einiger Kuchen. XI. Von der Bereitung der Getränke, als Bier, Kaffee, Thee und dergl. XII. Von der Bereitung und dem Gebrauch der verſchiednen Eſſigarten.

Der *zweyte* Theil handelt hauptſächlich von den die *Kleidung* und andre *Bedürfniſſe* betreffenden *weiblichen Kunſtarbeiten*. I. Naturhiſtoriſche, techniſche und merkantiliſche Kenntniſs des Flachſes, der Wolle, der Baumwolle, der Seide und der aus ihnen entſtehenden Zeuge. II. Von der Wäſche. III. Vom Ausmachen der Flecke. IV. Vom Drucken und Färben der Zeuche. V. Von den Betten. VI. Von Bereitung der Lichter und Reinigung des Oeles. VII. Von der Viehzucht und dem Gartenbau. (Letzterer hätte wohl verdient, in einem eignen Abſchnitt ausführlicher abgehandelt zu werden.) VIII. Von den gegenſeitigen Pflichten der Herrſchaft und des Geſindes. IX. Von der Wartung und Pflege der Kranken. X. Von der Wirthſchaftsführung überhaupt. XI. Nützliches Allerley von Hausmitteln, Recepten und dgl. Die letztern drey Abſchnitte, die freylich hier gewaltſam angeſchloſſen ſind und in einen *dritten* Theil gehörten, für einen ſolchen auch anfänglich beſtimmt geweſen zu ſeyn ſcheinen, würden beſſer in Form eines Anhanges dem Plane entſprochen haben, welches jedoch kaum eine Rüge verdient.

Mit dieſem *zweyten* Theile war eigentlich nach dem Willen des Herausg. das Werk beſchloſſen. Späterhin wurde er durch den Verleger aufgemuntert, den *dritten* Theil als Fortſetzung zu liefern, welcher nicht zum Gebrauch in Schulen, ſondern zur Selbſtfortbildung junger Frauenzimmer beſtimmt iſt, und das Intereſſanteſte über die moraliſchen Verhältniſſe des Weibes, aus den beſten Schriften, die im Mittelſtande noch nicht allgemein gekannt ſind, ausgezogen darſtellen ſollte. Er zerfällt in *zwey* Hauptabſchnitte. Der *erſte* handelt von den Verhältniſſen des Weibes als Braut und Gattin; der *zweyte* und gröſsere von der Erziehung der Kinder, und zwar erſtlich von der körperlichen Erziehung und den gewöhnlichen Kinderkrankheiten, ſodann von der moraliſchen Erziehung, von den Beſſerungs- und Strafmitteln. Auch dieſer Theil verdient, was die Idee betrifft, ungetheilten Beyfall; allein mit der Art der Ausführung kann man nicht allerdings eben ſo zufrieden ſeyn. Zwar hat der Herausgeber auch hier aus guten Quellen mit beſonnener Auswahl geſchöpft — und Heil! der Gattin und Mutter, die nur die Hälfte von den trefflichen, hier zuſammengeſtellten Regeln beherziget und befolgt; aber nicht zu billigen iſt es, daſs Hr. *B.* auch hier die Form der kurzen Abſätze von halben Octavſeiten beybehielt, da dieſer Theil doch nicht zu Vorſchriften dienen ſollte. Dieſer Miſsgriff hatte zur Folge, daſs viele der ſchönſten Stellen, zu hart aus ihrem Zuſammenhange geriſſen, ſo wie ſie da chrienmäſsig hingeſtreut ſind, alles Erwärmende verloren. Der Herausg. hätte fühlen ſollen, daſs Nahrung für Kopf und Herz nicht, wie Koch-, Back-, Waſch- und Wanzenrecepte, in zerhackten Biſſen zu geben ſey. Auch hätte billig bey jedem Auszuge auf die Originale hingewieſen werden ſollen, um die jungen Leſerinnen zur Lectüre derſelben zu veranlaſſen, als worin der wichtigſte Nutzen ſolcher Blumenleſen beſteht.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1813.

MATHEMATIK.

PARIS, b. Courcier: *Connaiſſance des tems*, ou des mouvemens céleſtes, à l'uſage des Aſtronomes et des Navigateurs, pour l'an 1815, publiée par le Bureau des Longitudes. Novembre 1812. 223 S. 8. (4 Francs)

Die aſtronomiſchen Berechnungen, welche der Aufſicht des *Bureau des Longitudes* untergeordnet ſind, ſind von *Marion* und *Bailly-Meſnager*; für den Mond werden noch immer die Bürgſchen Tafeln gebraucht. Der ſcheinbaren Schiefe der Ecliptik iſt noch, von 3 zu 3 Monaten, die mittlere gerade Aufſteigung der Sonne in Zeit, durch die Nutation auf den wahren Aequinoctialpunkt gebracht, beygefügt worden, ein Zuſatz, der bey den Zeitverwandlungen Dienſte leiſtet. Das Sternverzeichniſs iſt auf den Anfang des Jahrs 1810 reducirt. Das geographiſche Längen- und Breitenverzeichniſs hat im Weſentlichen keine Abänderung erhalten; nur ſind die Längen einiger Hauptpunkte, welche *Lapeyrouſe* in der tatariſchen Meerenge beſtimmt hat, zufolge einer handſchriftlichen von *Dagelet* eingeſandten, und am Schluſſe des *dritten* Bandes von *Lapeyrouſe's* Reiſen abgedruckten Correctionstafel berichtigt worden; *Kruſenſtern's* Beobachtungen haben dieſe Verbeſſerungen beſtätigt. Ungewöhnlich ſtarke Fluthen könnten im Jahre 1815 nach der Theorie die Fluthen vom 4. September, 4. October, 25. Februar und 16. März werden, jedoch nur unter der Bedingung, daſs ſich beträchtliche Winde damit verbinden. — Auch dieſer Band der *Connaiſſance* iſt, wie die unmittelbar vorhergehenden, mit aſtronomiſchen Aufſätzen etwas ſparſam ausgeſtattet; er enthält: 1) einen Aufſatz des Grafen *Laplace* über die von dieſem Geometer in den Mondsbewegungen zuerſt entdeckte *Ungleichheit von längerer Periode*. Um das Daſeyn einer ſolchen Ungleichheit aufs neue durch Beobachtungen auſser Zweifel zu ſetzen, veranlaſste *Laplace* die beiden Aſtronomen *Bouvard* und *Arago*, zu neuen Berechnungen einer Anzahl älterer Beobachtungen von *Lahire* und *Flamſteed*. Nachdem der Ort und die Bewegung der Sterne aus deren Poſitionen man die Mondsörter herleiten muſste, aufs genaueſte berichtigt worden, ergab ſich aus den Beobachtungen von *Lahire* zwiſchen dem 4. Julius 1685 und 27. November 1686, daſs die Bürgſchen Epochen der mittlern Mondslänge, ſo wie ſie in der Pariſer Ausgabe von 1806 angenommen ſind, einer Correction von + 1″, 25 bedürfen, oder, wenn von den Epochen die darin enthaltene Mondsungleichheit + 10″, 80 abgezogen wird, daſs die wahre Correction — 9″, 55 beträgt. Achtzig Flamſteedſche Beobachtungen zwiſchen 23. Junius 1690 und 11. Junius 1693 geben für den mittlern Zeitraum 1691,4 eine Correction der Bürgſchen Epochen von — 7″, 55 nach den Rechnungen von *Bouvard* und *Arago*, und nach denen von *Bürg*, von — 8″, 03; das Mittel von beiden für den Zeitraum 1691,4 iſt — 7″, 79. Da nun eben dieſe Correction für 1756. + 12″, 0 für 1779. + 9″, 9 für 1801. + 2″, 0 beträgt, ſo iſt eine Verminderung der mittlern Mondsbewegungen auf dem Wege der Erfahrung gegeben, und als nicht mehr zu bezweifelnde Thatſache anzuſehen; und eine ſolche Verminderung folgt auch aus den Rechnungen, welche das Bureau des Longitudes bey Vergleichung der Bürgſchen und Burkhardtſchen Mondstafeln im J. 1812 anſtellen lieſs. Man weiſs, daſs *Laplace*, der zuerſt durch ſeine Theorie auf die Exiſtenz dieſer Ungleichheit aufmerkſam machte, anfänglich vorſchlug, ſie durch eine Gleichung auszudrücken, die vom Sinus $(2N + P - 3p)$ abhängt, wenn N den aufſteigenden Mondsknoten, P die Länge der Erdferne des Monds und p die Länge der Erdferne der Sonne bezeichnet; dieſe Gleichung war auch hinreichend, alle Beobachtungen von 1685 bis 1811 gut darzuſtellen. Allein eben ſo gut ſtimmen ſie zu einer andern von *Laplace* jetzt vorgeſchlagenen Gleichung, deren Coëfficient nach der Theorie ungleich merklicher als bey der vorigen Gleichung ſeyn muſs, und die vom Coſinus $(2N + P)$ abhängt. *Burkhardt*, von *Laplace* veranlaſst, hat dieſe letztere Gleichung in ſeinen Tafeln angewendet. Sollte ſich, wie eine Vergleichung zwiſchen den Burkhardtſchen und Bürgſchen Tafeln einigermaſsen vermuthen läſst, eben dieſe letztere Form der Gleichung durch künftige Beobachtungen beſtätigen, ſo wäre dieſs auch in ſo fern äuſserſt merkwürdig, weil die Gleichung in dieſer Form eine ungleiche Geſtalt der beiden Erdhalbkugeln als Thatſache vorausſetzt. Ein Geſtirn, das der Erde dienſtbar iſt, würde uns alſo in einer neuen Beziehung die Erde ſelbſt genauer kennen lehren: denn bekanntlich läſst ſich aus einer andern ſchon früher beſtimmten Mondsgleichung die Abplattung der Erdkugel hinleiten; noch eine andere Mondsgleichung dient, die Gröſse der Sonnenparallaxe, und damit die Entfernung der Erde von der Sonne genauer feſtzuſetzen. (Daſs übrigens, für jetzt wenigſtens, die Beobachtungen noch nicht vollkommen weder für die eine noch für die andere Form der Ungleichheit der mittlern Mondsbewegung entſchieden, ſcheint aus den Reſultaten verglichener Beobachtungen zu erhel-

Digitized by Google

erhellen, die *Bürg* in der monatlichen Correſpondenz 26*ſter* Band, S. 591 folg. bekannt gemacht hat. Es könnten auch noch in den übrigen Längengleichungen des Monds durch eine neue Erörterung Verbeſſerungen gefunden werden, wodurch die Ungleichheit mit langer Periode in etwas modificirt würde.) — 2) Allgemeine Ueberſicht meteorologiſcher Beobachtungen auf der kaiſ. Sternwarte in Paris vom J. 1810, von *Bouvard*. — 3) Ueber *Laplace's Théorie analytique des probabilités*, Paris 1812. 4. Dieſs gehaltreiche Werk beſchäftigt ſich mit Entwicklung der unveränderlichen Grundſätze, auf denen die Lehre von der Wahrſcheinlichkeit beruht, einer Entwicklung, die in zweyerley Theorien zerfällt, welche der Vf. ſchon vor 30 Jahren in den *Mém. de l'Acad.* vorgetragen hat. Die eine dieſer Theorieen begreift die von dem Vf. ſogenannten *Fonctions génératrices*, die andere ſolche genäherte Formeln, welche Functionen von ſehr groſsen Zahlen ſind. Dieſe Theorieen hat der Vf. hier noch ausführlicher, als in den Mémoires dargeſtellt, und zugleich gezeigt, daſs die letztere nur eine Art von Erweiterung des erſten iſt; auf eben dieſen Calcul der *Fonctions génératrices* gründet auch der Vf. ſeine Wahrſcheinlichkeitslehre. Die meiſten Probleme, die ſich auf zufällige Ereigniſſe beziehen, laſſen ſich auf Lineargleichungen mit einfachen oder partiellen Differenzen zurückführen; die Auflöſung davon enthält der *erſte* Theil jenes neuen *Calcul* vermittelſt einer allgemeinen Methode, dieſe Art Gleichungen zu integriren. Zuweilen aber ſind Erfolge in ſehr groſser Anzahl in Betrachtung zu ziehen, und dieſs führt auf ſtark zuſammengeſetzte Ausdrücke mit ſo vielen Gliedern und Factoren, daſs die numeriſche Berechnung gar zu ſchwierig wird. In einem ſolchen Falle iſt es von Wichtigkeit, eine Methode ſchnell convergirender Reihen anwenden zu können; der neubearbeitete Calcul giebt auch dieſe Methode an die Hand. Der Vf. hat ſein Verfahren auf die delicateſten, ſchwerſten, und zugleich praktiſch nützlichſten Fälle angewendet, hauptſächlich aber auf eben diejenigen, wo die Wahrſcheinlichkeit von Urſache und Wirkung aus einer Reihe ſehr vieler Beobachtungen oder durch Erfahrung gegebener Data zu berechnen iſt. Nicht nur den Mathematiker, auch den Philoſophen müſſen dieſe Unterſuchungen intereſſiren, aus welchen hervorgeht, daſs eine gewiſſe Regelmäſsigkeit in den zu erwartenden mittlern Reſultaten auch da herrſcht, wo alles Zufall ſcheint. So ſucht der Vf. durch die Allgemeinheit ſeiner Analyſe, ſo wie durch Neuheit und Schwierigkeit der von ihm aufgelöſten Probleme einem Zweige der Mathematik mehr Ausdehnung und Zuverläſſigkeit zu geben, der, ſeit *Fermat* und *Paſcal*, von einem *Huyghens*, den *Bernoulli's*, von *Montmort*, *Moivre* und andern geſchickten Geometern bearbeitet worden. — Eine *aſtronomiſche Anwendung* von ſeiner Theorie macht der Vf. unter anderm, indem er die merkwürdige Erſcheinung in unſerem Sonnenſyſtem, daſs alle Planeten und Trabanten beynahe in Einer Ebene, und alle nach derſelben Richtung von Weſten gegen Oſten ſich bewegen, nach den Wahrſcheinlichkeitsgeſetzen prüft. Er findet indeſs für die Wahrſcheinlichkeit, daſs dieſs von einem Zufall herrühren könnte, einen ſo kleinen Bruch, daſs die Wahrſcheinlichkeit einer beſtimmten Urſache, die jenes Phänomen erklärt, unendlich überwiegend iſt; und dieſe Urſache ſucht er in ſeiner *Expoſition du Syſtème du Monde* in der Sonnenatmoſphäre, welche ehmals ſich weit über die Planetenbahnen hinaus erſtreckt haben müſſe, bis ſie allmählich durch Erkältung und Anziehung des Sonnenkörpers ſich mehr verdichtete, und in engere Grenzen zurückzog. So trifft der Vf., obſchon auf einem ganz andern Wege, mit *Herſchel* zuſammen; letzteren veranlaſsten nämlich ſeine Beobachtungen am Fixſternhimmel zu der Idee, „daſs ein ausgebildeter Fixſtern vorher mehrere nebulöſe Zuſtände durchlaufen haben müſſe, daſs dieſs auch bey unſerer Sonne der Fall ſeyn, und dieſe einſt eine weitgedehnte, weniger als jetzt verdichtete Atmoſphäre um ſich gehabt haben dürfte. — Selbſt auch auf die Art des Einfluſſes *moraliſcher Urſachen* läſst ſich die Theorie der Wahrſcheinlichkeit anwenden: denn moraliſche Urſachen, deren Wirkung ſehr oft wiederholt wird, geben ein nicht weniger regelmäſsiges Reſultat, als phyſiſche. — Merkwürdig ſind noch die Winke, welche der Vf. über einen in neuern Zeiten viel beſprochenen Gegenſtand, den *thieriſchen* (animaliſchen) *Magnetismus* giebt. Die Nerven, ſagt der Vf., ſind die feinſten Inſtrumente, welche uns Naturkräfte bemerklich machen, die ſonſt unſerer Beobachtung entfliehen. Durch ſie hat man den Galvanismus entdeckt; auf eine erhöhte Reitzbarkeit der Nerven beziehen ſich auch die auſserordentlichen Erſcheinungen des animaliſchen Magnetismus, die Möglichkeit, daſs gewiſſe Individuen von einem in der Nähe vorhandenen Metall oder flieſsenden Waſſer afficirt werden, u. ſ. w. Es iſt einer ſorgfältigen Anwendung der Probabilitätslehre vorbehalten, wie weit die Erfahrungen vervielfältigt werden müſſen, um über die Exiſtenz einer ſolchen geheimen Urſache, die jene Wirkungen hervorbringt, mit Sicherheit zu entſcheiden, da ſich aus dem Umſtande, daſs zuweilen keine Wirkung erfolgt iſt, bey dem vermuthlich ſchwachen Grade der Wirkung, bey der Möglichkeit, daſs ſolche auf verſchiedene Art geſtört werden könnte, und überhaupt bey unſerer noch ſo beſchränkten Naturkenntniſs, auf das Nichtdaſeyn der Urſache kein unfehlbarer Schluſs gründen läſst.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Fleiſcher d. J.: *Julie von Lindau* oder Natur, Wille und Verhängniſs, von *Karl Streckfuſs*. 1810. *Erſter* Theil. 256 S. Mit einem Kpfr. *Zweyter* und letzter Theil. 316 S. 8. (3 Rthlr.)

Seit *Göthe* in ſeinem Werther den Untergang eines edeln und reichen Gemüths durch unbezwingliche Gewalt der Leidenſchaft ſo genialiſch darzuſtellen wuſste, ha-

haben eine Menge Dichter verſchiedner Nationen denſelben Pfad zu betreten geſucht. *Ortis* und *Valerie* ſind unter den neuern Verſuchen noch im Andenken; *Corinne* und *Praxede* bezeichnen wohl die Extremen des Gelungenen und Schlechten dieſer Art. Alle noch ſo ungleiche Nachahmungen aber ſtimmen wenigſtens darin überein, daſs ſie dazu dienen können, die Trefflichkeit des Urbildes klärer ins Licht zu ſetzen; auch der vorliegende Verſuch des Hn. *Streckfuß* macht hiervon keine Ausnahme.

Zu den alltäglichen oder talentloſen Nachahmern Werthers gehört der Vf. indeſſen nicht. Bey mancher unverkennbaren Aehnlichkeit iſt doch Geiſt und Anlage ſeines Werks in ſehr weſentlichen Punkten von dem Götheſchen verſchieden. Dort bezwingt die Leidenſchaft ein Jünglingsgemüth, deſſen Kräfte noch in ziemlich natürlicher Harmonie ſtehen, in ſo fern wenigſtens, als der überlegende, den Willen durch Grundſätze zügelnde Verſtand kein bemerkliches oder entſchiedenes Uebergewicht behauptet. Hr. *Streckfuß* aber ſtellt gereifte Charaktere von feſten Willen im Kampf mit der Leidenſchaft dar, die im Bunde mit Natur und Verhängniſs die Oberhand behält. Dahin deuten die Worte des Titels, und aus dieſem Grunde neigt ſich der Gang ſeiner Geſchichte mehr zum Regelmäſsigen, als Werther. Läſst ſich der Widerſtand des freyen Gemüthes gegen die Vernichtung drohende Gewalt der Leidenſchaft überhaupt mit dem Kampfe des Kriegers vergleichen, ſo deutet der Gang der Streckfuſsiſchen Dichtung nicht unbemerklich auf eine anhaltende, von beiden Theilen nach den Regeln der Kunſt geführte, in ihrem Ausgange zweifelhafte, Belagrung hin, während im Werther der unregelmäſsige Angriff von gewiſſerm Erfolg, die Vertheidigung ſchwächer iſt. Gröſser, ergreifender iſt der Eindruck Werthers und zugleich doch beruhigender, dort nimmt die Leidenſchaft rettungslos den Menſchen hin, aber eben hierin erſcheint ihre Gröſse, die, wir fühlen es, nicht allgemein iſt; bey Hn. *Streckfuß* ſind die ſtreitenden Kräfte mehr im Gleichgewicht, aber eben deshalb iſt der Sieg der Leidenſchaft für den unterliegenden Theil noch weniger rühmlich.

Indem Hr. *Streckfuß* dieſem heftigen Kampfe der Leidenſchaft gegen das Bollwerk feſter Grundſätze in ſeinen verſchiedenen Richtungen folgt, indem er die Blendwerke und Sophiſmen entwickelt, womit ſie den Verſtand zu bemeiſtern ſucht, dringt er bis an die äuſserſten Grenzlinien des Schönen, und er ſcheint uns ſie zuweilen überſchritten zu haben. Daher haben die Aeſthetik und Pſychologie an dieſem Werke ihre Rechte auszugleichen, ein Geſchäft, worein Rec. ſich nicht miſchen will. Hier genüge es uns, das Werk noch von einigen andern Seiten zu beleuchten, wo ſich eine Vergleichung mit Werther von ſelbſt darbietet. Alſo erſtlich die weiblichen Hauptcharaktere betreffend. Bey *Göthe* iſt Lotte frey von der Leidenſchaft, alſo das Verhältniſs einfacher, und auf der einen Seite Ruhe, die den Stürmen auf der andern gewiſſermaſsen zum hebenden Grunde dient. Bey Hn. *Streckfuß* iſt die Heldin am erſten und gewaltſamſten von der Leidenſchaft ergriffen, die ſich von ihr auf den Helden ausdehnt, das Verhältniſs alſo zuſammengeſetzter und Sturm auf beiden Seiten. Was würde jener Kunſtrichter, der ſogar den Oſſian *hitzig* und *gequält* nennt, zu unſerm Roman ſagen! Die Wirkung des Ganzen ſcheint uns gleichwohl durch das zuſammengeſetztere Verhältniſs nichts gewonnen zu haben, für pſychologiſche Zwecke aber möchte es allerdings fruchtbarer und deshalb nicht zu tadeln ſeyn. *Göthes* Lotte ferner macht keinen Anſpruch auf einen auſserordentlichen übergewöhnlichen Charakter, Julie hingegen iſt wirklich kein alltägliches Weib. Aber was ſie auf dieſer Seite gewinnt, verliert ſie an eigenthümlichen Liebreiz und Würde ihres Geſchlechts, ob wohl Hr. *Streckfuß* das Aeuſserſte gethan hat, ihr beides, ſo weit es mit ihrer unbezwinglichen Leidenſchaft beſtehn konnte, zu erhalten. Dennoch aber und aller Gegengründe und ſchonenden Rückſichten ungeachtet, muſs eine Frau einen ungünſtigen, die zarte Würde ihres Geſchlechts verletzenden Eindruck machen, die, um nur das Eine anzuführen, in Gegenwart ihres Mannes und anderer mit ihren Verhältniſſen bekannten Perſonen ohne ein Gefühl von Schaam oder Verlegenheit leidenſchaftliche Briefe an ihren Geliebten ſchreiben kann! Hat der Vf. hier, und in ähnlichen, zum Theil auch noch auffallendern Zügen nur darlegen wollen, wie weit die Gewalt der Leidenſchaft gehe, wir können es pſychologiſch nicht tadeln, wir dürfen nur ſagen, daſs hier das äſthetiſche Intereſſe hat weichen müſſen. Wie rein und achtungswerth in unverletzter Würde ihres Geſchlechts ſteht dagegen die ſchuldloſe Lotte da! Am meiſten fühlen wir uns für ſie eingenommen, wenn wir ihre einfachen Worte: *Warum juſt mich, das Eigenthum eines andern*, mit dem Briefe vergleichen, worin Julie abwägt, was ſie ihrem Manne, und was ſie ihrem Geliebten ſeyn wolle und könne. Bedeutend ſpricht ſich in dieſen Punkten der Contraſt beider Werke aus, das unverdorbene natürliche Gefühl gegen die verfeinerte, den Keim des Verderbens in ſich tragende Bildung! Wie ſiegend behauptet gegen die letztere das erſtere ſeinen Vorzug, das ohne Diſtinctionen die Pflicht als heilig und unverletzlich erkennt, und es zu keinem verderblichen Abwägen und Beſchränken derſelben kommen läſst. In der Natur der bisher bemerkten Verhältniſſe liegt es denn auch, daſs der Gemahl Juliens, Herr von Lindau, eine ſchlechtere Rolle ſpielen muſste, als Albert im Werther, wiewohl auch dieſer ſeinerſeits nicht eben glänzt; es hat aber Hn. *Streckfuß* gefallen, dieſe ſchlechte Rolle Lindau's in eine durchaus elende und erbärmliche zu verwandeln. Wird gleich auf der einen Seite Juliens Schwäche dadurch beſſer entſchuldigt, ſo wird doch wahrlich auf der andern nichts gewonnen, daſs uns dieſe klägliche Geſtalt durch das Ganze hindurch begleiten muſs, und durch ihre Widrigkeit der ruhigen harmoniſchen

Hal-

Digitized by Google

Haltung der Dichtung noch einen richtigen Moment mehr entgegen ſtellte.

Einen andern Vergleichungspunkt bieten uns die männlichen Hauptcharaktere dar. Daſs Werther ein reiches Gemüth ſey, wird uns nirgends geſagt, aber wir ſchauen ſeinen Reichthum unmittelbar in den Gegenſtänden an, die es umfaſst und die den Kreis der Dichtung nach mannichfachen Richtungen erweitern. Von Wilk leſen wir es hingegen auf allen Blättern, daſs er ein Mann von ſeltnem Geiſt und Werth ſey, aber nur der Grad ſeines ſittlichen Werths wird uns aus ſeinen Entſchlüſſen und Worten anſchaulich, übrigens iſt der Kreis von Dingen, welche ſein Geiſt, und welche die Dichtung überhaupt umfaſst, auffallend geringe. Die Behandlung des Vfs. neigt ſich durchaus nicht zu mannichfaltiger Fülle, ſondern beſchränkt ſich gar enge auf den eigentlichen Gegenſtand der Dichtung. Die Scene iſt auf einem Landgute, mitten unter den Reizen einer ſchönen Natur, die Geſchichte ſpielt den Sommer hindurch, und die 51 Briefe ſind vom März bis in den October hinein datirt; aber dieſe Umgebung, dieſe Jahrszeit iſt in dem Gange der Erzählung ſo wenig bemerklich, daſs Rec. ſich anheiſchig macht, die Geſchichte in den Winter zu verlegen, und die Briefe umgekehrt vom October bis in den März zu datiren, ohne daſs er deswegen im ganzen Buche mehr als ſechs, höchſtens acht Stellen verändern dürfte. Selbſt in den wenigen Fällen, wo Hr. *Streckfuſs* etwas anders, als Gemüthszuſtände ſchildert, haftet an ſeinen Beſchreibungen eine auffallende Dürftigkeit und Beſchränktheit wie gleich auf den erſten 30 Seiten, wo Wilk mit ökonomiſchen Verbeſſerungsplanen beginnt, und dann die ſchöne Gegend beſchreibt. Nur in der Darſtellung von Gemüthszuſtänden zeigt er mehr Fülle und eine freyere Bewegung. Ungeachtet des geringen Umfangs herrſcht im Werther ungleich mehr Reichthum und vielſeitiges Leben, als in ſeinem Roman.

Ein gleiches läſst ſich drittens von der Sprache ſagen. Sie hat im Werther das bewegliche unmittelbare Leben der Leidenſchaft, bey Hn. *Streckfuſs* ſchreitet ſie ungeachtet aller Lebhaftigkeit und Wärme doch bey weitem ruhiger, gemeſſener in gehaltener Bildung, und faſt durchaus in regelmäſsigen Perioden fort.

Das Ganze iſt in Briefform, am Schluſs tritt die Erzählung ein, dieſes iſt genau dem Werther nachgebildet. Die epiſtolariſche Form iſt für den Romandichter freylich ohne Vergleich die leichteſte, die einzelnen Maſſen der Erzählung ordnen und vertheilen ſich ſo von ſelbſt, aber wie viel Unbequemes führt ſie für den Leſer mit ſich, wie viel Unnatürliches, in Romanen wie der gegenwärtige, die ein tiefes, inneres Leben darſtellen ſollen, wo die äuſsere conventionelle Seite des Lebens zurückſtehn muſs. Wie ſonderbar iſt es, daſs die Perſonen mitten im Sturm der heftigſten Leidenſchaft ihre Zeit auf das Schreiben bogenlanger Briefe verwenden! Wie unbequem, daſs durch dieſe Briefe Perſonen in die Handlung verflochten werden, von denen der Dichter keinen andern Gebrauch macht, als den ihrer Adreſſe, oder die, wenn ſie ja an der Handlung Theil nehmen, meiſtens, wie hier Caroline von Ewald, eine überflüſſige Nebenrolle ſpielen. Paſſender mag es immer noch ſeyn, wenn, wie im Werther alle Briefe nur an eine Perſon, in einförmiger Folge, faſt wie die Ergüſſe eines geheimen Tagebuchs gerichtet ſind, als wenn die Correſpondenz zwiſchen mehrern geführt wird. Dieſe eben genannte Form eines geheimen Tagebuchs hält Rec. überhaupt in Romanen, wie der Werther, für die natürlichſte und zweckmäſsigſte; ſie führt uns unmittelbar zu den innern Tiefen des Gemüths, und begünſtigt ein durchaus freyes rückſichtloſes Ausſprechen der Gefühle, nur den Beſchreibungen äuſserer Gegenſtände ſagt ſie weniger zu, und der Dichter müſste ſich daher kein Bedenken machen, ſie nöthigenfalls mit dem erzählenden Vortrage abwechſeln zu laſſen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

NÜRNBERG, b. Campe: *Praktiſche Vorſchriften und Verſuche* aus der Oekonomie, Technologie, Chemie und Gewerbskunde. Für Freunde dieſer Wiſſenſchaften, von *Joh. Conrad Gütle.* 1813. 340 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Man erwarte hier ja keine eignen Verſuche und Erfahrungen, ſondern eine Fortſetzung von deſſelben Vfs. Kunſtbuche, entſtanden aus Collectaneen. Wer den Anzeiger der Deutſchen und einige andre gemeinnützige Blätter zur Hand nehmen und die Recepte ausſchneiden will, kann ſich das Buch noch beſſer zuſammenſetzen, als es hier iſt. Indeſſen kommt man durch den Ankauf dieſes Abdruckes doch wohlfeiler dazu, und darin beſteht das Verdienſt des — Druckers.

Zuſatz zu A. L. Z. Nr. 242. S. 259.

Die ſchöne dort angezeigte deutſche Ueberſetzung des *Birkenſtockiſchen* Gedichts auf das der hochſel. Erzherzogin Maria Chriſtina gewidmete Denkmal, deſſen Verf. ſich am Ende blos mit „*Enzenberg*" unterzeichnet hatte, hat den kaiſ. königl. geh. Rath und Inneröſterreichiſchen Appellationsrath Hn. Grafen *von Enzenberg* zum Verfaſſer, einen vieljährigen vertrauten Freund des ſel. *v. Birkenſtock.*

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1813.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

FRANKFURT a. M., in d. Hermann. Buchh.: *Streng zusammenhängende deutsche Sprachlehre.* Nach den Gesetzen des Denkens für Schulen und Liebhaber bearbeitet von *Georg Ludwig Kloker*, Präc. in Reutlingen. 1813. VIII u. 192 S. 8. (14 Gr.)

Mit einem seligern Selbstgefühl ist wohl selten ein Schriftsteller zum ersten Male aufgetreten, als der Hr. Präc. *Kloker* in Reutlingen (einem Orte sonst ominöser Vorbedeutung für die Schriftsteller, doch nicht für die, welche dort schreiben, sondern welche daselbst gedruckt werden). — „Eine streng-zusammenhängende, systematische, d. h. in allen ihren Theilen aus einem obersten Grundsatz abgeleitete deutsche Sprachlehre ist meines Wissens nicht vorhanden, die Erscheinung der Gegenwärtigen braucht also nicht entschuldiget zu werden" — so beginnt die Vorrede, und man glaubt den Hn. Präceptor zu sehen, wie er von seiner systematischen Höhe auf die unsystematischen Grammatiken von *Gotsched* bis auf *Adelung*, und von diesem bis auf die neuesten herabblickt. — Doch er sagt ja: *meines Wissens*, und wir können also nur bedauern, dass dann die meisten, besonders der neuern Sprachlehren, nicht zu des Hn. Präceptors Wissen gelangt sind. Oder hält er den Satz: „Sprache ist Darstellung menschlicher Vorstellungen in articulirten Lauten", welchen die meisten Sprachlehrer seit *Adelung* zum Grunde gelegt haben, etwa nicht für einen obersten Grundsatz, und die Entwicklung der Redetheile und der Gesetze ihrer Verknüpfung zum Satze aus demselben nicht für eine streng-zusammenhängende, systematische? Wir halten unmafsgeblich diesen Grundsatz, welcher unmittelbar auf die Denkgesetze hinweist, nicht allein für einen höhern, als den von dem Vf. zum Grunde gelegten der blofsen Anschauung in Raum und Zeit, dessen Hauptregel heifsen soll: „Man lerne den Gegenstand nach seinen Merkmalen und Verhältnissen hörbar bezeichnen"; sondern geben ihm auch unbedingt den Vorzug des bestimmtern Ausdrucks: denn *hörbar bezeichnen* heifst noch nicht durch die Sprache bezeichnen. Mit der blofsen Anschauung reicht man nicht überall aus, da wir denn doch auch, dem Himmel sey Dank! viele Vorstellungen darzustellen haben, die sich nicht auf sie gründen; oder hält der Vf. etwa Raum und Zeit für die Formen aller Vorstellungen? Beynahe scheint es so nach mehrern folgenden Aeufserungen. — Dafs die Sprachlehre, wie die Sprache selbst, vom Sinnlichen beginnen müsse, ist längst anerkannt und angewendet. — „So haben wir denn", fährt der Vf. nach einer vorläufigen Nachweisung der verschiedenen Merkmale und Verhältnisse eines Gegenstandes und Bestimmung der sie darstellenden Redetheile, wovon später noch die Rede seyn wird, „eine an den natürlichen Zusammenhang der Dinge, an die *Gesetze des Denkens* (Raum und Zeit?) gebundene Sprachlehre. — Das System ist aus der Seele des Schülers gegriffen, und was Umgang und Erfahrung vermischt in ihn brachten, wird nun ordnungsmäfsig *aus ihm* entwickelt; eine Methode, die nimmermehr verlassen werden kann, wenn sie einmal geprüft ist." — Ganz recht — aber mufste man denn wirklich erst auf Hn. Präc. *Kloker* warten, ehe man *ordnungsmäfsig aus der Seele des Schülers* das entwickelte, was Umgang und Erfahrung vermischt in ihn brachte? — Nein, dem Himmel sey Dank! so schlimm, als Hr. *Kl.* wähnt, sah es mit dem Sprachunterrichte denn doch im letzten Jahrzehend — wenigstens allgemein — nicht mehr aus; und wenn er eine solche Methode eine *neue* nennt, so hätte er doch auch hier bescheiden hinzufügen sollen: meines Wissens: und wenn er dann in stolzem Selbstbewufstseyn ausruft: „Deswegen wird auch *Vater Pestalozzi* nur diese und keine andere Form des Sprachunterrichts brauchen können, wenn er ihn seinem übrigen Natur-Unterricht, wenn ich so sagen darf, anpassen will"; so möchten wir die Sache umkehren und sagen: dafs Hr. *Kl.* seinen Sprachunterricht dem Naturunterrichte Vater *Pestalozzi's* anzupassen gesucht habe. — „Doch aufser der Form," fährt er fort, „mufste auch in Absicht auf das Materiale noch manches erklärt und aufgestellt werden; denn dafs die *unvollständige (?) Sagart* (Conjunctiv) wirklich im Deutschen keine halbvergangene (?) und vorhervergangene Zeit (Imperf. und Plusquamperf.) hat; dafs Zusammenstellung und Verbindung unterschieden werden mufs; dafs der *Vordersatz* blofs ein vorangestellter Neben- oder Zwischensatz ist und deswegen das Zeitwort am Ende stehen hat; dafs *Prädicat* heifst: Beylegung eines Merkmals in der Zeit, — *das hat noch keiner gelehrt!* — Was die drey ersten Offenbarungen betrifft, so hätte der Vf. wohlgethan, hübsch hinzuzufügen: meines Wissens, und was die letztere betrifft, so hoffen wir, dafs man sie ihm, in Hinsicht der Folgerungen, die er daraus zieht, gern allein überlassen wird. — Dafs das Imperfectum und Plusquamperfectum des Conjunctivs (welchen Hr. *Kl.* die *unvollständige* Sagart nennt, wir wissen nicht warum, andere nennen ihn zweckmäfsiger die *ungewisse*) die Gegenwart und die

die ſchlichte Vergangenheit eines Wunſches, einer Bedingung, einer Möglichkeit u. ſ. w. ausdrücke; daſs die verbundenen Sätze ſich eintheilen in *von einander unabhängige* und von einander *abhängige;* daſs wenn Grund, Bedingung und Umſtände in eigenen Sätzen zwiſchen Subject und Prädicat eingeſchoben oder auch dem letztern beygefügt werden, dieſe *Nebenſätze* heiſsen, um ſie vom Hauptſatze zu unterſcheiden, und daſs dann bey den Sätzen der Vergleichung, des Einwurfes, des Grundes, der Bedingung, der Zeitfolge, der Satz, in welchem das Aehnliche, der Einwurf u. ſ. w. enthalten iſt, der *Vorderſatz* und der andere damit verbundene der *Nachſatz* heiſst: das kann er bey mehrern ſeiner Vorgänger finden — oder meinte er nur, daſs dieſs alles noch keiner mit ſeinen Worten gelehrt habe? — Was aber die vierte Offenbarung betrifft: daſs *Prädicat* heiſst: Beylegung eines Merkmals in der Zeit, nach welcher dann in dem Zuſatze S. 14 geſagt wird: Es war alſo bisher eine falſche Anſicht, wenn man dasjenige Wort, welches Bezeichnung der Zahl, Perſon, Zeit und Sagart enthält, *Copula*, Verbindungsmittel zwiſchen Subject und Prädicat nennt, und von ihm die Copula ganz verworfen wird; ſo müſſen wir darauf erwiedern: daſs hier die nothwendig an der Copula zu bezeichnenden Verhältniſſe als ihr eigentliches Weſen ſind aufgeführt worden, und daſs, da eine geſunde Sprachlehre ſich denn doch auf eine geſunde Logik gründen muſs, ſich darin aber die Copula als einen beſondern und wichtigen Beſtandtheil im Urtheile erweiſet, ſie auch von der Sprachlehre als ein beſonderer Theil der Darſtellung des Urtheils aufgeſtellt und von dem Prädicate müſſe unterſchieden werden. Daſs übrigens jedes Prädicat nur in der Zeit beygelegt werden könne, dieſe Entdeckung ſoll doch wohl nicht *neu* ſeyn? — Kurz, wir müſſen aufrichtig geſtehen, eine gröſsere Arroganz, als in dieſer Vorrede ſich ausſpricht, iſt uns noch nicht leicht vorgekommen, und wir hielten es für Pflicht, dergleichen ungemeſſene Anmaſsungen in den Schranken zurückzuweiſen, ſo wie wir denn auch dem Vf. eine durchgängig richtige Anſicht der Redetheile abſprechen, ihm Verworrenheit in ſeinen eigenen Begriffen zuſprechen, und dabey auf die häufige Unbeſtimmtheit im Ausdrucke, auf die häufigen Provinzialismen, die er ſich erlaubt, aufmerkſam machen müſſen. Auch haben wir einen feſten Geſichtspunkt bey dieſer ſtreng zuſammenhängenden, ſyſtematiſchen Sprachlehre ungern vermiſst, nämlich, für wen ſie eigentlich beſtimmt wurde. Für Schulen und Liebhaber beſagt der Titel; aber als eigentliche Schulſprachlehre kann ſie nicht gebraucht werden: denn ſie iſt mehr eine Methodenlehre, alſo in dieſer Hinſicht nur für den Lehrer, und dann kommt wieder ſo manches darin vor, daſs denn wohl nur für den Liebhaber berechnet ſeyn mag. — Von unſern obigen Behauptungen ſollen hier die nöthigen Belege erfolgen. Der Vf. ſtellt im Anfange der Einleitung die Frage auf: „Welches ſind die nothwendigen Beſtandtheile einer Sprache, damit wir unſere Gedanken *deutlich* und *gefällig* durch die Rede bezeichnen können" — und ihm ſind die *Fürwörter* (Pronomina) denn ſolche gefällige Beſtandtheile, die (nach S. 5) bloſs dazu da ſind, um das übellautende und weitläufige Wiederkommen der nämlichen Wörter zu vermeiden. — Sollte ein Sprachlehrer, der ſich zu keiner höhern Anſicht der Sprache erhoben hat, als daſs er bey der Entwickelung ihrer *weſentlichen* Beſtandtheile auf das *Gefällige* Rückſicht nimmt, der das Weſen der Sprache nicht tiefer aufgefaſst hat, als daſs er den Repräſentanten der Perſönlichkeit keine andere Function zuzuertheilen weiſs, als Uebellaute und Weitläufigkeit zu vermeiden, wohl auf Ergründung der Sprache Anſpruch machen dürfen? — Den *Artikel* hat man nach dem Vf. (S. 22. Zuſ.) nicht nöthig, als beſondere Wortart in einem eigenen Kapitel abzuhandeln, da er, für ſich allein genommen, gar keine Bedeutung hat, und überall nur als Diener des Nennworts erſcheint. — Was denn nun aber der Artikel ſey, erfahren wir nirgends, und alſo iſt noch weniger die Rede von einer Unterſuchung der Nothwendigkeit deſſelben in der Sprache dem Begriffe nach, und ſeiner Aufſtellung als ein beſonderes Wort in den wirklichen Sprachen; wir erfahren hier nur, daſs das Geſchlecht der Nennwörter beſonders durch den *beſtimmten* (beſtimmenden) Artikel *der, die, das*, oder durch den *unbeſtimmten* (nicht beſtimmenden) *ein, eine, ein* kenntlich werde, und in einem Zuſatze wird dann hinzugefügt: „Den Artikel von dieſer Andeutung des Geſchlechts das *Geſchlechtswort* nennen, heiſst eine Sache von einem Nebentheile den Namen geben. *Wir werden ſogleich ſehen, daſs er zur Caſusbezeichnung eben ſo nothwendig iſt.*" — Alſo iſt wohl das Letztere ſein Haupttheil? Doch heiſst es weiter: „Noch andere Verrichtungen aber werden ihm in der zuſammenhängenden Rede (82) angewieſen." — Wir ſahen uns alſo begierig nach dem 82. §. um, fanden hier aber auch weiter keinen Aufſchluſs über das Weſen, oder auch nur über die Verrichtungen des Artikels in der Sprache, ſondern nur einige höchſt oberflächliche Regeln, wann der Artikel geſetzt werden ſoll und wann er wegbleiben darf. — Und doch nennt Hr. K. ſeine Sprachlehre eine ſtreng zuſammenhangende ſyſtematiſche? — Hätte er ſich mit einer *allgemeinen Sprachlehre*, deren Kenntniſs ihm überall abgeht, vertrauter gemacht, ſo würde ihm der Artikel (ſo wie auch das Pronomen) in einem ganz andern Lichte erſchienen ſeyn; und hätte er ſich mehr nach dem umgeſehen, was von neuern deutſchen guten Sprachlehrern geſchehen iſt, ſo würde er weder die *Geſchlechtsbezeichnung*, welche bey dem *indefinitiven Artikel* nicht einmal Statt findet, noch auch die *Caſusbezeichnung*, dem Artikel beſonders beygelegt, ſondern die Bezeichnungslehre des Geſchlechts, der Zahl und der Caſus ganz davon, als allen dem Subſtantiv einverleibten Redetheilen gemeinſchaftlich und auf gleiche Art zukommend, getrennt haben. — So iſt es wohl noch niemand eingefallen, unter der Rubrik *Beſchaffenheitswort* auch die Lehre von den *Zahlwörtern* abzuhandeln, wie hier S. 51 geſchieht. Wenn

wir

Digitized by Google

wir nun noch auf das hinweisen, was wir früher von des Vfs. Ansicht von der *Copula* angeführt haben, so glauben wir, den ersten Punkt unsrer Behauptungen: dass ihm eine durchgängig richtige Ansicht der Redetheile abzusprechen sey, hinlänglich bewiesen zu haben. Die Verworrenheit seiner Begriffe und die Unbestimmtheit seines Ausdrucks mag folgende Stelle der Vorrede (die er denn doch wohl erst nie lerschrieb, als das Ganze vor ihm lag und er dann ausrief: Und es ist alles sehr gut!) beweisen. — „Das System (seiner streng zusammenhängenden Sprachlehre) beruht auf der *Anschauung in Raum und Zeit*, und die Hauptregel heifst: *Man lerne den Gegenstand nach seinen Merkmalen und Verhältnissen hörbar bezeichnen.* Was ist ein Gegenstand? — Siehe Stück für Stück die Welt an! — Was ist sein Merkmal? — Er ist in Raum und Zeit vorhanden, ausser beiden kann ich mir Nichts (nichts) denken, und hat *Kennzeichen* dieses Daseyns, daher *Beschaffenheitswörter* zur Bezeichnung im Raum, *Zeitwörter* zur Bezeichnung in Zeit und Raum, *Umstandswörter* zur nähern Bestimmung der Merkmale. — Welches sind seine Verhältnisse? — Die Welt ist unter sich nach Ort und Zeit, nach Ursache und Wirkung, nach Grund und Folge, nach Zweck und Mittel, nach Thun und Leiden u. s. w. verbunden; diese Verhältnisse lerne man bezeichnen — durch Veränderungen an den Wörtern selbst (Declination, Conjugation), oder, wo diese nicht zureichen, durch *Verhältnifswörter*." — Ist das etwa die Definition eines Gegenstandes: Siehe Stück für Stück die Welt an? Kann sich Hr. *Kl.* wirklich ausser Raum und Zeit nichts *denken?* — Wie bezeichnen mir denn Beschaffenheitswörter, wie *lebendig*, *lebhaft*, *leichtfertig* einen Gegenstand im Raume? — S. 6 heifst es, um die Nothwendigkeit des Verbi zu entwickeln: In einer Welt voll Leben, wo Wirken und Leiden nicht aufhört, in einer Welt voll Unbeständigkeit, wo Werden und Sterben Grundgesetz ist, — müssen überall auch Wörter vorhanden seyn, *welche die Zeit bestimmen, worin ein Merkmal einem Gegenstande zukommt — Zeitwörter.* Da aber die Zeit nur dreyerley seyn kann — vergangen, gegenwärtig, zukünftig — und *also* die Bezeichnung derselben durch eine kleine Veränderung am Worte selbst möglich ist, so enthalten die Zeitwörter zugleich auch *die Bezeichnung eines Merkmals*, nicht nur der *Beschaffenheit* und des *Zustandes*, sondern auch des *Thuns* und *Leidens*." — Ohne der höchst schiefen Ansicht zu gedenken, welche sich hier vom Verbo und vom Verhältnisse der Zeit ausspricht, wollen wir nur auf die logische Richtigkeit der Darstellung aufmerksam machen. — Wie unbestimmt ist S. 16 der Ausdruck: „Hörbare Bezeichnungen der Gegenstände, welche ausser uns für sich bestehen, oder doch von uns als selbstständig gedacht werden, heifsen *Nennwörter*." Wenn ich also mit Jemand mich beredet hätte, der den folgenden Tag zu mir kommen sollte, dass er, wenn ich zweymal unter seinem Fenster in die Hände klatschen würde, die Uhr, und wenn dreymal, den Ring mitbringen sollte (die ich vielleicht zu kaufen gedächte), so wäre das zweymal und dreymal Klatschen hörbare Bezeichnung der Gegenstände *Uhr* und *Ring* und also *Nennwörter.* — S. 62 steht: „Ihre (der Hülfswörter) Conjugation mufs vor allen Dingen gelernt werden, *ob sie gleich* unregelmäfsig ist." — Ausdrücke aber, wie S. 134: „Ich grüfse die Schwester und Brüder" (wobey noch dazu bestimmt gelehrt wird, dass der Artikel bey dem zweyten Nennworte wegfallen könne, wenn es auch mit dem erstern in ungleicher Zahl stände); S. 8: „Genug zu wissen", statt: es reicht hin zu wissen; S. 112: „Eine zu lesen angenehme Geschichte"; S. 115: „Meine Meinung hast gehört" — sind undeutsch; so wie „der Waise" (S. 24), „zwischen die Zankenden stehen" (S. 86), und „hinter den Baum stehen" (S. 145), statt: sich stellen; „Frettchen" (S. 30), „Kästen, Höbel" (S. 30), „*bälder*" (S. 83), „Wem ist dieser Garten" (S. 131), „rechts und links der Strafsen" (S. 144), „Feyertäge" (S. 182) Provinzialismen sind; und (S. 8.) „Geruch des Wahren" ist geschmacklos. Auch müssen wir noch Flüchtigkeiten rügen, dass z. B. nirgends gesagt wird, dass das Beschaffenheitswort im Deutschen in doppelter Form erscheine; dass S. 18 die Endsylbe *sal*, und S. 84 bey den Verhältnifswörtern mit dem 3 Casus *nach* und *nebst* ausgelassen sind, u. m. dgl. Doch genug, denn wollten wir alle die Halbheiten, Schiefheiten und offenbaren Widersprüche und Unwahrheiten, welche sich in dieser 192 Seiten starken streng zusammenhängenden systematischen Sprachlehre finden, aus einander setzen, so müfsten wir den Raum, auf den das Werkchen, selbst wenn es das ganz wäre, wofür der Vf. es uns gern geben möchte, in diesen Blättern Anspruch machen könnte, weit überschreiten: denn wir können versichern, und allenfalls den Beweis führen, dass uns die erste flüchtige Durchsicht keine geringere Ausbeute, denn 70, und die zweyte genauere dann noch eine Nachlese von einigen 50 Rügen dargeboten hat. — Dass wir aber auch nur schon so umständlich bey dieser Anzeige gewesen sind, geschah hauptsächlich — um des *vielen Guten* willen, das wir dieser Mängel ungeachtet in Hn. *Kl.* und in seiner Sprachlehre gefunden haben, und mit Vergnügen anerkennen. — Wenn wir ihm auch die Ansprüche, die er in der Vorrede macht, gänzlich absprechen müssen, so wünschten wir deswegen nicht, dieser Beytrag zur deutschen Sprachkunde wäre gar nicht erschienen. Nein, dazu spricht hier ein zu guter Wille; der Fleifs, den Hr. *Kl.* auf diese Bogen verwendet hat, ist unverkennbar, und mancher heller Blick bey einzelnen Untersuchungen ist ihm gar nicht abzuleugnen, so wie uns die eingestreuten Winke über die Methode des ersten grammatischen Unterrichts grofsentheils recht wohl gefallen haben. Verdienstlich ist sein Streben, manche noch nicht ganz berichtigte Punkte, z. B. den Gebrauch der Modus und der Zeitformen des Verbum, zu gröfserer Bestimmtheit zu bringen, und die Lehre von der nähern Bestimmung der einzelnen Redetheile ist ausführlich und zum Theil gelungen zu nennen, vorzüg-

Digitized by Google

züglich die Lehren von der Umſtandsbezeichnung des Prädicats durch Verhältniſswörter. Hier hätten wir nur die Verhältniſswörter auch ſynonymiſch beſtimmt gewünſcht. Und ſo muntern wir ſchlieſslich den Vf. recht ſehr auf, in ſeinem Eifer für den deutſchen Sprachunterricht nicht zu erkalten; nur wünſchen wir, daſs er ſich mehr mit der *allgemeinen Sprachlehre* befreunde, und dann, daſs er nicht durch ungehörige Anmaſsung und durch öffentliche Ueberſchätzung des Geleiſteten und Herabwürdigung deſſen, was andere vor ihm geleiſtet haben und neben ihm leiſten, ein ungünſtiges Vorurtheil gegen das wirklich Verdienſtliche, das ſeine Arbeiten gewiſs enthalten werden, erregen möge.

SCHÖNE KÜNSTE.

(Ohne Druckort) *Lob des Eilferweins.* Ein Rundgeſang von *C. L. H. Wagner.* 1813. 8 S. 4.

Bekanntlich wuchs im Jahr 1811 in Schwaben ein vortrefflicher Wein. Dieſen beſingt hier ein dankbarer Verehrer dieſer Gabe von vorne herein nicht ohne einen Grad lyriſcher Begeiſterung und luſtiger Laune, z. B. ſogleich im Anfange, wo die Eine Stimme ſingt:

Den Hut vom Kopf, du Grobian!
Reſpect vor dieſem Weine!
Sein Nam' iſt Eilfer — dieſes heiſst:
Er iſt an Kraft, Geſchmack und Geiſt
Ein Erzgenie der Weine.

welcher auch einige andre Strophen ähnlicher Art glücklich entſprechen; aber gegen den Schluſs hin, ſey es, daſs die Kraft des Eilfers den Vf. ſchon zu viel überwältiget, was aber gegen die auch von dieſer Seite her geprieſene Tugend des Weines, als würde man durch ihn zum Dichter, zeugen würde, oder was immer die Urſache ſeyn mag, man begegnet ſchon in der Mitte und noch mehr gegen den Schluſs zu oft Trivialitäten, wie z. B.:

Und wüſsten wir, wo ihn ein Wirth
Vermiſcht mit Waſſer hätte;
In eine Pfütze ſtöſsen wir
Den *Rüſſel* ihm und ſprächen: hier
Sauf, du verwünſchte Kröte!

ja gar platten Unarten S. 7, die wir auszuheben erröthen, als daſs man wünſchen könnte, der Vf. möchte noch öfter ſeine Muſe durch den Eilfer befeuchten laſſen. Es iſt eine Compoſition von *J. M. Marx* auf zwey beſondern Blättern beygegeben, deren Würdigung wir andern überlaſſen müſſen.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Todesfälle.

Bereits am 26. October d. J. ſtarb *Peter Rudolph Winkopp*, penſionirter kurmainziſcher wirklicher Hofkammerrath, zu Aſchaffenburg, im 54ſten Jahre ſeines Lebens; welches eine eigene Beſchreibung verdient, indem der Verſtorbene mannichfache und ſeltſame Schickſale erfuhr, einen originellen Charakter beſaſs, der ihn oft zu einer wohlthätigen, mitunter aber auch übertriebenen, ihm nachtheiligen Freymüthigkeit hinriſs, der eine vielſeitige Gelehrſamkeit und eine treffliche, nicht gewöhnliche Darſtellungsgabe, verbunden mit ungemeinem Scharfſinne, beſaſs. Raſtlos in Verfertigung gedruckter und ungedruckter (amtlicher) Schriften, arbeitete er bis an ſein Ende hin. Die Anzahl der erſten iſt groſs, wie ſchon ein Blick in das gelehrte Deutſchland, ſowohl in das Hauptwerk, als in alle dazu gehörige Nachträge, lehrt. In den letzten Jahren beſchäftigte ihn das, mit groſsem Beyfall aufgenommene und bis zu 70 Heften angewachſene, Journal: Der Rheiniſche Bund, betitelt; mit dem er zuletzt ein anderes: Allgemeine Staatscorreſpondenz, verband; welche nun, nach ſeinem Ableben, nach einem etwas veränderten Plane von drey ehrenvollen Gelehrten, den Herren Directionsrath *Bauer* in Aſchaffenburg, *Behr*, Profeſſor in Würzburg, und *Schott*, gräfl. Baſſenheimiſchen Rath in Aſchaffenburg, mit dem Anfange des J. 1814 fortgeſetzt wird. Wer wird ſein aus 4 Quartbänden, bis in den Buchſtaben *S* reichendes Zeitungslexicon vollenden?

II. Ehrenbezeugungen.

Unterm 30. Nov. hat die theol. Facultät zu Halle dem wegen ſeiner gründlichen und durch ſeine Lehrvorträge und Schriften bewährten theologiſchen Gelehrſamkeit berühmten Hn. Profeſſor *Wilhelm Geſenius* zum Beweiſe ihrer Hochachtung und zugleich *in memoriam reſtitutae nuper clementiſſimi Regis beneficio literariae Univerſitatis Fridericianae*, die theologiſche Doctorwürde ertheilt.

Halle, gedruckt bey Johann Jacob Gebauer.

Digitized by Google

MONATSREGISTER

vom

DECEMBER 1813.

I.

Verzeichnifs der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recenſirten Schriften.

Anm. Die erſte Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an. Der Beyſatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.

A.

Abhandlung, theoret. u. prakt., über die Cultur des Getreides und die Kunſt Brod zu machen. Von *Parmentier*, *Rozier*, *Laſteyrie* u. *de la Lauze*. Aus dem Franz. 1r u. 2r Th. EB. 140, 1113.

Almanach, helvetiſcher, für das J. 1814. EB. 137, 1089.

Annen, Adv., ſ. Vertheidigung wegen Kindesmords.

Anſicht der neueingerichteten Gensd'armerie im Königr. Sachſen nach patriot. Grundſätzen. EB. 135, 1080.

Affollant, L. J. P., Recherches ſur la rate. Diſſert. EB. 139, 1105.

B.

Bauer, H., über die allgem. Entwicklung aller möglichen Wurzeln der numeriſchen algebraiſchen Gleichungen jedes Grades. 286, 609.

Baumgarten, J. C. F., Handbuch nützlicher Wirthſchafts- und Berufskenntniſſe für junge Frauenzimmer. 1 — 3r Th. Letztrer auch:

— — Handbuch für erwachſene Frauenzimmer. 304, 758.

Becher, Fr. L., über das Studium der Mutterſprache, zunächſt in den Studienklaſſen des Chemnitzer Lyceums. Als 4te Fortſetz. des Schuljahrsberichts. EB. 139, 1110.

Becker, R. Z., ſ. Holzſchnitte alter deutſcher Meiſter.

Bertuch, F. J., möglichſt vollſtänd. Sammlung aller bekannten geograph. Ortsbeſtimmungen. 1 — 4e Liefr. EB. 130, 1038.

Bülletin des Neueſten u. Wiſſenswürdigſten aus der Naturwiſſenſchaft, ſ. S. Fr. *Hermbſtädt*.

C.

Connaiſſance des tems, ou des mouvemens céleſtes, pour l'an 1815. 305, 761.

D.

v. Derſchau, H. A., ſ. Holzſchnitte alter deutſcher Meiſter.

Dietzſch, K. Fr., homiletiſche Beyträge. 1r Bd. 3 Hefte. EB. 131, 1047.

Dorn, J. Fr., Anleitung zur Kenntniſs u. Beurtheilung der wichtigſten Operationen in der Bierbrauerey u. Branntweinbrennerey; mit Vorbericht u. Bemerk. von S. Fr. *Hermbſtädt*. 301, 736.

E.

Ewald, J. L., eheliche Verhältniſſe und eheliches Leben. 3 u. 4r Bd. Auch:

— — Eheſtandsſcenen. 1r u. 2r Bd. EB. 138, 1097.

F.

Fabrici, Fr. W., ſ. *Plutarchi* Vitae Timoleontis — —

Franzoſen, die, in Berlin, od. Serene an Clementinen in den J. 1806 — 8. EB. 134, 1065.

G.

Gemälde, hiſtoriſches, der Politik des röm. Hofes ſeit dem Urſprunge ſeiner weltl. Macht bis zu unſern Zeiten. Aus dem Franz. von Dr. *P. A. K.* 289, 633.

Goerenz, J. A., in quaedam *Senecae* Philoſophi loca Animadverſiones criticae. 294, 678.

v. Grainville, Omegar der letzte Menſch. Aus dem Franz. 1 u. 2e Ausg. 292, 657.

Gravures en Bois des anciens Maîtres Allemands, ſ. Holzſchnitte alter deutſcher Meiſter.

Griffith's, J., neue Reiſe in Arabien, die europäiſche u. aſiat. Türkey. Nach dem Engl. von K. L. M. *Müller*. 1 u. 2r Bd. 295, 681.

Gütle,

Digitized by Google

Gütle, J. K., Hand- und Hülfsbuch für alle Künſtler und Handwerker, die Kitte, Formen u. Maſſen gebrauchen. Auch:
— — die Kunſt, alle Arten Kitte, Leime, Formen und Maſſen zu verfertigen. 299, 716.
— — prakt. Vorſchriften und Verſuche aus der Oekonomie, Technologie, Chemie u. Gewerbskunde. 350, 768.

H.

Handbuch zur Erklärung des N. Teſt. für Ungelehrte. 1 — 4r Th., u. 2te neubearb. Ausg. 1r Th. 1e Abth. Matthaeus, 2e Abth. Marcus u. Lucas, 3e Abth. Johannes. EB. 135, 1073.
Hartmann, A. Th., Supplementa ad *Buxtorfii* Lex. chald. talmud. et rabbin. Und:
— — Supplementa ad *Geſenii* Lex. hebr. e Miſchna petita. Auch:
— — Supplementa ad *Buxtorfii* et *Geſenii* Lexica. 293, 668.
v. Hellersberg, K., kurzer Auszug aus den Jahrbüchern des baieriſchen Volkes. 287, 617.
Henke, C. L., kleiner Sittenſpiegel in Verſen. EB. 130, 1040.
Hermbſtädt, S. Fr., Bulletin des Neueſten u. Wiſſenswürdigſten aus der Naturwiſſenſch., den Künſten, Manufacturen u. a. 5r Bd. EB. 130, 1033.
Holzſchnitte alter deutſcher Meiſter, in den Original-Platten geſammelt von H. A. v. *Derſchau*. Mit einer Abhandl. über die Holzſchneidekunſt herausg. von R. Z. *Becker*. 1 u. 2e Liefr. 288, 625.

I.

Johannes, der Evangeliſt, erklärt für Ungelehrte, ſ. Handbuch zur Erklär. des N. Teſt. 2te Ausg. 1n Thls. 3e Abth.
Jördens, K. H., ſ. *Oweni* Epigrammata ſelecta.

K.

Kannengieſser, Ch. H. G., Ackerbau-Katechismus. EB. 136, 1087.
Keck, Dr., der wahrſcheinlichſte Weg, die Rindviehpeſt auszurotten. EB. 132, 1054.
Kelle, K. G., das Erwachten der menſchl. Vernunft, als das erſte Eintreten der überſinnl. Welt in die ſinnliche. 290, 643.
— — Grundſätze, Proben und Plan einer deutſchen Darſtellung heil. Schriften in ihrer Urgeſtalt, für gel. u. ungel. Bibelleſer. 303, 745.
— — vorurtheilsfreye Würdigung der moſaiſchen Schriften, als Prüfung der *de Wette*'ſchen Kritik moſaiſcher Geſchichten. 1 — 3s H. 300, 721.
Kloker, G. L., ſtreng zuſammenhängende deutſche Sprachlehre. 306, 769.
v. Kotzebue, A., Geſchichte Kaiſers Ludwig des Vierten. 296, 689.

L.

La Cretelle, le jeune, Hiſtoire de France pendant le dix-huitième Siècle. 6 Bände. 289, 636.
Laſteyrie und *de la Lauze*, ſ. Abhandlung über die Cultur des Getreides.
Leonhard u. *Selb*, mineralogiſche Studien. 1r Th. 286, 612.
Leopold, J. L. G., die Landbienenzucht. Ein Anhang zum 2n Bande des Agricola. EB. 134, 1071.
— — ſ. K. Ch. A. *Neuenhahn*.
Leuchte, J. G. S., Kritik der neueſten Unterſuchungen üb. Rationalismus u. Offenbarungsglauben in Antitheſen. 290, 641.
Löffler, J. Fr. Ch., Auswahl einiger Predigten, ſ. *Deſſen* neue Predigten. 2e Samml.
— — Auswahl einiger Predigten an Feſt- und Bußtagen, ſ. *Deſſen* neue Predigten. 3e Samml.
— — neue Predigten. 2 u. 3e Samml. Letztre enthält auch: Ob u. in welchem Sinne die proteſtant. Geiſtlichen Prieſter ſind? EB. 132, 1049.
Lucae, J. C., anatom. Bemerkungen üb. die Diverticula am Darmkanal u. üb. die Höhlen der Thymus. 304, 753.
Lux, Joh. Joſ. W., Originalien üb. Gegenſtände der Staatsökonomie u. veterinar. Polizey. EB. 133, 1060.

M.

Mangili, G., nuove ricerche zootomiche ſopra alcune ſpecie di conchiglie bivalvi. 289, 640.
Manneet, K., Kaiſer Ludwig IV. oder der Baier. Preisſchr. 296, 689.
Marcus u. *Lucas*, die Evangeliſten, erklärt für Ungelehrte, ſ. Handbuch zur Erklär. des N. Teſt. 2te Ausg. 1n Thls. 1e Abth.
Mathy, J. A., Anleitung für Kranke, die ihrer Geneſung entgegenſtehenden Hinderniſſe zu beſeitigen. 304, 757.
Matthäus, der Evangeliſt, erklärt für Ungelehrte, ſ. Handbuch z. Erklär. des N. Teſt. 2te Ausg. 1n Thls. 1e Abth.
Meisner, S. G., die doppelte Buchhaltung auf der Stufe ihrer möglichſten Vollkommenheit. 295, 687.
Menſch, der letzte. 1e Ausg. ſ. *v. Grainville*, Omegar.
Meyer, Ch. Fr., einige Bemerkungen an u. für die Güterbeſitzer für die freye Landwirthſchaft, zur Verbeſſerung der Gemeinheits-Separationen. EB. 132, 1056.
— — G. W., Geſchichte der Schrifterklärung ſeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften. 5r Bd. EB. 136, 1085.
— — J. Fr., über Herrendienſte und deren Aufhebung. EB. 138, 1103.

Müller,

Digitized by Google

Müller, J. W., prakt. Anweisung zur algebraischen und combinator. Rechnung, in Bezieh. auf bürgerl. Geschäfte. 290, 647.
— — K. L. M., s. J. *Griffith's* neue Reise in Arabien.

N.

Nevenhahn, K. Ch. A., Anleitung zum landwirthschaftl. Handel. Nach dessen Tode durchges. u. fortgesetzt von J. L. G. *Leopold*. 2r Bd. 1r Th. Gerstenapfel bis Holzhandel. EB. 133, 1063.

O.

Olshausen, D. J. W., kurze Beschreibung des dänischen Staates. 287, 621.
— — Leitfaden zum ersten Unterricht in der Geographie; nebst einem Anhange üb. den dän. Staat. 287, 621.
*Owen*i Epigrammata selecta, mit deutschen Uebersetz. und Nachahmungen, herausg. von K. H. *Jördens*. 298, 711.

P.

Parmentier, s. Abhandlung üb. die Cultur des Getreides.
Pathognomik, oder Wegweiser in das Innerste des Menschen. 290, 646.
Perlenschnur, gesammelt aus den Schriften von *Engel*, *Fenelon*, *Garve*, *Goethe*, *Haller* u. a. 287, 624.
Pinetti, *Philadelphia* u. *Enslin*, od. die enthüllten Zauberkräfte. 1r Th. neue verm. Aufl., u. 2r — 4r Th. EB. 134, 1070.
Plutarchi, Chaeron., Vitae *Timoleontis*, *Gracchorum* et *Bruti*. Animadvers. intruxit Fr. W. *Fabrici*. 294, 673.
Prändel, J. G., die Rechenkunst, besond die Reesische Regel in prakt. Beyspielen, nebst der Decimalrechnung — — 291, 655.

Q.

Quodlibet, politisches, oder musikalische Probekarte. Von G. *H . . . s*. EB. 139, 1112.

R.

Rahbeck, K. L., Sandfigeren, eller der danske Huusven. 1r Jahrg. 1 u. 2r Bd. od. Jan. — Dcbr. 1811. 288, 630.
Reddelien, J. C. L., Versuch einer Beantw. der Frage: Ist dem Arzte das Studium Andrer nützlich und nothwendig, und wodurch können die Hindernisse dabey gehoben werden? 303, 751.
*Rosenmüller*i, J. G., historia interpretationis librorum sacrorum in ecclesia christiana graeca. P. IV. Periodum III, a J. Chrysostomo ad finem seculi XV cont. EB. 136, 1081.
Rozier, s. Abhandlung üb. die Cultur des Getreides.

S.

Säugethiere, die. Ein naturhistor. Bilderbuch für die Jugend. 301, 735.
Schier, S., die Fischer. Roman. 295, 685.
Selb, s. *Leonhard*.
Senff, K. Fr., Predigt am Siegesdankfeste d. 7. Nov. 1813 gehalten. 299, 716.
Sickler's, J. V., deutsche Landwirthsch. 14 — 17r Bd. s. J. Ch. G. *Weise*, ökonom. Technologie 1 — 4r Theil.
Sonnenschmid, Fr. Tr., Commentar zu meiner Beschreibung der span. Amalgamation. 2s St. EB. 131, 1045.
Sterr, K., Ludwig der Baier, Kaiser der Deutschen und Römer. Preisschr. 296, 689.
Streckfuss, K., Julie von Lindau, od. Natur, Wille u. Verhängniss. 2 Thle. 305, 764.
Stuck, J. Ch., Predigten zur Beförderung eines christl. Verhaltens unter den Gefahren der Zeit. EB. 135, 1079.
Studien, mineralogische, s. *Leonhard*.

T.

Theremin, Fr., des Preussen u. des Franken Tod auf dem Schlachtfelde. Gedicht. 303, 751.
Triesnecker, Fr. v. Paula, astronom. Beobachtungen, an verschied. Sternwarten angestellt. 1 — 4e Samml. 291, 649.
Tzschirner, H. G., Predigten. 1e Samml. 299, 713.

V.

Verordnung wegen des Tollwerdens der Hunde. 302, 744.
Vertheidigung der des Kindesmords angeklagten Magdal. Gasser. (Vom Adv. *Annen*.) EB. 130, 1039.
Vetter, Pandora. Ein Lebensgemälde. 286, 616.
van Vloten, Gul., Specimen philolog. cont. descriptionem Cod. Ms. bibliothecae Lugduno - batavae, partemque inde excerptam vers. Samaritano - arabicae Pentateuchi Mosaici. EB. 138, 1101.

W.

Wagner, C. L. H., Lob des Eilferweins. Rundgesang. 306, 775.
Weber, Fr. B., kleine ökonomisch - kameralistische Schriften. 1s Bdchn. EB. 137, 1092.
Weise, J. Ch. G., ökonomische Technologie. 1 — 4r Th. Auch:
— — die deutsche Landwirthsch. herausg. von J. V. *Sickler*. 14r — 17r Bd. EB. 140, 1117.
Wendt, J., Ansichten üb. physische Erziehung. Vier Vorlesungen. 303, 752.

Z.

Zauberlaterne, die, s. *Pinetti*, *Philadelphia* u. *Enslin*. 3r Th.

(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 82.)

Digitized by Google

II.

Verzeichniſs der literariſchen u. artiſtiſchen Nachrichten.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Bunſen in Göttingen 293, 671. *Freyre*, Graf Gomez, k. k. franz. Diviſions-General 293, 672. *Geſenius* in Halle 306, 776.

Todesfälle.

Antes in Briſtol 299, 720. *Bergener* in Halle 294, 680. *Blech* in Danzig 296, 695. *Kaiſarow* in Dorpat 294, 679. *Krügelſtein* in Ohrdruff 294, 679. *Meyer* in Aarau 299, 720. *Winkopp* in Aſchaffenburg 306, 775.

Univerſitäten, Akad. u. andre gel. Anſtalten.

Haarlem, Societät der Wiſſenſchaften, Preisfragen für die Jahre 1815 u. 1816. 292, 661. *Halle*, Univerſität, durch den König von Preuſsen wieder hergeſtellte, Vorleſungen daſ. vom Neujahr bis Oſtern 1814, von *Schütz* verfertigter Prolog zum Lectionsverzeichniſs 299, 717. *Jena*, Univerſität, Disputat. u. Diſſertat., Doctorpromot. u. Programme, 293, 671.

Vermiſchte Nachrichten.

Senff's, in Halle, funfzigjähriges Amts-Jubiläum 299, 720.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

3 0000 093 406 332